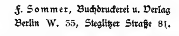
Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Jahrgang 1905.


F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag
Berlin W. 35, Steglitzer Straße 81.






Sach-Register 1905.

A

Abwehrtätigkeit u. Antisemitismus 1,2
Abwehrversammlung in Otterndorf 171,172. 181—183
Ackerbauinstitut, internationales, Urheber der Idee ein amerikanischer Jude David Lubin 77
Ahlem, jüd. Erziehungsanstalt b. Hannover 62. 74—76. 228
Ahlwardt, von Bismarck beurteilt 134
„Akademische Blätter" gegen die „Staatsbürgerzeitung 43
— von dem Herausgeber der „Münchener Hochschulnachrichten", Dr. v. Salvisberg, zurechtgewiesen 238
Akademische Freiheit s. Studentenschaft.
Alexis v. Hessen, Landgraf, gest., Stellung zu Juden u. Antisemitismus 273,174
Algier, Niederlage d. Antisemiten 360
„Allgem. Deutsche Universitäts-Zeitung", Bekämpferin d. Antis., eingegangen 270,271
Alldeutscher Verbandstag in Worms über die Rassenfrage 197,198
Altes Testament im Religionsunterricht 262
— und Neues Testament 3
Amerikanischer Brief 52,53. 73,74. 93,94. 122,123. 172,173. 221. 235,236. 263,264. 290,291. 381,382. 386,387
Amerika (Vereinigte Staaten), Juden, Antisemitismus 52,53. 73,74. 93,94. 150—152. 158—160. 167,168. 221. 235,236. 257,258
— christliche Geistliche treten für d. Juden ein 122,123
— 250jähriges Jubiläum d. Niederlassung der Juden in Amerika 172,173. 221
— jüd. Kolonisation 231,232
— Staatssekretär John Hay u. d. Juden 263,264
— amerikanische u. russ. Juden 340
— u. russ. Judenmetzeleien 381,382
— eine Konferenz v. Vertretern protestantischer Kirchen verurteilt d. russ. Judenmetzeleien 410
— Cleveland und Roosevelt über die amerikan. Juden 410,411
Antisemitische Ausschreitungen, in Heiligenstadt 45
— in Göding (Oesterreich) 45
— ein Pücklerverehrer in Berlin verurteilt 62
— antis. Schild in Oberlauchringen 367
— antis. Kinderliederbuch in Erlangen 383
Antisemitismus als Gespenst, Snobismus, Modesache 207,208
— des Altertums 233—235
— u. Kultur 243
— sein „Nutzen" 238,239. 249—251
Argentinien, jüd. Ackerbau-Kolonie 79,80. 215,216
Aronsohn, preuß. Landtagsabg. auf der Generalvers. d. V. z. A. d. A. 67
Aerzte, jüd., v. d. „Kreuzztg." verleumdet 235
— verteidigt v. d. Berl. Aerzte-Korrespondenz 235
Aerzte, jüd., und die Hauptversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands in Straßburg 277,278. 294. 349
— in der Geschichte 383,384
Asher, Dr. Georg, Prof. gest. 294,295. 304
Auerbach, Ernst, Rechtsanwalt, Referent der Generalvers. d. V. z. A. d. A. 66,67
Aug' um Auge, Zahn um Zahn, im Alten u. im Neuen Testament 1,2
Augspurg, Anita 208
Australien, Antisemitismus 330,331
— Westaustralien, jüd. Minister Mathew L. Moß 303

B

Babel und Bibel 61. 70,71
Bade-, Kur- u. Erholungsorte, ganz od. zum Teil antisemitisch 192. 200. 207. 215. 224. 239,240. 272. 281,282. 284,285
Baden, die Antis. u. d. Landtagswahlen 109,110. 341. 348
Balfour, engl. Minister, über d. russ. Judenmetzeleien 365
Bankiers, jüd. u. russische Anleihen 266,267. 290,291. 300,301
Bartels, Ad. 50,51. 64. 113,114. 177,178. 276. 353,354
Barth, Dr. Theodor, Vors. d. V. z. A. d. A. in d. Generalvers. 65—67
— über Minister Schönstedt 197
Battenberg, Pfarrer in Frankfurt a. M., über die Kampfesweise d. Antis. 157
— — Mitgl. d. Hilfsk. f. d. russ. Juden 364
Bayern, Kampf d. Juden um ihre Emanzipation 210—212
Beecher, Henry Ward, über d. Juden 130—132. 138,139
Befähigungsnachweis u. „Staatsbürgerztg." 245
Belgien, jüd. Gesandtschaftssekretär d. belgischen Gesandtschaft in London 140. 160
Bellesort, André, über die Juden in Rumänien 147—149
Belmonte, Fürst, päpstlicher Nuntius in Wien, über d. russ. Judenmetzeleien 365
Benhardt-Fambach, antis. Pfarrer in Herges im Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden 254,255
Bischof von Straßburg, Dr. Fritzen, spendet für d. israelitische Kunst- u. Gewerbeschule 302
— von Speyer, Dr. Busch, für Toleranz 150. 826,327
— von Gloucester, Ellicot, für die unterdrückten Juden 367,368
— Stroßmayr und der Rabbiner 63
— von Würzburg, Schork, gegen d. Antis. 44
Blutbeschuldigung, in Beuthen/Oberschl. 31
— Reminiszenz an Xanten u. Konitz 81,82
— ein kleines Ritualmordmärchen in Konitz 95
— in Mytarz b. Zailgrod (Galizien) 140,141. 199. 312
Blutbeschuldigung Nutzen des Ritualmordmärchens f. d. Mörder (Hannover, Kamenicek in Böhmen, Pochwatow in Böhmen, Glohn in Westfalen, Pecklogrunde bei Nachod) 155,156
— in dem Dorfe Malveschta b. Tiraspol (Rußland) 214
— Blutlüge von Damaskus von Heinr. Heine beleuchtet 246
— Morde durch Halsschnitt 333
— bei Krakau 333
— der Ritualmord bei den Talmudjuden 343,344. 384
— s. Blasel, König, Mommert
Bruhn, Wilhelm, Abg., und der deutsche Kaufmannsstand 26
— äußert sich im Reichstag über Pückler 27
— politische Charakterlosigkeit 81
— geschäftlicher Ausbeuter Pücklers 268
— wird in Ahlbeck verprügelt 291
— tritt v. d. „Staatsbürgerztg." zurück, gibt ein ein Wochenblatt „Die Wahrheit" heraus 313,314
— verschmäht auch in seinem Wochenblatt „Die Wahrheit" jüd. Inserate nicht 341
Benrath, Prof. in Königsberg, gegen den Antisemitismus 55
Berard, Victor, über die Folgen der russischen Judenpolitik 178
Bernhardi, Th. v., über Landesverrat d Kreuzzeitungspartei 381
Bewer, Max, antis. Parteibarde, zu seiner Charakteristik 303,304. 310. 322
Bidaine, ehem. Führer d. Antis. von Oran, einer der grausamsten Beamten in den Kolonien 350,351
Bielohlaweck, österreichisch. antis. Abg. 165,166
Bismarck über Ahlwardt 134
Blasel, Dr. Karl, in Grünberg/Schl. gegen den Ritualmord 343,344
Böckler, Abg., beschimpft im Reichstag die Juden 83. 99
— i. d. Versammlung zu Pyritz am 27. 7. 241
— übernimmt am 1. 9. d. Redaktion d. „Mittelstand", d. Kröseilschen Organs 276. 292
Borchert, Dr., sein Selbstmord und akad. Laufbahn 262,263
Böhme, Dr., antis. Reichstagskand. in Marburg 188. 398
Bonus, Arth., Essayist, urteilt über die hohe sittl. Bedeutung d. Wahrheit, wird von Antis. angefeindet 279
Boykott von Geschäftsleuten seitens eines sozialdemokrat. Redakteurs (Kassel) mit Gefängnisstrafe geahndet, während Antis., die auffordern, nicht bei Juden zu kaufen, leer ausgehen 138
— Lueger: Kauft nicht bei Juden! 406,407
— Zentrumsblatt in Würzburg: Kauft nur bei Christen! 412

Boykott von Warenhäuser in München durch die Antisemiten 54
Brandt, Emil, Schriftsteller, redet in Otterndorf 171,172. 181—183
Braunstein, Dr. Albert, erster jüd. Privatdozent in Rußland 360
Bund der Landwirte u. Antis. 229. 369,370. 390
Burckhardt, Reichstagsabg., über den Antisemitismus 109
Bürgermeister, jüd., Karl Weiß, in einer rein christl. Bevölkerung in Olsowetz (Mähren) 302
Burschenschaft u. d. Juden 169—171. 201—204. 207—220. 366
Busse, Karl, über Fontane und das Judentum und über jüdische Presse 108

C

Carrara, Prof. in Turin, über konfessionelle Toleranz auf ital. Universitäten 284
Cassel, preuß. Landtagsabg., über die Zurücksetzung jüd. Richter 90—92
Casper, Leopold, Berl. Universitätsprof. und die Warschauer Polizeibehörde 117. 125
Chamberlain, engl. Minister, über d. russ. Judenmetzeleien 365
— Houston Stewart 345,346
Cholera in Rußland und Juden 289
Christentum u. Antisemitismus 85. 122,123
— antis. Wodanskultus 123
— u. Judentum, Rede d. Pastor Wagener auf dem Kongreß liberaler Protestanten in Genf 305,306
Christlichsoziale im Niederösterreichischen Landtag, protestantenfeindlich 6
— und Deutschsoziale 14
— in Wien, Niedergang 72
— Wahlgeschäfte m. d. deutschen Reformpartei 109
— bei der Reichstagswahl in Essen 310
Chuquet, Arthur, Prof., Historiker 4
Cleveland, ehem. Präsident d. Ver. St. über die amerikan. Juden 410,411
Cohen, Alfred, Oberlandesgerichtsrat in München 31
Cohn, Josef, Rechtsanwalt, gest. 23
— Dr. Heinrich Meyer, Justizrat, gest. 348
Condenhove, Graf C., in d. Vorstand d. V. z. A. d. A. in Wien kooptiert 157
Cromwell, Oliver, hob das gegen d. Juden gerichtete Verbannungsedikt auf 392
Curtius, Friedrich, über das Alte und das Neue Testament 3

D

Deutscher Verein in Frankfurt a. M., geht v. d. Reformpartei zur Deutschsozialen Partei über 292
Deutscher Volksbund, wie er Palmsonntag feiert 123
„Deutsche Wacht" in Dresden über Graf Pückler 197
— Zerwürfnis mit Abg. Zimmermann 198. 254
— Beziehungen zu ihm gelöst 222
— hört auf, Parteiorgan zu sein 229,230
— über Osw. Zimmermann 236,237
— über Lueger 379
Dewey, antis. Staatsbibliothekar in New York 73,74
Deutschsoziale Partei u. christlichsoz. Partei 14
— agitieren im 19. hannov. Wahlkreise 53,54
— Parteitag am 9. 10. in Leipzig 326
— und Bund der Landwirte 369,370
Deutsche Reformpartei und Graf Pückler 6
— Krach in ihrem Lager (Hessen) 47
— in Sachsen 261. 270. 276. 341
— Landtagskandidaten in Sachsen 292
— und Deutschsoziale 370
Deutschtum, definiert v. d. antis. „Deutsch-ung. Volksfreund" 279
— im Auslande 368
„Deutsches Volksblatt" in München 36
— in Wien, antis. „Wippchen" 198,199
— fälscht die Geschichte 406
„Deutsche Volkswacht" in Offenbach, lügt 37
— auf Abonnentenfang 110
„Deutsche Volkswacht" wird vom Rektor der Gießener Universität gerüffelt 271
„Deutsche Hochwacht" über die Regisseure der Pücklerschen Schaustellungen 36. 268
— schlägt ein Radikalmittel vor, um jüdische Offiziersaspiranten ein für alle Mal zu beseitigen 116
— und die pommersche Geistlichkeit 270
— gegen d. Polizeipräsidenten i. Stettin 332,333
— beschimpft d. Kundgebungen deutscher Christen für die russischen Juden 380
Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, Agitation zu den Wahlen für die kaufmännischen Schiedsgerichte in Hamburg, Leipzig, München, Köln, Breslau, Hagen und Frankfurt a. M. 36,37. 53. Berlin 149,150
— unanständige Kampfesweise 84,85
— Fiasko in Wien 85
— Versammlung in Delitzsch 109
— segelt unter falscher Flagge 121,122
— u. Staatssekretär Graf Posadowsky 132,133
— 10. Stiftungsfest in Berlin mit antis. Festrednern und Ehrengästen 291
— Agitation gegen den Anschluß der Kaufmannsgerichte a. d. Verband d. Gewerbegerichte 301
Delitzsch, Friedrich, Prof., über Babel und Bibel (3. Vortrag) 61. 70,71
„Der Deutsche", Zeitschrift, verhöhnt die jüdischen Soldaten in der Armee 333
„Der alte Löwinsohn", Skizze 6—8
„Der Hausvater", evang. kirchliche Monatsblatt für Leipzig über Exesse gegen die Juden in Rußland 122
„Der Judendakiar", Skizze 46,47
„Deutsches Blatt" („Deutschsoziale Blätter") in Hamburg beschimpft den Pfarrer Naumann 42,43
— greift die Konservativen an 123,124
— ein Reinfall 277. 375,376
„Die Figur des roten Itzigs im Grafen von Charolais" 285—288
Dom in Berlin, „verjudet" 85
Dörfer, jüd., in Deutschland 230. 349
Dragomirow, russischer General, äußert sich gehässig über die Juden 231
Dresdener städt. Wahlrecht, Verschlechterung durch die Antisemiten 222
Dresdener Antisemitenherrschaft, Korruption 359—360, Zusammenbruch 385,386
Drumont und der Rückgang d. antis. Bewegung in Frankreich 185

E

Eckstein, Dr. A., über den Kampf d. Juden um ihre Emanzipation in Bayern 210—212
Edelsheim-Gyulai, v., General, über jüd. Soldaten 104
Eickhoff, Abg., über d. Juden im Heere 98—102
Einem, v., Kriegsminister, u. d. Juden im Heere 98—103
Eisenbahnschalter-Beamter in Halberstadt wird v. d. Betriebsinspektion wegen antis. Benehmens zurechtgewiesen 288
Ellstätter, ehem. badisch. Finanzminister, gest. 206
England, Fremdenbill 199,200
— Antisemitennest Limerick 239
— engl. Regierung u. jüd. Einwanderung 280
— 250. Gedenktag, an dem Cromwell das gegen die Juden gerichtete Verbannungsedikt aufhob 397
— Lord Mayor v. London, über d. Juden in England 397
Ernst, Abg., über d. Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 405
Erzbischof von Bamberg Dr. Albert, für Frieden unter d. Konfessionen 206
— f. d. russ. Juden 380
— von Canterbury über d. russ. Judenmassacres 363
— von Westminster über d. russ. Judenmassacres 365
— von Köln, Kardinal Fischer, spendet f. d. russ. Juden 380
Eschwege-Schmalkalden, Reichstagswahlkreis, Agitation d. Antis. 210

F

Feenders, Dr., Arzt in Weener, antis. Agitator, wegen Beleidig. eines Juden verurteilt 94
Feuerwehrleute, jüd. (Berlin, Kulmsee, Krefeld, Militsch, München, Stuttgart, Baden, London) 351,352. 360. 367.
Finland und die Juden 320
Finot, Jean, über das Rassenvorurteil 298—300. 306—309
Fleischnot und Juden 289
Flinsch, H., Stadtrat, Mitgl. d. Hilfskomitees für d. russ. Juden in Frankfurt a. M. 364
Förster, Wilhelm, Prof., zum 2. stellv. Vors. d. V. z. A. d. A. gewählt 65
Fontane, Th., u. das Judentum 89,90. 97,98. 108
Franchetti, jüd. franz. Major 282,283
Frankl, Ludw. August, Dichter, nach ihm benannte Gasse in Wien 214
Frankreich, tapfere jüd. Offiziere 282,283
— Emanzipation der Juden in der Nationalversammlung von 1789—1791. 314,315
„Freie Deutsche Presse" tritt einer tendenziösen antis. Darstellung über d. Anteil d. Juden an d. Kriminalität entgegen 261,262
„Freie Evangelische Volksvereinigung" in Frankfurt a. M. 3,4
Friedrich, Großherzog v. Baden, spendet für die russischen Juden 386
— Deutscher Kaiser, Stellung zur Judenfrage 9,10. 101
Fritsch, Th., wird von einem „tapferen Mädchen aus Baden" abgeführt 255
— beurteilt antis. Redakteure 412
Funck, Abg., Mitgl. d. Hilfskomitees f. d. russ. Juden in Frankfurt a. M. 364
— über d. Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 404,405
Fürsorge- und Zwangserziehung, Anteil der Juden 55

G

Galizien, antis. Agitation eines Jesuitenpaters in Stanislau 135
— Justizzustände 317,318
Gapan, „Jude", und die Antisemiten 34
Gemeindewahlen s. Stadtverordnetenwahlen
Gerber, bayer. Zentrumsabg., über Anstellung v. Israeliten in der Justiz 390
Gerlach, v., Abg., üb. d. Ausschließung d. Juden von den Schwurgerichten 30
— über die Anstalt Ahlem 62
„Germania" bedauert das, v. Wiener Gemeinderat beschlossene Schächtverbot 140
Geschäftsreisende, deutsche, jüd. Glaubens in Rußland 37. 61,62
Geschäftskonkurrenz, Hineinziehung d. Religions- und Rassengegensatzes, Beleid.-Prozeß in Treuen i. V. 277
Geßmann, antis. österr. Abg., Protestantenfeind 6
Gewerbe-Ausstellung in Kassel, antis. Taktlosigkeit 230
Gleichen-Rußwurm, Alexander, v., über Nationalstolz und Rassenhaß 85,86
Goldschmidt, Karl, Berliner Landtagsabg. 37
„Grobian", antis. Witzblatt, Redakteur Leid in München, wegen Beleidig. des Dr. Sigm. Lachmann-Berlin zu Geldstrafe verurteilt 62. 197
— wegen Beleid. des Chefred. d. „Bayer. Kurier" zu 1 Woche Gefängnis verurteilt 197
Grübel, agrar.-antis. gothaisch. Abg., Sündenregister 14,15
Grubier, Dr. Walter de, zum stellv. Schatzmeister d. V. z. A. d. A. gewählt 65
Guran, A., üb. Juden als Feuerwehrleute 351,352
Gyßling, Abg., über die Zurücksetzung der jüd. Richter 34,35

H

Hagelversicherung u. Antis. 166
Hahn, Diedrich, lobt den Abg. Köhler 23
— designierter Kandidat im 19. Hannoversch. Wahlkreis 53,54. 310
Hallgarten, Charles L., Vors. d. Hilfskomitees f. d. russ. Juden in Frankfurt a. M. 364
Hamm, Oberlandesgerichtspräsident, v. d. „Staatsbürgerztg." verleumdet 81,82

Hamerling, Robert, über d. antis. Preßmeute 390,391
Hammerstein, Frhr. ehem., Chefredakteur der „Kreuzztg.", litterarischer Nachlaß 145,146
— und Stöcker 145,146
Handwerker, jüd., in Rußland 175,176. 334
— in New-York 294
Hannoverscher 19. Wahlkreis, Agitation d. Antis. 291,292. 310
Harburger, Oberlandesgerichtsrat in München 30,31
Hartel, österr. Kultusminister, für die jüdischen Studenten 162,163
Hartwig, ehem. antis. Reichstagsabg. in Dresden, Vorsitzender d. Hausbesitzer-Vereins gegen die Mittelständler 245
— wegen Bel. seines politisch. Gesinnungsgenossen Dr. Haeckel verurteilt 388
Haase, Dr. Th. Superintendent, Mitgl. d. österr. Herrenhauses, über d. russ. Judenmetzeleien 365
Hasse, Prof. in Leipzig, Rassendünkel 198
Hasse, Geheimrat in Breslau, Hauptvertreter d. Ostmarkenvereins, u. d. Juden 189
Häckelvorträge in Berlin, v. d. Antis. angegriffen 157
Hay, John, Staatssekretär, und die Juden 263,264
Hellwig, Prof., Realschuldirektor in Berlin, über d. Ausschluß jüd. Schülerinnen 161,162
Henckel-Donnersmarck, Fürst, Projekt d. 10 Mill.-Spende f. Offiziere 198
Heine, Heinrich, und seine Vaterstadt Düsseldorf 94,95
— gegen die Blutlüge von Damaskus 246
Henrici, Dr., Ernst 84. 357,358
Hertwig, Heinrich, Rechtsanwalt in Charlottenburg, ehemal. antis. Agitator, wegen Unterschlagung zu vier Mon. Gefängnis verurteilt 53. 222
— Reminiszenz an seine Liegnitzer Reichstagskandidatur 84
Hertz, Friedrich, über moderne Rassentheorien 142—144
Hessen, Agitation d. Antis. 329
Hirschel, antis. Abg., beschimpft in einer Versammlung zu Altenburg bei Alsfeld d. Großstädte 261
Hochschulen s. Universitäten
Hoensbroech, Graf, und Kaiser Friedrich 9,10
— über d. Verlogenheit d. „Kreuzztg." 244,245
Hohenlohe, Fürst, Statthalter, spendet 3000 Mk. für d. israel. Kunst- u. Gewerbeschule in Straßburg 294
Holländer, Jakob, Prof., vor 2 Jahren Finanzminister v. Portorico, jetzt von Roosevelt als Spezialgesandter nach Domingo geschickt 303
Holzhausen, Paul, Historiker, bestreitet Antis. zu sein 15
Homel, Krawall-Prozeß 23,24 64
Horwitz, L., Lehrer in Kassel 335,336
Hotels u. Restaurants, antis., in Danzig, in Schwartau bei Lübeck 238, in Frankfurt a. M. 317
Hygiene u. d. Juden 263

J

Jahresrückschau 401,402
Jaluzot, Warenhausbesitzer, Zuckerwucherer und Antisemit in Paris 306
Jastrow, Dr., zum Professor ernannt 85
Jodl, Friedrich, Prof. in Wien 350
Jonas, Paul, Justizrat, eine Reminiszenz 395,396
Jowa, Gouverneur Cummings über die Juden des Staates Jowa 280
Italien und die Juden 280. 311,312
„Judenkurie": Der Plan, für die Juden Oesterreichs bei den Reichstagswahlen, eine eigene Kurie (Volksgenossenschaft) zu schaffen 407
Juden auf Reisen 247,248
„Judenreines" und „judenfreies" Haus in Oberlauchringen 55,56
Judenriecherei 174
Judenschutz der Reichsstadt Dortmund 16
„Jüdischer Räuberhauptmann" in Amiens, antis. Lüge 117
Jüdische Studentenverbindungen 11,12. 112. 120. 128. 136. 246. 390
„Jüdisches Ramschgeschäft", keine Beleidigung, Urteil des Landgerichts in Plauen 126
Justizdienst s. jüd. Richter

K

Kahn, Zadoc, Groß-Rabbiner von Frankreich, gest., Trauerfeier 412
Kardorff, v., Abg., warnt im Reichstage: „Denken Sie an Konitz!" 411
Karpeles, Gustav, über Fontane und das Judentum 108
Katholiken in Oesterreich, Beschwerden über Beschimpfung ihrer Religion, verglichen mit den gleichen Beschwerden d. Juden 21,22
Kaufmannstand, deutscher, u. Abg. Bruhn 26
Kirsch, Kassierer d. Kreissparkasse in Meiningen, bekannter Antis., beging Selbstmord, nachdem seine schweren Unterschlagungen aufgedeckt 277
Kriegerverein u. Antis. in Anhalt 293
Kriminalität der Juden, Schrift von Dr. Paul Nathan 104
— rückfällige Verbrecher, Statistik 107, 108
— die „Germania" beklagt sich über Mißbrauch d. Statistik gegen d. Juden 134
— tendenziöse Darstellung antis. Preßorgane beleuchtet 261,262
Konservative und Antisemiten 123,124
— Hetzflugblatt bei der Reichstagswahl in Wahrungen 359
Kotanisationsfrage, jüd. 79,80. 215,216. 231, 232. 347,348. 398,399
„Kurier", Skizze 126—128
Küster, Architekt in Hannover, Mittelstandsretter 245. 331. 372
Klausner-Dawoc, Ludwig, über Antisemitismus 207,208
„Koblenzer Volksfreund", mit antis. Tendenz niedrigster Sorte 248
„Kölnische Ztg." über d. Judenfrage in Rußland 119,120
„Köln. Volksztg.", über die Zustände in Rußland 119,120
— über Rassendünkel 198
— befürwortet d. Hilfsaktion f. d. russ. Juden 374
König, Prof., Dompropst in Breslau, gegen den Ritualmord 384
Köhler, antis. Abg., v. Diedrich Hahn gelobt 23
— Prozeß wegen Beleidig. von Behörden usw. 359. 367
Krauskopf, Dr., Präsident auf der Konferenz amerikanischer Rabbiner 252,253
Kroner, Dr. Ph., über Friedrich Delitzsch 70,71
— Sammlung von Aufsätzen 124
Kronprinz, deutscher, auf einem Kommers des Vereins deutscher Studenten 25,26. 38. 43
— und die „Staatsbürgerztg." 121. 129. 149
Konfessionalismus bezw. Intoleranz
— katholisches Wasser, konfess. Schreiben und Rechnen 110. 342,343
— christliche Taschentücher 134
— konf. Geschäftigkeiten in Trier 166
— Friedhofsordnung in Auerswalde b. Chemnitz 189
— konfessionelle Vorbehalte in den Stellennachweisen der ärztlichen Fachpresse 134. 140. 235. 277,278. 294. 349
— in der Kolonisten-Sommerfrische Landra 279,280
— in Sand (Tauferstyol) 280
— Nichteinladung eines Vertr. d. Jubent. bei d. Einweihung der Denkhalle in Gravelotte 183,184. 302
„Kreuzztg.", über die Judenfrage 108
— über d. Ausschließung der Juden v. Offizierkorps 139,140
— beschimpft die Jüdinnen 212,213
— verleumdet d. jüd. Aerzte 236
— verlagen 244,245
— über die Juden auf Reisen 247,248
— über die deutsche Mittelstandsvereinigung 292
Kräfell, Abg., Pastor a. D., Prozeß gegen Dr. Wittenberg durch Vergleich beendet 14
— über seine Prozesse, Größenwahn 33,34
Kröfell, Abg., Pastor a. D., geht zu Hofe 71, 209,210
— und der Pyritzer Landwirtschaftl. Ein- und Verkaufsverein 94. 108,109. 242
— und die jüdischen Banken 174
— greift in der Volksversammlung am 27. 7. in Pyritz d. Konservativen und die Richter an 241—243
— erscheint nicht vor Gericht wegen „nervöser Aufregung der Herznerven" 292
— und Böckler sind „einig" 292
— Prozeß wegen Beleidigung von Behörden zu 150 Mk. und wegen Ungebühr vor Gericht zu 100 Mk. verurteilt 339
— u. d. Stadtverordneten-Wahlkampf in Pyritz 358,359
— will die Rechte des geistlichen Standes wieder erlangen 358,359
— zum Termin wegen Bel. d. Ersten Staatsanwalts von Stargard nicht erschienen, Haftbefehl erlassen 359
— „drückt sich" nach dem Ausland 366,367
— Steckbrief gegen ihn erlassen 375

L

Landwirtschaft und Juden 77. 79,80. 215,216. 231,232
Lassalle und das Judentum 15,16
Lattmann, antis. Abg., Konferenz in Eisenach 14
— agitiert in Eschwege-Schmalkalden 210
— Beleid.-Prozeß mit jüd. Kaufmann in Kassel 279
Laurier, Sir Wilfrid, kanadisch. Premierminister f. d. russ. Juden 400
Lauterbach-Schotten, Niederlage der Antis. bei der Landtagswahl 30
Lehleitner, Versicherungs-Direktor in Dresden, antis. Agitator, Prozeß wegen Veruntreuungen zc. 293. 317. 325. 332. 388
Lehrer, jüd., an bayer. Volksschulen 92,93
— Anstellung jüd. Lehrerinnen in Frankf. a. M. 302
Lenzmann, Abg., über Pückler 26,27
— Stellung zum Antisemitismus 30
Lessing, von der „Staatsbürgerztg." zum Antis. gestempelt 77
Leroy-Beaulieu, Anatole, über die Juden in Amerika 150—152. 158—160. 167,168
— über die Judenemanzipation in Rußland 291
Leuß, Hans, üb. Hammerstein u. Stöcker 145,146
„Libre Parole" in Paris blamiert sich wegen Angriffe auf Juden 115
Liebermann v. Sonnenberg, Abg., üb. d. Juden im Heere 98,99
— mißbraucht die Statistik 104
— auf dem Leipziger Parteitag 326
— in der Reichstagssitzung v. 12. 12. über das Totschlagen und „Beerben" d. Juden 402. 403,404
Liszt, v., Prof., üb. das moderne Studententum 59,60
Literaturprofessoren, jüd. und christliche, an den Universitäten in Deutschland u. Oesterreich 113,114. 276
Loë, Frhr. v., Feldmarschall, u. d. „Fall Bier" 98,99
Loubet, Präsident, predigt Toleranz 150
Lubin, David, Urheber der Idee eines internat. Ackerbauinstitutes 77
Lueger, Bürgermstr. von Wien, u. d. ungarische Krisis 316,317
— auf dem 5. österr. Katholikentage 378,379
— von d. antis. „Deutschen Wacht" in Dresden abgekanzelt 379
— gibt die Parole aus: „Kauft nicht bei Juden!" 406,407
Luise, Königin, f. d. Juden 360
Luschan, v., Prof., zur physischen Anthropologie der Juden 38—40
„Lustige Blätter", antis. Witze 8

M

Mädchenhandel, Kongreß in Bremen und die Juden 349,350
Marburger Reichstagswahlkreis und die Antisemiten 188. 196. 383. 398
Markt, Vieh- und Krammarkt in Holzminden und jüdische Feiertage 333

Matrikelfälschungen in Ungarn 96
Meyhoefer, Regierungs- und Medizinalrat in Düsseldorf, Antis., erschoß sich 76,77
Ministerialrat, jüd., in Ungarn 367
Mittelstandsbewegung, verflossener Geschäftsführer in Berlin Vogt 187,188. 229
— Schachergeschäft in Reichstagskandidaturen zwischen der Mittelstandsvereinigung und dem Bund der Landwirte 229
— und Hausbesitzer 245
— Phrasendrescherei 284
— die deutsche Mittelstandsvereinigung, beurteilt v. d. „Kreuzztg." 292
— und Architekt Küster 331
— besondere sächsische Mittelstandsvereinigung gegründet 388
Mommert, Dr. Karl, in Schweinitz über den Ritualmord der Talmudjuden 343,344
Moß, Matthew L., jüdischer Minister in Westaustralien 303

N

Nathan, Dr. Paul, Schrift über die Kriminalität der Juden 104
— eine Studienreise nach Rußland 409,410
„Nation" über die geplante 10 Millionen-Spende für preußische Offiziere 206
Nationalsoziale und Antisemiten 42,43
Naumann, Pfarrer, von den Antisemiten beschimpft 42,43
Nemirowitsch-Dantschenko, russischer Schriftsteller, über die Judenmetzeleien in Rußland 399,400
„Neue Bayrische Landesztg.", antis. Blatt, über die Parole: „Kauft nur bei Christen!" 412
„Neues Gleiwitzer Intelligenzblatt" gegen den Antisemitismus 405,406
Neuhaus, Dr., Beitrag zur Kriminalität d. Juden 107,108
Nieberding, Staatssekretär, über den Fall Pückler 27
Nikolaus II., Zar, Charakteristik 312. 380,381
Niederlande, angesehene Juden in der Zeit der Republik 246
— jüdische Minister 267,268
Nothnagel, Herm., Prof., Mitgründer u. Ehrenpräsident des österreichischen V. z. A. d. A. gest. 220,221. 226—228. 245.

O

„O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden", Skizze 111,112
Oberlehrer, jüd. 124,125
„Oberschlesische Zeitung", antis. Zentrumsblatt in Beuthen/Oberschl. 405
„Oberschlesische Volksstimme" i. Gleiwitz, Zentrumsblatt, über d. Stellung d. Zentrums zum Antis. 406
Oesterreichisches Abgeordnetenhaus und Judenfrage 77,78
Offizierkorps und Judentum, Projekt der zehn Millionen-Spende 198. 206
Onken, Hermann, über Lassales Judentum 15,16
„Orient und Occident", Sammlung v. Aufsätzen von Dr. Ph. Kroner 124
Orlowski, v., Advokat, antis. Agitator, v. Wiener Gericht wegen zahlloser Schwindeleien zu vierjähriger Kerkerstrafe verurteilt 56
Ostmarkenpolitik (s. auch Posen), Theorie und Praxis 189
— in Schroda 283
— Minister Studt, über d. Juden d. Ostmark 412
Osthof, Prof. i. Heidelberg, über d. Ausschließung der Juden aus d. studentisch. Verbindungen 197

P

„Pädagogische Zeitung" gegen d. Berliner Antisemiten 347
Paris, verdiente Juden 339,340
Parität, ihre Anwendung den Juden gegenüber 41,42
Patrizierfamilie, jüd., in Basel 302,303
Persien, Judenverfolgungen 246,247
Petz, Rud., ehem. antis. Redakteur u. Agitator in Aussig, v. Schwurgericht in Leitmeritz als Einbrecher zu 5 Jahren schweren Kerkers verurteilt 293
Philippson, Martin, Prof. 4
— und Dr. Paul Holzhausen 15
Philipp d. Großmütige u. d. Juden 335,336
Physische Anthropologie der Juden 38—40
Plakate, antis., in Berl. Stadtbahnwagen 30
Pleiten, christliche u. jüd. 278
Porsch, Abg., über d. Schulunterhaltungsgesetz u. die Juden 405
Portugal, Ansiedlung russischer Juden 46
Porzer, Dr., Bürgermeister v. Wien, Antis. jüd. Abst. 188. 214
Posen, Provinz, Antisemitismus, Judentum etc. 10. 30. 153. 189
Posadowsky, Graf, Staatssekretär u. d. deutschnationalen Handlungsgehilfen 132,133
Prager Krankenhaus, antis. Einfluß 231
Presse und Judentum 177,178
Pufferstaaten, jüd. 347,348
Pulido, span. Senator, über Spanien und die Juden 223,224
Pückler-Kl. Tschirne, das Redeverbot des Berliner Polizei-Präsidiums 5,6
— Rede bei einer Weihnachtsfeier gegen Staatsanwälte, deutsche Fürsten und antisemitische Reformpartei 6
— und d. Behörden, in Potsdam u. Köpenick 15
— von der Strafkammer Berlin am 12. Januar zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt 17—20. 22. 29. 35,36. 165. 173,174
— Unfug mit Larbeerkranz usw. 22
— vor dem Forum des Reichstages am 13. 1. 26,27
— fordert den Landgerichtsdirektor Kanzow zum Duell 29
— zum Prozeß in Glogau am 19. 1. nicht erschienen 29
— von d. antis. Presse beurteilt 35,36. 268
— geistige Zurechnungsfähigkeit 35,36
— u. d. Berl. Polizei-Präsident 43
— und die Polizei 58
— will sich vom politischen Leben zurückziehen 94
— Strafverfahren wegen einer Rede in Potsdam eingestellt 109
— d. „Pückler-Vereinigung" petitioniert bei dem Minister des Innern wegen Aufhebung d. Redeverbots f. ihren Patron 140. 205
— Schlägerei mit einem Frankfurter Kaufmann, welcher zu Gefängnis verurteilt wurde 183
— ein in den Arbeitervierteln Berlins verteiltes Flugblatt 187
— und d. Landgericht in Glogau 205. 244
— Versammlung in Berlin am 28. 6. aufgelöst 213
— — am 4. 7. aufhetzerische Rede, Versammlung am 7. 7. aufgelöst 223
— sein Bannerträger, Arbeiter Weißenborn 226. 237
— Prozeß am 15. 7. in Berlin vertagt 228
— Versammlung mit Keilerei am 17. 7. 229
— „ am 21. 7. u. 25. 7. aufgelöst 237. 244
— beurteilt v. d. „Germania" 253,254
— vom Glogauer Landgericht wegen Beleid. u. Bedrohung am 10. 8. zu 300 Mk. verurteilt 259,260. 268,269
— amüsiert sich durch Veranstaltung von Reiterfesten 276. 283
— produziert sich als „Musikdirektor" 293
— vom Landgericht Berlin wegen Aufreizung verschiedener Klassen der Bevölkerung zu 600 Mk. verurteilt 310,311
— Versammlung i. Berlin a. 4. 10. aufgelöst 326
— Erlebnisse im Glogauer Gefängnis 331
— setzt die Judenhetze in Berliner Versammlungen fort 387,388

Q

Quäker und Juden in England 214

R

Raab, Abg., agit. in Eschwege-Schmalkalden 210
Raalte, jüd. Justizminister in Holland 267
Rabe, Pfarrer, Herausgeber d. „Christl. Welt" in Marburg, Mitgl. d. Hilfskomitees f. d. russ. Juden in Frankfurt a. M. 364
Rade, Pfarrer, veröffentlicht einen Artikel: „Wir Christen u. d. Judenmetzelein in Rußland" 407—409
Redakteure, antis., beurteilt v. Th. Fritsch 412
Regenschirm-Affaire vor Gericht in Mannheim 297,298
Reichstagswahl in Essen u. d. Antis. 260,261,310
— in Eisenach 317. 331. 342. 348. 354,355. 362,363. 370—372. 389
Rassenantisemitismus, Rassenfrage
— Heerführer deutscher Abstammung in Rußland, österr. Parlamentarier slavisch. Abstamm. als deutsch. Wortführer u. umgekehrt 8
— Rasse und Patriotismus 360
— Roosevelt über die Nationalitätenfrage 12,13
— Anthropologie der Juden 38—40
— Rassenhaß und Nationalstolz 85,86
— Rassenstolz 125
— „Moderne Rassentheorien" 142—144
— auf dem Verbandstag der Alldeutschen in Worms 197,198
— Beleid.-Prozeß in Wien 198
— Rassenvorurteil 298—300. 306—309
— „Deutsche Hochwacht" schwelgt in Rassenantisemitismus 321,322
— H. St. Chamberlain über „arische Weltanschauung" 345,346
— die Antisemiten das „auserwählte Völkchen" 357,358
Reiche Juden 351
Reinbacher, Justizrat, Referent auf der Generalversammlung d. V. z. A. d. A. 65,66
Rheinbaben, v., Finanzminister, für das Zusammengehen von Juden, Protestanten und Katholiken in d. Ostmark 153
Reusner, M. v., Prof., über die Juden in Rußland 179—181
Reventlow, Graf, Abg., verklagt die „Nordhäuser Zeitung" 71,72
— rüffelt das „Deutsche Blatt" wegen Angriffs auf die Konservativen 123,124
Reuleaux, Franz, Prof., Mitbegrüder d. V. z. A. d. A., gest. 270
Richter, ein preuß., über die Juden 110. 114,115
Richter, Eugen, Abg., über Welfenfonds u. antis. Bewegung 156,157
Richter, Juristen etc., jüdische, in Bayern 30,31. 77. 116
— ihre Zurücksetzung, vor dem Forum des preuß. Abg.-Hauses 34,35. 90—92
— Vortrag von Justizrat Reinbacher 65,66
— ein jüd. Richter nimmt Minister Schönstedt in Schutz und wird von Th. Barth widerlegt 193—195
— in einem Tafellied d. Vereins d. christlichen Referendare in Breslau beschimpft 383. 396
— beurteilt vom Abg. Gerber 390
— eine Reminiszenz 395,396
Ritualmord s. Blutbeschuldigung
Roberts, Lord, Feldmarschall, über jüd. Soldaten 116
Rosebery, Lord, über die Juden in England 392
Rosenthal, Richard, über konfessionelle und jüd. Studentenverbindungen 112. 128
Roosevelt, Präsident, über die Nationalitätenfrage und Rassenvorurteil 12,13
— über die amerikanischen Juden 411
Rothschild, Baron, Alfonse gest. 174. 193
Rothmann, Oskar, Geh. Sanitätsrat in Berlin, Teilnehmer an drei Feldzügen, Inhaber des Eisernen Kreuzes 256
„Rotkäppchen, der Wolf u. d. Kammergericht", ein modernes Märchen 376
Rumänien, größter Erfolg eines Judendramas, dessen Verfasser ein Jude, in Bukarest 117. 126
— Judenfrage, besprochen in der Revue des Deux Mondes 147—149
— Griechen u. Juden 271,272
— Antisemitismus eines Präfekten 352
Ruppin, Dr. Arthur, über die Juden auf den preuß. Universitäten 322—325
Russische Judenhetzen und Metzeleien 56. 122. 126. 142. 155. 163—165. 175. 190,191. 224. 319,320. 391,392. 399,400. 407—409. 410
— und die Revolution 355,356

Russische Judenhetzen und Metzeleien, ein geheimes amtliches Hetzzirkular 243
— russische Vorgänge sollen für Deutschland als Warnung dienen 372—374
— ein russischer Bauer über die Judenverfolgungen 191
— Polizei und Pogrom 391
— eine Studienreise des Dr. Paul Nathan nach Rußland 409,410
— Hilfsaktion für die Opfer der Judenmetzeleien 364—366. 374,375. 386,387. 400
— interkonfessionelle Hilfskomitees, welchen die angesehensten Staats- und Kommunalbeamten, Vertreter von Handel und Industrie, von Kunst und Wissenschaft, zahl- Geistliche angehören, in Frankfurt a. M. 364, Nürnberg 374,375, Berlin, Kolberg, Königsberg, Posen, Bremen, Köln, Straßburg i. E., Bamberg, Wien, Kopenhagen 380. Brüssel, Antwerpen, Schweiz, Chicago, New-York, Philadelphia, San Francisco 386. Ottawa 400. Sidney 386
Russische Revolution und die Juden 58,59. 82. 95,96. 129,130. 179—181. 355,356
Rußland, Lage und Behandlung der Juden 110,111. 116,117. 135. 141,142. 175,178 178,179. 179—181. 195,196. 204,205. 214. 231. 258,259. 264. 291. 318,319. 334. 343. 360. 363,364.
— Memorandum der russischen Juden an den Ministerpräsidenten 117—119
— Protest russischer Juden in Witna 135
— Anwaltskammer in Petersburg tritt für die jüdischen Anwälte ein 136
— das führende russische Antisemitenblatt, die „Nowoje Wremja“ bringt Artikel für die Juden 190
— die Vereinigung für die Emanzipation der Juden 225,226
Gesellschaft zur Verbreitung der Bildung unter den Juden 239
Altansässigkeit der Juden 258
— das Wahlgesetz (Reichsduma) und die Juden 265,266. 274,275. 295,296. 308
— russische Anleihen und die jüdischen Bankiers 266,267. 290,291
— Bildungsstreben der Juden 334
russische jüd. Studenten 4,5. 334,335

S

„Sachsenschau“ i. Magdeburg, üb. Graf Pückler 36
— höhnt über die Mittelstands-Phrasendrescherei 284
Schach, Fabius, über Konsul Simon 74—76. über „Die Figur des roten Itzig usw.“ 284—288
Schächtverbot d. Wiener Gemeinderats 140. 175
Schack, Reichstagskandidat in Eisenach 317. 331. 342. 348
Schalljapin, berühmter russ. Sänger, tritt für die Juden ein 214
Schenk v. Geyern, Rechtsanw. in Ingolstadt, wegen Bel. eines jüd. Richters verurteilt 115,116
Schiff, Jakob H., amerikanisch. Bankier und die russisch. Anleihen 268
Schiffer, Abg., über d. Schulunterhaltungsgesetz und die Juden 405
Schiller, Jahrhundertfeier 137
— antis. Feier 146,147
— und die Juden 157
Schirmacher, Käthe, über russ. Studenten 4,5
Schlumberger, Dr. v., Präsident des Elsässischen Landesausschusses spendet der jüd. Gemeinde in Straßburg 1000 Mk. 135
Schmidt, Regierungs- und Medizinalrat in Posen 10. 30
Schneider, antis. österreich. Abg., ein „würdiger“ Volksvertreter 245
Schönstedt, Justizminister, über die jüd. Richter 35. 90—92
— die verfassungsmäßige Verantwortung 51,52 wird von einem jüdischen Richter in Schutz genommen 193—195
— Rücktritt, Nachruf 377,378
Schorlemer, Frhr., bayer. Antis. 10,11
Schraut, Dr. v., Unterstaatssekretär, Ansprache bei d. Einweihung d. neuen Anstaltsgebäudes d. Straßbg. israelisch. Kunst- u. Gewerbeschule am 4. 9. 294
Schriftstellerstolz u. Ad. Bartels 353,354
Schute, Konfessionalismus in Gymnasien in Dresden 158
— Töchterschulen in Berlin u. jüd. Schülerinnen 161, 162
— höhere Lehranstalten in Berlin 332
— die Schulen u. d. Antis. Berlins 347
— deutsche Schulen i. Auslande u. d. Juden 342
Schulunterhaltungsgesetzentwurf, preuß., und die Juden 394,395. 404,405
Schurz, Karl, über Antisemitismus 13,14
Schweitzer, Ritter von, österr. jüd. General 350
Schwurgerichte, Ausschluß d. Juden 30
Scipio, Dr. Conrad, Pastor in Stettin, gegen die „Deutsche Hochwacht“ 270
Sedlatzek, Karl, Judenfresser „verjudet“ 37. 56
Seelenverkäufer, der Staat als 28, 29
Serbische Juden und Halmwucher 86
Sergius, Großfürst, Ermordung, und die Juden 58,59. 63. 86—88
Silbermann, Oberlandesgerichtsrat i. München 77
Simon, Konsul in Hannover, Begründer der Anstalt Ahlem, gest. 37. 43,44. 50. 74—76, 213
Sittliche Verfehlungen, bei Antis. u. Konservativen i. Wahlkreise Pyritz-Saatzig 338,339
Skandinavien u. d. Juden 320
Solidarität d. Juden 31,32 252, 253
Soldaten, jüdische
die Juden im Heere vor d. Forum d. Reichstages am 22. 3. u. 23. 3. 98—104
— Urteil des „Leipziger Tageblatt“ über Juden als Soldaten 116
— „Bestimmungen über d. Dienstverhältnisse d. Einjähr.-Freiwill., Offiziers-Aspiranten 2c.“ in Dt.-Eylau, antis. Tendenz 133,134
— von d. „Deutschen Hochwacht“ beschimpft 116
— v. d. Zeitschrift „Der Deutsche“ verhöhnt 333
— Ausschluß d. Juden v. Offizierskorps 140
— Beschimpfung eines jüd. Landwehrm. durch Vorgesetzten 278,279
— jüd. Marketender 166
— der „Fall Bier“ 98,99. 101
— in Oesterreich 333,334. (Generäle) 350
— franz. Major Franchetti 282,283
— Denkmal Charl. Lovy in Tulle 104
— französischer Hauptmann Euchel Nordon aus Metz 4
— Tapferkeit eines jüd. Soldaten in England 142
— Enthüllung einer für 114 im südafrikanischen Kriege gefallene jüd. Soldaten errichteten Gedenktafel in einer Synagoge in London 116. 126
— in England (jüd. Admiral, General) 173
in Amerika 173. 185,186
— Tapferkeit jüd. Soldaten im russisch-japan. Kriege 141,142. 205. 256. 274. 334.
— Episode v. russisch-japan. Kriegsschauplatz 78,79
— Militärärzte im russisch-japan. Krieg 63,64
— angebl. Drückeberger d. Jud. bei d. russischen Mobilmachungen 295
Spanien u. d. Juden 223,224
Sport u. d. Juden 278
Stadtverordnetenwahlen, Gemeindewahlen in Frankfurt a. M. 3,4. 54,55
— in Karlsbad 188
— in Berlin 337,338. 361,362
— in München 388,389. 398
„Staatsbürgerztg“, 40jähriges Jubiläum, Sammlung 6
— ihre Geschäftsmoral von der „Deutschen Hochwacht“ beleuchtet 36
— berichtet tendenziös über d. Besuch des Kronprinzen auf dem Kommers des V. d. St. 43. 76
— alberne Verdächtigung bezüglich „Propaganda der Tat“ 72
— perfider Angriff auf den Oberlandesgerichtspräs. Dr. Hamm in Köln 81,82
— u. d. Berl. Unzuchtslokale 92
— Pauschalverleumdung gegen Juden 106,107
— drängt sich an den Kronprinzen, verleumdet d. Andenken Kaiser Friedrichs 121. 129. 149
„Staatsbürgerztg.“, Redakteur Kammer, 3monatige Gefängnisstrafe in Geldstrafe umgewandelt 183
— geplanter Ankauf durch Wiener Antis. ? 229
— aus ihrer Redaktionsstube 237
— vertritt theoretisch den Befähigungsnachweis, aber nicht praktisch 245
— Hundstagsscherze 255
— eine antis. „Abhandlung“ 269
— Wechsel in ihrer Leitung, Oberleutnant a. D., Hans Freytag, Bruhns Nachflg. 313,314 325,326
— spricht von „Ahlwardtscher Manier“ 331,332
— veränderte Taktik 345,346
Stähelin, Felix, über d. Antis. d. Altertums 233—235
Stille, Sanitätsrat, wie er Antisemit wurde 61
Stöcker, Konferenz in Eisenach 14
— und der Hof 83,84
— u. Frhr. v. Hammerstein 145,146
— 70. Geburtstag, Rückblick 393,394
— in d. Reichstagsitzung 402,403
Strauß, Nathan, amerikanisch. Philanthr. 236
Strauß, Walzerkönig, jüd. Abstammung 213
Strantz, Kurd v., über Kaiser Friedrich 9,10
Strobach, Wiener Vizebürgermeister, gest. 157
Studentenschaft und Antisemitismus
— Verbindungen 11,12. 38. 48. 69,70. 112. 120. 133. 153. 183. 187, 196,197
— akademischer Ruderbund, antis. 115
— „Verband schwarzer Korporationen“ 223
— akademisch. Bund „Ethos“ 237,238. 251. 349
— Goslarer Kartell-Verband naturwissensch. u. medizinischer Vereine 366
— die „Freien Studentenschaften“ und die Antis. 165. 382
— „Verein christl. Studenten“ i. Breslau 411
— akademische Freiheit 341
— Ausländertum auf den deutschen Universitäten 197,198. 398
— österreichischer Hochschultag in Wien 86
— und deutscher Kronprinz 25,26. 38. 43
— von Prof. Benrath in Königsberg verurt. 55
— beleuchtet v. Prof. v. Liszt 59,60
— österreichischer Minister Hartel für d. jüdischen Studenten 182,163
— Wahlen zum Direktorium der akademischen Lesehalle in Berlin 389,390. 398. 412
— jüdische Studenten-Verbindungen, Vereine usw. 11,12. 112. 120. 128. 136. 246. 390
— Juden in der Deutschen Burschenschaft, siehe Burschenschaft.
— „o alte Burschenherrlichkeit“, Skizze 111,112
Studenten, russische 4,5
Südafrika, Juden und Antisemitismus 186,187 298
Sueß, Ed., Prof. Präsident d. Akademie d. Wissenschaften in Wien, über d. russ. Judenmassacres 364

T

„Tägliche Rundschau“, antis. Lesefrüchte 37
— bedient sich auf Täuschung berechneter Mätzchen 245
Theater-Antisemitismus 28
Tingl-Tangl-Antisemitismus 82,83
Traube, Ludw., wie er Prof. wurde 230
Treukner, Oberlehrer in Otterndorf 61
— über jüd. Studentenvereine 120. 136
Treitschke, v., Heinrich, u. d. Judenfrage 44
— u. Alfons Oppenheim 144
Tugendwächter, antis. 20,21
Turnerei u. Antisemitismus, Akademischer Turnbund usw. 42
— jüd. Turntag, jüd. Turnvereine 153—155. 163
— österreichischer, antis. Turnbund 183. 315,316. 411
— Ausschuß d. deutschen Turnerschaft 255,256
Turczinsky, Walter, Verfasser der Skizze „Der alte Löwinsohn“ 6—8
Toleranz, in Oberwesel a. Rh. 62
— Bischof Stroßmayer und Rabbiner 63
— in Oldenburg, anläßlich der Einweihung der Synagoge 110
— Spende des Präsidenten v. Schlumberger 135
— Bischof von Speyer, Dr. Busch, 150. 326,327.
— Präsident Loubet predigt Toleranz 150

Toleranz in dem alten Weimar 184
— bei Einweihung der Synagage in Zwickau 206
— befürwartet vom Erzbischaf von Bamberg Dr. Albert 206
— und der Staatssekretär Dr. v. Schraut, Statthalter Fürst Hohenlahe 294
— empfahlen van dem Zentrumsabg. de Witt auf dem Straßburger Kathalikentag 294
— anläßlich des Baues der Straßburger israelitischen Kunst- u. Gewerbeschule 294. 302
— jüdische, in Berlin 342

U

Ulrich, konserv. Landtagsabg, in Chemnitz, ein antis. Stückchen 133
Ungarn, jüd. Reichsratsabgeordnete 45,46
— Reichsratswahlen und Juden 62,63
— jüd. Ministerialrat 367
Universitäten, Statistik über die Juden auf den preuß. Univ. 322—325
— jüdischer Praf. Herzberg-Fränkel z. Rektor d. Universität Czernowitz gewählt 224
— jüdisch. Prof. Emil Wälsch zum Rektor der deutschen Technischen Hochschule in Brünn gewählt 224
— der Antis. auf den ital. U. unbekannt 284
erster jüd. Privatdozent in Rußland 360
Urussow, Fürst, russ. Botschafter in Wien, spendet für die russischen Juden 386

V

„Verband d. deutschen Juden" u. d. Antisemiten 356,357
Verne, Jules, Abstammung 144
Verein deutscher Studenten und der Kronprinz 25,26. 38. 43
— strammster Vertreter des Rassenantis. 60
— u. d. Berl. Universitätsrichter Daude 183
— Ostmarkenfahrt 187
— charakterisiert v. d. Herausgeb. d. „Münchener Hachschulnachrichten", von Salvisberg 223. 239
Verein zur Abwehr des Antisemitismus, Generalversammlung 65—67

W

Wachler, Dr., Ernst, Chefredakteur der „Staatsbürgerztg." 326
Waldow, v., Oberpräsident. über d. Judenfrage in der Pravinz Posen 30
Warenhaussteuer und Antis. 189
Weltfrieden und Judentum 327,328
Weihnachtsflugblätter, antis., in Karlsruhe 16
Weil, Bruno, über Theater-Antis. 28
— über Witzblatt-Antis. 60,61
— über Tingl-Tangl-Antis. 82,83
— über Burschenschaft und Judent. 169—171. 201—204. 217—220
Welfenfonds u. antis. Bewegung 156,157
Weung, Antisemitenführer in München, Kampfesweise 124
White, Andrew, ehemal. amerikan. Gesandter in Berlin, über russ. Judenpolitik 179. 365, 366
Wiener Brief 378,379. 396,397. 406,407
Witt, de, Zentrumsabg., für Taleranz 294
Witte, russischer Minister u. d. jüd. Bankiers in Amerika 266,267. 300,301
Wirtschaftliche Vereinigung im Reichstag u. die Antisemiten 369
Witzblatt-Antisemitismus 60,61. 67—69
Wohlfarth, Rechtsanw. in Genthin, ehem. Reichstagskandidat, tritt aus der antis. Refarmpartei aus 212. 222,223
Wolff, Justizrat, preuß. Landtagsabg., über die verfassungsmäßige Verantwortung der Minister 51,52
Wolgast, preuß. Landtagsabg. auf der Generalvers. d. V. z. A. d. A. 67

Z

Zentrum und Antisemiten in München 388,389. 398
— in Oberschlesien 405,406
Zentrumspartei und Antis., Delegirtentag in München 6. 10,11. 29
Zionismus 183. 188
Zimmermann, Oswald, Abg., verleumdet Schiller in einer Festrede 146,147
— Zerwürfnis mit der Redaktian der „Deutschen Wacht" 198. 222. 236,237. 254
Zola, Emil, vergeblicher Versuch, sein Andenken zu trüben 295
Zschakke, Damprälat, Sektiauschef im österreich. Unterrichtsministerium, über die russische Judenmassacres 364
„Zukunft" van Maximilian Harden, Antisemitismus 329,330
„Zunkel und Elkan", Skizze 184



Orts-Register.

A

Ahlbeck 291
Altenburg b. Alsfeld 261
Amiens 117
Anhalt 293
Antwerpen 386
Auerswalde b. Chemnitz 189
Augustusbad b. Radeberg 239
Aussig 293

B

Bamberg 380
Baden b. Wien 31,32
Baden-Baden 272. 284
Bansin 239
Basel 302,303
Bauerbach i. Meiningen 157
Berlin 85. 92. 149,150. 157. 161,162. 213. 223. 229. 237. 244. 291. 326. 332. 337,338. 342. 351. 361,362. 380. 387,388
Beuthen (Oberschl.) 31
Bingen 305
Binz 239
St. Blasien (Bad. Schwarzwald) 239
Borkum 239. 240. 272. 281,282
Bozen 239
Braunlage (Braunschw.) 239
Bremen 349,350 380
Brest—Litowsk 190,191
Breslau 36. 383. 396. 411
Brünn 224
Brüssel 386
Bukarest 117. 126
Buttenhausen 230
Bütow 125,126

C

Cabarz (Thüringen) 239
Charleston 236
Chicago 386
Chiemsee 239
Cincinnati 221
Clarian (Pa.) 221
Cuxhaven 151—153. 239
Czernowitz 224

D

Danzig 317
Delitzsch 109. 310
Dessau 144
Dt. Eylau 133,134
Dortmund 16
Dresden 158. 293. 317. 325. 332. 388
Düsseldorf 94,95

E

Ebbs u. Erl a. Inn 239
Einöd b. Priesach i. Obersteiermark 239
Eisenach 14
Erlangen 383

F

Frankfurt a. M., 3,4. 53. 54,55. 238. 292. 302. 364
Fürstenblick b. Tambach i. Th. 239

G

Garmisch 239
Geisenstein 239
Gehlberger Mühle b. Oberhof i. Th. 239
Genf 305,306
Gießen 329
Gleiwitz 406
Glogau 259,260. 331
Glohn (Westf.) 155,156
Göding (Oesterreich) 45
Graal b. Ribnitz 239
Gravelotte 183,184. 302

H

Hagen 53
Hahnenklee 239
Halberstadt 283
Hamburg 36
Hannover 62. 74—76. 155. 187. 228. 245. 333
Heiligenhafen 239
Herges (Hessen-Nassau) 254,255
Herleshausen 273
Herzberg a. H. 230
Holzminden 333

J

Janowitz 231
Jena 398
Ingolstadt 115,116
Innsbruck 200. 239
Interlaken 272. 284
St. Johann b. Heiden i. Appenzell 239
Juist 239

K

Kamenicek (Böhmen) 155,156
Karlsbad 188. 192. 239,240
Karlsruhe 16. 69,70
Kassel 138. 230. 279
Kempen 231
Kischinew 142. 319
Kissingen 192
Kitzbühel 207. 240
Klausen 240
Klein-Eichholzheim 230
Kolberg 31. 380
Köln 36. 380
Königsberg 55. 255. 380
Königsfeld i. Schwarzwald 240
Konitz 95
Konstantinopel 342
Kopenhagen 380
Köpenick 15
Krakau 333
Krefeld 360
Kreischa b. Dresden 272. 349
Kufstein 240
Kulmsee 351

L

Lakalk a. Röm 192. 215. 240
Lanbeck i. Schl. 272
Langhampsen 240
Leipzig 36. 326
Leitmeritz 293
Ligau b. Dresden 240
Limerick 239
Ladz 56
Londan 116. 126. 351

M

Malweschla b. Tiraspal (Rußtand) 214
Mannheim 297,298
Marburg (Hessen) 30
Meiningen 277
Mettlisalp (Berner Oberland) 240
Mezzolombardo 240
Militsch 367
Montavon 240
Mühlenthal (b. Wernigerode) 240
Müllheim i. Baden 240
München 6. 10,11. 29. 31. 36. 54. 62. 197. 351. 388,389. 398
Münchweiler 240
Müritz 240
Mytarz (Galizien) 140,141. 199. 312

N

Nakel 16
New-York 73,74. 386
Nürnberg 374,375

O

Oberlauchringen 55,56. 367
Oberaudorf a. Inn 240
Oberbozen 240
Oberweiler 240
Oberwesel 62
Oldenburg 110
Odessa 224. 391
Olsowetz (Mähren) 302
Ottawa 183
Otterndorf 171,172. 181—400

P

Pecklogrunde (Böhmen) 155,156
Petersburg 136
Philadelphia 386
Pachwatow (Böhmen) 155,156
Port Arthur 256
Posen 380
Potsdam 15
Prag 240
Pyritz 94. 108,109. 241.242. 358
Pyrmont 240

R

Reringen 230
Rhina (Hessen) 230. 349
Rensch bei Bozen 240
Rupolding i. Oberbayern 240

S

Salzbrunn i. Schl. 240
Sand (Taufersstal) 280
San Francisca 386
Schärding a. Inn 240
Schierke (Harz) 240
Schirwindt 166
Schwaba 283
Schitomir 155. 163- 165
Schwartau bei Lübeck 317
Sellin 240
Sermione a. Gardasee 240
Sibney 386
Stanislau (Galizien) 135
Stargard i. P. 359
Sterzing (Tirol) 126
Stettin 332,333
Stolp 125,126
Straßburg i. E. 294. 302. 380
Stuttgart 351
Swinemünde 240

T

Tabarz (Groß Tabarz und Kl. Tabarz) 240
Thiersee 240
Travemünde 240
Treuen i. V. 277
Trier 166
Tulle (Frankreich) 104

U

Unterriß (Bayern) 240

V

Vilm (i. Rügenschen Bodden) 240
Volderbad b. Hall (Tiral) 240

W

Walchsee 240
Warnemünde 224. 240
Warschau 56. 175
Weener 94
Weimar 153. 184
Wenningstedt, Westerland a. Sylt 240
Wien 72. 85,86. 140. 175. 199. 214. 380
Wildbad i. Schwarzwald 240
Wildbichl (Tirol) 240
Wilna 135
Woltersdorf bei Berlin 272. 285
Worms 197,198

Z

Zellerfeld (Harz) 240
Zinnowitz 240
Zwickau 206
Zürich 272. 284

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 1. Berlin, 4. Januar 1905. 15 Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk.
sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoll, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Rückblick und Ausblick.

Unsere Zeit verlernt es immer mehr, Politik und Idealismus zu vereinigen. Nüchtern klingt häufig das geschriebene und das gesprochene Wort und ohne Schwung ist das öffentliche Leben. Und doch ist und bleibt es wahr, daß die Politik kein trockenes Spezialhandwerk, sondern eine Sache des ganzen Volkes sein muß. Nimmer werden die Träume des deutschen Volkes zur Wirklichkeit werden, wenn es nicht lernt, sich an der Politik des Tages und an den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens mit warmem Herzen zu beteiligen, um hier die Wirklichkeitsformeln für seine Ideale zu suchen und zu finden. Eine Politik, die nicht ihre wärmenden, leuchtenden Strahlen dem idealen Glauben an den Fortschritt der Menschheit entlehnt, wird nie das Volk hinzureißen und zu begeistern vermögen. Wärme und Schwung, — das sind Dinge, die der Politik am meisten fehlen, und nirgends kommt dieser Mangel so klar zum Ausdruck, wie in den Neujahrsbetrachtungen der meisten politischen Blätter. Hohl und geschäftsmäßig klingen die Neujahrsartikel und sie erwärmen den Leser nicht mehr. Das ist keine erfreuliche Erscheinung. Denn eine Politik, die ihre inneren Wurzeln im Volksleben hat, müßte bei der Jahreswende ihre Tiefe und ihre Höhe auch äußerlich offenbaren.

Wir, die wir keine Parteipolitik treiben und nur Gleichberechtigung aller Bürger und Toleranz gegen jede anständige, ehrliche Gesinnung auf unsere Fahne geschrieben haben, dürfen uns schon den Luxus gestatten, die Politik des verflossenen Jahres vom Standpunkt des Idealisten zu betrachten und in dem Wirrwarr der politischen Meinungen das zu suchen, was für die Idee der Menschlichkeit von Wert ist. Denn vergänglich ist alle Politik, ewig nur ist die Menschlichkeit und immer verjüngt tritt sie aus allem Kämpfen und Ringen als neuer Quell aller fruchtbaren Anregungen. Die so oft verschmähte und verhöhnte Humanität ist und bleibt das einzige Kriterium aller Kultur und aller großangelegten Politik.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird man im vergangenen Jahre nicht allzuviel freudige Momente entdecken, und man muß sich schon mit einem felsenfesten Glauben an den Fortschritt panzern, um nicht zu verzweifeln. Der Prozeß des Rückganges des entschiedenen Liberalismus nimmt seinen weiteren Gang und der Einfluß des wahren Liberalismus im Parlament und im Volke wird immer geringer. Hier und da wirkt die liberale Idee noch befruchtend und sie rafft das Volk noch für Augenblicke zusammen. Aber dieser Fall tritt immer seltener ein. Ob das die Schuld der liberalen Parteien ist, oder ob es im Zuge der Zeit liegt, — das soll hier nicht untersucht werden. Traurig aber bleibt diese Erscheinung, denn die Reaktion wird immer kühner und anspruchsvoller. Die konservative Partei ist in den letzten Jahren immer rücksichtsloser in ihrem Treiben geworden. Cynisch und klar zeigt sie in all' ihrem Tun, daß die Vernichtung aller Errungenschaften des Fortschritts und der Humanität ihr Ziel ist. Auch in der Form ist sie zweifellos roher geworden. Der Antisemitismus ist heute der Geist, [illegible] die Pikanterie, die ihre fade Suppe würzt.

Daß aber mit der Zunahme der Reaktion auch der Geist der Unduldsamkeit und der Engherzigkeit, des Klassen- und Rassendünkels zunimmt, das bedarf für den Einsichtigen keines Beweises. Diese Attribute der rückschrittlichen Politik sind es ja, die bewußt oder unbewußt den antisemitischen Geist großziehen und jegliche Aufklärungsarbeit ungemein erschweren. Dieser antisemitische Geist beseelt heute leider einen großen Teil des deutschen Volkes und die kritiklose Masse strömt immer mehr denjenigen Politikern zu, denen es ihre Unehrlichkeit ermöglicht, freigebig im Versprechen zu sein, weil sie an die Erfüllung selber nicht glauben. Die Politik des Instinktes wird immer moderner, und nichts ist leichter, als an die niedrigen Instinkte in der menschlichen Brust zu appellieren. Immer mehr wird es Mode, im Parlament billige Witze über jüdisch klingende Namen zu machen, und wenn es so weiter geht, werden wir es noch erleben, daß die Herren Minister zum Gaudium der Junker zu mauscheln anfangen. Wer es gesehen hat, welch' ein Freudengeheul der bloße Name Karfunkelstein hervorruft, und wie schwach der Widerspruch gegen diese Geschmacklosigkeit ist, dem wird es wahrlich nicht leicht, seine optimistische Stimmung zu behalten.

Erfreulich ist die Tatsache, daß die antisemitischen Parteien weder an Zahl noch an Einfluß in den deutschen Parlamenten etwas bedeuten. Man fängt in Deutschland in einigermaßen anständigen Kreisen immer mehr an, sich des offenen Antisemitismus zu schämen. Ahlwardt ist hoffentlich für immer in die Vergessenheit versenkt. Die Pückler-Herrlichkeit ist bis nach Potsdam verdrängt und wird voraussichtlich bald in Dalldorf den sichern Hafen finden. So ist der Radauantisemitismus fast ganz verschwunden, weil das deutsche Volk schließlich einen Ekel vor diesem rohen und verrohenden Sport empfand. Ja, sogar die antisemitischen Parteien befleißigen sich zum Theil heute eines anständigeren Tones, möchten ihre Vergangenheit ver-

gessen machen. Der Not gehorchend, und nicht dem eignen Triebe suchen sie eine etwas vornehmere Art zur Schau zu tragen. Sie sehen auch immer mehr ein, daß man mit dem sterilen Judenhaß keine Politik auf die Dauer treiben kann und möchten daher den Antisemitismus mit allen möglichen und unmöglichen sozialen Ideen verquicken. Aber diese Versuche scheitern immer an der inneren Unmöglichkeit, den Antisemitismus mit den Geboten der Vernunft und der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Wer aber die Gefahr nicht in den antisemitischen Parteien, sondern im antisemitischen Geist erblickt, der wird, ohne diesen Fortschritt, den zweifellos die organisierte Abwehr sich als Verdienst anrechnen kann, zu verkennen, den Ernst der gegenwärtigen Lage einsehen. Ja, ernst ist die Zeit, und der Kampf zwischen Reaktion und Liberalismus, zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis, wird immer heftiger und gehässiger.

Vielleicht muß die Reaktion in Deutschland noch größer werden, um die indifferenten Elemente zu wecken und sie von der drohenden Gefahr zu überzeugen. Es würde sicherlich viel besser aussehen im Reiche, wenn die freiheitlichen Elemente weniger indifferent wären. Noch schlummert im deutschen Volke eine große Liebe zur Freiheit, eine große Kulturkraft, die Großes wirken kann, aber sie ist latent und will geweckt werden. Sieht das Volk die Gefahr in der Nähe, dann wird es alle kleinlichen Rücksichten vergessen, jegliche Scheu abstreifen und eine großzügige Politik des Idealismus, eine wahrhaft freiheitliche Politik anbahnen. Kein Volk vielleicht ist so sehr dazu berufen, dem modernen Leben auch in der Politik neue Bahnen zu zeigen, wie Deutschland mit seiner gewaltigen Intelligenz, seiner abgeklärten Kultur und seiner noch kernig gesunden, nicht dekadenten Natur. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die freiheitlichen Ideen sich bereits überlebt und für uns jeden Wert verloren haben. Gerade in unserer zerfahrenen Zeit könnten die großen, liberalen Ideen den Boden bilden, auf dem sich alle, die das deutsche Volk und seine Freiheit lieben, zu gemeinsamer Arbeit zusammenschaaren. Die liberalen Ideen sind ein Gemeingut aller Gebildeten und sie gehören zum eisernen Fonds der Kulturwelt für alle Zeiten, nur müssen sie freilich nicht im Geleise erstarren und mehr Schwung und mehr Wärme zeigen. Sie müssen auch, ohne von ihrem Wesen einzubüßen, die Formen unserer Zeit annehmen und mit ihren Zielen wachsen.

Mit dem Erwachen des Liberalismus aber wird auch das Interesse für die Abwehr des Antisemitismus neu belebt werden. Denn es gibt keine Idee, die so sehr der Grundpfeiler aller freiheitlichen Systeme bildet, wie die Proklamierung gleicher Rechte und gleicher Pflichten für alle deutschen Bürger ohne Rücksicht auf den privaten Glauben und auf die mystischen Rassenfragen. Der Antisemitismus ist auch das beste Kriterium zur Beurteilung der ethischen Kultur eines Volkes. Je mehr der Antisemitismus zunimmt, desto tiefer ist das sittliche und geistige Niveau gesunken. Wer also gegen den Antisemitismus mit den Waffen der Wahrheit und der Gerechtigkeit kämpft, der tritt nicht für die Juden ein, sondern für die liberalen Güter der deutschen Nation. Das einzig Erhebende bei der undankbaren Arbeit der Abwehr ist das Bewußtsein, daß man damit dem deutschen Volke und seiner Zukunft die besten Dienste leistet. Das allein macht es den wirklich liberalen Männern möglich, trotz aller Schmähungen und Widerwärtigkeiten auf dem Posten auszuharren und ihre Pflicht zu tun.

Das sind die politischen Bilder und Hoffnungen, die uns bei der Jahreswende vorschweben, und sie werden früher oder später in dieser oder jener Form zur Wirklichkeit werden, weil unsere Zeit ihrer bedarf, weil der Fortschritt sie kategorisch fordert. Es ist der Vorzug des Idealisten, in trüber Zeit seinen Blick in die Zukunft zu richten und von ihr die Erfüllung seiner Träume zu erhoffen. Unsere Arbeit ist eine Kulturarbeit und bei einer Kulturarbeit darf man nicht nach Augenblickserfolgen fragen. Jedes gesunde Kulturwerk zeitigt gute Früchte, wenn nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft.

In diesem Sinne begrüßen wir das neue Jahr, ohne Uebermut, aber auch ohne Zagen. Und mit dem Optimismus, der jedes ideale Werk beseelt, wollen wir hoffen, daß der Prozeß der Gesundung bald beginnen wird. Gewiß, unsere Zeit ist ernst, aber die Geschichte kennt viel schlimmere Zeiten, und der menschliche Fortschritt hat sie überwunden. Zu verzagen und die Flinte ins Korn zu werfen, dazu liegt kein Grund vor; das wäre eine Sünde am Geiste der Freiheit und am deutschen Volke. Die menschliche Entwickelung geht trotz aller Hemmnisse doch ihren Weg. Die Reaktion vermag sie für kurze Zeit aufzuhalten, beseitigen kann sie sie nimmer. Das Ziel der menschlichen Entwickelung ist Licht und Freiheit!

Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Man schreibt uns: Ihre Zeitschrift hat zutreffend ausgeführt, daß es sich bei dem Ausspruch „Aug' um Auge" um eine Rechtsvorschrift handelt, die noch jetzt insofern unverändert gilt, als der Mord mit dem Tode bestraft wird. Hervorheben möchte ich indessen, daß man Recht und Moral nicht ganz trennen kann, insofern der Grund, aus welchem gestraft wird, mit den Moralideen eng zusammenhängt. Zufällig gibt eine der drei Stellen, an welchen das Rechtssprichwort „Aug' um Auge" sich in der Bibel findet, den Grund, aus welchem eine Strafe gefordert wird, deutlich an, die dort zum Ausdruck gebrachte Morallehre dürfte unseren heutigen sittlichen Anschauungen mehr entsprechen, als die Auffassung des Neuen Testaments, welche den Ausspruch Aug' um Auge bekämpfen soll. Eine Gegenüberstellung der beiden in Betracht kommenden Stellen wird dies leicht erweisen.

Altes Testament. 5. M. 18—21:	Neues Testament. Ev. Matthäi 5,38 lautet:
„Und die Richter sollen genau nachforschen, und siehe, ist der Zeuge ein falscher Zeuge, Lügen hat er gezeugt wider seinen Bruder, so sollt Ihr an ihm tun, wie er getrachtet an seinem Bruder zu tun, und Du sollst austilgen das Böse aus Deiner Mitte. Und die Uebrigen werden hören und sich fürchten und nicht mehr tun wie diese böse Sache in Deiner Mitte. Und nicht blicke schonend Dein Auge, Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß."	„Ihr habt gehört, daß da gesagt ist, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel."

Wie deutlich aus der Stelle 5. M. hervorgeht, handelt es sich nicht darum, daß der Verletzte sich rächen soll, es handelt sich überhaupt nicht um die zunächst beteiligten Personen, sondern es wird die Pflicht eingeschärft, das Verbrechen zu bekämpfen. Es wird sogar vorgesehen, daß Mitleid mit dem Verbrecher dahin führen könnte, ihn der Strafe zu entziehen, und demgegenüber wird gefordert, daß man über dieses Mitleid Herr werden soll, um das Böse auszutilgen. Diese Auffassung bekämpft das Neue Testament, indem es seinen Jüngern zuruft, daß sie dem Uebel nicht widerstreben sollen.

Das Neue Testament steht also auf dem Standpunkt des Edelanarchismus, es ist im wesentlichen auf die Er-

rettung der Einzelseele*) bedacht und verwirft die Pflicht des Staatsbürgers.

Wer in dem Neuen Testament hier einen Fortschritt gegenüber der Auffassung des Alten Testaments sehen will, muß unbedingt verlangen, daß der Staat den Verbrecher nicht bestraft, sondern ungestört herum laufen läßt, andernfalls hat er die Auffassung des Neuen Testamentes nicht begriffen. — In derselben Richtung liegen andere Aussprüche der Evangelien wie z. B. der Ausspruch „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet" und das Wort „Wer sich frei fühlt von Schuld, hebe den ersten Stein". In dem allgemeinen Bewußtsein des jetzigen Lesers, der eben von Jugend auf dazu angeleitet wird, in dieser Weise zu lesen, haben diese Stellen lediglich eine moralische Bedeutung, sie sollen anscheinend nur abhalten, sich besser zu dünken als andere. Dies ist indessen eine falsche Auslegung. Das Werfen des Steines ist nicht eine symbolische Handlung, sondern bedeutete die Vollziehung der Todesstrafe, berücksichtigt man das, so ist es klar, daß der Ausspruch Christi, welcher gegen das Werfen des Steines gerichtet ist, genau so wie die oben angegebene Stelle Ev. Matthaei 5. 38, ein Unterlassen jeglicher Bestrafung fordert. Für die Geistesrichtung, die sich in dieser Auffassung kund gibt, haben wir durch Leo Tolstoi und andere Edelanarchisten Verständnis. Aber augenscheinlich sind das Lehren, deren Befolgung jedes Staatswesen auflösen würde. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß gerade Staatsmänner, wie z. B. Cromwell, und überhaupt im praktischen Leben stehende Männer dem Alten Testament besondere Wertschätzung zu teil werden ließen.

Wie mehr und mehr nachgewiesen wird, befinden sich die Morallehren des Neuen Testaments auch im Alten Testament. Sogar dem Schläger die Wange zu reichen, ist im Alten Testament als eine lobenswerte Handlung an zwei Stellen erwähnt**). Nirgends ist indessen die Morallehre in Gegensatz zur Bürgerpflicht gebracht. Auf diese Weise muß ja wohl Harnacks Ausspruch zutreffen, daß dasjenige, was im Neuen Testament steht, auch im Alten stehe, daß in diesem aber noch manches andere stehe. Mit Recht mag indessen behauptet werden, daß vieles andere von dem nützlich ist, was außerdem im Alten Testament steht. Zu diesen nützlichen Vorschriften durfte man bis jetzt wohl auch das Rechtssprichwort „Leben um Leben" rechnen.

Kenner der Strafrechtstheorien werden aus der Stelle 5. M. ersehen, daß bei der Festsetzung der Strafe die sogenannte Abschreckungstheorie maßgebend war („Und die Uebrigen werden hören und sich fürchten und nicht mehr tun wie diese böse Sache in Deiner Mitte"). Die moderne Strafrechtslehre ist über diese Lehre hinausgegangen. Sie steht dieser Theorie aber darin nahe, daß sie die Strafat als ein soziales Ergebnis und Ereignis betrachtet, während, wie bemerkt, umgekehrt die christliche Auffassung nur um die Einzelseele sich kümmert und den Menschen nicht als Ergebnis des Milieus ansieht und ansehen kann. Hier liegt nun das Mißverständnis, unter welchem die Evangelienlehre als ein Fortschritt aufgefaßt wird.

Aus dem Vordersatz: „Aug' um Auge etc. entspricht nicht mehr unseren heutigen Anschauungen" und dem Nachsatz: „das Neue Testament wendet sich gegen die Lehre Aug' um Auge", wird der Schluß instinktiv gezogen, daß die Lehre des Neuen Testaments mit den heutigen Anschauungen übereinstimme. Dies ist indessen, wie nachgewiesen, nicht der Fall. Zwei Gegner einer Lehre brauchen durchaus nicht übereinzustimmen. Konservative und Sozialisten sind Gegner der Liberalen, haben sie darum die gleichen Ansichten? Ueberhaupt scheint man bei der Beurteilung der Morallehren der Bibel den Gedankenfehler zu machen, von vornherein die heutige Auffassung mit der des Neuen Testaments für übereinstimmend zu halten, während sie häufig in schärfstem Widerspruch zu einander stehen. Gerade die christlichen Kreise wollen von Abschaffung der Todesstrafe nichts wissen. Und wenn die heutige soziale Auffassung den Verbrecher nicht bestraft wissen will, unschädlich machen will sie ihn. Sie stimmt also mit 5. M. darin überein, daß das Böse bekämpft werden soll, und sie steht in ausgesprochenem Gegensatz zu der Lehre Ev. Matthäi, daß man dem Uebel nicht widerstehen soll.

*) Vergl. Friedrich Curtius in seiner Schrift über Heinrich Gelzer (Mitteilungen aus dem Verein z. A. d. A. 1892 S. 307) „Das Neue Testament enthält die ewig gültigen Grundzüge des sittlichen Lebens für den Einzelnen, die Familie und die kirchliche Gemeinschaft. Aber es gibt schlechterdings keine nationale Ethik . . . Daher die ganz entgegengesetzten Resultate, zu denen aufrichtige Christen kommen konnten, wenn sie eine politische Tagesfrage nach dem Canon des Evangeliums beurteilen wollten. . . . Das Neue Testament hat seine notwendige Ergänzung in dem Alten Testament. Hier ist vor allem der gemeinsame Grundgedanke des Staatsrechts und der Politik, die Persönlichkeit des Volks, mit einer genialen Sicherheit und Klarheit vorgetragen, wie sonst nur in den Schriften der römischen Juristen . . ." Aehnlich Prof. Baumgarten, Kiel, in einem am 1. Oktober 1904 in Hamburg gehaltenen Vortrag: „Das Neue Testament, das im wesentlichen auf die Errettung der Einzelseele bestimmt ist, kann keinen Ersatz bieten für die Familien- und Volkserziehung, welche das Alte Testament in so wunderbarer Weise zeigt."

**) Klagelieder 3. 30. Gütig ist der Ewige . . dem Manne. . . Der seinem Schläger bietet die Wange, sich sättigt mit Schmach.

Jesaia 50. 6. Meinen Rücken bot ich den Schlägern und meine Wange den Raufenden, mein Angesicht barg ich nicht vor Schmähung und Speien.

Die Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M.

Unser Büreau in Frankfurt a. M. schreibt uns im Anschluß an die Ausführungen in Nr. 49 der „Mitteilungen":

Die „Freie Evangelische Volksvereinigung" verbreitet ein Flugblatt „Nach der Wahl", in der diese Vereinigung eine treffende Charakteristik ihrer selbst und zugleich den Fingerzeig gibt, was man von dieser „Freien Evangelischen Volksvereinigung" zu halten hat. Einiges anzuführen, das keiner näheren Erläuterung bedarf, möge gestattet sein. Die Stadtverordnetenwahl hat, so beginnt das Flugblatt, der „Vereinigung für kommunale Wahlen" einen schönen Sieg gebracht. 7 ihrer Kandidaten sind zu Stadtverordneten gewählt worden: Werner, Bracht, Laaß, Reichert, Heil, Trommershausen, Volk. Davon sind 4 Mitglieder der Freien Evang. Volksvereinigung: Volk, Laaß, Trommershausen, Reichert.

In Gesellschaft des in seiner Art berühmten Professors Trommershausen findet sich, wie man sieht, unter Anderen auch der Besitzer des Kölner Hofes, der „grundsätzlich" jeden jüdischen Besuch ausschließt. Noch einen elfzeiligen Satz (offenbar echt deutsche professorale Satzkunst), dürfen wir nicht unterdrücken:

„Die Manier, jeden Menschen als einen Reaktionär, Dummkopf, Fanatiker oder Ehrlosen zu brandmarken und zu verfolgen, der es wagt, die unverletzliche Majestät auch des unverschämtesten Juden anzutasten oder auf die dem deutschen christlichen Volkstum von jener Seite drohenden Gefahren aufmerksam zu machen, verfehlt ja leider auf viele, besonders auf unsere „Gebildeten", ihre Wirkung nicht, aber die Ueberspannung des Bogens kann auch ein elementares Erwachen des deutsch-christlichen Bewußtseins bewirken; und das scheint jetzt in Frankfurt der Fall zu sein."

Gleich darauf sehen wir allerdings, daß der antisemitische Wolf gar nicht so judenfresserisch ist, sondern edelmütig — wie seinesgleichen immer — einlenkt, indem er versichert:

„Wir identifizieren uns natürlich nicht mit der politisch-antisemitischen Partei und be-

dauern auch die auf diesem Gebiete so leicht vorkommenden Ueberschreitungen der Anstandsgrenze. Wir konstatieren mit Freuden, daß wir mit zahlreichen hochachtbaren Israeliten in unserer Stadt Fühlung haben und wir möchten von den Verdiensten, die sich jüdische Mitbürger um das Wohl unserer Stadt erworben haben, nicht ein Jota hinweggestrichen sehen. Aber wir lassen uns keineswegs das Recht unserer Kritik und unserer Meinung über Wert oder Unwert des jüdischen Elements im Allgemeinen in unserem Volke nehmen."

Naiver Weise behagt der „Freien Evangelischen Volksvereinigung", gar nicht, daß böse Menschen ihre Männer als reaktionär bezeichnen. Und doch braucht man nur schließlich zu erfahren, wie sich die „Freie Evangelische Volksvereinigung" über die Simultanschule ausläßt:

„30 Simultanschuljahre in Frankfurt haben ihre üblen Folgen zur Genüge ausreifen lassen: religiöse Unwissenheit und damit zusammenhangend eine Indifferenz und Widerstandsunfähigkeit gegenüber den Einflüssen des Atheismus, des Judentums, der Sozialdemokratie, des Sektentums, des Katholizismus und sonstiger nichtevangelischer Kräfte, wie kaum irgendwo anders. Wohl wissen wir, daß auch in den übrigen deutschen Großstädten, wo es keine Simultanschulen gibt, die Majoritäten nicht auf dem evangelisch-christlichen Standpunkte zu finden sind, aber in den großen Minoritäten ist Widerstandsfähigkeit, Tatkraft und gediegenes evangelisches Bewußtsein.

Bei uns dagegen hat die Simultanschule einem großen Teil dieser Minorität das evangelische Rückgrat zerbrochen und statt charaktervoller Ueberzeugung finden wir das ewige Gewimmer: „nur nicht konfessionell!"

Der erste jüdische Hauptmann in dem französischen Heere.

Von Prof. Dr. M. Philippson.

Am 13. November 1791 erging das Gesetz, das — zum erstenmale in der Geschichte der europäischen christlichen Staaten — den französischen Juden volle Gleichberechtigung gewährte. Als unmittelbar darauf der Krieg der Revolution gegen das verbündete Europa ausbrach, traten viele französische Juden in das Heer ihres freisinnigen Vaterlandes ein. E[illegible] diese[illegible] Israeliten stieg sofort durch seinen Heldenmut [illegible] nen patriotischen Eifer zu einer höheren Stelle auf. Es war Euchel Nordon aus Metz, Sohn des Meyer Nordon, geboren am 4. Dezember 1756. Bei Ausbruch der Revolution lebte er unter dem Namen Anselm Nordon in Paris, Rue neuve St. Eustache. Er trat voll Eifer für die Umwälzung, für die Sache der Freiheit ein und spielte in der Pariser Sektion „Brutus" eine gewisse Rolle. Auch in die 1788 gebildete Pariser Nationalgarde ließ sich der damals 33 jährige Mann aufnehmen und wurde dort 1790 Sergeant, 1791 Unterleutnant in dem Fußjägerbataillon. Allein seine Begeisterung veranlaßte ihn zum Eintritt in das aktive Heer, zur Teilnahme an dem Kriege gegen die Feinde Frankreichs und der Freiheit. So wurde er am 4. September 1792 Oberleutnant in der neu gebildeten „Germanischen Legion" und zeichnete sich in dieser derart aus, daß er am 4. April 1793 zum Hauptmann ernannt wurde. Er war ohne Zweifel der erste jüdische Hauptmann im französischen Heere. Die Legion erlitt am 9. Juni 1793 durch die aufständigen Vendéer eine blutige Niederlage bei Saumur. Nordon wurde mit vielen anderen Kameraden gefangen genommen. Allein er weigerte sich, dem Beispiele der anderen zu folgen und sich durch das Versprechen, nicht mehr für die Republik zu kämpfen, die Freiheit zu verschaffen. Er wußte sich vielmehr der Gefangenschaft durch die Flucht zu entziehen. Seine hier der Republik bewiesene Treue, die von den das Heer begleitenden Volksvertretern amtlich bezeugt wurde, verschaffte ihm die Stelle eines Hauptmanns im 22. leichten Infanterieregiment (12. August 1793). Kein minderer als der heldenkühne Augereau empfahl unseren Hauptmann später wegen der bei dieser Gelegenheit gezeigten echt kriegerischen Vorzüge für das Kreuz der Ehrenlegion. In den folgenden Kämpfen trug er schwere Wunden davon und wurde am 18. Juni 1796 ehrenvoll entlassen. Allein er gebrauchte auf eigene Kosten die Heilbäder von Barèges und fühlte sich durch sie derart wieder hergestellt, daß er von neuem in den Heeresdienst einzutreten verlangte. Seinem Wunsche wurde stattgegeben und am 22. Juni 1799 wurde er Hauptmann im 14. leichten Infanterieregiment. Als solcher machte er die Feldzüge Moreaus in Süddeutschland mit, in Gesellschaft zweier Söhne. Aber das Geschick war dieser jüdischen Heldenfamilie nicht hold. Seine beiden Söhne fielen an seiner Seite, und in dem Gefechte bei Landshut, am 7. Juni 1800, riß ihm eine Kanonenkugel das linke Bein weg. Wunderbarerweise kam er mit dem Leben davon — eine Ausnahme bei dem niedrigen Stande der damaligen Feldchirurgie. Er wurde pensioniert mit dem jährlichen Ruhegehalt von 1200 Franken.*)

Es lohnt sich wohl, in der Gegenwart, wo man noch immer die Keckheit hat, den Juden Vaterlandsliebe und Tapferkeit abzusprechen, die Taten dieser Familie kaum aus der Knechtschaft erlöster Israeliten der Vergessenheit zu entreißen.

Russische Studenten.**)

Von Dr. Käthe Schirmacher.

[Nachdruck verboten.]

Wir saßen in einem Atelier. (Ich glaube, ich habe schon oft Artikel so angefangen, aber dafür kann ich nichts, warum erfahre ich die interessantesten Sachen immer in Ateliers). Also, wir saßen in einem Pariser Atelier, freilich war auch nicht einer von uns Franzose. Engländer, Deutsche, Amerikaner waren meine Gegenüber, neben mir saß ein russischer Arzt. Ich habe nur ihn gehört, nur mit ihm gesprochen, denn er berichtete Erlebtes, Gesehenes, Studiertes von den russischen Studenten. Und da die Menschen selten sind, die kurz und schlagend zur Sache sprechen, hier aber solch ein seltenes Exemplar an meiner Seite saß, war ich Auge und Ohr, photo- und phonographierte alles in mich hinein und will es nun getreu berichten.

„Eine meiner Bekannten", begann ich, „sagte mir neulich, sie habe bei einer Vorlesung auf der Sorbonne unter den sie umgebenden russischen Studierenden eine so grenzenlose Armut bemerkt. ‚Warum, fragte sie, studieren die? Sie können ja nur Deklassierte werden!' — Ich habe ihr darauf entgegnet, daß diese Studierenden, die ich ja von Zürich her auch kenne, in Rußland ebenso armselig sein und obendrein noch würden nicht studieren können. Ist das richtig?"

Es glimmte etwas in den dunklen Augen meines Nachbarn auf.

„Vollkommen. Darf ich etwas weiter ausholen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Nun denn, früher kamen auch eine große Anzahl griechisch-orthodoxer Russen nach Paris, heute sind 90 v. H. aller hiesigen russischen Studierenden Israeliten. Denen geht es in Rußland am schlechtesten. Et voici pourquoi: Sie wissen, daß die Juden einst die Hauptbevölkerung des

*) Die den Urkunden entlehnten Einzelheiten finden sich in dem soeben erschienenen Buche des berühmten französischen Historikers Arthur Chuquet „La Legion germanique" (Paris, Chapelot, 1904).

**) Aus dem „Tag".

zu Polen gehörigen Süd- oder Kleinrußlands bildeten. Hierher hatten sie sich von Palästina und Kleinasien hergezogen und waren die Vermittler des Handels zwischen dem Morgenlande und den nördlichen Barbarenstaaten . . ."

„Sie meinen Polen und die Hansa", lachte ich.

„Die kommen ja erst später. Immerhin, die Juden waren in Südrußland seßhaft, sie trieben auch Ackerbau und Handwerk, breiteten sich aus, machten sogar viele Proselyten."

„Das Judentum wäre vielleicht gar Staatsreligion geworden!'

„Die Möglichkeit scheint nach einer Ueberlieferung wirklich nicht ganz ausgeschlossen. Aber das Gegenteil trat im 17. Jahrhundert ein, da kam Kleinrußland an Großrußland, und mit der israelitischen Freiheit war's vorbei. Heute bestehen, wie Sie wissen, in bezug auf die jüdische Bevölkerung Rußlands Rayonbeschränkungen, die ihnen zum Beispiel den Aufenthalt auf dem Lande in bestimmten Gouvernements ganz unmöglich machen. Ackerbau können sie also nicht treiben. Da sitzen sie denn zusammen in den Städten in den Ghetti; ein und aus dürfen sie nicht, Arbeit finden sie nicht, leben können sie nicht, und . . ."

„Sie verhungern?" fiel ich entsetzt ein.

„Ja, sie verhungern, buchstäblich, wörtlich, ver—hun—gern. Haben S e das ‚Nachtasyl' von Gorki gesehen? Ja? Nun, das ist noch ein Paradies gegen die Tiefen der Hungerghetti. Wenn einer von diesen Juden solcher Hölle entrinnen kann, so verhungert er doch lieber in Paris, nicht wahr?"

„Ganz Ihrer Meinung. Aber, wie steht es denn um die Vorbildung zum Studium?"

„O, Schulen, Gymnasien gibt es ja in Rußland, und die Israeliten haben den Hunger nach Wissen und die Fähigkeit, es zu erwerben. Da hat man ihnen (und das ist der zweite Grund ihres Exodus) eine Barriere vorgeschlagen: in die höheren Schulen sind nur, 5, 6 v. H. Israeliten aufzunehmen. Sie begnügen sich damit. Rastlosen Eifers voll, beginnen sie ihre Gymnasialstudien, und nie wird ein Jude sie wieder aufgeben; er hält aus bis zum Ende, und deshalb haben die Juden nicht nur die meisten Preise und Auszeichnungen, nein, trotz der ominösen 5 v. H. sind sie in den oberen Klassen oftmals in der Mehrzahl, weil die anderen auf dem Wege müde geworden und abgefallen."

„Dieser Eifer muß aber doch einen besonderen Grund haben?"

„Gewiß! Wer Arzt, Anwalt, Gelehrter ist, gewinnt, selbst wenn er Jude, dadurch noch die Freizügigkeit. Sie streben also durch die Gymnasien zu Licht und Leben, Leben ebenso buchstäblich, wörtlich wie erst Hunger und Tod."

„Für die Universitäten ist der Prozentsatz jüdischer Elemente aber doch auch wieder festgesetzt?"

„Sehr richtig, und gerade deshalb sind 90 v. H. der in Paris studierenden Russen — Juden Das hängt alles zusammen. Mit den notdürftigsten, ja oft gar keinen Mitteln, begeben die jüdischen Studenten sich nach Paris. Ich kenne solche, die zu Fuß von Moskau, Petersburg, Odessa gekommen. Natürlich leben sie hier ebenso armselig wie zu Hause, und zahllose werden, wie Ihre Freundin annahm, Deklassierte. Sehen Sie," und des Doktors Stimme nahm einen noch wärmeren Ton an, „wenn im Winter das Zimmer gar nicht geheizt ist, wenn man vielleicht nur zwei-, dreimal die Woche zu essen hat . . ."

„Aber, Sie haben doch die Garküche in der Rue Flatters . . ."

„Es sind so viele Hungrige, Mademoiselle. Also, wenn man nur zwei-, dreimal die Woche zu essen hat, wenn man oft ein ganzes Jahr lang seine Einschreibegebühren auf der Fakultät nicht zahlen kann, dann verliert man Spannkraft, regelmäßige Arbeit, Zeit, dann wird man ein ‚alter Student', der zehn Jahre an seinem Doktor baut, dann verspinnt man sich in Reden, Plänen und Träumen und nimmt zuletzt Worte für Taten. Ein solcher Zehnjähriger," fuhr der Doktor fort, da mich diese Enthüllungen verstummen ließen, „hat mir gesagt, daß er während seines ganzen Pariser Aufenthalts niemals das Gefühl gehabt, daß er ‚satt' geworden. Und wenn man ihm gesagt: Iß noch dieses Huhn, diese Gans, diesen Truthahn — er hätte es alles geleistet."

Mich überlief's: „Und die Studentenküche?" fragte ich zuletzt.

„Die wird von denen erhalten, die sich in Paris eine Stellung gemacht, und von denen, die dort gegen bar essen. Den anderen verteilt der Kassierer die Marken gratis. Es reicht aber nicht, um jedem täglich eine Mahlzeit zu sichern. Solche Entbehrungen nun brauchen den Körper früh auf, sie brechen die Geisteskraft. Wie viele gänzlich untergehen, davon schweigt die Geschichte. Von denen, die nach zehn Jahren den Doktor machen und in die Praxis gehen, hat bisher keiner, keine etwas Bedeutendes geleistet. Das Elend hat ihr Hirn ausgepumpt, obgleich viele, glänzend veranlagt, das Höchste versprechen."

„Manchem gelingt es aber doch," fiel ich ein und nannte die Namen zweier russischer Medizinerinnen, die ihre Studien rasch erledigt und sich eine gute Praxis verschafft hatten.

„Gewiß," meinte er, „es fallen eben nicht alle Früchte unreif vom Baum. — Eine Einzelheit möchte ich Ihnen aber noch mitteilen, sie ist so gut wie unbekannt. In Rußland gibt es kaufmännische Schulen, die ausschließlich von reichen Juden erhalten werden. Dort dürfen auch 50 v. H. Israeliten lernen. Da nun die orthodoxen Elemente über so viel zahlreichere Berufe verfügen, kommen oft die 50 v. H. der orthodoxen Schüler nicht von selbst zusammen. Dann zahlen die Juden den orthodoxen Eltern noch ein Aufgeld, damit die nun ihre Kinder in die kaufmännischen Schulen schicken und den israelitischen dieses Bildungsmittel erhalten bleibt."

„Das ist etwas asiatisch", meinte ich.

Der Doktor sagte leise: „Sie haben auch etwas Asiatisches, die, welche aus Kleinrußland hier zum Studieren kommen, nämlich das Stamm-, Clan- und Hordengefühl. Sie sind 16. Jahrhundert und modernste Moderne zugleich, und das gibt ein nur labiles Gleichgewicht in ihren Köpfen."

„Man darf sie eben nicht nach europäisch-bürgerlichem Maßstab messen," fiel ich ein, „das habe ich bereits in Zurich gemerkt."

„Das Europäisch-Bürgerliche," schloß der Doktor mit einem leichten Lächeln, „ist freilich nicht die Stärke dieser ‚P oleten'. Sie verachten es sogar."

Aus dem antisemitischen Lager.

Pückler-Interpellation. In einem Artikel zur Rechtfertigung der Pückler-Interpellation gibt die „Freie deutsche Presse" („Freisinnige Ztg.") der Meinung Ausdruck, daß die in Betracht kommenden Behörden zugleich mit der Verlautbarung dieser Interpellation ihre Maßnahmen gegen das weitere Auftreten des „Dreschgrafen" getroffen hätten. Hier dürfte wohl ein Irrtum vorliegen. Nach dem Gang der Geschehnisse muß man wenigstens annehmen, daß für das Polizeipräsidium der Ausspruch des Gerichts in dem Prozeß, welchen Graf Pückler gegen den Schriftsteller Brandt und unsern verantwortlichen Redakteur angestrengt hat, vorbildlich war.

Am 8. November gab der Gerichtshof auf Grund des vorliegenden Materials und der jüngsten Reden bezw. Flug-

blätter des Grafen Pückler, die als gerichtsnotorisch anerkannt wurden, der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Privatkläger Graf Pückler geistig nicht normal wäre.

Vom darauffolgenden Tage datiert das Redeverbot des Berliner Polizeipräsidiums, und zwar mit folgender Begründung: „Aus dem gesamten Auftreten des Grafen Pückler, seinen Versammlungsreden und den von ihm herausgegebenen Druckschriften sind je länger, je mehr erhebliche Bedenken gegen seine geistige Zurechnungsfähigkeit entstanden".

Danach wird es wohl erlaubt sein, anzunehmen, daß die Verfügung des Polizeipräsidenten in engem Zusammenhange mit jener Gerichtsverhandlung steht. Von der beabsichtigten Interpellation hat die Oeffentlichkeit erst später, nämlich am 1. Dezember erfahren.

Vom Grafen Pückler, den die Polizei seit längerer Zeit in Berlin nicht mehr reden läßt, obwohl er noch nicht entmündigt oder für geisteskrank erklärt worden ist, ist es nun doch gelungen, bei einer Weihnachtsfeier seiner Anhänger zu Wort zu kommen. Ueber das „schlafende Berlin" hat er, wie die Blätter berichten, gesprochen, und für das nächste Jahr einen Krieg mit England prophezeit. Er ist mit der Regierung nicht zufrieden und sagt: Auch unsere Minister und Staatsmänner schlafen fest den Schlaf des Gerechten. Wenn die Herren so weiter murksen, weiter simpeln, weiter dösen, dann werden sie die wichtigsten Dinge verschlafen. Den Staatsanwälten nimmt der Graf es sehr übel, daß sie ihn fortwährend verfolgen. Er meinte: Wenn die Herren aber weiter fortfahren, die Vorkämpfer des Deutschtums zu verfolgen und zu chikanieren, dann werden die Kerls über kurz oder lang der allgemeinen Verachtung anheimfallen und kein anständiger Mensch wird mehr mit den Onkels verkehren. Auch die deutschen Fürsten sind nicht nach dem Geschmack des Grafen Pückler. Viele von ihnen verkehren jahraus jahrein mit Judenkerls, die ich nicht mit der Zange anfassen möchte. Den deutschen Frauen empfiehlt der Graf, Furien und Xanthippen mit furchtbar großen Schnauzen zu werden und ihre Männer gegen die Juden aufzuhetzen. Die Hilfe erblickt Graf Pückler schließlich in einem Bündnis der Sozialdemokraten mit den Antisemiten gegen die Juden. Hierbei geht er auch der antisemitischen Reformpartei, seinen ursprünglichen Protektoren, zu Leibe, von der er sagt: in der sogenannten Reformpartei, da befinden sich allerdings viele Schwindler und Betrüger. Diese Lümmel werden aber über kurz oder lang erkannt werden in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und der allgemeinen Schmach und Verachtung anheimfallen. Graf Pückler erklärte dann, er sei ein überzeugter Sozialist und fordert seine „roten Brüder" auf, bei den reichen Juden ein kleines Revolutiönchen zu veranstalten und sich die Taschen mit ihrem Gelde vollzustecken.

Eine Jubiläumsgabe für die „Staatsbürgerztg." Am 1. Januar hat die „Staatsbürgerztg" das Fest ihres 40jährigen Bestehens gefeiert. Aus diesem Anlaß sind einige Gesinnungsgenossen, die Abgg. Gräfe, Zimmermann und Werner — letzterer ist bekanntlich Redakteur der „Staatsbürgerztg." —, der Schneidermeister Donner, der Geschäftsfreund des Grafen Pückler, der Gastwirt Nieprich und der Kaufmann Wollburg zur Schaffung einer Jubiläumsgabe für das Blatt zusammengetreten. In der „Staatsbürgerztg." wird bereits die erste Sammlung veröffentlicht, es finden sich da Beiträge in Höhe von 1000, 600 und 500 Mark.

Antisemitismus in der Zentrumspartei. Aus absolut glaubwürdiger Quelle wird der „Augsburger Abendpost" mitgeteilt, daß der am 9. und 10. Januar in München zusammentretende Delegirtentag der Zentrumspartei sich u. a. mit dem Antrag des Katholischen Volksvereins Traunstein zu befassen haben wird, der nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß die bayerische Zentrumspartei in ihr Wahlprogramm den „Kampf gegen den zersetzenden Einfluß des Judentums auf das Volksleben" aufnehme. Die Urheber des Antrags sind Frhr. v. Schorlemer und Rechtsanwalt Heeg.

Vermischtes.

Christlichsoziale Protestantenfeindschaft. In den Verhandlungen des niederösterreichischen Landtags kam es bei Besprechung der Schulnovelle zu Ausfällen gegen die Protestanten. Der Referent Dr. Geßmann machte unter lärmender Zustimmung der Mehrheit gegen die Vertreter der protestantischen Gemeinden folgende Bemerkungen: „Jetzt laufen einige protestantische Pfarrer in den Ministerien herum und tun so, als ob es sich um Christenverfolgungen handelt. Ich bitte die Herren, zu bedenken, daß auch die Geduld der katholischen Bevölkerung, von der die Protestanten nur den vierzigsten Teil bilden, reißen könnte. Diese Herren Protestanten mögen es nicht zu weit treiben."

Man sollte beinahe glauben, den Abgordneten Stöcker zu hören, wie er den Juden etwas Bescheidenheit anempfiehlt.

Die Tatsache, daß sowohl in Oesterreich als in Frankreich die antisemitische Richtung zugleich antiprotestantisch ist, beweist deutlich, daß es sich bei dem Antisemitismus in starkem Maße um religiöse Intoleranz handelt und nicht blos um wirtschaftliche oder Rassenfragen, wie verschämte Anhänger des Antisemitismus gern glauben machen wollen.

Der alte Löwinsohn.

Von Walter Turszinsky.

[Nachdruck verboten.]

„. . . . Orr . . . nanz," schrie der dicke Major von Haselhorst durch den riesigen Saal, daß der Schall sich an den hohen Wänden brach und eine der Ordonnanzen vom anderen Ende des Tisches, an dem die X. Ulanen tafelten, eiligst herbeistürzte. Der goldene Strahl der Glühlichter aus der massiven, schmiedeeisernen Krone fiel grell hinunter auf all das schneeweiße, am Rande mit den Regimentsemblemen bunt verzierte Porzellan und das helle Silber, das die hübsch gedeckte Tafel zierte. In diesem Lichte funkelten die tiefroten und blaßgelben Weine hinter den dünnwandigen Gläsern lebhafter, blitzten die goldfarbenen Metallknöpfe auf den dunkelblauen Interimsröcken schärfer. Man rückte jetzt schon die Teller nach dem letzten Gange und wartete, daß der Kommandeur, der heute infolge einer kleinen Reise seiner Gattin mit den Offizieren speiste, das erlösende Wort zur Aufhebung des Tischzeremoniells spräche. Freiherr Kühn von Brettan aber sprach heute dieses Wort nicht und auch sonst kein Wort. Während des ganzen Essens hatte er den Speisen ebensowenig Aufmerksamkeit geschenkt wie den Unterhaltungsversuchen seines Nebensitzers, des Regimentsadjutanten Grafen Thun. Die lange Don Quichotte-Gestalt vorn über geneigt, saß der alte Herr vor seinem Teller, stocherte hier und da ein wenig mit der Gabel im Fleisch oder Fisch herum, strich den langen, dünnen Schnauzbart über die Mundwinkel herunter und nippte am Burgunder. Und wie der Vorgesetzte taten's die Offiziere. Ein schweres, kaum unterbrochenes Schweigen lag über dem

Prunksaal, in dem das Tellerklappern, der Schritt der bedienenden Ordonnanzen, ab und an der Klang eines Glases die einzigen Geräusche vorstellten. In dunklen Saalecken stießen sich die Ordonnanzen mit den Ellenbogen in die Seiten und grinsten. Oberleutnant von Berndt hatte feine Brieftasche hinter die rechte Seite des Bratentellers geschoben und suchte darin nach allerhand Papieren, die er dann auf dem rechten Knie aufeinanderstapelte. Und die kleine Durchlaucht des Regiments, Heinrich Prinz Trettach-Waiblingen hatte — die unentbehrliche, runde, randlose Glasscheibe im linken Auge des glatten Jockeigesichts — ein kleines Notizbüchelchen vor sich auf die Tischplatte gelegt, schrieb hier und da eine Zahl mit einem Schweif vieler Nullen auf ein weißes Blatt, dann wieder eine, dann noch eine und schüttelte mit verlorenem Gesichtsausdruck den kurz geschorenen Blondkopf. Die anderen stierten alle vor sich hin, zur feingetäfelten Decke empor oder gegen die dicken, gelbseidenen Vorhänge, welche die Fenster verkleideten.

„. . . . Orr . . . nanz," schrie der dicke Major von Haselhorst mit seiner knarrenden Kommandostimme: und sein rundes, verquollenes Schlemmergesicht färbte sich purpurn, als er merkte, daß sein Ruf wie eine Bombe in die ernste Stimmung hineingefahren war. Die Herren sahen einander an, plötzlich aus ihrer Versunkenheit rüde erweckt, als wäre dicht vor ihnen ein Haus explodiert oder eine Granate in den Fußboden geschlagen. Leutnant von Berndt wiegte leise abfällig das gut frisierte Haupt und brummte vor sich hin: „Ekelhafter Knote, dieser Haselhorst!" Aber auch der Oberst war aus seiner stumpfen Lethargie erwacht. Mit einem etwas lebhafteren Glanz in den ernsten Augen sah er sich um, riß abermals an den Enden des grauen, buschigen Slawenbartes, der seine Lippen beschattete und sagte mit klarer, harter Stimme über den Tisch: „Ja, meine Herren, also da is nischt zu ändern: um sechs Uhr kratzt er ab . . . na, wenn's s o is, denn Prosit Mahlzeit!"

Ein Stück hinter den Offizieren, die nun teilnahmlos müde, schwerfällig im Gefolge des Kommandeurs dem Rauchzimmer zustrebten, zupfte der kleine Prinz den langen Leutnant von Berndt am Rockschoß. Berndt sah sich um und lächelte lustig von seiner Höhe auf den zierlichen, elastischen Uradeligen herab. Der kratzte mechanisch mit dem kleinen Finger der Rechten über die glatte Oberlippe: „Sagen Se mol, Berndt, na wos wird denn nu? Das is doch geradezu grauenhaft. Und Rettung gänzlich ausgeschlossen?" Der dürre Oberleutnant zuckte mit den schmalen Achseln: „Spätestens sieben Uhr abends is alles aus. Doktor Bernstein, Medizinalrat Müller und der Oberstabsarzt: se sagens alle drei! Da nützt auch der 63er Portwein, mit dem ihn der Oberst zuletzt beinahe gesäugt hot, nischt mehr. Den ollen Löwinsohn sind wir los. Und nu könn'n wir Wasser saufen!" Der kleine Prinz stampfte mit dem langen Lackschuh leise auf den Teppich. „Verfluchte Zucht, daß das gerade u n s e r e r Generation passieren muß. Jahrzehntelang hat der olle Mann standgehalten. Wie 'n Baum war er: so fest wie seine Brieftasche. Wer hat denn außerm ollen Löwinsohn überhaupt noch Geld in diesem Drecknest? Und wer jibt's uns so gern, wie der? Wenn mon in die verräucherte Bude kam, wo's immer so nach Zwiebeln roch: ja, man fühlte doch sofort, daß der Mann uns lieb hatte. Erst 'ne Zigarre und Portwein: dann das Geschäft. Und die Zinsen! Sage und schreibe sechs Prozent und gegen bloßen Schuldschein! Jetzt könn'n wir wieder nach Berlin fahren, für tausend zweitausend querschreiben. Und denn das Leben: immer die Pistole auf der Brust, während mon bei Löwinsohn so sicher war. 's is zum Verrecken!"

„Das ganze Re . . ment hängt bei dem braven Kerl," sagte jetzt eine knarrende Baßstimme, und das rote, dicke Rundgesicht des Majors von Haselhorst durchbrach die Finsternis. Die beiden Offiziere sprangen empor: aber das müde Wort des Vorgesetzten wies sie zurück. „Ach, lassen Se man, meine Herren. In d e r Bredouille haben wir jetzt für leere Formalitäten keine Zeit. Sind denn Erben da?" Der schlanke Herr von Berndt konnte ein dezentes Schmunzeln nicht unterdrücken. Dann klemmte er das Glas fester ins Auge. „Meines Wissens, nein, Herr Major. Den ganzen Kitt, soweit Barmittel vorhanden, erbt die jüdische Gemeinde. Löwinsohn hat zwei Kinder überlebt, und auch die Frau ist längst tot." Der Major sah zur Decke und zwirbelte den Rotbart: "Dja, das is im Leben häßlich eingerichtet . . . Wenn unsereins stirbt, is immer 'ne bedeutende Nachkommenschaft da, um sich in das Minus zu teilen. Und bei dem Kies, es is unglaublich, da erbt 'ne G e m e i n d e. Schade um dieses riesige Vermögen!" Die drei seufzten fast unisono, bewegten schüttelnd die eleganten Köpfe und sahen wieder still auf das Gitter des Kamins, das rotgolden aufglühte. . . .

Das Rauchzimmer nebenan lag ganz unter dicklichem Qualm. Unter der Eichendecke hing eine graublaue Nebelschicht, und wirre, blasse Schlangenlinien durchzogen langsam das Halbdunkel. In einem Eckfessel saß der Oberst; neben ihm Adjutant Graf Thun, sein militärischer Ablatus, und Rittmeister von Fröben. Der hagere Regimentsführer lehnte in der rechten Ecke des Fauteuils. In der fast absoluten Lichtlosigkeit des Raumes war die Spitze seiner glühenden Zigarre das Einzige, was man von seinem dürren Rassekopf deutlich sah. Nur seine Stimme hörte man: eine freundliche, gute Stimme mit einem etwas schmolzigen Hinterklang und von leicht ostpreußischen Accenten. Um auch das zu hören, was er sagte, mußten sich freilich die beiden Nebensitzenden stark nach vorn beugen. „Ja, meine Herren, da geht eben wieder so'n Stückchen Re . . . mentstradition hin. Lachen Se nich, es is doch so. Dieser alte Semit hat vor mehr als sechzig Jahren bei uns seine drei Jahre abjemacht. Und seitdem fühlt er die Verpflichtung. Hilft den Herren, wo er kann. Man ging einfach zu keinem andern, wie zu ihm. Mein Gott, mit 'nem braunen Lappen gelegentlich ist ja uns allen geholfen. Mal braucht man 'n Pferd. Oder 'n Kleid für 'n kleines Mädchen. Oder 'ne Wohnungseinrichtung. Na, und ich sage Ihnen, lieber Graf, der Mann war tiefbetrübt, wenn man versuchte, an ihm vorbeizukommen. Bald nach meiner Verheiratung war er auch bei mir. Wußte, daß ich nich viel hatte und die Komtesse Brück, meine Frau, auch nich. Na, und da hat der Alte mit mir gesprochen wie 'n Vater. Hol mich der Deibel, wie 'n Vater. Ob ich etwa Halsabschneidern in die Hände fallen wolle? Und er täte es ja auch nich umsonst. Gott bewahre, aber wenigstens zu mäßigen Bedingungen. Nee, meine Herren, da kann nur d e r s k e p t i s c h sein, der die letzten fünfzig Jahre unserer Re . . . mentsgeschichte nich kennt. Auf die paar Pullen Wein und die anderen Freßabilien und den Doktor, den ich ihm ans Krankenbett geschickt hab', kommt's wirklich nich an. Die nach uns kommen, werden noch oft an den Mann denken. Der Vater des Rements . . . . jo, ja, 's hilft nichts, bester Fröben, . . . d e r V a t e r d e s R e m e n t s w a r d e r o l l e L ö w i n s o h n. Wir werden nimmer seinesgleichen sehn . . . .!" Im Türrahmen stand ein Ulan, die Hacken zusammen. Graf Thun sah ihn, lief auf ihn zu, sprach mit ihm und kam wieder. „Herr Oberst, Meldung vom Oberstabsarzt Birk: Der alte Löwinsohn ist vor 'ner Viertelstunde sanft entschlafen. . ." Die scharfe Offiziersstimme hatte den intimen Raum bis in seine fernsten Ecken durchdrungen. Die anderen Herren hatten sich von den Stühlen erhoben, drängten hinzu, lauschten . . . Einen Augenblick war es so still, daß mon hören konnte, wie im Kamin die dunkelrot flackernde Flamme an den Eichenkloben fraß. Dann erhob sich der Oberst und fuhr mit der rechten Hand über die runde Wölbung des mit grauen Haarstacheln bedeckten Schädels: „Nja . . . na,

er ruhe in Frieden! Er war ein Prachtkerl. Im übrigen darf ich wohl erwarten, daß sich das Korps an den Kranzspenden recht zahlreich beteiligt. Der Verstorbene hat's um uns verdient. Und ich wünsche nicht, daß di gewisse Vorurteile . . . na, das brauch' ich in diesem Fall nicht eist zu erwähnen. Zum Begräbnis werde ich selbst gehen. Daneben bitte ich als offizielle Deputation die Herren Graf Thun, von Fröben, von Berndt und Prinz Trettach in Czapka und Waffenrock. Den übrigen Herren steht die Beteiligung natürlich gleichfalls frei. Ich danke Ihnen, meine Herren . . .!"

Man schritt wieder von dem kleinen Hügel herunter, aus dessen runder Fläche mit den schmutzig-weißen Schneetupfen und den niedrigen Häufchen zusammengewehter Blätterrestchen jetzt eine imposante Erhöhung wirksam hervorstach. Ueber dem Erdfleck, unter dem seit einer Viertelstunde die Reste des alten Löwinsohn gebettet waren, türmte sich eine stolze Schicht tiefgrünen Lorbeers. Kranz lag auf Kranz, so dicht aneinder, daß die runden Lorbeerringe auch noch um die Peripherie des frischen Grabes einen weiten, streng duftenden Kreis zogen. Das Weiß der breiten, mit goldenem Rankenwerk und dicken Buchstaben bestickten Seidenschleifen war schon mit kleinen, schmutzigen Flöckchen der aufgeworfenen Erde dicht besprenkelt. Jetzt rollte, sich schon zum Gehen wendend, der lange Oberleutnant von Berndt mit der Spitze des in der Wintersonne blitzenden Lackschaftstiefels ein Schleifenende auf, das in Goldschrift die Worte zeigte: „Herrn Abraham Löwinsohn, dem vortrefflichen Menschen, in treuem Gedenken das Offizierskorps des X. Ulanenregiments. An der Spitze des kleinen Trauergefolges, das jetzt, den Pfützen des Weges sorgsam ausweichend, zu dem sich nach der Promenade der Kleinstadt öffnenden Gitter des Friedhofes hinabstieg, gingen der Oberst und der Rabbiner der jüdischen Gemeinde, aus deren Präsidium gleichfalls eine Deputation zur Bestattung des aiten, ganz alleinstehenden Mannes entsandt worden war. Der kleine Doktor Goldbaum polierte mit der schwarzbehandschuhten Rechten immer seinen braunen Spitzbart und sah durch das beschlagene Brillenglas etwas devot lächelnd zu dem langen Aristokraten empor, der so hübsch und so melancholisch von dem Toten zu sprechen wußte, noch hübsch r, als er selbst es in seiner mehr klugen als empfindungsreichen Grabrede verstanden hatte. Noch die Zylinder der anderen „Vorstände" bewegten sich eng neben den Czapkas der sieben Ulanenoffiziere.

Und als letzter der Gruppe schritt neben dem dunkelbärtigen Bankier Sager die kleine Durchlaucht. Man plauderte ganz leise, aber noch lebhafter wie die anderen Paare, und das glatte Rassegesicht des kleinen Feudalen war mit leichtem Rot überhaucht. Beim Abschied drückte man sich die Hände. Und Sager sagte mit tiefer Verbeugung: „Aber Durchlaucht, da braucht's doch keine Entschuldigung. Morgen zwischen zwölf und eins vormittags. Ich bin dann selbstredend sonst für niemand zu sprechen" . . . Die kleine Durchlaucht nickte und legte freundlich grüßend die Hand an die Tschapka. Und schritt mit leisem Lächeln in den leichtsinnigen Augen, den klirrenden Säbel schleppen lassend, auf den mit einem prächtigen Apfelschimmel bespannten Selbstfahrer zu, mit dem ihm fein Bursche unweil vom Friedhofsgltler erwartete. . . .

Briefkasten.

W. Sie senden uns die vorletzte Nummer der „Lustigen Blätter" und machen uns auf die Abbildung aufmerksam, in welcher die Alliancetreue der verschiedenen europäischen Staaten verspottet wird. Zum Schluß erscheint auf dem Bild eine Reihe untergefaßter, jüdisch-karikierter, Persanen, mit dem Vers, daß die einzige zuverlässige Allianee die israelitische Alliance sei. Ihre Anfrage, worin hier der Witz besteht, können wir beantworten. Der Witz besteht darin, daß der Eigentümer des Blattes ein getaufter Jude ist und der Hauptredakteur noch jetzt ein Jude, womit sich dann die antisemitische Bemerkung ja selbst widerlegt.

Dr W. In dem schweren Kampf, welchen die slavische Vormacht führt, spielen Heerführer deutscher Abstammung eine ganz hervarragende Ralle. Stössel, Fock, Gripenberg, Jessen, Reitzenstein, Starck, Meyendarff, Keller, Bilderling 2c. 2c. sind zweifellas nicht slavischen Ursprungs. — Warum auch nicht? Oesterreichs volksthümlichster Feldherr war Prinz Eugen von Savayen und einer der volksthümlichsten Feldherren Frankreichs war der Marschall van Sachsen. Napalean war ein Karse. — Im österreichischen Parlament sind unter anderen Chlumecky und Biehlolawek deutsche Wortführer, während als Führer der Slaven Herold, Rieger und Gregr sich einen Namen gemacht haben. — Alles interessante Beiträge zu dem Kapitel der Rassenfrage!

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 2. Berlin, 11. Januar 1905. 15 Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Kaiser Friedrich als Politiker.

„Deutschland", die Monatsschrift des Grafen Hoensbroech erfreut sich eines durchaus ansehnlichen Namens. Die eigenartigen Schicksale des Herausgebers bringen eine beträchtliche Toleranz in religiösen Angelegenheiten eigentlich mit sich. Und man muß zugestehen: Graf Hoensbroech weiß diese Toleranz zu wahren. Um so auffallender nimmt sich in dieser Zeitschrift (Dezemberheft) eine im wüsten Antisemitendeutsch geschriebene Abhandlung „Kaiser Friedrich als Politiker" aus.

Verfasser ist Kurd von Strantz. Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: sein Stil ist, wenn auch bisweilen etwas holpernd, doch markig und stellenweise wuchtig. Die mitgeteilten Tatsachen sind bekannt, aber in eine sehr eigenartige und kritische Beleuchtung gestellt. Elektrisch scharf und zuckend. Bisweilen blendend alle Wege bis zu den Stufen des Throns aufdeckend, so daß eine neue Erkenntnis schnell in unser Gehirn niederführt. Ich rate dringend den Aufsatz zu lesen.

Neben dieser Anerkennung (es nimmt sich so furchtbar ritterlich aus, einem Gegner gegenüber!) muß die Kritik mit Keulenschlägen auf Herrn v. Strantz hauen. Zumal vom Standpunkt religiöser Nächstenliebe und konfessioneller Toleranz aus müssen diese Angriffe, die das Andenken Friedrichs III. herabzusetzen geeignet sind, zurückgewiesen werden.

Die Abhandlung spricht von dem politischen Werdegange des vielbeweinten, königlichen Dulders. Wie Friedrich III. als Kronprinz starke Sympathien für die Liberalen gehabt habe, und trotzdem doch nicht von den Liberalen für sich beansprucht werden dürfe. Aber die leidenschaftliche Stellungnahme des Thronfolgers ging oft doch so weit, daß sein amtlicher Ratgeber, der altliberale Duncker, häufig zügeln und hemmen mußte. Strantz fährt dann wörtlich fort:

„Aus dieser Zeit blieb dem bekehrten Kronprinzen die Bekanntschaft mit radikalen Abgeordneten, die sich zunächst wohl nationalliberal mauserten, aber schließlich wieder in das bloß verneinende demokratische Fahrwasser zurückfielen, wozu hauptsächlich Forkenbeck gehörte. Das politische Judentum, das als Handelsvolk schollenfeindlich und radikal sein muß, drängte sich später geschickt in der bestechenden Form der Wohltätigkeit und Kunstförderung an das milde und künstlerisch empfindende Herz des Kronprinzen, der wohl auch den Grund des Antisemitismus als berechtigten Rassenkampf wider die ausbeuterischen und fremdvölklichen Eindringlinge niemals recht erkannte und in der liberalen Anschauung des Abscheues vor der scheinbaren religiösen Unduldsamkeit befangen blieb, obwohl der Glauben hierbei ganz unerheblich ist. Der Bekehrungseifer der kirchlichen Rechten ist sogar eine Torheit, da er die schlimmste Folge, die Rassenvermischung fördert. Der Erlaß an Bismarck, übrigens von Stoschs Hand jahrelang vor dem Heimgang des alten Kaisers geschrieben, das politische Testament Kaiser Friedrichs, enthält daher auch in Verkennung der tatsächlichen, lediglich rassenhaften Verhältnisse eine entsprechende Stelle. . . ."

Nachdem Strantz dann Einiges über die englischen Einflüsse bei Hof bemerkt hat, äußert er sich noch einmal über die Stellung Friedrichs zur Judenfrage in folgenden Sätzen:

„Man führte wohl die Berufung jüdischer Abkömmlinge in hohe Stellungen auf den Kronprinzen zurück, zumal Friedenthal und Lucius, dessen Vater Hecht ein fuldaischer Bandjude gewesen war, höchst unzulängliche landwirtschaftliche Minister waren, Simson ohne seine parlamentarische Tätigkeit niemals oberster Reichsrichter geworden wäre, während Friedberg ein tüchtiger Minister war, dem freilich die Verjudung des Richterstandes in Preußen vornehmlich zu danken ist. Aber nur der Justizminister stand als juristischer und politischer Berater ihm nahe, und dieser Umstand soll sogar seine Ernennung gefährdet haben, bis Bismarck eingriff. Bezeichnete doch der Kronprinz die rumänischen Juden als Strolchjuden und wollte sie von den polnisch-deutschen geschieden wissen, von denen er ja bloß die emporgestiegenen Geldleute des Berliner Tiergartenviertels kannte, deren Vorfahren aber eine sehr rumänische Lebensweise geführt hatten. Er wünschte sie auch nicht als Erben der märkischen Junker auf deren angestammten Besitz."

Wäre es nicht ein Fürst, dessen Andenken in dieser Weise geschmäht wird, sondern ein Privatmann, in dessen Angelegenheiten nicht auch noch nach dem Tode tausende für und wider rufen, man müßte Herrn Strantz, den Junker, an den alten Satz erinnern, daß man von Toten nur gutes sagen solle. Denn schlecht, sehr schlecht spricht Strantz von Friedrich. Aber es ist ein Kaiser, um dessen Lob und Ehre über das Grab hinaus gestritten werden darf, und steht der preußische Junker wider seinen Hohenzollernherrn auf, wir nehmen den Handschuh auf, den er hinwirft, und wir, die Partei der Ausgestoßenen, der Gehaßten, Gemiedenen kämpfen für unseren kaiserlichen Herrn.

Das eben ist es, was diesen Fürsten einzig vor der Geschichte so bestehen läßt, wie man ihn uns schon in der Schule lehrte, dieses große, gütige, leutselige Herz, dem heute auch nach dem Ende keiner widerstehen kann, weil es so unendlich versöhnend wirken wollte. Es ist eine müßige Frage, aber sie drängt sich auf: Ob all das neue Streiten, dieser Rassen- und Religionshaß, diese häßliche Form des

neuen Antisemitismus hätte sich entwickeln können, wenn Friedrich am Leben geblieben wäre, wenn ein kraftvolles Beispiel von oben und eine königliche Duldsamkeit, die diesem Kaiser zu eigen war, dem wüsten Treiben entgegen zu arbeiten versucht hätte? Ob denn . . . Träume! ruft die Wirklichkeit, Herr v. Strantz, ganz zu Ihrer Verfügung.

Sehen Sie, Herr v. Strantz, alles was Sie da über den Rassenantisemitismus sagen, kommt einem so furchtbar eingelernt vor, beinahe als wenn Ihr seliger Fuchsmajor beim Verein deutscher Studenten (dem gehören Sie doch sicher an!) Ihnen so ein paar Phrasen über den Antisemitismus diktiert hätte, die Sie dann zur Burschenprüfung auswendig kennen mußten. Man muß es Ihnen lassen, Sie haben ganz brav auswendig gelernt. Aber das genügt vielleicht zu einer Tendenzrede auf der V. D. St.-Kneipe, zu ernster, wissenschaftlicher Erörterung genügt das nicht. Sie bringen ja nichts als Schlagworte: Handelsvolk, schollenfeindlich, Rassenkampf, ausbeuterisch, fremdvolkliche Eindringlinge und so fort, und so fort, genau dasselbe kann man 14 Tage voraus in den „Akademischen Blättern" lesen. Daß Sie mit diesen Begriffen operieren, wäre einer Widerlegung kaum wert, daß Sie aber Friedrich Unkenntnis vorwerfen, weil er über Ihre grauen, ödgrauen Theorien hinweg war, und aus der Wirklichkeit das warme, menschenfreundliche Element der Nächstenliebe für sich nahm, das zeugt von Ihrer Unkenntnis.

Uns bleibt die sympathische Gestalt des Hunderttage-Kaisers rein bestehen. Auch dem Volke. Nicht mit der nichtigen Eigenartigkeit einer überragenden Persönlichkeit, aber mit dem liebevollen Gemüte eines, der in allen Lebenslagen sein Menschentum hoch oben behält. Und auf einem Throne ist es doppelt schwer.

Ob die angezogenen Minister tüchtig waren, kann schließlich Ansichtssache sein: jedenfalls haben Lucins' Reformen vorbildlich gewirkt, Friedberg ist in jüngeren Jahren schon im Ministerium sehr gesucht gewesen; und Simson, der Reichsgerichtspräsident, hat verstanden, unserm Reichsgericht und seiner obersten Richtbefugnis eine bis weit hinab in die Mengen reichende Ueberzeugung von Unparteilichkeit und Tüchtigkeit zu geben.

Wieso es eigentlich einen Vorwurf bedeuten soll, daß die Vorfahren der deutschen Juden auch einmal eine rumänische Lebensart geführt haben, ist unverständlich; man könnte im Gegenteil meinen, daß eine Entwickelung, die es in kurzer Zeit verstanden hat, unsere Juden an sämtlichen Kulturerrungenschaften teilnehmen zu lassen und sie in einem Jahrhundert zu heben, wie andere in tausend Jahren, aller Ehre wert sei. —

Graf Hoensbroech selbst veröffentlichte im Januarheft von „Deutschland" folgende Erklärung:

Im Aufsatz **Kaiser Friedrich als Politiker** des Dezemberheftes finden sich Auffassungen und Wendungen, die mir beim Durchsehen des schwer leserlichen Manuskriptes leider entgangen sind, **sonst hätte ich sie, als mit dem Charakter und der Richtung von Deutschland unvereinbar, gestrichen.** Es sind: der Ausfall gegen Professor Delbrück und die Bemerkungen über „Antisemitismus als berechtigten Rassenkampf."

Der Herausgeber.

Angenehm war diese Desavouierung sicher weder für den, dem gegenüber sie geschah, noch für den, der sie vornahm. Daß sich Graf Hoensbroech dazu entschloß, ehrt seine Gesinnung.

Straßburg i. E. Bruno Weil.

Satisfaktion?

Von geschätzter jüdischer Seite aus der Provinz Posen wird uns geschrieben:

Die Presse, welche es als einen Teil ihrer Aufgaben betrachtet, für die Menschenrechte der Juden einzutreten, richtet seit längerer Zeit ihr Augenmerk auf die Vorgänge in der **Provinz Posen**. Ob bei den Fürsprachen für den Existenzkampf der bedrückten Minorität immer wahre Menschlichkeit die Triebfeder ist oder die Erkenntnis, daß ein Untergang des Judentums im Osten gleichbedeutend ist mit der Auslieferung des Landes an die Polen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß es um unsere Zukunft hier, wenn es so weiter geht, sehr schlecht bestellt ist. Das Land wird von subalternen Geistern regiert — und die sogen. Spitzen bekommen erst durch die Presse Kenntnis von den Vorgängen. Und was geschieht dann?

Herr **Regierungsreferendar Ulrici** ist noch im Regierungsamte, trotzdem jede Behörde wissen muß, daß ein derartiger Mann, welche Regierungsstellung er auch später einmal einnehmen wird, von vornherein mit berechtigtem Mißtrauen gegen seine Qualifikation angesehen werden wird. Der Regierungspräsident, dem man hier vollstes Vertrauen entgegenbringt, mußte sich von ihm trennen, da sonst jeder übergeordnete Beamte sich sagen muß, daß, wenn derlei Antisemiten — Herr Ulrici ließ es vor der Gerichtssitzung durch seinen Anwalt „erklären" (!), daß er ein solcher wäre — im Amte geduldet würden, die Behörde damit zu erkennen gibt, daß sie diese Strömung begünstigt. —

Ein weiteres: Herr Dr. **Leschnitzer** reicht eine Beschwerdeschrift beim Regierungspräsidenten ein — Herr Manliewicz beugte sich in Demut. Der Bescheid erfolgte in mündlicher Unterredung und ging dahin, daß die absolut grundlose Streichung der beiden Juden aus den Listen der Prüfungskommission ein Wink des Regierungs- und Medizinalrats **Schmidt** sei. Nun wird dieser Herr seine Zugehörigkeit zur antisemitischen Partei nicht zu leugnen können. Bei der Evangelisierung des Ostens ist er in seinem Ressort ein rühriger Arbeiter. Mußte sich nicht auch hier die Behörde fragen, ob denn ein solcher Mann als Beamter für seinen Posten taugt? Die jüdische Aerzteschaft und die jüdischen Apotheker wissen, was sie an ihm haben. Daß übrigens die Beliebtheit des Herrn Schmidt auch sonst nicht groß ist, sollte dem Regierungspräsidenten den Trennungsschmerz erleichtern. Beschäftigung genug hätte ja Herr Schmidt durch seine Doppelstellung bei der Invalidität. Wir Juden würden aber aus einer Aenderung im Amte des Medizinalkollegiums wenigstens den guten Willen der Behörde erkennen.

Diese Satisfaktion sollte uns Juden gegeben werden; denn alles andere, wovon man hier munkelt — Orden, Rattitel u. dergl. — ist für die Katz.

Die Regierung müßte vorangehen und ihren Untergebenen zeigen, was sie unter dem Zusammenhalten aller Deutschen ohne Unterschied der Konfession versteht. Heute aber haben wir Juden alle nur das Gefühl, daß die Behörden alles daran setzen, uns in unserer Existenz zu vernichten, daß wir ihren versöhnenden Worten nie und nimmer trauen dürfen. M. P.

Das bayerische Zentrum und der Antisemitismus.

Die bereits kurz erwähnte Aktion einiger antisemitischer Heißsporne des Zentrums in Bayern, das **bayerische Zentrum** auf dem diesjährigen Delegiertentage, der in

diesen Tagen in München stattfindet, *programmatisch* auf den *Antisemitismus* zu verpflichten, hat eine publizistische Förderung in erster Linie in dem Traunsteiner Organ der Zentrumspartei, den „*Traunsteiner Nachrichten*“ gefunden, deren Herausgeber der Antragsteller Freiherr *von Schorlemer* ist. Zur Begründung seines Antrages veröffentlichte Freiherr von Schorlemer eine Artikelserie, der wir nach dem Münchener Antisemitenblatte folgende Ausführungen entnehmen:

„Wenn man den Gesprächen der Männer aus dem Volke, namentlich auch aus Handwerks- und Gewerbekreisen lauscht, dann kann man oft die Aeußerung hören: „Das Zentrum ist nicht antisemitisch; es muß antisemitischer werden.“ Und wenn man gar die Blätter der ausgesprochenen antisemitischen Parteien liest, dann kann man direkt die Behauptung darin finden, das Zentrum habe nichts getan, um das Volk und namentlich die Handwerker und Gewerbetreibenden gegen die Ausbeutung und die Konkurrenz des Judentums zu schützen. Es dürfte an der Zeit sein, einmal zu untersuchen, ob das Zentrum wirklich nicht antisemitisch ist.

Was uns selbst (d. h. die Schriftleitung der Traunst. Nachr.) und wohl auch den größten Teil unserer Leser betrifft, so stehen wir auf dem Standpunkt, daß die *gesetzliche Gleichstellung der Juden* mit den Staatsbürgern christlicher Konfession ein *übereilter*, durch nichts gerechtfertigter Schritt war, der für jeden Staat, wo er erfolgt ist, die verhängnisvollsten Wirkungen gezeitigt hat.

Bekanntlich war es ein Werk der Liberalen, daß durch die neuen Verfassungen, die aus den Stürmen der Revolutionsjahre hervorgingen, den Juden diese staatliche Gleichberechtigung zuerkannt wurde; und wer sich ein wenig in der Geschichte umsieht, der begreift recht wohl, warum damals überall bei Aufständen und Barrikadenkämpfen die Juden ihre Hand im Spiel hatten. Der deutsche Michel hat auch damals in Wirklichkeit die Schlafhaube noch nicht abgezogen; und während er mit der einen Hand „die Tyrannen zu stürzen“ wähnte, öffnete er mit der anderen denjenigen die Türe, die seine blutgierigsten Tyrannen werden sollten. Berauscht von den Erfolgen, die es für sich errungen, war das christliche deutsche Volk großmütig genug, einer landfremden Rasse die gleichen Rechte unverdient zukommen zu lassen, die es sich selbst mit schweren Opfern erkauft hatte. Wie überall später, so hat schon damals auch das Judentum mühelos da geerntet, wo andere im Schweiße ihres Angesichts geackert, gesäet und gearbeitet hatten.

Wohl kann und konnte man den beiden christlichen Konfessionen in Deutschland (um zunächst bei unserem engeren Vaterlande zu bleiben) volle Gleichberechtigung gewähren; denn sie trennte nur die religiöse Anschauung. Sonst hatten sie alles gemeinsam: Nationalität, Sprachen, Sitten und Gebräuche. Sie bildeten einen Stamm, eine Rasse, einen gemeinsamen Volkskörper, ein und dasselbe nationale Element. Aber in dem Augenblick, wo dieser Volkskörper sozusagen wieder das Fest seiner nationalen Wiedergeburt feierte, wo er auf den Trümmern veralteter Einrichtungen zu neuem Leben sich aufschwingen wollte, ihm ein völlig fremdes, durch Rasse, Abstammung, religiöse und moralische Anschauung durchaus von ihm verschiedenes Volkselement zuzugesellen und zwar gleichberechtigt mit ihm, das hieß der herrlichen Frucht, die dort heranreifen sollte, von vornherein den verderbenbringenden Keim der Fäulnis einimpfen.

Daß unser Urteil in dieser Beziehung nicht zu hart ist, bestätigt die Erfahrung, die man seit jener Zeit mit dem Judentum gemacht hat. Kaum im Besitze der ihm so leichtfertig eingeräumten Rechte, hat das Judentum alles an sich zu reißen gesucht, wodurch es die übrigen Staatsbürger unter seine Botmäßigkeit bringen konnte. Es machte sich zum finanziellen Herrn der Staaten, brachte Fürsten und Länder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Geldkönigen (Rothschild und Konf.), bemächtigte sich des Großhandels, wurde zum Herrscher an der Börse, rieb den Bauernstand durch grausamen Wucher auf und grub dem Handwerk und Gewerbe, dem einst so blühenden Mittelstande durch unlautere Konkurrenz ein frühzeitiges Grab. Allerdings war dies nur möglich mit Hilfe der damals so mächtigen Liberalen, die sich nicht begnügten, die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden durchgedrückt zu haben, sondern als deren getreue Helfershelfer auch eine Reihe von Gesetzen schaffen halfen, die den Mittelstand als schutzloses Beuteobjekt dem Judentum auslieferten.“

Freiherr von Schorlemer fügt dann zur näheren Erläuterung noch hinzu:

„Man verstehe uns wohl: Wir denken nicht an eine gewaltsame Beseitigung des Judentums; wir verlangen (diesmal) mit Stöcker: „Nicht Judenhaß, sondern Christenschutz“, wir verlangen auch keine Zurückversetzung des Judentums in jenen Zustand älterer Zeiten, der für die Israeliten getrennte Wohnungen und besondere Kleidung vorschrieb, und sie gewissermaßen rechtlos machte. Wir verlangen auch ferner nicht den gänzlichen Ausschluß des Judentums vom geschäftlichen Leben, wie ihn ja selbst frühere Jahrhunderte nicht gekannt haben, ausgenommen zur Blütezeit deutschen Handels- und Erwerblebens, zur Blütezeit der Hansastädte. Was wir aber verlangen können und müssen, das ist eine *Beschränkung* inbezug auf die *Zulassung* zu gewissen *staatsbürgerlichen Aemtern* und Funktionen, eine Beschränkung inbezug auf die Einwanderung und vor allem eine *Beschränkung* inbezug auf die *gewerbliche Tätigkeit*, d. h. eine völlige Umgestaltung jener Gesetze, die es dem Judentum ermöglicht haben, den Ruin des christlich-deutschen Mittelstandes unaufhaltsam herbeizuführen.“

Es handelt sich also, wie man sieht, hierbei keineswegs etwa nur um eine landläufige antisemitische Demonstration, sondern um ein zielklares programmatisches Vorgehen, das in einem entsprechenden parlamentarischen Akt seinen gesetzgeberischen Ausdruck finden soll. Wir verzichten für heute auf die „Begründung“ des Antrags des Herrn von Schorlemer näher einzugehen, und behalten uns vor, auf die Materie zurückzukommen, sobald die Berichte über die Verhandlungen des bayerischen Delegiertentages vollständig vorliegen.

Ueber das akademische Verbindungswesen.

In dem Organ der Vereinigung badischer Israeliten finden wir einige treffende Bemerkungen über die Wandlungen im Verbindungswesen an den deutschen Universitäten.

Die deutschen Verbindungen dürfen trotz aller Torheiten, die eine überschäumende Lebenslust erzeugte, trotz aller Auswüchse einer tollen Jugendkraft, ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte beanspruchen.

Aber — so wird in dem Artikel ausgeführt — tempora mutantur et nos mutamur in illis. Ja, die Zeiten haben sich geändert, das politische Leben von heute ist ein anderes und auch der *moderne Student* ist ein *anderer* geworden. Die Palitik ist nüchterner, praktischer und philisterhafter geworden, und der Student ist heute im großen und ganzen kein Bürger in den politischen Flitterwochen, sondern ein Fachschüler, der sich seine Zukunft sichern und möglichst viel Vergnügen verschaffen möchte. Die Ausgaben der Politik und die des Studententums haben eine große Metamorphose erlitten, und die Korps und Burschenschaften, die sich in ihrer alten Gestalt in die Neuzeit hinübergerettet haben, bilden ein Rudiment, das mit dem Geiste der neuen Zeit nicht organisch verwachsen kann.

So ist das Verbindungswesen häufig zu einer *Karrikatur* geworden. Die früheren Tugenden haben eine andere Gestalt angenommen und sich oft in ihre Antipaden verwandelt. Aus der aus dem Herzen fließenden Fröhlichkeit ist ein steifer Komment geworden, aus der körperstählenden Kraftentfaltung eine verrohende Rauflust, aus dem freiheitlichen Nationalismus ein antisemitisch gefärbter Feudalismus und aus dem feurigen Idealismus ein komisches Gigerltum. Die Korps und Burschenschaften sind heute meistens schwache Nachahmungen des Offizierstums, und ihr ganzer Stalz ist dahin gerichtet, jenem an steif gebügelter Vornehmheit und an protziger Exklusivität gleich zu kommen. Die Verbindungen haben heute für das geistige und politische Leben jede Bedeutung und jeden Zweck verloren, und jeder ernst strebende, ideal angelegte Student meidet sie. Sic transit gloria mundi! So ist das Verbindungswesen zu einer *leeren Dekoration*, zu einem hohlen Philistertum geworden. Es hat seine innere Berechtigung verloren und ist zu einer bloßen Scheinexistenz herabgesunken.

Zur Ergänzung des grotesken Bildes kamen in den letzten Jahren noch die *konfessionellen Verbindungen* hinzu. Es entstanden an fast jeder Universität und jeder Hochschule evangelische und katholische Verbindungen und sie vermehren sich von Jahr zu Jahr und machen sich immer mehr breit. Im Grunde aber giebt es keine größeren Gegensätze als Konfessionalismus und freies Studententum. Der Student soll die schönste Zeit seines

Lebens dazu verwerten, seinen geistigen und sittlichen Horizont zu erweitern und nicht zu verengen, sein Leben zu vertiefen und nicht zu verflachen. Er soll lernen, sich als Mensch unter Kulturmenschen, als Deutscher unter Deutschen zu fühlen und nicht als Angehöriger einer bestimmten Kirchengemeinschaft. Was kann ihm denn diese konfessionelle Verbindung bieten? Um seinen religiösen Gefühlen zu genügen, dazu ist überall Gelegenheit genug geboten. An evangelischen und katholischen Vorträgen ist nirgends Mangel, und wenn der Student sie gemeinsam mit anderen Bürgern hören muß, so ist das weder eine Entwürdigung noch ein Nachteil. Denn das Studententum soll im beständigen Kontakt mit dem Bürgertum stehen, soll von ihm Impulse empfangen und das wahre Leben auf sich einwirken lassen. Zum Betrinken und Liedersingen aber, zum Turnen und Fechten, — dazu braucht man keine besonderen konfessionellen Vereine. Schon durch seine Mütze auf der Straße zu bekunden, zu welcher Konfession man gehört, das heißt wahrlich nicht, die religiöse Idee vertiefen. Diese Vereine zeigen das Ungesunde in einer noch unangenehmeren Gestalt. Aber wir leben eben in einer Zeit, wo das Paradoxe die größte Anziehungskraft besitzt, und man merkt heute die Widersprüche des Lebens gar nicht mehr. Zu dem modernen Mosaikbild von konfessionellen Bädern und Gasthäusern, Hospitälern und Tanzkränzchen, Frauen- und Jünglingsvereinen gehören allerdings auch die konfessionellen Studentenverbindungen.

Der Verfasser des Artikels ist — hier können wir jedoch zu unserem Bedauern seiner Argumentation nicht folgen — der Ansicht, daß die seit einigen Jahren bestehenden jüdischen Studentenverbindungen nur die logische Konsequenz der evangelischen und katholischen Verbindungen seien. Indeß hat auch er an den jüdischen Verbindungen in ihrer heutigen Gestalt mancherlei auszusetzen. Wir geben blese kritischen Betrachtungen, ohne uns mit ihnen in jedem einzelnen Punkte identifizieren zu wollen, in Folgendem wieder, weil sie im Kern sicherlich zutreffend sind:

Es gibt nichts Absurderes, als die Fehler seiner Gegner anzunehmen, um nur ihnen zugleichen. Die jüdischen Studenten, die durch den alten Zopf, durch die komischen Sitten und die traurigen Vorurteile der deutschen Studenten soviel zu leiden haben, sollten sich selber von diesen veralteten Dingen emanzipieren. . . . Die jüdischen Verbindungen sollten würdige Geselligkeit pflegen, Literatur und Wissenschaft, Kunst und soziale Probleme mit Liebe behandeln, — alles, was darüber hinaus ist, ist vom Uebel. Freilich, auch die jüdischen Studenten haben verliebte Bäschen mit langen Zöpfen, die den Vetter Studio am schmucksten finden, wenn er eine bunte Mütze trägt, und in ihm den Helden bewundern, wenn sein Gesicht zu einem Beefsteak geworden ist, — aber für solche kindischen Freuden sind die Verbindungen zu schade. Wozu die Farben? Um die antisemitischen Studenten zu reizen und Reibereien hervorzurufen? Und dann die Schlägereien! Was soll diese nutzlose Vergeudung von Zeit, Geld und Kraft? Man redet sich törichterweise ein, durch diese Entfaltung des Mutes die Antisemiten einzuschüchtern. Wenn aber die jüdischen Studenten die Antisemiten züchtigen wollten, dann müßte jeder jüdische Student 30 Mensuren täglich haben. Hier ist der Punkt, wo die Reform einsetzen muß. Auf eine geeignete Geselligkeit zu verzichten, das kann man von keinem jüdischen Studenten verlangen, aber — auf Farben und Mensuren zu verzichten, das Opfer ist nicht gar zu groß, darauf verzichten ca 90 Prozent aller christlichen Studenten auch.

Die jüdischen Studenten könnten durch di Anbahnung eines gesunden, modernen Verbindungswesens vorbildlich wirken, wenn sie sich nur von inneren Motiven leiten ließen und nicht von Trotz oder Eitelkeit. Sie sollten mit dem ganzen Hokuspokus einer alten Zeit brechen und alle komischen Aeußerlichkeiten abstreifen. Sie sollten nur Geselligkeiten und geistige Anregung pflegen und die Torheiten und Bosheiten der farbigen und farblosen Reaktion als das nehmen, was sie sind, als Zeitkrankheiten. Das Gemütsleben zu befriedigen und zu bereichern, es ist ihr gutes Recht und für sie selbst und die Gemeinschaft nützlich. Das Rauf- und Saufwesen aber sollten sie neidlos den feudalen Korps überlassen. Das Leben des Juden ist eben ernster, der Jude soll und muß stets seine Gesamtheit und seine Zukunft im Auge haben."

Präsident Roosevelt über die Nationalitätenfrage.

Die von uns bereits mitgeteilten bemerkenswerthen Aeußerungen aus der Botschaft des Amerikanischen Präsidenten liegen uns jetzt im Wortlaut vor; als ein bedeutsames zeitgeschichtliches Dokument haben sie berechtigten Anspruch auf eine wörtliche Wiedergabe:

Einwanderung und Naturalisation.

Bei der Behandlung der Einwanderungs- und Naturalisationsfrage ist es unerläßlich, denjenigen, die an der Gesetzgebung Teil nehmen, einige Tatsachen vorzuhalten. Zuerst und vor allem halten wir fest, daß die Frage, ob man ein guter Amerikaner ist, mit dem Geburtsorte des Menschen ebensowenig etwas zu tun hat, wie mit seinem Glaubensbekenntnis. In jeder Generation, seit der Begründung dieses Staates, standen Männer ausländischer Geburt in den vordersten Reihen der bürgerlichen Gesellschaft, und das nicht blos auf einem, sondern auf jedem Gebiete der amerikanischen Tätigkeit, während es doch gradezu absurd wäre, wenn man einen Unterschied machen wollte zwischen denjenigen, deren Eltern ins Land kamen und denen, deren Vorfahren einige Generationen früher ankamen. Ein guter Amerikaner sein ist eine Sache des Herzens, des Gewissens, der hohen Gesinnung, des unverfehrten gesunden Menschenverstands, nicht aber des Geburtsortes oder des Glaubensbekenntnisses. Die Ehrenmedaille, die höchste Auszeichnung derer, die in der Armee und in der Marine der Vereinigten Staaten dienen, schmückt Männer, die hier geboren sind, schmückt aber auch Männer, die in Großbritanien und Irland, in Deutschland, in Skandinavien, in Frankreich und zweifellos auch in andern Ländern geboren sind. Auf dem Gebiete der Staatsverwaltung, auf dem Gebiete des Geschäftslebens, auf dem Gebiete der philanthropischen Bestrebungen — ist es überall gleich wahr, daß unter den Männern, auf die wir als Amerikaner am meisten stolz sind, kein Unterschied gemacht werden kann zwischen denen, die selbst oder deren Eltern zu uns auf Segelschiffen oder Dampfern von jenseits des Wassers herüberkamen und denen, deren Vorfahren vor etwa drei Jahrhunderten in der Waldwildniß von Plymouth oder an der Mündung des Hudsons, des Delaware oder des James gelandet sind. Niemand von unseren Mitbürgern genießt ein besonderes Ansehen der Art und Weise wegen, in der er seinen Schöpfer verehrt, oder wegen seines oder seiner Eltern Geburtsortes, noch soll er deshalb in irgend einer Weise bei Seite geschoben werden. Jedermann muß als Mann für seinen Wert einstehen, und Jedermann kann verlangen nur danach beurteilt zu werden.

Es ist einerlei, aus welchem Lande sie gekommen sind. Wenn sie an Leib und Seele gesund sind und überdies, wenn sie gut von Charakter sind, so daß wir sicher sein können, daß ihre Kinder und Enkel würdige Mitbürger

unserer Kinder und Enkel sein werden, dann heißen wir sie in herzlicher Gastfreundschaft willkommen.

Aber das Bürgerrecht dieses Landes soll nicht entwürdigt werden. Es ist höchst notwendig, daß wir die Höhe des Wohlstandes unserer Lohnarbeiter erhalten, und deshalb dürfen wir nicht Menschenmengen den Zutritt gestatten, deren Lebenshaltung und Gewohnheiten so sind, daß sie dazu neigen das Niveau des amerikanischen Lohnarbeiters zu erniedrigen; außerdem dürfen wir keinen Mann von unwürdigem Typus zulassen, keinen Mann, von dem wir sagen können, daß er selbst ein schlechter Bürger sein wird, oder daß seine Kinder und Enkel, anstatt sich der Gesammtheit des guten Bürgertums des Landes anzuschließen, sie vermindern werden. Aehnlich müssen wir mit der größten Sorgfalt bei der Naturalisation verfahren. Betrügerische Naturalisation, Naturalisation ungeeigneter Personen ist ein Fluch für unsere Regierung, und es ist die Sache jedes ehrenhaften Wählers, gleichwo geboren, darauf zu achten, daß keine betrügerische Wahl erlaubt, daß kein Betrug bei der Naturalisation zugelassen wird.

* * *

Es gibt Fälle, bei welchen stark an unsere Sympathien appelliert wird, während unsere Interessen nicht sehr dabei im Spiele sind. Gewöhnlich ist es viel klüger und nützlicher für uns, mit unserer eignen Moral und unserer materiellen Besserung hier zu Hause uns zu beschäftigen, als uns damit abzugeben, daß wir Lebensbedingungen bei anderen Nationen zu verbessern suchen. Wir haben mit einer Fülle eigener Sünden Krieg zu führen, und unter gewöhnlichen Umständen können wir mehr für die allgemeine Hebung der Menschlichkeit tun, indem wir mit Herz und Seele danach streben, der staatlichen Korruption, der brutalen Gesetzlosigkeit und den mächtigen Rassenvorurteilen hier bei uns ein Ende zu machen, als wenn wir zu einem Unrecht anderswo Stellung nehmen. Trotzdem aber werden gelegentlich Verbrechen in so großem Maßstabe und so außerordentlicher Entsetzlichkeit begangen, daß wir zweifelhaft werden, ob es nicht unsere ausdrückliche Pflicht ist, unsere Mißbilligung der Tat und unsere Sympathien mit denen, die dabei gelitten haben, zu zeigen. Die Fälle müssen ganz außergewöhnlich sein, in denen solch ein Verfahren gerechtfertigt ist. Wir sollen keine Anstrengung machen, den Splitter aus unseres Bruders Auge zu ziehen, wenn wir uns weigern, den Balken aus unserm eignen zu entfernen. Aber in extremen Fällen ist Eingreifen gerechtfertigt und richtig. Welche Form das Eingreifen annehmen soll, muß von den Umständen des Falles abhängen, d. h. von dem Grade der Abscheulichkeit der Tat und von unserer Macht zu heilen. Die Fälle, in welchen wir uns mit Waffengewalt einmischen konnten, wie wir es taten, um den unerträglichen Verhältnissen auf Cuba ein Ende zu machen, sind notwendigerweise sehr selten. Es ist zu erwarten, daß ein Volk, wie unseres, welches ungeachtet gewisser ganz unverkennbarer Mängel, trotzdem als ganzes durch sein sicheres Handeln den Glauben an die bürgerliche und religiöse Freiheit zeigt, ein Volk, in dem das schlimmste Verbrechen, wie das des Lynchens, nur sporadisch auftritt, so daß Persönlichkeiten, nicht aber Klassen in ihren Grundrechten belästigt werden, — es ist unvermeidlich, daß solch eine Nation innig wünschen muß, seinem Entsetzen Ausdruck zu geben bei solchen Fällen, wie die Judenkrawalle in Kischinew, oder wenn sie von solchen systematischen und weit ausgedehnten Greueltaten und Unterdrückungen Zeuge wird, wie die Greueltaten und Unterdrückungen, deren Opfer die Armenier gewesen sind und die ihnen das unwillige Mitleid der civilisierten Welt gewonnen haben.

Die Rechte der Bürger im Auslande

Sogar dort, wo es unmöglich ist bei anderen Nationen die Einhaltung der Prinzipien zu sichern, die wir als Axiome annehmen, — ist es für uns sicher notwendig, auf die Rechte unserer Bürger zu bestehen, ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntnis oder Abstammung, ohne Rücksicht, ob sie hier oder auswärts geboren sind. Es hat sich als sehr schwierig erwiesen, von Rußland für unsere jüdischen Mitbürger das Recht zu sichern, Pässe zu erhalten und auf russischem Boden zu reisen. Solches Verfahren ist nicht allein unrecht und erbitternd für uns, sondern es ist auch schwierig die Weisheit des russischen Standpunktes einzusehen. Begreiflicherweise ist nichts gutes dabei herausgekommen. Wenn ein amerikanischer Jude oder ein amerikanischer Christ sich schlecht in Rußland benimmt, so kann er sofort ausgewiesen werden, aber gewöhnlich wird sich der amerikanische Jude, wie der amerikanische Christ so benehmen, wie er es hier tut, das heißt, wie sich ein Bürger benehmen soll, und wo dies der Fall ist, da ist es ein Unrecht, gegen das wir protestieren müssen, ihm seinen Paß ohne Rücksicht auf seine Führung und seinen Charakter zu verweigern, blos aus Abstammungs- und Religionsgründen. In der Türkei erwuchsen uns Schwierigkeiten weniger der Art und Weise wegen, wie unsere Bürger zuweilen behandelt werden, als aus dem unvermeidlich erregten Unwillen beim Anblick solch fürchterlicher Mißwirtschaft, von der wir in Armenien und Macedonien Zeuge gewesen sind.

Die Juden und Weihnachten in Amerika.

In Amerika, wo man trotz größeren religiösen Eifers unser antisemitisches Gehetze nicht kennt, wird das Weihnachtsfest so allgemein und so gründlich auch von den Juden gefeiert, daß einige Rabbiner sogar bereits eine die jüdische Religion benachteiligende Wirkung befürchten. Das hat aber nicht gehindert, daß eine der besten Weihnachtserzählungen, eine der künstlerischsten, von einem Rabbiner geschrieben worden ist. Es ist dies die Erzählung „Weihnachtszeit und Orangeblüten" von dem Rabbiner A. J. Messing, die in dem „Montgomery Journal" erschienen ist.

Ein anderer jüdischer Rabbiner, Dr. Philippson, suchte etwaige jüdische Gewissensbedenken wegen der Feier eines spezifisch christlichen Festes durch folgende Auseinandersetzung zu beschwichtigen: Weihnachten kann zwar für Juden keine religiöse Bedeutung haben. Aber die Juden können sich über die Freude ihrer christlichen Mitbürger freuen, sich freuen über den Geist der Wohltätigkeit, der um Weihnachten die ganze Welt regiert. „Wir freuen uns, daß wir in einem Zeitalter und in einem Lande leben, da Weihnachten nicht wie in früheren Zeiten zu fanatischen Hetzereien gegen die Juden benutzt wird usw." — Danach würde Herr Dr. Philippson in Berlin noch nicht die Zeit für gekommen erachten, daß die Juden ohne Gewissensbedenken Weihnachten mitfeiern könnten.

Aber die amerikanischen Juden befolgen den Rat, den ihnen unser berühmter Landsmann Karl Schurz gegeben hat. Er sagte:

„Der Antisemitismus ist eine der traurigsten, verächtlichsten, feigsten Betätigungen des menschlichen Geistes. Es ist eine Geistesrichtung, unter welcher Sie in der alten Welt zu leiden gehabt haben. Leider fehlt sie, wie zugegeben werden muß, nicht ganz auch in diesem Lande. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß, je weniger die Juden sich in politischer wie sozialer Beziehung von ihrer Umgebung absondern, desto weniger Grund — nein, ich will nicht sagen Grund, denn es kann keinen Grund geben, — also richtiger, desto weniger Vorwände wird man haben für das Vorhandensein einer antisemitischen Gesinnung. Wenn Sie diese zu entwaffnen wünschen, dann zeigen Sie es möglichst

klar, daß das höchste Ziel der Juden die Wohlfahrt ist des Volkes, in dessen Mitte sie leben, und des Landes, das ihre Heimat geworden ist."

Danach sind also Diejenigen die eigentlichen Urheber des Antisemitismus, die in politischer, sozialer, geschäftlicher Beziehung die Absonderung erstreben. Wer will leugnen, daß die Antisemiten, die offenen wie die heimlichen, am nachdrücklichsten und zähesten dieses Geschäft besorgen? Sie schaffen die Ursache und beklagen die Wirkung. Wer, gleichviel in welcher Stellung und auf welche Weise und in welchem Maße, dazu beiträgt, daß die Juden im Lande eine mehr oder minder rigorose Sonderexistenz führen müssen, der schafft den Vorwand für den Antisemitismus.

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom Beleidigungsprozeß Kröfell-Wittenberg. Am 8. dieses Monats ging durch die Berliner Blätter die lakonische Meldung, daß der Beleidigungsprozeß des antisemitischen Reichstagsabgeordneten und Expastors Kröfell gegen den Redakteur Dr. Max Wittenberg durch einen Vergleich erledigt worden sei. Die Tatsache ist richtig, der ganze Verlauf dieses Prozesses aber doch so interessant, daß ein kurzer Kommentar hierzu nicht unangebracht erscheint. Der großen Mehrheit unserer Leser sagen wir freilich damit nichts neues. Von dem Schöffengericht ist Dr. Max Wittenberg zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er s. Z. in einem Berliner Montagsblatt Herrn Kröfell mit Bezug auf die Rolle, die er in einer Hausfriedensbruchaffäre gespielt hatte, bei welcher Gelegenheit er, wie erinnerlich, nachts in das Schlafzimmer der Wirtschafterin eines ihm befreundeten Gutsbesitzers gedrungen war, einen „Schweinepriester" genannt hatte. Gegen das Urteil ist von dem Verurteilten Berufung eingelegt worden, und es waren in der Berufungsinstanz die Einigungsverhandlungen schon einmal vollständig zum Abschluß gebracht. Unmittelbar vor dem Termin änderte jedoch Herr Kröfell seine Ansicht wieder, in der Hoffnung, noch um einige Grade günstigere Einigungsbedingungen für sich herauszuschlagen. In dieser Spekulation hat er sich doch wohl aber getäuscht. Herr Kröfell hat in den sauern Apfel beißen und einer Einigung zustimmen müssen, die seinen Gegner, der ihn mit dem stärksten Schimpfwort, das wohl einem Angehörigen des geistlichen Standes zugerufen werden kann, belegt hatte, vollkommen straffrei ausgehen läßt. Man kann sich ungefähr denken, welch starkes Belastungsmaterial nach im Besitz seines Gegners gewesen sein muß, daß er sich zu einem solchen Vergleich wohl oder übel gezwungen sah. Schade daß dieses Material, das einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte antisemitischer Agitatoren geliefert hätte, nicht veröffentlicht werden wird.

Zwischen der christlichsozialen und der deutschsozialen Partei ist eine Vereinbarung geplant, die auf ein gemeinsames, der Bekämpfung der Sozialdemokratie dienendes Vorgehen bei den nächsten Reichstagswahlen in sämtlichen Thüringer Wahlkreisen hinausgeht. Es fand in Eisenach unter dem Vorsitze des Pfarrer Blankenburg aus Emleben bei Gotha in der „Erholung" eine Konferenz von Vertretern jener Parteien statt, an der auch die Reichstagsabgg. Stöcker und Dr. Burkhardt, sowie der deutschsoziale Reichstagsabgeordnete Dr. Lattmann (Schmalkalden) und etwa 60 Herren aus verschiedenen Thüringer Reichstagswahlkreisen teilnahmen.

Ueber den agrarisch-antisemitischen gothaischen Landtagsabgeordneten Kommerzienrat Grübel werden in dem „Gothaischen Tageblatt" interessante Enthüllungen gemacht. Sind die dort gemachten Angaben richtig, so liegt hier ein überaus bedenklicher Fall der Ausbeutung vertrauensvoller Wohltätigkeit vor. Nachdem Kommerzienrat Grübel im Jahre 1891 den Thüringer Weberverein gegründet hatte, errichtete er im Jahre 1899 eine Faktorei in Menteroda, zahlte anfangs bessere Löhne als die Mühlhäuser Fabrikanten, bot dann aber einem Weber, der Handtücher mit der Inschrift „Kaiserliche Post" webte, einen so geringen Lohn, daß dieser auf die Arbeit verzichtete. Darauf erhielten auch Vater und Bruder des Betreffenden keine Arbeit mehr von Herrn Grübel. Die Weber des Vereins verdienten zwei Mark pro Tag und darunter. — Während Herr Grübel in seinen durch ganz Deutschland und darüber hinaus verbreiteten Rundschreiben die Handwebereien seines Vereins als beste Ware pries, läßt er sehr viele geringe Leinabfälle, sogenannte Towgarne verarbeiten. — Herr Grübel nennt seinen Verein „Thüringer Weberverein", obwohl er nur in zwei bis drei gothaischen Ortschaften arbeiten läßt. — Herr Grübel, vordem Eisenwarenhändler in Gotha, stiftete und unterhält den Verein u. a. der Politik wegen, wie er dies bei der Gründung selbst ausgesprochen hat. Die Weber sind die Wahltruppen des Herrn Grübel, welche vom Faktor in Wahlzeiten instruiert werden. Als 1903 Menteroda von einem Flurschaden heimgesucht wurde, ließ Herr Grübel wiederum unaufgefordert Notrufe hinausgehen. Mit den eingehenden Beträgen bedachte er zum Teil recht wohlhabende Einwohner, während ärmere leer ausgingen. Bei der Verteilung dieser Gelder äußerte Herr Grübel: dies hätten eigentlich die Dividenden für die Weber werden sollen. Diese Dividenden selbst wurden sehr spät und nach vorschriftsmäßig verlaufener Landtagswahl ausgezahlt. — Im Frühjahr v. Js. ließ Herr Grübel die Vereinssatzungen dahin abändern, daß die Dividenden völlig nach dem Ermessen des Vorstandes (d. h. nach seinem Ermessen) ausbezahlt werden, und daß der Vorstand das Recht habe, Weber gänzlich davon auszuschließen. — Hilfsbeiträge, welche die gothaische Staatskasse zahlte, damit Webersöhne in andere Berufe übergeführt würden, verwendete Herr Grübel z. T. zur Unterstützung von jungen Leuten, die gar keine Webersöhne sind. In manchen Fällen erlernten die unterstützten Webersöhne kein Handwerk, sondern webten weiter. Herr Grübel forderte in diesem Punkte seine Vertrauensmänner auf, dafür zu sorgen, daß so etwas nicht öffentlich bekannt würde; sonst gebe es nichts wieder. — Vor den letzten Landtagswahlen rühmte Herr Grübel, daß er bisher mit 170000 Bittbriefen 170000 Mk. gesammelt habe. Eingänge und Verwendung der Gelder sind unkontrollierbar. — Eine Not, welche die Zusendung milder Gaben erfordert, besteht seit Jahren in Menteroda nicht. Zur Weihnachtszeit gespendetes Brot ist an Hühner verfüttert worden, die Annahme anderer geschenkter Sachen wurde von den Einwohnern verweigert.

Grübel gehört seit Jahren dem gothaischen Landtage als eine Stütze der Agrarier an. Das „Gothaische Tageblatt" formuliert die Anklagen der Menteroder folgendermaßen:

1. Herr Kommerzienrat Grübel hat öffentlich im Namen der Wohltätigkeit gesammelte Gelder und auch Gelder, die ihm von Staatswegen zur Verfügung gestellt wurden, benutzt, um politischen Einfluß zu üben.

2. Herr Kommerzienrat Grübel hat Webern, die er nach Intentionen der von ihm zu Spenden Veranlaßten zu unterstützen hatte, die Arbeit entzogen, sobald sie sich seinem Willen nicht unterwarfen. Er hat damit auch gegen den Geist der Statuten des Thüringer Webervereins verstoßen.

3. Herr Kommerzienrat Grübel vertreibt die Handwebereien seiner Vereinsmitglieder als besonders haltbar, während er zu einem großen Teile Leinabfall-Garne geringster Qualität verarbeiten läßt

4. Herr Kommerzienrat Grübel nennt seinen Verein einen „Thüringer Weberverein", während er nur in wenigen gothaischen Ortschaften arbeiten läßt.

5. Herr Kommerzienrat Grübel sammelt unter Umständen ohne Vorwissen der Leute, für die er sammelt. Er geht dabei bis an gefürstete Personen heran.

6. Herr Kommerzienrat Grübel hat staatliche Gelder, die ihm zur Ueberführung junger Weberssöhne in andere Berufe zur Verfügung gestellt wurden, nicht ausschließlich zu diesem Zweck verwendet.

Skrupellos in der Verquickung von Politik und Wohltätigkeit, war Herr Grübel auch nicht wählerisch in der Wahl der Mittel zur Glorifizierung der eigenen Person und zur Aufbringung von Barmitteln. Obwohl er als echter Agrarier sich zum Antisemitimus bekannte, nahm er von einer jüdischen Firma in Berlin einen Kronleuchter für die von ihm d. h. mit gesammeltem Geld renovierte Kirche in Menteroda mit Dank entgegen. Auf dem Kirchhofe und in der Kirche von Menterode ließ Herr Grübel zwei Gedenktafeln zu seiner Ehre anbringen, deren Entfernung jetzt von den Einwohnern gewünscht wird. Einige behaupten, daß ihnen der Besuch des Gotteshauses durch die Carl Grübelschen Gedenktafeln verleibet sei.

Als ein trauriges Zeichen der Zeit muß nicht nur die geschilderte Tätigkeit des Herrn Grübel, sondern insbesondere auch der Umstand bezeichnet werden, daß es ihm gelang, die Staatskasse für seine Zwecke dienstbar zu machen, in gefürsteten Kreisen bis hinauf zum Kaiser für seinen Weberverein Propaganda zu machen und Gelder zu sammeln.

Trotz einer Reihe scharfer Zeitungsartikel in der demokratischen und sozialdemokratischen Presse der Stadt Gotha schweigt Herr Grübler bisher auf die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen.

Graf Pückler und die Behörden. Bei der Behandlung des Grafen Pückler durch die einzelnen Polizei- und Ortsbehörden treten noch immer große Gegensätze zutage. Was dem Grafen in Köpenik verboten ist, wird ihm in Potsdam erlaubt. Vom Potsdamer Polizeipräsidenten ist der Pückler-Vereinigung auf eine Versammlungsanzeige folgender Bescheid zugegangen: „Auf Grund des Gesetzes vom 11. März 1850 über das Versammlungs- und Vereinigungsrecht wird die am 3. d. Mts. erfolgte Anzeige über eine am 6. d. Mts. abends 9 Uhr im Lokale des Gastwirts Gottlieb Schmidt, Französische Straße 7/8, stattfindende Versammlung hiermit bescheinigt. Wenn der Referent zur Begehung strafbarer Handlungen auffordert, wird die Versammlung sofort aufgelöst werden. Der Polizeipräsident." In Köpenik ist man dagegen anderer Meinung. Dort wurde eine Versammlungs-Anzeige mit folgendem Schreiben beantwortet: „Anliegend senden wir die Bescheinigung über die erfolgte Anmeldung der für Donnerstag, 5. Januar hier geplanten öffentlichen Versammlung mit dem Bemerken, daß wir nicht gestatten, daß der Herr Graf Pückler in dieser Versammlung als Redner auftritt, widrigenfalls die Versammlung sofort aufgelöst wird. Die Polizeiverwaltung."

Vermischtes.

Professor Dr. Martin Philippson und Dr. Paul Holzhausen. Der bekannte Berliner Literarhistoriker hatte in einer Besprechung des Werkes des Bonner Historikers Dr. Paul Holzhausen: „Bonaparte, Byron und die Briten" in der „Frankf. Ztg." mit Recht die Frage aufgeworfen, weshalb Holzhausen den schlechten politischen Abenteurer Lewis Goldsmith immer wieder ostentativ als „der Jude", „der schlaue Jude" bezeichne. Lasse er doch bei den anderen Persönlichkeiten unerwähnt, ob sie Protestanten, Katholiken oder Atheisten waren. Solches systematisches Verfahren sei eine verwerfliche Huldigung für antisemitische Instinkte.

Herr Dr. Holzhausen veröffentlichte darauf in der „Frankf. Ztg." eine Erwiderung, in der er anführte, die oben erwähnten Bezeichnungen seien nur aus dem Grunde gewählt worden, „um den Leser mit jenem heutzutage fast verschollenen Manne etwas bekannt zu machen, wie das in meinen stimmungsgeschichtlichen Studien sehr oft geschehen muß, wenn die Namen halb oder ganz vergessener Menschen auftauchen, die für die heutige Generation längst unter die Schwelle des Gedächtnisses hinabgedrückt sind und wieder emporgehoben werden müssen, wenn man nicht für den Leser von 1905 in Hieroglyphen schreiben will."

„Vielleicht war, so fährt Holzhausen fort, in diesem Falle die Etikette schlecht gewählt, und so bedauere ich keine passendere aufgeklebt zu haben. Eine Förderung antisemitischer Tendenzen hat mir aber gänzlich fern gelegen. Herr Philippson muß mit meiner Person und meiner schriftstellerischen Tätigkeit wenig bekannt sein, wenn er in mir einen „Judenfresser" wittert.

Wer als sechzehnjähriger Primaner durch die Lektüre Lessings zum Denken erwachte, bleibt von solchen Geschmacklosigkeiten in der Regel lebenslänglich bewahrt. Ich bin kein politischer Parteimann, sondern ein wissenschaftlicher Schriftsteller, der sich stets außerhalb des Getriebes der Tagespolitik gehalten hat. Doch habe ich schon 1893 einen im Nordseebad Spiekeroog von einem antisemitischen Eiferer öffentlich beleidigten jüdischen Studenten, der heute als ein bekannter Spezialarzt in Berlin praktiziert, in einer kleinen Broschüre in Schutz genommen. Die Presse der Stöcker und Liebermann hat das Schriftchen buchstäblich mit den Zähnen zerrissen. Auch an meinem 1903 erschienen Buche „H. Heine und Napoleon I." hat die antisemitische Presse in ihrem Sinne mancherlei auszusetzen gefunden, und schon das Thema klingt wohl recht wenig „jugendfeindlich".

Mit Hinweis auf diese Vergangenheit und die auch nicht im geringsten gegen das Judentum polemische oder auch nur irgendwie unfreundliche Haltung meines neuesten Werkes darf ich wohl die Bemerkung des Herrn Philippson als eine Uebereilung bezeichnen, der ich nicht entgegen getreten sein würde, wenn sie nicht öffentlich gefallen wäre und wenn es nicht so viele Leute gäbe, die aus jedem solchen Worte gerne Kapital schlagen."

Ueber Lassalles Judenthum äußert sich Pfarrer D Naumann in der Besprechung einer Biographie des Begründers der deutschen Sozialdemokratie aus der Feder Hermann Onkens in der „Hilfe" folgendermaßen:

„Onken beginnt mit einer kurzen, ausgezeichneten Skizzierung der Judenfrage in der ersten Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts. Daß die jüdische Herkunft Lassalles in der Schilderung seines Charakters kräftig unterstrichen wird, das ist um so mehr zu begrüßen, als man sonst in Deutschland solche Argumentationen leider zumeist den Antisemiten überläßt. Gerade Lassalles ursprüngliche Eigenschaften, seine ganze Naturanlage zeigen viel ungemischteren jüdischen Charakter, als die irgend eines anderen Juden, der in der deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts eine derartige Rolle gespielt hat. Wer sich etwa auf die wirren Pfade H. St. Chamberlains hinauswagen will, der könnte vielleicht in den Adern eines Börne, eines Heine, eines Marx die Beimischung arischen Blutes vermuten; bei Ferdinand Lassalle könnte er das nicht. Um so weniger Anlaß hat das Judentum von diesem Sohne zu schweigen, um so größeres Recht auf ihn stolz zu sein. Denn Lassalles Fehler — die wie alles bei ihm aufs schärfste ausgeprägt waren, und die meist zu jenen Eigenschaften gehörten, von denen man sagen kann, daß sie dem Judentum dank seiner merkwürdigen und unglücklichen

Geschichte in besonderem Maße eigen sind, — diese Fehler werden tief in den Schatten gestellt durch die **Tugenden und Vorzüge** Lassalles, die bei ihm noch mehr als die Fehler ins Große und Außergewöhnliche gewachsen waren.

Aber ist es nicht merkwürdig, daß man unter den beiden Vätern der deutschen Sozialdemokratie gerade jenen als den „**nationalen** Sozialisten“ zu bezeichnen pflegt, in dem sich die Eigenschaften **jüdischer Herkunft** und die Einflüsse jüdischer Kindheit am **reinsten** erhalten haben? Es mag bei Marx in Betracht kommen, daß sich die Rheinprovinz, aus der er stammte, überhaupt erst sehr spät mit der preußischen Herrschaft ausgesöhnt hat. Auch weist Oncken mit Recht darauf hin, daß Marx schon durch sein Exil veranlaßt war, die Politik im wesentlichen als internationale Sache aufzufassen. Ein beträchtlicher Rest dieses Problems scheint mir trotzdem noch ungelöst. Das aber steht jedenfalls fest und tritt auch in der Onckenschen Darstellung wieder deutlich hervor, daß in Lassalles Persönlichkeit und Politik **nationale Motive** immer stark wirksam gewesen sind“.

Nakel, 8. Januar. Kaufmann Lesser **Bärwald**, Kreistags- und Provinziallandtagsabgeordneter, ist anläßlich seiner 40jährigen Tätigkeit als Stadtverordneter zum **Ehrenbürger** der Stadt Nakel ernannt worden. Gestern wurde ihm in feierlicher Sitzung der Ehrenbürgerbrief überreicht.

Mit antisemitischen Weihnachtsflugblättern wurde in diesem Jahre auch die badische Residenz bedacht. In **Karlsruhe** wurde, wie uns geschrieben wird, ein von der deutschsozialen Partei herausgegebenes und in der reaktionären „Fidelitas“ gedrucktes Flugblatt verbreitet, das von verhetzenund frömmelnden Phrasen geradezu strotzt. Da wird darin eine erbauliche Geschichte erzählt, wie jemand ein Weihnachtsgeschenk in einem Warenhause kaufen wollte und durch seinen Freund von diesem Verderben gerettet wurde. Das ist doch rührend, aber es kommt noch besser. „Jede Frau, die im jüdischen Laden kauft, — so heißt es darin — macht sich mitschuldig an dem leiblichen und sittlichen Verderben ihrer Mitschwester, an der Untergrabung guter Sitte, Ordnung und Sittlichkeit.“ Ein größerer Unsinn ist kaum denkbar. Jeder vernünftige Mensch weiß, daß die Ware mit der Religion des Ladenbesitzers nichts zu schaffen hat. Die Hose wird darum noch nicht katholisch, weil der Geschäftsinhaber Katholik ist, die Stiefel sind nicht evangelisch, weil der Schuhmacher Protestant ist und ebensowenig sind die Spielwaren jüdisch, weil der Verkäufer zur Synagoge geht oder nicht geht. Ein jeder kaufe da, wo er am besten und reellsten bedient wird, lasse aber die Religion aus dem Spiele. Eine Heuchelei ist es auch, wenn die Judenheit oder gar das Judentum für die Warenhäuser verantwortlich gemacht wird. Die Warenhäuser bilden gewiß eine gefährliche Konkurrenz, unter der die kleinen Geschäftsleute seufzen. Wer aber die Karlsruher Verhältnisse kennt, weiß, wie sehr gerade die meisten jüdischen Geschäfte unter dieser Konkurrenz leiden.

Judenschutz der Reichsstadt Dortmund. Die Juden standen zwar als angebliche „Kammerknechte“ des Kaisers unter dessen Schutz. Dieser Schutz aber bedeutete nur soviel, daß der jeweilige Kaiser sich an erster Stelle das Recht herausnahm, aus ihnen soviel Geld für seine Tasche herauszupressen, wie nur irgend möglich war. Der Dortmunder Judenschutz war 1248 unter Konrad von Hochstaden an die Erzbischöfe von Köln gekommen, was aber nicht hinderte, daß die Juden 1351 in Dortmund verfolgt, erschlagen, beraubt und ausgetrieben wurden. Als sie 1372 zurückgekehrt und unter dem Schutz der Grafen von der Mark standen, traf sie 1403 seitens Königs Ruprecht die Acht, aus der sie sich erst Ende September 1405 mit schweren Opfern lösen konnten. Die Gelder, die die Juden in Dortmund ihrem Schutzherrn, dem Grafen von der Mark, zahlen mußten, betrugen für ein Ehepaar je vier Mark, für jeden einzelnen Juden oder Jüdin je zwei Mark. Die Stadt selbst erhob von Fall zu Fall sich steigernde Abgaben, außerdem geschah die Aufnahme nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren. Dortmund hatte sich das Recht, Juden aufzunehmen, 1372 von dem Grafen von der Mark für die Summe von 1300 Gulden gekauft. Demgemäß nimmt der Rat 1373 den Juden Vysche mit Frau, Kindern und Gesinde auf sechs Jahre in die Stadt auf. Vysche hatte das Recht, Wucher zu treiben und die Verpflichtung, dem Rate jährlich 8 Mark, dem Grafen von der Mark 4 Mark zu zahlen. Es heißt in dem Vertrage, er und sein Weib mögen Geld austuen auf Wucher und nehmen von denjenigen, die in der Stadt wohnen, von der Mark 2 Pfennige die Woche, und von denen, die außerhalb der Stadt wohnen, 3 Pfennige die Woche pro Mark. Was sie innerhalb einer Mark austuen, sollen sie von Jedermann pro Woche einen Vierling nehmen. Ihr Gesinde soll jedoch kein Geld auf Wucher ausgeben. Sie sollen dabei frei sein vom städtischen Schoße und anderen städtischen Diensten, außer Wachen, Gräben und Wege, die sollen sie tuen wie die übrigen Bürger. Innerhalb der Stadt und Gericht Dortmund sollen sie ohne Zustimmung des Rates weder Grundbesitz noch Erbe erwerben. Stirbt eines von Beiden, so soll das Gefälle des Grafen bis zur Wiederverheiratung des Ueberlebenden nur 2 Mark betragen. Falls für die beiden Juden ein Schwur nötig ist, so sollen sie schwören „dat eme god so helpe unde seyn ere,“ wollen sie den Vertrag kündigen, so muß dies ein Vierteljahr im Voraus in einer der vier Kirchspielskirchen geschehen. 1374 im Mai nimmt der Rat den Juden Vyvelin, Salomons von Kempen, unter den gleichen Bedingungen auf. Dieser muß jedoch pro Jahr in vier Terminen 40 schwere Gulden zahlen, und als der Rat im November des gleichen Jahres den Juden Koepmann aufnimmt, steigert er den jährlichen Zins abermals um 10 Gulden, auf 50 Gulden. Als dem erst aufgenommenen Vysche sein sechsjähriger Aufenthalt abgelaufen ist, wird ihm bei der neuen Erlaubnis nicht nur sein jährlicher Zins auf 35 Gulden gesteigert, sondern auch der von ihm zu nehmende Wucherzins auf die Hälfte herabgesetzt. Neu ist die Vorschrift, daß sie auf Waffen oder Waffentuch, das den Bürgern, Helfern oder Dienern der Stadt gehört, kein Wuchergeld leihen sollen.

Unter Ausnahmegesetzen standen die Juden bis zur Zeit des Königreichs Westfalen. Noch 1725 werden die Juden in Dortmund unter die nützlichen Haustiere gerechnet, und es heißt in dieser Rubrik „von einem Juden, so durchgehet 3 Stüber 6 Pfennig . . ., von jeder Nacht, so er darinnen benachtet, 5 Stüber 9 Pfg.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 3. Berlin, 18. Januar 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3578.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W, Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Der Dank des Grafen Pückler.

(Glossen zum letzten Pückler-Prozeß.)

Während seines ganzen öffentlichen Auftretens vielleicht hat Graf Pückler-Kl. Tschirne nicht so viele vernünftige Bemerkungen gemacht wie in dem letzten Prozeß, in welchem er zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden ist. Ganz vernünftig sind sie ja nicht, aber ganz vernünftiges erwartet ja auch Niemand von dem Grafen, um so weniger als seine Zurechnungsfähigkeit auch noch in der letzten Gerichtsverhandlung wieder angezweifelt worden ist, und es nicht wenige gibt, die immer noch glauben, der Graf wäre anderswo besser aufgehoben als im Gefängnis.

Darum steckt doch etwas vernünftiges in seinem Argumente, daß die Nachsicht, mit welcher er bis vor kurzem von der Polizei und anderen Behörden behandelt worden sei, ihn zu dem Glauben habe veranlassen müssen, daß er reden dürfe, wie er es getan. „Ich bin doch, sagte er, bei Reden, die viel schärfer waren, wiederholt freigesprochen worden, ein paarmal habe ich kleine Geldstrafen erhalten. Ich durfte also annehmen, daß die Behörden meine Bestrebungen sanktionieren. Die Behörden ließen mir doch vollständige Freiheit, und auch die Polizeioffiziere sind mir stets sehr entgegengekommen."

Wenn auch Juristen und sittlich hochstehende Menschen eine solche Schlußfolgerung nicht als richtig anerkennen werden, das Volk denkt einmal so — und seinen Reden und Handlungen nach gehört Graf Pückler trotz seines gräflichen Titels zum Volke —: „Was nicht verboten ist, das ist erlaubt."

Ohne es zu wollen, verurteilte Graf Pückler durch die angeführten Bemerkungen und andere ähnliche nicht erst angeführte aufs denkbar schärfste das Verhalten der Behörden nicht nur ihm, sondern überhaupt der ganzen antisemitischen Bewegung gegenüber von Anbeginn an. Ohne solche Nachsicht hätte bei uns die antisemitische Bewegung eine so große Ausdehnung nicht angenommen. Nebenbei bestätigte Graf Pückler damit seine echt antisemitische Dankbarkeit den Polizisten gegenüber, die ihm so manches durchgehen, den Richtern, die aus seinen volksrednerischen Versammlungsscherzen, die, wie der sich auf den demagogischen Rummel sehr wohl verstehende Graf erklärte, „nun mal zum Geschäft gehören," eine poetische Bilderprache herausgehört haben.

Da hatten wir also selbst nach dem Urteil des Herrn Grafen Recht, als wir, seit wer weiß wie lange, verlangten, seinen Reden solle auf die eine oder andere Weise ein Ende gemacht werden. Um den Grafen, der jetzt sechs Monate brummen muß, und um den guten Ruf und die Gesittung des deutschen Volkes stände es heute viel besser, als es jetzt steht. Und hätte man rechtzeitig auf ähnliche Forderungen, die wir seit Jahr und Tag mit Bezug auf andere antisemitische Agitatoren gestellt haben, Rücksicht genommen, unzählige Leiden, Strafen, Aktenbogen wären erspart worden. Hoffentlich entnehmen aber wenigstens jetzt unsere Behörden aus dem Dank des Grafen Pückler die Lehre, daß sie ihren antisemitischen Schützlingen durchaus keinen Gefallen tun und keineswegs auf ihren Dank zu rechnen haben, wenn sie liebevoll beschützen, was wahrlich keinen Schutz verdient.

Aber nicht nur seine allzu nachsichtigen Beschützer hat Graf Pückler in der Verhandlung am 12. Januar denunziert und vor aller Welt als die eigentlich Schuldigen, nicht ganz mit Unrecht, bloßgestellt, auch seine Versammlungs-Zuhörer hat er kompromittiert, indem er sie als den geistigen Pöbel hinstellte, der nur durch solche rohe und vulgäre Sprache, wie er sie brauchte, zu gewinnen und zu Antisemiten zu machen sei.

Gewiß war es meist geistiger Pöbel, der seine Versammlungen aufsuchte, um sich antisemitisch zu ergötzen. Aber Graf Pückler hätte doch nicht so undankbar sein dürfen, die Sorte so zu charakterisieren. Diese Leute nahmen auch seine Redeblüten keineswegs scherzhaft. Ihnen war das, was der gräfliche Redner sagte, durchaus ernst, nur waren sie klüger als er, und sie hüteten sich wohlweislich seinen Ratschlägen zu folgen. Ein Teil seiner Zuhörer war allerdings nicht antisemitisch angefressen und würde auch schwerlich jemals durch seine Worte aufgehetzt worden sein. Es waren dies meist blasierte Leute, die, nachdem sie alle rohen Genüsse durchgekostet hatten, einen neuen Nervenkitzel brauchten, eine Abwechselung. Auf die waren ganz besonders die Kraftausdrücke berechnet, die Graf Pückler vor Gericht euphemistisch als „Scherzworte" bezeichnete. Aufhetzend und verderblich waren ganz besonders die auf der Straße verteilten Flugschriften, die Jedem zugesteckt wurden. Darum ist unseres Erachtens die Bestrafung des Buchdruckers Mitsching, wenn auch nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, so doch in Wirklichkeit viel zu milde und nur darum hinzunehmen, weil die viel schuldigere „Staatsbürgerztg.", die das unsaubere Straßenverunreinigungsgeschäft viel intensiver und länger betrieben hatte, ganz straflos ausgeht, da Herr Bruhn vorsichtig genug war, den sinkenden Grafen rechtzeitig zu verlassen, nicht etwa als dieser bösartiger wurde, wie Hr. Bruhn in der Reichstagssitzung vom 6. d. zu behaupten wagte, sondern als zu merken war, daß es mit der Geduld an zuständiger Stelle bald werde zu Ende sein müssen.

Endlich hat Graf Pückler auch dem Vorsitzenden des Gerichtshofs auf sonderbare Weise gedankt. Der Vorsitzende hatte ihn nicht nur mit väterlicher Milde und himmlischer Geduld behandelt, sondern ihm auch eine Auskunft erteilt, zu welcher er keine Veranlassung hatte. Wir möchten einmal sehen, welcher Vorsitzende eines Gerichtshofs einem Angeklagten mit so übergroßer Liebenswürdigkeit Auskunft geben würde über die Abstammung eines richterlichen Kollegen, über die Religion des Vaters eines der Richter, und wir fragen, wohin das führen sollte, wenn jeder Angeklagte sich herausnehmen wollte, ähnliche oder gar noch weitergehende Fragen zu stellen. Denn ebenso gut wie man sich nach der Religion des Richters und seines Vaters könnte man sich auch nach der Religion der Mutter, der Gattin, des Großvaters, der Großmutter und vielleicht gar bis zu sechszehn Ahnen aller Richter zurück erkundigen. Der Vorsitzende hat dem Angeklagten bereitwilligst Auskunft erteilt, und der Dank? Der edle Angeklagte und bereits Verurteilte drohte ihm mit einer Herausforderung, so daß schließlich sogar der entgegenkommende Vorsitzende die Geduld verlor und, nicht ehe er dem Antisemitenhäuptling nochmals Gelegenheit gegeben sich in entschuldigender Weise zu äußern, ihn wegen Ungebühr vor Gericht zu dreitägiger Exthaft abführen ließ. Gerade aus diesem Verhalten des Grafen Pückler ist auf das deutlichste zu erkennen, wie vollständig unangebracht eine rücksichtsvolle Behandlung antisemitischer Hetzer ist. Sie verstehen sie einfach nicht oder wollen sie nicht verstehen. Ein akademisch gebildeter Graf selbst verroht in der antisemitischen Umgebung dermaßen, daß er auf eine so wirklich liebenswürdige Behandlung, wie sie ihm Gerichtspräsident Kanzow zu Teil werden ließ als Antwort nur eine Herausforderung zum Duell hat.

Bis auf weiteres ist Graf Pückler ja abgetan. Ob er später einmal noch Lust verspüren wird, in allzu deutlichen Bildern zu sprechen, kann uns gleichgiltig sein. Zu bedauern ist nur, daß unsere doch sonst so fürsorgliche Polizei erst dieser Lehre bedurfte und daß sie so — spät gekommen ist. Wir werden in Zukunft nicht mehr den Superlativ, wie der Abg. Lenzmann im Reichstag den Grafen Pückler im Gegensatz zu dem Komparativ Ahlwardt und dem Positiv Stöcker bezeichnete, abwarten, sondern gleich auch, ja gerade Antisemiten gegenüber einschreiten, wenn sie sich herausnehmen zu dürfen glauben, gegen friedliche Bürger aus keinem andern Grunde zu Gewalttätigkeiten aufzureizen, als weil sie Juden sind.

* * *

Wir lassen nunmehr den ausführlichen Bericht über die Verhandlung des Prozesses folgen, die am 12. d. M. vor der 9. Strafkammer des Landgerichts I in Berlin unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Kanzow stattfand. Auf der Anklagebank nahmen Platz: Graf Walter Pückler-Kl.-Tschirne und der Buchdrucker Hermann Mitsching. Die Anklage vertritt Staatsanwaltsrat Nölting, die Verteidigung führt Rechtsanwalt Ulrich. Auf Ladung des Staatsanwalts ist Gerichtsarzt Dr Hoffmann als Sachverständiger geladen.

Vor Eintritt in die Verhandlung fragt der Angekl. Graf Pückler, ob sich unter den Mitgliedern des Kollegiums ein *Jude* befinde. Nachdem der Vorsitzende dies verneint, fragt der Angeklagte weiter, ob ein Mitglied vielleicht getaufter Jude sei, da er dann diesen ablehnen würde. Ihm sei der Name des Landgerichtsrats Simonson genannt worden. — Präs.: Von Amts wegen habe ich Ihnen darüber keine Auskunft zu geben, will Ihnen aber mitteilen, daß schon die Eltern dieses Herrn getauft waren. Wollen Sie auch jemanden, der getauft ist, für befangen halten? — Angekl.: *Ich halte einen solchen Herrn entschieden für befangen.*

Staatsanwalt: Es handelt sich hier nicht um einen politischen Prozeß, sondern darum, ob jemand gegen die öffentliche Ordnung verstoßen hat. Ich bitte den Ablehnungsantrag abzulehnen. — Angekl.: Ich halte den Prozeß lediglich für einen politischen. — Präs.: Herr Verteidiger, wie stehen Sie zu dem Antrage des Angeklagten? — Rechtsanwalt Ulrich: Nach dem, was der Herr Vorsitzende mitgeteilt hat, schließe ich mich dem Antrage nicht an. Nach kurzer Beratung des Gerichts verkündet der Vorsitzende: Der Gerichtshof hat den Ablehnungsantrag als unbegründet abgelehnt. Der Gerichtshof steht auf dem Standpunkte, daß auch ein Richter jüdischen Glaubens nicht ohne weiteres als befangen zu betrachten sei, erst recht aber nicht ein Richter, der nicht jüdischen Glaubens ist, sondern nur von Juden abstammt und sich selbst nicht für befangen erklärt hat.

Nach der Anklage werden beschuldigt: 1. Graf Pückler: zu Berlin und Wilmersdorf im Juni bis Dezember 1904 durch zehn selbständige Handlungen öffentlich eine versammelte Menschenmenge zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufgefordert, b) verschiedene Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten gegeneinander angereizt zu haben; 2. Graf Pückler und Mitsching: durch 10 selbständige Handlungen in der Zeit vom Juni bis Dezember 1904 durch Verbreitungen von Schriften zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufgefordert zu haben. — Rechtsanwalt Ulrich beantragt, sämtliche freisprechenden Urteile zu verlesen. Genau dieselben Ausdrücke, die hier zur Anklage stehen, haben bereits der Prüfung der Gerichte unterlegen und zur Freisprechung des Angeklagten geführt, so daß der Angeklagte des Glaubens sein konnte, daß solche Ausdrücke unbeanstandet gebraucht werden können. — Der Vorsitzende schaltet hier ein, daß später doch verschiedene Verurteilungen stattgefunden haben. — Der Verteidiger beantragt weiter: sämtliche Polizeioffiziere zu laden, die die Versammlungen überwacht und sie nicht aufgelöst haben, woraus hervorgeht, daß sie objektiv nichts Strafbares darin erblickt haben. — Präs.: Inzwischen ist aber gerade in einem Prozesse gegen den Angeklagten ein Reichsgerichtserkenntnis ergangen, worin gesagt wird, es komme nicht darauf an, welche Wirkung die Reden in der Versammlung haben, sondern wie sie hinaus klingen und wie sie auf diejenigen wirken, die sich bedroht fühlen. — Der Gerichtshof behält sich die Beschlußfassung über die Anträge vor.

Die Anklage bezieht sich auf die Reden des Angeklagten Graf Pückler und die Flugblätter, die diese Reden enthalten und durch den zweiten Angeklagten oder durch seine Beauftragten in den Straßen Berlins verteilt worden sind.

Zu seinen persönlichen Verhältnissen bemerkt der Angeklagte Graf Pückler unter anderem: Er habe das Abiturientenexamen, den juristischen Doktor, das Referendarexamen in Celle und das Offiziersexamen gemacht und sei drei Jahre Referendar in Hermsdorf u. K., Hirschberg und Görlitz gewesen. Er sei früher Vertrauensmann des Bundes der Landwirte gewesen und habe sich in den Dienst der Bauernbewegung gestellt. Da sei die Judenfrage gekommen, und er habe sich der antisemitischen Agitation gewidmet. Seine erste antisemitische Rede habe er in Klein-Tschirne gehalten, in Berlin habe er durch antisemitische Reden vom Jahre 1899 bis jetzt gewirkt. Nach den wiederholten Freisprechungen habe er annehmen müssen, daß er so reden dürfe, wie er es tue. Seit zwei Jahren sei er überhaupt nicht mehr angeklagt worden, obgleich er eine Menge Reden gehalten. Im wesentlichen handele es sich bei den inkriminierten Redewendungen um *Volksversammlungsscherze*, die sich jeder Volksversammlungsredner leiste, um die Leute zu enthusiasmieren und amüsieren. Weiter erklärt der Angeklagte auf Befragen des Vorsitzenden: Im Laufe der Agitation habe ich mehr als einmal mich davon überzeugt, daß mein Kampf eine von Gott gewollte Sache ist, sonst würde es mir nicht möglich sein, so lange im Kampfe auszuhalten, viel länger als Stöcker und Ahlwardt. Ich habe mich davon überzeugt: Gott will den jüdischen Einfluß brechen. Ich habe mehrere Male in Todesgefahr geschwebt und bin in wunderbarer Weise durch Gott gerettet worden. Ich erinnere mir an den Giftmordversuch in der Schweiz. — Vors.: Bleiben Sie einmal bei dieser Geschichte. — Angeklagter: Ich bin schon im Eisenbahnkupee auf der Fahrt nach der Schweiz durch eine göttliche Warnung zur Vorsicht ermahnt worden. — Vors.: In welcher Weise denn? — Angekl.: Das erfährt man durch Gebet. Im Gebet fühlt man die Nähe Gottes. Ich bete unaufhörlich bei allen Schritten, die ich tue. In der Schweiz hat man mir in einem Gasthof eine Suppe gereicht, in der Gift war, auch in dem Kaffee war Gift. Die Suppe schmeckte schlecht, ich schlug sie, nachdem ich einen Löffel genossen, weg und sagte: Das verfluchte Dreckzeug! Ich wurde nachher krank. Zwei Juden saßen dabei, kriegten einen Schreck und liefen sofort davon. — Vors.: Und Sie glauben, daß diese beiden mit der Vergiftung in Verbindung standen? — Angekl.: Ganz gewiß! Ich bekam nach dem Genusse des Löffels Suppe und des Kaffees Erbrechen und Herzbeschwerden. Wenn ich mehr gegessen hätte, wäre ich sicher tot gewesen. — Vors.: Sie glauben wirklich, daß eine große Verschwörung existierte, Sie zu vergiften? — Angekl.: Ohne allen Zweifel. — Vors.: Leiden Sie vielleicht an Verfolgungswahnsinn? — Angekl.: Nicht die Spur! Sonst hätte ich mich nicht in eine so gefährliche Sache hineinbegeben. — Vors.: Wieso gefährlich? — Angekl.: Ich sitze schon das 18. Mal auf der Anklagebank, ich riskiere doch auch allemal meine ganze soziale Stellung; ich kann ins Gefängnis oder ins Irrenhaus gesperrt werden. — Vors.: Was wollen Sie mit dem Hinweis auf das Irrenhaus sagen. — Angekl.: Meine Verwandten, die mit mir und meinem Vorgehen nicht einverstanden sind, haben mich schon einmal veranlaßt, mich in der Charité auf meinen Gesundheitszustand untersuchen zu lassen. Ich bin aber durchaus normal. Vors.: Sind Sie verheiratet? — Angekl.: Ich war verheiratet mit einem ehemaligen Fräulein v. Zastrow, bin aber geschieden.

Der Sachverständige Dr. Hoffmann will noch näheres über die vom Angeklagten erwähnten „Wunder“ erfahren. — Angekl.: Nun, ich war schon oft drauf und dran, meine Mission aufzugeben, weil ich fürchtete, meine Kräfte würden nicht ausreichen. Aber ich bin immer wieder durch Gottes Willen darauf hingeführt worden, und es ging mit Gottes Hilfe immer wieder ganz gut. Ich habe schon beinahe ein Vermögen meiner Mission geopfert. — Vors.: Sind Sie nicht auch vielleicht einmal auf den Gedanken gekommen, daß Sie am Ende von anderen Personen ausgebeutet werden? — Angeklagter: Nein, dazu ist die Sache zu gefährlich. Wenn Sie wüßten, mit welchem Schmutz und welcher Roheit, mit welchen Gemeinheiten in der Presse ich zu kämpfen habe! — Vors.: Na, wenn Sie mit Schmutz werfen, können Sie sich am Ende nicht wundern, wenn auch nach Ihnen geworfen wird. Vielleicht erklären Sie sich nochmals deutlicher über Ihre „Mission“. — Angekl.: Ich will nicht etwa sagen, daß ich irgend eine Erscheinung gehabt habe. Ich habe das im Gebet wie jeder Christ. Ich bin vielfach vor Unheil bewahrt worden durch *die göttliche Gnade im Gebet.*

Staatsanwalt: Will denn der Angeklagte darauf hinaus, daß er seine Reden garnicht ernst gemeint hat, und daß seine Kraftstellen nur Scherz waren? Angekl.: Wenn ich sage, man soll die Juden mit dem Stock hauen, so ist dies mein Ernst. Ich gebe zu, daß ich glaube, die Judenfrage kann nur durch eine gewisse Gewalt gelöst werden. Es ist mir mit meiner Agitation bitterster Ernst

Der zweite Angeklagte Mitsching giebt zu, die Versammlungen geleitet zu haben. Er hat die Flugblätter, die den Inhalt der Reden wiedergeben, im Auftrage des Grafen Pückler und auf dessen Kosten gedruckt. Für 1000 Exemplare wurden 3,50 Mark bezahlt. Die Flugblätter wurden auf den Straßen massenhaft verbreitet. Die Flugblätterverbreiter wurden aus den Geldern bezahlt, die aus dem Entree von 20 Pfennig für den Eintritt eingenommen waren. Da die Versammlungen polizeilich nicht aufgelöst waren, habe er geglaubt, daß er die Reden auch verbreiten dürfe. Es folgte die *Verlesung der zehn Reden.*

In einer Rede über das Thema „Auf zum Kampfe,“ welche Graf Pückler am 1. Juli v. J. in der Tonhalle hielt, kamen folgende „Kraftausdrücke“ vor: „Unter der Parole: es wird weiter gedroschen, heißt es für uns: hurra für das deutsche Vaterland bis bis zum letzten Atemzuge! — Auf zum Kampfe gegen das internationale Judentum, gegen den roten Manasse, die alte Sarahleben und die anderen Kühe! — Wir haben starke Fäuste, starke Arme, mit denen wir kräftig dreinschlagen können, Ihr Sozialisten, Ihr meine roten Freunde, Ihr Männer von der roten Fahne, immer vorwärts! Die Judenfrage ist nur durch kräftiges Draufgehen zu lösen; das wird dann gehen wie ein Donnerwetter, mit eisernem Besen werden wir sie hinausfegen, immer hinaus mit der fremden Bande! — Schmeißt sie hinaus, gebt ihnen echt deutsche Fußtritte, daß ihnen die Schwarte knackt! — Ein ganz verfluchtes, lausiges Gesindel sind sie, unsere Feinde, wir müssen sie vernichten, zertreten, zerschmettern und zerschmeißen!“

Vors.: Graf Pückler! Sie werden doch ohne weiteres zugeben müssen, daß diese Aeußerungen eine Aufreizung der schlimmsten Sorte darstellen. — Graf Pückler: Ja, dies mag sein, ich glaube indessen, weil in den anderen früheren Reden, die viel schlimmer waren, keine Anklage erhoben war, hätte man endlich die Wichtigkeit meiner Mission und meine gute Absicht erkannt. Vors.: Das ist ja dann gerade so, als ob man auf der Straße jemand eine Ohrfeige gibt und, da er sich dies ruhig gefallen läßt, ihm noch ein paar zugibt. — Graf Pückler: Meine Redewendungen müssen bei der heutigen Lage der Judenfrage schärfer sein. Stöcker blieb in den Grenzen, Ahlwardt wurde schon wüster, ich bin *Ahlwardts Nachfolger.*

Die heutigen Antisemiten verlangen eine kräftige, deutliche Ausdrucksweise. — Vors.: Das ist ja dann das reine Demagogentum. Möge Ihre Idee, in dieser Weise zu kämpfen, Ihrer Meinung nach, die einzig wirksame Waffe sein; wenn Sie aber zu Aufreizungen greifen, weil die Antisemiten angeblich eine derartige Kampfesweise wollen, so müssen Sie auch die strafrechtliche Verantwortung tragen. — Graf Pückler: Die Behörden sanktionieren aber überall meine Ideen, ich bin jetzt in ganz Deutschland bekannt. Die deutsche Nation verlangt etwas von mir. Ich bin zur Zeit der einzige Vertreter wahren Deutschtums. — Vors.: Rechnen Sie denn garnicht mit folgender Möglichkeit: In Berlin wird „der reiche Jude in der Equipage mit Gummirädern“ vielleicht nicht „verhauen“ und nicht „rausgeschmissen“ werden. Wenn aber in kleinen Städten und Dörfern unter der einfachen Bevölkerung, die vielleicht nicht die „bildliche Ausdrucksweise“ versteht, ein derartiges mit Aufreizungen gespicktes Blatt zirkuliert! Meinen Sie nicht, daß möglicherweise die „kräftigen Arme und Fäuste“ der jüdischen Bevölkerung unter Verkennung des tatsächlich Gewollten „das Fell juckend“ machen? Damit müssen Sie rechnen, und dies ist eben eine Aufreizung. — Graf Pückler: Ich habe schon wiederholt geäußert, daß ich es für kein Unglück halte, wenn wirklich mal ein Jude ein bischen Keile kriegt. — Vors.: Vorläufig leben wir doch noch in einem geordneten Staate und in Verhältnissen, die etwas derartiges nicht zulassen. — Graf Pückler: Ich bin *Volksführer und Demagoge.*

Weshalb sind die Behörden nicht eher vorgegangen? Jetzt ist es zu spät, die Bewegung gegen die Juden ist jetzt zu mächtig, und großen Volksbewegungen muß der Staat anpassen. Vors.: Graf Pückler, Sie denken also: Ihr Behörden tut mir ja nichts; wenn ich mit der Hand schlug, habt Ihr mir nichts gesagt, dann kann ich jetzt mit dem Knüppel schlagen, und Ihr dürft mir auch nichts tun!

Es folgte dann die Verlesung der übrigen Reden, die mehrere Stunden in Anspruch nahm.

Der Staatsanwalt beantragte gegen den Grafen Pückler *sechs Monate Gefängnis* und gegen den Mitangeklagten Mitsching eine Geldstrafe von 1350 Mark.

Auf die Frage des Vorsitzenden an den Grafen Pückler, ob er die in den Reden enthaltenen, überaus aufreizenden Redewendungen für harmlose Versammlungsgeschäfte erklären wolle, erwiderte der Angekl.: Ich bin bei Reden, die noch viel schärfer waren, wiederholt freigesprochen worden, ein paarmal habe ich kleine Geldstrafen erhalten. Ich durfte also annehmen, *daß die Behörden meine Bestrebungen sanktionieren.*

Die Behörden ließen mir doch vollständige Freiheit, und auch die Polizeioffiziere sind mir stets sehr entgegengekommen. So etwas sind doch nur Versammlungsscherze, ohne die ein Volksredner nicht auskommt. Das gehört nun mal zum Geschäft! — Vors: Ein gewissenhafter Volksredner sucht das Volk emporzuziehen, ein Demagoge aber spekuliert auf die niedrigsten Instinkte. — Angekl.: Wenn man soviel redet, dann geht die Karre auch mal durch! Da muß doch die Behörde etwas Rücksicht nehmen bei einer so großartigen Bewegung! — In einer Rede wird gesagt: „Wenn ein Jude an einem Neubau vorbeikommt, dann möge sich der Maurer daran erinnern, daß die Steine nicht bloß zum bauen da sind, sondern auch noch andere Verwendung finden können.“ „Radaubrüder mögen in die Kneipen ziehen und die antisemitische Bewegung schüren.“ — Angekl.: Das sind doch nur Versammlungsscherze! — Vors.: Ich danke für solche Scherze! Denken Sie mal, wenn Sie Jude wären, dann würden Sie solche Dinge wohl kaum als Scherz auffassen. — Angekl.: Ich wollte zum Sturme aufrufen, gewiß, aber daß die Maurer nun gleich mit Mauersteinen schmeißen sollten, das habe ich natürlich nicht gemeint. — Präs.: Wie denken Sie denn nun, daß die Judenfrage gelöst werden soll? — Angekl.: Das steht bei Gott! Ich will blos eine mächtige Bewegung anfachen. Ich halte es auch für kein Unglück, wenn mal ein Jude Keile kriegt und ein bißchen Blut fließt. Mein Blut ist ja auch schon geflossen! Was tut das? — Präs.: Im Staate soll aber Ruhe und Ordnung sein. Solche Aufreizungen können in einem geordneten Staatswesen nicht geduldet werden.

Nach der Verlesung der Hetzreden des Grafen Pückler wurde der vom Staatsanwalt geladene *Gerichtsarzt Dr. Hoffmann* vernommen: Er habe vorher nicht Gelegenheit gehabt, den Angeklagten zu sehen oder zu beobachten; die Zeit seiner Beobachtung sei natürlich viel zu kurz, um ein definitives Urteil abzugeben. Er könne deshalb ein endgültiges Gutachten über die geistige Gesundheit oder Krankheit des Angeklagten nicht abgeben. Der Graf habe hier wiederholt auf seine soziale Stellung hingewiesen, damit stehe aber im schreienden Widerspruch der Inhalt und die Form seiner Reden und die vielen Schimpfworte, die sich in großer Fülle aneinanderreihen. Das stehe im krassen Widerspruch mit seinen fortgesetzten Hinweisen auf Gott und die Religion, die gebiete: Liebet Eure Feinde. Wie kommt der Angeklagte zu dem Gedanken, daß, weil er einmal eine solche Rede gehalten, bei der ihm nichts passiert war, er nun auch noch weiter so sprechen dürfe. Vor allem müsse sein Hinweis auf den „göttlichen Befehl“ und auf die „Mission“, die er erhalten, stutzig machen, ferner seine Erzählungen, daß wiederholt auf wunderbare Weise sein Leben gerettet worden sei, wie ihm auf der Eisenbahn auf dem Wege des Gebets die Warnung vor dem Hotel in der Schweiz geworden wäre. Das deute doch auf das Vorhandensein von Phantasien, Wahn-, Vergiftungs- und Ueberschätzungsideen hin. Bedenklich müsse es machen, wenn der Angeklagte sagt, er sei der einzige Vertreter des Deutschtums, er handle auf göttlichen Befehl, Christus trage ihn hindurch. Das alles sehe wie *Ueberschätzungsideen* aus, doch könne er daraus noch nicht auf Geisteskrankheit schließen, dazu würde eine längere Beobachtung notwendig sein; doch stelle er einen Antrag auf Ueberweisung in eine Irrenanstalt auf Grund des heute vorliegenden Materials nicht.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Nölting: Nach dem ganzen Inhalt der Reden, nach seinen Hinweisen auf seine göttliche Mission, nach seinen vielfachen Beziehungen auf das Wort Gottes müsse man sagen, daß das andere Auftreten des Angeklagten damit vereinbar ist.

Dieses pöbelhafte und gassenjungenmäßige Geschimpfe auf die Juden würde doch niemand anwenden, der von einer göttlichen Mission überzeugt sei. Dieses Geschimpfe passe nicht zu dem Auftreten eines Mannes aus „vornehmen“ Geschlecht. Wenn der Sachverständige begründete Zweifel haben sollte, würde er, der Staatsanwalt, eine Unterbringung in eine öffentliche Irrenanstalt auf sechs Wochen beantragen.

Sachverständiger Dr. Hoffmann wünscht noch eine weitere Auskunft, wie der Angeklagte zu der göttlichen Warnung gekommen ist. Der Angeklagte erwidert: Durch Beten, durch Hinwenden zu Christus. Wer überhaupt nicht betet und Christus nicht kennt, kann dies nicht verstehen. Ich weiß nicht, ob der Sachverständige ein

Christ ist und betet. — Dr. Haffmann: Diese Ausführungen würden nur geeignet sein, die van mir angeregten Zweifel zu vermehren. Einen Antrag stelle ich nicht.

Vorf.: Angeklagter Graf Pückler, es ist hier vom Staatsanwalt ein schwerwiegender Antrag gestellt warden. Es handelt sich darum, daß der Angeklagte möglicherweise dauernd in einer Irrenanstalt interniert wird, da vielleicht dann eine gewisse Gemeingefährlichkeit angenammen werden könnte. — Der Verteidiger Rechtsanwalt Ulrich stellt sich auf den Standpunkt, der bisher auch van der Anklage vertreten wurde. Van dieser wurde bisher immer behauptet, daß keinerlei Zweifel daran bestehen, daß der Angeklagte für seine Handlungen vollauf verantwortlich sei. Er habe allerdings in seinen Reden wiederhalt Gedanken geäußert, durch die man stutzig werden könne, dies wären indessen weiter nichts als Entgleisungen, Unschänheiten und zum Teil Geschmacklasigkeiten. — Varf.: Angeklagter, was haben Sie selbst auf den Antrag des Staatsanwalts zu erwidern?

Graf Pückler (erregt): Der Staatsanwalt hat hier soeben Ausdrücke gebraucht wie „Gassenjungen' und „pöbelhaftes Benehmen". Ich verlange, da diese Aeußerungen eine schwere Ehrenkränkung für mich enthalten, daß der Herr Staatsanwalt safart revaziert, wenn er ein Ehrenmann ist. Wenn der Staatsanwalt nicht safart revoziert, behalte ich mir weitere Maßnahaien var. Ich bitte alsa dringend, den Ausdruck „Gassenjungen" zurückzunehmen. Ich will wie ein Gentleman behandelt werden! — Varf: Der Herr Staatsanwalt hat nur gesagt, daß Sie Ausdrücke gebraucht haben, wie sie auch Gassenjungen gebrauchen. Erklären Sie sich var allen Dingen auf den Antrag des Vertreters der Anklagebehörde. — Graf Pückler: Ich fordere erst, ehe ich mich auf weitere Erklärungen einlasse, daß der Herr Staatsanwalt diese Aeußerungen zurücknimmt und erklärt, daß er mich persönlich mit dem „Gassenjungen" und „pödelhaften Benehmen" nicht beleidigen wollte. — Staatsanwalt Nölting erklärt, daß er selbstverständlich mit seinen Aeußerungen nicht die Persönlichkeit des Grafen Pückler, sandern nur die verschiedenen der Persönlichkeit des Grafen durchaus nicht angemessenen Redewendungen charakterisieren wallte. Da sich der Angeklagte mit dieser Erklärung zufrieden gibt, so ist der „Zwischenfall" erledigt. — Rechtsanwalt Ulrich tritt nachmals mit aller Schärfe der Behauptung entgegen, daß Graf Pückler van einer krankhaften Störung der Geistestätigkeit befallen sei.

Der Gerichtshof beschließt, über diesen Punkt zu beraten, und der Varsitzende verkündet: Das Gericht hat keine Veranlassung, an der Zurechnungsfähigkeit des Grafen Pückler zu zweifeln. Eine solche liegt nach Ansicht des Gerichts absalut nicht var, und das Gericht hat deshald keine Veranlassung. von Amts wegen eine Beabachtung anzuardnen. — Staatsanwalt Nölting führt aus, daß die Angeklagten im Sinne der Anklage schuldig seien. Garnicht zu begreifen sei es, daß der Angeklagte sich für immun halte, weil er für einzelne Reden nicht verurteilt warden sei. Der Angeklagte habe die Grenzen des Erlaubten weit überschritten. Mit Rücksicht darauf, daß er nicht aus Eigennutz, sandern aus Ueberzeugung und „idealen Mativen" gehandelt, andererseits aber mit Rücksicht auf die Grabheit und Gefährlichkeit der Aufreizungen und die Vorstrafen des Angeklagten beantragt der Staatsanwalt gegen Graf Pückler 6 Manate Gefängnis, gegen Mitsching 1350 Mark Geldstrafe eventuell 135 Tage Gefängnis.

Rechtsanwalt Ulrich sucht in längerer Ausführung darzulegen. daß der Angeklagte seine Aufgabe und Agitatian ernst auffasse. Der Graf Pückler sei schlesischer Magnat, er gehöre einem alten hachadeligen Geschlecht an. Er habe durch seine palitische Tätigkeit sich mit seiner Familie auseinandergebracht und habe seine soziale Pasition seiner Idee zum Opfer gebracht. Der Verteidiger plädierte schließlich für Freisprechung.

Graf Pückler, zum letzten Wart verstattet, erklärt: Es handelt sich für mich nicht darum, ab ich hier wegen irgend eines Deliktes bestraft werde, sondern für mich handelt es sich um einen politischen Prozeß van weitgehendster Bedeutung. Es heißt für mich, leben wir in einem sazialen deutschen Staat, aber wollen wir aus unserem Vaterlande, um das unsere Väter schwer gekämpft haben, hinausgewarfen werden. Ich gebe zu, daß ich vielleicht manchmal über das Maß des Erlaubten hinausgegangen bin, das kann einem Valksredner indessen passieren, wenn es sich darum handelt, dem gemeinen, gewöhnlichen Manne meine Ideen verständlich zu machen. Wir stehen vor einem ernsten Mament für das deutsche Valk, das seinem Ruin nahe ist, wenn der letzte Varkämpfer für das Deutschtum unschädlich gemacht ist, dann wird bald im deutschen Reiche überall Finsternis herrschen. Mir in meinem Riesenkampfe ist es gleich, ab ich nach einige Zeit länger hinter Kerkermauern schmachten muß, wie ich es schan als Märtyrer meiner Idee getan habe. „Sterbend werde ich noch die Warte rufen: Hurra für das deutsche Vaterland!"

Nach einstündiger Beratung kam der Gerichtshaf zu falgendem Urteil: Der Angeklagte Graf Pückler wird wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt und Vergehens gegen die öffentliche Ordnung zu *sechs Monaten Gefängnis*, der Angelagte Mitsching wegen desselben Vergehens zu 300 Mark Geldstrafe verurteit.

Der Varsitzende, Landgerichtsdirektar Kanzow, schickte dem Urteil falgende Begründung voraus: Nach der Beweisaufnahme haben sich beide Angeklagte im Sinne der Paragraphen 110 und 130 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Es ist festgestellt, daß Graf Pückler in jeder Weise den Varsatz hat, gegen die Juden zu hetzen und das Valk gegen sie zu Gewalttätigkeiten anzufeiern. Er hat nach jeder Richtung hin versucht, den Masseninstinkt anzureizen, um eine Stimmung zu erregen, die sehr leicht zu Gewalttätigkeiten führen kann. Der § 130 erfordert nicht, daß durch eine Aufreizung zum Klassenhaß tatsächlich Gewalttätigkeiten geschehen sind. Der Angeklagte hat in seinen Reden einen Funken auf fruchlbaren Baden gewarfen, unter einfache Leute, die garnicht die Kausequenzen ziehen können, welch ein Einfluß auf sie einwirkt und zu was sie verleitet werden. Graf Pückler fardert auf, die Gesetze beiseite zu lassen, sie zu umgehen, also direkten Widerstand gegen Gesetz, Ordnung und Erhaltung des Staatswahls zu leisten Hat sich der Angeklagte Graf Pückler wiederholt wegen des gleichen Vergehens varbestraft ist. Die Palizei ist leider in vielen Fällen nicht scharf genug vargegangen, um dem Unfug zu steuern. Es kamme ferner in Betracht, daß Graf Pückler den gebildeten Kreisen entstammt, daß er Referendar war, Rechte studiert hat und var allen Dingen genügend gewarnt war.

Die Raheit in seiner Ausdrucksweise ist um sa schärfer zu verurteilen, da es sich um einen gebildeten Mann, einen Edelmann handelt. Bei Graf Pückler hat sich der unbezähmbare Haß gegen die Juden bald zu einer fixen Idee ausgebildet. In seinen Reden hat der Angeklagte fortwährend Bibelzitate bei der Hand, und zwar in einer geradezu gemeinschädlichen Weise. Graf Pückler spricht in einem Atemzuge van Christus, Nächstenliebe und „verfluchter Bande", „tatschlagen" und „krepieren", das schöne Wart „Liebet Eure Nächsten" hat er bis jetzt noch nie zitiert. Aus diesen Gründen erscheine eine Freiheitsstrafe als angemesse Sühne, da die bisherige milde Bestrafung nichts geholfen hat, es vielmehr immer schlimmer wird.

Bei Beendigung der Urteilspublikation springt Graf Pückler auf und ruft mit erregter Stimme dem Vorsitzenden zu: *Sie werden die Falgen dieses Urteils tragen, wir werden uns mit der Waffe weiter sprechen.* — Varf.: Herr Staatsanwalt, ich bitte, das Gesetz, welches *eine derartig unerhörte Ungebühr und Unverschämtheit* bestraft, in Anwendung zu bringen. Staatsanwalt Nölting beantragt eine sofart zu vallstreckende Ungebührstrafe *van drei Tagen Haft* über Graf Pückler zu verhängen. Landgerichtsdirektar Kanzaw gibt dem Angeklagten nochmals Gelegenheit, sich in entschuldigender Weise zu äußern. Dies wird jedach van Graf Pückler verweigert, wenn nicht der Varsitzende ebenfalls Verschiedenes zurücknehme.

Nach kurzer Beratung wird der Angeklagte wegen Ungebühr var Gericht in eine sofort zu vollstreckende Ordnungsstrafe von drei Tagen Haft genommen. — Präs.: „Gerichtsdiener, *Graf Pückler ist abzuführen. Die Sitzung ist geschlassen!*"

Antisemitische Tugendwächter.

Zu all den Ruhmestiteln, die der Antisemitismus sich eigenmächtig beigelegt hat, gehört auch das Epitheton „Retter der Sittlichkeit." Die Sittlichkeit ist für die Antisemiten, deren ganze Lebensanschauung dem Mittelalter entlehnt ist, kein Ringen nach Reinheit und Wahrheit, keine Kraft der Persönlichkeit, sondern ein von der Gesellschaft sanktioniertes Philisterium, eine Schablone, die sich ewig gleich bleiben muß. Der Kampf des modernen Menschen nach der Harmonie der Persönlichkeit, nach dem Sichausleben der Seele, die Kongruenz zwischen Denken und Handeln, zwischen Empfinden und Leben, — das alles bleibt ihnen unverständlich. Für sie gibt es keine quälenden Zweifel, keine lehrenden Probleme, ihnen genügt das Wort. So stellen sie eine Morallehre auf voll pathetischer Phrasen und sie ist in ihren Forderungen sehr anspruchsvoll, denn — sie bleibt ja in der Regel doch nur Theorie.

Das ganze antisemitische Moralsystem erschöpft sich in dem einen Satz: „Alles Gute ist germanisch, alles Böse jüdisch." Das ist ebenso bequem wie gründlich und man begreift gar nicht, daß die Moralphilosophen so lange nach dem summum bonum in der Moral vergebens gesucht haben. Das höchste Ideal ist der Zukunftsstaat à la Pückler, je mehr man sich vom jüdischen Wesen entfernt, desto näher ist man dem Endziel der Sittlichkeit, denn das Germanische ist

die Quelle der Tugend und das Semitische ist die Wurzel alles Uebels. Solche Dinge proklamiert man öffentlich als Axiome, ohne sich von der Geschichte und den lebendigen Tatsachen irgendwie genieren zu lassen. Das Schönste dabei ist, daß niemand genau zu definieren vermag, was eigentlich germanisch und was semitisch ist. Man dreht sich einfach im Kreise: Alles Germanische ist gut, alles Gute ist germanisch; alles Jüdische ist schlecht, alles Schlechte ist jüdisch, und so geht es lustig ad infinitum.

Erreicht wird natürlich durch diese komische und doch wiederum traurige Methode keine sittliche Gesundung und kein moralischer Fortschritt. Denn jede Besserung fängt mit der Selbstkritik an. Der delphische Spruch „Erkenne Dich selbst!" ist der Grundstein aller Weisheit und aller Sittlichkeit. Nur wer seine Kraft und ihre Grenzen kennt, kann sich zur Sittlichkeit emporringen und die Bahn zur Wahrheit finden. Wie aber soll man zur ernsten Selbstprüfung gelangen, wenn man Einem seine Art und seine Unart täglich als Heiligtum rühmt, alle, auch die gefährlichsten Volksschwächen als berechtigte germanische Eigentümlichkeiten darstellt und für alles Böse nur den jüdischen Nachbar verantwortlich macht? Heuchler und Schmeichler waren noch nie gute Volkserzieher. Wer nicht den Mut hat, dem Volke auch herbe Wahrheiten zu sagen, der soll sich nicht rühmen, ein treuer Volksfreund zu sein. Wahrscheinlich beabsichtigen und erstreben unsere Reformer gar keine Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, die Hauptsache ist ihnen die Agitation, und je weniger ernst sie es meinen, desto leichter fließt das Wort aus dem Munde. Sie behandeln das Volk wie ein Muttersöhnchen, lassen ihm seine Fehler und verhätscheln seine Schwächen, um sich nur bei ihm beliebt zu machen. Das ist die Psychologie der antisemitischen Agitation. Man studiert die schwachen Seiten und operiert damit. Eine solche „sittliche Erziehung" führt nicht zum Volkswohl, sondern zur Verlotterung, zur Versumpfung. Die alte und die neue Geschichte kennt Beispiele genug dafür.

Es liegt in der Natur des Antisemitismus, daß er alles Moderne haßt und daß er die neuen Richtungen in der Kunst und in der Litteratur wütend bekämpft. Natürlich beehrt er auch die modernen Zeitschriften mit seinem Hasse und besonders wütend wird gegen den „Simplizissimus" und die „Jugend" gezetert. Dagegen läßt sich, trotzdem diese Erscheinung oft kindisch anmutet, nichts sagen. Das ist schließlich Sache des persönlichen Geschmacks, und wir besitzen kein Mandat, diese Blätter zu verteidigen. Es zeugt aber von wenig Sachkenntnis und von noch weniger Aesthetik, wenn man diese beiden Blätter, die doch jedenfalls ein ernstes Ziel im Auge haben, mit Schmutzprodukten für blasierte Lebemänner, wie „Sekt", „Das kleine Witzblatt", „Flirt" usw. in einem Tone nennt. Man mag sich zu den Münchener Blättern stellen wie man will, als ehrlicher Mann wird man zugeben müssen, daß sie künstlerisch, litterarisch und auch sittlich auf einem andern Niveau stehen, als die perverse Sexuallitteratur.

In der letzten Nr. des verflossenen Jahres bringt das Hamburger Antisemitenblatt ein angebliches Eingesandt über „Simplizissimus" und „Jugend". Es wird ein darin allerdings wenig geschmackvolles Gedicht Peter Schlemihls zitiert und mit folgender Randglosse begleitet:

„Kann es etwas bodenlos gemeineres geben, als diese Beschimpfung des Pfarrerstandes? Und ist es nicht erstaunlich, daß gebildete Menschen ein Blatt unter sich dulden, dessen Wesen in diesem Gedichte so gar herrlich hervorleuchtet? — „Peter Schlemihl" nennt sich der Verfasser, doch kann ich nicht glauben, daß sein wirklicher Name ebenso wenig abrahamitisch klingen sollte. So manche Wendung, z. B. „Sie evangelische Unschlitterkerze" und „bei Ihrem christlichen Eheweibchen" läßt darauf schließen. Zudem leistet doch grade Israel auf dem Gebiete der Schmutzliteratur Erstaunliches. Nur ein Beweis: Der neueste Fortschritt in unserer Stadt ist, daß in Barbierstuben die anständigen Zeitschriften verdrängt werden von sogenannten Witzblättern, wie „Sekt", „Das kleine Witzblatt" a. a. Im Textteil lüsterne Bilder und Zoten, im Anzeigenteil: „Pariser Gummiartikel" und „pikanteste Lektüre — nur für Herren." Verleger des „Sekt": Ignaz Goldblatt. „Das kleine Witzblatt" hat als Verantwortlichen für den Schundinseratenteil einen Herrn Lazarus, der zugleich Redakteur des „Satyr" ist. Sapienti sat. —"

Die letzten zwei Worte klingen wie ein bitterer Hohn. Sapienti sat? Ein schöner sapiens muß es sein, dem dieser gemeine Schwindel genügt. Peter Schlemihl ist kein anderer als der Redakteur des „Simplizissimus" Dr. Ludwig Thoma, ein Oberbayer aus alter katholischer Familie. Das wissen nicht nur in München, sondern auch in ganz Deutschland die meisten Zeitungsleser, und das hätte auch die Redaktion dieses antisemitischen Blättchens wissen können. Aber man zieht eben jede Gelegenheit, auf die Juden zu schimpfen, an den Haaren herbei und auf eine Lüge mehr oder weniger kommt es nicht an. Das Beste wäre freilich ein Generalverfahren, alles in der Welt, was Einem nicht paßt, jüdisch zu — taufen hätten wir beinahe gesagt, das gibt es ja nicht, also — zu beschneiden. Die Welt würde dann mit Staunen erfahren, daß es in Deutschland allein einige Millionen Juden gibt.

Wie wir über Blätter wie „Sekt" und „Das kleine Witzblatt" denken, — das haben wir bereits oben gesagt. Und wenn Juden deren Redakteure oder Verleger sind, so macht das in unseren Augen die Sache nicht besser, aber — auch nicht schlimmer. Keinem vernünftigen Juden und keinem liberalen Manne ist es eingefallen, eine schlechte Sache darum zu verteidigen, weil sie mit irgend einem Juden in Zusammenhang stehe. Die Herren Antisemiten aber haben am allerwenigsten Ursache, sich darüber aufzuregen, denn sie haben oft an Schmutz und Rohheit das höchste geleistet. Die Wiener Witzblätter, die fast alle antisemitisch angehaucht sind, wie „Floh", „Bombe", „Pschütt" u. s. w. leisten an ekelerregender Perversität mindestens ebensoviel als „Sekt" und „Das klein Witzblatt", und daß die Antisemitenführer auf sexuellem Gebiet keine Engel sind, das hat jüngst wieder der frömmelnde Kröfell bewiesen. Die Sinnlichkeit und die Art ihrer Befriedigung hat sicherlich mit der Religion und der Abstammung nichts zu schaffen. Man höre also — schon aus Klugheit — auf, mit Waffen zu kämpfen, die sich gegen die eigene Person richten.

Die Beschwerden der österreichischen Katholiken.

Die neue Regierung in Oesterreich hat sofort nach ihrem Amtsantritt dringend zu tun bekommen. Veranlaßt durch einen Angriff eines alldeutschen Blattes auf eine Einrichtung der katholischen Kirche, haben die Vertreter katholischer Vereine mehrere Protestversammlungen veranstaltet und ein Promemoria an den Ministerpräsidenten und den Leiter des Justizministeriums ausgearbeitet, in welchem vom Standpunkt der katholischen Religionsgenossenschaft heftige Beschwerden gegen das derzeit bestehende Preßgesetz selbst und gegen dessen Handhabung seitens der berufenen Behörden erhoben und eine Reihe von Reformmaßregeln verlangt wird, durch welche in Zukunft Vergehen gegen den die Kirche schützenden § 303 des Str.-G. verhindert werden sollen. Auch wenn die ganze Angelegenheit nicht in unmittelbarem Konnex mit dem jüngst eingetretenen Ministerwechsel stünde, wäre sie von außerordentlicher Wichtigkeit und würde die Aufmerksamkeit auch der nichtkatholischen Kreise im höchsten Grade beanspruchen.

Die Eingabe bezeichnet die gegenwärtigen Zustände in der Handhabung des Preßgesetzes, bei denen die heiligsten Güter vogelfrei erscheinen und die einzelnen Bürger der straflosen Verleumdung preisgegeben sind, als unzulässig. Sie wendet sich gegen eine angeblich in der Aera Koerber erfolgte Instruktion an die Staatsanwälte, durch welche die

Konfiskationspraxis wesentlich eingeschränkt wurde, und verlangt, daß die Staatsanwaltschaften in Fällen zweifelhafter Verletzung des Strafgesetzes ohne vorhertge Anfrage bei der Zentralstelle von dem Recht der Beschlagnahme rasch und energisch Gebrauch machen sollen. Sie fordert ferner, daß beschlagnahmte oder verbotene Zeitungsartikel nicht durch Interpellationen zu Bestandteilen der Verhandlungen gesetzgebender Körperschaften gemacht werden. Die Straflosigkeit des Abdruckes solcher Interpellationen soll ganz aufgehoben oder auf solche Interpellationen beschränkt werden, welche durch besonderen Beschluß des betreffenden Hauses in die Verhandlungen aufgenommen werden. Gegen zuwiderhandelnde Zeitungen sollen auch administrative Repressivmaßregeln, wie Entziehung des Postdebits, Entziehung der Bestellung durch die Post, Entziehung des Trafikverschleißes usw., angewendet werden.

Wir geben ohne weiteres zu, daß tatsächlich die „Los von Rom"-Bewegung, die alldeutsche Hetze gegen die katholische Kirche und ihre Repräsentanten geeignet ist, die Katholiken in ihrem Gewissen zu beunruhigen und den verfassungsmäßigen Grundsatz von der freien Religionsübung zu gefährden. Allein was auf der einen Seite für recht erachtet wird, muß man auf der andern Seite für billig erklären. Dieselben Klagen und Beschwerden, welche heute die Katholiken erheben, machen die Juden seit länger als zwanzig Jahren in Oesterreich gegenüber allen Regierungen geltend, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Juden außer dem § 303 des Str.-G., welcher die Lehren, Gebräuche und Einrichtungen einer im Staate gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaft und deren Religionsdiener in Ausübung ihrer gottesdienstlichen Funktionen vor Verspottung und Herabwürdigung schützt, auch noch der § 302 des Str.-G., welcher von Aufreizungen zu Feindseligkeiten gegen einzelne Volksstämme, Religions- und andere Gesellschaften und einzelne Klassen oder Stände der bürgerlichen Gesellschaft handelt, in Betracht kommt. Jawohl! Im Laufe eines Vierteljahrhunderts sind sowohl von den alldeutschen Antisemiten, als auch von den Christlich-Sozialen und gar oft auch in den Spalten des konservativ-katholischen „Vaterland" die heiligsten Güter der Juden für vogelfrei erklärt, ist das Judentum in seiner Gesamtheit und sind einzelne Bürger jüdischen Glaubens der straflosen Verleumdung preisgegeben worden. Die Redaktion des „Vaterland" braucht man nur zu erinnern an die elenden Schimpfereien des Pfarrer Dr. Deckert über die jüdische Religion und die Erzväter, an den berüchtigten Brief des Paulus Meyer mit seinem gerichtlichen Nachspiel. Man lese nur die Preßerzeugnisse des Herrn Monsignore Scheicher. Das ganze öffentliche Leben ist heute erfüllt von solchen Kontraventionen gegen die §§ 302 und 303 Str.-G., die Aufreizung zu Feindseligkeiten gegen die Juden bestrafen. Die Verspottung und Herabwürdigung ihrer Lehren, Gebräuche und Einrichtungen ist ja geradezu zum Schiboleth großer und im Staatsleben sehr einflußreicher Parteien geworden. Und auch die Juden haben gar oft sich bei allen zuständigen Stellen beschweren müssen, daß zur Abwehr solcher Beschimpfungen und Beleidigungen von den Gesetzen nicht der gebührende Gebrauch gemacht werde, daß die Staatsanwaltschaften nicht die Energie und vielleicht auch nicht den Mut aufbringen, die Uebertreter des Gesetzes zu fassen und die Folgen der Gesetzesübertretung unwirksam zu machen. Daß gerade den Juden gegenüber seit Jahren schon jede Freveltat begangen werden durfte, ohne daß von einer objektiven oder subjektiven Verfolgung gegen die Frevler die Rede war, und daß insbesondere die Immunität der parlamentarischen Tribüne dazu mißbraucht wurde, um selbst in jenen wenigen Fällen, wo einzelne Staatsanwälte sich ihrer gesetzlichen Pflicht erinnert hatten, die straflose Verbreitung des konfiszierten Artikels zu sichern. Von einzelnen Forderungen des katholischen Promemoria abgesehen, könnte dieses ganze Schriftstück von den Vertretern der Judenschaft geschrieben worden sein.

Es bewahrheitet sich in diesem Falle wieder das Wort, daß, wenn man einmal der Rechtlosigkeit auf irgend einem Punkte des Staatslebens Raum und Duldung gewährt, diese Rechtlosigkeit wie ein fressendes Gift weitergreift und schließlich sich auch denen unangenehm fühlbar macht, die zunächst einen Vorteil von ihr erwarteten. Die Juden, die unter dem Schutze der Verfassung stehen und staatsgrundgesetzlich als voll- und gleichberechtigte Bürger dieses Staates erscheinen, wurden von den christlich-sozialen Verbündeten der katholischen Kirche zuerst für vogelfrei erklärt. Und heute ist es diese Kirche, sind es deren Angehörige selbst, welche darüber Klage führen müssen, daß sie von einer anderen radikalen Partei mit gleicher Elle gemessen wurden, daß man ihnen gegenüber die Verfassung und das Strafgesetz verletzen darf, ohne daß die Staatsgewalt mit der nötigen Energie dagegen einschreitet. An gesetzlichen Dämmen und Schranken gegen politische, religiöse und gesellschaftliche Verhetzung fehlt es nicht. An Strafbestimmungen gegen die Uebeltäter leidet Oesterreich keinen Mangel und an preßpolizeilichen Verfügungen zur Unwirksammachung solcher Agitationen steht den Staatsanwälten ein ganzes Arsenal zur Verfügung. Man braucht kein neues Reglement, keine neuen legislatorischen Maßnahmen — es würde vollständig genügen, wenn die Staatsbehörden die schon bestehenden zur Anwendung brächten. Diese Anwendung aber muß eine unparteiische, eine nach allen Richtungen mit gleichem Maße messende sein. Sie muß allen Bevölkerungsklassen, allen Nationalitäten, allen Konfessionen in gleichem Maße gerecht werden. Sie darf auf der einen Seite nicht begünstigen, was sie auf der anderen Seite für verwerflich und strafwürdig erklärt, sie darf auf der einen Seite nicht mit vielsagendem Schmunzeln dulden, was sie auf der anderen Seite mit dem Eifer eines Torquemada verfolgt. Und was von der Staatsgewalt gilt, das gilt auch von den einzelnen Parteien. Den Vertretern der katholischen Vereine möchte man in diesem Augenblicke zurufen, daß das alte, gut deutsche Sprichwort: „Was Du nicht willst, daß man Dir tu', das füg' auch keinem Andern zu!", auch für sie grundsätzliche Geltung hat und daß eine Mißachtung früher oder später, wie sich ja jetzt eben gezeigt hat, auch sie selbst in den Wirbel der allgemeinen Rechtlosigkeit hinabziehen muß.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Pückler-Unfug nimmt seinen Fortgang. Eine Demonstration der Pücklerverehrer gab es am Sonntag abend vor dem Moabiter Gefängnis, aus dem Graf Pückler entlassen wurde, der dort bekanntlich die ihm wegen Ungebühr vor Gericht auferlegte dreitägige Haft abgesessen hat. Mehr als 200 Pücklerjünger hatten sich, zum Teil mit Blumenspenden, vor dem Portal eingefunden und empfingen den Grafen mit lauten Hoch- und Hurrarufen. Vom Vorsitzenden der „Pücklervereinigung", dem mitverurteilten Buchdruckereibesitzer Mitsching, wurde auf der Straße dem Grafen Pückler ein riesiger Lorbeerkranz überreicht. Nachdem in einer Begrüßungsansprache der Graf als „Märtyrer der guten Sache" gefeiert war, begab sich der ganze Zug in ein nahegelegenes Lokal, wo Pückler eine Rede hielt mit dem Refrain: „Es wird weitergefochten!" —

Gegen das Urteil des Landgerichts im letzten Prozeß haben Pückler und Mitsching Revision eingelegt. Pückler soll wirklich den Landgerichtsdirektor Kanzow zum Duell fordern wollen!! Pückler will jetzt noch öfter als bisher in Berlin seine Versammlungen abhalten.

Bauernfänger unter sich. Auf den früheren antisemitischen Reichstagsabgeordneten Köhler hat, nach der „Staatsbürgerzeitung," jüngst in einer Versammlung des Bundes der Landwirte in Alsfeld der Bundeshäuptling Dr. Diederich Hahn ein Loblied gesungen. Er rühmte Köhlers wackeres Eintreten für die Interessen der Landwirtschaft. — Dies Lob mutet aus dem Munde des Direktors des Bundes der Landwirte eigenartig an, da 1899 die antisemitische „Deutsche Volkswacht" des Abgeordneten Köhler folgende „Warnung vor Bauernfängern" veröffentlicht hat: „Achtung Bauern, der Bund der Landwirte rüstet zum Bauernfang. In seinem Bundesorgan kündigt er eine ganze Reihe von Versammlungen an. Seine Geschäftsreisenden werden Euch mit tönenden Phrasen zu locken suchen. Kriecht nicht auf den Leim. Der Bund der Landwirte ist ein Windbeutelbund. Wir werden die Lügenbeutel, wo wir sie finden, zum Tempel hinauswerfen; ist doch der ganze Bund in Hessen nichts weiter als eine Herde Offiziere ohne Soldaten."

Jetzt hat sich Herr Köhler mit dem „Windbeutelbund" doch ausgesöhnt. Nun ist er doch „auf den Leim gekrochen" vor den tönenden Phrasen eines Geschäftsreisenden des Bundes der Landwirte.

Vermischtes.

In dem Rechtsanwalt Josef Cohn, der im Alter von 41 Jahren verschieden ist, verliert der Verein zur Abwehr des Antisemitismus einen unermüdlichen, hervorragenden Mitstreiter und Berater. Eine selten ideal veranlagte Natur, ein Mann von lauterster Gesinnung, beseelt von der Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, ein Helfer der Schwachen und Bedrückten, hat er auch in dem Kampf um die Rechte einer verfolgten Minderheit deutscher Staatsbürger alle Zeit in den vordersten Reihen gestanden. Wie wenige beherrschte Josef Cohn die hier in Betracht kommenden Fragen und den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen stellte er in den Dienst der guten Sache. Welch fruchtbare literarische Tätigkeit entfaltete der Heimgegangene im Sinne der Abwehrbestrebungen. Eine Fülle belehrender und polemischer Beiträge aus seiner Feder, in früheren Jahren meist anonym erschienen, haben die „Mitteilungen" gebracht, und auch der „Antisemitenspiegel" erfreute sich seiner Mitarbeiterschaft. Aber nicht blos auf schriftstellerischem Gebiete lagen die Verdienste des Entschlafenen um den Verein und um die Abwehrsache überhaupt. Seine juristische Befähigung, seine forensische Beredsamkeit sind uns und Anderen, die vor den Gerichten manchen Strauß mit den antisemitischen Gegnern auszufechten hatten, mit zum Teil bedeutsamen Erfolgen zu gute gekommen. Es konnte wahrlich keinen Anwalt geben, der mit mehr Hingebung und Begeisterung sich der übernommenen Aufgabe unterzog.

Als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit hat der Verein zur Abwehr des Antisemitismus an der Bahre Josef Cohns einen Kranz niederlegen lassen. Seine Dankbarkeit folgt ihm über das Grab hinaus!

Der Krawall-Prozeß in Homel.

Die Rechtsanwälte der jüdischen Angeklagten und der Schadenersatz fordernden Juden haben am 4. Januar die Vertheidigung niedergelegt und in corpore den Gerichtssaal verlassen. Durch diesen unvermeidlich gewordenen Schritt haben sie nicht allein ihre eigene Würde gewahrt, sondern zugleich die ganze Farce von Gerichtsverfahren, das seit nunmehr drei Monaten in Homel sich abspielt, gebrandmarkt.

Wie wiederholt dargelegt wurde, kennzeichnete sich der unter Plehwe's Regime entstandene Prozeß schon in der ungeheuerlichen Anklageschrift als ein Tendenzprozeß in des Wortes brutalster und verlogenster Bedeutung: Die gefügigen Untersuchungsrichter konstruirten ein Truggebäude von Anschuldigungen, dessen durchsichtiger Zweck war, dem bitter gehaßten und doch so gefürchteten „faulen Westen" Sand in die Augen zu streuen und ihn über die blutigen Vorgänge, die sich am 12. und 14. September 1903 in Homel abgespielt haben, gründlich zu täuschen, indem im öffentlichen Gerichtssale der Nachweis geführt wurde, daß der russische Pöbel, der unter den Augen und mit Genehmigung seiner hohen Obrigkeit jene Raub- und Mordfeenen angerichtet hat, fromm wie ein Lamm und sanft wie eine Taube war, daß, wenn er am zweiten Krawalltage sich wenig christlich betragen und die Juden etwas unsanft angefaßt hatte, die Schuld einzig und allein die „frechen, herausfordernden" Juden treffe, welche „seit den Tagen von Kischinew immer dreister und unverschämter wurden", sogar nicht nur gegen die Civil- und Militärgewalt sich auflehnten, sondern schließlich so weit gingen, daß sie am 12. September eine von langer Hand vorbereitete, regelrechte Christenverfolgung in Scene setzten, bei der einige Rechtgläubige ihr kostbares Leben eingebüßt haben. Nach einer solchen Herausforderung könne es, so resumirt die Anklageschrift, nicht Wunder nehmen, daß das christliche Wirtvolk am zweiten Tage Vergeltung zu üben suchte, wobei es trotz aller seitens der Polizei und Militärverwaltung getroffenen energischen Gegenmaßregeln leider nicht zu verhüten war, daß zahlreiche jüdische Häuser und Läden demoliert und einige Juden totgeschlagen wurden.

Die offensichtliche, handgreifliche Fälschung und Entstellung der Tatsachen sollte nun durch die Gerichtsverhandlung bestätigt werden. Das war an sich keine leichte Aufgabe und gestaltete sich noch schwieriger, weil von ihrem Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl gedrängt, eine stattliche Anzahl erprobter Advokaten sich den angeklagten Juden freiwillig als Verteidiger anboten, sobald das Homeler Rathaus, der Schauplatz der Verhandlungen, die Blüten der russischen Anwaltschaft vereinigte. So hoffte man denn wirklich, daß es diesem Areopag von scharfsinnigen, redegewandten Juristen gelingen würde, das plump gesponnene Lügengewebe zu zerreißen, namentlich da der Prozeß sich vor der Oeffentlichkeit abspielte und zunächst angenommen wurde, daß die öffentliche Kontrolle die Innehaltung und Beachtung zumindest der gesetzlichen Prozessual-Bestimmungen aufzwingen und eine Rechtsbeugung verhüten werde. Indessen das selbst nach der Justizkomödie von Kischinew unglaublich erscheinende ward Ereignis: Der Präsident des Kiewer Kreisgerichts, der Leiter der Verhandlungen, schreckte nicht davor zurück, der Lügenanklage brutale Gewalt hinzuzufügen, indem er der Verteidigung die Erfüllung ihres Amtes erschwerte und schließlich unmöglich machte. Mit unbeugsamer, bis zur Selbstentäußerung gewissenhafter Ausdauer setzten die Rechtsanwälte den ungleichen Kampf fort, bis sie, dessen Aussichtslosigkeit erkennend, der Gewalt wichen und den Gerichtssaal verließen.

Die Katastrophe erfolgte aus einem ganz geringfügigem Anlaß, und wiederum war es das ungesetzliche Gebahren des Vorsitzenden gegen den von ihm augenscheinlich bitter gehaßten Sokolow, das diese Wendung herbeiführte. Der christliche Arbeiter Schustow, der wegen eines politischen Verdachts im Gefängnis saß, wurde als Zeuge vernommen. Er begann seine Aussage mit der

Darlegung der Ereignisse vom 12. September, wurde aber schon nach den ersten Worten von dem Präsidenten ermahnt, nur über die Vorgänge vom 14. zu berichten. Der Zeuge bestand jedoch darauf, über seine Wahrnehmungen der Reihe nach auszusagen. Nun nahm die Scene folgenden Verlauf:

Vorsitzender: Nein! Erst werden Sie über Ihre Beobachtungen am 14. und dann auf Verlangen der Verteidiger über die vom 12. reden.

Zeuge: Mir ist es bequemer erst vom 12. zu erzählen.

Vorsitzender: Entweder Sie gehorchen oder wir verzichten ganz auf Ihr Zeugnis.

Verteidiger Ratner: Ich bitte, auf die Aussage dieses überaus wichtigen Zeugen nicht zu verzichten.

Vors.: Es bleibt bei meiner Entscheidung.

Verteidiger Sokolow: Die Ereignisse am 12. September . . . .

Vors.: Ich erteile Ihnen einen Verweis, da Sie nicht das Wort haben.

Sokolow: Es geht nicht an, den einheitlichen Prozeß fortwährend in drei Teile zu zerlegen. Das verstößt wider § 718 der Strafprozeßordnung. Es gibt keinen Unterschied zwischen dem 12. und 14. September, da die Vorgänge an diesen beiden Tagen unzertrennlich zusammenhängen.

Der Vorsitzende unterbricht Sokolow, verbietet ihm die weitere Beteiligung am Prozesse und befiehlt ihm, den Saal zu verlassen. Es entsteht eine furchtbare Aufregung; die jüdischen Verteidiger ziehen sich zu einer Beratung zurück, während welcher die Verhandlung unterbrochen wurde. Schließlich kehrten die Verteidiger zurück, und Rechtsanwalt Winawer beginnt eine längere Erklärung im Namen der jüdischen Verteidiger abzugeben. Nach wenigen Sätzen jedoch unterbricht ihn der Vorsitzende mit der Aufforderung sich kurz zu fassen.

Rechtsanwalt Winawer: Ich bin nicht verpflichtet, meine Erklärungen in einem kurzen Satze auszudrücken. Seit drei Monaten bemühen wir uns vergebens, zu beweisen, daß die Anklageschrift . . .

Vorsitz. (unterbrechend): Ich kann nicht zugeben, daß die Anklageschrift jetzt schon kritisirt werde.

Rechtsanwalt Winawer: Niemand kann uns vorwerfen, daß wir die Paragraphen der Prozeßordnung mißachtet haben. Allein wir sind in unserem Bestreben, die Wahrheit ergründen zu helfen, auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Jetzt wird sogar unsere persönliche Ehre verletzt, indem . . .

Vorsitz.: Ich bitte, meine Handlungsweise nicht zu kritisiren, sonst . . .

Rechtsanwalt Winawer: Sie brauchen nicht zu drohen, da wir beschlossen haben den Gerichtssaal zu verlassen. Es fällt uns gewiß nicht leicht, unsere Klienten hilflos zu verlassen, allein es gibt ein Gefühl, das höher steht, als das Pflichtgefühl, das ist das Gefühl der eigenen Menschenwürde. Wir verlassen den Raum, in dem wir seit Monaten so unmenschlich viel haben dulden müssen, und nehmen die Ueberzeugung mit, daß alle anständigen Menschen auf unserer Seite stehen.

Der Erklärung Winawers schlossen sich die Rechtsanwälte Sljosberg, Krasilstschikow und Margolin an, während Kupernik für seine Person erklärte, bleiben zu wollen, falls der Vorsitzende sein Vorgehen gegen Sokolow zurücknehmen werde. Der Gerichtshof zog sich zu einer Beratung zurück, deren Ergebnis die Ablehnung des Kupernik'schen Vermittelungsvorschlags war. Darauf verließen die jüdischen Verteidiger den Saal. Lebhafte Beifallskundgebungen des Publikums begleitete den Exodus, was zur Folge hatte, daß der Präsident die Räumung des Zuschauerraumes anordnete. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang. Der Vorsitzende befahl dem Offizial-Anwalt, auch die Verteidigung der Juden zu übernehmen. Da die letzteren dies natürlich ablehnten, wurde die Fortsetzung des Prozesses bis zum 20. Januar vertagt.

Ueber seinen Ausgang kann kein Zweifel sein: Die christlichen Schuldigen werden freigesprochen oder mit glimpflichen Strafen bedacht, die unschuldigen Juden verurteilt und sehr hart mitgenommen werden. Ein Trost ist, daß das Verhalten des Vorsitzenden reichliches Revisionsmaterial geliefert hat, und daß deshalb der Prozeß mit begründeter Aussicht auf ein gerechteres Urteil vor den Senat als Revisions-Instanz gebracht werden kann.

* * *

Der Entschluß der Anwälte, die angeklagten Juden, von deren Unschuld sie fest überzeugt sind, ohne Verteidiger zu lassen und den Gerichtssaal zu verlassen, hat in Rußland begreifliches Aufsehen hervorgerufen. Alle Blätter beschäftigen sich mit diesem vereinzelt dastehenden Vorfalle und in den zahlreichen Artikeln, welche die Journale diesem Vorfalle widmen, werden die Vorgänge, welche die Rechtsanwälte zu ihrem Entschlusse gebracht haben, schonungslos beleuchtet und unerschrocken kommentiert. Von den national-russischen Blättern, welche sich mit diesem Vorfalle beschäftigen, sind es vor allem die „Petersburgskija Wjedomosti" und „Nascha Schisnj", welche sich darüber sehr scharf äußern. Das Blatt des Fürsten Uchtomsky sagt in einem „Die Justiz in Gefahr" betitelten Artikel unter anderem wörtlich: „Wir drücken jenen Rechtsanwälten im Homeler Prozesse unsere Sympathie und unsere Achtung aus, welche mutig und würdevoll in der einzig zugänglichen Form gegen die Mißachtung der Prinzipien der Justiz, der Würde des Gerichtes, der Interessen der Angeklagten und sogar der Grundlagen jeder Rechtsordnung Protest erhoben haben, welche dort in Homel in der letzten Sitzung des Gerichtshofes so auffallend zum Ausdrucke gelangte. Auch die Helden von Port Arthur mußten erschöpft und entkräftet die Waffen strecken. Die Advokaten in Homel sind noch weiter gegangen: sie haben dem Gegner im Gerichtshofe, seiner Ungerechtigkeit und der Unterdrückung ihrer Rechte einen schrecklichen Schlag versetzt." Das Journal „Nascha Schisnj" („Unser Leben") schreibt: „Der Homeler Prozeß wird die Illusionen der Juden nicht zerstören, weil sie schon längst keine Illusionen haben. Die russische Gesellschaft verliert aber in diesem Prozesse eine ihrer besten und letzten Illusionen. Wie an einem Strohhalm hielt sie fest an dem Glauben, daß sogar in einem rechtlosen Milieu die Göttin Themis ihre stolze innere Freiheit bewahrt hat. Das Gericht von Homel bedeutet den endgiltigen Bankerott dieses Glaubens. Der Prozeß von Homel ist kein Prozeß über die Juden, sondern über die russische Justiz. In diesem Prozesse gibt es keine Lehre für diese oder jene nationale Gruppe, sondern eine grelle, bedeutungsvolle Lehre für das ganze russische Volk. Tua res agitur." Sogar die altslawophile „Russj" erklärt, daß in Homel „das Gesetz gröblich verletzt" wurde. Mit Spannung sieht man daher in ganz Rußland der Wiederaufnahme des Prozesses und der ferneren Entwickelung der Dinge entgegen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 4. Berlin, 25. Januar 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Antisemitische Erbenschleicherei.

Man kennt die Leutchen, die, Leichengeruch witternd, alte, kranke, dem Tode Nahe umschleichen, um ihr Erbe zu ergattern. Es gibt aber auch eine andere nicht minder verächtliche Menschenklasse, die, systematisch die Zukunft eskomtierend, künftige Erben umschleichen, sie auf eine oder andere Weise zu umgarnen, in ihre Netze zu ziehen suchen, um sie später, wenn sie ihr Erbe angetreten haben, aussaugen und ausnutzen zu können. Besonders sind der Gefahr, von solchen Spekulanten aufgesucht zu werden, von jeher die Thronerben ausgesetzt gewesen, und wie oft diese auch, als sie zur Herrschaft gelangten, weil sie von einer höheren Warte als derjenigen eines Thronerben die Dinge zu beurteilen lernten und lernen mußten, ihre Umschleicher enttäuschten, immer von neuem finden sich die unheimlichen Gesellen ein, die auf den künftigen Herrscher bei Zeiten Einfluß zu gewinnen trachten, oft mit den allerverwerflichsten Mitteln, in der Hoffnung, dereinst für ihre Mühe belohnt zu werden.

Man weiß, wie der Scheiterhaufenbrief-Priester frühzeitig den jetzigen Kaiser Wilhelm in die antisemitischen Netze zu fangen getrachtet hat. Man versucht jetzt dasselbe Spiel mit seinem Sohn, dem Kronprinzen und zukünftigen deutschen Kaiser. Man hat es dieser Tage fertig gebracht, ihn an einem Kommers des Vereins Deutscher Studenten, dem die antisemitischen Abgeordneten Bruhn, Kröfell, Liebermann von Sonnenberg, Graf Reventlow, Stöcker und Zimmermann beiwohnten, teilnehmen zu lassen, eines Vereins, der unter dem Deckmantel nationaler Bestrebungen die Rassenhetze betreibt und Bürger gegen Bürger aufzuhetzen bemüht ist. Hier mußte der Erbe des deutschen Kaiserthrones anhören, daß ein Redner, der cand. theol. Lorentzen, sagte, bei seinem Kampf gegen alle undeutschen Elemente, sei der Verein Deutscher Studenten selbstverständlich auch zu einer Bekämpfung des Judentums gelangt, in dem er nicht nachlassen werde.

Wir müssen eine solche Rede als im höchsten Grade ungeeignet für das Ohr des künftigen Herrschers erklären, der als solcher dereinst die Pflicht haben wird, allen gesetzestreuen Bürgern Schutz und Hort zu sein. Schon die Kriegserklärung an alle undeutschen Elemente im Vaterlande ist ein Verbrechen, solange wir im Reiche französische, dänische, polnische und andere nach antisemitischer Anschauung undeutsche Bürger haben und behalten wollen. Aber, wird man sagen, der Redner hat ja auch von der Niederringung der Sozialdemokratie gesprochen, und das betrachten ja neben der Regierung alle bürgerlichen Parteien als ihre Aufgabe. Die Regierung führt offen Krieg gegen das Polentum. Warum sollte man nicht dann auch von einem Kampf gegen das Judentum sprechen dürfen? Ist denn das Judenium gefeit dagegen? Ist denn nur der Kampf gegen das Judentum ein Verbrechen?

Nun, wir sagen: Zur Sozialdemokratie kann man, wenn man will, gehören oder nicht gehören. Man wird nicht als Sozialdemokrat geboren. Nicht gegen die Polen ist der Kampf gerichtet, sondern gegen die den Polen mit Recht oder Unrecht zugeschriebenen Pläne, die ehemals polnischen Landesteile der preußischen Monarchie wieder zu entreißen und ein polnisches Reich aufzurichten.

Der von dem Verein Deutscher Studenten für „selbstverständlich" erklärte Kampf gegen das Judentum hingegen wird nicht begründet und kann nicht begründet werden mit etwaigen hoch- und landesverräterischen Absichten der Juden. Der in Gegenwart des künftigen deutschen Kaisers proklamierte Krieg gegen das Judentum ist ein vollständig ungerechtfertigter; er wird von jenen Herrschaften gegen die Juden proklamiert und geführt, lediglich, weil Religion und gewisse angebliche Rassen-Eigenheiten der Juden ihnen nicht gefallen, von denen allen Verfassung und Gesetz, Recht und Billigkeit, Verstand und Herz nichts wissen. Die Berechtigung eines solchen Kampfes zugeben, heißt in Wirklichkeit, die Berechtigung des Kampfes aller Volksstämme im Reiche gegeneinander anerkennen, das Reich zersplittern, atomisieren.

Wahrscheinlich hat der Kronprinz nicht gewußt, daß der Verein Deutscher Studenten eine antisemitische Tendenz verfolgt; wahrscheinlich hat er, als er Herrn Liebermann von Sonnenberg die Hand gedrückt, den Ruhm dieses Herrn als Antisemitenhäuptling noch nicht gekannt. Das Unrecht ist auf Seiten derer, die mehr wissen müssen, als der jugendliche Kaisersohn wissen kann, und deren Pflicht es ist, ihn vor der Berührung mit Elementen zu bewahren, die rücksichtslos genug sind, ihn Reden hören zu lassen, die ihn mehr oder weniger kompromittieren.

Ist ja doch sattsam bekannt, wie lange unser jetziger Kaiser durch den Besuch jener Walderfee-Versammlung, in welcher er für den Antisemitismus eingefangen werden sollte, zu leiden gehabt hat, wie er sich gegen den Vorwurf, Antisemit zu sein, voller Entrüstung gewehrt. Jedenfalls hat der antisemitische Versuch, den damaligen Prinzen Wilhelm zu umgarnen, nichts genützt. Ist ja heute der große Schmerz der Antisemiten, daß der ehemalige Besucher der Walderfee-Versammlung heute Herrn Ballin als ver-

trauten Ratgeber betrachtet, Herrn Rathenau sehr schätzt, Herrn James Simon den Wilhelmsorden verliehen hat. Allerdings lag zwischen der Walderfee-Versammlung und der Thronbesteigung des Kaisers nur eine kurze Spanne Zeit. Die damaligen Erbschleicher konnten also nicht gar zu lange ihren finstren Einfluß ausüben. Zwischen der Teilnahme des jetzigen Kronprinzen und seiner Thronbesteigung aber liegt hoffentlich noch eine recht, recht lange Zeit. Die Erbschleicher haben also lange Zeit ihr auserkorenes Opfer zu beeinflussen. Es wäre also geratener, ihn solcher Beeinflussung möglichst zu entziehen, damit er es nachher nicht so schwer hat, die antisemitischen Fesseln abzuschütteln, die antisemitischen Fäden zu zerreißen.

Die „Deutsche Tageszeitung", die über den Besuch des Kronprinzen und seines Bruders Eitel Fritz im Verein Deutscher Studenten leitartikelt, tut so, als würde schon der Besuch des Vereins seitens des Kronprinzen übel gedeutet, und sie bemerkt, daß auch die sächsischen Prinzen in Leipzig die Feier und die Veranstaltungen des Vereins Deutscher Studenten besucht und kein Hehl aus ihren Sympathieen für den Verein gemacht haben. In Wirklichkeit würde gegen den bloßen Besuch nichts eingewendet worden sein, wenn nicht bei diesem Besuch die oben zitierten antisemitischen Hetzworte gefallen wären. Ob man sich in Leipzig taktvoller in Gegenwart der sächsischen Prinzen benommen hat, wissen wir nicht. War das nicht der Fall, dann war auch in Leipzig unrecht und unklug gehandelt worden, und brauchte darum in Berlin nicht wiederholt zu werden, um so weniger, als die Umgarnung des künftigen deutschen Kaisers denn doch von weit größerer Tragweite wäre als die sächsischer Prinzen. Im Uebrigen macht uns der Vorfall, wie aus unseren Ausführungen hervorgeht, weniger Sorge, als er dazu dient, die Pläne und Machinationen des antisemitischen Klüngels zu zeigen.

Der Reichstagsabgeordnete Bruhn und der deutsche Kaufmannsstand.

Der Reichstagsabg. Bruhn hat dieser Tage in der Ortsgruppe Moabit des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes einen Vortrag gehalten, in welchem er von der goldenen Vergangenheit des Kaufmannsstandes sprach. Will man Herrn Bruhn milde beurteilen, dann kann man ihn als einen laudator temporis acti bezeichnen, wie es ihrer viele gibt. Will man aber ganz gerecht sein, dann muß man sagen, daß er von der Vergangenheit des Kaufmannsstandes keine blasse Ahnung hat oder nach antisemitischer Gewohnheit bis zur Lächerlichkeit generalisiert. Der Kaufmannsstand hat früher weder in Deutschland noch in anderen Ländern, es sei denn in den eigentlichen Handelsländern, wie England, Holland usw., in besonders hohem Ansehen gestanden. Nicht nur hat bereits Cicero geringschätzig von dem Kaufmannsstand gesprochen, der deutsche Adel hatte vor den „Pfeffersäcken" wenig Respekt, und jeder, der in Deutschland etwas auf sich hielt, wollte nichts von den „Krämern" wissen und das war zu einer Zeit schon, als die Juden, denen Herr Bruhn natürlich auch den angeblichen Rückgang des Kaufmannsstandes in die Schuhe schiebt, in Deutschland auf Achtung oder Nichtachtung eines Standes nicht den geringsten Einfluß haben konnten. Viel eher ist der Kaufmannsstand jetzt in Deutschland in der allgemeinen Achtung gestiegen. Wenigstens genieren sich heute nicht die Söhne der vornehmsten Familien die kaufmännische Laufbahn einzuschlagen, während vor noch gar nicht langer Zeit der letzte Adlige lieber verhungert wäre, als einen kaufmännischen Erwerb zu ergreifen gewillt.

Der deutsche Kaufmannsstand, jammert Herr Bruhn, ist ganz in Gefahr den Juden ausgeliefert zu werden, und, meint er, es liege wahrhaftig nicht im Interesse des Kaufmannsstandes, daß man sich unter einem Kaufmann durchaus einen Juden vorstellen muß. Ja, das tut doch nur Herr Bruhn und vielleicht einige seiner Gesinnungsgenossen. Wir sind überzeugt, daß man sich in Hamburg trotz der dortigen großen jüdischen Einwohnerzahl, in Bremen, Lübeck, Leipzig, Chemnitz und anderen großen deutschen Handelsstädten unter einem Kaufmann durchaus nicht einen Juden vorstellt. Wenn aber dem so wäre, wer anders als Herr Bruhn und seine antisemitischen Gesinnungsgenossen, die verschämten wie die unverschämten, gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Juden in den Kaufmannsstand hineinzudrängen? Die militärische wie die Beamtenlaufbahn wird ihnen verschlossen, selbst von den Universitäten werden sie verdrängt, die akademischen Berufe werden ihnen erschwert und verleidet, da müssen sie ja Kaufleute in unverhältnismäßig großer Zahl werden. Man versucht zwar durch das „Kauft bei keinem Juden" und andere Ränke und Kniffe ihnen auch die kaufmännische Existenz zu untergraben. Aber Dummheit und Bosheit können zwar politische und soziale Verkehrtheiten fertig bringen, volkswirtschaftliche Gesetze können sie nicht umstoßen. Diese aber wollen, daß, wer gut und preiswert verkaufen, die Bedürfnisse des Publikums am geschicktesten und promptesten zu befriedigen vermag, immer auch trotz allem seine Abnehmer findet. Daran wenigstens wird alle antisemitische Findigkeit nichts ändern.

Herr Bruhn war unbedacht genug zu behaupten, daß die jüdischen Kommerzienräte nicht dazu beitragen, die Achtung vor dem Kommerzienratstitel zu erhöhen. Jeder sollte doch wissen, daß gerade in letzter Zeit die vielen Kommerzienräte, die wegen so schon mehr als schofeler Geschäfte auf Anklagebänken saßen und ins Zuchthaus oder ins Gefängnis spazierten oder eben nur mit dem blauen Auge davonkamen, weder Juden noch Judenstämmlinge waren. Wir sind nicht gewohnt, bei Verbrechern, kommerzienrätlichen oder ganz gemeinen, nach deren Religion oder Abstammung zu fragen. Sonst könnten wir vielleicht behaupten, daß jüdische Kommerzienräte seltene Erscheinungen auf Anklagebänken sind. Oder meint Herr Bruhn, eine Nase diskreditiere den Kommerzienratstitel mehr als Betrügereien schlimmster Sorte?

Wir können Herrn Reichstagsabg. Bruhn nicht zurufen: Si tacuisses, philosophus mansisses, aber von seinem antisemitischen Standpunkt hätte er viel klüger von den Kommerzienräten geschwiegen und noch klüger wäre er gewesen, hätte er seinen Vortrag überhaupt nicht gehalten.

Pückler vor dem Forum des Reichstages.

Der Pückler-Skandal hat anläßlich der Beratung des Etats des Reichsjustizamts den Reichstag beschäftigt. Der Abgeordnete Lenzmann von der freisinnigen Volkspartei brachte in der Sitzung vom 13. d. M. das agitatorische Auftreten des Grafen und die sich daran knüpfenden Prozesse zur Sprache; wir geben diesen Teil seiner Rede hier nach dem amtlichen Stenogramme wieder:

Meine Herren, noch ein anderer Prozeß fordert auf, nachzudenken über die Erfüllung der Aufgaben der Justiz, der gestern ein erfreuliches Ende gefunden hat, der bekannte Pücklerprozeß gegen den hochgeborenen Hau- — na, wie heißt er? — Grafen Pückler zu Klein-Tschirne. Es ist Ihnen durch die Presse bekannt geworden, daß meine Partei einen Antrag eindringen wollte, um den Reichskanzler darüber zu interpellieren, wie es kommt, daß die Staatsanwälte, die strafverfolgenden Behörden den § 130 gegen diesen edlen Grafen gar nicht anwenden (sehr gut! links), den § 130, der davon handelt, daß, wer zum Klassenhaß aufreizt, mit Geld oder Gefängnis bestraft werden kann, wenn es öffentlich geschieht. (Zurufe.) Ich habe namens der Fraktion zu erklären, daß, nachdem der gestrige Tag dies erfreuliche Resultat in der Rechtsprechung geliefert hat, wir den Antrag nicht mehr stellen, und daß wir gewissermaßen in diesem Augenblick den

Antrag als solchen für gegenstandslos halten. Daß die Fraktion mich gerade erkoren hat, mich mit diesem Antrag zu beschäftigen, liegt nicht daran, weil ich mal nach althergebrachter Sitte der parlamentarische Spezialarzt der Verrückten bin (Heiterkeit) und demzufolge alle diese Verrücktenfälle meinem Aktenstücke einzuverleiben pflege; ich glaube nicht, daß man es deshalb getan hat, weil man mich für einen besonderen Philosemiten hält. Ich stehe der ganzen Judenfrage so objektiv gegenüber; nur Antisemit — dazu bin ich denn doch zu klug, zu vornehm und auch zu gerecht, als daß ich das sein könnte. (Zuruf: Na! na!) Ja, dazu bin ich — um es Ihnen zu wiederholen — nicht dumm genug, nicht ordinär genug und nicht ungerecht genug. (Sehr gut! und große Heiterkeit links. Zuruf.) Ich brauche, nachdem der gestrige Prozeß mit der Verurteilung des Grafen zu sechs Monaten Gefängnis geendet hat, mich mit dem Angeklagten und Konsorten nicht eingehend zu befassen. Vielleicht können wir doch aber das Verdienst für uns in Anspruch nehmen, daß unsere in Aussicht gestellte Interpellation schon genügt hat, bei den strafverfolgenden Behörden das Gewissen etwas zu erwecken (Zuruf rechts), endlich einmal die strafverfolgenden Behörden zu veranlassen, gegen diesen Reichsbrandstifter einzuschreiten, der da an allen Orten und Enden wirklich Brand redete und Brand stiftete. Der gestrige Prozeß hat insofern ein erfreuliches Resultat gehabt, als er außer Zweifel gestellt hat, daß der Mann nicht verrückt ist. (Na! na!) Ich hatte *ihn nicht für verrückt* gehalten, mein Leben nicht, sondern ich habe seine Geistesgaben etwa für derartig gehalten, daß schon die griechischen Götter vergebens dagegen gekämpft hätten. Jedenfalls leidet er an einer Form des Wahnsinns nicht, nämlich an Größenwahnsinn nicht. Denn wenn er sagt, er sei der Superlativ von dem Komparativ Ahlwardt und von dem Positiv Stöcker, so leidet er allerdings nicht an Größenwahnsinn. (Sehr gut! und Heiterkeit links.) das muß ich ihm zugeben: an dieser mania expansiva leidet der verehrte Herr nicht. Aber daß er an einer anderen milden Geisteskrankheit, die auch eine Gabe Gottes ist, und von der man sagt: der tut Sünde, der sie mißbraucht, — leidet, das beweist die gestrige Kriminalprozedur. Der Mann muß gotteslästerlich wenig Geist haben, wenn er sich dahin versteigt, daß er sagt: weil ihr Strafbehörden mich so lange habt ruhig laufen lassen, mich mit so geringen Strafen bedacht habt, ja, sogar meine Begnadigung befürwortet habt, deshalb konnte ich noch fideler und intensiver weiter sündigen. (Hört! hört! links.) Wer sich so verteidigt, muß eben das sein, was ich eben geschildert habe. Und auch aus allen seinen Artikeln spricht kein Wahnsinn, sondern spricht eine Aufgeblasenheit (sehr richtig! links), eine Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, eine Verkennung der Christenpflicht auch vor allen Dingen, die nicht bis zum geistigen Defekt sich gesteigert hat, die aber wohl einen Mangel an Ueberlegsamkeit im höchsten Grade dartut. Wie gesagt, ich will aus den verschiedenen Reden des Herren Grafen Pückler Ihnen nichts vorlesen, weil sie ja heut alle in den Zeitungen stehen. Wenn Sie die *Unzucht der Sprache* kennen lernen wollen (sehr gut! links), sogar gerade die perverse Unzucht der Sprache, dann empfehle ich Ihnen die Lektüre dieser Reden. Es ist eigentlich bedauerlich, daß er auf 8 Tage wegen Ungebühr dem Richter gegenüber eingesteckt worden ist, sonst würde er hier vielleicht auf der Tribüne sein und uns hier eine Gastvorstellung geben, bei der wir selbst seinen Geisteszustand beurteilen könnten. Ich würde sagen: „Wollen Sie tanzen Graf Almaviva, ich spiele Ihnen die Geige dazu". Darauf können Sie sich verlassen.

Er wird die Strafe antreten, er wird sich vorkommen wie ein *Märtyrer*, und wenn er die Strafe verbüßt oder vielleicht im Wege der Begnadigung konsumiert hat (sehr richtig! links), dann wird er wieder wie der Ritter Sancho Pansa seinen Klepper besteigen, wird wieder gegen Windmühlen kämpfen und wunder was meinen, was er, der Ritter von der traurigen Gestalt, getan hat. Demzufolge wollen wir den Fall heute nicht ganz unerwähnt hier lassen, wir sind keine Denunzianten, wir gönnen jedem Gnade, auch dem schlimmsten Sünder; aber wenn einer in dieser Weise den öffentlichen Frieden gefährdet, wenn er sich an die Sozialdemokraten mit der Aufforderung wendet, die Einbrecherbande zu bitten, die rote Fahne über Berlin zu entfalten, die Juden mit Mauersteinen tot zu werfen, und wie all die schönen Ausdrücke weiter heißen, so ist es nur bedauerlich, daß der Staatsanwalt vor seinen schneidigen Worten auch nur ein einziges ihm gegenüber zurückgenommen hat. Wenn ein derartiger Mann noch der allerhöchsten Gnade zu Zukunft teilhaftig wird, da würde ich über die Begnadigung just denken, wie ich jetzt darüber denke. (Sehr gut! links). Ich hoffe jedoch, daß er keinen Fürsprech bei der Gnadeninstanz findet; denn das wäre im höchsten Grade bedauerlich. Damit will ich den Herrn Grafen Pückler verlassen.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamts Dr. *Nieberding* erwiderte hierauf folgendes:

„Der Herr Abgeordnete ist dann gekommen auf den Fall des Grafen Pückler. Er hat selbst angeführt, daß gestern in einer Strafsache gegen diesen Herrn das Gericht sein Urteil gesprochen habe. Er hat dabei bemerkt, daß vielleicht die Haltung des Hauses oder die Redner, die zu der Frage hier oder anderwärts parlamentarisch gesprochen haben, nach dieser Richtung wohl einen Einfluß darauf gehabt hätten, daß endlich einmal eine Remedur von seiten der Polizei und der Gerichtsbehörden eintrat. Herr Lenzmann wird es mir nicht übelnehmen — er hat mir ja auch einige persönliche Bemerkungen geschenkt — daß auch ich einmal eine persönliche Bemerkung gegen ihn mache und erkläre, daß hier eine Ueberschätzung seiner und anderer Herren Aeußerungen stattgefunden hat. Der *Einfluß*, den *parlamentarische* Reden auf die *Gerichte* gehabt haben, ist, wie ich glaube, *verschwindend*. Ich hoffe, daß die Gerichte nach Recht und Gesetz, aber nicht nach den Reden einzelner Abgeordneten sich verhalten. So ist es, wie ich denke, auch in diesem Falle geschehen. Es ist ein Irrtum von seiten des Herrn Lenzmann, wenn er annimmt — ich muß das aus seinen Ausführungen folgern — daß dieses Verfahren gegen Graf Pückler der erste Fall sei, wo die Staatsanwaltschaft gegen ihn vorgegangen sei. Das wird in der Presse viel verbreitet, um die Behörden herunterzuziehen Aber das ist nicht wahr. Die Strafverfolgungsbehörden sind in verschiedenen Fällen schon früher bei ähnlichen Anlässen gegen das Gebaren des Grafen Pückler eingeschritten; sie haben aber verschiedentlich die Erfahrung machen müssen, daß ihre Strafanträge von seiten der *Gerichte zurückgewiesen* wurden. Danach wird also das Verhalten der Behörden anders zu beurteilen sein, als Herr Lezmann es tut, und man wird nicht annehmen dürfen, daß bei der Strafverfolgung des genannten Mannes anders verfahren wurde, als Staatsanwaltschaft und Gerichte glaubten, daß sie nach dem Gesetz berechtigt seien zu verfahren."

Man durfte gespannt sein, was Herr *Bruhn*, der frühere Intimus des Hetzgrafen, hierauf antworten wird. In seiner ersten Rede drückte er sich um den Fall Pückler ganz herum und suchte dem Abg. Lenzmann, wie an anderer Stelle dieser Nummer näher behandelt ist, persönlich etwas am Zeuge zu flicken. Erst auf eine nochmalige Provokation gab er in der Sitzung vom 16. d. M. folgende Erklärung ab:

„Nun hat der Abgeordnete Lenzmann gefragt, wie wir zu dem Grafen Pückler stehen, und ob wir ihn für verrückt halten oder nicht. *Ich halte* den Grafen Pückler *nicht* für *verrückt*, und ein preußischer Gerichtshof hat diese Ansicht ja auch bestätigt. Graf Pückler hat sich im Laufe der Zeit, seit er im Kampfe steht, zu einer *Schärfe entwickelt, die wir nicht billigen*. Im Jahre 1899, als er in den politischen Kampf eintrat, war er ganz anderer Ansicht, als er es heute ist. Damals war er der Ansicht, die Juden würden nicht eher artig werden, als bis sie einmal gehörig *Prügel* gekriegt hätten, ab und zu müßten sie einmal eine kleine Nachhilfe bekommen. Darüber kann man *geteilter Ansicht sein*, und *ich will zugeben, daß ich mich damals nicht gegen diese Ansicht gewandt* habe. Als ich in diesem Frühjahr aus dem Gefängnis kam und nun die Reden des Grafen Pückler hörte, die Schärfe, zu der er gekommen war, als ich hörte, daß er insbesondere den Herrn Abgeordneten Bebel immer „Freund" nannte und die Genossen des Herrn Bebel als „liebe Bundesbrüder" bezeichnete, da haben ich und meine politischen Freunde mit dem Grafen Pückler gebrochen, und seit der Zeit veranstalten wir keine Versammlungen mehr mit ihm. . ."

Das sind ganz *faule Ausreden*. Nachdem Graf Pückler das in den Augen des Herrn Bruhn verabscheuenswerte Verbrechen beging, Herrn Bebel seinen Freund zu nennen, hatte er schon soviel Brandreden gehalten, daß Herr Bruhn allen Anlaß gehabt hätte, seinen Geisteszustand als den eines verrückten oder aufgeblasenen Menschen schon früher zu erkennen. Seine schon damals in der „Staatsbürgerztg." regelmäßig als Flugblätter weiter verbreiteten Reden zeigten eine nicht mindere Unzucht der Sprache als die späteren Reden. Der edle Graf scheint übrigens auch trotz der Abschüttelung durch Herrn Bruhn in antisemitischen Kreisen nicht die geringste Einbuße an Sympathien erlitten zu haben. Man hat es Herrn Lenzmann in diesen Kreisen gar sehr krumm genommen, daß er die demagogische Agitation des Grafen von der Parlamentstribüne aus gebührend charakterisiert hat. Eine solche Fülle von *antisemitischen Schmähbriefen* wie in diesen Tagen ist Herrn Lenzmann, wie er in der Sitzung vom 16. d. Mts. mitteilte, noch nie zugestellt worden.

Theaterantisemitismus.

Traumulus! ein Sinnen und Denken in eine Welt hinein, deren idealistischer Sinn so weltfremd klingt. Ich saß und wartete auf den Beginn der neuen Menschentragödie. Der Vorhang teilte sich: eine gut bürgerliche Gesellschaft, eine Schicht, die nahean das Parfüm der oberen Zehntausend streift und sich teilweise schon mit ihm mischt. Mitten in dieser Gesellschaft: Herr Goldbaum. Ein Jude, allenfalls ein getaufter Jude. Aber ohne Zweifel ein Mann mit Papierchen und einer großen Schere zum Kouponschneiden. Dazu heftig orientalische Gesten, seine heiße Art redet mit Hand und Mund. Gesinnung: jeder Zeit auf vielseitiges Verlangen auswechselbar. Manieren: Strolch und Emporkömmling in einem, mit festen Manschetten und gebundener Krawatte.

Und das ist das Empörende: so stellt unsere gesamte Theaterliteratur den Juden hin. Man möchte diesem Goldbaum mit seinen abgestorbenen Manieren und seiner Wechselbalggesinnung zurufen: Mensch! lügen Sie doch nicht so entsetzlich! Wo haben Sie diese unglückselige Figur, die es ja gar nicht gibt, nicht geben darf, her? — — dann besinnt man sich, man ist im Theater. Man beherrscht sich und wahrt Silentium, weil es sich für wol erzogene Menschen so schickt.

Unsere Theaterliteratur sündigte unendlich mit diesem an den Pranger stellen. Dabei sind es lauter schablonenhafte, längst überlebte Typen, die immer wieder den unglückseligen Juden auf der Bühne verkörpern müssen. Entweder er wuchert oder er hausiert, aber stets hat er den Zeigefinger im Westenausschnitt stecken. Er führt den Namen seines Gottes jeden Augenblick, bei jedem Wort, bei den gelogenen am meisten auf der Zunge. Er handelt, schachert, wuchert. Entweder er ist arm: dann handelt er mit Hosenknöpfen, oder er ist reich: dann mit Staatspapieren. Alles Streben eines gequälten Volkstums, aller ehrliche Wille wird abgetan mit diesen paar armseligen, typischen Vorstellungen, die nichts zeichnen, nichts bedeuten und denen man doch glaubt.

Ich vergaß eins: unsere Bühnenschriftsteller, beträchtlichen Teils selber Juden, kennen noch einen anderen Typus als den des manchmal emporgekommenen Handelsjuden: den Literaturjuden. Zweiundzwanzigjährig spricht er über sich wie über einen Gott, über andere wie Dreck, wenn er überhaupt einmal über jemand anders als sich selber redet. Mit Schlagwörtern regiert er die Welt und verfährt ganz nach jener Simplicissimusnummer, die den Papst gut behandeln will, weil er ein anständiger Mann ist. Der Literaturjude wird zuweilen auch als Student dargestellt, oder als Journalist. Auch hier ein überaus beliebtes Schema F, bei dem niemals auch nur der unreine Kragen mit dem großen Künstlerschlips (schwarz muß er sein!) fehlt.

Mit diesen paar Strichen ist für unsere gegenwärtige Literatur der Jude auf der Bühne nahezu völlig gezeichnet. Man sieht, daß sich niemand versucht fühlt, auch nur eines jener rätselschweren Probleme anzutasten, die sich heute durch das Dasein gebildeter Juden ziehen müssen. Kein Wort von dem Zwange des Selbstbewußtseins, von dem Ringen um das bischen Ehre, das man ihnen häufig genug nehmen will. Einige alte Eigentümlichkeiten, die das Publikum gerne belacht, reine Aeußerlichkeiten genügen, und unter dem Beifall des Publikums tänzelt man über die schweren inneren Kämpfe gaukelnd weg. — Man sollte doch darauf in Zukunft etwas mehr achten. Mit diesem Eindruck der gesinnungslumpigen, unerzogenen Juden geht der Theaterbesucher nach Hause. Kinder und Unverständige glauben blindlings daran, eine Mauer von Fremdartigkeiten und Lächerlichem baut sich damit vor ihnen auf, und auch Verständige sind nicht imstande, den Eindruck aus ihrer Psyche wegzuleugnen. Das alte haerere bleibt in seinem Recht, und hier bleibt sehr viel hängen.

Kommt heute in einem Stück ein Jude vor, so muß man von zehn neun Mal erröten für diesen Juden und Mitmenschen. Aber das Publikum lacht, johlt und freut sich, der Schauspieler übertreibt.

Ein Zufall führte mir wenige Tage nach Traumulus „Nathan den Weisen" vor die Augen. Einhundertfünfzig Jahre Kulturfortschritt und das der Erfolg! Nathans weltweises Judentum, Lessings glaubensfrohe Toleranz, die milde versöhnliche Stimmung einer humanistisch denkenden Literatur sind überholt, und dafür haben wir Fehde und Haß gegen alles Judentum, Verziehen und Verzerren auf der Bühne des Lebens und des Theaters, Mißdeuten alles ehrlichen Wollens, Intoleranz, wohin man schaut. Wir haben es herrlich weit gebracht.

Straßburg i. E. Bruno Weil.

Der Staat als Seelenverkäufer.*)

Nichts ist schlimmer, als wenn der Staat seine Bürger zu Lüge und Heuchelei zwingt, gleichviel, ob dieser Zwang sich öffentlich und geradezu vollzieht, oder ob er in jenen unwägbaren Einflüssen verborgen liegt, die aus den Quellen Eigennutz und Liebedienerei gespeist werden, oder dem bitteren Zwange, für sich und andere des Lebens Notdurft zu erringen, entspringt. Beispiele für solchen Gewissenszwang sind billig wie die Brombeeren. Es sei hier nur an die Brutalitäten erinnert, die der saarabische Prozeß enthüllt hat, oder die Art, wie da und dort Wahlresultate zustande kommen, und wie das Bestreben, Herr im Hause zu bleiben, manchen Industriellen zu den brutalsten Mitteln greifen läßt.

Derlei wirkt korrumpierend, und zwar nach beiden Seiten. Man täusche sich nicht darüber. Gleichviel, ob man eine Ergebenheitsadresse unterzeichnen oder, um nicht Hungers zu sterben, seine innerste Ueberzeugung verheimlichen muß: ein Rest von Unbehagen und Scham bleibt zurück und frißt wie ein Wurm an der Seele jedes ehrlichen Mannes. Und wieviel politische und schließlich auch persönliche Unehrlichkeit wird bei denen großgezogen, die als Diener des Staates oder Beamte des Großkapitals diese Saat der Falschheit ausstreuen, die Ernte der Lüge einheimsen müssen!

Doch das ist nicht zu ändern. Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen, und dieser Verlust an Integrität des Charakters, diese Unwahrhaftigkeit und Rückgratlosigkeit sind die natürlichen Begleiterscheinungen des feudal-kapitalistischen Regimes.

Schlimmer aber noch, wenn der Staat zu dieser, in seiner derzeitigen Struktur begründeten Korruption eine andere fügt, die durchaus selbstgewollt ist und langsam, aber sicher die Grundmauern der staatlichen Ethik unterwühlt. In den Augen aller „Gutgesinnten" verkörpert der Staat die Quintessenz der Gottesfurcht und frommen Sitte. Er ist der Hort der Pflichttreue und Charakterstärke, so recht der Inbegriff alles Vorwärts- und Aufwärtsstrebens zu den Höhen unbefleckter Tugendhaftigkeit. Und dieses Mustergebilde ist christlich. Es ist so christlich, daß es jede Andersgläubigkeit wie einen fremden Tropfen im Blute empfindet und sorgfältig ausmerzt.

Aber die fortgeschrittene Kultur legt Verpflichtungen auf. Die spanische Inquisition, dies Radikalmittel der Ausmerzung, ist denn doch nicht mehr zeitgemäß. Auch auf eine Linie mit Rußland möchte man nicht so öffentlich und geradezu gestellt sein. Und um das Unglück voll zu machen: in den meisten landständigen Verfassungen findet sich irgendwo ein Passus, daß alle Bürger vor dem Gesetz gleich seien, und keinerlei Unterschied wegen des Glaubens

*) Aus der „Berliner Zeitung."

gemacht werden dürfe. Das ist fatal, und als einziger Ausweg aus diesem Dilemma bietet sich neben der nuancenreichen Auslegung und Handhabung der Gesetzesbestimmungen „auf dem Verwaltungswege" der sanfte Druck, den man auf Andersgläubige ausübt, um sie von der Vortrefflichkeit christlicher Gesinnung und Ethik zu überzeugen und zu ihnen zu überreden.

Christliche Gesinnung! Und wer sie nicht hat, der kann sie sich ja kaufen. Ein paar Tropfen Taufwasser machen aus dem verstocktesten Semiten einen lieben Bruder in Christo, sie machen aus dem „unqualifizierten" Einjährigen einen schneidigen Reserveleutnant, sie verwandeln den unfähigsten Assessor in einen hoffnungsvollen Amtsrichter. Und so mit Grazie ad infinitum.

Spaßhaft so etwas! Oder doch nicht? Nein, ernsthaft, verdammt ernsthaft ist die Geschichte, und wenn die, die es angeht, nicht mit moralischer Blindheit geschlagen wären, würden sie sich vor dieser Ernsthaftigkeit entsetzen. Denn diese paar Tropfen Taufwasser machen den rassenechtesten Juden nicht nur zu einem taktfesten Christen, sie machen auch zugleich einen bis dahin ehrlichen Mann zu einem Gesinnungslosen.

Wäre es indes nur um den Einzelnen, es möchte noch hingehen. Ist es doch im Grunde eines jeden eigenste Sache, ob ihm sein heiligster und unantastbarster Besitz, die Achtung vor sich selbst, feil ist. Hier aber handelt es sich nicht nur um den Einzelnen, sondern jede aus selbstischen Motiven erfolgende Taufe wirkt, besonders wenn der Erfolg dem recht gibt, gleich einer Brunnenvergiftung. Da ist zuerst der Täufling selbst. Wie mag er sich, ganz abgesehen von der Einbuße an Selbstachtung, vorkommen, wenn er sieht, daß ihm ein äußerlicher Akt das in den Schoß wirft, was all sein Wissen und Können ihm nicht brachte? Und sein Mitbewerber, der sich nicht zur Taufe entschließen konnte? Er besitzt zweifellos die größere Charakterfestigkeit, die vornehmere Gesinnung. Aber weil er es verschmäht, um äußerer Vorteile willen seinen Glauben zu wechseln, geht das Leben über ihn hinweg. Der Gesinnungslose steigt, der wertvolle Mensch geht zugrunde.

Mir kommt ein bezeichnendes Beispiel. Zwei jüdische Referendare legten gleichzeitig ihr Staatsexamen ab, beide mit der Absicht, in den Staatsdienst zu gehen, der eine, ein gänzlich unfähiger Mensch, der nur mit Mühe durchgekommen war, der andere ein ausgezeichneter Jurist, der sein Examen mit Note I bestanden hatte. Der Dummkopf ließ sich taufen, und — die Anstellung als Amtsrichter folgte auf dem Fuße; der andere fand einen solchen Handel „minder anständig" und zahlte für seine anständigere Gesinnung mit einem Schattendasein, das ihm viel Arbeit, aber nicht die Möglichkeit brachte, die richterliche Praxis auszuüben. Der Weg dazu wurde ihm noch verschiedentlich recht nahe gelegt; er konnte sich nicht dazu entschließen, ihn zu gehen, und zog es vor, sich selbst getreu, d. h. im Schatten zu bleiben.

Der wertvollere Mensch, der, für den ein „minder anständiges" Handeln ausgeschlossen ist, wird zertreten, den anderen, der ein Stück Heuchelei auf sich nimmt, der sich mit einer Lüge belastet, um einen Vorteil zu ergattern, verleibt sich der Staat ein. Welchen Gewinn kann er aus solchem Zuwachs ziehen? Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! Der Staat aber setzt solchergestalt eine Prämie auf die Gesinnungslosigkeit und die Lüge, und macht sich, indem er das unterstützt, direkt zum Mitschuldigen.

Und dann gehören diese Gesinnungslosen dem Verwaltungskörper an. Sie beweisen offensichtlich, daß nicht Wissen und Können, nicht Charakterfestigkeit und Ehrenhaftigkeit, sondern geschmeidige Gesinnungslosigkeit zu Amt und Würden hilft. Ein prächtiges Beispiel für alle, denen es nur um Avancement zu tun ist, ein prächtiges Hilfsmittel, um das Vertrauen in die Integrität des Beamtentums in weitesten Kreisen zu stärken. Mit einem Worte: eine moralische Brunnenvergiftung, die langsam, aber mit unweigerlicher Sicherheit das Volkstum infizieren muß.

Haben sich die Träger der staatlichen Verantwortlichkeit niemals klar gemacht, welcher Art die Wirkungen sind, die sie auf solche Weise auslösen? Ist nicht dies ganze Verfahren, das wertvolle Volkselemente erbittert und abstößt oder gar vernichtet, um sich zweifelhafte anzugliedern, das der Liebedienerei auf der einen, dem Mißtrauen auf der anderen Seite Tür und Tor öffnet, ist nicht ein solches Verfahren überaus töricht und geradezu selbstmörderisch?

Auf eine Linie mit Rußland möchte man nicht gestellt sein, sagten wir oben. Freilich, wir nennen uns ja einen zivilisierten Staat. Aber wir nennen uns eben nur so. Die Mittel zum Zweck mögen nicht ganz so barbarisch scheinen, das System ist im Grunde das gleiche. Jenseits unserer Grenze heißt es „auf administrativem Wege", bei uns „auf dem Verwaltungswege". Wo ist da der Unterschied? Das eine wie das andere gehört zum Wesen eines Staates, der weder Männer noch Ueberzeugungen ertragen kann.

Henriette Fürth, Frankfurt a. M.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler erklärt in einer jetzt veröffentlichten Schilderung seines letzten Berliner Prozesses folgendes:

„Mit dem Direktor Kanzow hatte ich am Schluß der Verhandlung noch einen gewaltigen Krach. Ich habe dem Mann sofort meinen Vertreter auf die Bude geschickt, welchen der Herr Direktor jedoch nicht empfangen hat. Ich nehme daher an, daß Herr Konzow eine Forderung von meiner Seite doch niemals annehmen wird. Die Sache ist somit erledigt."

Vor dem Landgericht in Glogau stand am 19. Januar gegen den Grafen Pückler Termin wegen Nötigung an. Der Graf war nicht erschienen. Er hatte sich mit völliger Nervenzerrüttung entschuldigt, wofür er ein ärztliches Zeugnis beibringen wolle. Auf eine telephonische Anfrage erklärte das Berliner Polizeipräsidium, Graf Pückler habe am 18. abend einer öffentlichen Versammlung beigewohnt, habe aber nicht gesprochen. Der Gerichtshof beschloß, einen neuen Termin anzuberaumen und den Grafen vorführen zu lassen.

Die Verhaftung und zwangsweise Vorführung möchte Pückler natürlich gern vermeiden. Er hat an das Glogauer Gericht ein Schreiben gerichtet, in dem er bittet, doch von einer Verhaftung Abstand zu nehmen; zum nächsten Termin würde er freiwillig erscheinen.

Die Aktion der Traunsteiner Zentrumsantisemiten, welche das bayerische Zentrum auf dem Münchener Delegiertentag programmatisch auf den Antisemitismus verpflichten wollten, ist kläglich ins Wasser gefallen. Die Anträge, die nach dem kurzen Bericht der Zentrumspresse von dem Delegiertentage sehr schnell erledigt wurden, wurden sämtlich abgelehnt und statt ihrer eine Resolution angenommen, welche ein wirksames Einschreiten der Staatsgewalt gegen jede gemeinschädliche Erwerbstätigkeit und gegen die unbeutsche Verletzung von Treu und Glauben im Geschäftsverkehr, gleichviel von welchem Stand und welcher Konfession sie betrieben wird, verlangt. Das Zentrum hat sich damit noch keineswegs, wie die antisemitische Presse zetert, auf einen „philosemitischen" Standpunkt festgelegt. Hauptredner gegen die Anträge soll Herr Abg. Dr. Heim gewesen sein, der über den Verdacht des „Philosemitismus" gewiß erhaben ist.

Die agrarisch-antisemitische Bewegung in Oberhessen geht anscheinend immer mehr zurück. Nachdem schon bei den Reichstagswahlen von 1903 Köhler-Langsdorf und Bindewald infolge des Zusammengehens der Nationalliberalen und Freisinnigen unterlegen waren, fiel kürzlich auch bei der Landtagswahl im II oberhessischen Wahlbezirk Lauterbach-Schotten, der lange Zeit eine agrarisch-antisemitische Mehrheit hatte, der bündlerische Kandidat durch. Gewählt wurde der wildliberale Oberförster Dr. Weber-Konradsdorf.

Vermischtes.

Dem Abg. Lenzmann, der in der Reichstagssitzung vom 13. Januar gesagt hat, um Antisemit zu sein, sei er nicht dumm genug, nicht ordinär genug, nicht ungerecht genug, wird von antisemitischer Seite vorgehalten, er habe einmal gesagt, so'n bischen Antisemit sei wohl jeder. Der Abg. Lenzmann bestreitet dies gesagt zu haben, und das kann uns genügen. Im Uebrigen haben wir es wahrlich nicht nötig, für Herrn Abg. Lenzmann einzutreten; er kann das ganz allein besorgen und er hat es getan.

„Ich soll, so heißt es in der Rede, die er in der 118. Plenarsitzung des Reichstags gehalten hat, gesagt haben: „Ein jeder ist etwas antisemitisch." Das wäre eine so nichtssagende Redensart, daß jeder, selbst ein Jude sie gesagt haben kann aber nicht. Ob ich sie gesagt habe, weiß ich also nicht; wenn ich sie in einem Gespräch gesagt habe, jedenfalls nicht im Sinne des Herrn Bruhn."

Es wird nun auch in Bezug auf andere, gleichfalls unzweifelhaft freisinnige und nichts weniger als antisemitische Männer Aehnliches behauptet; hat man doch in der antisemitischen Presse sogar den verstorbenen großen Historiker Mommsen, der mit allem Eifer die Antisemiten bekämpfte und Mitbegründer des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus war, zu einem Antisemiten stempeln wollen. Die Antisemiten sind in dieser Beziehung aus leicht begreiflichen Gründen nicht sehr engherzig, und viele Juden sind aus übergroßer, allerdings nur zu verständlicher Empfindlichkeit gar zu leicht geneigt, Leute für Antisemiten zu halten, die einmal oder öfter eine abfällige Bemerkung über Juden machen. Es ist dies aus mehr als einem Grunde recht bedauerlich.

Ueber die Zusammensetzung mancher Schwurgerichte erhob der Abg. von Gerlach in der Sitzung des Reichstages vom 13. d. M. berechtigte Beschwerde. Wer die Zusammensetzung der Schwurgerichte sich ansieht, wird dabei finden, daß aus politischen, aus konfessionellen Gründen und aus Gründen des Standesunterschiedes mindestens vier Fünftel der Bevölkerung ausgeschlossen sind. Man kann ja freilich im einzelnen Falle nicht nachweisen, daß man mit Bewußtsein etwa einen Juden, einen Sozialdemokraten oder einen entschieden Liberalen oder einen Arbeiter ausschlösse; aber tatsächlich geschieht es. Tatsächlich schließt man auch Angehörige einer bestimmten Konfession in vielen Fällen aus. „Mir wurde, sagte Abg. v. Gerlach, aus meinem Wahlkreise mitgeteilt, daß z. B. in Marburg noch niemals ein Israelit Geschworener gewesen sei und es gibt dort Israeliten, die sich auch nach den heutigen Begriffen ihrer sozialen Stellung nach durchaus für dieses Amt eignen würden! Es muß da doch eine gewisse Absicht vorwalten, eine Absicht, die ganz gewiß mit unseren Gesetzen nicht in Einklang steht!"

Aus Posen wird uns geschrieben:

„Anläßlich eines zu Ehren des aus dem Magistratskollegium scheidenden Herrn Geh. Kommerzienrats Herz veranstalteten Diners zog der Herr Oberpräsident Exzellenz von Waldow den Rechtsanwalt Herrn Placzek in eine längere Unterhaltung. Dieser trug Sr. Exzellenz alle Beschwerden der Posener Juden vor. Hierbei erklärte Herr von Waldow, daß er die Handlungsweise des Regierungs- und Medizinalrats Herrn Dr. Schmidt in der Apothekenangelegenheit auf das Schärfste mißbillige. Er ermächtigte Herrn Placzek, von dieser Aeußerung jeden Gebrauch zu machen. — Wir hoffen, daß diesen Worten recht bald die Tat folgen werde, nämlich die Trennung von Herrn Schmidt, und nicht nur die Trennung der Regierung von diesem verantwortlichen, sondern auch von den unverantwortlichen ärztlichen Ratgebern, welche durch ihren Einfluß in Posen selbst und in der Provinz geradezu verheerend in den Verhältnissen der Aerzte wirken.

Noch eine Notiz zur Charakterisierung des Herrn Schmidt. Herrn Apotheker Leschnitzer wird von einer Fabrik ein Mittel zum Verkauf angeboten. Da dieser nicht weiß, ob er hierzu berechtigt sei, fragte er hierüber Herrn Reg.- und Med.-Rat Schmidt, welcher die Berechtigung bejaht. Sofort nach der ersten Annoncierung des Mittels wird auf Veranlassung des Herrn Schmidt Anklage gegen Herrn Leschnitzer wegen Geheimmittelverkaufs erhoben. Herr Schmidt tritt in dem Prozesse als Zeuge gegen Herrn L. auf. Dieser wird freigesprochen, die Kosten werden der Staatskasse aufgebürdet.

Se. Exzellenz könnte in Apothekerkreisen noch manche Klage hören".

Die Plakate in den Berliner Stadtbahnwagen werden nicht selten von Narrenhänden zu antisemitischen Kundgebungen benutzt, wie „Hinaus mit den Juden! Schlagt sie tot!" Auf eine deshalb an die Kgl. Eisenbahndirektion gerichtete Eingabe ist dem „Zentralverein d. St. j. Gl." nachfolgender vom 6 d. M. datierter Bescheid zugegangen:

Königliche Eisenbahndirektion
G. Nr. 27 B. 18/1.
Zum Schreiben vom 2. d. Mts.

Wir haben angeordnet, daß das Stallwerksche Plakat mit der antisemitischen Inschrift aus dem Stadtbahnwagen III. Klasse, 3818 entfernt wird.

Die Dienststellen sind angewiesen, ständig darauf zu achten, ob auf den Aushängen in den Abteilen der Stadtbahn und Vorortwagen etwa angehörige aber unzüchtige Bemerkungen von unnützer Hand gemacht worden sind.

Solche Aushänge sollen sofort beseitigt werden.

gez. Falke.

Jüdische Richter in Bayern. Aus München wird der „Jüd. Pr." über einige neuerdings erfolgte Veränderungen im Justizdienste wie folgt berichtet:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die Justizverwaltung zwar den judenfeindlichen Antrag Heim, wonach Juden nur im prozentualen Verhältnis zur Bevölkerungsziffer als Beamte angestellt werden sollen, ängstlich ausführt, aber den bereits angestellten gegenüber unter Vermeibung jeder auch die dienstliche Qualifikation etwa gebotenen Bevorzugung die Beförderung nach Maßgabe des Dienstalters nicht vorenthält. Der Honorarprofessor der königlichen Universität München und Oberlandesgerichtsrat Dr. Heinrich Harburger ist zum Rat am königlich bayerischen Obersten Landesgericht in München ernannt worden. Das Oberste Landesgericht ist eine Einrichtung, wie sie lebiglich im Königreiche Bayern besteht, da von dem Rechte der Errichtung eines solchen Gerichtes nur das Königreich Bayern Gebrauch gemacht hat; das Oberste Landesgericht ist im wesentlichen ein dem Reichsgerichte gleichgestelltes Gericht, welches für das Rechtsmittel der Revision und Beschwerde in Zivilsachen, soweit es sich

nicht um Verletzung von Reichsrecht handelt, zuständig ist und welchem auch die Entscheidung der sonst zur Zuständigkeit der Oberlandesgerichte gehörigen Revisionen in Strafsachen neben einigen andern Funktionen zugewiesen ist. Die Mitglieder des Obersten Landesgerichtes stehen im Range eines Landgerichtspräsidenten, ein Rang, wie ihn im Königreiche Bayern noch niemals ein Jude im Justizdienste erreicht hat. Dr. Heinrich Harburger, der für seine Person heute noch Jude und Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde in München ist, ist in Bayreuth von in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Eltern geboren worden, hat, nachdem er das Gymnasialabsolutorium mit der ersten Note bestanden hat, mit Benutzung der durch seine hervorragende Befähigung und unermüdlichen Fleiß ihm reichlich zuteil gewordenen Stipendien in München Rechtswissenschaft studiert. 1876 den Staatskonkurs mit der Note I bestanden, 1879 die erste Anstellung im Richteramte als Amtsrichter in München erlangt und sodann, nachdem er II. Staatsanwalt und Landgerichtsrat in München war, 1897 allerdings wegen seiner glänzenden Qualifikation und, da man damals von einem Antrag Heim noch nichts wußte, unter Uebergehung zahlreicher Anderer die Anstellung als Staatsanwalt bei der Oberstaatsanwaltschaft am königlichen Oberlandesgerichte München mit dem Range eines Oberlandesgerichtsrates erhalten und bekleibet seit 3. November 1899 das Amt eines Oberlandesgerichtsrates am königlichen Oberlandesgerichte München, ferner daneben dasjenige als Honorarprofessor der juristischen Fakultät in München, welcher er bereits seit ungefähr 1876 als Privatdozent angehörte. Daneben ist er Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, darunter des Instituts für internationales Recht. Dr. Harburger war vor einigen Jahren zweifellos bereits zum Rat am Reichsgericht in Aussicht genommen und wäre wohl auch dies geworden, wenn nicht in der Presse erfolgte Indiskretionen störend eingegriffen hätten, welche wahrscheinlich die Sache zum Scheitern gebracht haben, oder von einem Religionswechsel abhängig gemacht haben würden. Nunmehr ist er dennoch Dank der Gerechtigkeit des bayerischen Justizministers im Alter von 54 Jahren Mitglied eines, wie gesagt, dem Reichsgerichte vollständig koordinierten obersten Gerichtshofes geworden. Auf die durch seine Beförderung freigewordene Stelle ist der bisherige Oberlandesgerichtrat am kgl. Landgerichte München I Dr. Alfred Cohen ernannt worden. Dr. Cohen, in München geboren, hat nach Absolvierung des Gymnasiums mit der Note I die Befähigung zum Richteramte 1879 durch Bestehen des Staatskonkurses mit der Note I erlangt, erlangte seine erste Anstellung im Justizdienste als III Staatsanwalt in Landshut, war Amtsrichter in Kempten und München, wurde sodann 1893 Landgerichtsrat in München und ist bei diesem Gerichte seit 1901 Oberlandsgerichtsrat, ist aber erst jetzt nach vier Jahren an das Oberlandsgericht versetzt worden, da es doch ueblich nach den leider bestehenden Anschauungen bedenklich gewesen wäre, unter die 26 Räte des Oberlandesgerichts München statt drei Juden vier hineinzusetzen, von denen gar drei die einzigen Mitglieder des Gerichtshofes gewesen wären, welche die Note I im Staatskonkurse erlangt hatten; deswegen hatte er bis jetzt auf die Berufung an das Oberlandesgericht wohl verzichten müssen. Die ecclesia pressa hat nach all dem und früher schon Mitgeteilten kaum einen Anlaß, sich zum Staatsdienste mehr zu drängen; wenn sie überhaupt dort noch Aufnahme finden kann, so kommen ihre Mitglieder doch nur, wie man zu sagen pflegt, nach der Hausnummer daran, und können auch die hervorragendsten Männer nicht im Entferntesten darauf rechnen, nur einigermaßen in demselben Verhältnisse wie Nichtjuden von gleich hervorragender Qualifikation befördert zu werden. Dennoch ist es ein erfreuliches Ereigniß und der Justizverwaltung reichlich zu danken, daß prinzipiell ein Mann, der noch Mitglied der israelitischen Religionsgemeinde ist, an dem höchsten Gerichtshofe des Landes angestellt wurde."

☐ **Kolberg,** 23. Januar. Der Kaufmann und Rentier Hermann Bernhardt ist am 21. Januar cr. hierselbst an Lungenlähmung verstorben. Er hat den Feldzug 1864, insbesondere das Gefecht bei Düppel und den Uebergang nach Alsen mitgemacht. Der Verstorbene hat sich verschiedenen Ehrenämtern gewidmet. Er war viele Jahre Stadtverordneter und zeigte für das Aufblühen unserer Stadt ein großes Interesse. Herr Bernhardt war Mitbegründer und Vorstandsmitglied des jüdischen Kurhospitals und hat sich auch bei dem Bau des Berliner Sommerheims verdient gemacht. Er war ca. 30 Jahre Mitglied der Feuerwehr und hat von ihrer Gründung an bis vor kurzem das Amt als Brandmeister bekleidet. Sein offener Charakter und sein bieberer Sinn haben ihm allgemeine Achtung verschafft; auch als Geschäftsmann war er sehr beliebt. Die Stadt verliert in Herrn Bernhardt einen strebsamen und uneigennützigen Vertreter. Den Bestrebungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus hat er jederzeit seine Unterstützung angedeihen lassen.

Wie Blutmordmärchen entstehen, darüber gibt folgender, von der katholischen „Beuthener Zeitung" berichteter Vorfall Aufschluß: Seit Montag behauptet sich in Beuthen OS. mit großer Hartnäckigkeit das Gerücht von einer Bluttat auf der Blottnitzastraße. Der Umstand, daß hierbei ein jüdischer Händler aus Galizien und ein Schulkind in Betracht kommen sollten, gibt zu den dümmsten Kombinationen Veranlassung. Das Gerede ist aber nur auf den groben Unfug einer Frau zurückzuführen, deren Tochter mit noch einer Anzahl nichtsnutziger Schulmädchen einen jüdischen Händler durch Werfen mit Schneebällen und verfaulten Aepfeln belästigte und dafür von dem Händler gezüchtigt werden sollte. Die Mutter des Kindes legte sich ins Mittel und beschimpfte den Händler in nichtswürdigster Weise. In ihrer Wut kannte sie keine Grenzen und gab sogar der Vermutung Ausdruck, daß der Händler das Kind töten wollte. Nun wurde aus der Mücke ein Pferd gemacht, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß ein jüdischer Händler ein Schulmädchen in seinen Obstkeller gelockt und dort getötet habe. Bald fand sich auch eine betörte, nach Hunderten zählende Menschenmenge, die das betreffende Haus bis in den späten Abendstunden umstand. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in den darauffolgenden Tagen.

Die „jüdische Solidarität." In der „Oesterr. Wochenschr." lesen wir:

Ein Schlagwort, mit dem die Apostel des Antisemitismus besonders gern arbeiten, ist das von der — Solidarität des Judentums. Ein recht brauchbares Schlagwort, geeignet zur Verspottung und zur Verhöhnung, aber auch tauglich, anzufeuern und ein Beispiel zu geben. Je nachdem man es braucht und für beide Fälle eingerichtet, ob man nun kalt oder warm zu blasen wünscht. Einmal illustriert man die Wehleidigkeit und Feigheit des Judentums damit. Ganz Israel schreit auf, wenn einem Juden einmal irgendwo auf die Hühneraugen getreten wird, heißt es, und eine Welt von Hohn und Verachtung soll sich in dem geistvollen Kernsatze ausdrücken. Nehmt euch ein Muster daran, Christen, heißt es das andere Mal, wie die Juden zusammenhalten und für einander einstehen.

Da haben sie vor Kurzem eine große Versammlung in Baden bei Wien abgehalten. Anwesend waren die Haus-

besitzer von Baden, Weikersdorf und Umgebung, die Mitglieder des Gremiums der Hoteliers und Fremdenbeherberger, der Bezirkshauptmann und die Bürgermeister von Baden und Weikersdorf und zahlreiche sonstige Honoratioren, und auf der Tagesordnung stand die Hebung des Fremdenverkehrs. Wenn Baden ein blühender Badeort geworden ist, so haben sicherlich die Juden in erster Linie ihren Anteil daran. Man denke sich die jüdische Beteiligung weg, — was bleibt noch übrig von dem Weltbad? Und doch haben die Badener Autochthonen immer mit dem Antisemitismus geliebäugelt, sind sogar bei wiederholten Anlässen stramm und unentwegt bahnbrechend vorgegangen für das christlich-soziale Element und den alldeutschen Antisemitismus. Wo war da die jüdische Solidarität? Eine Solidarität auch nur für eine einzige Saison hätte ungemein heilsam wirken müssen für alle Zukunft, — wo war sie? Oder: die „Oesterreichische Wochenschrift" hat erst vor kurzem festgestellt, daß eine Nummer der „Narodni listy", die mit unflätigen Beschimpfungen der Juden angefüllt war, nicht weniger als fünfundfünfzig Ankündigungen jüdischer Firmen enthielt. Wo ist da die Solidarität, die hier gewiß eine Wunderkur verrichten könnte? Die Wahrheit ist, daß diese vielgerühmte und vielgeschmähte Solidarität tatsächlich nicht besteht. Bestünde sie, dann könnte vieles anders sein. So viel die Antisemiten höhnen mögen, es ist nur die Solidarität des Unglücks. Eine positive Grundlage hat das wirre Gerede allerdings und sie gereicht dem Judentum nicht zur Schande. Es ist die Ehre des jüdischen Gemütes, daß es fremdes Leid zu empfinden vermag, als sei es das eigene, und wenn der Jude unruhig wird, paries cum proximus ardet, wenn's in der Nachbarschaft brennt, so hat er auf Grund tausendjähriger Erfahrungen alle Ursache dazu. Er muß sich den Vers von vorne wiederholen: tua res agitur! Denn das darf nicht übersehen werden: Wenn sonst ein Mensch etwas anstellt, sich gegen Recht und Gesetz vergeht, so hat er die Folgen für sich zu tragen. Man spricht von dem Verbrecher, und keinem Menschen fällt es ein, zu sagen, es sei wieder ein Katholik oder ein Protestant gewesen, der betrogen, gestohlen, geraubt oder gemordet habe. War es aber einmal ein Jude, dann war es eben ein Jude. Dann wird verallgemeinert und exemplifiziert, — so sind die Juden! Und das ist das Bezeichnende, er braucht nicht einmal schuldig gewesen zu sein. Es genügt vollständig, daß Torheit oder Böswilligkeit auch einen ganz unbegründeten Verdacht wecke und dann hat nicht nur der grundlos Verdächtigte, sondern auch seine jüdische Umgebung und in weiterem Sinne die ganze Judenschaft darunter zu leiden. Das allerdings schafft dann eine Art von Solidaritätsgefühl, auf das gerne verzichtet werden würde, wenn die notwendigen Voraussetzungen dazu entfielen.

Briefkasten.

☛ **Das Sach- und Ortsregister für 1904 wird der Nr. 6 der „Mitteilungen" beigelegt werden.**

An unsere Abonnenten. Die Nr. 18. der „Mitteilungen" vom vorigen Jahre ist in unserer Expedition durch wiederholte Nachbestellungen vollständig aufgebraucht. Wir wären dankbar dafür, wenn uns einige Exemplare dieser Nummer zur Verfügung gestellt würden.

Dr. B. in B. Wir berichtigen hiermit gern, daß die in Nr. 2 der „Mitteilungen" l. J. aus der „Hilfe" entnommene Aeußerung über Rassfalles Judentum nicht von Pfarrer Naumann, sondern von dem Kritiker des Onken'schen Werkes, Wilhelm Cohnstädt, stammt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 5. | Berlin, 1. Februar 1905. | 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Herr Kröſell!

Der Reichstagsabgeordnete Kröſell singt sich in seinem Pyritzer Leibblätichen ein Lob- und Triumphlied, daß er mit Beginn des Jahres 1905 *dreizehn Prozesse* überstanden, die „ihm mit seinem ersten mutigen Auftreten für Wahrheit und Recht in der Konitzer Angelegenheit bis zu seiner Reichstagswahl durch seine Gegner aufgenötigt wurden", und jeden einzelnen will er „*erfolgreich überwunden*" haben. Ob er unter diesen dreizehn Prozesseu auch den mitgerechnet hat, den seine Schwester gegen ihn geführt hat, wissen wir nicht.

Auch daß er alle anderen Prozesse so „*erfolgreich* überwunden habe, davon wissen wir nichts. Wir haben natürlich kein besonderes Interesse, alle Prozesse des Herrn Kröſell zu verfolgen und deren Ergebnisse im Gedächtnis festzuhalten, aber *ein* Prozeß zum Beispiel hat ihm den *Verlust seines geistlichen Amtes* eingetragen. Und wenn er vielleicht auch dieses Amt bei seinen in jenem Prozesse bekannt gewordenen Neigungen *wenig geistlicher Art* mehr als eine Bürde denn als eine Würde angesehen haben mag, so sollte er doch von einem Erfolge nicht sprechen in Anbetracht, daß durch diesen Prozeß eine Dame, seine Haushälterin, genötigt worden ist, sich selbst zu *kompromittieren*, eine andere Dame, seine *Hausfreundin*, von Gatte, Kindern und Heim zu *scheiden gezwungen* worden ist. Aus bloßem Taktgefühl schon, wenn nicht als angeblich „mutiger Vertreter von *Wahrheit und Recht*" hätte Herr Kröſell da lieber nicht von „*erfolgreicher* Ueberwindung" sprechen sollen.

Auch in der zweiten Instanz hat Herr Kröſell den letzteren Prozeß nicht gerade „erfolgreich überwunden". Dieser Prozeß ist durch einen *Vergleich* beendet worden. Man wird begreifen, daß der Angeklagte, der für seine Bezeichnung des Herrn Kröſell als „Schweinepriester" ja jedenfalls eine Bestrafung zu erwarten hatte, es vorzog, auf einen Vergleich einzugehen. Weniger begreiflich ist für die Outsiders, daß Herr Kröſell auf einen Vergleich eingegangen ist und alles *auf sich hat sitzen lassen*. Aber Herr Kröſell wußte sehr wohl, was er tat, als er sich verglich, und wir können ihm verraten, daß auch wir das wissen, und wir müssen gestehen, daß Herr Kröſell klug, sehr, sehr, ja ungemein klug getan hat, sich zu vergleichen. Die zweite Instanz hätte dem Angeklagten zwar auch eine Strafe zugezogen, dem Kläger, Herrn Kröſell, aber noch mehr als die erste Instanz für ihn und Andere unliebsame Erinnerungen eingetragen.

Wenn man auf die Bestrafung eines Beleidigers verzichtet, dann hat man wohl in manchen Fällen sich selbst — davon kann aber hier durchaus nicht die Rede sein —, nicht aber den Prozeß erfolgreich überwunden. Im Uebrigen sollte Herr Kröſell auch wissen, daß nicht immer, wer als Sieger aus einem Gerichtshandel hervorgeht, auch im Rechte ist. Der verstorbene Rechtsanwalt *Joseph Cohn*, auf den wir weiter unten noch zurückkommen, erzählte uns, daß der Rechtsanwalt, bei dem er die vorgeschriebene Dienstzeit absolviert hat, den Klienten, die ihm sagten, sie *müßten* doch *Recht* bekommen, zu erwidern pflegte: Ein *Erkenntnis* werden Sie bekommen, ob Recht, das kann ich nicht wissen". Es ist dies die abendländische Uebersetzung des orientalischen „Allah weiß es besser".

Auch sonst verdienen die Behauptungen des Herrn Kröſell eine sehr sorgfältige Nachprüfung. Er, dessen *Talmudkenntnisse* die *allerminimalsten* sind, will einen Rabbiner in Talmudfragen an Gerichtsstätte „gründlich abgetan" haben. Nun hat allerdings nicht jeder Rabbiner bedeutende Talmudkenntnisse. Aber so viel wie Herr Kröſell hat der allerletzte Rabbinatskandidat, wenn er mit dem Talmudstudium so weit ist, wie etwa ein Sextaner in der lateinischen Sprache. Folgende Stelle in dem Artikel des Pyritzer Weltblattes möchte in uns fast den Verdacht erwecken, daß Herr Kröſell den *Größenwahn* hat. Es heißt da:

„In den Verhandlungen gegen den von den Juden so sehr gerühmten Professor Dr. Strack, erwies sich das Wissen Stracks vor der scharfen Kröſellschen Kritik gleichfalls nicht auf der Höhe, die ihr immer in Juden-Zeitungen angedichtet wurde. Der sonst zu jedem Urteil so schnellbereite Prof. Strack fing an, seinen Gegner ernst zu nehmen, er wich vor ihm in mehreren Punkten zurück; er merkte, daß seine Stellung stark erschüttert werden könnte; Strack hat seit seiner mehrstündigen Aussprache mit Kröſell vor Gericht seine Stimme nicht mehr öffentlich in der Ritualmordfrage erhoben, während er vorher kaum die Zeit zu einer Gelegenheit abwarten konnte."

Diese ganze Stelle scheint uns nur verfaßt zu sein in der Erwartung, daß kein von Bildung und Kenntniß der Verhältnisse angekränkelter Mensch sie lesen wird, und daß sie für die Kloxiner Bauern und die Pyritzer Bürger Kröſellscher Richtung ausreicht.

Auch das spricht für die Annahme, daß Herr Kröſell an Größenwahn leidet. Er behauptet, der verstorbene Rechtsanwalt Joseph Cohn habe seinen Berichterstatter nach Stargard und Stettin geschickt, um alles niederzuschreiben, wenn ein Kröſellscher Prozeß verhandelt wurde. Das ist, wie wir aus genauester Kenntnis erklären können, absolut unwahr.

Am meisten aber spricht für den Größenwahn des Herrn Kröſell der Schluß des Artikels. Er lautet:

„*Joseph Cohn*, ein ungewöhnlich fleißiger, zäher und kundiger Anwalt, der seine Sachen besonders gegen Herrn Kröſell

mit einem gewissen fanatischen Eifer verfolgte, ein Mann von 41 Jahren, ist unmittelbar nach Beendigung des letzten dieser 13 Prozesse verstorben. Eigenartiges Geschick, das verschiedene Schlußfolgerungen zuläßt, die wir aber nicht ziehen wollen. Man steht nicht ohne tiefen Ernst vor der Todesnachricht eines so gefährlichen, so erbitterten, so fest sich einhakenden Gegners."

Im ersten Augenblick, als wir das lasen, dachten wir an eine ähnliche Anmaßung des Grafen Pückler, die dieser in seinem letzten Prozesse zum besten gab. Herr Krösell will zwar nicht die Schlußfolgerungen ziehen, die das „eigenartige Geschick des Herrn Cohn zulasse." Herr Krösell überläßt das nämlich seinen Pyritzer und Kloziner Lesern. Wir wollen Herrn Krösell, um ihn vor blasphemischen Schlußfolgerungen zu bewahren, mitteilen, daß Herr Joseph Cohn leider schon lange an einer schweren Krankheit litt, die zwar ein letales Ende erwarten ließ, ihn aber nicht abhielt, seinen schweren beruflichen und aus Idealismus freiwillig übernommenen Pflichten in einer Weise zu erfüllen, daß selbst Herr Krösell sie anerkennen muß, wenn wir auch glauben, daß diese Anerkennung zum eigentlichen Zweck die Selbstverherrlichung hat.

Der von Herrn Krösell zwischen den Zeilen angedeutete „Finger Gottes" würde übrigens wirksamer Herrn Krösell befreit haben. Macbeth hatte noch Bancos Geist zu fürchten. Herr Joseph Cohn hat für die Prozeßverhandlung, die infolge des Vergleichs nicht stattgefunden hat, mit Bienenfleiß ein ungeheures Material gesammelt und dieses in seinen ja auch Herrn Krösell bekannt gewordenen Schriftstücken niedergelegt. Dieses Material würde als „Abenteuer und Erlebnisse" des Herrn Ex-Pastors „Krösell" interessanten Lesestoff für Freunde pikanter Lektüre abgegeben.

Wenn Herr Krösell einmal ein Tänzchen wagen will. . . .

Der „Jude" Gapon.

Da die Juden an allem schuld sind, ist es nur selbstverständlich, daß sie auch die revolutionäre Bewegung, die augenblicklich das russische Reich in seinen Grundfesten erschüttert, verschuldet haben. Zuerst hatte es denn auch die „Libre Parole" entdeckt, daß der Priester Gapon, der eine führende Rolle in der Bewegung spielt, ein Jude sei. Selbst die „Staatsbürgerztg." nahm diese Meldung erst mit einigem schüchternen Zweifel auf. Jetzt aber weiß sie es ganz genau: Gapon ist ein Jude. Denn ein Herr Iwanow behauptet es auch und zwar in der Zeitschrift „Der Deutsche". Ein Russe kann doch nicht lügen, und eine antisemitische Zeitschrift wird doch keine Lügen verbreiten. Und was für ein Jude ist dieser Gapon! Der Teufel selbst kann nicht schrecklicher sein. Nichts hat dem Judenjungen die Taufe genutzt, die ihm ein Priester in frühester Jugend gegeben. Nichts hat ihm der Religionsunterricht genützt, denn mit sechzehn Jahren verkehrte er schon so fleißig mit Dirnen, wie der Konitzer Heilige der Antisemiten, nur daß der nichtsnutzige getaufte Judenjunge von dem Seminar, auf das ihn sein priesterlicher Gönner geschickt hatte, relegiert wurde. Mit einigen jüdischen Nihilisten nahm er sich dann vor, im Priestergewande das Volk zur Revolution zu bekehren. Er verstand durch geheuchelte Reue eine liberale „Exzellenz" zu bewegen, seine Wiederaufnahme in das Seminar zu erwirken. Priester geworden, setzt er seine Heuchelei fort und vergewaltigt im Gefängnis eine junge Gefangene, die aber auf Veranlassung des revolutionären Zentralkomitees die Klage gegen ihn zurücknahm. Durch „ein Gespinst von Intriguen," über die allein Herr Now N. A. Iwanow „Bände schreiben könnte," wurde Monsieur Gapon „Leiter der von der Polizei protegierten loyalen Arbeiterorganisation".

Auf diese Schauer-Biographie schwört nun die „Staatsbürgerztg." so sehr, daß sie die „unparteiische und liberale Presse" in Bausch und Bogen beschuldigt, die jüdische Abstammung und die unsittlichen Handlungen Gapons geflissentlich unterschlagen zu haben. Alsdann leistet das in Berlin erscheinende, sich „Staatsbürgerztg." benamsende Hauptorgan der antisemitischen Reformpartei sich folgende schwungvolle Tiraden:

„Und nun der jüdische Arbeiterführer Gregor Gapon, der, ein echtes Produkt seiner Rasse, von Jugend auf von Sinnenlust und Zerstörungslust durchseucht, sich an die Behörden herandrängt, sich eine Vertrauensstellung zu erschleichen weiß und von dieser Position aus planmäßig an der Untergrabung des Staates arbeitet. In trügerischer Maske, innerlich voll des frechsten Hohnes, fordert er den Zaren persönlich vor das Gericht des Volkes, den Zaren, auf den wenige Tage vorher ein Attentat ausgeübt worden war. . . .

Und dieser Mann, er wurde von der unparteiischen (!) und liberalen (!) Presse Deutschlands verherrlicht. Man hatte das Gefühl, als ob dabei ein gewisses stammverwandtes Empfinden sich Bahn brach. . . . .

In der letzten Zeit ist es im liberalen Blätterwald bedenklich still geworden, man merkte wohl, daß man sich allzusehr kompromittiert hatte, daß man zu sehr die Gedanken im eigenen Herzen verraten hatte. Der Name Gapon wird verschwinden aus den Spalten der liberalen Zeitungen und aus dem ach! so kurzen Gedächtnis ihrer Leser. An uns aber wird es sein, immerdar zu verkünden, daß dieser Schurke, der das Land, in dem er wohnte, in unabsehbares Elend gebracht hat, derselben Rasse angehörte, die in allen Ländern die Revolution vorbereitet und bei allen Attentaten die Hand im Spiele gehabt hat."

Nach dieser Leistung der antisemitischen Triumvirn Drumont, Iwanow und Bruhn wird es eine erheiternde, aber auch ernüchternde Wirkung ausüben, daß der Heilige Synod, an dessen Spitze bekanntlich Pobjedonoszef steht, in seinem Sendschreiben zwar von Gapon sagt, daß er „frech sein heiliges Gelübde verachtet und sich nicht entblödet habe", den betrogenen Arbeitern ein aus der Kapelle gewaltsam genommenes Kreuz, Heiligenbilder und Kirchenfahnen in die Hände zu geben, aber nicht ein Sterbenswörtchen von der jüdischen Abstammung Gapons zu sagen weiß. Und wie gern hätte Pobjedonoszef die jüdische Abstammung erwähnt, wenn diese mit dem entferntesten Schimmer von Wahrscheinlichkeit, ohne Furcht vor Widerlegung hätte erwähnt werden können. Sehr penibel ist ja der Heilige Synod nicht. Er spricht in dem Sendschreiben davon, daß die Unruhen hervorgerufen worden seien und erkauft durch die Feinde Rußlands, die bedeutende Geldmittel geschickt hätten, um den Bürgerkrieg hervorzurufen.

Wie gern hätte der Heilige Synod Gapon zum Juden gemacht, viel lieber als sonst zehntausend Juden zu Christen. Aber es ging nun einmal nicht; man überließ es Drumont, den Unsinn zu erfinden, Iwanow, ihn breit zu treten und dem deutschen Reichstagsabgeordneten Bruhn, in seinem Blatte auf den Unsinn zu schwören und sich daran zu berauschen.

Was uns betrifft, so würde uns das Judentum eines Gapon ebensowenig zu Schlüssen auf seine Religions- und Stammesgenossen veranlassen, wie das Christentum und Germanentum Bruhns uns zu Schlüssen auf die Christenheit und die Deutschen veranlaßt.

Die Zurücksetzung der jüdischen Richter vor dem Forum des preußischen Abgeordnetenhauses.

Bei der Beratung des Justizetats in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar führte der Abg. Gyßling-Königsberg von der freisinnigen Volks-

partei (nach einem Bericht der „Fr. Deutsch. Pr.“) folgendes aus:

Ich möchte namens meiner politischen Freunde Klage führen über die ungleiche Behandlung der Richter jüdischer Konfession gegenüber denen anderer Religionsbekenntnisse bei der Beförderung in höhere Richterstellen, insbesondere zu Oberlandesgerichtsräten. Seit den Jahren 1879 bis 90 sind nur drei Richter jüdischer Konfession zu Oberlandesgerichtsräten befördert worden. Unter dem Ministerium Schelling wurden zwei jüdische Richter zu Oberlandesgerichtsräten befördert, von denen einer im Jahre 1903 pensioniert worden ist. Am 5. Januar 1904 ist dann ein anderer jüdischer Richter zum Oberlandesgerichtsrat ernannt worden, wie man annimmt, auf Initiative von höchster Stelle. Daß darin eine Zurücksetzung der jüdischen Richter liegt, wird niemand bezweifeln können. Es wird niemand behaupten, daß unter den zahlreichen jüdischen Richtern sich nicht viele finden sollten, die so klug und befähigt wären, wie diejenigen christlicher Religion. In dieser differentiellen Behandlung der jüdischen und christlichen Richter liegt aber ein System. Wir haben überhaupt keine höheren jüdischen Gerichtsbeamten. Wir haben auch keine jüdischen Staatsanwälte. Auch bei den Kommissarien werden die jüdischen Assessoren den christlichen gegenüber hintangesetzt. Ich kann dem Minister einen Fall unterbreiten, bei dem sich das eklatant gezeigt hat. Die gleichen Erscheinungen zeigen sich auch in anderen Verwaltungen, so bei der Regierung und im Militär. Im Reichstag ist die Frage der Nichtbeförderung der jüdischen Einjährig-Freiwilligen zum Unteroffizier aus Anlaß des Falles Feige ausführlich erörtert worden. Ebenso werden Klagen geführt über die Besetzung des Notariats, besonders in Posen.. Man wird gegen dies System Verwahrung einlegen müssen, denn einmal widerspricht es der Bestimmung der Verfassung bei zutreffender Auslegung derselben. Mir ist wohl bewußt, daß andere Parteien und der Justizminister die Verfassung anders auslegen, indem sie davon ausgehen, daß der König die Beamten nach freiem Entschließen zu ernennen hat. Aber dieses verfassungsmäßige Ernennungsrecht findet doch seine Schranken an den übrigen Bestimmungen der Verfassung. Das System führt auch zu einer Schädigung der Justiz; denn die tüchtigen richterlichen Kräfte zur Besetzung der höheren Stellen sind nicht so zahlreich, daß wir die jüdischen Kräfte entbehren können. Dazu kommt, daß durch dies System viele Juden in andere Berufsarten getrieben werden, die weder ihrer Neigung noch ihrer Fähigkeit entsprechen. Bei früheren Verhandlungen ist vom Minister auf das Bedürfnis der Bevölkerung hingewiesen worden und darauf, daß die Ernennung von jüdischen Einzelrichtern nach den Berichten der Oberlandesgerichtspräsidenten auf Schwierigkeiten stößt. Ich billige diesen Standpunkt nicht, aber zugegeben, er sei richtig, so kann doch diese Rücksicht nicht zutreffen bei der Besetzung der Senate, der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts. Ich kann mir kein Bedürfnis denken, wonach man nur nichtjüdische Richter in diesen höheren Stellen zu haben wünscht.

Sie können vielleicht fragen, weshalb wir Veranlassung nehmen, diese so oft erörterte Frage hier zu streifen. Wir haben uns veranlaßt gesehen, weil wir in einer Zeit leben, in der es möglich ist, daß ein Mann wie Graf Pückler, mit dem ich mich persönlich nicht zu beschäftigen brauche, trotz seiner jahrelangen, ruhmreichen Tätigkeit und seiner blumenreichen Sprache und bildichen Ausdrucksweise, es sogar dazu gebracht hat, ein Organ zu schaffen: „Der Retter aus der Judennot, eine Wochenschrift für den nationalen Sozialismus und reines Deutschtum.“ Wir haben im Reichstag eine Partei, die innerhalb und außerhalb des Parlaments antisemitische Hetzreden hält, und außerdem haben wir einen Verein Deutscher Studenten, der den Antisemitismus auf seine Fahne geschrieben hat und Feste veranstaltet, bei denen in Gegenwart allerhöchster Personen dem Judentum der Absagebrief geschrieben wird. Solche Ereignisse in unserem Vaterlande verpflichten uns, unsern grundsätzlichen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen. Das stolze Wort des Grafen Bülow: „jeder Tüchtigkeit freie Bahn“ wollen wir in die Tat umsetzen. Wir wollen die Lessingsche Humanität als unser Erbteil behüten und bewahren und so viel oder so wenig es uns möglich ist, die Grundsätze der Verfassung aufrecht erhalten, wonach gleichen Pflichten auch gleiche Rechte gegenüberstehen. Ich bitte daher die Regierung, ihre Anschauungen einer Revision zu unterziehen und es vielleicht dahin zu bringen, daß sie unsern Anschauungen konformer werden und zu erwägen, ob sie nicht das bisherige System aufgeben oder wenigstens eine erhebliche Milderung desselben Platz greifen lassen will. (Lebhafter Beifall links.)

Hierauf erwiderte der Justizminister Schönstedt:

Ich muß es ablehnen, auf die vom Vorredner hier angeschnittene Frage einzugehen. Die Ernennung von Richtern gehört nach der Verfassung zu den Prärogativen der Krone, und ich bin nicht in der Lage, auf die Art und Weise, wie Se. Majestät von der ihm verfassungsmäßig zustehenden Prärogative, die Richter zu ernennen, Gebrauch macht, hier einzugehen. (Beifall rechts.)

Abg. Gyßling ergriff noch einmal das Wort:

Der Minister hat mir nicht geantwortet, er hat sich mit der Krone gedeckt. Wir können das nicht als genügend anerkennen, denn der Minister ist für die Ernennungen, die Regierungsakte darstellen, verantwortlich. Da der Minister auf meine Klagen nichts erwidert hat, nehme ich an, daß er sie für begründet hält, daß er auf sie jedenfalls nichts Rechtes zu erwidern gewußt hat. (Sehr gut links.)

Worauf der Minister kurz replizierte, er sei sich der Verantwortung sehr wohl bewußt und bereit, sie in vollem Umfang zu tragen.

Als vor zwei Jahren der Abg. Peltasohn von der freisinnigen Vereinigung die gleiche Angelegenheit zur Sprache brachte, hatte der Herr Minister es für nötig erachtet, darauf einzugehen. Dieses Mal machte er es sich recht bequem, indem er unter einem nichtigen Vorwand jede Erklärung einfach ablehnte.

Ein drastischer Beitrag zu dem System Schönstedt!

Pückler.

In ärztlichen Kreisen ist man — übrigens in Uebereinstimmung mit dem ganz überwiegenden Teile der öffentlichen Meinung — der Ansicht, daß das Urteil im letzten Pückler-Prozeß, insofern es die geistige Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten anerkannte, in hohem Grade anfechtbar erscheint. Der Königsberger „Hartungschen Ztg.“ wird aus ärztlichen Kreisen geschrieben:

„Wenn ein Fall geeignet war, Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zu erwecken, so war es der des Grafen Pückler. Schon in früheren Prozessen gegen ihn waren solche Zweifel aufgetaucht und von den dabei als Zeugen resp. als Sachverständige vernommenen Aerzten ausgesprochen worden. Seitdem hat Graf Pückler alles getan, um diese Zweifel zu stärken, sodaß er ganz allgemein nicht mehr für ernst genommen wurde. Und das ganze Verhalten des Grafen in dem letzten Prozesse, welcher vor einigen Tagen in Berlin sich abgespielt hat, war sicher nicht geeignet, die Zweifel zu zerstören, im Gegenteil. Der Gerichtsarzt selbst erklärte: „Die Ausführungen des Angeklagten deuteten auf das Vorhandensein von Phantasie-Wahn-Vergiftungs- und Ueberreizungsideen hin.“ Daß der Gerichtsarzt bei der kurzen Gerichtsverhandlung zu keinem sicheren Resultate kommen konnte, ist erklärlich; es ist aber unerfindlich, warum er, trotzdem die Ausführungen Pücklers auf das Vorhandensein von Wahnvergiftungsideen u. s. w. hindeuteten, nichts getan hat, um endlich Klarheit in dieser cause célèbre zu verschaffen, welche die Oeffentlichkeit schon seit Jahren beschäftigt, warum er also nicht die genauere Beobachtung auf den Geisteszustand in einer Irrenanstalt beantragt hat. Es wäre dies sowohl im Interesse der Oeffentlichkeit als des Grafen Pückler selbst gewesen. Für solche zweifelhafte Fälle ist doch der § 81 der Str.-Pr.-O. da. Wäre ein Psychiater zugezogen worden, so hätte dieser nach allen den Vorgängen sicher einen solchen Antrag gestellt. Es ist auch ein schwerer Fehler, daß der Staatsanwalt in diesem Falle einen Psychiater nicht

zugezogen hat, obgleich ihm in Berlin eine ganze Reihe von erfahrenen und zuverlässigen Fachkapazitäten zu Gebote standen. Das Vorgehen des Grafen Pückler ist zwar sicher nicht dazu angetan, ihm Sympathien zu erwecken, aber der § 51 des Str.-G.-B., der diejenige Person vor Strafe schützt, die eine Straftat im Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit begangen hat, wodurch die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war — ist ebenso für ihn, wie für jeden Staatsbürger geschaffen. Ob allerdings der Paragraph auf ihn Anwendung findet, ist zweifelhaft, aber das ist sicher, daß ihm Unrecht geschehen ist, falls der § 51 auf ihn Anwendung findet. Das zu entscheiden, hätte man eben den Angeklagten von einem Fachmann, dem man die beste Sachverständnis zutrauen kann, begutachten lassen müssen".

Auch die antisemitische Presse hätte in ihrer überwiegenden Mehrheit es lieber gesehen, wenn Pückler wegen Geisteskrankheit freigesprochen worden wäre. So schreibt die Magdeburger „Sachsenschau":

„Wir sind keine Psychiatoren. Aber wir vermögen nicht zu begreifen, daß ein Mann aus feinen Gesellschaftskreisen, der vor Gericht noch ein höchst sonderbares Betragen zur Schau trägt, sich im Besitze der vollen Selbstdisziplin und Selbstverantwortlichkeit befindet. Als Graf Pückler in Magdeburg zum ersten Male eine seiner verworrenen Reden hielt und wir ihn von unserem Sitze dicht vor der Rednerbühne näher beobachten und ihm ins Auge blicken konnten, da stiegen uns bereits schwere Bedenken auf. Wir erklärten schon vor 4 Jahren, daß wir in dem Grafen einen armen beklagenswerten Mann erblickten. Graf Pücklers weiteres Auftreten hat uns in dieser Ansicht nur bestärkt und nach uns sind dann sämtliche anderen Blätter unserer Richtung zu demselben Ergebnis gekommen.

Wenn die Gerichtsbehörden sich nicht auf eine gründliche Prüfung des Grafen einlassen wollen, so sind nach unserem Ermessen die Exekutiv- und Verwaltungsbehörden dazu entschieden verpflichtet. Das Urteil gehört zu den zahlreichen Gerichtserkenntnissen, denen das Volk in seiner großen Mehrheit niemals beitreten wird."

Zu demselben Schluß gelangte auch das Münchener Antisemitenblatt des Herrn Wengg:

Das Berliner Gericht ist mit diesem Urteil in offenbaren Widerspruch mit dem Berliner Polizei-Präsidium geraten, welches dem Grafen das weitere Auftreten in öffentlichen Versammlungen verboten hat, weil er geisteskrank sei. Hat die Polizei recht, dann durfte ihn das Gericht nicht verurteilen, und erklärt das Gericht Pückler für verantwortlich und zurechnungsfähig, dann darf ihn die Polizei nicht an weiterem Sprechen verhindern. Auf uns hat die Verantwortungsweise des Grafen Pückler vor dem Gericht entschieden den Eindruck gemacht, daß er unter seelischen Störungen leidet, welche sein Verantwortlichkeitsbewußtsein in solchem Maße beeinträchtigen, daß aus diesem Grunde ein Freispruch hätte erfolgen müssen".

Der „Deutschen Hochwacht", dem Organ des Deutschen Volksbundes, gibt der Prozeß willkommenen Anlaß, die Geschäftsmoral der Herren von der **„Staatsbürgerztg."** noch einmal mit aller Deutlichkeit zu markieren. Nachdem das Blatt die bekannte Stellungnahme der Liebermann von Sonnenbergschen antisemitischen Gruppe und des Deutschen Volksbundes noch einmal kurz skizziert hat, fährt es fort:

„Höchst peinlich aber war der ganze Pückler-Rummel für die deutsche Reformpartei. Gehörten doch dieser Partei die jahrelangen Regisseure der Pückler'schen Schaustellungen an. Es ist schwer für eine Partei, die erst im Anwachsen begriffen ist und ringsum Feinde sieht, durch einen häuslichen Streit Zersplitterung in die eigenen Reihen zu tragen. Wenn die Parteileitung den „Managern" Pückler's offen den Fehdehandschuh hinwarf, so ging ihr ein gut Teil gesinnungstreuer und tüchtiger Anhänger verloren, die nun einmal die deutsche Gefolgstreue mit ihren Lokalführern durch dick und dünn mitgehen ließ. Was sollte die Parteileitung machen? Um wenigstens ihr gutes Gewissen zu wahren, gab sie in der „Deutschen Wacht"-Dresden bekannt, daß die Partei keine Verantwortung für das Auftreten des Grafen übernehme. Zu einer Absage an die Veranstalter der Pückler-Versammlungen aber kam es nicht; im Gegenteil: der Hauptschuldige wurde in den Parteivorstand gewählt.

Gewiß haben diese Versammlungen, sowie der Abdruck der Pückler'schen Reden, den Veranstaltern zu gutem Zwecke Geld eingebracht. Aber die Geldeinnahme um jeden Preis darf nicht oberstes Gesetz sein, zumal wenn auf der andern Seite, in sittlicher Beziehung, dabei eine klaffende Lücke entsteht. Die Veranstalter des fortgesetzten Pückler-Rummels sind schuld daran, daß bei mangelhaft unterrichteten Leuten die deutschvölkische Bewegung schwere Einbuße an ihrem Rufe erlitten hat."

Inzwischen hat sich Pückler ein eigenes Preßorgan „Der Retter aus der Judennot" beigelegt, in dem die Unzucht der Sprache wahre Orgien feiert. Es heißt darin u. a.:

„Wir müssen das Hinausschmeißen der Juden jetzt betreiben nach folgenden ganz bestimmten Statuten: 1. Jeder Jude darf durchgehauen werden. 2. Jeder freche und unverschämte Jude kann herausgeschmissen werden aus den Lokalen und Gastwirtschaften der Stadt. 3. Die alte Sarahleben wird eo ipso zum Fenster herausgeschmissen, daß der alte Schädel bloß so kracht auf dem Asphalt von Berlin. 4. Jüdische Aerzte dürfen über die Tischkante gelehnt und mit Stockschlägen regaliert und erfreut werden, wenn sie in den Bürgerhäusern herumschleichen und alle Mädchen und alle Frauen verführen. 5. Jüdische Rechtsanwälte dürfen in die Spree geworfen werden, wo es am tiefsten ist, damit die Lümmels von außen so schwarz werden wie von innen, denn schwarz wie der Deibel ist die Seele dieser gottvergessenen Hallunken. 6. Jüdische Halsabschneider Börsenbarone, Börsenjobber, Gauner und Betrüger dürfen aufgehangen werden an die erste beste Laterne. Garnieren Sie, meine Herren, garnieren Sie die Laternen von Berlin mit krummbeinigen und dreckigen Judenkerls. 7. Jüdische Schauspieler dürfen geworfen werden mit faulen Aepfeln und mit faulen Eiern, wenn sie auf der Bühne anfangen zu quatschen, zu plappern und zu feiern. 8. Jüdische Professoren dürfen mit Backpfeifen und mit Fußtritten erfreut und regaliert werden."

Zur Durchführung dieses kurzen und deutlichen Programms wendet sich der Graf an seine „lieben Bundesgenossen, die Penn- und Radaubrüder!" — Das Blatt ist zwar alsbald nach seinem Erscheinen konfisziert worden, wie oft soll sich dieses widerwärtige Spektakelstück aber noch wiederholen?

Aus dem antisemitischen Lager.

Der deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband hat die Agitation zu den Wahlen für die kaufmännischen Schiedsgerichte vielfach mit Mitteln betrieben, die bedenklich an unlauteren Wettbewerb streifen. In der „Kaufmännischen Rundschau" lesen wir hierüber:

„Die Deutschnationalen machen verzweifelte Anstrengungen, um den Fernstehenden einzureden, daß man es mit riesigen Erfolgen bei ihnen zu tun habe. So brachte die Nr. 1 der Handelswacht die Mitteilung im Plakatstil, daß die Deutschnationalen in Hamburg und Leipzig 98668 Stimmen bei den Wahlen zum Kaufmannsgericht erzielt hätten. Erstaunt werden sich viele Kollegen gefragt haben, ja gibt es denn in den beiden Städten hunderttausende Handlungsgehilfen? Nein, die Frösche lieben es sich aufzublasen. Die angegebene Zahl muß durch 30 geteilt werden; den 30. Teil der Stimmen erhielt die Liste, auf der die deutschnationalen Beisitzer verzeichnet waren. Da in diesen beiden Städten 30 Beisitzer zu wählen waren, so hat man jede Stimme 30mal gezählt! Sonst gelten Leute schon als gefährliche Aufschneider, die ums doppelte übertreiben; aber 30 mal — — —. Aber damit noch nicht genug. In Leipzig z. B. befanden sich die Deutschnationalen im Kartell mit folgenden Vereinen: Allgemeiner deutscher Buchhandlungsgehilfen-Verband, Buchhandlungsgehilfen-Verein, Allgemeine Vereinigung Deutscher Buchhandlungsgehilfen, „Eule" freier Verein Leipziger Buchhandlungsgehilfen. Es sind also die abgegebenen Stimmen für die Kandidaten von 5 Vereinen zu zählen. Also erstens muß die Zahl durch 30 geteilt werden und dann war es nicht die Liste der Deutschnationalen allein, sondern von fünf Vereinen. Und zwar darunter 4 Buchhandlungsgehilfenvereine! Was das in der Zentrale des deutschen Buchhandels besagt, werden die Kollegen wissen. Aber auch in den Tageszeitungen erscheinen übereinstimmende Notizen über die Wahlerfolge der Deutschnationalen, die verlogen

sind. So hat man in München einfach die sämtlichen Beisitzer der Liste, auf der auch die Deutschnationalen standen, für Deutschnationale ausgegeben. In den Tageszeitungen war nun eine berichtigende Notiz erschienen, und was wagt man von deutschnationaler Seite darauf zu erwidern? „Wir haben noch nirgends behauptet, daß die Wähler unserer Liste nur in unsern eigenen Reihen zu suchen seien, im Gegenteile, wir haben immer' noch ganz besonders betont, daß namentlich auch die Mitglieder anderer Handlungsgehilfenvereine für unsere Listen gestimmt haben, weil die von uns aufgestellten Kandidaten den Handlungsgehilfen die sichere Gewähr sachgemäßer Rechtsprechung bieten. Das trifft bei den Kandidaten anderer Vereine nicht in gleichem Maße zu." Also man wagt diese Beschimpfung der Kollegen aus andern Vereinen und versucht der Wahrheit aufs neue und noch viel gröblicher Gewalt anzutun! Man verschweigt die Tatsache, daß die Mitglieder aus den andern Vereinen für die Liste gestimmt haben auf denen auch Deutschnationale standen, weil auch die Beisitzer aus diesen Vereinen auf der gleichen Liste standen. Wir brauchen wohl den Ausdruck, den das neueste Machwerk aus dem deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbande verdient, nicht zu nennen, er ist leicht zu finden. Und aus welchen Vereinen bieten die Mitglieder nicht so die Gewähr für sachgemäße Rechtsprechung? In Köln, Breslau und zahlreichen andern Orten stehen die Deutschnationalen auf der gleichen Liste mit den Kandidaten der allerverschiedenartigsten Vereine, in Oppeln u. a. mit einem Jüdischen Geselligkeitsverein! Heraus mit der Sprache! Wir meinen, diese Vorgänge zeigen, zu welchen verzweifelten Mitteln die Deutschnationalen greifen, um sich aufzublähen; es wird dafür gesorgt werden, daß ihnen die Puste ausgeht."

Herr Sedlatzek kann auch anders. Zu den rabiatesten Judenfressern Berlins zählt bekanntlich Herr Karl Sedlatzek, Herausgeber des antisemitischen Winkelblättchens „Deutscher General-Anzeiger". Seit mehreren Monaten erscheint nun hier eine „Deutsche Hausverwalter-Zeitung", als offizielles Publikationsorgan des Vereins der Hausverwalter Berlins und Umgegend. Redaktion, Expedition und Inseratenannahme dieses Fachblattes liegen gleichfalls in den Händen des Herrn Sedlatzek. Im Interesse des Geschäfts steckt dabei der edle Vorkämpfer des Antisemitismus, der sich noch jüngst seiner Pückler-Treue gerühmt hat, seine Fahne behutsam in die Tasche und geht in seiner Unparteilichkeit soweit, die Herren Rechtsanwälte Dr. Sternberg, Peiser, Plonski usw. als Mitarbeiter zu begrüßen. (Ob die Herren wohl über den Charakter des Herrn Chefredakteurs unterrichtet sind?) Nur an zwei Stellen lugt der antisemitische Pferdefuß hervor. Im „Humoristischen", das sich teilweise mit der gleichen Rubrik des antisemitischen General-Anzeigers deckt und hauptsächlich judenfeindliche Witzchen bringt und im Inseratenteil, wo an der Spitze der empfehlenswerten Geschäfte das „Deutsche Wirtshaus" des Herrn Fritz Sommer paradiert.

Die „Deutsche Volkswacht" in Offenbach das Organ der Hessischen Bauernbündler, scheint einen ganz besonders phantasievollen parlamentarischen Berichterstatter zu haben. In der letzten Nummer berichtet es über eine Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, in der es zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Landwirtschaftsminister von Podbielski und dem freisinnigen Abg. Karl Goldschmidt gekommen war, folgendermaßen:

„Ein bedauernswertes Opfer des Ministers wurde der Abg. Goldschmidt, dem Herr von Podbielski in jovialem Ton unter stürmischer Heiterkeit klar machte, wie wenig gerade er durch sein flaches Verständnis für landwirtschaftliche Angelegenheiten berufen ist, über solche Dinge zu reden. Unter anderm habe Herr Goldschmidt auch wieder erklärt: Die Caprivischen Handelsverträge sind ein Segen für unser Volk. Er wollte wohl sagen: für sein Volk. (Goldschmidt ist Jude. A. d. R.)"

Das hessische Antisemitenblatt hat seine Leser in doppelter Beziehung angelogen. Weder hat der Herr Minister ausweislich des amtlichen Stenogramms auch nur entfernt eine solche oder ähnliche Aeußerung, die von „seinem" Volke handelte, getan, noch ist der Abg. Goldschmidt Jude; er entstammt einer urgermanischen Familie und ist Katholik.

Vermischtes.

Konsul A. M. Simon in Hannover, der bekannte Philanthrop und Begründer der der Heranbildung von jüdischen Landwirten und Handwerkern dienenden Anstalt Ahlem, ist infolge eines Unfalles gestorben. Wir behalten uns vor, auf die Wirksamkeit dieses verdienten Mannes, der auch dem Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus angehörte, zurückzukommen.

In Sachen der Behandlung deutscher Geschäftsreisenden jüdischen Glaubens in Rußland hat die deutsche Regierung ihr Versprechen eingelöst. Aus den neuen Bestimmungen in dem deutsch-russischen Handelsvertrag über das Paß- und Legitimationswesen (Artikel 3) ist folgendes hervorzuheben:

Die Gültigkeitdauer des Paßvisa wird in Rußland auf einen Zeitraum von sechs Monaten erstreckt. Die Bestimmung erstreckt sich auch auf das Paßvisa der deutschen Handlungreisenden mosaischer Religion. Die Gebühr für die Erteilung der Auslandspässe an die in Rußland wohnenden Deutschen wird den Betrag von 50 Kopeken nicht übersteigen.

Dadurch werden die deutschen Handlungsreisenden jüdischen Glaubens den Christlichen gleichgestellt; für diese hatte bereits die sechsmonatliche Dauer bestanden.

Ferner werden bei der Erteilung der Gewerbescheine und dem Betrag der Gebühren künftig Juden und Christen gleich behandelt.

Lesefrüchte aus der „Täglichen Rundschau". In einem Leitartikel über die akademische Freiheit sagt die „Tägl. Rundschau" (am 24. Jan.): „Aber Politik sollen unsere Studenten doch nicht treiben! Gewiß nicht. Junge Studenten, die in den Jahren des Reifens und Werdens, da jeder neue Tag ihre Entwicklungskurve umbiegen kann und auch von Rechtswegen umbiegen soll, sich auf die Anschauungen einer bestimmten politischen Partei festlegen, sind uns immer als eine greuliche Unnatur erschienen." Ganz unsere Meinung. Darum haben wir die Gründung und das Gebahren des „Vereins Deutscher Studenten" immer bedauert und hoffen gern, daß die „Tägl. Rundschau" und ihre „Gemeinde", der besseren Einsicht folgend, die Auflösung eines vergiftend wirkenden Vereins anstreben werden, damit endlich wieder der Friede an unseren Hochschulen einziehe, den die Vereine Deutscher Studenten gestört haben.

Dieselbe „Tägl. Rundschau" schreibt am 27. Januar (Abendblatt, Seite 2): „Zu einer Dankeskundgebung für den Reichstagsabgeordneten Lenzmann wegen seines Auftretens gegen die Antisemiten kam es in der gestrigen Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Es gibt also noch Dankbarkeit in Juda!"

Undankbarkeit ist niemals Sache der Juden gewesen; aber es ist doch schön, wenn auch Antisemiten das anerkennen. Und da man — anderer Dankesbezeugungen der Antisemiten gegen ihre Häuptlinge nicht zu gedenken — für Liebermann v. Sonnenberg sogar eine große Geldsumme im ganzen Reiche gesammelt hat, so wollen auch wir der Wahrheit die Ehre geben und hiermit aussprechen: Es gibt also noch Dankbarkeit bei den Antisemiten! K.

Dem Besuch des Kronprinzen bei dem Feste des „Vereins Deutscher Studenten" widmet das rechtsnationalliberale „Leipziger Tageblatt" folgende Bemerkungen:

„Der Kronprinz von Preußen, der einst die Kaiserkrone tragen soll, hat vor einigen Tagen ein Fest des „Vereins Deutscher Studenten" mit seiner Gegenwart beehrt. Im Zeichen des Gambrinus wurden mehrere äußerst gesinnungstüchtige, höchst biederehrliche Reden geschmettert, und einer der jungen Herren erklärte in feuchtfröhlichem Teutonismus, man müsse dem Judentum abfagen. Der Kronprinz hatte, bevor diese Aeußerung fiel, die nationalen Tendenzen des Vereins rühmend erwähnt, und wenn nicht ein junger Schwärmer, sondern ein alter Diplomat gesprochen hätte, so läge die Annahme nahe, der Redner habe inter pocula den künftigen Kaiser auf den Antisemitismus festlegen wollen. Denn natürlich gab der fürstliche Gast keine Mißbilligung zu erkennen, und so können diejenigen, die Interesse an solcher Deutung haben, mit einem Schein des Rechtes das alte Wort „Wer schweigt, stimmt zu" in Anwendung bringen. Sehr wahrscheinlich wäre diese Auslegung gänzlich irre, denn Persönlichkeiten aus höchster Sphäre sind selten überzeugte Antisemiten. Ihre Anschauung vom Judentum ist im besten Falle eine literarische, auf den Shylock-Typ gegründete und durch den weisen Nathan versöhnend ergänzte. Zudem sind Vater und Großvater des Kronprinzen dem Rezept Lessings treu geblieben; sie haben immer jener „unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe" nachgeeifert, die uns der Dichter anempfiehlt, um durch sie den ewigen Frieden zwischen den Konfessionen zu begründen. Zum Glück ist — ausnahmsweise! — des Dichters Lehre auch die Maxime, die die Staatsklugheit empfiehlt. Wir bezweifeln also, daß der Kronprinz dermaleinst geneigt sein wird, an unsern jüdischen Mitbürgern zum Diokletian zu werden. Trotzdem legt der an sich unwichtige Vorfall einige Betrachtungen nahe.

Bei Hofe ist man nicht im Unklaren darüber, daß der „Verein Deutscher Studenten" den Antisemitismus auf sein Banner schreibt. Hielt der Herr, der den Kronprinzen berät und informiert, den Besuch des Festes für unbedenklich, so mußte er sich doch über den Charakter des offiziellen Teiles unterrichten und die Unterlassung antisemitischer Demonstration als die conditio sine qua non formulieren. Die Juden sollen nicht etwa sakrosankt sein; es kann notwendig sein, ihre Fehler zu beleuchten, wenn diese Fehler wirklich typisch sind und wenn das allgemeine Interesse eine solche Kritik erfordert. Wir halten es aber für taktlos, bei festlichem Anlaß in Gegenwart des künftigen Herrschers gegen das „Judentum" schlecht hin zu polemisieren, mit anderen Worten, diesem künftigen Herrscher eine ganze durchaus ehrenwerte, königstreue, staatserhaltende Klasse zu denunzieren. Daß die Herren studiosi die Ungeschicklichkeit dieses Verhaltens nicht gefühlt, nicht geahnt haben, wie peinlich die Situation für den Kronprinzen sein mußte, beweist, wie unreif sie noch sind.

Es ist wünschenswert, daß sich der Erbe eines Thrones nicht voreilig festlegt oder festlegen läßt. Es ist ratsam, daß er es vermeidet, ganze Bevölkerungsschichten gegen sich zu verstimmen. Für ihn ist eine „vollkommen legale Neutralität" dringend geboten. Der Kronprinz wird gut tun, Sympathien zu sammeln, ganz sicher wird er sie als Kaiser brauchen können. Daß er das Wort von den „Elenden" sprach, hatte Kommentare zur Folge, aus denen er lernen sollte."

Antisemitismus in der Studentenschaft. In der letzten literarischen Beilage der agrarisch-antisemitischen „Deutschen Tageszeitg." konstatiert ein Mitglied des „Vereins Deutscher Studenten", Dr. Karl Böhme, mit Genugtuung das Wachstum des gesellschaftlichen Antisemitismus, insbesondere in den akademischen Berufen, und erzählt dabei u. a.:

„Für den Geist, der in den Korps herrscht, spricht wohl am besten eine Erinnerung aus einer kleinen Universitätsstadt. Ein Korps erhielt den Besuch eines jüdischen A. H., der noch aus der Zeit vor dem grundsätzlichen Ausschluß der Juden stammte, und dieser lud die Activitas zu einem Frühschoppen ein. Diese aber drückte sich vor der Einladung, obwohl sie sich zum großen Teil aus Söhnen deutschfreisinniger Väter zusammensetzte, man wollte von dem „Judenbier" nicht trinken. Nicht gerade sehr taktvoll, aber bezeichnend!"

Zur physischen Anthropologie der Juden.*)

Von Prof. F. v. Luschan, Berlin.

Auf der 23. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie habe ich 1892 in Ulm die Ergebnisse meiner Arbeiten über die anthropologische Stellung der Juden vorgelegt. Seither habe ich nie aufgehört, mich mit dieser Frage zu beschäftigen und ich komme mit großer Freude dem Wunsche der Herausgeber nach, in der neuen Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden über den gegenwärtigen Stand meiner Arbeiten zu dieser Frage zu berichten.

Wie 1892 in Ulm, so möchte ich auch hier wiederum mit der Feststellung beginnen, daß man die Begriffe Juden und Semiten viel schärfer trennen muß, als dies in der Regel geschieht. Es ist natürlich sehr leicht, alle Menschen mosaischer Konfession als Juden zu betrachten, aber es ist ganz ungemein schwierig, eine irgendwie befriedigende Definition des Begriffes „Semiten" zu geben. Für diese liegt die Frage genau ebenso wie für die Arier oder Indogermanen.

Der indogermanischen Sprachenfamilie entspricht keine arische Rasse und die Völker, die heute indogermanische Sprachen reden, gehören sehr zahlreichen und untereinander völlig verschiedenen Rassen an. Die Begeisterung, mit der man früher einmal sich bemühte, eine gemeinsame Urform der indogermanischen Sprachen zu rekonstruieren und zu dieser Ursprache sich auch einen rassenreinen Urarier vorzustellen, hat längst reiferen Anschauungen Platz gemacht. Nur ganz unheilbare Chauvinisten reden heute noch von einer arischen Rasse und für den Fachmann ist der Begriff einer arischen Schädelform genau so absurd, als wenn man etwa von einer dolichokephalen Sprache reden wollte. Ungefähr ebenso steht es aber auch mit den Semiten. Auch dieser Begriff ist ein linguistischer, kein anatomischer, und man würde irren, wollte man annehmen, daß bei den alten Semiten Sprache und Rasse sich besser decken als bei den Ariern.

Wir fassen unter dem Namen der Semiten eine große Reihe von orientalischen Völkern zusammen, deren Sprachen untereinander auf das engste verwandt sind. Mit ihrem strengen Trilitteralismus, mit ihrer außerordentlich ebenmäßigen Grammatik und mit ihrem einheitlichen Wortschatz hängen diese Sprachen untereinander wohl noch sehr viel enger zusammen, als dies etwa die arischen Sprachzweige tun. Aber schon die allereinfachste Betrachtung der Schädelformen und des allgemeinen Habitus lehrt uns, daß dieser sprachlichen Einheit eine somatische Uebereinstimmung nicht entspricht. Zudem sehen wir, daß schon in der allerältesten Zeit in Babylonien unter den Summeriern und Akkadiern neben einem semitischen auch ein fremdes, nichtsemitisches Element auftritt, das wir jetzt auch sprachlich kennen zu lernen beginnen.

---

*) Aus der Zeitschrift für die Demographie und Statistik der Juden, Januar-Heft.

Ich habe schon in Ulm berichtet und ich bin heute mehr als je davon überzeugt, daß nur die Wüstenaraber, die echten Beduinen, als wirklich rassenreine Semiten betrachtet werden dürfen. Alle anderen semitisch redenden Völker, die Babylonier, die Assyrer, die Hebräer, die Phönizier, die Aramäer, die Abessinier usw. sind mehr oder weniger stark mit fremden Elementen vermischt. Lange und verhältnismäßig schmale Köpfe sind nun eine hervorragende Eigenschaft der heutigen Beduinen und wir sehen auf altägyptischen Denkmälern, daß die Beduinen von damals schon gerade so aussehen wie die Beduinen von heute. Vor allem sehen wir, daß diese rassenreinen Semiten immer eine kurze, kleine und wenig gebogene Nase haben, die in jeder Beziehung das Gegenteil von dem ist, was der Laie gegenwärtig als „echte Judennase" zu bezeichnen liebt.

Solche echten Judennasen aber und gleichzeitig ganz extrem kurze, hohe und schmale Schädel, finden wir schon im frühesten Altertum in Vorderasien auf Denkmälern abgebildet, die dem hethitischen Kulturkreise angehören. Ganz besonders typische Reliefs dieser Art habe ich in Sendschirli ausgegraben und im dritten Hefte der „Ausgrabungen in Sendschirli" auf Tafel 40, 41 und 42 veröffentlicht. Diese Bildwerke gehören ungefähr der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends an und sind zweifellos typisch für die ganze Bevölkerung von Vorderasien um diese Zeit. Wenigstens sehen wir, daß vielfach in Syrien und in Kleinasien sich ähnliche Typen bis auf den heutigen Tag erhalten haben und zwar überall da, wo äußere Umstände dem Zuströmen fremder Elemente ungünstig waren. So sehen wir, daß in schwer zugänglichen Hochgebirgsdörfern, in weit abseits vom allgemeinen Verkehre gelegenen Sumpflandschaften und ebenso in einzelnen alt-aristokratischen Familien und unter in sich abgeschlossenen Sekten sich dieser alte Typus sehr viel zahlreicher findet als in den großen Städten, an Küstenorten und in den großen Flußniederungen. Besonders rein hat sich diese Rasse auch unter den heutigen Armeniern erhalten, die etwa zu 90 % durch extrem kurze, breite und hohe Köpfe und durch eine sehr große und schmale Nase ausgezeichnet sind. Vereinzelt finden wir die gleichen Typen allerdings auch unter der heutigen griechischen und mohammedanischen Bevölkerung, aber immer als verhältnismäßig seltene und am einfachsten durch Atavismus zu erklärende Formen. Der wirkliche Sachverhalt ist wahrscheinlich der, daß wir ursprünglich für ganz Vorderasien eine vollkommen einheitliche und ungemischte Bevölkerung anzunehmen haben, die genau so aussah wie heute die große Mehrheit der Armenier. — Diese alten Vorderasiaten redeten und schrieben Sprachen, die uns im einzelnen bisher nur unvollkommen bekannt sind. Besonders die verschiedenen Versuche, hethitische Inschriften zu lesen, sind bisher noch nicht von einem ganz durchschlagenden Erfolge begleitet gewesen, aber eins steht doch als unumstößliche Tatsache fest, daß diese Sprache keine semitische war.

Zu dieser einheitlichen und in sich geschlossenen, jedenfalls nicht semitischen Bevölkerung kam nun etwa um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ein Strom semitischer Einwanderer, für den Abraham als Heros eponymos zu gelten hat. Wie groß oder wie klein die Zahl der ersten semitischen Einwanderer in Syrien gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls war sie groß genug, um der eingeborenen Bevölkerung eine neue Schrift, eine neue Sprache aufzuzwingen, aber sie war zu klein, um auch die anatomischen Eigenschaften der alten Rasse verschwinden zu machen. Jedenfalls sehen wir, daß in ganz Syrien und Kleinasien die alten Kurzschädel noch in einem, an verschiedenen Orten wechselnden Prozentsatz vertreten sind, im Ganzen vielleicht aber noch etwa 50 % der heutigen Bevölkerung ausmachen.

Man ist sich über diese Verhältnisse lange nicht klar gewesen, besonders weil die wenigen Kopfmessungen, die man überhaupt aus Vorder-Asien zur Verfügung hatte, in ganz ungeschickter Weise zur Bildung von Mittelzahlen verwandt wurden. Aus der Bevölkerung eines Landes A könnte man z. B. hundert Individuen herausgreifen, von denen etwa 40 extrem kurze Schädel haben, deren Breite zur Länge sich wie 90 zu 100 verhält, während 40 andere mit sehr langen und schmalen Köpfen einen solchen „Längen-breiten-Index" von nur 70 haben; die letzten 20 Leute könnten einen Index von 80 haben — jeder vernünftige Mensch würde aus solchen Zahlen schließen, daß die ersten 40 Menschen von einer extrem kurzköpfigen Rasse abstammen, die zweiten 40 von einer sehr langschädligen und die letzten 20 vielleicht von einer dritten Rasse oder von Mischlingen aus den beiden anderen Elementen. Gewisse Anthropologen aber haben aus diesen Zahlen ein arithmetisches Mittel gezogen und dann für die Bevölkerung A von einem durchschnittlichen Längenbreiten-Index von 80 gesprochen. Fand sich nun in irgend einem benachbarten Lande B eine durchaus homogene Bevölkerung mit Indices, die nur zwischen 79 und 81 schwankten mit einer Mittelzahl, die auch 80 betrug, so war es für diese Gelehrten klar, daß die Bevölkerung von A und die von B identisch sein müsse. Dies ist in der Tat ganz genau so töricht, als wollte man das Klima zweier Länder nach ihrer mittleren Jahrestemperatur beurteilen. Irgend eine Wüstenlandschaft in Innerasien mit extrem hohen Sommer-Temperaturen und extrem kaltem Winter kann das genau gleiche Jahresmittel haben mit einer Insel in Ozeanien, auf der fortwährend, Tag und Nacht, im Winter und im Sommer immer gleichmäßig schöne Frühlingstemperatur herrscht.

Es würde Irrsinn sein, wollte man behaupten, daß diese beiden Landschaften mit dem gleichen Jahresmittel genau gleiches Klima haben — aber die Gleichstellung jener Bevölkerung von A mit der von B wegen der Uebereinstimmung der arithmetischen Mittel ihrer Indices würde nicht um ein Haar vernünftiger sein.

Um diese Verhältnisse richtig beurteilen zu können, ist es durchaus nötig, sich erst einmal klar darüber zu werden, was geschieht, wenn Menschen mit extrem von einander verschiedenen körperlichen Eigenschaften sich vermischen. Theoretisch könnte man sagen, die Nachkommen hätten die Eigenschaften $\frac{x+y}{2}$, wenn x die Eigenschaften des Vaters und y die Eigenschaften der Mutter bedeute. In der Praxis kann ein ähnliches Resultat vielleicht als arithmetisches Mittel aus einer sehr großen Zahl von Einzelbeobachtungen sich ergeben, für den einzelnen Fall selbst wird es so gut wie niemals zu erwarten sein. Unsere Erfahrung lehrt vielmehr, daß die Nachkommen aus einer solchen Ehe unter Umständen ganz die Eigenschaften von x oder die von y haben können, oder daß ihre Formel irgend wie zwischen x und $\frac{x+y}{2}$ zu liegen kommt.

Wenn man Weißwein und Rotwein zusammengegossen hat, so kann keine Macht der Erde diese Mischung wieder in ihre alte Bestandteile zerlegen. Wenn man aber weiße und rotgefärbte Steinchen auch noch so innig unter einander mengt, wird es stets wiederum möglich sein, sie auseinander zu lesen, sofern nur etwa die roten Steinchen nicht allzusehr abgefärbt haben.

Ganz ähnlich ist es bei Kreuzungen zwischen verschiedenen Typen; sie sind mit einem mechanischen Gemenge zu vergleichen, nicht mit einer chemischen Verbindung. Allerdings scheinen verschiedene Rassen sich bei Kreuzungen sehr verschieden zu verhalten; bei manchen Rassen kann jedes einzelne Produkt der Kreuzung tatsächlich mehr weniger stark der Formel $\frac{x+y}{2}$ nähern, bei anderen Rassen wird sich ein sehr großer Prozentsatz von Kreuzungsprodukten finden, die fast rein als

x oder als y zu definieren sind. Man wird also für manche Rassen von einer sehr geringen, für andere von einer sehr großen „Energie der Vererbung“ reden können.

Untersuchungen, die ich in Adalia, der alten Hauptstadt von Pamphylien im südwestl. Kleinasien, angestellt habe, lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß unter der dortigen Bevölkerung griechisch-orthodoxen Glaubens Nachkommen der alten „armenoiden“ Urbevölkerung und Nachkommen semitischer Einwanderer seit Jahrtausenden sich vermischt haben, ohne daß die beiden so verschiedenen Typen in einander aufgegangen wären. In jeder einzelnen Familie, die ich darauf hin untersuchen konnte, fanden sich Kinder mit extremen Eigenschaften vom Typus x und andere mit extremen Eigenschaften y. Ja es kam vor, daß beide Eltern dem Typus x angehörten, die Kinder aber dem Typus y, oder umgekehrt.

Ganz genau dasselbe zeigt sich in Tirol, wo wir ohne die allergeringste Schwierigkeit täglich eine große Anzahl von Familien beobachten können, deren Angehörige zum Teil der alpinen, zum Teil der nordeuropäischen Rasse angehören. Auch da finden sich zahlreiche Individuen vom Typus x oder y, deren Ascendenz einen Typus $\frac{x+y}{2}$ hätte erwarten lassen. Ja ich kenne sogar Fälle aus Tirol und aus Adalia, in denen beide Eltern vollständig charakterlose Misch-Typen repräsentierten, während die Kinder trotzdem wieder ganz reine Typen aufwiesen. So ist es also klar, daß — wenigstens in einzelnen Fällen — auch latente Eigenschaften mit der größten Energie vererbt werden — eine Tatsache, die natürlich mit in die große Gruppe der als Atavismus zusammengefaßten Erscheinungen gehört.

Allerdings gibt es auch Rassen, die viel leichter in einander aufgehen und zur Bildung neuer Typen, etwa in der Richtung der aritmethischen Mittelzahlen zu neigen scheinen. Gerade in Mittel-Europa scheint vielfach die Energie der Vererbung gering zu sein und das Entstehen wirklicher „Misch-Typen“ zu fördern. Es ist klar und braucht nicht erst unter Beweis gestellt zu werden, daß wir über die allerwichtigsten anthropologischen Verhältnisse so lange im unklaren bleiben werden, ehe nicht für eine große Menge von Rassen mit Sicherheit festgestellt sein wird, welcher Art die Energie ist, mit der ihre Angehörigen ihren Typus auch bei Mischheiraten auf ihre Nachkommen vererben.

Hier mitzuarbeiten ist jeder berufen, der Augen hat, zu sehen. In erster Linie sind hierzu aber Ärzte auserwählt, die im Stande sind, die körperlichen und auch die geistigen Eigenschaften ihrer Patienten durch mehrere Generationen hindurch zu verfolgen und schriftlich festzulegen. Nur aus einer großen Anzahl von zuverlässigen Einzelbeobachtungen werden wir einmal im Stande sein, Vererbungsgesetze wirklich zu erkennen, die wir einstweilen nur ahnen.

Ganz besonders auch über die Entstehung der Blonden werden wir so mit der Zeit hoffen dürfen, etwas mehr zu erfahren, als uns gegenwärtig bekannt ist.

Ich selbst habe früher einmal versucht, die rund 11% Blonden, die wir in Syrien, und daher auch unter den modernen europäischen Juden finden, auf eine alte Einwanderung blonder Nordeuropäer in Vorderasien zu beziehen — es schiene mir wichtig, durch eine auf breiter statistischer Basis stehende neue Untersuchung auch diese Vermutung einer strengen Nachprüfung zu unterziehen.

Aber auch für zahllose andere Fragen können wir aus statistischen Untersuchungen über die Juden wichtige Aufschlüsse allgemeiner Art und reiche Belehrung für die physische Anthropologie erwarten; ich habe deshalb die Nachricht von der Gründung dieser neuen Zeitschrift mit doppelter Freude begrüßt und rufe ihr hier ein hoffnungsfrohes vivat, crescat, floreat zu.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 6 | Berlin, 8. Februar 1905. | 15 Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.**

Etwas über Parität und deren kuriose Anwendung den Juden gegenüber.

Mit der Parität ist es eine eigene Sache. Am besten ist sie da gewahrt, wo ihre Nichtbeachtung gar nicht beachtet wird, weil Niemand mehr auch nur auf den Gedanken kommt, daß sie mit Absicht verletzt worden sein könnte, Jeder vielmehr, wenn er überhaupt die Imparität bemerkt, sie als entweder *zufällig* oder *natürlich* ansieht. Es gibt nämlich auch eine durchaus *natürliche* Imparität. Niemand wird sich zum Beispiel darüber wundern, daß Norddeutsche, also vorzugsweise Preußen, in der *Marine* mehr vertreten sind, als Süddeutsche.

Wo man in einem Staate ängstlich seitens der Regierung die Parität wahrt oder seitens der Bevölkerung sich häufiger über Verletzung der Parität beschwert, da ist die für jeden Staat wünschenswerte vollständige *Verschmelzung* der verschiedenen Rassen, Klassen, Nationalitäten, Konfessionen noch nicht eingetreten. Es ist dann etwa so wie wenn von Eheleuten bei jeder Gelegenheit der strikte Rechtsstandpunkt betont, oder wenn zwischen Geschwistern um das Mein und Dein gestritten wird. In Ermangelung eines Besseren ist ja die Abgrenzung sehr gut, aber eigentlich sollte in einer Familie mehr die Liebe als das juristische Recht maßgebend sein. Wie *die* Frauen die besten sind, von denen man nichts hört, so sind diejenigen Länder hinsichtlich der paritätischen Behandlung ihrer Bürger die besten, in welchen man nie etwas von Parität hört.

Weit schlimmer steht es um die Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungsschichten, wo *absichtlich* gewisse Bürger *zurückgesetzt* werden. In Deutschland klagen darüber mit Recht am meisten die Juden. Sie sind zwar *gesetzlich* vollständig gleichberechtigt mit allen anderen Bürgern, aber sie werden auf *administrativem* Wege nicht zwar wie Mißliebige in Rußland verschickt, aber doch noch grundsätzlicher zurückgesetzt.

Das Tollste aber ist, daß sie zum Schaden auch noch den Spott zu tragen haben. Denn wo die Parität nur irgend *gegen* die Juden ins Treffen geführt werden kann, geschieht es, und zwar nicht nur von Seiten der Antisemiten, sondern auch sogar von der Regierung. Eine Beschwerde über die verfassungswidrige Ausschließung der Juden von der Bewerbung um den ausgeschriebenen Posten eines Lehrers der Naturwissenschaften an einer höheren Schule wurde von der Regierung mit der Begründung zurückgewiesen, daß an der betreffenden Schule nur drei jüdische Schüler seien. Gut, wenn auch nicht richtig. Aber dann würde daraus doch folgen, daß an denjenigen höheren Schulen, auf welchen die jüdischen Schüler eine ganz beträchtliche Minorität, wenn nicht gar die Majorität ausmachen — die Antisemiten klagen ja oft genug über den Andrang der Juden zu den höheren Lehranstalten in den großen Städten, besonders in Berlin —, die Anstellung jüdischer Lehrer in einer wenn auch nur sehr beschränkten Zahl das selbstverständlichste von der Welt wäre. Weit gefehlt; dann weiß man nichts von Parität.

Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Jude auf einen höheren Richterposten gelangt. Scharenweise müssen die jüdischen Rechtsbeflissenen die Anwaltslaufbahn einschlagen. Dann aber wird gejammert, daß die Parität verletzt werde, daß weit mehr jüdische Rechtsanwälte vorhanden seien als nach der Parität auf die jüdische Bevölkerung entfallen dürften. So sagen die Antisemiten. Die Regierung aber spinnt denselben Faden, wenn es sich um die Ernennung von Rechtsanwälten zu *Notaren* handelt. Dann muß wieder auf die Parität zum Nachteil der Juden Rücksicht genommen werden. Klagen die Juden über diese doppelte Benachteiligung, dann heißt es bei den Antisemiten, die Juden seien unverschämt, sie verlangen — Vorrechte, weil sie mehr Notariatsposten beanspruchen als ihrer Kopfzahl entspreche.

Wir könnten noch sehr viele andere Beispiele solcher kuriosen, eulenspiegelhaften Anwendung der Parität den Juden gegenüber anführen, aber wir wollen es genug sein lassen. Wir werden es als einen großen Fortschritt ansehen dürfen, wenn bei uns den Juden gegenüber die Parität ängstlich gewahrt wird, obwohl wir dies nicht als einen Idealzustand ansehen. Dieser wird erst dann erreicht sein, wenn bei Anstellungen nicht die Zahl, sondern nur die Befähigung ausschlaggebend ist und auf das religiöse Bekenntnis gar keine Rücksicht genommen wird, weder auf das protestantische noch auf das katholische, jüdische oder irgend ein anderes. Der Staat wird dann wahrlich nicht schlecht fahren, denn er wird vor allen seinen Bürgern die fähigsten zur Wahrnehmung seiner Geschäfte verwenden können, wie es die Verfassung verlangt.

Es ist unberechtigt, verfassungswidrig und dem Vaterlande abträglich, oder, wenn bei der Auswahl der Beamten auf die regionale und religiöse Herkunft und nicht auf Wissen, Können und Charakter Rücksicht genommen wird. *Wägen* soll der Staat, nicht *zählen*, am allerwenigsten aber seine Bürger differentiell, stiefmütterlich, kränkend behandeln. Die Juden werden bis

jetzt gegen Sinn und Wortlaut der Verfassung stiefmütterlich behandelt, geschädigt und gekränkt und alles das ohne ihre Schuld und ohne jeden Grund.

Der A. T. B. und die Deutsche Turnerschaft.

Der Akademische Turnbund (A. T. B.), der im Deutschen Reiche etwa 3300 Angehörige zählt, hatte anläßlich des Austritts des Kreises XV (Deutsch-Oesterreich) aus der Deutschen Turnerschaft an den Vorsitzenden derselben, Herrn Dr. Goetz, im November vergangenen Jahres ein Schreiben gerichtet, in dem er in schroffer, einseitiger Weise für die ausgeschiedenen Oesterreicher Partei nahm und der Leitung der Deutschen Turnerschaft ein scharfes Mißtrauensvotum ausstellte. Er warf dem geschäftsführenden Ausschuß der Deutschen Turnerschaft sogar vor, er habe „seine Pflicht, deutsches Volkstum zu fördern, versäumt" und die Rechte und Empfindungen der Deutsch-Oesterreicher verletzt. Auch das persönliche Verhalten der Ausschußmitglieder und besonders des Vorsitzenden Dr. Goetz wurde in dem Schreiben einer harten Kritik unterzogen und schließlich folgende Erklärung abgegeben:

„Wir bedauern aus nationalen Gründen das Ausscheiden der Deutsch-Oesterreicher aus der Deutschen Turnerschaft aufs tiefste und können uns mit den Maßnahmen des Ausschusses und des Herrn Vorsitzenden in dieser Angelegenheit durchaus nicht einverstanden erklären."

Auf diese Erklärung ging dem A. T. B. unterm 27. Dezember v. J. ein Antwortschreiben des geschäftsführenden Ausschusses der Deutschen Turnerschaft zu, in dem es unter anderem heißt: „Ihr Schreiben beweist uns, daß der seit langer Zeit von Dr. Patzelnigg in den „Akademischen Turnbundsblättern" gegen uns geführte Kampf im A. T. B. seine Früchte getragen hat." — — „Zur Sache selbst bemerken wir, daß wir den Begriff des Deutschtums allerdings weiter auffassen, wie Sie es tun. Im Deutschen Reiche begründet die Staatsangehörigkeit die Angehörigkeit zum Deutschen Volk — im Volksgemisch Oesterreichs ist der als deutsch zu betrachten, der deutsch sein will und sich in diesem Sinn einer deutschen Vereinigung anschließt. Ohne diese Grundsätze wäre jede Propaganda für deutsches Volkstum überhaupt unmöglich." — Weiter heißt es: „Das fremde Volkstum, dem leider die Deutsch-Oesterreicher zerfahren und in sich bekämpfende Parteien zersplittert gegenüber stehen, ist das Tschechentum, das sich als tertium gaudens die Hände reibt, wenn die österreichischen deutschen Turner im Wüten gegen die verhältnismäßig wenigen jüdischen Turner ihre Kräfte verbrauchen und ihre Einigkeit vergessen."

Dann heißt es noch in dem Schreiben: „Die Oesterreicher haben bei jeder Gelegenheit des Kampfes in ihrem Kreise von der Minderheit unbedingte Unterwerfung verlangt und durchgesetzt — uns, der großen Deutschen Turnerschaft gegenüber, verlangen sie, daß sich die Mehrheit ihrem Willen, also dem der Minderheit fügt. — Sie verlangten von uns, den von einer erdrückenden Mehrheit loyal gefaßten Beschluß für ungesetzlich zu erklären und seine Ausführung zu unterlassen. Solches Verfahren mag zu dem in Permanenz erklärten Kampf der Deutsch-Oesterreicher unter sich passen, in der gesunden Entwickelung der Deutschen Turnerschaft ist dafür kein Raum."

Das Schreiben schließt mit den Worten: „Ihr Bedauern über das Ausscheiden der Oesterreicher teilen wir vollständig, Ihrer Ansicht aber, daß Sie mit den Maßnahmen des Ausschusses und seines Vorsitzenden nicht einverstanden sind, setzen wir frohen Mutes die Erklärung entgegen, daß wir unsere Pflicht und das Möglichste getan haben, das Ausscheiden der Oesterreicher durch Schaffen eines gangbaren Weges zu verhindern und daß wir jede Schuld daran, daß die Oesterreicher das Band, das uns umschlang, zerrissen haben, unbedingt ablehnen. Von parteipolitischen Zeitströmungen aber muß und wird unser gutes Deutsches Volkstum frei bleiben."

Aber auch weitere Kreise des A. T. B. sind keineswegs mit dem sonderbaren Vorgehen gegen die Deutsche Turnerschaft einverstanden. Das beweist auch eine Erklärung des Alten-Herren-Verbandes des A. T.-Vereins zu Hamburg, der den vom A. T. B. gefaßten Beschluß, eine „Rüge" Herrn Dr. Goetz zu erteilen, bedauert. Noch schärfer spricht sich der A. H.-Lokal-Verband Breslau gegen das Vorgehen des A. T. B. aus, indem er erklärt: „Der vom A. T. B. eingelegte Protest gegen den Vorsitzenden und den Ausschuß der Deutschen Turnerschaft ist bedauerlich und gefährlich, weil er nicht nur die fernere Zugehörigkeit der Bundesvereine zur Deutschen Turnerschaft in Frage zu stellen, sondern auch in dem T. B. „selbst Uneinigkeit hervorzurufen geeignet ist."

Dieser Beschluß wurde dem Vororte des T. B und dem Vororte des Alten-Herren-Bundes offiziell mitgeteilt und Dr. Goetz privatim übermittelt.

Aus diesen Kundgebungen ergibt sich also, daß die Alten Herren des A. T. B. mit dem Vorgehen der aktiven Mitglieder keineswegs einverstanden sind. Die A. T. B.-er hätten also gut getan, sich erst mit ihren Alten Herren in Einverständnis zu setzen, ehe sie für den Kreis XV. urteilslos Partei nahmen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Ueber die Nationalsozialen und in erster Linie ihre Führer Naumann und Gerlach sind die Antisemiten aller Schattierungen ganz besonders erbost, weil sie ihnen schon bei den letzten Wahlen erhebliche Schlappen beigebracht haben und in Verbindung mit der freisinnigen Vereinigung ihnen auch weiterhin in ihren früheren Domänen arg zusetzen. Das Hamburger „Deutsche Blatt", das Organ der Herren Liebermann von Sonnenberg, Graf Reventlow und Raab, stößt darüber einen förmlichen Wutschrei aus:

„Als Naumann zuerst auftrat, begrüßten ihn die Juden Moses und Levysohn als einen Menschen, der sich zum Gegengift gegen den Antisemitismus entwickeln könne. In der Tat hat Naumann und sein Anhang auch stets seine Aufgabe in diesem Sinne aufgefaßt, und wenn auch manche Leute sich durch die Verwandtschaft der Parteinamen „nationalsozial" und „deutschsozial" täuschen ließen, so haben wir ihn doch stets als unseren „extremsten Gegner" betrachtet und behandelt. Als er den unlauteren Wettbewerbsnamen fallen ließ und sich der Partei zur Abwehr des Antisemitismus offen anschloß, gingen einigen von jenen Leuten, freilich noch nicht allen, die Augen auf. Neuerdings trat immer deutlicher hervor, daß diese Partei ausschließlich ihre Lebensaufgabe im Judenschutz und speziell in der Vernichtung der deutschsozialen Partei erblickt. Der Hamburger Parteisekretär (vom „Liberalen Verein", früher alleiniger Sekretär der nationalsozialen Partei) plauderte aus, daß man sich zum Ziele gesteckt habe, Hessen, den Sitz des Antisemitismus und insbesondere der deutschsozialen Partei, zu erobern. Und von einer Veranstaltung der Frankfurter Nazi sagt jetzt das hessische Bauernblatt „Deutsche Volkswacht": „Die „Frankfurterztg." plaudert hierbei aus der Schule, indem sie berichtet, daß die nationalsoziale Gesellschaft bei dieser Gelegenheit beschlossen hat, einen Sekretär anzustellen, der die Aufgabe erhält, die seither antisemitisch vertretenen kurhessischen Reichstagswahlkreise für den Judenfreisinn zu gewinnen. Es zeigt sich hieraus immer klarer, daß diese politischen Heuchler sich nur noch zu dem Zwecke zusammenfinden, um die Geschäfte des jüdischen Vereins „zur Abwehr des Antisemitismus", der sog. Judenschutztruppe, unter einer anderen, unverfänglichen Maske

zu betreiben, um Dumme auf den Leim zu locken. Das dicke R steht sich, wie es scheint, hierbei nicht schlecht, denn die Mittel haben doch schon zu einer Winterkur nach Algier gereicht und sein Ruhm wird von den Posaunen Israels in allen Tonarten geblasen."

Der letztere Anwurf des antisemitischen Blattes, der auf Pfarrer Dr. Naumann zielt, zeugt von einer so erbärmlichen, niedrigen Gesinnung, daß es dem Schmutzblatt zu viel Ehre antun hieße, wollte man hierauf auch nur ein Wort erwidern.

Wegen tendenziöser Berichterstattung über den Besuch des Kronprinzen bei dem Fest des Vereins Deutscher Studenten erhält die „Staatsbürgerztg." von dem offiziellen Organ des genannten studentischen Vereins einen Rüffel. Das Organ des Herrn Bruhn hatte geschrieben: „Der Kronprinz reichte Herrn von Liebermann, seine Zustimmung ausdrückend, die Hand", ohne, wie das studentische Organ moniert, hinzuzufügen, daß Herr von Liebermann selbstverständlich mit keiner Silbe vom Antisemitismus gesprochen hatte. Und sie hatte außerdem noch einer ebenso unbefugten wie taktlosen Bemerkung einer Korrespondenz Aufnahme gewährt, in der gesagt wurde: „Wir müssen den Schmerz, (der freisinnigen Blätter) noch vergrößern, indem wir bekannt geben, daß der Kronprinz die Tendenzen des Vereins kennt und den Reden, die auf dem Kommerse gehalten wurden, offen seinen Beifall spendete."

Hierzu bemerken die „Akademischen Blätter" noch:

„Wir bedauern auch an dieser Stelle lebhaft, daß die „Staatsbürgerztg." damit immerhin einen Anlaß zu der Behauptung gegeben, „man" wolle den Kronprinzen „für eine bestimmte politische Richtung gewinnen". Um aber auch den dürftigsten Schein des Rechtes zu dieser Behauptung zu nehmen, erklären wir, daß die Berichterstattung der „Staatsbürgerztg." von dem Verein Deutscher Studenten in Berlin, daß sie insbesondere von allen Mitgliedern und Alten Herren des Vereins, die sich für den Verlauf des Festes verantwortlich fühlen, auf das schärfste gemißbilligt und abgelehnt wird. — Wir können auch hinzufügen, daß die engeren Freunde des Herrn von Liebermann dieses Bedauern durchaus teilen."

Den Text der auf dem Kommers gehaltenen antisemitischen Rede des stud. theol. Lorentzen geben die „Akademischen Blätter" wie folgt wieder:

„Allem, was zwischen den Deutschen Bergen bis an die Deutschen Küsten wohnt, gilt unser Hoffen. Gilt es denn wirklich allem? — Dem Judentum, das unter uns wohnt, haben wir den Absagebrief gegeben. Es ist vom Kyffhäuserverband oder anderen dieser Gegensatz als notwendige Folge des nationalen Bewußtseins in die Deutsche Studentenschaft getragen worden. Die Juden sind ein Rassesplitter, der sich weigert, ob es der einzelne will oder nicht, in unserem Volkstum aufzugehen, der vielmehr in seiner großen Mehrheit auf internationale Ideen sein Wirken einstellt. Ein Volk, das diesem Geist sich fügen wollte, würde verschwommen und nicht stark. Wohl nehmen die Juden unsere äußere Zivilisation an und stellen ihren Mann auf dem Gebiet des reinen Handels, hier mag ihr Platz denn sein. Auch im Bereich der sogenannten reinen Wissenschaft, die über die Grenzen des Volkstums greift, hat unsere Forschung jüdischem Scharfsinn manchen Ertrag zu danken. Aber dort wo eines Volkes eigenste Kraft pulsiert, in der Kultur, die herauswächst aus seinem Wesen, die es nur durch Blutmischung übertragen kann, da sehen sich der Deutsche und der Jude mit fremden Augen an. Darum muß es gelten, wo das Herz des Deutschen schlägt, und wo sein Geist sich Formen schafft, da darf kein Deutscher einem Juden weichen. Unser Heim, Erziehung, Kunst, Verwaltung und Gesetz soll nur in Deutschen Händen ruhen. Wir nehmen den Kampf auf an den Universitäten und freuen uns, in diesem Jahre wieder in den Lesehallenwahlen mit der nationalen Studentenschaft uns den Sieg zuschreiben zu können.

Graf Pückler ist am 7. Februar in Berlin zur Polizeiwache sistiert worden. Die Anhänger des Grafen hatten für diesen Tag nach Kellers Neuer Philharmonie in der Köpenicker Straße eine Versammlung einberufen. Leiter der Versammlung war der Schriftsteller Plack-Podgorski. Diesem wurde vor Eröffnung der Versammlung vom überwachenden Polizeihauptmann eröffnet, daß Graf Pückler unter keinen Umständen reden dürfe. Trotzdem wurde dem Grafen gleich nach der Eröffnung das Wort erteilt. Als Graf Pückler dagegen protestierte, daß man ihm in der letzten Tonhallenversammlung das Wort verboten habe, fiel ihm der überwachende Polizeihauptmann ins Wort, worauf Graf Pückler erklärte, weder der Polizeihauptmann noch der Polizeipräsident hätten das Recht, ihm das Reden zu verbieten, man könne höchstens die Versammlung auflösen. Graf Pückler suchte weiter zu sprechen, worauf der Polizeihauptmann den Schutzleuten befahl: Führen Sie den Mann ab. Graf Pückler wurde zur nächsten Polizeiwache in der Schmidtstraße geführt. Graf Pückler protestierte dagegen, daß er unter einem Verfassungsbruch leiden müsse. Nach Schluß der Versammlung marschierten die Anhänger Pücklers in geschlossenem Zuge zur Polizeiwache und verlangten die Herausgabe ihres Grafen. Viele drangen auch in den Hof ein. Ein Polizeileutnant kam schließlich heraus und teilte den Demonstranten mit, daß Graf Pückler bereits seit einer Viertelstunde entlassen worden sei. Wie ein Berichterstatter mitteilt, will Graf Pückler den Polizeipräsidenten fordern lassen, weil er das Redeverbot als persönliche Beleidigung auffaßt. Durch den Vorsitzenden der sogenannten Pücklervereinigung, Buchdruckereibesitzer Mitsching hat Graf Pückler dem Polizeipräsidenten folgenden Brief überreichen lassen: „Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich sehr ergebenst, mir endlich wieder die Redefreiheit zu gewähren, da ich von dem Gerichtshofe für geistig vollständig normal erklärt worden bin. — Ich werde zurzeit schlechter behandelt wie die meisten Anarchisten, die hier in Berlin volle Redefreiheit haben. — Sollte mir abermals nächsten Dienstag das öffentliche Auftreten verweigert werden, so müßte ich dieses Vorgehen des Polizeipräsidenten als persönliche Beleidigung auffassen. Ergebenst Graf Pückler." — Dem Buchdruckereibesitzer Mitsching ist auf dieses Schreiben folgende Antwort des Polizeipräsidenten zugegangen: „Auf die Eingabe vom 4. d. M. eröffne ich Ihnen unter Bezugnahme auf die Verfügung vom 17. Januar c. ergebenst, daß ich es ablehnen muß, das Auftreten des Grafen Pückler als Redner in der Versammlung am 7. d. M. in der Philharmonie, Köpenickerstr. 96/97 zu gestatten. v. Borries."

Vermischtes.

Anläßlich des Ablebens des Konsuls M. A. Simon in Hannover wird uns geschrieben:

„Der Verstorbene hatte dem Schreiber dieser Zeilen, der ihm nahe stand, oft genug dargelegt, wie sehr er mit den Bestrebungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus sympathisiere, und wie auch seine eigensten Bestrebungen dahin abzielten, der „Judennot" Einhalt zu tun. Auch in öffentlichen Vorträgen führte Simon in seiner schlichten, überzeugenden Weise aus, daß die von ihm begründete Anstalt beweisen sollte, daß entgegen antisemitischen Behauptungen

die Juden sehr wohl von den Berufen, die zum Teil den Anlaß zur Abneigung gegen die Juden geben, abgelenkt und zur Bodenkultur zurückgeführt werden können. Das Goethe'sche Wort bildete die Devise seines Strebens:

„Mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters. Seid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen!"

Nur so hatte er auf die Jugend seine Hoffnungen gesetzt. Nicht mit Unrecht, denn die Erfolge die man in Ahlem erzielte, waren ermutigend genug, um des Stifters Ideen breiteren Boden zu verschaffen.

Ueberall wollte Konsul Simon Zweiganstalten errichtet sehen, insbesondere nicht allzu fern von großen Verkehrszentren, so auch von Berlin.

Nun ist er dahingegangen, ein Mensch von hervorragenden Fähigkeiten und weitem Blick, das Sinnbild der Einfachheit, des Fleißes und der Selbstlosigkeit. Das Schicksal hat dem Verstorbenen vergönnt, wenigstens noch einen Teil von dem verwirklicht zu sehen, was er so innig erstrebt hatte; mögen die zahlreichen Freunde Simons und seiner weitschauenden Pläne sein Andenken ehren, indem sie weiter bauen an dem großen Werke und zu vollenden streben, was er erfolgreich begonnen".

Aus Hannover wird uns berichtet: Die Bestattung des Konsuls a. D. Simon fand letzten Mittwoch Vormittag unter sehr großer Teilnahme statt. Eine Trauerfeier im Parkhause ging der Ueberführung der Leiche nach dem Friedhofe voran. Landrabbiner Dr. Gronemann hielt die Trauerrede. Er entwarf ein Charakterbild des Verstorbenen und würdigte fein in der Ahlemer Erziehungsanstalt verkörpertes uneigennütziges Streben, die Erwerbstätigkeit namentlich der armen jüdischen Bevölkerung in andere Bahnen zu leiten, sie zurückzuführen zu der ursprünglichen Beschäftigung der Israeliten, zum Ackerbau und zum Handwerk. Weiter erwähnte der Redner, daß Konsul Simon auch die Anregung gegeben habe, die planlose Auswanderung der Juden in geregelte Bahnen zu leiten. Zu diese Pläne reiße sein Heimgang eine große Lücke. Die Anregungen, die er gegeben, würden nicht verloren gehen, und sein großes Werk, die Erziehungsanstalt Ahlem, werde ihm einen Namen sichern für alle Zeiten. Justizrat Dr. Berend widmete im Namen der Verwaltung der Ahlemer Anstalt dem Verstorbenen einen warmherzigen Nachruf. Namens der Bne Brith-Logen, des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes und anderer Vereinigungen sprachen Seminardirektor Dr. Knoller-Hannover, Senator Fischer-Linden, Jos. Wislach und Rechtsanwalt Dr. Jul. Blau-Frankfurt a. M. warme Worte der Ehrung und des Abschieds. Konsul Simon hat im Jahre 1893 die Ahlemer Anstalt mit nahezu einer Viertelmillion Mark begründet, und im Jahre 1902 konnte das Mädchenhaus, das dem dringendsten Bedürfnis entsprach, eingeweiht werden. Nicht nur seine Glaubensgenossen, sondern auch nichtjüdische hervorragende Männer erkennen Simons Bedeutung auf allgemeinem sozialen Gebiete an. Nach am Tage der Beisetzung traten die anwesenden Kuratoren- und Vorstandsmitglieder der Erziehungsanstalt Ahlem zu einer Sitzung zusammen, in der einhellig der Wille zum Ausdruck kam, die Fortführung und Weiterentwickelung der in der Anstalt verkörperten Ideen mit allen Kräften zu verfolgen. Die Pläne Simons werden nicht mit ihm begraben sein.

Dem verstorbenen Würzburger Erzbischof Dr. von Schork widmet ein Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse", der mehrere Jahre hindurch mit ihm regelmäßig im Brennerbad in der Sommerfrische zusammengetroffen war, Erinnerungen, denen wir einige interessante Episoden entnehmen:

„Die weltgebietende römisch-katholische Kirche war ihm die Form, in der sich das Wesen der Nächstenliebe, der Menschenverbrüderung, entwickeln sollte, daher er auch von allem Zelotismus, von Glaubenshaß, vom Streben, Religion und Kirche zur Erzielung weltlicher Vorteile zu verwenden, frei war." Interessant, wenn zutreffend, ist noch eine andere Aeußerung des Erzbischofs gegenüber dem Mitarbeiter des genannten Blattes in Bezug auf den Antisemitismus. Schork sagte zu demselben: „Der Antisemitismus fällt bei uns in Bayern auf keinen fruchtbaren Boden, ich habe in meiner Diözese keinen einzigen antisemitischen Pfarrer. Vor nicht langer Zeit hatte ich eine Verhandlung mit einem höheren protestantischen Geistlichen, welche diesem Anlaß gab, mich zu fragen, ob ich auch Antisemit sei. Ich antwortete: Nein, und zwar aus drei Gründen: Erstens bin ich Mensch und darf als solcher nicht hassen; zweitens bin ich Christ und muß als solcher meine Nächsten lieben, und drittens" — hier wurde er heftig — „bin ich überzeugt, daß dieser Schlamm des Antisemitismus auch noch unsere heilige Kirche bespritzen wird." Und als dann der Lutheraner meine Argumente bekämpfen wollte und zu nörgeln fortfuhr, replizierte ich scharf: „Nun, ich habe noch einen vierten Grund: ich bin kein Antisemit, weil Sie einer sind."

Treitschke und die Judenfrage. In der „Monatsschrift für Stadt und Land" hat der kürzlich verstorbene Mitarbeiter der „Kreuzztg." Frhr. Eduard v. Ungern-Sternberg seine Lebenserinnerungen veröffentlicht, die in dem Februarheft zum Abschluß gebracht werden. Seinen Mitteilungen über Heinrich v. Treitschke entnehmen wir folgende Stelle:

„Auf den Inhalt unserer Gespräche kann ich mich nach mehr als dreißig Jahren nicht besinnen. Eine Aeußerung aber ist mir nicht entfallen, weil sie Treitschkes Auffassung der Judenfrage auf das schärfste beleuchtete. Auf einem Gange nach dem „Speyerer Hof" bei Heidelberg sagte er einmal nach längerer Pause, ohne an Vorhergegangenes anzuknüpfen, ganz plötzlich: „Das Mittelalter war doch eine kernhafte Zeit, da verbrannte man die Juden, und kein Hahn krähte darnach." Als er einige Jahre später mit einer kleinen Schrift, die damals viel Aufsehen erregte, in die Erörterung der Judenfrage eingriff, fiel mir diese Aeußerung wieder ein; damals aber habe ich in der Oeffentlichkeit keinen Gebrauch davon gemacht, weil ich glaubte, daß ihm dies trotz seiner Unabhängigkeit von den Vorurteilen des Liberalismus nicht lieb sein würde. Jetzt aber, wo er längst im Grabe ruht, kann es, wie ich meine, nicht schaden, wenn man erfährt, wie Treitschke zu den Juden stand, von denen er in jener Schrift gesagt hatte, daß sie „unser Unglück" seien — und das, obwohl er der letzte gewesen wäre, dem einzelnen auch nur ein Haar zu krümmen. Allein seine leidenschaftliche Natur suchte nach kräftigem Ausdruck dafür, was sie bewegte, er konnte keine schwammige Halbheit vertragen."

Wir glauben nicht, daß der Verfasser mit dieser Reminiszenz dem Andenken Treitschkes genützt hat.

Herr Notar Wehlan. Der frühere Vizegouverneur von Kamerun, der sich durch seine brutale Handhabung der Nilpferdpeitsche vor einigen Jahren eine scharfe Disziplinarstrafe zuzog, hatte sich kurz nach seiner Verurteilung in Berlin als Rechtsanwalt niedergelassen. Jetzt meldet das Justizministerialblatt seine Ernennung zum Notar; er hat damit zahlreiche Kollegen übersprungen, die schon seit zwanzig Jahren auf das Notariat warten müssen, weil ihnen das Christentum fehlt, dessen Lehren Herr Wehlan so gut befolgt hat.

„Ein altehrwürdiges Kloster an Juden verkauft." In antisemitischen Blättern war behauptet worden, das altehrwürdige Kloster Lehnin sei an Juden verkauft worden.

Hierzu bringt die „Allg. Ztg. des Judentums" folgende Richtigstellung: „Der Käufer des Klosters Lehnin, Bankier Max Abel, ist kein Jude, und soll übrigens das Besitztum nur erworben haben, um die „altehrwürdige" Ruine dem Kaiser zur freien Verfügung anzubieten". Die „Allg. Ztg. des Judentums" fügt hinzu: „In welch nichtswürdiger Weise aber die Antisemiten ihre Lügen auszubeuten verstehen, mag folgende Tatsache beweisen. In der bekannten „Lehninschen Weissagung" befindet sich der vielumstrittene Satz: „Israel wagt ein Verbrechen, das mit dem Tode gesühnt werden muß." Diese verdächtigte Stelle haben konservative Zeichendeuter zurzeit auf das Jahr 1848, „das von den Juden inszeniert worden sei," angewendet. Jetzt suchen die Antisemiten die ganze Geschichte heraus, um ihr folgende Wendung zu geben: Jene Deutung haben „den Zorn Israels erregt, das nun alles aufbot, um die Weissagungen als eine Fälschung hinzustellen" und das - so ist wohl die natürliche Folgerung aller derer, die mit dem Abg. Frölich die Intelligenz hassen — nun das Kloster in seinen Besitz gebracht hat. Bei dieser rabulistischen Exegese haben die Herrschaften aber nur ihre große Unwissenheit auf geschichtlichem Gebiete wieder einmal an den Tag gelegt. Denn erstens ist das „Vaticinium Lehninense" dem Hohenzollernhause entschieden feindlich gesinnt und alle Prophezeiungen auf das Schicksal desselben sind Gott sei Dank! nicht eingetroffen! Ferner aber sind alle Forscher, die die Unechtheit der Schrift oder vielmehr die Fälschung nachgewiesen haben, geborene Protestanten, wie Hilgenfeld, Campers, Brühle, Sabell u. a. Damit fällt das ganze antisemitische Kartenhaus zusammen."

Aus Heiligenstadt wird unter dem 20. Januar gemeldet: Ein Renkontre in einem hiesigen Restaurationslokal wird voraussichtlich demnächst das Strafgericht beschäftigen. In dem Lokal saßen zu vorgerückter Stunde ein Fabrikant von hier und ein Arzt von auswärts, als sich noch ein dritter Herr (ein Rentier aus Berlin, der früher hier ansässig war) an dem Tische niederließ. Der Arzt fragt den neuen Gast: „Ich muß Sie doch kennen; sind Sie nicht der Jude Isaaksohn aus Berlin?" Diese Frage veranlaßte den R., der sich dadurch gekränkt fühlte, das Lokal zu verlassen. Der Fabrikant nahm für R. Partei und es entstand zwischen dem Fabrikanten und dem Arzte ein heftiger Wortwechsel. Plötzlich nahm der Arzt seinen Hausschlüssel aus der Tasche und schlug damit auf seinen Gegner ein; dieser wurde am Kopfe so schwer verletzt, daß er blutüberströmt zusammenbrach. Sofort wurde ein hiesiger Arzt herbeigerufen, der dem Verletzten einen Verband anlegte. Der Arzt, der gereizt worden sein will, soll selbst der Staatsanwaltschaft in Nordhausen Anzeige erstattet haben.

Amor, der Schalk. Daß Gott Amor ein großer Schalk ist, wissen wir längst. Max Nordau wäre sicher zum Nachfolger Herzls als Führer der Zionisten gewählt worden, hätte er nicht eine Katholikin zur Frau. Allerdings hatte er vor dreißig Jahren nicht ahnen können, was ihm jetzt bevorstehen würde. Zangwill hat sich bereits als zionistische Leuchte mit einer Christin verheiratet. Indessen weder Nordau noch Zangwill haben jemals Christen gehaßt. Darum ist der drolligste Streich des schelmischen Gottes, daß er den berüchtigten Antisemiten Max Régis dermaßen in eine Jüdin verlieben ließ, daß er sie heiraten will. Die junge Dame ist eine Tochter des ersten Sekretärs des Generalgouverneurs von Algier. Es mag schon sein, daß Herrn Max Régis noch andere Motive leiten. Aber die junge Dame besteht darauf, daß die Trauung in der — Synagoge stattfinde. Auch daß der Vorname des Fräuleins Sarah ist, ist eine Tücke des Schicksals. Man sieht, der kleine Gott hat viel Sinn für Humor. Auch unseren Antisemiten hat Amor schon manchen argen Streich gespielt, wenn auch noch keinen so launigen. Ein Haupt-Judenfresser, wie Max Régis einer — war, in der Synagoge mit einer Sarah getraut werden, das ist der Gipfel des Humors.

Wien. In einer der letzten Sitzungen des Gemeindeausschusses in Göding nahm Herr Kultusvorsteher Dr. Körner das Wort zu einer Interpellation an den Bürgermeister, in welcher er darauf verwies, daß bei einer jüngst im Rathauskeller abgehaltenen Kneipe deutsch-nationaler Studenten die Juden Gödings verhöhnt und verspottet und einer der ersten Würdenträger der Stadt, weil er nach Ansicht der jungen Herren auch kein unverfälschter Arier sei, in nicht wiederzugebender Weise beleidigt wurde. „Nun wurde," fuhr der Interpellant fort, „diese Kneipe in den Räumen des Rathauses abgehalten, zu dessen Erbauung, alle Bürger, Christ und Jude, jeder nach seinem Vermögen beigesteuert haben und da fällt nun meine Pflicht als Vorsteher der Kultusgemeinde mit der eines Mitgliedes der Gemeindevertretung zusammen, wenn ich dagegen Stellung nehme, da derlei Ereignisse auf den Besuch des Rathauskellers unbedingt schädigend wirken müssen, zumal man es niemanden zumuten kann, zu seinem Vergnügen ein Lokal aufzusuchen, in welchem er vor unangenehmen Erlebnissen in gesellschaftlicher Beziehung nicht ganz sicher ist. Man komme mir nicht mit dem Einwand, daß der Rathauskeller verpachtet ist, infolgedessen der Pächter die Lokale vermieten kann, an wen er will. Es dürfte nicht allzuschwer sein, dem Rathauswirte beizubringen, daß er sein eigenes Interesse mißachtet, wenn er durch Duldung von gehässigen Veranstaltungen den Besuch des Rathauskellers einem großen Teile der deutschen Partei unmöglich macht. Ich erlaube mir daher an den Herrn Bürgermeister nachstehende Fragen zu stellen: 1. Ist ihm das von mir erwähnte Vorkommnis bekannt? 2. Wie stellt er sich zu demselben, findet es seine Billigung oder Verurteilung? 3. Wenn letzteres der Fall, ist er geneigt, so weit sein Einfluß reicht — und dieser reicht in Göding bekanntlich sehr weit — dahin zu wirken, daß bei deutschnationalen Unterhaltungen in Göding jede Anrempelung der Juden vermieden wird? Ist er bereit, Vorkehrungen zu treffen, daß der Rathauskeller fürderhin für Veranstaltungen, welche geeignet sind, den Mißmut weiter Bevölkerungsklassen zu erregen, nicht mehr zur Verfügung gestellt werde?" Bürgermeister Ammer erwiderte, man werde doch zugeben, daß er in den 19 Jahren, seit er das Ehrenamt eines Bürgermeisters bekleidet, stets bestrebt gewesen sei, in der Gemeindeverwaltung volle Gleichberechtigung zwischen den christlichen und israelitischen Gemeindemitgliedern aufrechtzuerhalten. Er hat immer nach Möglichkeit getrachtet, zwischen beiden das beste Einvernehmen zu wahren, und man könne versichert sein, daß dies auch fernerhin sein aufrichtiges Bestreben sein werde. Soweit es auf ihn ankomme, werde er zu verhüten trachten, daß wieder solche antisemitische Verstöße, insbesondere in den Lokalitäten des Rathauses, vorkommen könnten. Dr. Körner nahm diese Erklärung zur Kenntnis und erklärte sich mit derselben vollkommen zufriedengestellt.

Juden im ungarischen Reichsrat. Der Antisemitismus in seinen vielfachen, politischen, sozialen und gesellschaftlichen Ausstrahlungen ist zwar nicht auf deutschem Boden allein erwachsen, er bildet hier aber auch heute noch eine der traurigsten Erscheinungen germanischer „Kultur".

Mit welchen Schwierigkeiten die Kandidaturen von Juden bei den parlamentarischen Körperschaften in Deutschland zu kämpfen haben, ist zur genüge bekannt. Anders in dem als Land der Unkultur und Zuchtlosigkeit verschrienen Ungarn. Bei den jetzt erfolgten Wahlen zum ungarischen

Reichsrat sind bereits 18 Abgeordnete jüdischer Konfession gewählt worden und einige werden wahrscheinlich noch bei den Nachwahlen hinzukommen, und zwar befinden sich Juden in allen Parteien Ungarns, mit Ausnahme der gänzlich bedeutungslos gewordenen katholischen Volkspartei.

Vielleicht auch steht diese Bedeutungslosigkeit des Klerikalismus im politischen Leben Ungarns in einem ursächlichen Zusammenhange mit der konfessionellen Unbefangenheit aller andern Parteien.

Lissabon. Auch in Portugal will man jetzt auf einmal die Juden haben. Man erinnert sich, daß, als in diesem Jahre die Lissaboner neue Synagoge, ein vornehm schöner Bau, eingeweiht wurde, die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden, der Vertreter des Königs und Abgesandte der Geistlichkeit anwesend waren und die Zeitungen Artikelserien über die Feier und über die Gebräuche der „Sephardim" brachten. Diese Sympathie im Lande für die Juden soll nun nach dem Plane eines Redakteurs des „Seculo" der größten (demokratischen) Lissaboner Zeitung, dazu benutzt werden, im Landesinteresse russische Juden allmählich zum Ackerbau heranzuziehen. Der fruchtbare Boden Portugals wird nur sehr schwach bebaut, denn die heimischen Bauern sind nicht arbeitsam und weite Strecken vortrefflichen Ackergeländes liegen brach. Den Juden sollen Parzellen unter der Bedingung zugeteilt werden, sie nicht eher zu verlassen, bis sie sie durch Bezahlung selbst erwerben können.

Der Judendoktor.

Ein Skizze aus dem Leben.

[Nachdruck verboten.]

Bereits seit 10 Minuten war der Stuttgart-Berliner Schnellzug auf der Station Aristädt fahrplanmäßig fällig. Die Beamten erklärten, daß diese unangenehme und in ihrer Länge noch unbestimmte Verspätung durch orkanhafte, von starkem Schneetreiben begleitete Aprilstürme verursacht wurde und im Schoße des oft rauhen und ungebärdigen Thüringer Waldes nicht immer zu vermeiden seien.

Ungeduldig und ärgerlich, mürrisch und im naßkalten Winde fröstelnd traten sämtliche Fahrgäste den Rückweg in die geschützten und erwärmten Wartesäle an. Nur einer schloß sich ihnen nicht an. Auch ärgerte sich Dr. med. Felix Stern durchaus nicht über dies Hemmnis des unberechenbaren Zufalls. Fast erschien ihm dieses vielmehr als ein freundliches Geschenk des Schicksals, damit es ihm vergönnt sein mag, eine Minute länger in Aristädt zu verweilen; denn lieb hat er das altertümlich reizvolle, von eigenartiger landschaftlicher Schönheit umgebene Provinzstädtchen doch gewonnen. Recht sauer ist's ihm allerdings geworden bei all den häßlichen, widerwärtigen Kämpfen um seine ärztliche Existenz mit einer durch fortgesetzte Aufhetzung zu rücksichtslosem Rassenkampfe angestachelten Bürgerschaft.

Nur Wenige hatten sich selbständiges Handeln und unbefangenes Gerechtigkeitsgefühl ungeachtet aller Anfeindungen erhalten. Sie waren zu zählen — und aus diesem Grunde mußte er schließlich nach dreijährigem Kampfe unterliegen. Und jetzt war der Zeitpunkt gekommen, an welchem er für immer diesen ungastlichen, unfreien Menschen den Rücken kehren wollte. Der junge Arzt freute sich dabei des Trostes, daß ja nicht die Kunst seiner Wissenschaft versagt, sondern daß er einfach einer der vielen Opfer antisemitischer Hetz- und Wühlarbeit sei. Das deutsche Vaterland ist ja groß, irgend wo wird und muß sich ja ein Wirkungskreis finden, der es auch der Tüchtigkeit eines ernsten jüdischen Arztes gestattet, Wunden zu schließen und Schmerzen zu stillen.

So in Gedanken und Betrachtungen versunken, war Dr. med. Felix Stern, unempfindsam gegen die Unbilden des Aprilwetters, den langen Bahnsteig auf und ab gewandelt.

Nun endlich nach Ertönen rascher Melde- und Warnsignale brauste mit schneeigen Wagendächern der verspätete Schnellzug in den Bahnhof. Schleunige Abfertigung folgte. Dann ein scharfer Pfiff. — —

Still und menschenleer lag der Bahnsteig da.

Drei Stunden später saß eine recht zahlreiche Dämmerschoppen-Runde im „Deutschen Haus" zu Aristädt. Siegerstimmung hatte sich allgemein in den Gemütern der Teilnehmer entflammt, und so diese abzuflauen schien, wußte sie der wortgewandte Kneippräside und Ortsgruppenhaupt der Antisemiten, Herr Fabrikbesitzer Willebald, geschickt wieder zur hellen Lohe anzublasen. „Das muß gefeiert werden, meine Getreuen! Dieser Sieg wäre wieder einmal unser; unser durch die treudeutsche Gesinnung, durch das ehrenfeste stolze Nationalbewußtsein der gesamten Bürgerschaft unserer lieben Vaterstadt. Ha, wir wissen unsere Stube reinzuhalten, rassenrein, meine Herren! Und ich glaube, es wird dem heute endlich abgedampften Judendoktor im Leben nicht wieder einfallen, seine gewinnsüchtigen Finger nach unserem Geldbeutel auszustrecken. Bei Gott, das fehlte gerade noch, daß wir uns und unsere Frauen und Kinder in Stunden der Gefahr der jüdischen Quacksalberei aussetzen sollen. Ich für mein Teil würde, das glaube ich sicher, lieber mein totkrankes Kind sterben sehen, als es einem Judendoktor unter die Hände zu geben. Kann uns die Kunst unseres in der Praxis ergrauten, allverehrten christlichen Arztes nicht mehr helfen, dann kann es der Jude erst recht nicht. Habe ich aber recht geredet, ihr Mitbürger und Gesinnungsfreunde, so erhebt mit mir die schäumenden Gläser, um auf den Sieg des Tages und unseren nationalen Stolz anzustoßen. Prosit!"

Solche und ähnliche Geistesblitze zündeten in dieser Runde stets und fanden lauten Beifall. Gaben sie doch vor allem immer einen triftigen Grund zu männiglichem Zutrunk, einer urteutschen Eigenart, die doch wahrlich der Pflege wert ist. — —

Und als man sich endlich in später Nachtstunde vom Stammtisch des „Deutschen Hauses" in brüderlicher Einmütigkeit trennte, nahm ein Jeder das herrliche Bewußtsein des zweifellosen Sieges über die junge Existenz eines jüdischen Doktors mit, der es gewagt hatte, sich um deutsche Wunden und Schmerzen zu bemühen. Das war doch wahrhaftig ein Ruhekissen, wie es selbst das gute Gewissen für den rechtsamen Bürger nicht besser sein kann.

Indessen der antisemitische Klub im „Deutschen Hause" — wie geschildert — in seiner hetzerischen unwürdigen Art und Weise die Niederlage und Waffenstreckung des so hart geprüften jungen jüdischen Arztes verhandelte und feierte, saß in gleicher Stunde ein ernster sinnender Mann am breiten eichenen Schreibtisch seines nach Dichter- und Denkerart höchst stimmungsvoll eingerichteten Arbeitszimmers seines schlichten, aber stilvollen Landhauses, das inmitten der sog. Villenkolonie des Städtchens malerisch auf sanfter Anhöhe lag und einen freien und umfassenden Blick über ganz Aristädt gewährte. Der Herr dieser freundlichen Besitzung, Schuldirektor Wolfgang Ebersdorf, galt als Poet intimster Art, und seine Geistesschätze wurden mehr und mehr ein wertgeschätztes Allgemeingut des deutschen Volkes. Mehr aber noch, als seine historischen Arbeiten, sind seine freimütigen, populären und volksaufklärenden Veröffentlichungen im Kampfe um eine moderne Weltanschauung und um echtes, reinbrüderliches Menschentum Verkünder seines Namens geworden. Aber um welch schweren, bitteren Preis! Die tiefen, markanten Furchen seines eigenartigen Antlitzes waren beredte Zeugen alles dessen, und der aufmerksame und geübte Beobachter konnte in ihnen von tiefsten Seelenkämpfen und hartem Ringen und dornenvollem Lebenswege lesen. Im Städtchen selbst galt er als Doppelnatur. Man beeilte sich, eine reinliche Scheidung beider vorzunehmen. Dem hochbegabten Pädagogen in ihm zollte man

um seiner großen Erfolge willen ungeteilten, reichen Beifall und das Städtchen war stolz auf seinen Besitz. Anders jedoch wurde der Dichter und Philosoph Ebersdorf behandelt; er fand nichts als ein schmerzliches Verkennen und einen das Leben verbitternden Haß. Namentlich der letztere war auf Grund seines vorurteilsfreien, menschlich edlen Eintretens für den boykottierten Dr. Stern in ganz erschreckender Weise von den antisemitischen Wieglern geschürt. Aber all dies vermag seine allumfassende brüderliche Menschenliebe nicht zu erschüttern. Für sein hohes Ziel, die verblendete Bürgerschaft für eine edlere Weltanschauung endlich zu gewinnen, läßt ihn jeden persönlichen Schmerz vergessen. Nur vorwärts und keinen Fußbreit zurück! — — — Ernst und sinnend sitzt der Mann an seinem Schreibtisch, lange wie regungslos — dann frisch und fast hastig zur Feder greifend. Der rasch entstehende Brief galt dem treuen Jugendfreunde:

Liebster Studiengenoß!

Und sie haben nun doch gesiegt, die Bannerträger des Rassenhasses und Verletzer der reinen Menschlichkeit. Dr. med. Felix Stern, von dessen Schicksalskämpfen ich Dir ja schon genugsam in meinen Briefen mitteilte, hat die Waffen gestreckt. Ich kann ihm nicht verargen, daß sich sein ganzer Stolz gegen eine solche unwürdige Verketzerung schließlich aufbäumte, und er, um eine glücklichere Heimat zu gewinnen, heute den einsichtslosen Arlstädtern für immer den Rücken kehrte. Ich finde sein Scheiden ganz richtig, namentlich da ihm bei sonst all seinen vorzüglichen Charaktereigenschaften doch die zähe, alles überdauernde Kampfnatur abgeht, die uns, lieber Freund, einst in Jena zusammenführte und fürs Leben geistig unzertrennlich aneinander kettete. Leider stehe ich nun hier im Kampf um meine Lebens- und Weltanschauung wieder so ziemlich allein. Aber ich werde nicht aufhören, das hohe Prinzip, das ich mit Dr. Stern — wie wir einst mit schönem Erfolge in Jena — hier bisher stark vertreten und verteidigt, weiter zu verfolgen. O, wenn ich doch Dich, Du stolze und heroische Seele, jetzt im Kampfe wieder neben mich hätte! Dieser prächtige Gedanke will gar nicht mehr von mich lassen. Wie wäre es, wenn Du mir ein Jahr Deiner ungebundenen Freiheit opfertest, Deinem hervorragenden Assistentenposten urlaubsweise entsagtest, und die hier nun freigewordene Stelle eines praktischen Arztes einnehmen würdest? Welchem Kampfe Du durch diesen Schritt entgegen gingest, der Du ebenfalls wie Dr. Stern Jude bist, das wird Dir ganz klar sein. Also prüfe Dich genau und entsinne Dich der seelischen Leiden, die Du in Jena durchgekämpft hast. In anliegenden Aufzeichnungen findest Du die hiesigen Lebensbedingungen genau erörtert und Du kannst Dir ein klares Bild machen. Ich erwarte Deine Antwort mit begreiflicher Ungeduld und begrüße Dich indessen in herzlicher Freundschaft als

Dein getreuer Wolfgang.

Noch am nächsten Tage hielt Schuldirektor Ebersdorf mit triumphierendem Lächeln eine Depesche folgenden Inhalts in der Hand:

„Dein mit Leib und Seele! Alles kommt mir sehr gelegen und ich sehne mich nach Kampf. Unternimm alle nötigen Schritte sofort. Brief folgt.

Arthur."

So geschah es, daß schon in neuester Nummer des „Lokalanzeiger für Arlstädt und Umgegend" die allgemeine Aufregung hervorrufende Annonce zu lesen stand:

„Den hochverehrten Bürgern von Arlstädt und Umgebung erlaube ich mir die Mitteilung zu machen, daß ich mich in kurzer Zeit in Arlstädt als praktischer Arzt niederlassen werde.

Hochachtungsvoll

Dr. med. Arthur Levy,

jetzt I. Assistenzarzt bei Professor Hertz, Berlin."

Es war als ganz selbstverständlich anzunehmen, daß das Erscheinen der angedeuteten Annonce alle führenden Helden der Arlstädter Antisemiten sofort ohne Einladung am runden Stammtisch des „Deutschen Hauses" zornsprühend versammelte. Sofort wurde ein neuer Schlachtenplan entworfen und ein erbitterter Kampf „bis aufs Messer" dem dreisten Judendoktor II und mit ihm dem aufsässigen Schuldirektor, von dem man umgehend durch die Redaktion in Erfahrung gebracht hatte, daß er die Hand im Spiele habe, zugeschworen. So ging es der kommenden Zeit streitsüchtig entgegen.

Als der junge, tatenbegeisternde Frühling duftend und prangend seinen Einzug in das liebliche Vorgelände im Norden des Thüringer Waldes gehalten und auch die Umgebung von Arlstädt in einen einzigen blühenden, luftatmenden Park verwandelt hatte, begann oder vielmehr kündete Dr. med. Arthur Levy seine Bereitschaft zur Aufnahme seiner Tätigkeit als praktischer Arzt an. Doch traf ihn dasselbe Geschick wie seinen Vorgänger Dr. Stern, d. h. kein einziger Patient nahm Notiz von seiner Existenz. Nur ganz langsam vermochte ihm sein treuer Freund Schuldirektor Ebersdorf, in dessen nächster Nähe er wohnte, einen kleinen Kreis von Anhängern zu gewinnen. Dabei blieb es aber auch zunächst, trotzdem sich Dr. Levy sofort als bedeutender Arzt zeigte und einige äußerst schwierige Operationen glücklich ausführte, dabei kostbares Menschenleben rettend, das der alte Stadtarzt achselzuckend preisgegeben. Die beiden Freunde ließen sich jedoch durch nichts in ihrem Kampfe gegen eine erregte Feindesschar beirren. Mit freier und offener Stirn traten sie jedem Angriff entgegen. Doch hätten sie wohl schwerlich gesiegt und betörte Menschen zur besseren Einsicht geführt, wäre nicht mit dem früh eintretenden, rauhen Herbst nach abnorm heißem Sommer eine schwere Prüfung über Arlstädt in Gestalt einer opfergierigen, ansteckenden Krankheit hereingebrochen. In ganz kurzer Frist mußten alle Schulen geschlossen werden, da die meisten der Kinder an Diphtherie erkrankten und viele schon nach kurzem, schmerzlichem Krankenlager dahinstarben. Der alte Stadtarzt verzweifelte fast unter der übergroßen Last der Verantwortung und konnte nur wenig gegen die tückische Gefahr ausrichten. Auch fühlte er seine Hand nicht mehr sicher genug, um den verzweifelten Kampf mit dem Operationsmesser zu führen. Anders jedoch verhielt sich Dr. Levy. Er berief sich telegraphisch einen Assistenzarzt und begann sofort mit glücklichstem Gelingen zu zeigen, daß er nicht umsonst mehrjähriger I. Assistent des berühmten deutschen Klinikers Professor Hertz gewesen. Die Not bricht Eisen, auch vermag sie antisemitischen feindseligen Starrsinn zu besiegen. Kaum drang der Ruf von Dr. Levys ärztlicher Kunst in die erschreckte Bürgerschaft, da bestürmten hunderte unglücklicher Eltern den braven Retter und flehten um Erhaltung des Lebens ihrer Lieblinge. Und siehe, auch im Herzen des Führers der Antisemiten siegte über den Rassenfanatiker die reine Liebe des Vaters. Bittend trat auch er im Unglück in das Zimmer des verhaßten Judendoktors und bat herzlich um Rettung seines einzigen Sohnes, dabei vergessend des einstigen frivolen Schwures. Levy erfüllte bescheiden und menschengütig sein schweres Amt. Er errettete viel kostbares, junges Menschenleben, rettete mit diesen zugleich eine ganze Bürgergemeinschaft vor moralischem Tiefstand und lehrte sie mit Hilfe seines ihm in den schweren Tagen treu zur Seite stehenden Freundes durch Liebe im Menschen den Menschen ohne Unterschied der Rassen erkennen. Fürwahr, ein herrlicher Sieg! W. R.

Sprechsaal.

Antisemitismus in der Studentenschaft.

Dem in den „Mitt." erwähnten Artikel des Herrn Dr. Karl Böhme stehen Kenner des studentischen Lebens sehr skeptisch gegenüber. Denn die Herren vom V. D. St. nehmen es mit der Wahrheit nicht sehr genau, und dann hat der Schreiber dieser Zeilen immer bei den Korpsiers ein sehr großes Taktgefühl bemerkt. Die ganze Historie „Aus einer kleinen Universitätsstadt" ist wohl ebenso wenig wahr, wie manches, was man aus „aus einer kleinen Garnison" berichtet hat. Aber der aufmerksame Leser wird sich eins gefragt haben: wie kommt es, daß es bei den Korps noch jüdische Alte Herren gibt? Wie kann ein gebildeter deutscher Jude noch einer Korporation angehören, die seinen Glaubensgenossen den Eintritt verwehrt, ja noch viel mehr, bei der sein eigener Sohn nicht aktiv werden kann, ohne Dissident zu werden oder sich taufen zu lassen! Gott sei Dank, hat es noch jüdische Akademiker gegeben, die ein Rückgrat besaßen und die ihren Korporationen, mochten sie nun dem S. C., dem D. C. oder sonst einem Kartell angehören, ihr Band zurückschickten, mit dem Bemerken, sie wollten der Korporation nicht mehr angehören, die ihren Glaubensgenossen den Eintritt verwehrte. Hunderte von Fällen könnte ich aufzählen, in denen jüdische Akademiker in gerechtem Zorn ihren Verbindungen, die ihnen lieb geworden, mit denen sie eng verwachsen waren, das Band vor die Füße warfen, aber ebenso groß ist die Zahl derer, die nicht so handelten, sondern aus krassem Egoismus ruhig Alte Herren blieben. Allen denen wäre eine solche Lehre wie Dr. Karl Böhme sie sich in seiner Phantasie ausgemalt hat, nur zu gesund. Dann würden ihnen die Augen aufgehen und sie würden merken, daß sie nur Verbindungsbrüder 2. Klasse sind, daß sie nur geduldet und gelitten werden. Dann würden die Herren merken, daß es nur ihr Geld ist, auf das ihre Herren Korpsbrüder spekulieren, denn ihr Bier wollen sie ja nicht trinken, obwohl es aus demselben Hahn gezapft wird, wie das was ein christlicher A. H. bezahlt.

Ueber die Unwahrheiten, die Dr. Böhme über das Wachsen des Antisemitismus verbreitet, behalte ich mir vor, ein anderes Mal zu sprechen.

Richard Rosenthal, stud. jur.
Bonn/Duisburg.

☛ Der heutigen Nr. der „Mitteilungen" ist das Sach- und Ortsregister für 1904 beigelegt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sammer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) **vierteljährlich** bei der Post.

Nr. 7. **Berlin, 15. Februar 1905.** **15. Jahrgang.**

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14,** und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **26. Februar, vormittags 11½ Uhr,** findet in **Berlin** im **Architektenhause, Wilhelmstraße 92,** eine ordentliche

General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch ergebenst eingeladen werden.

Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. „Die verfassungsmäßig gewährleistete konfessionelle Gleichberechtigung in der preußischen Justizverwaltung".
Referenten: Justizrat **Reinbacher**-Schöneberg und Rechtsanwalt **Auerbach**-Frankfurt a. M.

III. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

J. A.:

Dr. Th. Barth. Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

Consul Simon.

Einige persönliche Erinnerungen.

Die allgemeine Anerkennung, deren das Lebenswerk des Consul Simon sich jetzt erfreut, läßt schwerlich erraten, welchen Schwierigkeiten das Ahlemer Institut im Anfang auf allen Seiten begegnet ist, bei den Schülern sowohl wie beim Publikum. Es war nicht immer leicht, die Schüler zur Arbeit heranzuholen und einmal gelang es, sie gegenüber der Weigerung, Reinigungsarbeiten im Hause vorzunehmen, nur dadurch zur Vernunft zu bringen, daß Simon selber den Besen ergriff und den Jungen mit gutem Beispiel voranging.

Kluge Leute werden vielleicht sagen, daß es in einer guten Anstalt zu einer solchen Weigerung gar nicht hätte kommen können. Wer so denkt, vergißt indessen, welchen Schwierigkeiten jedes neue Unternehmen zu begegnen hat. In den jüdischen Gemeindestuben hatte man die Bedeutung von Ahlem im Anfang durchaus nicht erkannt, namentlich da die Vorsteher jüdischer Erziehungsanstalten, welche, wie damals üblich, mehr Philologen als Pädagogen waren, Ahlem nicht freundlich gegenüberstanden. Wenn die Gemeinden sich daher überhaupt dazu herbeiließen, jemand nach Ahlem zu schicken, so handelte es sich meistens um Jungen, an denen sonst alle Erziehungsversuche gescheitert waren. Es ist der beste Beweis, wie gesund die Erziehungsprinzipien von Ahlem sind, daß mit solchem Material gute Erfolge erzielt wurden. In einer der Propaganda-Versammlungen, welche das Berliner Lokal-Komitee von Ahlem veranstaltet hat, machte die Mitteilung einer Familie über die bei ihrem Kinde in Ahlem erzielten Ergebnisse großen Eindruck. Der Knabe, welcher bis zu seinem achten Jahre an Veitstanz litt und kaum ordentlich sprechen konnte, wurde auf den Rat des Arztes, welcher Erziehung auf dem Lande vorschrieb, in Ahlem untergebracht. Mehrjährige Erziehung daselbst hatte das Kind derartig körperlich und geistig gekräftigt, daß es als normal angesehen werden konnte.

Allmählich kam Ahlem zur Anerkennung, welche u. a. darin ihren Ausdruck fand daß die Jewish Colonization Association zur Ermöglichung von Neubauten eine Hypothek gewährte und eine Anzahl russischer Knaben in Ahlem erziehen ließ.[1] Im Sommer des Jahres 1904 schickte die Alliance Israélite Universelle einige Lehrer nach Ahlem, welche sich in Gartenbau und Handfertigkeit üben sollten. Consul Simon hatte auch bei diesen jungen Leuten die Genugtuung, daß sie die Ahlemer Tätigkeit umsomehr liebten, je länger sie dort waren. Auch im Publikum fand Consul Simon mehr und mehr Anerkennung, so daß die Zahl der Mitglieder und die Beiträge für Ahlem sich stetig vermehrt haben. Der Propaganda für Ahlem war im Anfang Consul Simons Idealismus schädlich gewesen. Er hatte in den ersten Berichten über mangelnde Teilnahme für Ahlem geklagt; sachlich hatte er damit recht, psychologisch hielt bei dem bekannten Herdensinn der meisten Menschen die mangelnde Anerkennung vom Beitritt zurück. Erst als die Berichte mehr Zuversicht athmeten, wurde das Interesse des Publikums für die Anstalt reger.

Consul Simon, welcher dem Zentral-Komitee der Alliance Israélite Universelle angehörte, hatte auch hier das Bestreben, seinen Erziehungsideen zur Durchführung zu verhelfen. Er war der richtigen Meinung, daß zunächst die Lehrer im Handfertigkeitsunterricht ausgebildet werden müßten, da es an den Plätzen, in welchen sich Alliance-Schulen befinden, an geeigneten Lehrern fehlen würde. Und nachdem er dies erkannt, gab er nicht etwa den Rat, einen solchen Unterricht im Lehrerseminar der Alliance zu Auteuil einzuführen, sondern kurzerhand schenkte er dem Institut eine großartig eingerichtete Tischlerwerkstätte. Bei einem seiner letzten Besuche in Paris konnte er sich daran erfreuen, daß für die umfangreiche neu erbaute Bibliothek der Alliance die sämtlichen Tischlerarbeiten von den Seminaristen gefertigt waren. Es ist vielfach so aufgefaßt worden, als sei es lediglich das Bestreben Simons gewesen, eine Anzahl von Knaben dem Gartenbau zuzuführen. Dies hieße seine Idee zu klein ansehen. Vom Gartenbau war er allerdings ausgegangen; aus der Freude, die er selbst an Pflanzen empfunden, (er hatte namentlich Maiglöckchen gezüchtet) war seine Idee hervorgegangen, jüdische Kinder dem Acker- und Gartenbau zuzuführen. Er hatte auch von vornherein den richtigen Gedanken, daß man den Knaben möglichst früh die Liebe zum Boden einpflanzen muß. Allmählich aber kam er zu der Ueberzeugung, daß für alle Kinder eine derartige Erziehung segensreich sei. Und so trägt die Ahlemer Anstalt mit Recht die Bezeichnung „Erziehungsanstalt" und nicht Ackerbauschule oder einen derartigen Namen.

Will man mit wenigen Worten das Lebenswerk Simons schildern, so darf man sagen, daß sein philanthropischer Instinkt ihn den Typus des Erziehungshauses hat finden und verwirklichen lassen, welchen die moderne Pädagogik empfiehlt und welcher gegenüber dem bisherigen Leben in großen Städten und der Beschäftigung mit abstrakter geistiger Tätigkeit bei der jüdischen Bevölkerung erst recht geboten ist.

H. M. C.

[1] Gegenüber seinerzeit von antisemitischer Seite deshalb gemachten Vorwürfen sei festgestellt, daß für die Russen nicht etwa die von deutscher Seite für Ahlem gespendeten Beiträge Verwendung fanden, sondern daß gerade für diese Russen, abgesehen von der gewährten Hypothek, die Jewish Colonization Association eine reichliche Pension zahlte.

Herr Adolf Bartels.

Unter der Ueberschrift „Der „vornehme" Antisemitismus" veröffentlicht Herr Bartels in der letzten Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung" einen Artikel, der die Polemik herausfordert. Nur ist es sehr schwer, gegen Herrn Adolf Bartels zu polemisieren, Nicht etwa weil seine Behauptungen und Argumente und Widersprüche nicht leicht zu widerlegen sind; im Gegenteil! Diese sind auffallend leicht zu widerlegen. Aber wie ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weise beantworten können, so fördert Herr Bartels in einem nicht übermäßig langen Artikel mehr Unsinn zu Tage, als hundert Weise zu widerlegen im Stande sind. Er trägt so viel literarischen Mist zusammen, daß selbst ein literarischer Herkules den Bartelsstall nicht leicht reinigen könnte.

Herr Bartels beklagt sich beispielsweise, daß er, obwohl doch „nur" Antisemit auf literarischem Gebiete, so viele Angriffe erfahren habe. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß eben das Hineintragen des Antisemitismus in die neutrale Literatur und Aesthetik ganz besonders als eine Entweihung und Herabzerrung empfunden und zurückgewiesen werden mußte. Aber freilich ginge es nach Herrn Bartels, dann hätten wir nicht nur antisemitische Literaturgeschichte, sondern auch antisemitische Botanik, Archäologie, sogar antisemitische Nordpolexpeditionen und dergl. mehr Afterwissenschaften. In demselben Aufsatze aber, nach welchem er „nur" auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft als Gegner der Juden aufgetreten sein will, erklärt er, stolz darauf zu sein, ein Antisemit (also ohne Einschränkung) zu sein. Hoffentlich schließt Herr Bartels daraus, daß er stolz auf seinen Antisemitismus ist, nicht, daß nun alle den Stolz auf Antisemitismus für berechtigt halten. Herr Bartels sollte schon aus der Literatur wissen, daß in ihren Kreisen sogar Einbrecher, Zuhälter stolz auf ihre Leistungen sind und daß es mehrere Ansichten von Ehre gibt. Der Stolz auf den Antisemitismus ist nur eine Eigentümlichkeit der Herren Bartels, Ahlwardt, Pückler und ähnlicher Geister.

Andere schämen sich seiner so, daß sie, obwohl sie es im Innern sind, sich doch nicht offen zu ihm bekennen mögen.

Da aber Herr Bartels nun einmal den nach unserer Ansicht perversen Geschmack hat, auf seinen Antisemitismus stolz zu sein, begreifen wir sehr wohl, daß es ihn besonders schmerzen muß, daß die „Ansicht, der Antisemitismus sei etwas Unvornehmes, auch in Kreisen, die national in Betracht kommen, trotz der vorhandenen geheimen Judengegnerschaft immer noch verbreitet ist“, und er will diese Ansicht ein wenig beleuchten, d. h. bekämpfen. Er tut dies, indem er den Rassenhaß für „berechtigter und natürlicher“ erklärt, als den Haß der Sozialdemokraten gegen „Junker, Pfaffen und Kapitalisten.“

Sollte ein Mann, der berufsmäßig die Werke unserer Geisteshelden wenigstens gelesen haben muß, wirklich den Unterschied nicht einsehen? „Junker, Pfaffen und Kapitalisten“ könnten, wenn sie es für recht, nötig und vorteilhaft hielten, den Haß der Sozialdemokratie sofort entwaffnen, sowie sie ihre Adelsprivilegien aufgeben, die Kanzel für immer verlassen oder auf ihr Kapital verzichten. Den Juden hingegen nützt in den Augen der waschechten Antisemiten nicht einmal die Taufe; ihrer Nase aber, ihrer Physiognomie etc. können die Juden sich doch nicht entkleiden, und wenn sie es tausendmal wollten. Selbst bei Verbrechen nehmen heutzutage auch die größten Reaktionäre Rücksicht auf etwaige erbliche Belastung, das Milieu usw; den Juden soll nach antisemitischen Grundsätzen nichts zur Entlastung dienen; sie sollen verbrannt werden. So weit gehen die Sozialdemokraten in ihrem Haß doch nicht, und darum kann sich Herr Bartels auf diese nicht berufen. Aber er führt das „natürliche“ an. Das heißt also, der deutsche Literarhistoriker des zwanzigsten Jahrhunderts beruft sich auf Instinkte, welche nicht nur Christentum und Humanität, sondern auch Juden und sogar die besseren Heiden-Völker und Religionen seit Jahrtausenden bekämpfen, und die heute nur noch bei den wildesten Barbaren zu finden sind. Natürlich, Herr Bartels, war einmal die Anthropophagie, das Aussetzen schwacher Kinder, die Ermordung der Alten, die Sklaverei. Und wenn nicht „natürlich“, so waren diese Gepflogenheiten bei gewissen Völkern notwendig, und nach Herrn Bartels ist „Notwendiges nie unvornehm.“ So denken auch diejenigen vielleicht, die mit List oder Gewalt nehmen, was sie notwendig zu brauchen glauben. Vielleicht! in Wirklichkeit halten sich die meisten dieser Leute nur für berechtigt zu ihrem gesellschaftlichen Tun, nicht aber für vornehm.

Der Literarhistoriker in Weimar erklärt die Juden für Schmarotzer. Nicht nur im Altertum gab, sondern auch heute gibt es gar viele, die literarische Existenzen für Schmarotzer halten. Ja, unter hundert deutschen Bauern dürften neunundneunzig die Existenz eines jüdischen Hausierers oder Heringsbändigers weniger als eine Schmarotzerexistenz ansehen, als Herrn Bartels und selbst größere Männer. Es zeugt dies von einer großen Beschränktheit, von weiter nichts.

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir all den Unsinn aufzählen und widerlegen, den Herr Bartels in jenem Artikel verbricht. Aber auf das Non plus ultra Bartelscher Logik möchten wir doch noch hinweisen. Graf Pückler ist danach „nicht vom Antisemitismus, sondern von dem — Judentum großgezogen.“ „Das Judentum brauchte ihn, um darzuthun, daß der Antisemitismus unvornehm, ordinär sei, und so machte es immer wieder auf ihn aufmerksam.“

Wir fragen Herrn Bartels: Ist etwa die „Staatsbürgerztg.“, die Pückler großgezogen, Pücklers Reden auf der Straße verteilte, ein Judenblatt? Haben die Juden so nachhaltig das Verbot der Pücklerschen Reden verlangt, weil sie ihn brauchten? Ja, der überschlaue und — gerechte Herr Bartels macht sogar die Juden für des Grafen Pückler Verfolgungswahn verantwortlich. Darin hat ja Herr Bartels ausnahmsweise einmal recht, daß Verfolgungs- und Erlöserwahn nicht ohne Ursache auftreten. Es hat in dieser Welt eben alles seine Ursache. Aber die Juden als Ursache auszugeben, hat man genau so viel Recht, wie einen Ermordeten als Ursache des Mordes zu erklären. Gewiß! Denn wäre der Ermordete nicht, dann hätte der Mörder ihn unmöglich ermorden können. Aehnliche Auffassungen von Recht haben wir nur im russischsten Rußland erlebt, und im Talmud werden, wie man uns sagt, solche Rechtsanschauungen als Beweise ihrer nicht mehr zu übertreffenden Verderbtheit den Sodomiten zugeschrieben.

Auch das ist köstlich! Nachdem man einen judenfeindlichen Bund gegründet, nachdem man die Juden hat entrechten wollen, nachdem man ihnen mit unglaublicher Frechheit alle möglichen Laster und Verbrechen angedichtet und alle Verdienste und guten Eigenschaften abgesprochen, sie für alles, was in der Welt nur irgend böses geschah, verantwortlich gemacht, für den ostasiatischen Krieg nicht minder wir für die russische Revolution, wundert sich Herr Bartels, daß sie „eine eigene Zeitschrift „zur Abwehr des Antisemitismus“ “ gegründet haben. Du lieber Gott! wenn die Juden nach altdeutschen Lehren, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, daß wie es in den Wald hinein-, es wieder herausschalle, daß auf einen Schelmen anderthalb zu setzen seien, gehandelt hätten, dann hätten sie noch ganz anders antworten müssen. Aber da ist nach Herrn Bartels keine Partei so gereizt worden wie die antisemitische von dem Judentum. Ja, können die Juden dafür, daß unter den Antisemiten so viele moralisch Bankbrüchige vorhanden waren, daß es ein Leichtes war, alle Augenblicke mit einem durch und durch verfaulten antisemitischen Reformator, mit verlogenen Weltverbesserern aufzuwarten? Das war doch das wenigste, was sie tun konnten, nämlich auf erstunkene Lügen mit stinkenden und zum Himmel schreienden — Wahrheiten zu antworten.

Mit der Veröffentlichung eines so gehässigen, von Unwahrheiten und Oberflächlichkeiten strotzenden Artikels hat Herr Bartels den Beweis geliefert, daß er ein „unverfrorener“ Antisemit ist.

Herr Schönstedt und die verfassungsmäßige Verantwortung.

Anknüpfend an die in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. Januar d. J. von dem freisinnigen Abgeordneten R.-A. Gyßling erneut zur Sprache gebrachte Zurücksetzung der Juden im preußischen Justizdienst und die ausweichende Antwort des Justizministers unterzieht der freisinnige Landtagsabgeordnete Justizrat Wolff-Lissa in der „Liberalen Korrespondenz“ die Frage der Ministerverantwortlichkeit einer eingehenden Erörterung. Der Justizminister Schönstedt hat auf die Beschwerde des Abg. Gyßling bekanntlich erwidert, er müsse es ablehnen, auf diese Frage einzugehen, da die Ernennung der Richter zu den Prärogativen des Königs gehöre und er daher an einer Diskussion über diese Frage nicht teilnehmen könne.

Hierzu bemerkt der Abg. Wolff:

Dieser Stellungnahme des Ministers kann nicht entschieden genug widersprochen werden, denn sie entspricht nicht der Verfassung. Allerdings werden nach Art. 87 Verf.-Urk. die Richter vom Könige (oder in dessen Namen) ernannt. Es ist auch im Art. 43 Verf.-Urkunde die Unverletzlichkeit der Person des Königs ausgesprochen, und es ergibt sich daraus, daß der König für seine Regierungsakte

nicht verantwortlich ist. Aber gerade deshalb ist im Art. 44 Verf.-Urkunde vorgeschrieben, daß alle Regierungsakte des Königs zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dadurch die Ministerverantwortlichkeit auf alle Regierungsakte des Königs erstreckt ist und daß daher auch solche Akte von ihr betroffen werden, welche sogenannte Kronrechte betreffen. Die Bestimmung des Art. 44 hat ja gerade den Zweck, ein Subjekt der Verantwortlichkeit der Volksvertretung für alle Regierungsakte des Königs zu schaffen und es damit auszuschließen, daß der Minister sich zur Entschuldigung auf Befehle des Königs berufen kann. (Vgl. Rönne, Staatsrecht Bd. 2 § 157.) Der Minister kann sich dann aber umsoweniger darauf berufen, daß es sich um Regierungsakte des Königs handelt, weil er ja bei diesem Akte mitgewirkt hat, und die Verantwortlichkeit ihn für seine eigene Tätigkeit trifft. „Diese Verantwortlichkeit des Ministers ist ein allgemeiner und wesentlicher Grundsatz in jeder konstitutionellen Monarchie und allgemein anerkennt die Kontrasignatur nur eine Form, wodurch die Beweisführung der eigenen Mitwirkung bezüglich des kontrasignierenden Ministers überflüssig gemacht wird" (Rönne, a. a. O.).

Die Verantwortlichkeit des Ministers auch für Regierungsakte, die der König in Ausübung der ihm durch Verfassung und Gesetz vorbehaltenen Rechte ausübt, ist aber auch eine ganz selbstverständliche. Würde sie fortfallen, so würde es selbst dann an einer verantwortlichen Stelle fehlen, wenn solche Regierungsakte entgegen der Verfassung und entgegen dem Gesetz vorgenommen würden. Man würde dann mit der gesetzlichen Fiktion sich behelfen müssen, daß der König nicht unrecht tun könne. Dieser Satz ist aber von der Verfassung abgelehnt. Indem sie die Gegenzeichnung eines Ministers fordert, will sie eine Gewähr dafür schaffen, daß der Regierungsakt der Verfassung und dem Gesetz entspricht, und es will die Bestimmung ferner die Verantwortlichkeit des Ministers für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit feststellen.

Im späteren Verlauf der Sitzung gab dann der Minister die Erklärung ab, daß er sich der ihm verfassungsmäßig obliegenden Verantwortung für die Regierungsakte Seiner Majestät voll bewußt sei und sie voll trage. Es kann den Anschein erwecken, daß der Justizminister damit seine erste Erklärung abschwächen und seine Verantwortung auch für Akte der Prärogative des Königs übernehmen und sie insbesondere für den von dem Abg. Gyßling behandelten Fall anerkennen wollte. Ganz klar geht diese Absicht aus den Worten nicht hervor; es mag aber unterstellt werden, daß die Erklärung einen solchen Sinn haben sollte. Es entsteht nun die Frage: hat der Justizminister durch seine nachträgliche Erklärung seiner Verantwortlichkeit genügt oder nicht? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Denn es kann nicht darauf ankommen, daß der Minister seine Verantwortlichkeit anerkennt, maßgebend ist nur, daß er sie betätigt. Die Verantwortlichkeit des Ministers besteht darin, daß er sich verantwortet, d. h., daß er die Handlungen und die Maßregeln, die seiner Verantwortlichkeit unterworfen sind, vertritt und rechtfertigt. Diese Betätigung der Verantwortlichkeit muß vor der Volksvertretung geschehen; ihr muß der Minister für die von ihm zu verantwortenden Handlungen Rede stehen. Es genügt daher nicht, wenn der Minister in der Theorie seine Verantwortlichkeit zugesteht, er muß vielmehr die Gründe, auf die er die Berechtigung des Regierungsaktes stützt, vor der Volksvertretung darlegen. Es hat daher die zweite Erklärung des Ministers nicht mehr Wert als die erste. Denn auch die zweite Erklärung weicht von der durch den Minister abgegebenen ersten Erklärung, „sich über solche Akte in eine Diskussion nicht einzulassen und sich an ihr nicht zu beteiligen" nicht ab. Sie hatte ungefähr die Bedeutung, als wenn der Minister erklärt hätte, er übernehme diese Akte vor seinem Gewissen oder vor der öffentlichen Meinung usw. Gerade vor der Volksvertretung hatte er sich zu verantworten, indem er darlegte, daß die beanstandeten Grundsätze mit der Verfassung (dem Art. 4 d. Verf.) und den Gesetzen (Gesetz vom 3. Juli 1869) sich im Einklang befinden. Das mußte er aber um so mehr, als es mit guten Gründen bestritten worden ist.

Amerikanischer Brief.

Der heutige amerikanische Brief dürfte Ihre Leser besonders deshalb interessieren, weil sie öfter versucht sein werden auszurufen: ganz wie bei uns, alsbald aber hinzuzufügen: so ganz anders als bei uns.

Es wäre ebenso töricht zu behaupten, daß es in Amerika keine Antisemiten gibt, wie etwa zu behaupten, es gebe keine Diebe, Räuber, Gauner usw. Nirgends werden Engländer so gehaßt wie in Amerika, nirgends so Irländer, Russen, Italiener, Neger; es ist daher wirklich nicht einzusehen, warum in dem Lande so ungewöhnlich vieler religiöser Querköpfe, nicht etliche aus religiösem Fanatismus und Vorurteil Feinde der Juden sein, warum nicht in dem Lande, in welches Jahr aus Jahr ein jeder Tag Tausende vom Abhub aller antisemitisch durchseuchten Länder bringt, Antisemiten sich befinden sollten. Während der jetzt so schnellen Fahrt über den Heringsteich können sie sich doch nicht gleich des ganzen angesammelten antisemitischen Schmutzes entledigen. Es ist wahrlich genug, daß sie fast durchweg nach längerem Aufenthalt in dem freien, einen Unterschied der Bekenntnisse und Nationalitäten nicht anerkennenden Lande den Antisemitismus an den Nagel hängen. Endlich hat man mit Recht den Antisemitismus mit einer Seuche verglichen, und die Bazillen einer solchen, geistigen Seuche sind, wie ja auch aus der Geschichte bekannt ist, ebenso ansteckend wie die der Pest, Cholera und anderer ansteckender Krankheiten. Es wäre also wahrlich nicht zu verwundern, wenn hier und da einige Eingeborene auch einmal etwas vom Antisemitismus abkriegten. Da die Einwanderung vieler Hunderttausende von ärmster und meist blutarmer und rückständiger Juden aus Rußland und Rumänien auch mancherlei unangenehme Begleiterscheinungen zur Folge hat, welche zu Erörterungen über die Juden führen, ist es wiederum nur natürlich, daß allerlei Kluges und Dummes gesagt und geschrieben wird. Was es in den Vereinigten Staaten nicht gibt und nicht geben wird, das ist eine politische Partei, die sich die Entrechtung der Juden zum Ziele setzt, ihre Degradierung zu Bürgern zweiter Klasse zu verlangen wagte oder ähnliche Absurditäten und Unverschämtheiten sich erlaubte. Das gibt's nicht, wird's nicht geben und kann es nicht in dem Lande geben, trotzdem es sonst bekanntlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist.

Das habe ich vorauszuschicken für ratsam erachtet, um voreilige und falsche Schlüsse zu verhüten, und nun kann ich zu den Tatsachen übergehen.

In Chicago vergnügten sich Gassenbuben seit einiger Zeit damit, daß sie alte Juden belästigten und sie mit Steinen bewarfen. Da taten sich die Juden in dem zumeist gefährdeten Stadtbezirk zusammen, hielten eine Protestversammlung ab, was dann sofort, noch ehe die Juden der anderen Stadtteile die beabsichtigten Petitionen einzusenden Zeit finden konnten, die Erklärung des Polizeipräsidenten zur Folge hatte, daß er einschreiten und dem Unfug ein baldiges Ende machen werde, so weit es irgend geht.

Wenden wir uns nun zu der reiferen und gebildeteren Jugend. Da lieben es die jungen Herren auf den höheren Schulen, Corps und Vereine zu bilden. Auch die Studentinnen sind bereits soweit emanzipiert, daß sie ihre Corps und Vereine gründen. Man würde das nun als eine harmlose Kinderkrankheit, eine Jugendeselei ansehen, wenn nicht die jugendlichen Herrschaften — tout comme chez nous — ihre Freude darin fänden, Mitschüler, die einer ihnen nicht angenehmen Rasse angehören oder deren Eltern eine nicht für standesgemäß erachtete Beschäftigung betreiben, auszuschließen und ihnen so einen Makel anzuheften. Diesem Treiben tritt nun der Superintendent der höheren Schulen in Chicago, Cooley öffentlich entschieden entgegen. Er macht die Eltern darauf aufmerksam, daß die Mitglieder solcher Schülervereine nur sich zu Snobs, Müssiggängern, politischen Drahtziehern, Freunden eines Cliquenregiments und allerlei Unfugs heranbilden. Das aber sei ganz unamerikanisch. Professor Harper von der Chicagoer Universität teilt diese Ansichten und beabsichtigt, soweit dies in seinen Befugnissen liegt, dagegen einzuschreiten und beispielsweise den jungen Studenten das Einspringen in gewisse Verbindungen zu verbieten.

Lassen wir jetzt die Jugend und wenden wir uns zu dem gereiften Alter, das bekanntlich auch nicht vor Torheit schützt.

Ein Theaterkritiker in New-York, ein Herr Metcalfe, hat New-Yorker Theaterdirektoren allerlei Vorwürfe zu machen gehabt. Das ist seines Amtes, und deswegen kann ihm Niemand einen Vorwurf machen, selbst wenn der kritische Becher überschäumte. Aber Herr Metcalfe hat sich keineswegs damit begnügt, den Direktoren alle möglichen und unmöglichen Begehungs- und Unterlassungssünden hinsichtlich ihrs Gewerbes zu machen, vorzuwerfen, sondern er tadelte auch die Zugehörigkeit einiger zum Judentum. Da das nicht seines Amtes war, hätte er seinen Fürwitz lassen lassen sollen. Wenigstens dachten so die Direktoren von siebenundvierzig Theatern in New-York, die eine Versammlung abhielten und beschlossen, nicht nur Herrn Metcalfe die Freibillets zu entziehen, sondern auch ihm unter keiner Bedingung ein Billet zu verkaufen, ihn in keines der Theater hineinzulassen. Dieser Beschluß wurde ausdrücklich damit begründet, daß Herr Metcalfe wiederholt die Juden angegriffen und gegen die Direktoren zu Felde gezogen ist, nicht weil sie Direktoren, sondern weil sie Juden seien.

Ob die Direktoren ihren Boykott werden durchführen können, ist sehr fraglich, da Theater als öffentliche Institute in Amerika gelten, zu denen jeder das Recht des Zutritts hat. Aber das Vorgehen zeugt von dem Korpsgeist der Direktoren und daß sie keine unangebrachten Anwürfe auf sich und ihre Kollegen zu dulden geneigt sind.

Sehen wir so, daß es auch in den Vereinigten Staaten in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung Rowdies gibt, die bald auch mit der Feder in den Zeitungen Unfug stiften, so sieht man doch auch, daß man in den Vereinigten Staaten praktisch genug ist, sofort an Abwehr zu denken, solche sofort zu verlangen und zu gewähren.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Rechtsanwalt Heinrich Hertwig aus Charlottenburg, ein ehemaliger lorbeerbekränzter antisemitischer Agitator, Verteidiger Ahlwardts im Judenflintenprozeß und Reichstagskandidat, stand am 13. Februar unter einer schweren Anklage vor der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts II. H. wurde beschuldigt, die Summe von 1200 M., welche er im Auftrage einer Mandantin eingezogen hatte, sich rechtswidrig angeeignet zu haben. Der Staatsanwalt erachtete den Angeklagten nicht nur der Unterschlagung, sondern auch gleichzeitig der Untreue für schuldig und beantragte in Anbetracht der Schwere der Verfehlungen, andererseits, daß dem Angeklagten gewisse Gesichtspunkte erheblich mildernd zur Seite standen, eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und einem Monat, sowie zwei Jahre Ehrverlust. Der Gerichtshof hielt dem Angeklagten zugute, daß er nur in einem durch schwere Schicksalsschläge hervorgerufenen Zustand einer nervösen Depression sich zu jener Handlung habe verleiten lassen. Er verurteilte den Angeklagten wegen Unterschlagung in ideeller Konkurrenz mit Untreue deshalb nur zu einer Gefängnisstrafe von vier Monaten unter Belassung der Ehrenrechte.

Die „Treue" der deutschnationalen Handlungsgehilfen. In Hagen, Frankfurt a. M. und wohl auch in anderen Städten hatte die Organisation der antisemitischen deutschnationalen Handlungsgehilfen bei dem Wahlkartell mit anderen kaufmännischen Organisationen sich ehrenwörtlich verpflichtet, alles daran zu setzen, daß ihre Mitglieder die aufgestellte Liste ohne jegliche Streichung wählten. Bei dieser Gelegenheit haben die Deutschnationalen wieder einmal ihre wahre Gesinnung offenbart: auf den Stimmzetteln in Hagen wurden von dem größten Teil der deutschnationalen Wähler die Namen der anderen sechs Kandidaten einfach gestrichen, so daß ihre beiden Kandidaten auf jedem gestrichenen Zettel je viermal zählten, wodurch dieselben natürlich eine bedeutend höhere Stimmenzahl erhielten; mit solchen, auf unrechtmäßige Weise erworbenen Zahlen wird dann von diesen Leuten Propaganda gemacht.

Ueber deutschnationales Heldentum lesen wir in der „Hilfe": „Der deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband erstrebt programmmäßig eine Einschränkung der Frauenarbeit im Handel, die mit einer Beseitigung gleichbedeutend sein würde — wenn der Verband mit dieser Forderung jemals Erfolg haben könnte. Ebenso bekannt ist aber auch, daß ihm in letzter Zeit aus seinen eigenen Reihen Widersacher erstanden sind, insbesondere in dem ehemaligen Verwaltungsmitgliede Franz Schneider. Kam den Deutschnationalen seine Broschüre über die Frauenfrage im Handelsgewerbe schon sehr ungelegen, da sie im ganzen männlichen Handlungsgehilfenstande Gegenstand lebhaftester Erörterung wurde, so ist ihnen namentlich in Berlin eine öffentliche Aussprache mit Schneider über dieses Thema beinahe noch unangenehmer. Ihrer Reputation wegen machten sie nun neulich eine Versammlung, als „zufällig" Herr Schneider auf einer Agitationsreise abwesend war. Der Verbandsvorsteher Wilhelm Schack selbst war dazu als Referent aus Hamburg erschienen, um „Schneider abzuschlachten". Dieses Bemühen erleichterten sich die tapferen Deutschnationalen dadurch, daß sie ihrem wirtschaftspolitischen Gegner erst am Tage nach der Versammlung eine Einladung zustellten. Rückständigkeit kann eben nur noch auf Scheinerfolge rechnen." — Damit ist aber die wahre deutschnationale Heldengröße noch nicht erreicht. In der „Handelswacht" heißt es: „Allgemein hatte man erwartet, daß Herr Schneider die Gelegenheit wahrnehmen würde, Herrn Schack öffentlich gegenüber zutreten. Aber — — — er war nicht anwesend!"

Im 19. hannoverschen Wahlkreise entfalten die deutschsozialen Antisemiten eine ganz besonders lebhafte Tätigkeit, um diesen Kreis bei den nächsten allgemeinen Wahlen für den früheren Abgeordneten, den Direktor des Bundes der Landwirte, Dr. Hahn, zurückzuerobern. Schon bei der Wahl im Juni 1903 legten sie sich für Hahn mächtig ins Zeug und in dem Deutschnatio-

nalen Komitee saßen die Führer der Agrarier und Antisemiten einträchtig beieinander. Damals war alle Mühe vergeblich, Hahn mußte seinem liberalen Gegner Böttger weichen. Jetzt wird von den Hamburger Antisemiten planmäßig gearbeitet, überall werden Versammlungen abgehalten und Ortsgruppen gebildet, die allerdings recht schwach sind, aber doch den Kern einer Organisation bilden und bei den Wahlen von Bedeutung werden können. Einen besonderen Eifer entfalten die Antisemiten in Cuxhaven, die sich die Bearbeitung der benachbarten Marschbezirke, die Landschaften Hadeln und Wursten zur Aufgabe gemacht haben. In Cuxhaven selbst können sie nicht viel wollen, wenn auch die ganze Insel Nauwerk mit 8 Wahlstimmen 1903 einmütig für den antisemitischen Kandidaten eingesprungen ist, denn ernstlich wird niemand glauben, daß es den Antisemiten gelingen würde, den Sozialdemokraten den dritten hamburgischen Wahlkreis zu entreißen. Weil aber die Führer der Cuxhavener Antisemiten anscheinend das Bedürfnis haben, eine politische Rolle zu spielen, gehn sie in die Nachbarbezirke und lockern dem Bundeshäuptling, dem sie sich wahlverwandt fühlen, den Boden. Allerdings glauben wir kaum, daß ihre Arbeit Erfolg haben wird, da die Herrlichkeit des Bundes der Landwirte im 19. hannoverschen Wahlkreise für immer vorbei zu sein scheint und das Bürgertum und die zahlreichen Schiffer den Agrariern wohl nie wieder solche Helferdienste leisten werden, wie 1893 und 1898, sondern sich wieder auf ihre liberalen Traditionen besonnen haben und ihr auch treu bleiben werden, da sie erkannt haben, daß Hahn, der bei beiden Wahlen unter nationalliberaler Flagge segelte, alles andere, nur nicht liberal ist und daß sie ihn deshalb „nich drucken künnt", wie Hahn vor der Wahl von Wamhoff sagte. Im 19. Kreise sieht man gar nicht nach den Antisemiten aus und sie werden gut tun, Zeit, Mühe und Kosten zu sparen; Erfolg wird ihre Arbeit nicht haben und über dem 19. Kreise wird auch fernerhin das Banner des Liberalismus wehen.

L.

Die bayerischen Antisemiten haben schon wiederholt schweres Aergernis daran genommen, daß zu den regelmäßigen Kunden der in dem Besitz von Juden befindlichen großen Warenhäuser in München Frauen höchster Staatsbeamter, ja sogar Prinzessinnen gehören, daß auch Stabsoffiziere in Uniform in diesen Warenhäusern Einkäufe zu machen pflegen. Auch Geistliche beider christlichen Konfessionen beziehen nicht nur ihren Privatbedarf aus diesen Geschäften, sondern gelegentlich auch, was sie für die Kirche brauchen, Talare, Teppiche, Meßwein ꝛc. Man darf daher wohl annehmen, daß alle diese genannten Kategorien mit den in den Warenhäusern gemachten Einkäufen im Allgemeinen zufrieden gewesen sein müssen, da sie sonst doch kaum wiedergekommen wären. Nur eine Spezies von Politikern, und zwar von Geschäftspolitikern ersten Ranges ist hierüber in hohem Grade empört. Die christlichsoziale Partei des Herrn Wenng hat an die bayerischen Ordinariate und das protestantische Oberkonsistorium in München eine geharnischte Epistel gerichtet, in der es zum Schluß heißt:

„Solche Zustände fordern den entschiedensten Protest auch solcher Kreise heraus, welche nicht zu den davon zunächst betroffenen gehören, sie wirken nicht blos wirtschaftlich in hohem Maße schädigend, sondern geben direktes Aergernis, von dem schon Christus gesagt hat, daß es besser wäre, man würde seine Urheber mit einem Mühlstein um den Hals in die Tiefe des Meeres versenken. Diese wirtschaftliche Schädigung und das hervorgerufene Aergernis gaben der christlichsozialen Partei Anlaß zu vorstehender Darlegung und der Bitte:

Hochwürdigstes Ordinariat wolle an die demselben unterstehende Geistlichkeit und Vorstehungen klösterlicher Institute die eindringliche Mahnung richten, auch im wirtschaftlichen Verkehr sich der Standespflichten (?) bewußt zu bleiben und der christlichen Gemeinschaft mit gutem Beispiele voranzugehen, indem sie jeden Verkehr mit Warenhäusern grundsätzlich meiden, ihre Arbeiten nur an christliche Geschäfte vergeben und dort ihre Einkäufe betätigen."

Schade, daß die Oeffentlichkeit wahrscheinlich wenig oder gar nichts erfahren wird von den Antworten, die auf dieses dreiste Verlangen seitens derjenigen Kirchenbehörden erfolgen werden, die das Schriftstück nicht ohne weitere Folge in den Papierkorb versenken lassen werden.

Vermischtes.

Der jüdische Hausarzt des Superintendenten. Zu dem in Ihrem Blatte genugsam gewürdigten neuerlichen Vorfall, nach dem einem sonst wohl befähigten Aspiranten das Reserve-Offiziers-Patent verweigert worden war, weil er früher eine Zeit lang bei einer jüdischen Firma konditioniert hatte, bin ich in der Lage, ein kleines Seitenstück, wenn auch aus anderen amtlichen Berufskreisen, mitzuteilen, welches jedoch zum Unterschiede von jenem zur allgemeinen Genugtuung schließlich einen Ausgang nahm, wie das berühmte Hornberger Schießen.

Der Superintendent einer preußischen Diözese wohnte und versah in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts sein Amt als Ortsgeistlicher in einem Dorfe in unmittelbarer Nachbarschaft einer bedeutenden Industriestadt. In dieser kleineren Mittelstadt wirkte nun seit Jahrzehnten ein älterer Sanitätsrat als Arzt. Er erfreute sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit unter den Mitbürgern und Kollegen. Zu seiner Klientel zählten die besten Kreise und Honoratioren des Ortes und seiner Umgebung. Der Herr Sanitätsrat war mit dem Superintendenten persönlich befreundet. Nichts war daher natürlicher, als daß er auch in dessen Familie die Hausarztstelle versah. Niemand war es in den langen Jahren eingefallen, Anstoß zu nehmen an der jüdischen Konfession des bewährten Arztes. Er erfüllte zur allgemeinen Zufriedenheit schon ein Menschenalter hindurch seine privaten und auch amtlichen Pflichten, u. a. als Leiter des städtischen Krankenhauses, als Gerichtsgefängnisarzt, als Armen- und Impfarzt usw.

Da lief eines schönen Tages bei der vorgesetzten Behörde des Superintendenten, dem Kgl. Konsistorium, eine Art Denunziation ein, etwa des Inhalts, daß der Superintendent der seiner Seelsorge anvertrauten Gemeinde doch mit einem recht schlechten Beispiele voranginge; denn es errege großes Mißfallen, daß bei dem ersten evangelischen Geistlichen ein Jude als Hausarzt wirke.

Ob diese natürlich nur von konfessionellen Gewissensskrupeln diktierte Anklage etwa seitens liebevoller Amtsbrüder des Superintendenten oder wohlgesinnter Kollegen des Arztes ausging, entzog sich der näheren Nachforschung. Jedenfalls hatte sie nicht den gehofften Erfolg. Das Konsistorium nämlich teilte zwar dem Superintendenten die Denunziation mit, legte sie aber ad acta und fand keine Veranlassung, sich amtlich weiter damit zu beschäftigen. Der Sanitätsrat blieb nach wie vor bis zu seinem Tode weiter Hausarzt und Hausfreund bei dem Superintendenten und dessen Hinterbliebenen.

R. F.

Die Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M. Unser Bureau in Frankfurt a. M. schreibt uns: Infolge der Ungültigkeitserklärung der Stichwahl im ersten Bezirk vom 29. November kam es am 26. Januar zur Neuwahl und am 13. Februar zur nochmaligen Stichwahl. Die Wahl hat den liberalen Parteien den endgültigen Verlust eines Mandats gebracht. Aber auch einen schlimmen

Reaktionär, den „Mitteiständler" Ohlenschlager, hat man trotz ungeheurer Anstrengungen in dem hartnäckigen Wahlkampfe nicht ins Stadtparlament zu bringen vermocht.

Königsberg, 4. Februar. Auch hier hat ein Kommers des Vereins Deutscher Studenten stattgefunden. Auf demselben hat Professor D. Benrath eine Ansprache gehalten, die wir zum Teil dem Wortlaute nach wiedergeben, da sie von hohem Interesse ist gegenüber den Tiraden, die auf dem Berliner Kommers desselben Vereins gegen die Juden gerichtet wurden. Professor Benrath sagte: „Meine Herren Kommilitonen! Seine Magnifizenz, der Rektor der Albertina, verhindert, selbst zu erscheinen, hat mich gebeten, in seinem Namen Ihnen seine Wünsche zu Ihrem Stiftungsfeste auszusprechen. Ich darf dazu den Dank für die freundliche Einladung seitens der hier anwesenden Mitglieder des akademischen Lehrstandes fügen. Von den nahezu 45 Jahren meiner amtlichen Wirksamkeit an unserer Albertina habe ich jetzt annähernd sieben Jahre lang als Mitglied des Senats fungiert — der Senat ist bekanntlich auch die Disziplinarbehörde für die Studierenden — und soweit ich zurückdenke, ist in den Jahren nie etwas Gravierendes betreffs Ihres Vereins dort vorgekommen. Auch kann ich bezüglich einer besonderen Frage, die anderswo im Verein Deutscher Studenten leider viel Lärm erregt hat und noch erregt, nämlich der des Antisemitismus, dem Königsberger Verein bezeugen, daß er sich in den Zeiten, seit ich ihn habe beobachten können, von Gehässigkeiten fern gehalten hat. Schon die gentlemanlike Art des Mannes, dessen telegraphischen Glückwunsch Sie vorhin an erster Stelle vernommen haben — des Geheimrats Zorn —, der wie ein Protektor jahrelang über Ihren Verein gewaltet hat, würde solches nicht zugelassen haben. Und so geleiten wir Sie mit den besten Wünschen in das dritte Jahrzehnt hinein. Wir schließen uns dem an, was jüngst bei dem glänzend verlaufenen Reichskommers Ihres Vereins in Berlin der dortige Rektor gesagt hat: „Es ist nicht deutsche Art auf Lorbeeren auszuruhen — darum streben Sie weiter, den hohen Zielen zu, wie sie Ihnen gesteckt sind!"

Der Anteil der Juden an der Fürsorge- und Zwangserziehung. Es ist eine alte Erfahrung, wo der Antisemitismus nicht mit der freien Phantasie arbeitet, sondern sich auf Tatsachen stützen will, da erleidet er immer Schiffbruch. In den letzten Jahren wurde oft der Versuch gemacht, die Kriminalstatistik in den Dienst des Antisemitismus zu stellen. Es hat sich aber immer wieder gezeigt, daß diese jüngste und unbefangenste aller Wissenschaften dem Antisemitismus gar nicht hold ist, denn ihre Tatsachen standen in schreiendem Widerspruche zu den antisemitischen Dogmen. Herr Dr. Siegfried Weinberg veröffentlicht im Organ des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens das Ergebnis der Statistik über die Fürsorge- und Zwangserziehung in Preußen. Von den der Fürsorgeerziehung endgültig überwiesenen Minderjährigen waren:

Im Jahre		Christen	Juden
1901/1902	überhaupt	7740	37
	Prozent	99,53	0,47
1902/1903	überhaupt	6167	23
	Prozent	99,63	0,37

Der Anteil der Juden an der preußischen Gesamtbevölkerung hingegen beträgt 1,1 Prozent. Die Zahl der Juden unter den Fürsorgezöglingen ist also nur der dritte Teil dessen, was nach der Zusammensetzung der Bevölkerung zu erwarten wäre.

Noch günstiger für die Juden gestalten sich die Ergebnisse der Statistik über Zwangserziehung. Zwangszöglinge sind diejenigen Jugendlichen, die eine strafbare Handlung begangen haben, jedoch wegen ihrer Jugend nicht bestraft, sondern nur der Zwangserziehung überwiesen wurden. Von den Zwangszöglingen waren:

Im Jahre		Christen	Juden
1901/1902	überhaupt	10769	20
	Prozent	99 82	0,18
1902/1903	überhaupt	10195	17
	Prozent	99,84	0,16

Also auf je 1000 Zwangszöglinge entfallen noch nicht einmal zwei Juden, während es nach dem Verhältnis der Gesamtbevölkerung 11 sein müßten. Die Statistik ist und bleibt die beste Widerlegung des Antisemitismus.

„Judenreines" und „Judenfreies" Haus. Wir hatten in Nr. 35 der „Mitteilungen" v. J. einer Reihe von Gerichtsentscheidungen badischer Gerichte Erwähnung getan, durch die der Gastwirt Albiez in Oberlauchringen gezwungen wurde, auf dem Firmenschild seines Gasthauses „zum Wutachtal" die Zusätze „Judenreines Haus" und später die als Ersatz an dessen Stelle getretene Bezeichnung „Judenfreies Haus" zu entfernen. Die Entscheidung in Sachen „Judenreines Haus" war vom Verwaltungsgerichtshof erfolgt. Auf die gegen die Bezeichnung „Judenfreies Haus" von der Vereinigung badischer Israeliten beim Minister des Innern erhobene Beschwerde hatte das großherzogliche Bezirksamt die Entfernung der Inschrift verfügt. Gegen diese Verfügung ist nun wiederum von dem Gastwirt Albiez Klage erhoben worden bei dem Verwaltungsgerichte, das in der Sitzung vom 29. November 1904 den Kläger ebenfalls abwies und zwar, wie wir der „N. Bayer. L. Z." vom 10. d. M. entnehmen, mit folgender Begründung:

Gewiß ist nun, daß die Aufschrift „Judenreines Haus" eine Mißachtung und Verunglimpfung der Israeliten in markanterer Weise zum Ausdruck brachte, indem durch sie die Anschauung kundgegeben wurde, daß durch den Verkehr von Juden in dem fraglichen Gasthause dieses verunreinigt werde, daß die Berührung mit Juden die Gefahr einer Verunreinigung für andere Gäste befürchten lasse. Der Gerichtshof ist aber der Anschauung, daß auch die Aufschrift „Judenfreies Haus" verletzend wirkt und daher Anlaß zur Beanstandung bietet. In allen ähnlichen Wortbildungen (wie z. B.: staubfrei, sorgenfrei, schmerzfrei, lastenfrei, giftfrei, insektenfrei) findet sich das Wort „frei" mit einem Begriff verbunden, der etwas Lästiges, Unangenehmes, Widerwärtiges bezeichnet. Diese Worte drücken durchweg einen Zustand aus, der sich eben durch das Fehlen jener unerwünschten Dinge als ein guter, erwünschter, erstrebenswerter charakterisiert. Durch die Bezeichnung eines Gasthauses als „judenfrei" wird somit die Anschauung zum Ausdruck gebracht, daß der Verkehr mit Juden allgemein als etwas Lästiges und Unangenehmes zu betrachten sei, den also jedermann zu vermeiden suche und wie es ein besonderer Vorzug des betr. Gasthauses erscheine, daß dessen Insassen der Notwendigkeit dieses unangenehmen Verkehrs enthoben seien. Daß eine derartige öffentliche Kundgebung eine Mißachtung gegenüber den Israeliten zum Ausdruck bringt, die in ihrer allgemeinen Fassung auch in den schlimmen Erfahrungen, welche der Kläger mit verschiedenen jüdischen Reisenden gemacht haben will, eine ausreichende Begründung nicht finden kann, bedarf keines weiteren Nachweises. Auch der weitere Einwand des Klägers, die Aufschrift an seinem Hause könne schon aus dem Grunde zu Befürchtungen hinsichtlich des ungestörten Zusammenlebens der Konfessionen keinen Anlaß geben, weil die Zahl der Israeliten in dem ganzen Kreise Waldshut eine äußerst geringe sei, weil die Worte der Aufschrift von dem reisenden Publikum, also von den Eisenbahnzügen aus gesehen und gelesen werden können.

Der Gerichtshof hatte in der Begründung seines Urteils vom 16. September 1902 schon ausgeführt, daß es zweifelhaft erscheine, ob in der durch die Aufschrift an dem Wirtsschild kundgegebenen Mißachtung gegenüber den Israeliten eine Rechtswidrigkeit in dem Sinne zu finden sei, daß dadurch ein bestimmtes Gesetz aber eine sonstige rechtsgiltige Vorschrift verletzt werde, da es bezüglich des Tatbestandes der Beleidigung gemäß § 185 R.-St.-G.-B. an der bestimmten Richtung gegen einzelne Individuen (vgl. Daude Straf-

gesetzbuch Not. 47 zu § 185) und bezüglich des groben Unfugs § 360[11] R.-St.-G.-B.) an der unmittelbaren Störung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung fehle (Entscheid des Reichsgerichts in Strafsachen Band 31 S. 193 und Ohlshausen, Kamm. z. Uebertretungsabschnitt des St.-G.-B. S. 25). Jedenfalls stellt sich aber eine solche Kundgebung, die sich gegen eine ganze Volksklasse, die Angehörigen einer vom Staate anerkannten Religionsgemeinschaft richtet, als eine Ordnungswidrigkeit im Sinne des § 30 P.-St.-G.-B. dar, deren Beseitigung im öffentlichen Interesse geboten erscheint, da der Inhalt der Aufschrift die Gefühle einer ganzen Bevölkerungsklasse verletzt und unter Umständen geeignet erscheint, den Haß gegen diese Bevölkerungsklasse zu nähren und so das friedliche Zusammenleben der Konfessionen zu beeinträchtigen.

Es beruht hiernach die angefochtene Verfügung des Bezirksrats weder auf einer Verletzung des Gesetzes, noch kann behauptet werden, daß die obwaltenden tatsächlichen Verhältnisse jede Berechtigung der genannten Behörde zu jener Verfügung ausschließt, die Klage somit nicht als begründet erachtet worden, und es war, wie geschehen, zuerkennen.

Wien, 6. Februar. Eine sehr interessante Gerichtsverhandlung hat Sonnabend mit der Verurteilung des Angeklagten zu einer vierjährigen Kerkerstrafe, verschärft durch Fasttage sowie dem Verlust des Adels ihren Abschluß gefunden. Der Angeklagte, Advokat Ritter v. Orlowski, den man in Polen „den Vater des Antisemitismus" nannte, und der sich der Gönnerschaft hoher geistlicher Würdenträger erfreute, hatte sich unter der Anklage zahlloser Schwindeleien, Herauslockungen von Kautionen, Veruntreuung anvertrauter Gelder, betrügerischen Heiratsschwindels und anderer Delikte befunden, und vor den Geschworenen verblaßte der Nimbus, mit dem sich der fromme Herr umgab, im Angesichte der krassen Betrugsfälle, die ihm nachgewiesen wurden; unter den Geschädigten befindet sich auch der durch seine agitatorische Tätigkeit bekannte Pater Eichhorn.

Bei den letzten Unruhen in Warschau scheinen die christlichen Ladenbesitzer der Ansicht gewesen zu sein, daß der Antisemitismus eine Rolle spielte, denn sie malten große Kreuze auf ihre Türen und stellten mit Kerzen beleuchtete Heiligenbilder in die Fenster. Dies Mittel hat, wie der „Daily Mail"-Korrespondent behauptet, tatsächlich geholfen. Die Plünderer machten vor derartig gekennzeichneten Läden Halt und gingen nach einigem Zögern weiter. — In Lodz versuchten einige Polizeispitzel die Massen gegen die Juden aufzuhetzen, indem sie ein Gerücht von der Ermordung eines Geistlichen verbreiteten, sie wurden jedoch von den Ausständigen gemißhandelt. Hierauf sah sich einer der Anführer der Streikenden veranlaßt, vor einer mehrere tausend Köpfe zählenden Menge folgendes zu erklären: „Laßt euch von den Bütteln nicht irreführen und behandelt die Juden wie Brüder. Sie sind unsere Leidens- und Gesinnungsgenossen, reicht ihnen die Hände zum gemeinsamen Kampf gegen das autokratische Regime."

Briefkasten.

R.-A Plonski in Berlin. Wir konstatieren aus Ihrem langatmigen Schreiben, in dem Sie darüber Beschwerde führen, daß wir den Artikel eines jüdischen Blattes übernommen haben, welcher Sie in Verbindung mit Herrn Sedlatzek brachte, nur eine übergroße Empfindlichkeit Ihrerseits, einen berechtigten Anlaß zur Beschwerde können wir jedoch nicht anerkennen. Wenn Sie, was Sie leider nach Ihrem Schreiben unterlassen zu haben scheinen, den Artikel selbst gelesen hätten und nicht nur vom Hörensagen urteilen wollten, so würden Sie daraus ersehen haben, daß nicht Sie und Ihre Kollegen in dieser Notiz zum Gegenstand der Kritik gemacht worden sind, sondern der Antisemit Sedlatzek, der trotz seines erklärten Judenhasses es nicht verschmäht, ihm beachtenswert erscheinende literarische Beiträge von Juden — nota bene ohne Bezahlung von Honorar — aus anderen Blättern nachzudrucken. Der in Parenthese eingekleidete Satz hätte dabei freilich, wie wir gern zugeben wollen, aus dem Artikel gestrichen werden können.

[Verantw]ortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) **vierteljährlich** bei der Post.

Nr. 8. | Berlin, 22. Februar 1905. | 15 Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3676.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **26. Februar, vormittags 11½ Uhr**, findet in **Berlin** im **Architektenhause, Wilhelmstraße 92**, eine ordentliche

General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch ergebenst eingeladen werden.

Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. „Die verfassungsmäßig gewährleistete konfessionelle Gleichberechtigung in der preußischen Justizverwaltung".
Referenten: Justizrat **Reinbacher**-Schöneberg und Rechtsanwalt Dr. Ernst **Auerbach**-Frankfurt a. M.

III. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

J. A.:

Dr. Th. Barth. Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

Graf Pückler und die Polizei.

Von antisemitischer Seite führt man darüber Beschwerde, daß man dem Grafen Pückler das Reden in öffentlichen Versammlungen verbiete, während das letzte Erkenntnis des Landgerichts ihn mit Gefängnis bestraft, somit als geschäftsfähig anerkannt habe.

Dem Befremden über die Haltung der Polizei ist auch von liberaler Seite mehrfach Ausdruck gegeben worden, von der „Berliner Zeitung" mit dem Bedauern, daß die Polizei auf diese Weise Pückler eine Reklame verschaffe, ohne welche er schon lange abgewirtschaftet hätte. Die von dem Blatte gegebene Andeutung, als sei dieser Erfolg diabolisch durch das Redeverbot der Polizei gewollt, dürfte allerdings nicht zutreffend sein; die unkorrekte Haltung der Polizei dürfte vielmehr das Ergebnis ihrer Verlegenheit sein.

Wenn man dereinst die Geschichte des Antisemitismus schreiben wird, so wird die Haltung der Behörden in dieser Geschichte ein wichtiges Kapitel auszufüllen haben. Alle antisemitischen Demagogen sind durch wohlwollende Duldung der Behörden zunächst zu Ansehen gelangt. Die Antisemiten befanden sich in der angenehmen Lage, zunächst ungestraft Sachen sagen zu dürfen, welche einen Sozialdemokraten oder Freisinnigen auf Jahre hinaus ins Gefängnis gebracht hätten.

Allmählich nehmen ehrliche Konservative an solchen Stilblüten Anstoß, zum Teil erfolgten auch Beschwerden von jüdischer Seite. Die Behörden gehen dann vor, aber in ziemlich gleichgültiger Weise. Wenn eine Anklage erhoben wird, so führt sie vielfach zur Freisprechung, weil der Wortlaut der vom Redner getanen Aeußerung nicht festzustellen war, während man annehmen sollte, daß die Behörde, die eine sensationelle Versammlung überwacht, vor allen Dingen für Feststellung der gehaltenen Rede sorgen würde. Ist der Wortlaut der Rede festgelegt, so findet der Gerichtshof, daß sie bildlich gemeint ist oder Staatsanwalt und Richter berücksichtigen bei der Strafzumessung die patriotische Gesinnung, oder sie erklären die Rede für ungefährlich, weil nicht anzunehmen sei, daß die Hörer sich durch sie zu Gewalttaten verleiten lassen würden.*)

Viele Antisemiten werden daher im Innern der Meinung gewesen sein, welcher Pückler nur einen naiven Ausdruck gegeben hat, daß die Richter in Moabit „ganz famose Kerls" sind. Allmählich bildet sich in dem Redner die Idee aus, daß er seine Tätigkeit eigentlich mit Billigung und mit Wunsch der Behörde ausübe. In dieser Beziehung war die letzte Verteidigungsrede durchaus zutreffend. Die Rede, wegen welcher ihm eine Strafe von 6 Monaten zufiel, unterschied sich in nichts von früheren Reden, wegen welcher die „famosen Kerls in Moabit" ihn freigesprochen hatten. Bei den Behörden stellt sich dann Unsicherheit ein, da sie nicht recht wissen, was sie tun sollen. Aehnlich war seinerzeit das Verhalten gegenüber Ahlwardt, der nach den schärfsten Worten mit gnädiger Strafe davonkam.**)

---

*) Daß diese Vermutung, welche unseres Wissens von einem Gerichtshof geäußert wurde, nicht zutreffend war, ergibt sich aus der vor kurzem stattgehabten Ermordung des 63jährigen Synagogendieners Jesaias Rendsburg in Altona durch den Stuttgarter Friedrich Heim. Heim, der den Mord lediglich begangen hat, weil er den ihm fremden Rendsburg als Juden erkannte, leidet allerdings an Verfolgungswahn, aber die Richtung seiner Geisteskrankheit hat er dadurch erhalten, daß er eifrig Pücklersche Reden gelesen hat.

**) Für den Vorwurf, daß Loewe im Auftrage der Alliance Israelite, um das deutsche Heer wehrlos zu machen, im Einverständnis mit den maßgebenden Offizieren der Gewehrprüfungs-Kommission unbrauchbare Gewehre geliefert habe, erhielt er 4 Monate Gefängnis, nachdem er schon mehrfach wegen Beleidigung bezw. Verleumdung vorbestraft war. Zur selben Zeit erhielt ein sächsischer sozialdemokratischer Redakteur, der noch nicht vorbestraft war, ein Jahr Gefängnis, weil er im guten Glauben in seinem Blatte mitgeteilt hatte, daß die Bergbehörde Hasen, welche ihr einen Kostenpreis von 6 Mark verursachten, den Bergarbeitern für 8 Mark angerechnet habe. Der Oberlehrer Foerster, welcher die Ahlwardt'schen Lügen in öffentlichen Versammlungen vorbrachte, wurde niemals verfolgt, wogegen ungefähr zur selben Zeit ein Lehrer in Westpreußen disziplinarisch entlassen wurde, weil er Stimmzettel für den freisinnigen Kandidaten verteilt hatte. Es ist nützlich, an solche krassen Fälle zu erinnern, um der Legende von dem Märtyrertum der Antisemiten entgegenzutreten welche sich anläßlich des Verfahrens gegen Pückler herausbilden könnte,

---

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß die Staatsbehörde die Frage der Geisteskrankheit von Pückler dem zufälligen Sentiment einzelner Gerichtshöfe überließ und nicht einfach die Einleitung eines Entmündigungsverfahrens veranlaßte. Insofern ist dann allerdings Pückler ein Märtyrer, als die Regierung und beziehentlich die Gerichte durch wohlwollende Duldung seinen Größenwahn gesteigert haben, und er nunmehr verwundert ist, daß er, dessen patriotisches Streben man früher anerkannt habe, sich nunmehr seitens der Behörden in seinem Auftreten behindert fühlt. Aber er ist ein Märtyrer nicht etwa philosemitischer Anwandlungen der Behörden, sondern im Gegenteil der antisemitischen Bestrebungen in Regierung und Justiz. Hätte ein Sozialdemokrat eine Rede à la Pückler gehalten, so wäre er zweifellos schon beim ersten Male derartig verdonnert worden, daß ihm die Lust zu weiteren öffentlichen Vorträgen vergangen wäre. Unter einer derartigen Behandlung hätte vermutlich auch die Disposition zur Geisteskrankheit, welche bei Pückler zweifellos vorhanden ist, sich nicht so unheilvoll für den unglücklichen Mann entwickeln können, wie sie tatsächlich durch Erfolge in Volksversammlungen und die Anerkennung seines Patriotismus durch die „famosen Kerls von Moabit sich entwickelt hat

Zur Ermordung des Großfürsten Sergius.

Wer nur ein ganz klein wenig Kenntnis der menschlichen Natur und der Geschichte, ganz besonders der russischen Geschichte, besitzt, konnte, mußte nach den Menschenschlächtereien, die in Petersburg und in fast allen größeren Städten des russischen Reichs von Helsingfors bis Tiflis seit dem 22. Januar stattgefunden haben, seit der Bekleidung Trepows mit diktatorischer Gewalt und der Ernennung Bulygins zum Nachfolger eines Swiatopolk-Mirski voraussehen, daß in der Verzweiflung wieder zu Bomben oder anderen Mordwaffen werde gegriffen werden. Und da der Großfürst Sergius bekanntermaßen Seele und Haupt der Mißwirtschaft sowohl wie der blutigen Maßnahmen der russischen Regierung, der Beschützer der Trepow und der Bulygin war, konnte, mußte auch vorausgesehen werden und ist in der Tat von der ganzen urteilsfähigen Welt vorausgesehen worden, daß wenn irgend möglich Großfürst Sergius der Erste sein werde, der daran würde glauben müssen.

Es ist nicht anzunehmen, daß selbst die „Staatsbürgerztg." so wenig Menschen- und Geschichtskenntnis besitzen sollte, das nicht auch vorausgesehen zu haben. Aber in dem Eifer, den Liberalen und den Juden etwas Böses anzutun, stellt sie sich ganz überrascht durch das, was Niemand sonst überrascht hat, und insinuirt gleichzeitig, daß die Liberalen und Juden den Moskauer Mord auf dem Gewissen haben.

„Es ist bezeichnend, schreibt sie in ihrer Umschau vom 18. Februar, in diesem Falle, daß vor wenigen Tagen die jüdische Sensationspresse ein Phantasiebild in ihren Blättern veröffentlichte, in dem der jetzt so feige und grausam ermordete Großfürst in einer Lage dargestellt war, die nur zu geeignet war, die blinde Masse mit den Instinkten gemeinen Hasses gegen den jetzt Ermordeten zu erfüllen. Hingekauert in die Kissen seines Wagens, saß der jetzt Ermordete da, der Wagen in vollem Galopp, umgeben von Kosaken; das Volk, das das Gefährt vorbeisausen sah, zeigte die Gesten drohenden Hasses. Welchen Zweck hatte wohl dieses Bild? Was wollte man damit erreichen? Und wie kam es, daß dieses Bild wenige Tage vor diesem grauenhaften Attentat gleichsam in Vorausahnung kommender Dinge hier in Berlin von judenliberalen Blättern veröffentlicht wurde?"

Das Drollige dabei ist, daß sie das Bild gänzlich mißverstanden hat, denn dieses Bild stellte den Ermordeten

gar nicht dar, überhaupt keinen russischen Großfürsten, sondern hatte Bezug auf deutsche Preßverhältnisse, und nur die blutrünstige Phantasie des Antisemitenblattes hat dem Bilde, notabene nachträglich, jene Bedeutung untergeschoben.

Im Uebrigen ist es nur selbstverständlich, daß der antisemitische Moniteur die Juden für die Vorgänge in Rußland verantwortlich macht und ebenso selbstverständlich, daß er die Gelegenheit benutzt, gleich alle Juden zu verleumden. Indetreff der russischen Juden stützt sich die „Staatsbürgerztg." auf offizielle russische Persönlichkeiten, obwohl sie wahrscheinlich sehr wohl weiß, daß die russischen Machthaber nach einem politischen Rezept der Diplomaten aus der alten Schule nur nach einem Sündenbock suchen und diesen in den Juden am bequemsten finden. Plehwe gab vor zu glauben, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland das Werk der Juden sei. Auch ein Mitglied der russischen Botschaft in Berlin soll, wie wir aus einem Zitat der „Staatsbürgerztg." sehen, in einem Interview geäußert haben, die russischen Rebellen seien lediglich das Werkzeug der gewissenlosen russischen Judenschaft. Man habe in Rußland nicht, wie bei uns in Deutschland, in England oder Frankreich und den Vereinigten Staaten, eine gutgesinnte, loyale und auch von Andersgläubigen geschätzte Judenschaft, nein, die russischen Juden beständen zu drei Vierteln aus Anarchisten, Nihilisten und Sozialisten und zu einem restlichen Viertel aus üblen Blutaussaugern des Volkes.

Diese der Wahrheit nicht entsprechende Darstellung hat natürlich den vollen Beifall der „Staatsbürgerztg." — bis auf einen Punkt. Sie schreibt:

„Ein Punkt in diesen Ausführungen ruft unseren Widerspruch hervor, der, wo von der Loyalität unserer Judenschaft gesprochen wird. Der Sorte der Tiergartenjuden mag ja im Interesse ihres eigenen Geldbeutels der Gedanke an eine Revolution fernliegen, die Geschichte und die Zusammensetzung unserer Sozialdemokratie zeigt aber am deutlichsten, wohin ihre rassenmäßigen Instinkte gehen.

Im übrigen zeigt sich hier wieder das alte Bild. Die stumpfen Massen werden zur Revolution aufgehetzt, hinter den Kulissen aber arbeitet unter Sicherung seiner Person das Judentum."

Eine Bewegung, wie die über das ganze russische Reich sich erstreckende, den Juden zuzuschreiben, dazu gehört eine Spekulation auf die Dummheit, die wir wohl dem Berliner Antisemitenblatt, nicht aber einem Diplomaten zutrauen. Es ist zwar diplomatisches vieux jeu, aber bei einem Diplomaten immerhin Diplomatie, die Schuld auf andere Schultern zu wälzen. Die Juden in Rußland bewohnen nur einen kleinen Teil des Reiches und da, wo sie nicht wohnen, ist die revolutionäre Bewegung am stärksten. Da aber, wo sie wohnen, sind die weitaus meisten so bettelarm, daß sie wohl aus Verzweiflung sich erheben könnten, aber nicht die Mittel und die Macht haben, eine so umfassende Bewegung zu inszenieren. Hätten sie diese Macht, dann wäre es ihnen weit eher geglückt, wenn auch nur mit Hilfe von Bakschisch sich menschenwürdigere Zustände zu verschaffen.

Zu behaupten, die vielen Millionen in Rußland, darunter die intelligentesten Männer, tanzten nach der Pfeife der Juden, ist noch unendlich törichter, als die Behauptung, der jüngste westfälische Streik sei das Werk sozialdemokratischer Agitatoren gewesen, heißt einem Volke von mehr als hundert Millionen Menschen eine unglaubliche Niedrigkeit und einer sehr geringen Minorität eine übermenschliche, eine dämonische Macht zutrauen. Wären die Russen solch elend Volk, sich so gebrauchen zu lassen, wie die russischen Plehwe und deren offiziöses Berliner Organ glauben machen wollen, dann wäre es nicht wert, daß es der Erdboden trägt.

Wir schätzen das russische Volk nicht so niedrig, die Juden nicht so hoch ein.

Professor von Liszt über das moderne Studententum.

Ueber den Verlauf der großen Akademiker-Versammlung, die am 17. d. Mts. in Berlin gegen die Beschränkung der akademischen Freiheit protestierte, wird uns aus studentischen Kreisen geschrieben:

Den Vorsitz führte der Heerrufer des Vereins Deutscher Studenten Dr. Böhme. Diese Wahl mußte umsomehr befremden, als der V. D. St. es bis dahin geflissentlich vermieden hatte, in dem allgemein aufflackernden studentischen Kampfe Stellung zu nehmen. Die Gründe für dieses Verhalten sind durchsichtig genug. Der V. D. St. wollte es unter allen Umständen vermeiden, sich bei den ihm wohlgesinnten akademischen Behörden mißliebig zu machen. Schließlich aber hielt es der V. D. St. doch für richtig, sich der Bewegung anzuschließen. Mit großer Geschicklichkeit wußte er aber jede Erörterung heikler Gesichtspunkte von der Debatte auszuschließen durch die Erklärung des Vorsitzenden, man wolle nur über „akademische Freiheit" verhandeln und keine politischen und religiösen Momente zur Sprache bringen. Das Auditorium gab zwar durch Zeichen des Mißfallens seine gegenteilige Meinung zu erkennen — aber es blieb bei dem Vorschlage des Vorsitzenden. Die meisten Redner nahmen auch von dieser Beschränkung der Redefreiheit weiter keine Notiz.

Als einziger Vertreter des dozierenden Professorenkollegiums der Universität war Prof. Dr. von Liszt erschienen, der von den Studierenden mit stürmischem Jubel begrüßt wurde. Seine Worte weckten lauten Beifall in den Herzen der enthusiasmierten Zuhörerschaft, auch als er das politische Gebiet streifte und etwa erklärte:

„Während der letzten Jahrzehnte haben wir eine Bewegung, wie sie jetzt durch die Studentenschaft geht, nicht erlebt, und wir haben sie so oft schmerzlich vermißt. Wo ist die gesamte deutsche Studentenschaft in der allerjüngsten Vergangenheit gewesen? Gruppen hat sie unter sich gebildet, Gruppen, die nicht nur ein Recht, zu sein, die sogar die Exklusivität der Daseinsberechtigung beanspruchen. Wo war die Begeisterung für die nationalen, sozialen, religiösen und politischen Strömungen unserer Zeit? Der Student soll keine Politik treiben, sagt man. Aber diese Behauptung ist unehrlich und zum größten Teil sogar falsch. Unehrlich deshalb, weil gerade diejenigen, die es am lautesten verkünden, durch eine scheinbare Politiklosigkeit der Studentenschaft eine Politik zugunsten der Machthaber schaffen wollen, unehrlich deshalb, weil gerade diese den Studenten in ein einseitiges, parteipolitisches Getriebe hineinziehen. Und die Behauptung ist auch falsch. Wohl soll der Student keine Parteipolitik treiben, aber von denen, die einmal die geistigen Führer des Volkes werden wollen, müssen wir verlangen, daß sie die großen Strömungen der Zeitgeschichte kennen und auch die Menschen, in deren Persönlichkeiten sich diese Strömungen konzentrieren. Wo aber war bisher der flammende Zorn der Studentenschaft gegenüber der Heuchelei in unserem gesellschaftlichen Leben? Und vor allem: wo war der Mut der Ueberzeugung? Ein Strebergeist hat sich in der Studentenschaft geltend gemacht, der nur nach Ehre, Karriere und Würden fragt. Um so größer aber ist unsere Freude über diese Bewegung. Die Einigkeit zwischen den Hochschulen ist jetzt da, die flammende Begeisterung für etwas rein Ideales, für die akademische Freiheit. Das ist die weit über die Gegenwart hinausragende Bedeutung dieser Bewegung. Bewahrt die Studentenschaft dieses Ideal und empfindet sie ihre akademische Freiheit im Innern der Seele dann steht sie weit höher als die Philisterseelen, die sie ihr nehmen wollen."

Als der gefeierte Universitätslehrer in diesem Zusammenhange auch auf bekannte Vorkommnisse anspielte und erklärte:

„Hier in dieser vornehmen Versammlung sind keine Vertreter der Behörden erschienen, wie bei antisemitischen

Versammlungen und Kommersen. Für diese Politik finden sich hohe Offiziere und Beamte, die nichts dagegen einzuwenden haben!",
da brauste solch stürmischer Beifall durch den Saal, wie ihn wohl selten ein Wort bei einer Studentenversammlung erweckt hat

Der Vorsitzende glaubte dem Redner eine Rüge erteilen zu müssen, das allgemeine minutenlange Scharren bewies ihm aber, daß er keine jener „zugestutzten antisemitischen Akademikerversammlungen" zur Zeit der Lesehallenwahlen vor sich hatte.

Als Professor Dr. von Liszt die Rednertribüne verließ, setzte ein minutenlang anhaltender tosender Beifall ein, durch den die Studentenschaft ihrem Lehrer ihre Sympathie zu erkennen gab.

* * *

Vom Kyffhäuserverband. Der Verein Deutscher Studenten liebt es bekanntlich hin und wieder seinen durch und durch antisemitischen Charakter in Abrede zu stellen. Mit größter Unverfrorenheit wählt er zu dieser Ableugnung meist gerade Zeitpunkte, in denen sein gehässiger Antisemitismus am klarsten zu Tage tritt, wie bei Akademikerversammlungen usw. Auch letzthin beim Stiftungsfest des V. D. St. in Königsberg glaubte ein militärischer Festredner besonders auf den toleranten Charakter des V. D. St. hinweisen zu müssen.

Dem gegenüber ist eine Feststellung im „Kyffhäuser", dem österreichischen Organe des Kyffhäuserverbandes, dem auch die Vereine Deutscher Studenten angehören, von Interesse. Hier heißt es in einem Artikel zur Verherrlichung der deutschen V. D. St. klipp und klar:

„Bekanntlich sind die Vereine Deutscher Studenten im Reiche die ersten Vertreter des alldeutschen Grundgedankens und strammsten Vertreter des Rassenantisemitismus und sind deshalb oft von den meist liberalen akademischen Behörden verfolgt worden." (!!)

Witzblatt-Antisemitismus.

Noch verheerender als der Theater-Antisemitismus, über den ich in Nummer 4 der „Mitteilungen" sprach, scheint mir der Witzblatt-Antisemitismus zu wirken. Denn Freude an Humor und Satire beschränkt sich nicht wie Theaterdarbietungen auf ein immerhin begrenztes Publikum; sie reichen von der steilsten Höhe der oberen Gesellschaft bis in die äußersten Enden der um Lohn arbeitenden Klassen hinein, und das behagliche Lächeln, das im teppichbelegten, niedustenden Frauenboudoir der „Simplizissimus" auslöst, findet sich bei dem stellungslosen Kommis oder Arbeiter wieder, der in der Freude an den Titelbildern der in den Zeitungskiosken aushängenden „Fliegenden Blätter" seinen Hunger zu vergessen sucht. Nichts ist allen Menschen, die an Leib und Seele gesund sind, so gemeinsam wie die Freude an der Freude, ein guter Witz überspringt mit dem Rechte der Narrenpritsche gesellschaftliche Vorurteile und bindet alle Welt, mag sie sonst noch so geschieden sein, in menscheneinigendem, göttlichem Lachen.

Umso stärker und mächtiger muß der Witz, das Allgemeingut der Nation, wirken, wenn er sich in den Dienst einer Tendenz oder Agitation stellt, und die Manier, in der die „Jugend" dem Klerikalismus zu Leibe zieht, ist wirksamer als mancher geistreiche Leitartikel, als jede philosophische Betrachtung. Man könnte sagen: die höchsten Errungenschaften unserer Erdenweisheit schlagen sich im billigsten Witzwort nieder und kommen durch dessen Vermittlung in den Mund und in den Sinn der Vielen und Allen. Der Grad ihres Geistes wird die jeweilige Geschicklichkeit bestimmen, mit der die Witzlitteratur zu den Problemen des menschlichen Lebens Stellung nimmt. Gegen Kunstbanausentum, gegen Ordenssegen und Titelsucht, gegen geistliche Verdummungspolitik, gegen Duell und Dressur des Geistes und gegen — die Juden, in dieser Weise haben sich unsere humoristischen und satirischen Blätter ihren Weg meistens vorgezeichnet.

Gegen die Juden! Wer haut heute nicht alles auf die Juden los? Presse, Parteien, Parlamente, Zeloten und Uebelgesinnte, und nun noch die Witzblätter! Und dann: wie kläglich, wie armselig kläglich, immer wieder dieselben Mätzchen, die den Leser zum Lachen über die unglückliche Figur des Juden bringen sollen Uns ist das nicht zum Lachen!

Wir sind nicht jene feilschende, schachernde, hausierende Menge, die man als unser Ebenbild ausgibt. Auch wir streben hohen Idealen nach, wir sind für unsern Teil bemüht zum Volksganzen zu leisten, was wir können, obwohl man uns den guten Willen oft zur Bitterkeit macht.

Wir sind nicht jene hasenherzige, ewig furchtsame, stets sich duckende Gesellschaft, die man als Juden verschreit. Geht auf unsere Hochschulen und fragt, was man dort von jüdischem Mut und jüdischen Fäusten hält, und der wütendste Antisemit wird euch sagen müssen: es sind Juden, aber Männer.

Wir suchen nicht einander zu betrügen und jeden Christen zu übertölpen; in uns hat die Geschichte im Drang der Not eine gewisse Geschäftstüchtigkeit großgezogen, derentwegen wir zu beneiden, nicht zu verspotten sind, und jüdischer Handelsgeist ist es beträchtlichen Teils, der Deutschland sich seine Weltstellung schaffen läßt, der seine Staatsmänner neue Handelsbeziehungen anknüpfen heißt und Schiffe in die Welt, übers Meer sendet.

Wir tragen keine langen Locken und keinen schmierigen Kaftan, wir sind nicht stets unsauber und unreinlich; mit seltenem Geschick haben wir uns den Kulturforderungen unserer Zeit und dieses Deutschlands, das wir so sehr lieben, angepaßt, und wenn unsere Glaubensgenossen in russischer Barbarei noch im alten traditionellen Gewande leben und beten, so kann nur der darüber witzeln, dem jeder Sinn für geschichtliche Entwicklung fehlt

Kurzum: Die Juden sind nicht jene betrügerische, schmutzige, feige, protzige Masse voller Sophismen und voll Parvenüdünkels, als die sie von den gesamten Witzblättern dargestellt werden.

Wir wollen zum Besten der Mehrzahl dieser Zeitschriften annehmen: ohne böse Absicht. Die Zeit und die Gewohnheit haben den Spott über die Juden so hergebracht, daß man ihn mitmachte, dem Publikum zuliebe, das sich darüber freute, aus Mangel an neuen Geistesblitzen, und weil die Judenwitze so billig waren, ohne aber je zu bedenken, welche Wunden solcher Spott gebildeten Juden schlagen müßte; wie einem blutrot die Lohe der Scham ins Gesicht schlug, wie entmutigt alles Streben durch diese bornierte Methode der Lächerlichkeit werden mußte. Und keins unserer Witzblätter, höheren und niederen Ranges — nur die „Jugend" nehme ich aus — ist von dieser Tendenz frei, jede Nummer der „Fliegenden", der „Meggendorfer", der „Humoristischen Blätter", und wie sie sonst heißen mögen, bringt erfahrungsgemäß zwei, drei solcher Witze, und uns allen ist die Figur des dickleibigen, krummbeinigen Emporkömmlings mit den brillantbesäten, gestikulierenden Händen oder die des hakennäsigen, langgelockten Hausierers im Kaftan schon unangenehm aus Bildern vertraut, obwohl wir vielleicht im Leben eine derartige Figur nie gesehen haben. Selbst Blätter von der Bedeutung des „Simplizissimus", den ich außerordentlich hoch schätze und den ich für das geistreichste Satirblatt überhaupt halte, wissen sich von dieser antisemitischen Tendenz durchaus

nicht frei, und ich erinnere mich noch heute der direkt niederschmetternden Wirkung, die ein Scherz auf mich ausübte, der die jüdischen Soldaten, die in Ostasien unter Rußlands Fahne dienen, in das Licht einer Feigheit und Drückebergerei vom Kriege rückte, die doppelt empörend wirkte, wenn man hörte, wie wacker diese Juden sich für ihr Vaterland, das sie wie Hunde mißhandelt hat, schlagen. Es ist nur das eine Beispiel, das mir im Gedächtnis haften blieb, aber jedes Exemplar des „Simplizissimus", besonders die Rubrik „Lieber Simplizissimus" bringt Belege. Dem müßte sich aber doch abhelfen lassen. Vielleicht hat der eine oder der andere Leser der „Mitteilungen" Beziehungen zu Witzblattredaktionen. Ein ernstes, vernünftig aufklärendes Wort würde sehr viel helfen. Jedenfalls ist der Kampf gegen diese Auswüchse energisch zu betreiben. Denn sie schaden unendlich; sie vergiften die ganze Bevölkerung mit Vorstellungen von unehrlichen, unsauberen Juden (die es natürlich so gut wie die gleichwertigen Christen gibt) und stellen die Juden als alle miteinander von dieser Beschaffenheit dar, und sie rufen in uns selber eine Bitterkeit, eine Beschämung wach, die vielleicht nicht gewollt, aber bei einigermaßen zart empfindenden Juden erreicht wird. Nicht unerwähnt dürfen dabei die unzähligen jüdischen Anekdoten bleiben, die häufig gerade durch Juden von Mund zu Mund getragen werden, und die sicher keinesfalls hervorragend geeignet sind, endlich einmal das Bild unserer Juden richtig gezeichnet ins Volksbewußtsein zu bringen.

Straßburg i. E. Bruno Weil.

Wie Herr Sanitätsrat Dr. Stille Antisemit wurde.

Von Oberlehrer J. Trenkner in Otterndorf.

In seinem Werke „Der Kampf gegen das Judentum" erzählt der Sanitätsrat Dr. med. Gustav Stille, wie er als Student einer norddeutschen Universität von einem jüdischen Handelsmann betrogen worden sei. Der Jude habe es durch Schilderung seiner traurigen Lage, durch Vergießung von Tränen sowie durch herzzerreißendes Schluchzen meisterhaft verstanden, des Studenten mitleidiges Herz zu rühren und ihm einen beträchtlichen Packen „feinsten Tuches zu einem prächtigen Frack" für 4 Thaler aufzuhalsen. Von seinem Hauswirt auf das betrügerische Gebahren des Juden aufmerksam gemacht, habe er dann am folgenden Tage durch seinen Schneider die Wertlosigkeit des wie Löschpapier auseinanderzuziehenden Tuchstoffes mühelos und unwiderleglich feststellen lassen. So habe er seine 4 Thaler an den Juden weggeworfen. Doch sei diese trübe Erfahrung für ihn von großem Nutzen gewesen; er habe sich seitdem vor jedem Geschäft mit einem Juden gehütet und sich gewöhnt, nie blindlings jemandes Worten zu trauen, sondern nach den Taten zu urteilen.

Also hinc illae lacrimae. Als Student ward Stille von einem „Zeugjuden" beschwindelt, und — flugs war der Antisemit fertig. Die ganze Sache verlief eben wieder einmal mit echt antisemitischer Schnelligkeit und — Gründlichkeit.

Es liegt mir selbstredend völlig fern, den erzählten Schwindel anzuzweifeln oder zu beschönigen. Aber den einen Betrugsfall, so schmerzlich derselbe auch für Stille sein mochte, sogleich für das gesamte Judentum als typisch zu betrachten und zeitlebens seine Handlungsweise entsprechend zu regeln, das bringt eben nur „antisemitische Fixigkeit" fertig. Ich selbst bin früher einmal von einem israelitischen Zeughändler heillos übers Ohr gehauen worden, habe aber trotzdem getrost bei „Zeugjuden" weiter gekauft und bin von denselben, von dem erwähnten Fall abgesehen, stets mit reellster Ware trefflich bedient worden. Auch arische Geschäftsleute sollen ja bekanntlich mitunter schwindeln. Wie nun, wenn der betreffende Gauner zufälliger Weise ein unverfälschter Arier gewesen wäre, würde Herr Dr. Stille dann nie wieder bei „Zeugariern" eingekauft haben? U. A. w. g.

Noch eins: Da Herr Dr. Stille die Menschen nach ihren Taten beurteilen will, müßten ihm konsequenterweise die nicht eben seltenen Fälle, in denen antisemitische Führer wegen ihrer „Taten" mit den Gerichten in Konflikt gerieten, gelindes Entsetzen einflößen und ihn zum Nachdenken über den sittlichen Wert der bezüglichen Delinquenten veranlassen. Daß diese Fälle der Aufmerksamkeit Stilles entgangen sein sollten, glaube ich nicht. Seine Anschauungen sind durch Beobachtung und Prüfung derselben jedenfalls nicht beeinflußt worden, da er das antisemitische Banner nach wie vor hochhält.

Vermischtes.

Friedrich Delitzsch hat seinen dritten Vortrag über Babel und Bibel veröffentlicht. Der Vortrag hat wenig Aufsehen gemacht, ist auch kein buchhändlerischer Erfolg; dem Leoncavallo der Assyriologie fehlt eben diesmal der Resonanzboden der Orient-Gesellschaft und des kaiserlichen Interesses. Wenn Prof. Delitzsch seinerzeit denjenigen seiner Gegner, welche seine Ausführungen nicht neu gefunden haben, triumphierend die Frage vorlegte, wodurch dann das Aufsehen zu erklären sei, welches er durch seine Vorlesungen erregt habe, so dürfte er inzwischen genügend belehrt sein, woher dieses Aufsehen kam. Sachlich auf den dritten Vortrag einzugehen, welcher Einschläge von Rassenideen à la Chamberlain enthält, liegt keine Veranlassung vor; was daran richtig ist oder nicht, sollen die Assyriologen unter einander ausmachen. Im übrigen ist es ein alberner Gedanke, daß wir 150 Jahre nach Lessing und 50 Jahre nach Darwin unsere Weltanschauung davon abhängig machen sollen, ob einige ausgebuddelte assyrische Tontafeln von einem Philologen richtig oder falsch übersetzt worden sind.

Zugleich ist der erste Vortrag von Friedrich Delitzsch in fünfter Auflage erschienen. Delitzsch sagt im Vorwort von dem Inhalt des Vortrags: „Dieser bleibt vielmehr in allen Hauptsachen unantastbar zu Recht bestehen". Delitzsch hätte vielleicht richtiger geschrieben, daß er durch seine Kritiker nicht überzeugt sei.

Die deutschen Handlungsreisenden jüdischen Glaubens in Rußland. Die ersten aus dem Texte des deutsch-russischen Handelsvertrages in der Presse veröffentlichten Angaben über eine Milderung der bisherigen Bestimmungen für deutsche Handlungsreisende jüdischen Glaubens in Rußland haben sich leider nicht in vollem Umfange als zutreffend erwiesen. In der Kommission des Reichstages hat die Regierung durch einen Kommissar des Bundesraths zu dem diese Frage behandelnden Artikel 2, Ziffer 8, folgende Erklärung zu Protokoll gegeben (Nr. 623 der Drucksachen):

„Die deutschen Unterhändler haben sich die größte Mühe gegeben, die allgemeine Gleichstellung der deutschen Juden mit den übrigen Deutschen in Rußland herbeizuführen. Diese Bemühungen sind indessen an dem entschiedenen Widerspruch der russischen Regierung gescheitert, welche sich mit Rücksicht auf die innere russische Gesetzgebung außerstande erklärte, ausländische Juden besser zu behandeln als die einheimischen. Auch die drei Zugeständnisse, welche hinsichtlich der Juden in dem neuen Vertrage gemacht worden sind, konnten erst in letzter Stunde erreicht werden. Es sind dies die Gleichstellung der jüdischen Handlungsreisenden mit den christlichen hinsichtlich

der Gewerbesteuer, die Ausdehnung des Paßvisa auf sechs Monate für Juden und die Gleichstellung der Juden und Christen bei Ausstellung der Grenzlegitimationsscheine. Das ersterwähnte Zugeständnis entspricht den zahlreichen Eingaben aus deutschen Handelskreisen, welche in erster Linie sich immer nur auf Handelsreisende, nicht aber auf die Reisenden im allgemeinen bezogen. Was die von einem Abgeordneten geäußerte Besorgnis anlangt, Rußland könne die hinsichtlich der Gewerbesteuer gemachten Konzessionen durch differenzielle Bemessung der Ortszuschläge für Juden illusorisch machen, so ist dazu zu bemerken, daß durch Absatz 4 der neuen Schlußprotokollbestimmung zu Artikel 12 allgemein bestimmt wird, es solle hinsichtlich der Erteilung der Gewerbescheine und des Betrags der Gebühren dafür ein Unterschied zwischen den Personen der christlichen Religion und denjenigen der mosaischen Religion nicht gemacht werden. Ein Versuch, diese Bestimmung zu umgehen, ist schon deshalb von der russischen Regierung nicht zu befürchten, weil die Ortszuschläge in Prozenten der Staatssteuern erhoben werden, also bei gleicher Bemessung letzterer Steuer bei Juden und Christen naturgemäß auch für beide gleich hoch sein müssen."

Ueber die jüdische Ackerbauschule in Ahlem veröffentlicht der Abg. von Gerlach aus Anlaß des Todes ihres Begründers, Konsuls Simon, eine auf eigene Wahrnehmung sich stützende Studie in der vorletzten Nummer der „Hilfe", der wir folgende Abschnitte entnehmen:

Was ich von dem Gartenbaubetriebe und den Einrichtungen der Anstalt sah, hat auf mich den günstigsten Eindruck gemacht. Tadellose Ordnung herrschte. Obst und Gemüse sahen trotz des furchtbar heißen Sommers sehr gut aus. In sämtlichen Räumen war die Sauberkeit musterhaft. Alles, namentlich auch die Schlafräume, ist gut, doch sehr einfach. Man sieht wieviel Wert hier auf Abhärtung, auf Abaptierung des Körpers an die Unbilden der Witterung und die Härten der ländlichen Arbeit gelegt wird.

Schüler wie Lehrlinge schienen denn auch durchweg sich prachtvoller Gesundheit zu erfreuen. Sie sahen vergnügt und frisch aus. Man hatte gar nicht in erster Linie das Gefühl, hier jüdische Jugend vor sich zu haben sondern einfach Landjugend. Ich konnte es verstehen, daß der alte Rickert bei diesem Anblick ausgerufen hat: „Die Burschen möchte ich den Antisemiten im Reichstag vorführen!" In der Tat, einen schlagenderen Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß die Juden überhaupt für Landarbeit nicht qualifiziert seien, als Ahlem, kann man sich kaum denken...

Die dem jüdischen Volke aufgezwungene Entwicklung hat es dahin gebracht, daß es zu einem Volk von Städtern geworden ist. Diese Einseitigkeit hat manche Vorteile im Gefolge gehabt. Aber auf die Dauer müssen die Nachteile überwiegen, wie jede Einseitigkeit schließlich für den einzelnen wie für ein Volk von Schaden ist. „Wir haben zu viel Nerven und zu wenig Muskeln", sagte mir einer der eifrigsten Freunde von Ahlem. So lächerlich es wäre, aus der Mehrzahl der deutschen Juden künstlich Ackerbauer machen zu wollen, so gut wäre es für die Gesamtheit der Juden, wenn ein Teil von ihnen — östlich der deutschen Grenzen wäre es sogar von einem recht großen Teil zu wünschen — durch Berührung mit der Mutter Erde neue Wurzeln ansetzen könnte. Die jüdische Gartenbauschule in Ahlem, die bald in der Nähe von Berlin ein landwirtschaftliches Pendant finden soll, muß deshalb als ein außerordentlich dankenswertes Unternehmen angesehen werden.

Ein zu eifriger Pücklerverehrer erschien am 21. Februar in der Person des Schmiedegesellen Wilhelm Jaecks vor der 4. Strafkammer des Berliner Landgerichts I. Am 28. Oktober v. J fand in Kellers Festsälen eine Pücklerversammlung statt, die um $1/2$ 10 Uhr durch den überwachenden Polizeileutnant aufgelöst wurde. Der Angeklagte, der in den vorderen Reihen saß, sprang erregt auf, als der Polizeileutnant an alle Anwesenden die Aufforderung richtete, den Saal möglichst ruhig zu verlassen. Jaecks stieg auf einen Stuhl und rief mit lauter Stimme den Uebrigen zu: „Das wollen wir doch mal sehen, alles sitzen bleiben, erst Bier austrinken. Wir zahlen ebenso gut Steuer wie jeder Andere, wir sollen wohl alle Sozialdemokraten werden." In dieser Weise versuchte der Angeklagte die Anwesenden zum ferneren Verweilen aufzufordern. Dies gelang auch zum Teil, denn es entstand ein allgemeiner Tumult, dem erst durch die Festnahme des Jaecks ein Ende bereitet werden konnte. Dieser erhielt eine Anklage wegen Vergehens gegen den § 110 des St.-G.-B. (Verletzung der öffentlichen Ordnung.) Vor Gericht war Jaecks geständig. Der Gerichtshof beließ es unter Berücksichtigung der bisherigen Unbescholtenheit des Angeklagten bei einer Geldstrafe von 20 Mark.

Oberwesel a. Rh. 14. Februar. Einen erfreulichen Beweis, daß in unserer Stadt Eintracht unter den verschiedenen Konfessionen herrscht, bietet der Umstand, daß dem jüdischen Lehrer Herrn M. Moses die Erlaubnis gegeben wurde, an der hiesigen katholischen Stadtschule Unterricht zu erteilen. Es ist dies von um so größerem Interesse, als die Schulverwaltung den Wunsch der hiesigen evangelischen Bürger, einen Lehrer ihrer Konfession anzustellen, unberücksichtigt ließ. Herr Moses ist der erste jüdische Lehrer, der hier den deutschen Unterricht erteilt. Erwähnt sei noch, daß vor einigen Jahren eine große Judenhetze im hiesigen Orte stattfand.

München, 16. Februar. Der praktische Arzt und Stabsarzt der Reserve Dr Sigmund Lachmann in Berlin erhob, wie unsere Leser sich erinnern werden, im vorigen Jahre gegen das Verhalten des Kriegsministers v. Einem im Reichstage Beschwerde bei dem Bezirks-Kommando Berlin, weil antisemitische Abgeordnete bei der Beratung des Militär-Etats am 7. März v. J gegen die jüdischen Soldaten und Veteranen die schwersten Angriffe richten, sie der Kriegsuntüchtigkeit, Feigheit und Unlust im Heeresdienste bezichtigen konnten, ohne daß diese Angriffe von dem berufensten Vertreter der Armee, dem Kriegsminister zurückgewiesen worden wären. Dr. Lachmann erhob gegen ein derartiges Verhalten des Kriegsministers Protest und schloß seine Beschwerdeschrift mit folgenden Worten: „Trotzdem ich fast 18 Jahre dem Heere aktiv und in der Reserve angehörte und weder mein Mut noch meine Liebe zum Vaterlande angezweifelt werden konnte, ist das Verhalten des Kriegsministers Grund dafür gewesen, jetzt meinen Abschied zu erbitten." Die antisemitische Presse versah diese Erklärung mit allerlei Glossen. Besonders das antisemitische „Witz"blatt „Der Grobian" in München nahm den Mund besonders voll und machte sich über den „Mut" und die „Vaterlandsliebe" der jüdischen Soldaten, Offiziere und Stabsärzte lustig und sprach seine Befriedigung darüber aus, daß die „gekränkte koschere Leberwurst" zum Platzen kam. Zum Schluß hieß es: „Ein jüdischer Frechling weniger in der Armee: das erzeugt in jeder echten deutschen Brust ein freudigeres Bewußtsein, als wenn es heißen würde, daß ein jüdischer Stabsarzt mehr das deutsche Heer verschandelt." Dr. S. Lachmann stellte gegen den verantwortlichen Redakteur Beleidigungsklage, die jetzt mit dessen Verurteilung zu 50 Mark Geldstrafe oder zehn Tagen Gefängnis endigte.

Die ungarischen Wahlen und die Juden. Ein ergötzliches Bild hat die antisemitische Presse anläßlich der ungarischen Wahlen dargeboten. Die Einen haben die Niederlage der liberalen Partei, die Anderen den

Sieg der oppositionellen Parteien den Juden in die Schuhe geschoben. Man ersieht allein schon daraus, wie lächerlich das ganze Gerede ist. Begreiflich ist es ja, daß noch immer nach zureichenden Gründen für das Phänomen des gewaltigen Rückgangs der Liberalen bei den letzten Wahlen gesucht wird. Natürlich ist man bei dieser Motivensuche nun auch bei den Juden anbelangt. „Die innige Verschmelzung mit dem Judentume," lesen wir in dem antisemitischen Wiener „Deutschen Volksblatt", „hat die Partei in weiten Schichten des magyarischen Volkes verhaßt gemacht und es ist nur dem Wahlsysteme zuzuschreiben, wenn nicht schon längst in Ungarn eine starke antisemitische Partei entstand. Zu den Elementen, die die Hauptschuld an der Niederlage der Partei haben, gehört in erster Linie das Judentum. Es scheint, sogar, als wenn die Liberalen sich dieser Gefahr bewußt gewesen wären und noch im letzten Moment von den Juden abzurücken versucht hätten."

Am 20. Januar hat die zionistische „Wett" geklagt, daß das Wohlkomitee jüdische Kandidaten möglichst auszuschließen suche und daraus folgerte ein anderes Blatt, daß in Ungarn eine ziemlich starke antisemitische Strömung vorhanden sei, der eine etwaige Erweiterung des Wahlrechtes erst die Möglichkeit freier Entfaltung geben würde. Die Tatsache aber, daß auch bei den diesmaligen Wahlen genau so viel Juden in den Reichstag gewählt wurden, wie voriges Mal, diese interessante Tatsache verschweigen die Gegner einfach, weil sie ihnen unbequem und in ihr Verleumdungscalcul nicht paßt.

Bischof und Rabbiner. Aus Diakovár (Ungarn) schreibt man: Bischoff Dr. Stroßmayer wurde gelegentlich seines 90. Geburtsfestes von seiner Diözese sowohl wie von der Bevölkerung und den Kulturinstituten Kroatiens gefeiert. Beim Empfang der Deputationen war auch die israelitische Gemeinde vertreten, die nach dem Klerus empfangen wurde. Rabbiner Dr. Roth beglückwünschte den Kirchenfürsten im Namen einer Konfession, die die Ideale der Vaterlandsliebe hochhält. Er beglückwünschte ihn als den Mann, der an der Mehrung der Kulturgüter des Vaterlandes rastlos tätig war. Der Kirchenfürst dankte für die Glückwünsche der ältesten monotheistischen Glaubensgemeinde, die er stets hochschätze wegen ihrer religiösen Ideale, die immer mehr Gemeingut der Menschheit werden. In diesem Sinne erwiderte er dankend die hoffnungsvollen Glückwünsche des „lieben Rabbiners". Bei der Festtafel begrüßte der Bischof freundlichst den Rabbiner, der zu seinen Tischgästen zählte. Das Verhältnis, das hier zwischen Bischof und Rabbiner besteht, trägt viel zum Frieden und Gedeihen der verschiedenen Konfessionen bei.

Großfürst Sergius war einer der Hauptanstifter der Judenverfolgungen in Rußland. Ein in Paris erscheinendes russisches Blatt berichtet hierüber folgende Einzelheiten:

Manche seiner Akte hatten allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Man erinnert sich noch der furchtbaren Judenaustreibungen, welche auf ausdrücklichen Befehl von Sergius 1887 und 1888 in Moskau stattgefunden haben. In Moskau lebten damals ungefähr 20 000 Juden, welche, trotzdem nur sehr wenige die vom Gesetze geforderten Eigenschaften besaßen, durch stillschweigende Duldung der Behörden sehr lange Zeit in Moskau geblieben waren. Nur etwa 300 von diesen 20.000 Juden zahlten die vorgeschriebene Gewerbesteuer von 8000 Francs, die ein Recht auf Wohnsitz gab, oder befanden sich im Besitze von Universitätsdiplomen. Nur diese durften in der Stadt bleiben, alle anderen mußten Moskau binnen 24 Stunden verlassen, nur die Prostituirten, welche gelbe Karten gelöst hatten, erhielten Aufenthaltsbewilligung. Die Austreibung der Juden erfolgte durch den damaligen Moskauer Polizeipräfekten Trepow. Sie wurde mit brutalster Grausamkeit durchgeführt. Frauen, die sich nahe der Entbindung befanden, wurden bis an die Eisenbahn geschleppt und in die Züge geschoben. Noch aus jüngster Zeit wird folgendes Vorkommnis erzählt, welches in den Kreisen der Revolutionäre viel besprochen wird: Eine Studentin jüdischen Glaubens griff, um an der Moskauer Universität weiter studieren zu können, zu dem Mittel, sich als Prostituierte einschreiben zu lassen. Nur so konnte sie in Moskau wohnen. Als die Polizei dahinter kam, daß das Mädchen anständig lebe, woraus die Jüdin übrigens auch kein Hehl machte, wurde das Mädchen wegen Nichtausübung eines polizeilich gestatteten Berufes ausgepeitscht, und aus Moskau ausgewiesen. Es wird in russischen Kreisen allgemein zugegeben, daß seit den Verfolgungen durch Sergius viele Juden sich der revolutionären Bewegung angeschlossen haben, während die Juden früher sich von derselben ganz fernhielten.

Der Petersburger Korrespondent des Londoner „Daily Telegraph" schreibt noch hierzu:

Als Sergius in Moskau eintraf, fand er bereits eine Anzahl jüdischer Handwerker ansässig. Der Großfürst Sergius soll, als er diese Entdeckung machte, gesagt haben: „Moskau ist das Herz des heiligen Rußland und muß von dieser Judenpest gereinigt werden." Mit einem Federstrich trieb er die unglücklichen Leute mit ihren Frauen und Kindern als Bettler aus der Stadt. Er erhielt damals vom Volk einen neuen Ehrennamen, nämlich den Namen: „Der Juden verfolgende Prinz". Von Zeit zu Zeit ließ er nächtliche polizeiliche Straßenabsuchungen vornehmen, wobei die Juden wie wilde Tiere gehetzt wurden. Der Korrespondent des „Daily Telegraph" entsinnt sich einer Periode, während deren alle Leute, die jüdische Körpereigenschaften zeigten, aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen wurden. Dabei kam es zu merkwürdigen Mißverständnissen, und selbst hochgestellte Leute mußten es erleben, verhaftet zu werden. Auch echte Russen wurden in dieser Weise behandelt, wenn die Tatsache, daß sie Liberale waren, es erwünscht erscheinen ließ, sie als Juden zu betrachten.

Warschau. Bekanntlich werden seit dem Jahre 1885 Juden als Militärärzte nicht mehr zugelassen. Aber in den Tagen der Not werden sie in ausgedehntem Maße herangezogen: Nicht weniger als 2000 jüdische Aerzte sind einberufen und nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz entsandt worden, und mehr als fünfzig waren in Port Arthur eingeschlossen. Durch die notwendig gewordene Einziehung so vieler Aerzte zur aktiven Armee ist natürlich in allen Gouvernements und namentlich in kleineren Städten ein großer Aerztemangel entstanden; trotzdem werden von den städtischen Verwaltungen und von den Militär-Behörden jüdische Bewerber zurückgewiesen; man zieht es vielmehr vor, ganze Bezirke und Regimenter ohne ärztliche Fürsorge zu lassen, ehe Juden auch nur provisorisch angestellt werden. So erzählt in der Zeitung „Nash Dni" ein Dr. med. Rosenberg, er habe sich auf die Ankündigung in dem Amtsblatt des Gouvernements Pensa, daß in dem 213. Reserve-Bataillon ein Arzt gesucht werde, bei dem Kommandanten gemeldet, da ja die Armee-Verwaltung Tausende jüdischer Aerzte nach Ostasien geschickt habe, deren Leistungen als musterhaft befunden worden sind. Die erste Frage des Kommandanten lautete nach der Konfession, und als er hörte, daß R. Jude sei, beschied er ihn rundweg abschlägig. Das General-Kommando stellt eine Unzahl frei praktizierender Aerzte als Ersatz für die in den Krieg geschickten an; in der betreffenden Kundgebung heißt es aber, wie „Nowost" mitteilen, ausdrücklich: „Ausgeschlossen sind die Aerzte mosaischen Glaubens!" Genau so wird betreffs der

Apotheker verfahren. Man sieht als Kanonen- und Seuchen-Futter sind die Juden gut genug; daheim werden sie nach wie vor auf das Herzloseste zurückgesetzt!

Petersburg, 10. Februar. In dem an wechselvollen Ereignissen und mannigfachen Ueberraschungen so überreichen Krawallprozeß in Homel ist nach monatelanger Verhandlung am 8. d. M. das Urteil gefällt worden. Wie nach dem ganzen Verlaufe der Justizprozedur und der Prozeßführung Seitens des Gerichtsvorsitzenden nicht anders zu erwarten stand, sind die Räuber und Mörder vom 14. September 1903 sehr glimpflich davongekommen, während die Juden, weil sie den ihnen schon am 12. September zugedachten Krawall abzuwenden versucht haben, diese ihre „Frechheit" mit vielen Monaten Gefängniß büßen müssen. Die Verhandlungen, welche infolge des Exodus sämtlicher jüdischer Verteidiger seiner Zeit auf mehrere Wochen vertagt werden mußten, begannen am 21. Januar von Neuem. Dieselben gestalteten sich zu einem wahren Possenspiel, in welchem die antisemitischen Anwälte Schmakow und Konsorten sich billige schauspielerische Lorbeern holen konnten. Die judenfeindlichen Zeugen durften sich nach Herzenslust über Alles ausbreiten, während die von den jüdischen Angeklagten resp. Nebenklägern zitirten so wenig zum Worte gelangten, daß manche von ihnen nach Verlassen des Gerichtssaales kaum gewußt haben, weshalb sie überhaupt zur Abgabe ihrer Aussage vorgeladen wurden. Die Zeugen zogen durch den Gerichtssaal wie auf einem Panorama, sodaß am 23. Januar in einer einzigen Sitzung nicht weniger als 25 abgefertigt werden konnten. Am 30 Januar war die Beweis-Aufnahme zu Ende geführt, und am 3 Februar konnten die Plaidoyers beginnen. Als Erster sprach Staatsanwalt Ryshow über die Vorgänge vom 12 September. Er hielt die in der Anklageschrift gegen die Juden ausgeklügelten Beschuldigungen vollkommen aufrecht und bat nur die Richter, mit den Angeklagten milde zu verfahren, um so den konfessionellen Frieden in Homel wieder herstellen zu helfen. Der Staatsanwalt tat so, als ob die monatelange Verhandlung nicht stattgefunden hätte und als ob die Aussagen der zahlreichen Zeugen, welche die Anklageschrift zersetzt haben, nicht abgegeben worden wären. Ebenso wenig nahm der Staatsanwalts-Gehilfe Kolenko von den Zeugenaussagen, sowie von dem Seitens der Verteidigung gegen die Anklage vorgebrachten unwiderleglichen Material die geringste Notiz; ja, er fand es sogar passend und anständig, der Homeler Polizei und dem Militär ein glänzendes Führungsattest auszustellen und von diesen aktiven und passiven Helfershelfern des blutigen Krawalls zu behaupten, daß sie „voll und ganz ihre Schuldigkeit getan" hätten. Die abwesenden jüdischen Verteidiger griff er heftig an und warf ihnen vor, sich unredlicher Mittel bedient zu haben — was er getrost wagen durfte, da er wußte, daß Niemand ihm entgegentreten werde. Der vom Justizminister ad hoc nach Homel entsandte Vertreter der Nebenkläger Namens Fahlberg, welcher während des ganzen Restes der Verhandlung eine klägliche Rolle gespielt hatte, beschränkte sich auf buchstäblich folgende Rede: „Ich unterstütze die Forderungen der Nebenkläger und ersuche den Gerichtshof, dieselben zu erfüllen". Nach eintägiger Pause, die sich der antisemitische Rechtsanwalt Schmakow zur Vorbereitung ausgebeten hatte, begannen die Reden der christlichen Verteidiger. Getreu ihrem während der ganzen Verhandlung durchgeführten Vorsatz, weniger die Interessen ihrer Klienten wahrzunehmen, als Juden und Judentum zu beschimpfen, waren auch ihre Plaidoyers weniger auf die Verteidigung der christlichen Angeklagten, als auf Angriffe gegen das jüdische Volk zugeschnitten. Rechtsanwalt Brinkin verglich die Juden mit allen möglichen Raubtieren; er nannte sie falsche Katzen und reißende Wölfe. Sie betrügen an Maß und Gewicht und seien weit schlimmer als die — Japaner. Alle seine Kollegen übertraf Schmakow, der sich bereits in Kischinew mit Schmach bedeckt hatte. Das ganze Register der Beschuldigungen, die Eisenmenger und Rohling gegen die Juden erlogen haben, wurden von ihm vor dem Homeler Gerichtshofe wiederholt. Daß die Juden Christenblut brauchen, war das Wenigste; sie hätten mit Hilfe ihrer großen Kapitalien Alles gekauft, bestochen und die Christen zu ihren Sklaven gemacht. In Homel habe nicht ein Judenkrawall, sondern ein Aufstand der Juden gegen Polizei und Militär stattgefunden. Daß Schmakow die Gelegenheit ergriff, seine abwesenden Kollegen, die jüdischen Anwälte, zu beschimpfen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Briefkasten.

Druckfehler-Berichtigung. Im letzten Satze des Artikels „Herr Adolf Bartels" in Nr. 7 der „Mitteilungen" muß es statt „unverfrorener" — „unvornehmer" Antisemit heißen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 9. Berlin, 1. März 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und nur für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Generalversammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Die Sitzung wird am 26. Februar im Architektenhause zu Berlin von dem ersten Vorsitzenden Dr. Theodor Barth gegen 3/4 12 Uhr Vormittags eröffnet. Nach einer Begrüßung der Erschienenen teilt er mit, daß es im Anschluß an die vorige Generalversammlung des Vereins gelungen ist, den Vorstand zu einer Art repräsentativen Vertretung des Vereins auszugestalten, indem in diesen erweiterten Vorstand über 80 Herren aus den verschiedensten Teilen Deutschlands in der Weise gewählt wurden, daß die Zahl der jüdischen derjenigen der christlichen Vorstandsmitglieder ungefähr entspricht.

Alsdann weist der Vorsitzende darauf hin, daß auch im verflossenen Jahre die konfessionelle Disparität und die Zurücksetzung des jüdischen Bevölkerungselements auf allen Gebieten des staatlichen Lebens in die Erscheinung getreten ist, und daß namentlich die eigenartige Stellungnahme des preußischen Justizministers im Abgeordnetenhause zu der verfassungsmäßig gewährleisteten Gleichberechtigung der Juden Veranlassung gegeben habe, als Thema für die diesjährige Generalversammlung eine eingehende Erörterung der in dieser Hinsicht innerhalb der preußischen Justizverwaltung herrschenden Zustände zu wählen.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden werden zunächst die rein geschäftlichen Gegenstände der Tagesordnung erledigt. Er erstattet deshalb sogleich den Geschäftsbericht. Der Verein hat es sich angelegen sein lassen, sein Programm auch im verflossenen Jahre in jeder wirksamen Form publizistisch und rednerisch nachdrücklich zu vertreten und ist bemüht, für die Folge seine Tätigkeit in noch verstärktem Maße auszuüben, indem er in der Person des Herrn Emil Brandt eine weitere erprobte agitatorische Kraft gewonnen hat. Ueber alle Einzelheiten der Geschäfts- und Kassenführung ist dem erweiterten Vorstande, der vor der Generalversammlung eine zweistündige Sitzung abgehalten hat, eingehend berichtet worden.

Als Revisor beantragt Herr Salinger, dem engeren Ausschuß für seine Geschäftsführung Entlastung zu erteilen. Der Verein beschließt demgemäß.

Zur Wahl des Vorstandes regt der Vorsitzende an, außer dem bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, dem Kgl. Archivdirektor Dr. Winter-Osnabrück noch einen zweiten, in Berlin wohnhaften Stellvertreter des Vorsitzenden, ebenso neben dem nach Karlsruhe verzogenen Schatzmeister des Vereins, Geh. Baurat Benoit, einen in Berlin wohnenden Stellvertreter mit gleichen Rechten zu wählen. Zur Uebernahme des Amtes eines zweiten stellvertretenden Vorsitzenden hat sich Geheimrat Professor Wilhelm Förster bereit erklärt, als stellvertretender Schatzmeister ist in einer Vorbesprechung Herr Dr. Walter de Gruyter gewonnen worden. Der Verein ist mit dieser Erweiterung des geschäftsführenden Ausschusses einverstanden. Auf Vorschlag des Herrn Geh. Sanitätsrat Boas wird der bisherige Vorstand durch Akklamation wiedergewählt.

Als Referent zu dem Punkte:

„Die verfassungsmäßig gewährleistete konfessionelle Gleichberechtigung in der preußischen Justizverwaltung"

beleuchtet Justizrat **Reinbacher**-Schöneberg die juristische und historische Seite der Frage. Sein Referat bewegt sich in folgendem Gedankengange:

Nach dem bestehenden Recht hat das Religionsbekenntnis der Staatsbürger in Preußen wie im Reiche keinen Einfluß auf die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte. Dieser Zustand hat sich erst im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, indem im Mittelalter die bürgerliche Rechtsfähigkeit von dem römisch-katholischen Glaubensbekenntnis abhängig war und es erst langer Kämpfe bedurfte, bis die anderen christlichen Religionsgesellschaften mit der römisch-katholischen Kirche gleichgestellt wurden. Die Juden mußten Duldungssteuern bezahlen. Dieser Zustand dauerte im Wesentlichen bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Aber auch bei der Begründung des Deutschen Bundes im Jahre 1815 wurde nur ausgesprochen, daß die Verschiedenheit des christlichen Bekenntnisses keinen Einfluß auf den Genuß der bürgerlichen Rechte haben sollte. Erst durch das Gesetz vom 6. April 1848 wurde für Preußen festgesetzt, daß die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntnis unabhängig sein wollte. Diese Bestimmung wurde dann noch dahin abgeändert: Der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von der Teilnahme an irgend einer Religionsgemeinschaft. In dieser Form ging die Bestimmung auch über in die aktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848. Die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 besagte alsdann in ihrem Artikel 4:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich, Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

Und in Artikel 12 wurde festgelegt:

„Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem Religionsbekenntnisse."

Nun sprechen gewisse Kreise mit Vorliebe davon, daß unser preußischer Staat ein „christlicher Staat" sei. Sie tun dies nicht, um den christlichen Glauben besonders zu ehren, sondern um einen Unterschied zu konstruieren gegenüber denjenigen, welche nicht Christen sind. Es ist aber ein Unding, von einem „christlichen Staat" zu reden. Ebenso könnte man von einem „musikalischen Staat" aber dergleichen reden. Der Staat ist nichts weiter als ein Rechtswesen. Er repräsentiert die Rechtsgemeinschaft aller derjenigen, welche in einem Rechtsgebiet wohnen, und er ist der Träger aller der Rechts-

garantien nach innen und nach außen, die zur Erfüllung des Staatszwecks erforderlich sind. Hierzu gehört aber auch die Religionsübung. Dies ist von jeher anerkannt gewesen, schon in Titel 11, Teil 2, des Landrechts, und es ist auch durch Artikel 14 der preußischen Verfassung und durch ähnliche Bestimmungen in allen Bundesstaaten außer Mecklenburg zum Ausdruck gebracht worden.

Die Rechtslage ist also völlig klar. Wie ist nun aber das papierene Blatt der Verfassungsvorschriften durch die Regierung mit Geist und Leben erfüllt worden? Wir sehen, wie im Heere die Juden von dem aktiven Offiziersdienst vollständig ausgeschlossen sind. Auch im Reserveverhältnis kamen nur wenige Fälle vor, in denen Juden Offiziere wurden, und dann geschah es meist nur unter dem Drange der Verhältnisse der Jahre 1864 bis 1870. Im Sanitätskorps der Armee wird man gleichfalls nur selten jüdische Offiziere finden.

In den übrigen Gebieten der Staatsverwaltung finden wir diese Zurücksetzung der jüdischen Mitbürger ebenfalls. In der Justizverwaltung schien eine Zeit lang ein etwas freierer Wind zu wehen. Wenn aber früher von einer offenbaren Zurücksetzung nichts verlautete, so lag dies an den Verhältnissen. Bis 1868 waren die Richtergehälter so miserabel, daß sich niemand zu dieser Karriere drängte. Erst als der große wirtschaftliche Aufschwung der siebziger Jahre einsetzte und namentlich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre ein bedeutender Richtermangel eingetreten war, der nunmehr einen starken Zustrom zur juristischen Laufbahn zur Folge hatte, trat in den achtziger Jahren eine Ueberproduktion an Juristen zu Tage, und man wurde sehr wählerisch bei der Anstellung von Assessoren jüdischen Glaubens. Das Prinzip wurde dann insbesondere dahin geltend gemacht, daß keine Juden zu leitenden Stellen berufen wurden. Auch bei der Ernennung zum Notar tritt diese Zurücksetzung der jüdischen Juristen in die Erscheinung. Hier hat man sich den eigenartigen Grundsatz zurechtgemacht, daß die Zahl der jüdischen Notare im Verhältnis stehen müsse zu der Zahl der jüdischen Mitbürger in dem betreffenden Gemeinwesen, wodurch sehr große Ungerechtigkeiten vorkommen.

Nun fragt man sich, warum werden hierfür Personen, insbesondere der gegenwärtige preußische Justizminister, verantwortlich gemacht? Er hat das Pech gehabt, daß er gerade seit der Zeit im Amte ist, in der die Verhältnisse am schlimmsten geworden sind. Aber auf der einen Seite tut man dem Minister doch zu viel Ehre und auf der anderen Seite Unrecht an, wenn man ihn allein verantwortlich machen wollte. Es liegt nicht an der Person allein, sondern es handelt sich um ein uraltes System, ein schier unausrottbares System, das um so schwerer drückt, je länger es anhält und je mehr Männer davon betroffen werden. Der Geist, aus dem heraus ein solches System geboren werden konnte, ist die große Krankheit, die unsern Volkskörper ergriffen hat, der Antisemitismus. Wenn dieser Name auch neueren Datums sein mag und vielleicht erst mit dem Namen des Herrn Stöcker in Zusammenhang steht, so sind doch die Krankheitserscheinungen und Krankheitsäußerungen immer dieselben gewesen. Welcher Geist unsere Justizverwaltung beherrscht, spiegelte sich am besten in dem Gesetzgebungsversuch des Jahres 1896 wieder, der unter dem Namen des „Assessorenparagraphen" bekannt geworden ist. Wenn es auch geleugnet wurde, daß man bestimmte Klassen durch jene Vorschriften aus der Justizverwaltung ausschließen wollte, so war die Tendenz doch unverkennbar. Aber auch ohne daß jene Vorschrift damals Gesetz wurde, erreichte man auf anderem Wege das gewollte Ziel.

In letzter Zeit hat sich nun der Herr Minister hinter einen ganz neuen Vorwand gesteckt, indem er sich mit der Prärogative der Krone zu decken versuchte. Als der Abgeordnete Gyßling die Benachteiligung der Juden in der preußischen Justizverwaltung am 30. Januar d. Js. im Abgeordnetenhause zur Sprache brachte, da hat der Justizminister einfach erklärt, die Ernennung der Richter gehöre zur Prärogative der Krone. Der Abg. Wolff-Lissa hat dies Argument bereits in Nr. 7 der „Mitteilungen" des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" arg zerpflückt. Es ist ja richtig, daß nach Artikel 86 der Verfassungsurkunde die Richter vom Könige ernannt werden, und es waren gerade die Mitglieder der liberalen Partei, welche glaubten, daß durch die Ernennung der Richter seitens des Königs das Ansehen des Richterstandes gehoben werden würde. Aber auch in diesem Falle mußte das, was die Liberalen befürwortet hatten, der Reaktion zum Besten dienen. Kann sich nun aber wirklich der Justizminister hinter die Prärogative der Krone verstecken? Man muß sich doch vergegenwärtigen, in welcher Weise eine solche Ernennung zustande kommt. Die bei eintretenden Vakanzen eingehenden Bewerbungen werden durch die untergeordneten Instanzen gesichtet und geprüft und schließlich an das Justizministerium mit entsprechenden Vorschlägen geschickt. Im Ministerium wird dann darüber Beschluß gefaßt, wer dem Könige zur Ernennung präsentiert werden soll. Wer da glauben machen wollte, daß Se. Maj. sämtliche Gesuche prüfen und immer nur die Würdigsten selbst heraussuchen könnte, der müßte an recht viel Leichtgläubigkeit appellieren. Wenn wir also einen Grund zur Beschwerde haben, so richtet sich diese nicht etwa dahin, daß die Krone ihre Prärogative nicht nach jedermanns Wünschen und nicht im Einklange mit der Verfassung ausübt, sondern wir beschweren uns darüber, daß die Verwaltung ihre Berichte an die Krone unter Hintansetzung berechtigter Interessen und unter Hinwegsetzung über klare Verfassungsbestimmungen erstattet. Hier ist die Verwaltung nicht durch die Krone gedeckt, und der Minister schob die ganze Sache auf ein falsches Geleise. Er ist ohne Zweifel schuldig, dem Abgeordnetenhause Rede zu stehen, aus welchen Gründen er so und nicht anders verfahren hat. Dasselbe ist bei der Ernennung der Notare der Fall, die nicht durch den König, sondern durch den Minister erfolgt.

Was hat die heutige Aussprache für einen Zweck? Der Antisemitismus ist einmal da, und diejenigen, welche sich offen dazu bekennen, sind unsere schlimmsten Feinde nicht, denn alles, was sie hervorbringen, läuft auf eine Phrasendrescherei und auf ein demagogisches Gehetze hinaus. Aber gegen das stille, gegen das latente Gift, das unsern Volkskörper erfaßt hat, und das namentlich in den akademisch gebildeten Kreisen, im Offizierskorps und im höheren Beamtentum um sich frißt, gegen diese unsichtbare und doch so dienstbare Macht im Dienste der Reaktion, ist sehr schwer anzukämpfen. Solange die Reaktion Trumpf ist, werden wir das sehen, was wir heute sehen, daß sich die Reaktion alle Kräfte dienstbar macht. Gerade in der Zeit, wo der Liberalismus stark war, wagte sich dieses Gewürm nur wenig hervor; je mehr Positionen der Liberalismus verlor, desto größere Orgien feierte der Antisemitismus. Nur ein geeinigter, verstärkter Liberalismus ist im Stande, dem Antisemitismus ein Paroli zu bieten. Wenn sich die Idee von der Heiligkeit und der Unverletzlichkeit der obersten Menschenrechte, wenn die Idee, daß alle gleichberechtigt sind, ohne Unterschied der Konfession, sich durchgesetzt hat, dann wird auch unser Verein seine Aufgabe erfüllt sehen und wir werden den Antisemitismus nicht mehr haben. (Lebhafter Beifall.)

Als zweiter Referent weist Rechtsanwalt Dr. Ernst **Auerbach**-Frankfurt a. M. zunächst im Anschluß an die Ausführungen des Referenten darauf hin, daß der Versuch des Justizministers, sich mit den verfassungsmäßigen Rechten der Krone zu decken, tatsächlich nicht gelungen sei, denn der einzige Fall während der letzten Jahre, in dem ein Jude zum Oberlandesgerichtsrat ernannt wurde, sei sicherlich ohne Anregung des Justizministers lediglich der Prärogative der Krone entsprungen.

Es ist, fährt Redner weiter aus, leider nur zu wahr, daß jüdische Assessoren nicht zur Staatsanwaltschaft zugelassen werden. Obwohl, wie es in speziellen Fällen geschah, Mangel an geeigneten christlichen Assessoren vorhanden war und ausgezeichnete jüdische Juristen zur Verfügung standen, wurden diese konsequent übergangen. Das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß man bei der Staatsanwaltschaft im Wesentlichen nur Reserveoffiziere nimmt, und daß schon aus diesem Grunde die Juden nur schwach vertreten sein können. Auch bei der Vergebung von Kommissorien werden die Assessoren jüdischen Glaubens in der verletzendsten Weise übergangen. Das Verhalten der unteren Instanzen bei der Annahme von Referendaren ist ebenfalls dem Justizminister zur Last zu legen. Von den unteren Instanzen werden vielfach die sich meldenden Referendare jüdischen Glaubens aus allen möglichen Gründen zurückgewiesen. Freilich sind noch nicht alle Oberlandesgerichtspräsidenten auf den antisemitischen Geist der Zentralverwaltung eingegangen. Man hat aber sogar schon den Ausweg gefunden, daß, wenn man jüdische Referendare annimmt, sie einen Revers unterschreiben müssen, wonach sie sich verpflichten, später Rechtsanwälte zu werden.

Das Verhalten des Justizministers ist nicht bloß verfassungswidrig, es erregt auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet erheblichen Anstoß. Der Justizminister sagte einmal, die Bevölkerung wünsche es, und man käme lediglich den Wünschen der Bevölkerung entgegen, wenn man nicht so und so viele jüdische Richter und Notare anstelle. Daß diese Begründung des Justizministers mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmt, braucht nicht nochmals betont zu werden. Es ist seiner Zeit zu wiederholten Malen auch in öffentlichen Versammlungen deutlich zum Ausdruck gebracht worden.

Wir verlangen ja auch nicht, daß man überall Juden anstellt. Ebenso wie man in streng katholischen Gegenden mit Rücksicht auf die Bevölkerung keine Protestanten hinsetzt und umgekehrt, so wäre es auch gerechtfertigt, in antisemitisch durchseuchten Gegenden keine Juden anzustellen, die den Unwillen der Bevölkerung, wenn auch ganz unberechtigterweise, erregen könnten. Aber das trifft lediglich auf wenige ländliche Gegenden Deutschlands zu.

Das Verhalten der Justizverwaltung ist aber auch ganz unlogisch. Man findet nichts darin, Juden, die lange Jahre als Landgerichtsräte gearbeitet haben, zu Vorsitzenden von Schwurgerichten zu machen, aber sie zu Direktoren zu ernennen, das geht nicht an — „mit Rücksicht auf die Stimmung der Bevölkerung". Ebenso beruft man jüdische Amtsrichter und Landrichter zu Hilfsrichtern an das Oberlandesgericht, ohne sie zu etatsmäßigen Richtern zu machen.

In dem Augenblicke aber, wo der junge Mann, der in den Justizdienst eingetreten ist, sein jüdisches Glaubensbekenntnis abwirft und Christ wird, schwinden alle Bedenken, die vorher gegen ihn

erhoben wurden.) Ein besonders krasser Fall dieser Art ereignete sich in Frankfurt am Main, wo es einem befähigten und anerkannt tüchtigen jüdischen Assessor nicht gelang, ein Kommissorium zu erhalten. Sobald er aber Christ geworden war, hatte er eine Woche später das gewünschte Kommissorium!

Wir müssen von den führenden Männern der Verwaltung fordern, daß sie hoch erhaben über derartige Dinge stehen, und daß sie sich einem System entgegenstellen, das an sich unlogisch und widerspruchsvoll ist. Die Ausbeutung des geistigen Materials, die darin liegt, daß man befähigte jüdische Kräfte in der Justizverwaltung verwendet, ohne sie richtig in den Staatsdienst zu übernehmen, muß als durchaus verwerflich betrachtet werden. (Sehr richtig!) Wie soll sich dabei der Richter dasjenige Maß der Arbeits- und Berufsfreudigkeit bewahren, das nötig ist, wenn die Rechtspflege nicht geschädigt sein soll! Man kräftigt auch das Strebertum unter den Richtern, wenn diejenigen, welche christlichen Glaubens sind, von vornherein wissen, daß sie den jüdischen Kollegen in der Beförderung vorgezogen werden, auch ohne daß sie diese an Tüchtigkeit und Fleiß übertreffen.

In dieses Gebiet der ethischen und moralischen Wirkungen des Verhaltens der Justizverwaltung gehört auch noch ein anderes: das ist die Beförderung des Glaubenswechsels unter den Juden. Erstens ist die Frage aufzuwerfen, wie man sich mit einem solchen, nur aus Lust an der Karriere zustande gekommenen Christentum innerhalb der christlichen Kirche zufrieden geben kann. Und dann ist das Verwerfliche, daß man auf diese Weise direkt zum unlauteren Wettbewerb auffordert, indem diejenigen, die, um vorwärts zu kommen, den Glauben wechseln, wissen, daß sie den anderen, die ihrem Glauben treu bleiben, vorgezogen werden. Diese Beförderung der Taufe unter den Juden ist aber auch ein Schlag gegen die Prinzipien des Liberalismus, nach denen jeder Unterschied der Religion und Konfession im öffentlichen Leben vollständig verschwinden muß. Man kann dem Einzelnen nicht immer einen Vorwurf daraus machen, daß er sich schwächer als die Verhältnisse erweist und nicht den Märtyrer spielen will. Gegen den Staat ist jedoch hieraus ein Vorwurf zu erheben.

Diese ethischen und ideellen Schädigungen, die hieraus für das ganze Volksleben erwachsen, veranlassen uns ganz besonders zur Entrüstung und Empörung. Gerade die Männer, die an der Wiege des Vereins gestanden haben, vor allem Gneist und Rickert, und die Männer, die heute den Verein leiten, haben die ethischen Gesichtspunkte in der Politik stets besonders nachdrücklich betont gegenüber dem Materialismus, der infolge der Bismarckschen Politik Platz gegriffen hat.

Wir können nur dann kräftig wirken, wenn wir von Optimismus beseelt sind, und ich möchte an das Dichterwort erinnern:

„Laßt, o laßt uns nicht ermatten,
Nein, es sind nicht leere Träume,
Diese Stangen werden Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten!"

Unsere Aufgabe ist es, laut und in der Stille, bei Juden und bei Christen den Gedanken der Gleichberechtigung weiter zu verfechten, offen und laut gegen die Verletzung dieses Grundsatzes Protest zu erheben, und in der Stille durch Aufklärung der Massen zu wirken. Dann kann der Erfolg nicht ausbleiben, und ich möchte schließen mit dem Worte eines längst verstorbenen Frankfurter Geistlichen, der zu sagen pflegte: „Seitdem Gott sprach: Es werde Licht, seitdem kann die Finsternis nicht dauernd zur Macht gelangen."

Beide Referenten beantragen die Annahme folgender Resolution:

„Der Grundsatz konfessioneller Gleichberechtigung wird in der Praxis der preußischen Justizverwaltung zu Ungunsten von Juristen jüdischen Glaubens fortgesetzt verletzt. Der Verein fordert die unzweideutige Anerkennung und Befolgung des Grundsatzes der Verfassung, wonach die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion keinen Grund für die Zurücksetzung bei der Besetzung einer Stelle bilden darf, für die der Betreffende an sich qualifiziert erscheint".

Hierzu ist aus der Mitte der Versammlung folgender Zusatz beantragt worden: „Der Verein hält es für entsittlichend, daß die Regierung auf den Glaubenswechsel eine Belohnung setzt".

In der sich anschließenden Diskussion betont Landtagsabg. **Wolgast**, in wie eigenartiger Weise die Auffassung des preußischen Staatsministeriums variiere, je nachdem es sich bei den Klagen über Imparität um Juden oder Katholiken handelt. Der Justizminister erklärte, daß für die Anstellung der jüdischen Notare die Zahl der in der Gemeinde vorhandenen jüdischen Bewohner maßgebend sein solle; in Erwiderung auf die Klagen des Zentrums, das allerdings in Preußen Trumpf ist, wies der Minister des Innern aber darauf hin, daß bei der Anstellung von katholischen Kandidaten seines Ressorts lediglich die vorhandene Anzahl von Kandidaten in Betracht gezogen würde. Dem Zentrum kommt man denn auch nicht bloß bis zur Parität, sondern noch darüber hinaus entgegen, und es liegt anscheinend noch in weiter Ferne, daß man die gerechtfertigten Beschwerden der jüdischen Mitbürger in ähnlicher Weise berücksichtigt.

Herr **Hoffstedt** hält es für zweckmäßig, daß in der Resolution gegen die Benachteiligung der Juden auf allen Gebieten des staatlichen Lebens Verwahrung eingelegt werde, und glaubt, daß die jüdischen Handelsrichter einen wirksamen Protest gegen die antisemitischen Tendenzen der Justizverwaltung erheben könnten, indem sie sämtlich ihre Aemter niederlegen. Er ist der Ansicht, daß der Verein gut täte, in irgend einer Form auf die Herbeiführung einer derartigen Maßnahme bedacht zu sein.

Dr. Barth betont demgegenüber unter Zustimmung der Versammlung, daß an sich natürlich gegen jede Benachteiligung der Juden Stellung genommen werden müsse, daß es ihm aber zweckmäßiger erscheine, nach den diesmaligen Referaten die Forderung auf ein ganz bestimmtes Gebiet des staatlichen Lebens zu beschränken und den Protest gerade gegen die Justizverwaltung zu richten, die in erster Linie dazu berufen ist, Recht und Gerechtigkeit zu pflegen.

Herr **Auerbach** Frankfurt am Main regt an, in die Resolution einen Passus über die Kronrechte aufzunehmen und die Stellung des Justizministers in dieser Frage zu kennzeichnen. Den Vorschlag betreffend den Protest der Handelsrichter hält er für bedenklich. Die Juden müßten vielmehr die Aemter, die sie noch innehaben, behalten, um zu zeigen, daß sie diese Posten ebenso gut ausfüllen können wie ihre christlichen Mitbürger. Nur im Zusammenarbeiten mit den anderen Bevölkerungsschichten können wir das Ziel erreichen.

Dr. Barth möchte nicht den speziellen Punkt der Kronrechte in die Resolution einbezogen sehen. Selbst wenn diese in dem behaupteten Umfange beständen, so müßten wir in einem verfassungsmäßig regierten Staat doch darauf dringen, daß der verantwortliche Minister den Träger der Krone darauf aufmerksam macht, daß er nicht die Verantwortung für die Justizverwaltung übernehmen könne, wenn nicht die Kronrechte in einer dem verfassungsmäßig gewährleisteten Grundsatz der konfessionellen Gleichberechtigung entsprechenden Weise ausgeübt würden.

Landtagsabg. **Aronsohn** wendet sich gleichfalls gegen den Vorschlag, zu fordern, daß die Handelsrichter ihre Aemter niederlegen sollten. Auch er ist der Meinung, daß alles vermieden werden müsse, was dem Judentum Schaden bringen könne.

Rechtsanwalt Dr. **Mendel** wünscht einen Zusatz zur Resolution, worin ausdrücklich betont wird, daß irgendwelche Rücksichtnahme auf die antisemitischen Instinkte der Bevölkerung abgelehnt wird.

Dr. Barth macht darauf aufmerksam, daß diese Forderung bereits durch den Wortlaut der vorliegenden Resolution erfüllt sei.

Nachdem der Vorsitzende konstatiert hat, daß die Versammlung in Bezug auf den Inhalt des Zusatzes mit dem Antragsteller durchaus übereinstimme, eine etwaige Ablehnung dieses Zusatzes sich also nicht gegen den Inhalt desselben richte, wird die Resolution in unveränderter Form einstimmig angenommen, und Dr. Barth stellt fest, daß alle Anwesenden somit entschlossen seien, den Kampf um die konfessionelle Gleichberechtigung mit vollster Rücksichtslosigkeit weiterzuführen. „Wir verlangen für unsere jüdischen Mitbürger nicht Wohltaten, sondern Rechte, und zwar alle Rechte und keine Teilrechte, und solange wir dieses Ziel nicht erreicht haben, haben wir nichts erreicht. (Lebhaftes Bravo!)

Damit hatte die stimmungsvoll verlaufene Versammlung ihr Ende erreicht. Durch ein bedauerliches Zusammentreffen mit einer anderen zu gleicher Zeit im Architektenhause stattfindenden Versammlung, die infolge Massenandranges eine polizeiliche Schließung des Lokals erforderlich gemacht hatte, waren leider viele Mitglieder, darunter auch die Abgg. Prof. Eickhoff und Direktor Schrader, die am Eingang des Lokals vergeblich auf Freigabe der Passage warteten, gezwungen, ohne Einlaß erhalten zu haben, wieder umzukehren.

Zum Kapitel: Witzblatt-Antisemitismus.

Dem von Obigem handelnden Artikel von Herrn Bruno Weil in Nr. 8 der „Mitteilungen" stimme ich, wie jedenfalls fast alle Ihre Leser, Wort für Wort bei und möchte mir nur erlauben eine kleine Ergänzung dazu zu geben. Einer der den Juden am häufigsten gemachten Vorwürfe ist der,

daß sie zu empfindlich seien und immer gleich aufschrieen, wenn eine ihrer weniger berechtigten Eigentümlichkeiten unter die Lupe genommen werde, während doch z. B. die Katholiken sich das auch gefallen lassen müßten (wie ich das erst neulich wieder in der „Zukunft“ gelesen habe), und erst gar die Professoren, die Leutnants und die Schwiegermütter den Witzblättern ebenso viel Stoff wie die Juden gäben. Dieser Vorwurf ist denn doch außerordentlich ungerecht. Die Juden, denen in Deutschland ganz große, und darunter mit die wichtigsten Gebiete der Betätigung trotz der klarsten Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen versagt werden, die nicht einmal gute oder schlechte Musik machen dürfen, ohne daß ihnen das „Judentum in der Musik“ an den Kopf geworfen wird, mag es passen oder nicht (vide wiederum die „Zukunft“ mit ihrem semitischen, aber gleichzeitig so antisemitischen Herausgeber), die noch heute in den meisten „vornehmen“ und leider auch in weiten akademisch gebildeten Kreisen als unter dem größten „arischen“ Lump stehend betrachtet werden, diese noch heute in so vieler Beziehung direkt mißhandelten Leute, denen der liebe Gott ohne ihre Schuld das Unglück ihrer Geburt aufgebürdet hat, überhaupt mit den in unseren Zeitläuften als „Trumpf“ behandelten Katholiken zusammenzustellen, ist schon schlimm genug. Aber noch schlimmer ist es, ihnen daraus einen Strick drehen zu wollen, daß sie sich krümmen, wenn sie getreten werden. „Schreit“ denn etwa das im Namen der Katholiken auftretende Zentrum nicht? Und wie! Aber „Bauer, das ist ganz was anders“.

Nun, über die Professoren, die Schwiegermütter und die Leutnants bringen die Witzblätter ja ebenfalls unzählige Witze. Wie sollten sie auch die vorgeschriebene Seitenzahl ausfüllen, besonders die nicht politischen Witzblätter, denen die Tagesfragen nicht offen stehen. Aber ein gewaltiger Unterschied ist zwischen diesen und den Judenwitzen. Die zerstreuten Professoren und die keifenden Schwiegermütter brauchen unser Mitleiden nicht. Es hat wohl noch nie jemand einen Professor und gewiß sehr selten eine Schwiegermutter gesehen, denen der gutmütige, wenn auch oft recht fade Spott der „Fliegenden Blätter“ usw. ein Härchen gekrümmt hätte und die nicht selbst darüber gelacht hätten. Etwas anders steht es ja mit den „Leutnants“, gegen die sich neben dem harmlosen Spotte in einigen solcher Blätter in anderen eine bittere Verhöhnung richtet, in erster Linie im „Simplizissimus“. Gewiß ist dieser blutige Hohn zuweilen ebenso ungerecht und stets ebenso übertrieben, wie der über den jüdischen Parvenu oder Hausierer (der letztere sicher eine der schwerst arbeitenden und bemitleidenswertesten Menschenklassen). Aber im ersten Falle ist er nur das Symptom des ohnmächtigen und oft von den Gerichten schwer geahndeten Aufbäumens des sich unterdrückt Glaubenden gegen die unbestritten herrschende, wie ein Fels im Meer unerschütterliche Klasse, zu vergleichen dem Ansummen der Fliege gegen das die Freiheit ausschließende Glasfenster; im anderen Falle ist es das billige, völlig gefahrlose Herumtreten der Majorität auf der wehrlosen Minorität, die zu dem schweren Schaden der Zurücksetzung noch den gemütsrohen Spott erdulden muß, mit dem ihr alles Gute abgesprochen und alles Schlechte, dabei auch sehr vieles frei erfundene, in kolossalster Weise vergrößert wird. Dadurch wird leider der Unrechttuende immer wieder in seinem Tun bekräftigt — um so mehr, je „salonfähiger“ solche Lektüre ist. Hat etwa der Offiziersstand in seiner Machtstellung oder seiner sozialen Geltung durch alle jene Beleidigungen und Verhöhnungen, selbst da wo sie wirklich wunde Flecke trafen, auch nur ein Tittelchen eingebüßt? Aber ist nicht andererseits durch die Verzerrungen der Witzblätter die politische und soziale Ungerechtigkeit gegen Mitmenschen, deren einzige Schuld die ist, daß sie von jüdischen Eltern in die Welt gesetzt worden sind, immer wieder erneuert und verstärkt worden? Und haben nicht diese Blätter durch solches Gebahren nicht allein den Juden, sondern auch dem Charakter der deutschen Volksseele großen Schaden zugefügt? „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“, sagt einer der größten Arier, allerdings im kirchlichen Sinne ein „Heide“. Sehr edel handeln diese Witzblätter nicht. G. L.

* * *

Eine Zuschrift von jüdischer Seite vertritt die entgegengesetzte Auffassung, der wir zwar grundsätzlich nicht beistimmen können, die wir aber doch wegen beachtenswerter Einzelheiten unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

Der „Witzblatt-Antisemitismus“ überschriebene Artikel in der vorigen Nummer ist sicherlich wohl gemeint, enthält auch ein Körnchen Wahrheit, treibt aber die Empfindlichkeit gar zu weit. Was sollten erst die politischen Größen sagen, die persönlich in fast jeder Nummer jedes einzigen Witzblatts karrikiert werden? Napoleon und Bismarck kannte man fast nur nach den Witzblatt-Karrikaturen. Graf Bülow muß fortwährend sich in den lächerlichsten Darstellungen erblicken.

Man wird vielleicht sagen, daß solche mitten im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten eine dicke, unempfindliche Haut sich anzuschaffen verpflichtet seien. Gut. Aber werden nicht auch ganze Gesellschaftsklassen fortwährend bespöttelt? Man denke an die Leutnants der Witzblätter, die Junker, die Professoren, Studenten usw. In England und Amerika sind die Iren, in England allein auch noch die Schotten, bei uns in Deutschland werden die Engländer, die Sachsen ohne Unterbrechung bewitzelt. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum nicht auch über allerlei wirkliche oder vermeintliche Fehler der Juden die Lauge des Spottes ausgegossen werden sollte, warum die Juden gerade eine exzeptionelle Stellung sollen einnehmen, Immunität sollten beanspruchen dürfen. Es ist dies um so weniger verständlich, als gerade Juden am häufigsten und besten die Schwächen ihrer Glaubens- und Stammesgenossen in scharfer Satire geißeln, und zwar geschieht dies auch ganz besonders seitens solcher Juden, die es sich angelegen sein lassen, ihre Glaubensgenossen zu bessern, die es im höchsten Grade gut mit ihnen meinen, und denen jedenfalls jeder gehässige Gedanke gegen Juden fernliegt.

Man wird beispielsweise antisemitische Gesinnung gewiß nicht dem verstorbenen Zionistenführer Theodor Herzl vorwerfen wollen. Dennoch entsinnen wir uns ein allerdings sehr wässriges Theaterstück von ihm gesehen zu haben, in welchem mit den Wiener Börsenjuden nicht grade glimpflich verfahren wird. Das ist — so könnte der Verfasser des hier in Redestehenden Artikelsagen — Theater-Antisemitismus, den er für weniger bedenklich hält. Aber dieser Ansicht bin ich nicht. Im Theater erwartet man, zumal heutzutage, naturwahre Schilderung des täglichen Lebens, der Wirklichkeit nachgebildete, geradezu photographierte Personen zu sehen. Man sagt heute nicht mehr: das ist nur auf den Bühnen so, sondern man sagt, so, wie sie auf der Bühne handeln und sich geben, so, ganz so sind die Juden, und es ist ein Irrtum des Herrn Bruno Weil die Wirkung eines Theaterstücks nur auf die Theaterbesucher beschränkt zu glauben. Der Theaterbesucher erzählt und schildert, was er gesehen in seinen Bekanntenkreisen; etwaige Witze und Bemerkungen werden weiter kolportiert. Von tausend Menschen, die das Lied vom „Kleinen Kohn“ singen, haben kaum drei den kleinen Herrn auf der Bühne gesehen.

Der Witzblatt-Leser im Gegensatz zum Theaterbesucher erwartet gar nicht in den „Fliegenden Blättern“, dem „Simplizissimus“ 2c. die nackte Wahrheit zu finden. Er weiß, daß er eine mehr oder minder große Entstellung der Wahrheit vor sich hat, und je größer der Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und dem bildlichen oder textlichen Inhalt der Witzblätter, desto weniger schädlich ist er. Ja

wir halten die antisemitischen Witze sogar in doppelter Hinsicht für nützlich. Wenn der jüdische Parvenu sieht, wie abschreckend widerwärtig er sich in effigie ausnimmt, dann wird er sich auch zu bessern bemühen und den Belehrungen durch seine gebildeteren Kinder zugänglicher sein. Die nicht jüdischen Leser, die jeden Tag sehen, daß die Juden keine langen Locken und keinen schmierigen Kaftan tragen, nicht unsauber und unreinlich sind und sich zu überzeugen Gelegenheit haben, daß die Juden nicht sind „jene betrügerische, schmutzige, feige, protzige Masse, als die sie von den gesamten Witzblättern hingestellt werden", sehen eben auf diese Weise am schnellsten ein, daß man ihnen die Juden in einem falschen Lichte zeigt und fangen an auch den Darstellungen zu mißtrauen, von deren Verlogenheit sie sich nicht so leicht durch den Augenschein überzeugen können.

Im Uebrigen ist es das klügste, da man den Witzblättern doch nicht verbieten kann, sich nach Belieben und Können lustig zu machen, „zu lassen schlendern, was man nicht kann ändern". Die den Juden so oft zum Vorwurf gemachte Ueber-Empfindlichkeit ist grade den Witzblättern gegenüber so unangebracht wie möglich, abgesehen davon, daß sie meines Dafürhaltens auch nicht berechtigt ist. Wenn man aufhören wird, über derartige Karrikaturen zu lachen, werden die Witzblätter aufhören, solche Witze zu machen.

L. K.-D.

Wenn zwei dasselbe tun.

Man schreibt uns aus Karlsruhe:

Wer die Erscheinungen der Gegenwart aufmerksam beobachtet, der wird häufig wahrnehmen, daß wir moderne Menschen gegen manche Absurditäten gänzlich abgestumpft sind und oft die krassesten Widersprüche kaum merken. Was man bei einem als schreiendes Unrecht empfindet, das findet man oft bei dem anderen selbstverständlich und ganz in der Ordnung. Es scheint, als wenn man manchmal ganz vergißt, daß Denken Gleiches vom Gleichen ableiten heißt. Und auf keinem Gebiete können wir dieses Phänomen so gut studieren, wie auf dem des Antisemitismus. Denn hier sind Instinkt und Intellekt so sehr mit einander verschmolzen, daß man kaum noch die Bahn zur Logik findet. Es ist daher psychologisch interessant, alles, was irgend wie mit dem Antisemitismus direkt oder indirekt zusammenhängt, vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wir befinden uns heute mitten im Kampfe der deutschen Studenten für akademische Freiheit, und wem der Liberalismus keine leere Schablone, sondern eine Lebensanschauung ist, der wird gewiß mit den deutschen Studenten sympathisieren. Der Student ist kein Schulbube, dessen Aufgabe Drillen und Pauken ist. Er ist ein angehender Gelehrter und ein heranreifender Bürger. Er soll hier hauptsächlich Anregungen schöpfen, um selbstständig denken zu lernen, und er soll sich frei zum tapfern Manne und zum nützlichen Bürger entfalten. Jemehr akademische Freiheit ihm gewährt wird, desto besser wird er sein Ziel erreichen. Die akademische Freiheit ist eine gute Tradition der deutschen Hochschulen, und wer sie antastet, der rüttelt am eigentlichen Wesen des akademischen Lebens. Denn ohne Freiheit ist ein akademisches Leben im deutschen Sinne gar nicht denkbar.

Auch die Ursache, die diesen Kampf hervorgerufen hat, ist begreiflich. Jeden Liberalen erfüllt es mit innerer Genugtuung, daß endlich die Einsicht von der Schädlichkeit der konfessionellen Verbindungen immer mehr an Boden gewinnt. Es gibt kaum etwas, das dem Geiste der modernen Zeit so sehr widerspricht, als diese konfessionellen Verbindungen, die auch in die Wissenschaft und in das freie gesellige Leben konfessionelle Engherzigkeit hineintragen und die Leute daran hindern, sich als gemeinsame Söhne des großen Vaterlandes zu fühlen. Man wird es daher mit Freuden begrüßen, daß die Bewegung dagegen immer stärker wird. Man kann wohl im Zweifel sein, ob man berechtigt ist, die Polizei gegen diese Verbindungen anzurufen und ob hier nicht der Kampf mit rein geistigen Waffen der allein richtige wäre. So viel aber ist sicher, daß dieser Protest einen Fortschritt bedeutet und daß das Auftreten der deutschen Studenten gegen den Geist der Finsternis wohltuend und erfrischend wirkt.

Allein diese Freude wird ein wenig getrübt, wenn man der Sache etwas mehr auf den Grund geht und die Motive des Kampfes etwas näher untersucht. Die Herren betrachten diese konfessionellen Verbindungen als nicht zeitgemäß, als unstudentisch und fordern kategorisch die Auflösung der evangelischen und katholischen Studentenvereine. Sehr schön! Aber wie? fragen wir, wissen die Herren nicht, daß es an fast allen Universitäten eine Verbindung gibt, die sich „Verein Deutscher Studenten" nennt, und die nicht nur die Angehörigen einer gewissen Konfession nicht aufnimmt, sondern auch deren Bekämpfung und Verfolgung auf ihre Fahne geschrieben hat? Warum finden sie nicht den Mut, gegen diesen Verein, der geradezu ein Hohn auf alle Errungenschaften der Neuzeit ist, energisch aufzutreten und seine Auflösung zu fordern? Wissen die Herren ferner nicht, daß die meisten Korps und Burschenschaften prinzipiell jedem Studenten jüdischen Glaubens die Aufnahme verweigern? Kann es eine größere konfessionelle Engherzigkeit geben? Warum machen sie nicht gegen diesen feudalen Geist Front? Diese wie jene tragen ein Stück Mittelalter mit sich und passen ins moderne Leben nicht hinein. Ob dieses Stück Mittelalter klerikal oder ritterlich drapiert ist, das ist wahrlich nicht wesentlich. Aber freilich, — diese Vereine schließen ja nur die Juden aus, ja Bauer, das ist etwas anders. Es ist wahrlich beschämend, daß man diesen Widerspruch gar nicht merkt, daß man aus dem Glashause mit Steinen wirft, ohne zu fürchten, sich selbst lächerlich zu machen. Ja, sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.

Es ist hier dieselbe Erscheinung wie bei allen Paritätskämpfen, es ist ein Kampf zwischen Katholiken und Protestanten, und man vergißt ganz, daß es noch eine dritte rechtlich anerkannte Konfession im Reiche gibt, deren Angehörige bei der Verteilung von Ehren und Aemtern stets am schlechtesten wegkommen. Wir halten gewiß nicht viel von dieser künstlichen Schablone der Parität. Ein moderner Staat kann unmöglich bei der Anstellung von Beamten vom Nachtwächter bis zum Minister darnach fragen, auf wie viele Beamte jede Konfession nach ihrem Prozentfotz Anspruch hat. Die beste Parität wäre nach unserer Ansicht, wenn man sich bei der Anstellung von Beamten nur um die geistigen und sittlichen Qualitäten und nicht um die Religion des Kandidaten bekümmern würde. Allein, stellt man einmal die Parität aus Prinzip auf, dann sollte man doch gerechter Weise sich auch der dritten Konfession im Reiche erinnern. Freilich bilden die Angehörigen dieser Konfession nur etwas über ein Prozent der Bevölkerung. Aber daß sie ihr Teil dazu beigetragen haben, alles Gute und Schöne wie die anderen Bürger zu fördern, daß sie wie die andern Deutschen bemüht waren, sozial und kulturell dem Vaterland nach Kräften zu dienen, — das kann nur ein vom Haß Geblendeter verkennen. Und diese Konfession hat nie eine andere bekämpft, nie nach Macht gestrebt, nie Proselytenmacherei betrieben; sie wünschte sich nur ein wenig Freiheit und Gerechtigkeit.

Auch die Herren Studenten, die gegen das Recht und gegen das heilige Prinzip der Freiheit noch nicht durch die äußeren Verhältnisse abgestumpft sind, deren Augen doch offen für ideale Momente sein sollten, scheinen ein Unrecht, das den Angehörigen der jüdischen Konfession zugefügt wird, nicht einmal zu empfinden. Vor mir liegt die Resolution, die die

Karlsruher Studenten am 13. Februar in einer allgemeinen öffentlichen akademischen Versammlung gefaßt haben. Sie lautet:

„Die schon des öfteren von verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtete Frage der Existenzberechtigung der konfessionellen Korporationen ist auf der heutigen allgemeinen Studentenversammlung von rein studentischem Standpunkte aus von neuem behandelt worden. Die Karlsruher Studentenschaft vertritt dabei die Ansicht, daß die betreffenden Korporationen eine Existenzberechtigung an Technischen Hochschulen nicht besitzen. Unsere Gründe dafür sind folgende: 1. Eine studentische Korporation soll nur auf rein studentischer oder auf einer in das Lehrgebiet der betreffenden Hochschule einschlagenden wissenschaftlichen Grundlage aufgebaut sein. Die Religionswissenschaft ist nicht Sache der Technischen Hochschule. Somit haben an Technischen Hochschulen religiöse Korporationen keine Berechtigung. Die Studentenschaft achtet und ehrt die religiöse Ueberzeugung eines jeden, verweist aber Gesellschaften, die sich religiösen Zwecken hauptsächlich widmen, aus dem Rahmen der rein studentischen Organisationen. 2. Die Erziehung des deutschen Studenten zur Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit, die den Grundzug des deutschen Studentenlebens bildet, sowie die akademische Freiheit, haben dem deutschen Studenten eine bevorzugte Stellung in Deutschland geschaffen. Somit sind Korporationen, welche für diese allgemeinen studentischen Grundsätze nicht eintreten, sich aber der Oeffentlichkeit gegenüber doch von anderen Korporationen nicht unterscheiden wollen, dazu angetan, die Studentenschaft aus ihrer bevorzugten Stellung zu verdrängen. 3. Indem die konfessionellen Korporationen zwar nicht statutengemäß, aber tatsächlich, ausschließlich Angehörige der betr. Konfession aufnehmen, verschärfen sie den leider bestehenden Gegensatz der Konfessionen und rufen in diesem Sinne in der Studentenschaft eine Spaltung hervor, die dann in die bürgerliche Gesellschaft hineingetragen wird. Solange daher die Studentenschaft sich und ihrer Tradition treu bleiben will, ist es ihre Pflicht, stets von neuem gegen Körperschaften vorzugehen, die dem Grundprinzip alles Akad. Lebens entgegenstehen, deren bloßes Vorhandensein die Ruhe und den Frieden der Studentenschaft schwer schädigen. Aus all diesen Gründen bittet die Studentenversammlung Rektor und Senat, die Verbindungen: Laetitia, Normannia, Wingolf aufzulösen und Neugründungen von ähnlichen Korporationen für die Zukunft zu verhindern, indem die Disziplinarvorschriften dahin geändert werden, daß Korporationen auf konfessioneller und politischer Grundlage nicht gestattet sind."

Ist das nicht eine bittere Selbstironie? Paßt nicht dieser Protest Wort für Wort noch besser gegen alle Korps und Burschenschaften der Friedericiana? Warum fand sich niemand in dieser Versammlung, der auftrat und den Herren zurief: „Viele von Euch huldigen ja selbst dem abscheulichsten Kastengeist und verachten einen Teil ihrer Kommilitonen wegen ihrer Religion, wie habt ihr nun das Recht, solche großen Worte von Freiheit und Recht in den Mund zu nehmen?" Nein, zu einem solchen Auftreten raffte sich niemand auf, dazu langte die Begeisterung für die Freiheit nicht. Man hat wirklich beinahe das Gefühl, als wenn das ganze eine Eiferfüchtelei und kein Kampf um ein Prinzip ist. Ja, die „Schläger" sind's, die man den evangelischen und katholischen Verbindungen nicht gönnt, weil — o Schrecken — sie sich gar nicht schlagen. Hier hört die Sache auf ernst zu sein und fängt an, komisch zu werden. Die konfessionellen Verbindungen sind gewiß dem modernen Menschen unsympathisch, aber so gefährlich wie die reaktionäre Großmacht, der Verein Deutscher Studenten und wie die protzigen feudalen Korps sind sie nicht. Ihr, die ihr von Freiheit sprecht, macht euch erst selber frei! Legt ab das ganze Rüstzeug des Mittelalters und bekämpft die Vorurteile und die niedrigen Instinkte in eurer eigenen Brust. Reinigt erst den Tempel der Menschheit von allen Atavismen einer finsteren Zeit, von allen unethischen und unmodernen Strömungen, — dann erst habt ihr das Recht, im Namen der Freiheit zu sprechen. Lernet in jedem Kommilitonen den Charakter, das Wollen und Können schätzen, ohne auf Konfession und Haarfarbe zu achten, dann erst wird euer Kampf ein echter Kampf für Freiheit und Recht sein und alle liberalen Männer werden euch zujubeln und eure Ziele warmen Herzens fördern! F. S.

Grundlose Urteile des Prof. Friedrich Delitzsch.

Besprochen von Dr. Ph. Kroner.

Mit der Hingebung des Gelehrten an den Gegenstand seiner Forschung verfolgt Prof. Friedrich Delitzsch in seinem dritten (Schluß-)Vortrag über Babel und Bibel des weitern die Ehrenrettung altbabylonischer Kultur. Würde die Bibel hiervon nur soweit betroffen, daß die im Neuen wie im Alten Testament enthaltene Schilderung des Sünden-Babels einer Ergänzung bedürfte, daß man in der typisch gewordenen Lasterhaftigkeit jener Stadt nur den Zustand der Entartung, des Verfalls, nach dem vorangegangenen Aufstieg zu einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe zu erblicken hätte — ruhig würden auch die treuesten Bekenner und Leser der Bibel hierüber die Ergebnisse der Wissenschaft abwarten. Allein Prof. Delitzsch beschränkt sich nicht auf diesen Punkt. Er vergeistigt den babylonischen Götzendienst zu einem philosophischen Pantheismus, in einer Weise, die kaum für möglich gehalten werden sollte; man lese es bei ihm selbst nach (Schlußvortrag S. 32 ff.), und man wird bei aller Anerkennung der schönen, oft dichterischen Sprache Delitzschs näher zusehend doch finden, daß hier eine unzulässige Idealisierung auf die höchste Spitze getrieben ist. Auf der andern Seite vergröbert Delitzsch den jüdischen Ein-Gottes-Gedanken und kommt so zu dem Schluß, daß ein erheblicher Unterschied zwischen Babel und dem alten Teil der Bibel nicht bestehe. Wie weit entfernt er sich hierbei von seiner ausgesprochenen Absicht, dem Judentum zu geben, was sein ist, und den Abstand zwischen babelscher und jüdischer Gottesverehrung nicht zu verwischen (S. 21 oben, 36 unten)! Doch wir vertrauen und sind gewiß, an der Stellung des Alten Testaments wird auch diese Feindseligkeit schließlich ohne Spur vorübergehen. Gar zu haltlos sind die Stützen des Angriffs. Nur an den auffälligsten Behauptungen Delitzschs sei dies im folgenden erwiesen.

S. 19 des Schlußvortrags wird ein Gesetz Hammurabis erwähnt, wonach derjenige, der zum Löschen kommend sich nach einem Besitzstück des Hausherrn gelüsten läßt und es sich aneignet, in selbiges Feuer geworfen werden soll. Dann fährt Delitzsch wörtlich fort: Dieses hebräisch-babylonische „Sichgelüstenlassen" involviert, wie man sieht, gleichzeitig die Umsetzung in die Tat — erst Jesus war es, der mit seinem „Ich aber sage euch" schon die sündhafte Neigung, die böse Lust als Sünde strafte. —

Also wieder das alte, schon veraltet geglaubte Lied: Das Judentum sei lediglich die Religion äußerer Werkheiligkeit, auf die Gesinnung als solche gebe es nichts! Weder der Text der zehn Gebote in 2. M. 20 noch der in 5. M. 5 gibt zu Delitzschs Behauptung den geringsten Anlaß. Da doch Ehebruch und Diebstahl schon gleichzeitiges „Sichgelüstenlassen" in sich schließen — wozu kurz nach dem Verbot des Ehebruchs und des Diebstahls noch einmal ein besonderes Verbot der Lüsternheit an sich? Offenbar doch nur, um die innere Gesinnung zu treffen. Aber auch der Geist des Judentums überhaupt widerstrebt natürlich der schlechten Gesinnung ebenso wie der schlechten Tat. Ueberaus häufig bringen Bibel und Talmud auf innere Heiligung und verabscheuen sie böses Sinnen. Nur einiges davon: Heilig sollt ihr werden, denn heilig bin ich der Ewige, euer Gott (3. M. 19, 2). Wird hier etwa lediglich äußere Werkheiligkeit gefordert? Fället gerechtes Urteil, Liebe und Erbarmen erweiset einander; Witwen und Waisen, Fremdlinge und Arme unterdrücket nicht; und es sinne keiner auf Schaden wider seinen Bruder im Herzen. So verbietet der Prophet Sach. 7, 9 f. zuerst die böse Tat, dann noch besonders die böse Gesinnung. Rachmana libba bäë Der Allliebende will das Herz, die edle Gesinnung! Das ist talmudischer Grundsatz. Und selbst der Ausspruch der Bergpredigt Matth. 5, 28: Wer

ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen — entspricht genau der talmudischen Tradition (Traktat Kallah): Wer eine Frau mit unkeuschem Blick ansieht, der hat schon, sozusagen, Ehebruch begangen.

S. 21 des Schlußvortrags wird für Israel das Sittengesetz 3. M. 19, 18: „Liebe Deinen Nebenmenschen wie dich selbst" — auf die Angehörigen des eigenen Volkes beschränkt. Und S. 57 wird bemerkt, daß der Fremde nie dem Inländer, dem Israeliten, im Rechtsgenuß völlig gleichgestellt wurde.

Das bedeutet nichts anderes, als der Religion Israels Lieblosigkeit oder mindestens Gleichgültigkeit gegen Nichtjuden beimessen. Ist es aber, frage ich mit Lessing (Anti-Göze II.), ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten begreiflich, daß er widerlegte, oft widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt?

Delitzsch beliebt also, dem Judentum die Lehre der allgemeinen Menschenliebe abzuerkennen; er will das hebräische rêa (Nebenmensch) lediglich als Volksgenoß, und gêr (Fremder) wahrscheinlich als Proselyt aufgefaßt haben. Es widerstreiten aber dieser Auffassung selbst christliche Theologen, Philologen, Lexikographen, wie Gesenius, Dietrich, Ryssel, Franz Delitzsch — der verewigte Vater des Prof. Friedrich Delitzsch — unter Hinweis auf 2 M. 11,2. 20,17 (14) ff. 22,25. 3 M. 19,13, 33,34 pp. Von christlichen Literarhistorikern möchte ich hier nur Scherr (Tragikomödien) anführen: „Die alberne Lüge, daß das Christentum zuerst die Botschaft der Liebe verkündet habe, kann man nur noch ganz unwissenden Menschen anstreichen. Das Haupt- und Grundgesetz der christlichen Moral: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (Marc. 12,31), ist wörtlich und buchstäblich aus 3 M 19,18 entlehnt."

Am allergewichtigsten dürfte in dieser Frage für einen christlichen Professor doch das immer wieder zu betonende Wort Christi sein. Nach Matth. 22,34—40 und Marc. 12, 28—34 wurde Christus von einem gesetzeskundigen Juden befragt, welches der Inbegriff des Judentums sei; Christus hob ihm die Lehren der Gotteseinheit, der Gottes- und der Menschenliebe hervor, und zwar genau mit den Worten der Thora; darauf sprach der jüdische Schriftgelehrte: Rabbi (Meister), du hast wahrlich recht geredet.

Nach der bekannten Bibelstelle 2 M 11,2 sollten die Israeliten — für ihren langen Dienst und ihren in Aegypten zurückgelassenen Besitz — jeder Mann von seinem Nächsten (rêa) und jede Frau von ihrer Nächsten (reûth) silberne und goldene Gefäße fordern. Noch versteht alle Welt hier unter rêa den heidnischen Aegypter; Friedrich Delitzsch muß unter rêa konsequenterweise den jüdischen Volksgenossen, den Mitjuden verstehen!

Die oben zitierte Stelle 3 M 19,33 f. lautet: Wenn sich bei dir aufhält ein Fremdling (gêr) in eurem Lande, so sollt ihr ihn nicht drücken. Wie ein Eingeborener von euch sei euch der Fremdling, und liebe ihn wie dich selbst; denn Fremdlinge wart ihr einst im Lande Aegypten (und ihr wißt, wie einem Fremdling zu Mute ist, cfr. 2 M. 23,9). Ich bin der Ewige, euer Gott — Noch glaubt alle Welt, daß die Israeliten in Aegypten nichts weniger als Proselyten, als zum ägyptischen Heidentum Bekehrte gewesen sind; Friedrich Delitzsch muß konsequenterweise anders denken. Auch vermag er die biblischen Vorschriften, wonach der Fremdling dem Eingeborenen gleichzustellen und zu lieben sei, mit der unbewiesenen, auch durch viele geschichtliche Tatsachen widerlegbaren Bemerkung, daß der Fremde dem Inländer im Rechtsgenuß nie völlig gleichgestellt wurde, in Einklang zu bringen. Wir verstehen das nicht.

S. 22 des Schlußvortrags äußert sich Delitzsch: Indem wir uns in die Tontafeln — mit babylonischen Weisheitssprüchen — versenken, werden wir freudig inne, daß der allbarmherzige Gott, der die Liebe ist, seine himmlischen Tugenden nicht Einem Volk allein zu eigen gegeben hat, sondern daß sein Erbarmen reicht, so weit die Wolken reichen, und darum seinen Abglanz findet in den Menschenherzen allüberall.

Was Delitzsch hier über die Größe der erbarmenden Liebe Gottes sagt, war ihm in seinem Ursprung wohl nicht gegenwärtig; vermutlich hätte er sich sonst hier nicht — alttestamentarisch ausgedrückt; dreimal nämlich singt der Psalmist: „Ewiger (Jahve), bis in die Himmel reicht deine Liebe, deine Treue bis in die Wolken — nach Luther: so weit die Wolken gehen". Ps. 36, 6; 57, 11; 108, 5. Auch das talmudische Wort von den Tugendhaften außerhalb Israels war Delitzsch wohl nicht gegenwärtig; denn also heißt es im Midrasch rabba: „Die Tugend ist kein besonderes Erbe, beruht nicht auf Abstammung, sondern alle Menschen, auch Heiden, können Tugendhafte sein."

S. 36 f. des Schlußvortrags wird als Parallele inmitten der Gegensätzlichkeit, welche Babel und Bibel hinsichtlich der Anschauung und Verehrung Gottes aufweisen, menschliche Unvollkommenheit hingestellt. Demgegenüber darf ich mich wohl wieder auf ein Wort Christi berufen, nämlich jenes, das er Joh. 4, 22 der Samariterin erwidert: „Ihr wißt nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden." Wer diesem klaren Ausspruch gegenüber die israelitische Gottesidee zu bemängeln wagt, stellt sich entschieden über Christus.

S. 47 f. bezeichnet Delitzsch mehrere Lehren des Neuen Testaments als „wahrhaft neu", u. a. Joh. 4, 24; eine alte Parallele dazu ist Ps. 145, 18: Nahe ist der Ewige allen, die ihn anrufen, allen, die ihn anrufen in der Wahrheit (be-ëmeth).

Aus dem antisemitischen Lager.

Kröfell auf dem Hofball. Das Pyritzer Organ Kröfells „Der Mittelstand" bringt folgende Notiz in Sperrdruck:

> Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten ist Herr Reichstagsabgeordneter Kröfell zum Ball am 1. März 1905, 8 Uhr, im Königlichen Schlosse zu Berlin eingeladen. Mit dem Ball verbunden ist ein Souper um 10¾ Uhr.

Der antisemitische Reichstagsabg. Graf Reventlow hatte die „Nordhäuser Ztg." verklagt, weil diese wie viele andere Blätter aus dem inzwischen eingegangenen Organ des Sozialdemokraten Eduard Bernstein die Nachricht übernommen hatte, daß Graf Reventlow früher Sozialdemokrat, sowie Leser und Berichterstatter (à la Bilse) des Züricher „Sozialdemokrat" gewesen sei. Graf Reventlow bestritt, daß er jemals auch nur indirekt dem Züricher „Sozialdemokrat" Mitteilungen zugänglich gemacht habe. Der kommissarisch als Zeuge vernommene Chefredakteur der „Leipz. Neuest. Nachr." Liman erklärte, daß Eduard Bernstein ihm und dem Grafen Reventlow gesagt habe, er wisse, daß Graf Reventlow früher Anhänger der sozialdemokratischen Partei gewesen sei. Wie Liman weiter erklärte, hat Graf Reventlow gegen die Behauptung Bernsteins, daß er früher Anhänger der Sozialdemokratie gewesen sei, Widerspruch nicht erhoben. Reichstagsabg. Bernstein hat bei seiner kommissarischen Vernehmung erklärt, Graf Reventlow habe ihm gegenüber nicht geleugnet, daß er längere Zeit mit dem früheren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Schönlank in freundschaftlichem Verkehr gestanden habe. Vor dem Schöffengericht in Nordhausen gab Graf Reventlow am

22. v. M. selbst zu, daß er als Student „von dem Rechte, sich zu irren, Gebrauch gemacht habe". (Auch im Reichstag hat bekanntlich Graf Reventlow seine frühere Beziehungen zur Sozialdemokratie zugestanden.) Vor Gericht erklärte er die Beleidigung, daß er Briefe à la Bilse geschrieben habe, dürfe nicht geringer bestraft werden als schwere Körperverletzung. Daß er früher der Sozialdemokratie sehr nahe gestanden habe, bestreite er nicht. Der Gerichtshof erkannte gegen den Angeklagten, Chefredakteur der „Nordhäuser Zeitung" Nebelung, auf einen Monat Gefängnis. Den Vorwurf der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie hat das Gericht nicht als Beleidigung aufgefaßt, dagegen den Vorwurf daß Graf Reventlow zu den Berichterstattern à la Bilse zähle. Strofmilderrd hat das Gericht in Betracht gezogen, daß die „Nordhäuser Zeitung" aus keinen unedlen Motiven gehandelt habe, sondern das Motiv ein politisches war. Deshalb hat das Gericht bedauert, daß es als Freiheitsstrafe nicht auf Festungshaft erkennen könne. Die „Nordhäuser Zeitung" erklärt, daß gegen dies Urteil Berufung eingelegt ist.

Für den Rückgang der Christlichsozialen in Wien bieten die Wahlen im Vorstande der Krankenkassen der Kaufmannsgehülfen einen bemerkenswerten Anhalt. Die Christlichsozialen, welche bis vor 3 Jahren die Verwaltung in Händen hatten, unterlagen damals mit 4256 gegen 5623 Stimmen der Sozialdemokraten. Bei den jetzt stattgehabten Wahlen siegten die Sozialisten mit 7226 gegen 1905 Stimmen.

Vermischtes.

Der Suezkanal. Was in aller Welt hat der Suezkanal mit der Abwehr des Antisemitismus zu tun? Von antisemitischer Seite wird behauptet, daß man in dem Pariser Suezkanalkonsortium vergeblich einen nicht jüdischen Namen suchen werde. Ob die Behauptung zutrifft, wissen wir nicht. Man sollte nun glauben, daß man dem jüdischen Unternehmungsgeist, der die Bedeutung des Suezkanals erkannt und seinen Bau und Betrieb ermöglicht hat, anerkennen werde. Mit nichten! Und das ist um so sonderbarer, als in demselben Artikel, in welchem dem angeblich jüdischen Konsortium die Dividenden mißgönnt werden, mit Recht über die Kurzsichtigkeit geklagt wird, insofe deren bei der Finanzierung des Suezkanals das deutsche Kapital unberücksichtigt geblieben ist. In England war man bekanntlich ebenso kurzsichtig, und erst der „Jude" Disraeli hat eines schönen Tages einen Posten Aktien angekauft, und dadurch nicht nur einen großen Einfluß Englands auf den Betrieb erlangt, sondern auch ein brillantes Geschäft gemacht. Denn das angelegte englische Kapital ist bereits zweimal amortisiert, und England heimst gegenwärtig etwa zwanzig Millionen an Zinsen ein. Was wohl die Antisemiten dazu gesagt hätten, wenn ein deutscher Jude z. B. für Deutschland das Geschäft gemacht hätte? Wir wissen es. Dann nämlich wäre der betreffende Jude ein „Schacherjude" gewesen.

„Propaganda der Tat." Unter dieser sensationellen Spitzmarke schreibt die „Staatsbürgerztg.":

Dem Inhaber des „Christlichen Konfektionshauses Brunnenstraße 61", unserem Gesinnungsgenossen Oskar Wollburg, sind in der letzten Nacht wieder einmal die Schaufensterscheiben eingeschlagen worden. Im Laufe der letzten drei Monate ist das nun schon zum fünften Male geschehen, ohne daß es der Polizei gelang, die Täter zu erwischen. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß die Zertrümmerung der Schaufenster niemals dazu diente, Sachen zu entwenden, sondern daß es sich hierbei lediglich um einen Racheakt handeln kann. Bei der Art, wie die jüdisch-liberale Presse die Propaganda der Tat in Rußland zurzeit verherrlicht, ist der Schluß, wo die Anstifter dieser Heldentaten zu suchen sind, nicht schwer zu ziehen. Natürlich ist Herr Wollburg versichert, so daß die Schädigung lediglich die ganz unbeteiligte Glasversicherungs-Gesellschaft trifft. Trotzdem kann man annehmen, daß die Polizei auch in diesem Falle ihre bekannte Aufmerksamkeit und Findigkeit zeigen wird; denn es ist doch ein nahezu unglaublicher Zustand, daß in der deutschen Reichshauptstadt fortgesetzt falsche Bubenstücke vollführt werden können, ohne daß man die Täter ermittelt. Für die jüdischen Warenhäuser hat man ja in Berlin stets Beamte zur Verfügung.

Seltsam! Als Graf Pückler öffentlich aufforderte, bei Juden einzubrechen und noch viel verbrecherischere Taten gegen Juden zu verüben, da nahm der antisemitische Moniteur keinen Anstand, diese direkte Aufforderungen möglichst zu verbreiten. Jetzt macht sie auf Grund einer unzutreffenden Voraussetzung den auch dann noch verkehrten Schluß, daß die Juden in sehr abgeschwächtem Maße das tun, was ihr Pückler mit ihrer Zustimmung gegen die Juden getan wirklich wissen wollte. Jetzt appelliert sie wegen einer zerbrochenen Scheibe an die Polizei, während sie doch viel größere Bubenstücke früher selbst unter ihren Schutz genommen hat. Die „Propaganda der Tat" ist ganz auf Seiten der entrüsteten „Staatsbürgerztg."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 10. Berlin, 8. März 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Amerikanischer Brief.

Als ich meinen letzten „amerikanischen Brief" schrieb (abgedruckt in Nr. 7 der „Mitteilungen". Anm. d. Red.), da hatte ich noch etwas auf der Pfanne. Da aber eine Entscheidung noch nicht vorlag, beschloß ich diese abzuwarten. Sie ist jetzt erfolgt, so will ich denn meinen vorigen Brief ergänzen.

Inzwischen hat sich übrigens noch etwas ereignet, was hierhergehört und was sich speziell die jüdischen Herren von der Wiener Presse ad notam nehmen könnten. Diese Herren haben es nicht verschmäht f. Z. Gäste des Herrn Lueger zu sein, obgleich dieser Herr ihnen gesagt, daß er sie nur hinnehmen könne, wenn er „beide Augen zudrücke." Da haben amerikanische Juden denn doch mehr Selbstgefühl gezeigt, obwohl die Veranlassung eine weniger herausfordernde war. Sie lehnten eine Einladung des Presseklubs zum Diner ab, weil der als antisemitisch bekannte russische Botschafter als einziger Diplomat auch geladen war.

Doch nun zu meinem eigentlichen Thema.

Herr Melvil Dewey ist New Yorker Staatsbibliothekar, in seinem Fache sehr tüchtig, Erfinder eines besonderen Katalogisiersystems und infolge dessen ein Mann von sogar internationalem Ruf. Er hat in seiner Eigenschaft als leitender Direktor der Lake Placid-Gesellschaft, d. i. einer Gesellschaft, die u. A. auch eine Hotelwirtschaft führt oder eine Art Klub, einen Prospekt mit antisemitischer Spitze umhergeschickt. In dem Prospekt heißt es an einer Stelle:

„Niemand wird als Mitglied oder Gast aufgenommen werden, gegen den aus physischen, moralischen, sozialen oder Rassegründen Einwand erhoben werden kann oder der auch nur einer kleinen Minorität nicht willkommen ist. So sind alle Schwindsüchtigen und sonstige Kranke ausgeschlossen, deren Anwesenheit gesundheitsschädlich oder Anderen in ihrer Freiheit und ihrem Genuß störend sein könnte. Diese unabänderliche Vorschrift wird mit größter Strenge durchgeführt werden. Es ist als untunlich befunden worden, Ausnahmen zu Gunsten der Juden zu machen oder anderer, selbst wenn sie sich sonst in ungewöhnlichem Maße zur Aufnahme eignen würden".

Dieses Zirkular hat bei den Juden großen Anstoß erregt, und so haben sich denn eine größere Anzahl der angesehensten Juden des Staates New York, darunter der bekannte Philanthrop Jakob Schiff, ferner der frühere amerikanische Gesandte Isidor Straus, Guggenheim, Sulzberger u. A. m. zusammengetan und eine Eingabe an das Kuratorium der Universität des Staates New York unterzeichnet, in welcher um die Absetzung des Bibliothekars gebeten wird.

„Es wohnen, heißt es in der Eingabe, in diesem Staate ungefähr 750,000 Juden. Eine große Anzahl von ihnen sind Steuerzahler, die ihren Anteil beitragen zur Erhaltung der staatlichen Anstalten, zur Besoldung der Beamten, darunter auch des vom Staate angestellten Bibliothekars Melvil Dewey. Sie widmen ihre Tatkraft und ihre Geistesgaben, die Hilfsquellen des Staates, auf den und auf dessen Regierung sie stolz sind, zu entwickeln und seine Industrien zu fördern. Sie sind bestrebt, das Niveau der allgemeinen Intelligenz zu heben, den Unterricht zu pflegen, Kunst, Wissenschaft und Literatur zu fördern. Sie haben gesucht, das Schulwesen vorwärts zu bringen, mindestens in demselben Maße wie jeder andere Teil der Bürgerschaft dieses Staates. Sie sind darum der Ansicht, daß sie das Recht haben zu beanspruchen, daß ein Beamter, der als solcher das Volk repräsentiert, von welchem die Juden ein Teil sind, so lange er im Amte ist und aus den Mitteln des Staates unterhalten wird, nicht ungestraft den niedrigsten Vorurteilen, deren die Menschen fähig sind, Vorschub leisten darf. Bisher hat der von Herrn Dewey verherrlichte unduldsame Geist, der ein Widerhall des unwissenden und brutalen Mittelalters ist, in unserem Staate nicht Fuß gefaßt. Es haben zwar hier und da betrunkene Rowdies ähnliche Gesinnung verraten, indem sie alten und wehrlosen Männern die Bärte ausgerissen haben. Es haben sich auch kurzsichtige Budiker gefunden, die sich geweigert, Juden bei sich aufzunehmen. Auch Klubs gibt es, die von ihrem unzweifelhaften Recht, Juden auszuschließen, Gebrauch gemacht haben. Fern sei es von uns an solchen Erscheinungen Anstoß zu nehmen; mit diesen haben wir nichts zu tun. Aber mit einem hohen Beamten, der von ihnen an die Spitze eines wichtigen Zweiges des staatlichen Unterrichtswesens gestellt worden ist, mit einem Manne, zu dem die Jugend um Belehrung und Führung, als einem Vorbild aufzublicken gewöhnt ist, und der trotzdem entweder aus Gründen des Religions- und Rassenhasses oder aus Geldgier oder aus Unwissenheit und Bigotterie sich und die Pflichten, die er der ganzen Bevölkerung schuldet, so weit vergessen kann, daß er im Lande eine Veröffentlichung verbreiten läßt, deren Tendenz dahin geht, den Juden als einen Paria zu stempeln, mit einem solchen Manne kann weder der Staat, noch Sie als sein rechter Arm Nachsicht zu haben sich erlauben, und so einen infamen Präzedenzfall zu schaffen. Da gibt es nur einen Weg und der ist, einen solchen Beamten abzusetzen, da er durch seine Handlung die Grundsäulen unseres Regierungssystems unterminiert.

Wenn Herr Dewey heute die Juden beschimpfen darf, dann kann er morgen die Katholiken angreifen und am nächsten Tage die Methodisten und so abwechselnd die heiligsten Empfindungen aller Staatsbürger verletzen.

Was uns betrifft, so kann Herr Dewey als Präsident oder Aktionär der Lake Placid-Companie jede von ihm beliebte Politik befolgen, aber er darf nicht gleichzeitig Staatsbibliothekar bleiben und seinen untergeordneten Beamten in seinem Privatunternehmen gestatten darauf hinzuweisen, daß Herr Melvil Dewey, der Präsident unserer Gesellschaft, Bibliothekar des Staates New York ist."

Seltsamer Weise wird dieser Standpunkt der, wie gesagt, hochangesehenen Petenten nicht von allen Juden geteilt. So bestreitet der gleichfalls sehr angesehene Herr Simon Goldmann die Berechtigung der Petition. Herr Dewey, meint er, habe sich in seiner Eigenschaft als Bibliothekar nichts zu Schulden kommen lassen und sein gesellschaftlicher Boykott gegen die Juden sei seine Privatangelegenheit; die Petition verrate Rachsucht; endlich sei das Benehmen nicht aller Juden ein derartiges, das sie als wünschenswerte Hotelgäste oder Mitglieder eines angesehenen Klubs erscheinen lasse. Dr. Isidor Singer ist ein anderer hervorragender Jude, der für das Verbleiben des Herrn Dewey im Amte eintritt. Herrn Deweys wertvolle Dienste dürfen dem Staate und dem Lande nicht verloren gehen trotz des anti-sozialen, anti-christlichen und anti-amerikanischen Verhaltens dieses Herrn. Die Wohlfahrt des Landes stehe jedem wohlgesinnten Juden höher als seine eigenen Interessen.

In dem Bestreben, möglichst gerecht selbst gegen den Gegner zu sein, übersehen die letzteren Herren, daß, weil einzelne oder auch recht viele Juden nicht ganz salonfähig sind, man dennoch nicht das Recht hat, alle Juden als nicht salonfähig zu achten. Die Hauptfrage jedoch ist die, ob ein Beamter seine amtliche Stellung in der Weise mißbrauchen darf zu Ungunsten eines Teiles der Bevölkerung, wie Herr Dewey getan.

Herr Dewey selbst ist sich jedenfalls nicht ganz klar über die Berechtigung seines Vorgehens. Wenigstens hat er dem Kuratorium der Universität mitgeteilt, daß er sich nach der Ansicht des Kuratoriums richten und eventuell seine Stellung bei der Lake Placid-Gesellschaft aufgeben wolle. In diesem Falle würde es sich also nur noch um die Frage handeln, ob ihn nicht schon seine kompromittierte Vergangenheit für seinen Posten ungeeignet mache. Herr Dewey fügt übrigens noch hinzu, daß er persönlich stets gerecht und freundlich gegen die Juden gewesen sei. Letzteres verschlimmert eigentlich noch seine Lage; denn dann hätte er nur aus reinem Geschäftsinteresse in Antisemitismus gemacht, was ja auch anderswo häufig vorkommen soll, aber den betreffenden Herrschaften kaum zur Ehre gereicht.

Das Kuratorium hat nach eingehender Prüfung des Sachverhaltes auf Antrag des Vizekanzlers einstimmig eine Art Kompromißbeschluß gefaßt. Es wird zwar nicht die Absetzung, aber ein strenger Tadel gegen Herrn Dewey ausgesprochen wegen seiner Bemerkung über „einen wichtigen Teil der Bevölkerung, der so viel zur Erhaltung des Staates beiträgt und viele junge Leute in die Schulen entsendet." Der Leiter der Staatsbibliothek wird ermahnt, „daß die fernere Leitung eines Privatgeschäfts, das fortfährt nach solchen Grundsätzen geführt zu werden, unvereinbar sei mit den berechtigten Ansprüchen, die man an ihn in seiner Stellung im Unterrichtsdepartement des Staates New York stellen müsse".

Herr Dewey hat bereits dem Aufsichtsrat seiner Gesellschaft mitgeteilt, daß er bei der in diesem Monat stattfindenden Wahl nicht wieder als Direktor gewählt werden wolle. Aber er bleibt Aktionär der Gesellschaft, und als solchem kann man ihm natürlich nichts anhaben.

Interessant ist, daß ein New Yorker Geistlicher, der Rev. J. K. Funk den ersten Unterzeichner der Petition, Herrn Louis Marshall, ersucht hat, die Petition zurückzuziehen, die nur bei der Geistlichkeit alte Rassenvorurteile wieder wachgerufen habe. Da ist der geistliche Herr aber übel angekommen. Herr Marshall erwiderte, der Brief des Geistlichen lehre, wie notwendig die Petition gewesen sei. Herr Dewey habe nichts bereut, sich nicht entschuldigt, nichts zurückgenommen. „Wir sollen die Hand küssen, die uns schlägt; wir sollen Zurückhaltung beobachten, während Ihre geistlichen Freunde dabei stehen und nicht ein Wort des Protestes, des Unwillens, der Ermahnung übrig haben, sondern im Gegenteil das Evangelium des Hasses, der Bigotterie predigen."

* * *

In meinem vorigen Briefe hatte ich mitgeteilt, daß in Chicago Gassenbuben Pücklerschen Spott trieben und alte polnische Juden mit Steinen bewarfen, und daß die Juden in Chicago sich sofort an die Behörden um Schutz gewandt haben. Das hat alsbald geholfen. Da die wirklichen Steinwerfer aus der Bande jugendlicher Rowdies nicht gefaßt werden konnten und die Buben die Schuldigen nicht verraten wollten, hat Richter Julian Mack in einer Gerichtssitzung folgendes angekündigt:

„Daß Banden von jungen Hausierern, Rabbinern und alten Männern und Frauen das Leben zur Last machen, muß aufhören. Von jetzt an wird jeder Junge, der zu einer solchen Bande gehört, verantwortlich gemacht werden für die Handlungen jedes Mitglieds. Nachsicht gibt es nicht mehr und Lügen soll Euch jungen Rowdies nicht mehr helfen. Friedliche Bürger der Stadt, besonders die eingewanderten, sollen vor Beschimpfung geschützt werden, und ich wünsche, daß jeder Junge in Chicago das beherzigt."

Es sind zwar nicht nur, aber doch meistens Juden so belästigt worden, ganz besonders polnische Juden, dieselben Leute, die die „Saturday Evening Post" vom 11. Februar „moderne Pioniere" nennt. Der Artikel ist bemerkenswert. Es heißt da: „Die besten Gönner der öffentlichen Bibliotheken sind die Juden; die besten Gönner der höheren Schulen sind die Juden; die besten Gönner der städtischen und staatlichen Schulen und Universitäten sind die Juden; und von den Juden sind die besten Gönner aller Bildungsanstalten diejenigen, die erst vor kurzem der Sklaverei ihrer europäischen Unterdrücker entronnen sind. In dieser Hinsicht sind die Juden bis heute was die Pioniere des neunzehnten Jahrhundert damals waren. Jene Pioniere gaben dieser Nation den ungestümen Drang nach vorwärts, der sie vorwärts trägt und der fortfahren wird sie vorwärts zu führen. . . . Habt Euer Augenmerk auf unsere jüdischen Mitbürger."

In ähnlicher Weise äußert sich die „Chicago Tribune", die mit Genugtuung hervorhebt, daß in Amerika das Kind des russischen Juden alles werden und alles erlangen kann, wozu ihm Begabung und Fleiß berechtigen.

Ich glaube, daß dieser Brief wie auch mein voriger viel Beschämendes für die deutschen Antisemiten und Behörden enthält und so manche Lehre für die Juden, hauptsächlich die, daß sie sich Unrecht nicht gefallen lassen sollen.

Ein praktischer Philanthrop.

Wenn etwas von dauerndem Wert in unserer modernen Literatur ist, so sind es neben dem Negativen, der Zerstörung des Epigonentums, zwei markante Züge: das Milieu und die Seelenschilderung.

Die Erkenntnis, daß man den Menschen erst richtig kennt, wenn man ihn in seinem Urelement, in seinem intimsten Kreise beobachtet, bricht sich immer mehr Bahn. Daneben sehen wir auch immer mehr die Anschauung an Boden gewinnen, daß alles Aeußere nur ein schwaches Bild des Innenlebens ist, daß wir daher in die Psyche eines Menschen eindringen müssen, um ihn richtig zu verstehen. Die meisten wissen, wie einer zu sein scheint, nicht aber wie er ist. Das Seelenleben aber offenbart sich uns wiederum nur im intimsten Kreise, im schlichtmenschlichen Wirken. Wenn daher Goethe recht hat, daß die Geschichte einer Seele, wenn

sie richtig geschildert ist, oft mehr Wert hat als die ganze Weltgeschichte, so sollte aus dem Leben eines ausgezeichneten Menschen alles, was geeignet ist, die Persönlichkeit, die Individualität zu beleuchten, getreulich zusammengetragen werden. Diese kleinen Schilderungen sind mehr wert, als alle feierlichen Reden und pathetischen Phrasen, denn sie sind Mosaiksteine für das wahre Lebensbild.

Daß der vor kurzem so tragisch hingeschiedene Herr Konsul Moritz Simon in Hannover in den letzten zehn Jahren eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der deutschen Judenheit war, darüber ist man sich schon heute klar, und das wird uns im Laufe der Zeit immer klarer werden. Aber es genügt nicht, das Wirken eines Mannes in dürren Worten zu schildern, — nein, man muß auch wissen, welcher Geist dieses Wirken belebte, aus welcher Seele diese lebendigen Taten flossen. Ich will daher versuchen, meine Eindrücke von diesem Manne, von seiner Persönlichkeit und von seinem Wirken zu schildern.

Im Herbst des Jahres 1902 war ich einige Tage Gast des freundlichen Simon'schen Hauses in der Alleestraße. Brieflich hatte ich schon vorher häufig mit dem Herrn Simon verkehrt, — selbstverständlich über die Erziehungsanstalt Ahlem. Ich sage: selbstverständlich, denn ich glaube kaum, daß Simon in den letzten Jahren es vermochte, fünf Minuten lang mit jemand zu sprechen oder zu korrespondieren, ohne auf seine Anstalt zu kommen. Ich hatte einmal vor Jahren in einer größeren Arbeit auf die Notwendigkeit der Erziehung der Juden zum Handwerk und zum Ackerbau hingewiesen. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von Herrn Simon mit der Bitte, literarisch auf seine Anstalt aufmerksam zu machen. Er lud mich gleichzeitig ein, die Anstalt zu besichtigen und einige Tage sein Gast zu sein. Ich hielt diese Einladung für eine konventionelle Höflichkeit und lehnte dankend ab. Später aber wurde die Einladung immer herzlicher und dringender. Ich gewann die Ueberzeugung, daß ihm wirklich daran lag, daß jeder, der warmes Interesse an jüdischen Kulturwerken nimmt, die Erziehungsanstalt Ahlem aus eigener Anschauung kennen lerne. Im September 1902 entschloß ich mich endlich, der liebenswürdigen Einladung zu folgen und die letzten Tage meiner Ferien in Hannover zuzubringen. Ich will gestehen, daß ich zwar nie eine Abneigung gegen Millionen, wohl aber gegen Millionäre hatte. Ich denke mir da immer ein wenig Protzentum, Prunk- und Titelsucht als notwendige Begleiterscheinungen hinzu. Ich war daher angenehm überrascht, als in Hannover auf dem Bahnsteige mich ein bescheidener, unansehnlicher Mann mit einer geradezu herzgewinnenden Schlichtheit begrüßte. Ich mußte sofort, ich habe es hier nicht mit dem Kammerzienrat-Typus zu tun. Auf dem Wege vom Bahnhofe nach seiner Villa wurde natürlich sehr viel von Ahlem gesprochen. Daneben plauderte mein Nachbar offenherzig über sein Leben und seine Erfahrungen, so daß ich schon nach einigen Stunden ein ungefähres Bild dieses merkwürdigen Mannes hatte. Er erzählte mir, wie er aus bescheidenen Anfängen sich in einem arbeitsreichen Leben allmählich zum Reichtum emporgerungen hat. Und wenn man ihn sah, mußte man sofort daran glauben. Denn so sah kein von der Natur verzärtelter Mann aus. Er erzählte mir, wie er eigentlich ursprünglich dem Judentum ganz fern stand und erst durch das Leid der Juden des Ostens, das er in Amerika kennen gelernt hat, der jüdischen Gemeinschaft wieder zugeführt wurde. Sein Judentum war — wie bei vielen westeuropäischen Juden — eigentlich nur ein innerer Drang zum humanen Wirken, ein menschliches Mitleid, das sich bis zur religiösen Idee vertiefte.

Als ich am folgenden Morgen gegen 7 Uhr in die Wohnräume hinunterkam, saß der unermüdliche Konsul bereits an der Arbeit. Kaum war das Telephon zu haben, so stand er schon mit der Anstalt Ahlem in Verbindung und erkundigte sich über alles, was vorgegangen sei. Gegen 9 Uhr fuhren wir nach Ahlem hinaus und im Wagen wurden allerhand Entwürfe und Manuskripte studiert. Von der Anstalt war ich ebenso angenehm überrascht wie am vorigen Abend von der Persönlichkeit ihres Gründers. Ich malte mir in der Phantasie einen modernen stattlichen Bau mit Luxus und Komfort aus und fand in Wirklichkeit ein schlichtes Haus, mit verschiedenen Anbauten, die gewissermaßen die Entwickelungsstadien der Anstalt darstellen. Alles in dieser Anstalt ist schlicht und praktisch, alles für den Ernst des Lebens und nicht für die Schaulust berechnet. Man sieht es gleich auf den ersten Blick, hier werden keine Paradebauern, keine Operetten-Agrarier erzogen; sondern Menschen, die ins Leben hineinpassen. Die Kost, die Kleidung, die Räume, das ganze Milieu ist für die Kinder aus dem Volke berechnet, die schon frühzeitig lernen sollen, daß Leben Arbeit bedeutet. Die Anstalt macht keine Feiertagstoilette, um sich den Gästen vorteilhaft zu präsentieren. Sie zeigt sich in ihrer Schlichtheit und wirkt so auf den ernsten Menschen am tiefsten.

Dieses alles ist kein Zufall, sondern der Geist und der praktische Sinn des Gründers ist es, der hier waltet. Alles darin trägt das Gepräge des Stifters, und ich habe selten ein Werk gesehen, in dem die Natur des Gründers sich so sehr abspiegelt, wie hier. Welch ein scharfes Auge Herr Simon auch für das Kleinste hatte, davon konnte ich mich mit Staunen bald überzeugen. Als er bei unserem Rundgang durch die Schlafräume den Haarkamm eines Zöglings nicht ganz in der Ordnung fand, wurde der Junge sofort herbeizitiert und energisch zur Ordnungsliebe gemahnt. In der Küche erkundigte er sich nach dem, was heute gekocht wird, und in der Schusterwerkstätte wurden vom Meister alle möglichen Erkundigungen eingezogen. Die Anstalt war ihm bis in das kleinste Detail bekannt und er verwandte auf alles die größte Sorgfalt. Das kann nur ein Mann, dem die Wohltätigkeit kein Sport, sondern Herzenssache ist.

Mit besonderem Stolz erfüllte ihn die Vorführung der Zöglinge zum militärischen Exerzieren. Diese Buben mit den frischen, fröhlichen Gesichtern waren seine Freude. Als ich diesen militärischen Uebungen kein großes Gewicht beilegen wollte, war er fast beleidigt. Erst später verstand ich es: dieses Exerzieren der muskelkräftigen Jungen war ihm symbolisch der Auszug der Juden des Ostens aus dem traurigen Ghetto in die große Welt der Freiheit. Er war auch erfreut, wenn man das Brot der Anstalt, das sich in Hannover schnell einen großen Ruf erwarb, rühmte. Er liebte eben die Anstalt mit all ihren Einzelheiten, weil sie sein individuelles Werk im eigentlichen Sinne des Wortes war.

Es ist unglaublich, welch ein Quantum von Arbeit dieser nicht mehr junge Mann an einem Tage erledigte. Die Mädchenanstalt war damals noch nicht ganz fertig, und es gab darin hunderterlei Geschäfte täglich. An alles aber dachte Herr Simon und um das Kleinste bekümmerte er sich. In der kurzen Zeit, die wir dort weilten, hatte er allerhand Verhandlungen mit den Vorstandsmitgliedern, mit den Lehrern, mit dem Personal und mit den Arbeitern. Von der Anstalt fuhren wir zur Gartenbauausstellung, wo die Anstalt verschiedene Pflanzungen ausstellte. Die Ausstellung befand sich noch im Vorbereitungsstadium, und auch hier wurde alles von ihm persönlich angeordnet. Am selben Tage mußten wir stundenlang der Stenographin diktieren und verschiedene Schriftstücke fertigstellen. Abends waren einige Herren des Vorstandes da, und wiederum wurde natürlich über die Anstalt debattiert und beraten.

Das alles konnte er nur leisten, weil er sich in der Tat in den letzten Jahren jedes Privatvergnügen abgewöhnte und außer der Anstalt gar keine Liebhaberei besaß. Die

Anstalt war eben sein Lebenswerk im besten Sinne des Wortes, und dafür war ihm nichts zu teuer, nichts zu schwer. Er machte lange Reisen nach Palästina, nach Amerika und Kanada, um die jüdischen Kolonien aus eigener Erfahrung kennen zu lernen und die praktischsten Methoden des Feld- und Gartenbaues zu studieren. Er suchte die Bekanntschaft aller Fachmänner auf diesem Gebiete und wußte sie für seine Pläne zu interessieren. Er befaßte sich mit allen sozialen Fragen im Judentum und suchte überall die Idee des Gartenbaues in den Vordergrund zu rücken und sie fruchtbar zu gestalten. Er gab vielen Wohltätigkeitsvereinen und Erziehungsinstituten große Summen zur Förderung ihrer Ziele, aber — immer nur unter der Bedingung, daß sie sich die Erziehung zum Gartenbau zur Aufgabe machen

In den letzten zwei Jahren schrieb er auch einige Broschüren über soziale Aufgaben der Judenheit und er hielt auch einige Vorträge in großen Vereinen über die Erziehung zur Arbeit. Neue Ideen findet man hier freilich nicht, und die Form ist ein wenig unbeholfen, aber man hat stets das Gefühl, hier ist ein Mann, der etwas Gutes, Gesundes erstrebt, der sich ein großes Ziel gestellt hat, dem er sein Leben weiht. Vor der Größe dieses Gefühles weicht jede Kritik über Einzelheiten zurück. Ja, Arbeit, unermüdliche opferfreudige Arbeit im Dienste einer guten Sache, das ist das Leben Simons in den letzten zehn Jahren gewesen.

Als ich von diesem seltenen Manne Abschied nahm und im Eisenbahnwagen saß, versuchte ich, die gesehenen Bilder noch einmal vor meinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, die empfangenen Eindrücke zu ordnen und das Wesen seines Wirkens, das Geheimnis seines Schaffens zu ergründen. Endlich fand ich den Schlüssel dazu. Liebe und praktischer Sinn waren die Triebkräfte seines Lebens. Wohltätigkeit ist nicht etwas Aeußeres, das man so hinwerfen kann Sie muß mit Liebe geübt werden, wenn sie gute Früchte tragen soll. Simon liebte sein Werk, er liebte die Zöglinge seiner Anstalt mit der Liebe eines strengen, aber gütigen Vaters. Das ist mehr als Geld, das ist die Gabe des Herzens. Und dann besaß dieser echte self made man einen praktischen Sinn, er verstand unsere Zeit und ihre Bedürfnisse und er wußte, alles von der praktischen Seite anzufassen. Wenn man im gewöhnlichen Leben praktischen Sinn und Idealismus als Gegensätze betrachtet, so ist das eine ganz verfehlte Auffassung. Der wahre Idealismus kann sehr gut mit dem praktischen Leben Hand in Hand gehen; ja, jeder gesunde Idealismus muß seine Feuerprobe durch die Realisierbarkeit bestehen.

Diese beiden Kardinaltugenden, echte Liebe und praktischer Sinn, die man so selten vereinigt findet, besaß der Konsul Simon im hohen Grade und daher gelang es ihm, dieses Institut aus kleinen Anfängen zu einer Musteranstalt großen Stils zu machen und sich dadurch ein unvergängliches Denkmal zu setzen.

Karlsruhe. Fabius Schach.

* * *

Wie der „Hannoversche Courier" mitteilt, hat der verstorbene Konsul Simon etwa drei Millionen Mark für wohltätige und gemeinnützige Zwecke gestiftet. Insbesondere wird eine Stiftung errichtet mit der Bestimmung, Hand- und Fabrikarbeit, Handwerk und Landwirtschaft, Garten- und Obstbau unter den Israeliten in größerem Umfange zu verbreiten. Die von dem Verstorbenen vor 12 Jahren gestiftete israelitische Erziehungsanstalt Ahlem und der Hülfsfonds für ehemalige Lehrlinge dieser Anstalt erhielten je 100000 Mark.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Berichterstattung der „Staatsbürgerztg." über den Besuch das Kronprinzen bei einem Feste des „Vereins Deutscher Studenten" hat noch nachträglich zu einer hitzigen Polemik zwischen dem Antisemitenblatt und dem V. D. St., Anlaß gegeben, in dessen Namen der Herausgeber der „Akademischen Blätter" Paul Baecker eine Erklärung veröffentlicht, aus der ersichtlich ist, daß die erste irreführende Notiz der antisemitischen Presse auf eine aus konservativ-antisemitischen Kreisen gespeiste parlamentarische Korrespondenz zurückzuführen ist. Die Korrespondenz Woth ist es gewesen, welche folgende von der „Staatsbürgerztg." mit Behagen übernommene tendenziöse Mitteilung veröffentlicht hatte:

„Die freisinnige Presse entschuldigt gewissermaßen dieses Verhalten des Thronfolgers, indem sie meint, der Kronprinz wäre sicher nicht über die Bestrebungen des Vereins informiert gewesen. Wir müssen ihren Schmerz noch vergrößern, indem wir bekannt geben, daß der Kronprinz die Tendenzen des Vereins kennt und den Reden, die auf dem Kommerse gehalten wurden, offen seinen Beifall spendete und mit seinem Degen Beifall klapperte."

Die Erklärung des Vertreters des V. D. St. stellt demgegenüber fest:

„Wenn eine Korrespondenz sagt: „Wir können bekannt geben," dann heißt das, sie hat sich authentisch informiert. Nun ist es klar, daß eine solche Information nur zurückgehen konnte entweder auf den V. D. St. oder — auf den Kronprinzen. Da letzte es in diesem Falle wohl ausgeschlossen war, so konnte also nur irgend eine maßgebende Stelle des V. D. St. als Inspirator gelten. Weil aber eine solche Information von Kreisen des V. D. St. nicht ausgegangen ist, habe ich diese anspruchsvolle Reportererklärung, die dem V. D. St. als dem Gastgeber des Abends nur im höchsten Grade unangenehm sein konnte, als „unbefugt und taktlos" zurückgewiesen."

Die „Staatsbürgerztg." dürfe doch nicht denken, so heißt es in dieser Erklärung, an der das Antisemitenblatt wenig Freude haben dürfte, weiter, daß man vor dem Judentum zurückweiche, wenn man seine Korporation nicht durch taktische Ungeschicklichkeiten eines Blattes schädigen lassen wolle, das den Manager des Grafen Pückler gespielt habe.

Wieder Einer. Die Zahl der Antisemiten, welche durch ihre Lebensführung, oder wenn sie diese geschickt zu verbergen wissen, durch ihr Ende es bezeugen, daß sie es wert sind, dieser Spezies generis humani anzugehören, ist wieder durch ein würdiges Glied vermehrt worden. Der Regierungs- und Medizinalrat Dr. Meyhoefer aus Düsseldorf hat sich, wie die Zeitungen berichten, in Monte Carlo erschossen. Im Jahre 1874 ließ er sich in Görlitz als Augenarzt nieder und trat da mit dem Aufkommen des Antisemitismus als enragierter Anhänger desselben auf. Als solcher haranguierte er einmal in einem Restaurant ohne jede Veranlassung zwei angesehene jüdische Bürger, die in einem besonderen Zimmer ganz getrennt von ihm saßen. Er leistete Abbitte und entschuldigte sich mit Trunkenheit (!) Er war damals schon Kreisphysikus des Kreises Görlitz, wozu er 1888 ernannt worden und gehörte von 1878 bis 1894 dem Stadtverordneten-Kollegium an. In letzterem Jahre kam er als Regierungs- und Medizinalrat an die Regierung zu Köln und seine guten Freunde weinten ihm schmerzliche Tränen nach in Anbetracht der Summe, die sie in Vertrauensseligkeit und in Hinblick auf seine Rettung ihm geliehen hatten, wie sie wohl ahnten, auf Nimmerwiedersehen. 1896 erfolgte seine Versetzung nach Düsseldorf, im Jahre 1901 wurde ihm der rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Eines Tages aber vor ungefähr einem Jahre war der Herr Regierungs- und Medizinalrat mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden aus Düsseldorf verschwunden und man suchte vergebens eine Spur von ihm zu entdecken. Jetzt ist das Dunkel über

seinen Verbleib gelichtet, indem berichtet wird, daß er bald nach seinem Verschwinden sich in Monte Carlo erschossen habe, nachdem er vergeblich versucht hatte, seine zerrütteten pekuniären Verhältnisse am Spieltisch aufzubessern.

Vermischtes.

Der „Antisemit" Lessing — ein Vorschlag zur Güte. Die edle „Staatsbürgerztg", die vor nichts zurückschreckt, hat nun auch ausfindig gemacht, daß sogar Lessing ein Antisemit gewesen sei, und daß sein „Nathan der Weise" ironisch zu verstehen sei. Wir geben gern zu, daß Lessing genau so viel Antisemit war wie fast alle von ihr als Antisemiten reklamierten großen Geister. Aber die „Staatsbürgerztg." wird sich nie belehren lassen und noch weniger jemals der Wahrheit die Ehre geben. So wollen wir denn als die jedenfalls klügeren einmal nachgeben, uns auf den Standpunkt der „Staatsbürgerzeitung" und ihrer antisemitischen Leser stellen und ihnen vorschlagen, sie sollen alle solche Antisemiten sein wie ihr neuester Heros Lessing. Nicht etwa verlangen wir, daß sie auch sonst Lessingsche Kräfte und Tugenden entfalten, sondern einfach nur, daß sie genau so antisemitisch seien wie nach ihrer Behauptung, die sie selbst nicht glauben, Lessing es gewesen sein soll. Dann wollen wir die Streitaxt gern begraben, ja zugeben, daß die Antisemiten ehrenwerte Leute sind. Man sieht, wir zeigen uns sehr entgegenkommend.

Das internationale Ackerbauinstitut. Bekanntlich hat König Viktor Emanual III. von Italien den großen Plan eines internationalen Ackerbauinstituts ausgeführt, welcher von allen Monarchen aufgenommen und dem auch der deutsche Kaiser seine wärmste Sympathie entgegengebracht hat. Es ist nun interessant, zu erfahren, daß die ersten Anregungen auf Vorschlägen eines amerikanischen Juden basieren, wie dies im Text des königlichen Schreibens ausdrücklich anerkannt wird, dessen Name bis jetzt in den meisten Zeitungen falsch gedruckt worden ist. Die „Allg. Ztg. d. Judent." erhält darüber von informierter Seite die nachstehenden Mitteilungen:

„Die Idee und der Vorschlag des Weltagrarinstituts, also eines internationalen Instituts für die Interessen der Landwirtschaft aller Länder, rührt von einem Glaubensgenossen David Lubin in San Francisco her. In den Zeitungen stand bisher der Name falsch, in der einen hieß er Labin, in der anderen Lubina. David Lubin ist ebenso tüchtig als Kaufmann wie als Landwirt. Die kaufmännische Firma führt den Titel: Weinstock, Lubin & Co. Der eine der beiden Kompagnons ist bekannt als der Verfasser der Schrift, die seinerzeit viel Aufsehen erregt hat: „Ist Jesus ein Jude?" Der andere, David Lubin, hat sich hauptsächlich mit volkswirtschaftlichen Untersuchungen erfolgreich beschäftigt. Er ist ein guter Jude, ein tätiges Mitglied des Ordens B'nei Brüth, in dem er oft Vorträge hält. Sein Interesse für die Entwicklung der Landwirtschaft basiert auf eingehenden Studien und praktischen Erfahrungen."

Von allen Seiten ist die Bedeutung des oben erwähnten Plans hervorgehoben worden, und besonders die agrarischen Blätter versprechen sich unerreichbare Vorteile für die Landwirtschaft und indirekt für die ganze Menschheit von der Durchführung des Plans. Vielleicht üben diese agrarischen Blätter nun auch den Akt der Gerechtigkeit, ihren Lesern zu erzählen, daß dieser Plan, in dem ein starker Nachdruck „auf den Interessengegensatz zwischen der Landwirtschaft und der Industrie und dem Handel sowie auf die Notwendigkeit des Kampfes gegen den industriellen Kapitalismus" gelegt wird, das Werk eines amerikanischen Juden sei, der noch dazu vor etwa einem halben Jahrhundert aus dem Osten dort eingewandert ist.

München. Den Vorsitz in der kürzlich zu Ende gegangenen zweiten Sitzungsperiode des Schwurgerichtes beim königlichen Landgerichte München I führte der königliche Oberlandesgerichtsrat Silbermann. Nachdem derselbe vor Beginn der letzten Verhandlung der Periode sich von den Geschworenen verabschiedet hatte, trat aus dem Kreise der Geschworenen der Architekt Emil Ludwig vor und hielt folgende Ansprache an den Vorsitzenden: „Geehrter Herr Präsident! Ich bin von den Geschworenen beauftragt, Ihnen hiermit unseren herzlichsten Dank für Ihr Wirken auszusprechen. Wenn, wie Sie erwähnten, wir in der Hauptsache zutreffende Wahrsprüche gefällt haben, so verdanken wir dies in erster Linie Ihren klaren und eingehenden Rechtsbelehrungen, bei welchen ein Rechtsirrtum unsererseits geradezu ausgeschlossen war. Ich bin aber auch ausdrücklich von den Geschworenen beauftragt, hier zu erklären, daß noch selten ein Präsidium in so mustergültiger Weise geführt wurde, wie von Ihnen, Herr Präsident. Sie haben, was uns insbesondere wohltuend berührt hat, in der sachlichsten und objektivsten Weise auch da, wo es sich um den berechtigten Schutz des Angeklagten handelte, die Verhandlungen geleitet. Es ist unser aller Wunsch, daß Sie noch oftmals an dieser Stelle Ihres hohen Amtes walten und es Ihnen gegönnt sei, noch viele Jahre in ungetrübter Gesundheit Ihre richterliche Funktion zu erfüllen."

Im österreichischen Abgeordnetenhause geschehen merkwürdige Dinge. Man wagt es, sich nicht nur der verleumdeten Juden, sondern sogar des verlästerten Talmud anzunehmen. In einer Versammlung der Klubobmänner, welche anläßlich der Neuwahl des Präsidenten stattfand, wurden verschiedene Beschwerden über die bisherige Führung der präsidialen Agenten laut. Bei dieser Gelegenheit beklagten sich der Obmann des Polenklubs, Graf Dziedusżycki, und der Führer der Deutsch-Konservativen, Dr. Kathrein, über die Duldung von Verunglimpfungen der katholischen Religion seitens des Präsidenten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Pernerstorfer bemerkte hierauf, auch er sei ein Gegner der Verletzung von religiösen Gefühlen, er erinnere aber daran, daß man damit begonnen habe, die heiligen Bücher der Juden in den Kot zu zerren. Er verlange den gleichen Schutz für alle Konfessionen. Der Abgeordnete Dr. Kathrein, ein streng kirchlich gesinnter Tiroler, erwiderte, daß er mit dem Abgeordneten Pernerstorfer vollkommen darin übereinstimme, daß die religiöse Ueberzeugung jedermanns geachtet werden müsse. Er verlange die Respektierung der religiösen Gefühle der Katholiken, zolle aber auch volle Ueberzeugung jeder anderen religiösen Ueberzeugung.

Die Erkenntnis führender Persönlichkeiten des österreichischen Parlamentes, daß auch Juden und deren religiöse Ueberzeugung geachtet werden müssen, ist — so lesen wir in der Monatsschrift der Oesterreichisch-Israelitischen Union — insbesondere durch die Herabwürdigung des heiligen Altarsakramentes der Katholiken durch ein alldeutsches Tagblatt und durch die Interpellationen, welche die Alldeutschen wegen der gerichtlichen Verfolgung dieses Blattes einbrachten, gezeitigt worden. Man ist doch endlich zu der Einsicht gelangt, daß man den Brand nicht auf der einen Seite löschen, auf der anderen Seite aber schüren könne. Die Wünsche, die in der Obmännerkonferenz vorgebracht wurden, sind zunächst ein Leitfaden, der dem wiedergewählten Präsidenten für die Behandlung solcher Dinge mit auf den Weg gegeben wird. Sie stimmen im Wesentlichen mit jenen Bestrebungen zur Abänderung der Geschäftsordnung überein, welche in letzter Zeit im Herrenhause zu Tage getreten sind und dahin abzielen, durch eine Kräftigung der Disziplinargewalt des Präsidenten gegen alle Mißbräuche der Immunität einen erhöhten Rechtsschutz zu gewähren. Das Herrenhaus hat u. A. einstimmig beschlossen, das Gesetz über die Geschäftsordnung des Reichsrates dahin abzuändern, daß dem Präsidenten das Recht zustehe, die Verlesung solcher Stellen

einer Interpellation, welche Beleidigungen Abwesender enthalten oder gegen das Strafgesetz verstoßen, nicht zuzulassen. Von dem Mißbrauche des Interpellationsrechtes ist in den letzten Jahren keine Bevölkerungsklasse härter betroffen worden, als die jüdische Religionsgesellschaft. Nicht nur die Lehren, Gebräuche und Einrichtungen der Juden wurden im Hause selbst und in der antisemitischen Presse herabgewürdigt, es wurde auch die wirtschaftliche Existenz der Juden durch die in den antisemitischen Blättern der Hauptstadt und der Provinz immer schrankenloser betriebene Boykottierung und Verunglimpfung jüdischer Geschäftsleute schwer bedroht. Erhoben nun die Juden gegen diese nach § 302 des Str.-G. strafbaren Angriffe Beschwerde bei den kompetenten Stellen und verstand sich schon der eine oder andere Staatsanwalt dazu, gegen das betreffende Blatt das objektive Verfahren einzuleiten, dann fand sich ein deutschnationaler oder christlichsozialer Abgeordneter, welcher wegen der erfolgten Konfiskation den Justizminister im Parlament interpellierte und in den Text seiner Interpellation den vollen Wortlaut des beanstandeten Artikels aufnahm. Durch die wörtliche Verlesung einer solchen Interpellation wurde der inkriminierte Artikel immunisiert, d. h., es konnte nun kein Staatsanwalt mehr den Wiederabdruck desselben verhindern. So wurde durch die ursprüngliche freiheitliche Bestimmung, daß die wahrheitsgetreue Veröffentlichung der Verhandlungen des Parlaments nicht verhindert werden dürfe, dem Strafgesetze ein Schnippchen geschlagen und den Juden der ihnen gesetzlich zustehende Rechtsschutz vorenthalten. Jahrelang haben alle Parteien des Hauses zu dieser Anomalie geschwiegen, bis endlich durch gleichartige Angriffe auf Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche die Gewissen aufgerüttelt wurden.

Es ist vorläufig nur ein leiser Ansatz zur Besserung, der in der Obmännerkonferenz in dem Gedankenaustausche der Abgeordneten Dziedusyncki, Dr. Kathrein und Pernerstorfer sich bemerkbar machte, aber wer die Struktur des Hauses, wer seine Stimmungen und Strömungen gründlich kennt, muß sich sagen, daß auch dieser leise Ansatz schon als ein bedeutungsvoller Schritt zum Guten begrüßt werden muß, denn die Wahrheit des gerügten Uebelstandes liegt so offen zutage, daß es nur des Mutes bedurfte, um sie endlich einmal auszusprechen, um ihr zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen. Wenn es den Polen und den Deutsch-Konservativen im Vereine mit den freisinnigen Gruppen des Hauses ehrlich um den Ehrenschutz Abwesender und um die Achtung aller religiösen Ueberzeugungen zu tun ist, dann haben diese Parteien auch die Macht, diese ihre Anschauungen durchzusetzen.

In Rumänien ist jetzt zur Abwechselung wieder einmal die konservative Partei am Ruder. Was die Juden von dieser zu erwarten haben, lehrte eine Versammlung, die sie kürzlich in Jassy abgehalten und in der Fürst Cantacuzene sein Arbeitsprogramm entwickelte. Man schreibt darüber der „Welt“:

„Schon der eine Umstand, daß er die Judenfrage in keinem Punkte berührte, deutet darauf hin, daß die Juden gar keine Verbesserung ihrer Lage von dem jetzigen Kabinett zu erwarten haben. Im Gegenteil! Die Aeußerungen des bekannten antisemitischen Universitätsprofessors Xenopol (als Verax zur Genüge bekannt) und die von Greceanu lassen viel Schlimmeres voraussehen. Greceanu, der sich am 16. Mai 1899 bei den antisemitischen Ausschreitungen in Jassy durch seine Aufforderungen zu Judenplünderungen hervorgetan hat, warf der liberalen und junimistischen Partei vor, daß ihre Führer Bratianu und P. Carp es waren, die 1870 für die Naturalisation der Juden eingetreten wären und sich schon dadurch als Feinde des rumänischen Volkes dokumentiert hätten. Xenopol wieder verlangte, daß man Leute aus der Oltenia nach Jassy bringe, damit diese den Handel aus den Händen der Fremden (und wen er darunter verstand, ist der ganzen Welt bekannt), bei welchen er sich jetzt befinde, reißen sollen. Die liberale Partei konnte natürlich einen solch ungerechten Vorwurf, wie ihn Greceanu ihr gemacht hatte, nicht ruhig auf sich sitzen lassen und so suchte am 24. Januar J. Bratianu in einer Versammlung sich als noch größeren Patrioten hinzustellen, indem er auf die Juden losschimpfte und sie als die Ausbeuter des rumänischen Volkes bezeichnete und als Beweis einen Juden anführte, der bereits mehrere Güter in Pacht habe, denselben, der einen riesigen Pachtzins dem Bruder des Redners zahlen muß. Wir sehen also, daß, welche Partei auch immer am Ruder sein möge, in dem einen alle übereinstimmen, daß „die Judenfrage (ich zitiere hier einen Punkt aus dem Programme des Kandidaten A. C. Cuza aus Jassy) gelöst werden müsse — durch Vernichtung der Juden“.

Eine Episode vom ostasiatischen Kriegsschauplatz.

Raymond Reculy, der als Spezialberichterstatter des „Temps“ in die Mandschurei entsandt ist, erzählt in der Nummer vom 24. Februar unter dem Titel „Tragische und wahre Geschichten“ die nachstehende Episode vom Kriegsschauplatze:

Es waren zwei Juden aus Wilna, die man schon vor dem Kriege in die entlegenen Gebiete Asiens geschickt hatte. Die beiden Juden wiesen unter ihren Waffenbrüdern eine außergewöhnliche Bildung auf; sie konnten lesen und ein wenig schreiben. Dank dieser wertvollen Kenntnisse wurden sie bald zu Regimentsschreibern gewählt. Sie schrieben die Tagesbefehle sowie die Berichte nieder, ordneten die Papiere und hielten die Register in Ordnung, die in schweinsledernen Koffern auf dem kleinen, Tag und Nacht von einem Posten bewachten Regimentswagen aufbewahrt wurden. Die beiden Soldaten folgten dem Regimentsstab überall hin, sie waren arbeitsam und eifrig und waren den ganzen Tag über, oft auch des nachts beschäftigt. Die Nähe des Generals verhalf sie zu reichlicherer Verpflegung, zu einer weniger schlichten Herberge und zu einem Platze, wo sie sich auf einem Strohbunde ausruhen und ausschlafen konnten.

Der Chef des Stabes, der wackere Oberst Pecouta, behandelte sie mild und freundlich, indem er sie nicht als Angehörige einer verachteten und verdammenswerten Rasse, die man höchstens beleidigen und schlagen dürfe, sondern als brauchbare Beamte ansah, und die beiden Juden brachten ihrerseits dem Obersten eine sehr lebhafte Anhänglichkeit entgegen.

Als sie von den schrecklichen Einzelheiten seines Todes hörten und erfuhren, daß sein Leichnam in der Zone liegen sollte, welche die beiden Heere von einander trennte, bereitete ihnen der Gedanke, daß er dort, vielleicht nur verwundet und hilflos, lag, eine tiefe Pein. Man hatte Sterbende gesehen, die inmitten von Leichen noch Stunden oder Tage zu leiden gehabt hatten. In diese gefahrvolle Zone, die vom Feuer des Feindes beherrscht wurde, konnte sich niemand wagen; die Verwundeten kamen darin ohne Hülfe um, die Toten verwesten dort ohne Grab. Aber sollten sie selbst nichts für den unternehmen, den sie hoch schätzten, und der ihnen gegenüber so gütig gewesen war? Den ganzen Tag über besprachen sie sich leise über einen großen Plan. Als dann der Abend hereingebrochen war, verzehrten sie in Eile ihre Fettsuppe und das Stück Rindfleisch, ihre tägliche Mahlzeit — und verließen, ohne irgend jemandem ein Wort zu sagen, die chinesische Hütte und begaben sich in das Tal. Es war eine Nacht, in der fortgekämpft wurde, das Gewehrfeuer prasselte, und das tausendfältige Geräusch der Schreie und Schritte von Menschen mischte

sich mit dem fernen Rollen der Wagen. Inmitten der dunklen Massen der überhängenden Berge machte das enge Tal, in dem sich ein Bach dahinschlängelte, den Eindruck eines düsteren Ganges, der direkt in den Tod hineinführt.

Sie gelangten zu der Gruppe von Hütten, bei denen sich in der vorhergehenden Nacht die Angriffskolonne formiert hatte, um die benachbarten Hügel zu erobern. Sie erklommen die nächste Anhöhe und auf der Senkung der zweiten stießen sie zuerst auf Leichname. Sie warfen sich über jeden Körper und befühlten schnell den Rock und die Epauletten, um die Offiziere von den Gemeinen zu unterscheiden, ein grausiges, entsetzliches Suchen, während dessen sie für Augenblicke ein Schauder des Schreckens durchschüttelte, wenn ihre tastenden Hände auf leblose erkaltete Fleischteile, auf ein Gesicht mit einer klaffenden Wunde oder auf geronnene Blutlachen stießen. Teilweise machten die auf einem Haufen liegenden Leichen das Erkennen unmöglich, sie mußten die Leichname dann mit ihren Händen auseinanderlegen, diejenigen, welche unten lagen, freimachen, alle Toten umwenden und durcheinanderbringen. Diese Verrichtung und Berührung erschien ihnen wie eine unreine Entweihung. Einen Augenblick glaubten sie aus einem Haufen, den sie eben durchwühlt hatten, ein leises Wimmern zu vernehmen. Sie lauschten schweigend, aber das Seufzen wiederholte sich nicht und so gingen sie weiter, um den Obersten zu suchen, und nahmen sich vor, genauer nach dem Seufzenden bei ihrer Rückkehr zu forschen.

Die Schlacht tobte an jenem Abend um den Großen Schwarzen Hügel herum, diesseits feuerten die Russen und Japaner wenig, nur die gelegentlichen Salven einer kleinen Wache oder das Schießen eines Postens störten die Stille der Nacht. Die beiden Suchenden fuhren stundenlang fort die Leichen zu betasten, und indem sie immer weiter vorwärts drangen, näherten sie sich beständig mehr den feindlichen Linien. Einmal erkannten sie die Kleidung eines Offiziers und glaubten schon, daß ihre Bemühungen Erfolg gehabt hätten. Sie beugten sich über ihn, ängstlich und zitternd, um ihn mit den Händen, die die Stelle der Augen vertraten, durch Betasten zu erkennen. Aber der Tote hatte einen Bart; es war nicht der, den sie suchten!

Voller Schrecken suchten sie sich gegenseitig zu ermutigen und drangen noch weiter auf dieser Suche nach einem Leichnam vor, indem sie jetzt auf der Erde entlang krochen und sich bei jedem Geräusch niederduckten. So glichen sie den mythischen Helden der Nacht, Nisus und Euryalus, die nicht töten, sondern retten wollten. Sie hörten in den Laufgräben die Stimmen der Japaner. Die Soldaten, die zwei Tage und zwei Nächte im Kampf gestanden hatten, nahmen zu dieser Zeit ihre Mahlzeit ein, man konnte die Schritte der Leute, die das Essen verteilten, und das Klappern der Schüsseln unterscheiden. Aber vergebens untersuchten die beiden Soldaten die Leichen, eine nach der andern. Der Tote, den sie suchten, blieb unauffindbar. Die Japaner hatten augenscheinlich, als sie ihn fallen sahen, in ihm den höheren Offizier erkannt und seinen Leichnam fortgetragen, um seine Taschen und seine Satteltasche zu durchsuchen, die ihnen eine wertvolle Ausbeute an wichtigen Papieren liefern sollten.

Mit Tagesanbruch gingen sie zurück, von den Aufregungen und Anstrengungen übermannt. Die Ordonnanz des Obersten, einen Muselmann aus der Krim, der ihm mehr als ein Hund ergeben war, und der sich schon die Nacht über geängstigt hatte, setzten sie davon in Kenntnis, daß er seinen Herrn nie wiedersehen würde. Der General hatte von dem Vorgang Mitteilung erhalten. Er beglückwünschte die beiden Soldaten und versprach ihnen das St. Georgskreuz, das ihnen allein unter ihren so ungerecht behandelten Stammesbrüdern das Recht giebt, frei durch ganz Rußland zu reisen und sich beliebig aufzuhalten.

Ueber die Juden-Kolonie in Argentinien

schreibt Rabbiner Dr. A. Hoffmann in Buenos-Aires:

Moïsesville, die Stammkolonie der „Ica", kann wohl als Musterschöpfung für sozial-ökonomisches Unternehmen bezeichnet werden.

Hier kann man sehen, was der eiserne Wille, den zu stählen die jüdische Religion als Mittel zu ihrem historischen Zweck sich vor allem zur Aufgabe macht, fertig bringen kann.

Vertrieben aus dem Lande der Dunkelmänner, wo noch gegenwärtig jenes mittelalterliche Losungswort, „der Jude wird verbrannt", die Staatsparole ist, kamen sie vor mehr denn einem Jahrzehnt herüber, die ersten Pioniere jüdischer Kolonisation, nichts mit sich bringend wie das Bewußtsein des freien Menschen, und den Willen, ohne Verletzung ihrer Ueberzeugung, ohne Verleugnung ihrer Stammeseigenschaften, durch ihrer redlichen Hände Arbeit allein sich und ihren Familien eine neue Existenz zu gründen in dem Lande der Zukunft: Argentinien. Neues Land, neue Verhältnisse, neue Arbeit.

Schwere Jahre hatten sie durchzumachen und bittere Enttäuschungen zu erfahren.

Um so erfreulicher ist es heute, dieses kleine Städtchen zu sehen, das hier mit Hilfe und Organisation der „Ica" entstanden ist. Zirka 500 jüdische Familien haben hier im Laufe der Jahre eine Kolonie zur Blüte gebracht, die in keiner Weise hinter anderen Ansiedlungen zurücksteht. Ausgedehnte Weizenfelder, Leinanpflanzungen, Kleegefilde, Viehzucht zeigen, daß die Einzelleistungen jüdischer Kolonisten sehr anerkennungswerte sind.

Die Kolonie ist in Gruppen eingeteilt, jede ein Kilometer von einander. Zu jeder Gruppe gehören vier Haushaltungen. Kleine aber nette Häuschen, umgeben von einem kleinen Gemüsegarten, hier und da auch schattige Baumanlagen, zeugen davon, daß die Bewohner Hand in Hand mit der Unternehmung bemüht waren und es zustande gebracht haben, sich hier ein gemütliches Heim aufzuschlagen.

Die Unternehmung selbst hat die alten Lehmhäuschen, die sie seinerzeit den Kolonisten gab, nun fast überall durch solide Ziegelsteinhäuser ersetzt, und diese wiederum sind von den wohlhabenden Kolonisten auf eigene Kosten vergrößert worden. Schule und Bethäuser sind eingerichtet, die für die geistige Erziehung der Jungen und Alten sorgen sollen und auch recht gut besucht werden. Ja die Zentralstation besitzt sogar eine Synagoge, so prächtig ausgestattet, daß selbst Buenos Aires sich einer solchen nicht zu schämen brauchte.

Moïsesville selbst zählt gegen 100 selbständige, auf eigenem Grund und Boden etablierte jüdische Familien, die sich teils aus Geschäftsleuten, teils aus Gewerbetreibenden rekrutieren. Verschiedentlich hat die „Ica" versucht, um in ihrer Mitte keine Privateigentümer zu haben, deren Besitzungen anzukaufen, was ihr aber bis jetzt noch nicht gelungen ist und voraussichtlich nicht gelingen kann.

Die Verkehrsbedingungen sind die möglichst günstigen. Moïsesville Central hat unter diesem Namen eine Bahnstation, von der schmalspurigen Zweigbahn Santa Fé. Von der Rosariobahn grenzt die Station Palacios hart an das Kolonieland. Daher bildet der Ort den Vereinigungspunkt aller umliegenden jüdischen und anderen Kolonien.

Die selbständigen Städtler haben eine Kultusgemeinde und einen Zionistenverein gegründet, der die ganze Kolonie und alle Zentralbewohner zu seinen Mitgliedern zählt. Sie alle haben auch, mit Unterstützung der „Ica", es dahin gebracht, daß binnen kurzem ein Hospital beendet sein wird, das sicherlich als Musterinstitut dastehen dürfte. Verschiedene andere Vereine haben sich gebildet, darunter einer zur Unterstützung jüdischer Emigranten, ein anderer, um in momentaner Not durch Darlehen bis zu 100 Dollars gegen gute Garantie seinen Mitgliedern zu helfen.

Die Bauernbevölkerung, die in innigem Frieden, unter strenger Beachtung ihrer religiös sittlichen Vorschriften lebt, setzt sich aus zirka 200 alten Kolonisten, d. h. aus solchen, die schon zwischen 10 und 14 Jahren dort ansässig sind, und etwa 300—350 jüngeren Landwirten zusammen.

Die ersteren stammen meistens aus Bessarabien und Russisch-Polen und sind, obwohl sie eigentlich nur wenig jüdisches Wissen besitzen, dennoch diejenigen, die am zähesten an den ihnen traditionell eingeimpften Tugendlehren festhalten. Von den letzteren, die nun seit etwa 3 Jahren hier sind, sind etwa 200 Litthauer und 50 Rumänen.

Was die Litthauer anbetrifft, so dürfte es weder in Santa Fé noch in Entre Rios bessere Landarbeiter geben; auch an Intelligenz sind sie ihren andern Berufsgenossen überlegen. Van Haus aus arm, an Entbehrungen gewöhnt, finden sie sich leichter mit den Strapazen zurecht, die ihre neue Lage unvermeidlich mit sich bringt, als die Rumänen, die, bevor sie das mit allen Naturgaben ausgestattete Land an der Unterdonau verlassen mußten, bessere Tage gesehen hatten, aber zur Zeit die ärmsten aller Kolonisten sind.

Dies einsehend, hatte auch die „Jca" den letzteren einen monatlichen Vorschuß bewilligt, ebenso wie sie es seinerzeit den alten Kolonisten gewährte, die, mit den ersten Transporten herausgekommen, gezwungen waren, lange Zeit von den Unterstützungen der „Jca" leben zu müssen, bis sie mit der Landarbeit beginnen konnten.

Jene gemachten Vorschüsse sind heute die indirekte Veranlassung zu den gespannten Beziehungen zwischen Administration und Kolonisten, was auch viel dazu beigetragen hat, daß wiederholentlich Kolonisten, teils freiwillig, teils gezwungen, die Kolonie verließen, wovon mehrere ihrer ehemaligen Häuschen, die gegenwärtig von Eingeborenen oder intrusos bewohnt sind, Zeugnis ablegen.

Infolge jener Darlehen ist die Schuld Einzelner bei der Gesellschaft übermäßig angewachsen. Anstatt aber bei der Fixierung der jährlichen Rückzahlungsraten den mehr oder weniger günstigen Ausfall der Ernte bei den einzelnen Kolonisten in Betracht zu ziehen, hat die Administration, angeblich auf höheren und höchsten Befehl, die Kolonisten mit aller Strenge und unter Zuhilfenahme aller ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Zahlung der Jahresquoten angehalten. Zweifelsohne waren die Herren am grünen Tisch in Paris nicht klar über die Wirkungen, als sie derartiges anordneten; denn von dem Moment ihrer Verordnung an bis zur Ausführung derselben muß die Berechnung, daß eine gute Ernte bei den hiesigen, speziell in Santa Fé, auftretenden eigentümlichen und plötzlichen atmosphärischen Veränderungen ins gerade Gegenteil umschlagen könnte, sehr in Betracht gezogen werden.

Daß aus diesem schroffen Vorgehen der Verwaltung fortwährend Reibereien entstehen, ist selbverständlich. Selbstverständlicher ist aber noch, daß dadurch die Produktionskraft der Kolonisten bedeutend vermindert und ihnen die Lust zur Arbeit, die doch schon die Hälfte des Erfolges ist, genommen wird.

Was die Litthauer anbetrifft, so wären diese allerdings im Stande, ihren Verpflichtungen nachzukommen, doch auch da sucht die Administration die Lage zu erschweren, indem sie sie zur Zeichnung neuer Kontrakte, deren Bedingungen etwa folgende sind, bestimmen möchte: Jeder Kolonist verpflichtet sich, während der Dauer von 20 Jahren jährlich die Summe von 5 Dollars per ha, der „Jca" zu zahlen, und wird alsdann nach Ablauf der 20 Jahre Eigentümer des betreffenden Grundstücks. Das wäre ja — abgesehen davon, daß der Preis von 100 Dollars per ha, gelinde ausgedrückt, bedeutend über dem aktuellen Werte des Bodens in Santa Fé stünde — noch annehmbar, würde in dem gleichen Kontrakte die „Jca" sich nicht das unumstößliche und uneinklagbare Recht zuerkennen, nach eigenem Gutdünken und Ermessen jeden Kolonisten, noch nach Bezahlung selbst der 19ten Jahresrate, wenn er ihr aus dem einen oder anderen Grund nicht mehr passen sollte, einfach und ohne Gewährung der geringsten Entschädigung von seinem Lande auszustoßen! ! !

Um die Kolonisten zur Annahme derartiger Bedingungen zu zwingen, hat sich Herr Dajan, Agent der „Jca", sogar dazu hinreißen lassen, 30 rumänischen Familien den monatlichen Zuschuß ohne weiteres vorzuenthalten, bis nach Zeichnung des Kontrakts!

Auf diese Art konnte er dieselben in der Tat zur Unterschrift bewegen; aber bei den Litthauern wollte ihm solches nicht gelingen, lieber leisteten sie Verzicht auf jedweden Vorschuß, als daß sie sich mit Hab und Gut der Gesellschaft auf Gnade und Erbarmen ergaben. Die Folgen dieses willkürlichen Vorgehens sind noch abzuwarten. Daß man von dieser Handlungsweise in Buenos-Aires nicht sehr erbaut war, scheint daraus hervorzugehen, daß Herr Direktor Mas nach Mosesville eilte, um eine beiderseitig zufriedenstellende Regelung der Kontraktsfrage persönlich einzuleiten, und wir können ruhig sagen, er tat sein möglichstes, um ein Einverständnis zwischen beiden Parteien herzustellen; ja, er ging so weit, einen Revers in Aussicht zu stellen, worin er sich bereit erklärt, die Kontrakte innerhalb drei Jahren dahin abzuändern, daß die Jahresrate der ersten 6 Jahre 2 Dollars, die der nächsten 6 Jahre 2.50 Dollars und die der restlichen Jahre 3 Dollars per ha betragen sollte. Doch auch hierauf wollten die Litthauer, und zwar mit Recht, nicht eingehen.

Gegenwärtig nun weilen fünf Delegierte von Mosesville in Buenos-Aires, die von den Kolonisten autorisiert sind, die Kontraktfrage friedlich zu lösen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sammer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 11. Berlin, 15. März 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Xanten, Konitz und — Mukden.

Ein Berliner Blatt — welches andere könnte es sein, als die „Staatsbürgerztg.?" — benutzt die Mitteilung des „Justizministerialblatts", daß dem Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Hamm in Köln auf seinen Wunsch die Dienstentlassung erteilt worden sei, zu einem Entrefilet, das so perfide ist, wie es nur bei Verhütung eines Konflikts mit dem Strafgesetzbuch sein kann, und wie es nur in einem antisemitischen Blatte, speziell in der „Staatsbürgerztg." möglich ist. Schon der harmlose Leser wird die freche Perfidie herausfinden; wer aber wie wir die antisemitische Preßtaktik durch und durch kennt, der wird in den wenigen Zeilen des genannten Blattes eine ganze Lache von Gemeinheit, Verleumdung und bösartigster Insinuationen herauslesen.

Es wird zunächst daran erinnert, daß in dem Xantener Ritualmordprozeß „völlig entgegen dem sonstigen Brauch wie es später nur einmal, nämlich in dem Konitzer Prozeß, geschah" der Oberstaatsanwalt Dr. Hamm zur Oberleitung der Clever Anklagebehörde erschien. „Und — so heißt es weiter — während man sonst gewohnt ist, aus dem Munde des Vertreters der Anklage ein Plaidoyer auf Schuldig zu hören, plaidierte Dr. Hamm auf Nichtschuldig und er hielt gleichzeitig eine lange Rede zur Entlastung des Judentums von dem Verdacht, daß aus rituellen Gründen ein Mord jemals verübt worden sei und verübt werden könne".

Daß Staatsanwälte öfter auch auf Nichtschuldig plaidieren müssen, ja daß sie verpflichtet sind, auf Nichtschuldig zu plaidieren, wenn sich im Verlauf der Verhandlung die Unschuld des Angeklagten herausstellt, davon hat die „Staatsbürgerztg." nie etwas gehört, obwohl es unzählige Male wohl in ihren eigenen Spalten zu lesen gewesen sein dürfte, und obwohl das bescheidenste Maaß von Rechtsgefühl es jedem sagen muß. Ja, die Staatsanwaltschaft wäre viel populärer, wenn sie nicht öfter infolge ihrer allerdings psychologisch erklärbaren Befangenheit noch auf Schuldig plaidierte, selbst wenn die Unschuld des Angeklagten Unbefangeneren längst klar geworden ist.

Auch das wird das Antisemitenblatt nicht einsehen, daß es sogar heiligste Pflicht einer Behörde ist, wenn sie sieht, daß eine Volksmasse in einem blöden Aberglauben befangen ist, der ihr und anderen zum Verderben gereichen kann, ja muß, nach Möglichkeit aufklärend zu wirken. Vielleicht würde die „Staatsbürgerztg." es sogar einem Staatsanwalt verübeln, wenn er Leute in Xanten und Konitz oder ähnlichen Intelligenzzentren in einer Rede auseinandersetzte, daß es nie eine Hexe gegeben hat und geben könne. Doch nein! nur Juden gegenüber glaubt das Hauptorgan der deutschen Antisemiten ganz borniert zu sein dürfen.

Der hier in Rede stehende Artikel fährt dann weiter fort:

Der Erfolg dieser Rede war natürlich, daß Buschof freigesprochen wurde, obwohl nach Ansicht der Geschworenen die Wage sehr stark auf Schuldig neigte. Einer der Geschworenen hat unmittelbar nach jenem Prozeß erklärt, wenn von der Staatsanwaltschaft die Unterfrage auf Beihilfe zum Morde gestellt worden wäre, würde man Buschof verurteilt haben, da sehr viele Verdachtsmomente gegen ihn vorgelegen hätten. In einem späteren Prozeß ist die Frage des Verhaltens der Staatsanwaltschaft in jenem Prozeß ausführlich zur Sprache gekommen, und es wurde dabei von einem der Richter an den Ersten Staatsanwalt in Cleve, der die Anklage zu vertreten hatte, die Frage gerichtet, warum er denn nicht die Unterfrage auf Beihilfe gestellt habe. Der Erste Staatsanwalt antwortete: Er hätte es wohl getan, aber neben ihm saß sein Vorgesetzter, der Oberstaatsanwalt, und dieser habe die Stellung der Frage nicht gewünscht. Buschof wurde freigesprochen, der Mörder ist ebensowenig ermittelt worden, wie in Konitz der Mörder des Gymnasiasten Winter bisher ermittelt worden ist. Dr. Hamm wurde bald darauf Oberreichsanwalt in Leipzig und kehrte wenige Zeit später als Oberlandesgerichtspräsident nach Köln zurück. Wiederholt wurde er auch als Kandidat für den Präsidentenposten beim Reichsgericht genannt.

Aus dem antisemitischen und von der Furcht vor schwerer Strafe beeinflußten Deutsch in ehrliches Deutsch übersetzt, soll das alles heißen: Der Oberstaatsanwalt Dr. Hamm ist, von den Juden gekauft oder aus Furcht vor ihrer Macht, im Stande gewesen, im Interesse eines jüdischen Mörders und weil es sich um einen solchen handelte, das Recht zu beugen, den Mörder straffrei ausgehen zu lassen, obgleich Staatsanwalt, Richter und Geschworene wenigstens von der Mitschuld des jüdischen Angeklagten überzeugt waren. Und nach solchem Verdienst um die Judenschaft hat diese wieder durch ihre korrumpierende Macht und ihren Einfluß auf die zuständigen Instanzen es möglich gemacht, daß der verbrecherische Oberstaatsanwalt „bald darauf" zum Oberreichsanwalt, später zum Oberlandesgerichtspräsidenten ernannt worden ist und beinahe zum Präsidenten des Reichsgerichts d. h. zum ersten und höchsten Richter im Deutschen Reiche ernannt worden wäre.

Daß diese Interpretation richtig ist, wird man zugeben, wenn man sich erinnert, daß zwei Herren von der „Staatsbürgerztg." wegen ähnlicher Behauptungen zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt worden sind, und daß es antisemitische Politik ist, mit der „jüdischen Allmacht" das dumme antisemitische Volk zu erschrecken oder durch den Hinweis auf diese eingebildete Macht alle eigenen Sünden und Verfehlungen von sich abzuschütteln zu können. Nicht blos deutsche Fürsten und Regierungen werden von der Judenschaft korrumpiert und müssen nach der Pfeife der

Juden tanzen, sondern auch Frankreich ist verjudet und die Mißstände in Italien werden den wenigen jüdischen Abgeordneten oder Ministern zugeschrieben, und die kritische Lage in Ungarn ist gleichfalls Schuld der jüdischen Parlamentarier, obgleich diese sich, wenn auch nicht ganz gleich, auf die siegreiche wie auf die besiegte Partei verteilen.

Bis vor kurzem war die Idealregierung der deutschen Antisemiten die russische. Die Judenmetzeleien in Kischinew und Homel waren für die Antisemiten die natürlichsten und selbstverständlichsten Dinge von der Welt. Die russische Justiz mit ihren empörenden Komödien war eine Musterjustiz im Vergleich zur deutschen, die in Xanten und Konitz von Amtswegen jüdische Mörder entschlüpfen ließ. Großfürst Sergius war ein idealer Fürst im Vergleich zu den deutschen und anderen minder russisch veranlagten Fürsten Plehwe war der große Staatsmann der deutschen Antisemiten; denn in Rußland wurden die Juden unter der Fuchtel gehalten, wurden sie eingepfercht, durften sie sich nicht rühren und kaum sich vor dem Hungertode schützen.

Aber, möchten wir uns zu fragen erlauben, wer besorgt in Rußland, das keine jüdischen Beamten und Richter kennt, in dem es keine Juden- und judendienerische Presse, schon der Zensur wegen, geben kann, die ungeheuerliche Korruption, die direkt oder indirekt nach Mukden führte und zur größten Niederlage, welche die Weltgeschichte kennt? Die Juden können es doch unmöglich sein, da es keine jüdischen Offiziere und Militärbeamte gibt. Selbst wenn man die Lächerlichkeiten hinnimmt, daß die Juden aus Rache für Kischinew die Japaner auf Rußland losgehetzt haben, war es doch verdammte Pflicht der Russen, die „gelben Teufel" sich vom Halse zu schütteln. Man kann also ein Mukden erleiden ohne Schuld der Juden. Eine große Armee kann den größten nicht blos von Geschossen und Bajonetten verursachten Zusammenbruch erleben, ohne daß die Juden etwas damit zu tun haben können. Die Unterschlagungen, die Ernennungen inkompetenter Führer, die Zwistigkeiten und was sonst noch zu den zahlreichen furchtbaren und in diesem Maße noch nie und nirgends dagewesenen Nackenschlägen geführt haben, sind von den Russen ganz allein besorgt worden ohne jede jüdische Mithilfe.

Wir möchten natürlich nicht behaupten, daß, wenn in Rußland die Juden die Rechte hätten, die sie in anderen zivilisierten Ländern besitzen, das innere und äußere Debacle unmöglich gewesen wäre, wir betonen nur, daß an diesem Debacle die Juden, die doch sonst an allem schuld sein sollen, an dem Verlust der ostasiatischen Flotte, der Kapitulation Port Arthurs, den zahlreichen Niederlagen und der Katastrophe bei Mukden nicht mitgewirkt haben können.

Wohl aber möchten wir behaupten, daß ein Land, das sich eine so bodenlos törichte Politik gegen einen Teil seiner Bevölkerung erlauben kann, die Wege ebnet, die nach Mukden führen, die Wege, auf denen Rebellen, Attentäter und beamtetes wie nichtbeamtetes Raub- und Mordgesindel sich breit machen können und auf denen Armut, Not, Elend, Hungersnot und Seuchen einherschreiten. Wenn jemals sich die Weltgeschichte als das Weltgericht erwiesen hat, in Rußland hat sie es jetzt getan; man mag die äußere und die innere Not des Riesenreiches bedauern, man kann nicht behaupten, daß sie unverschuldet ist.

Tingl-Tangl-Antisemitismus.

Das Wort klingt scheußlich: Tingl-Tangl-Antisemitismus. Aber ich habe kein anderes zur Hand, und ich glaube, daß es klar bezeichnet, was darunter verstanden werden muß. Variétés-Antisemitismus hätte sich auch nicht besser angehört. So bleiben wir bei dem häßlichen Wort und dem häßlichen Begriff, der sich dahinter breit macht. Theater, Witzblatt, jetzt das Variété, da haben wir zum beträchtlichen Teil die Stätten, an denen sich große Mengen unserer Zeitgenossen in ganz ansehnlicher Quantität ihre Bildung herholen. In Nr. 4 und 8 der „Mitteilungen" habe ich gezeigt, wie Theater und Witzblatt mit Antisemitismus durchsetzt sind, den gleichen Nachweis will ich für unsere Spezialitätentheater, Kasinos, Variétés — alle die Namen decken den gleichen Begriff — nunmehr führen.

Es giebt eine große Zahl gebildeter Menschen, die das Variété kurzer Hand und rundweg ablehnen. Es läßt sich über die Berechtigung dieser etwas herben Anschauung streiten. Aber das ist unbestreitbar, daß die Heiterkeit der Tingl-Tangl-Muse vielen nach des Tages Arbeit willkommener ist als eine klassische Oper oder ein guter Roman. Darüber schimpfen darf man; ändern wird man daran nichts. Und zumal hier in Südwestdeutschland ist die leichtgeschürzte Göttin weiten Bevölkerungskreisen hoch willkommen und niemals zu leicht geschürzt. Trotzdem hat sich in die Darbietungen der Spezialitätenbühnen viel Oede eingeschlichen, und die Monotonie des ewig Desselben steht im Mißverhältnis zu den Wünschen des Publikums nach immer Neuem. Es leitet mich auch bei diesem Thema keine übertriebene Empfindlichkeit, wie mir von einer Seite gelegentlich meines „Witzblatt-Antisemitismus" entgegengehalten wurde; ich habe es noch nicht ganz verlernt rot zu werden, wenn mir auch nicht wie jungen Mädchen die Lohe bei jeder Kleinigkeit flammend ins Gesicht schlägt, und ich muß sagen: ich bin im Tingl-Tangl schon oft blutrot geworden aus Scham, Verlegenheit und Mitempfinden, wenn ich die öden plumpen Bajazzo-Lieder des Antisemitismus da oben von der Bühne herunter verkündet hörte.

Die Träger von Tendenz sind im Variété die Chansonette und der Komiker. Ich gestehe es, ich bin beiden recht zugetan, und darum keineswegs voreingenommen. Aber ich bitte jedermann, doch selber in irgend ein Variété zu gehen, sich den Humoristen anzuhören und mir zu sagen, ob nicht in seiner Person dieselben öden Späße, die die Witzblätter bringen, parodiert auferstehen. Da taucht als wohl bekannter Typus der Rekrut Kohn oder Levy auf. Er ist das enfant terrible der Kompagnie. Er spricht mit den Händen und kann die Kniee nicht durchdrücken, ist pfiffig durchtrieben, wenn er sich vom Dienst drücken kann, dummschlau, wenn er Rede und Antwort stehen soll, schmutzig, so schmutzig, pfui! und so gesinnungslumpig. Er heißt Kohn. Allerdings. Darum muß er ja der Ausbund aller Untugenden sein; er ist Soldat, wie der Soldat nicht sein soll. Aber er heißt Kohn oder Levy, das sagt ja alles.

Danach kommt Nummer 2: der Herr Kommerzienrat. Er heißt zur Abwechselung Veilchenberg oder Nelkenöl, anderswo auch Rosenstock. Heil ihm dem edlen Mann! Er trägt saubere Wäsche, an den Händen glänzen ihm schätzbare Brillantringe, von seiner Brust leuchtet ihm das edle Gestein, eine, bisweilen zwei oder mehrere dicke goldene Ketten schlingen sich ihm um den umfangreichen Leib. Lächelnd kommt er daher gegangen, erzählt uns, dem Publikum, daß er eben ein feines Geschäft gemacht habe, und daß er sich ja alles (Herz, was begehrst Du?) leisten könne, auf ein bischen Betrug oder Wucher kommt es ja nicht an, wenn nur Gottes Segen in Form von viel, viel Geld sich einstellt. Denn dafür kann er ja so vieles haben: Weihwasser, Titel, Orden und Ahnen, Schwiegersöhne und die Gunst hoher Herren. Heil darum dem Gold, seinem Gotte, Heil!

Sein Gegenfüßler dem Aeußeren noch ist Nummer 3: der Hausierer. Der Humorist liebt es, im Kaftan zu erscheinen, langes Haar zu tragen, und den Hausiererkasten am Riemen haltend, darauf los zu schachern, zu feilschen,

zu handeln. Vorn wird er herausgeworfen, hinten kommt er wieder herein. Was liegt an Ehre, Gesinnung und sonstigen Idealen, die läßt er den Christen. Er will Geld, wie der Herr Kommerzienrat im Großen, so will es dieser polnische Hausierer, dargestellt wahrscheinlich von einem jüdischen Humoristen, im Kleinen. Und Publikum lacht, applaudiert, bravo! Du gemeiner Jude! Publikum freut sich; uns schleicht eine Träne die Augenwinkel entlang vor Bitterkeit.

Oder er heißt Mayer und ist der bekannte jüdische, junge Mann aus dem Konfektionsgeschäft oder Warenhaus. Er bedroht die Jungfräulichkeit aller ehrbaren Nichtjüdinnen, kann sich schon sehr gut zu seinem Vorteil verrechnen und tut furchtbar erschrocken, wenn es herauskommt. Im Uebrigen sind seine Ziele dieselben, wie die von Nr. 2 und 3, Geld und Geld! Seine Kleidung ist geckenhaft, sein Stehkragen reibt ihm den Hals und seine Gefräßigkeit ist grenzenlos.

Alles das singen jüdische Humoristen täglich unter der Leitung jüdischer Direktoren in die Menge hinein. Das kommt einem ebenso schamlos vor, wie die Tatsache, daß jüdische Bankiers russische Anleihen unterbringen und so für das Geld sorgen, mit dem ihren Glaubensgenossen immer neue Auflagen von Kischinew bereitet werden sollen.

Ebenso erbärmlich scheint mir das Benehmen jener jüdischen Humoristen zu sein, die nur, damit das Publikum lacht, aus vollen Händen so den Samen des Antisemitismus ausstreuen. Denn das schafft Antisemitismus. Es wegzuleugnen hat keinen Sinn, und so kindlich harmlos das Lied vom kleinen Kahn war, mir sind aus eigener Erfahrung und aus der vieler Freunde Dutzende von Fällen bekannt geworden, in denen man von feindlicher Seite mit eben diesem Liedchen herausgefordert wurde, indem man es zu antisemitischen Bemerkungen mißbrauchte.

Ich gebe zu, daß es häufig Unkenntnis der Wirkung ihrer Lieder ist, die Juden sich zu solchen Quertreibereien hergeben läßt. Also auch hier ist es unsere Pflicht aufklärend zu wirken. Wer nicht glaubt, daß die Uebelstände so groß seien, der prüfe doch von jetzt an einmal mit Aufmerksamkeit die Sachlage. Er wird finden, daß kaum ein Lied gesungen wird, in dem nicht ein „jüdischer" Vers darin vorkommt, der gewöhnlich als Höhepunkt ans Ende der Strophen gestellt wird. Und wie strotzen die Prosaerzählungen von „jüdischen" Witzen und Mätzchen! Weiter wird er wahrnehmen, daß darin zum allerkleinsten Teil wirkliche jüdische Schwächen gegeißelt werden, sondern daß man frei erfundene, unwahre Typen, wie ich sie oben zeichnete, hinstellt, die mit der Erfahrung unseres täglichen Lebens nichts gemein haben, und die nur verhetzend, trennend und einander verfeindend wirken können. Daß immer etwas davon im Bewußtsein auch der Bestgesinnten haften bleibt, das ist das Elend dabei. Ganz anders wie die Wirklichkeit ist, muß sich in den Köpfen aller derer, die mit Juden wenig zusammenkommen, das Bild des Juden malen, denen ihnen verkehrt, gehässig und häßlich vorzuführen, an den Orten des breiten und weiten Massezuströmens, im Theater, Variété, Witzblatt, Feinde und Toren emsig bemüht sind.

Vor einigen Jahren hub eine Bewegung an, die ins Tingl-Tangl den dis dahin fehlenden Geist bringen wollte. An den Namen Wolzogen knüpft sich das Bemühen, dem Variété wirkliche Kunst zu bringen. Die Erfolge der emsigen Tätigkeit waren nicht glänzend; das Publikum, an die seichten Zoten gewöhnt, wollte sich nicht mit Geist herumplagen und verhielt sich ablehnend. Aber von unserm Standpunkt aus muß eins hervorgehoben werden; die beträchtliche Literatur, die diese Bewegung für sich erzeugte, beschäftigt sich des Oefteren mit den Juden, aber niemals auf jene unsinnige Art des Verleumdens und Entstellens, wie ich sie oben geschildert habe.

Straßburg i. E. Bruno Weil.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Abg. Böckler führte im Reichstage als Argument gegen den Antrag wegen Vorlegung eines Gesetzentwurfs betreffend die Neueinteilung der Wahlkreise u. a. aus, die etwa 10 000 Zuhälter Berlins könnten nicht verlangen, ebensoviel Stimmrecht zu haben, wie 10 000 Bauern, und die 100 000 Juden Berlins nicht soviel wie 100 000 Landleute.

Zuhälter und Juden hat der Redner fast in einem Atemzuge genannt, um die Juden zu beschimpfen. Diese pöbelhafte Sprache kann bei einem der Pückler-Partei angehörigen Parlamentarier nicht auffallen. Es ist tief beklagenswert, daß das Niveau des deutschen Reichstages derart herabgedrückt werden darf.

Oswald Zimmermann wird sein Reichstagsmandat höchstwahrscheinlich noch vor Ablauf der Legislaturperiode den ungewissen Chancen einer Neuwahl aussetzen müssen. Die Wahl ist von sozialdemokratischer Seite angefochten worden und wird voraussichtlich für ungültig erklärt werden. Zimmermann hat seinen Wählern hiervon in voriger Woche bereits Mitteilung gemacht und sie auf die in nächster Zeit zu erwartende Entscheidung der Wahlprüfungskommission vorbereitet.

Herr Bruhn in der Wahlprüfungskommission. In einer der letzten Sitzungen der Wahlprüfungskommission des Reichstages ereignete sich ein Zwischenfall, wie er bisher glücklicherweise nur selten zu verzeichnen gewesen ist.

Es ist konstante Praxis der Kommission, daß zu Referenten über die angefochtenen Wahlen Abgeordnete der unterlegenen Partei bestellt werden, während die Korreferenten aus den Kreisen der Parteigenossen des Abgeordneten, dessen Wahl angefochten ist, genommen werden. Für die Referenten galt es bisher als ein nobile officium, das durch diese Wahl in sie gesetzte Vertrauen durch striktestе Unparteilichkeit zu rechtfertigen, wie ja überhaupt von sämmtlichen Mitgliedern der Wahlprüfungskommission erwartet wird, daß sie ihre Entscheidungen unbeirrt durch parteipolitische Rücksichten treffen. Anders freilich denkt der Antisemit Bruhn, der in der Sitzung der Kommission ein formales Recht darauf geltend zu machen suchte, daß er an Stelle des aus der Komission ausgeschiedenen Abg. v. Damm über die Wahl des Abg. Wallau referiren dürfe und der dieses Recht noch ausdrücklich im Parteiinteresse in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, da der unterlegene Gegenkandidat des nationalliberalen Abg. Wallau der Antisemit Bindewald, das frühere langjährige Mitglied des Reichstages, war. Der Vorsitzende, Abg. Wellstein, trat diesem unkeuschen Verlangen des Abg. Bruhn, das der politischen Charakterlosigkeit der Antisemiten einen weiteren bezeichnenden Zug einfügt, mit erfreulicher Entschiedenheit entgegen und Herr Bruhn blieb auch, wie zu erwarten, vollkommen isolirt, wenn auch nicht gerade in einer splendid isolation.

Rehabilitierung Stöckers bei Hofe? In dem Hamburger antisemitischen „Deutschen Blatt" lesen wir: „Es ist ja bekannt, daß Abg. Hofprediger Stöcker seiner Zeit den Machinationen seiner jüdischen und judendienerischen Gegnern zum Opfer und beim Kaiser in Ungnade gefallen ist. (Die Juden und „Judendiener" hatten an dem damaligen Sturz Stöckers nicht den geringsten Anteil. Stöcker fiel, weil er durch seine politische Agitation sich persönlich bei dem Kaiser mißliebig gemacht hatte. — D. R. d. M.)

Kein Wort des Mißmuts hörte man von Stöcker, mit derselben Treue diente er weiter seinem Kaiser und König. Nun ist das Eis geschmolzen, Stöcker ist

vom Kaiser anläßlich der Einweihung des neuen Berliner Domes zur Festtafel eingeladen worden und hat mit Freuden die Einladung angenommen."

Die Sache wird sich wahrscheinlich etwas anders verhalten, wie das antisemitische Blatt sie schildert. Eine Einladung des ehemaligen Hofpredigers zur Domeinweihung war aus inneren Gründen nicht zu umgehen, aus denselben Gründen mußte Stöcker auch zur Festtafel geladen werden. Das ist alles, von einer Wiederherstellung des früheren persönlichen Verhältnisses zwischen Kaiser und Hofprediger kann aber gar keine Rede sein.

Rechtsanwalt Heinrich Hertwig-Charlottenburg, der, wie wir in Nr. 7. mitteilten, wegen Unterschlagung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war, ist inzwischen auf Requisition der Staatsanwaltschaft verhaftet worden, nachdem noch weitere Anzeigen wegen Unterschlagung ihm anvertrauter Gelder eingelaufen waren. Damit ist wieder eine antisemitische Säule geborsten, deren Schicksal interessante Erinnerungen wachruft.

Hertwig war in den „Judenflintenprozessen" der Anwalt Ahlwardts und wurde damals wegen seiner maßlosen Angriffe auf das Offizierskorps seiner Eigenschaft als Reserveoffizier entkleidet. Auch in seiner Stellung als Syndikus des Charlottenburger Kreditvereins wurden ihm Unregelmäßigkeiten nachgesagt, und im Prozeß, den er gegen den Reichsglöckner Gehlsen führte, versuchte Gehlsen, gegen Hertwig das Verfahren wegen Meineides einzuleiten. Freilich bisher ohne Erfolg. Die interessanteste Episode aus dem Leben dieses Biedermanns ist jedenfalls die seiner Reichstagskandidatur im Wahlkreise Liegnitz zu Anfang des Jahres 1893, nachdem der bisherige Vertreter von Liegnitz-Haynau-Goldberg, Abgeordneter Lange, am 15. Dezbr. 1892 verstorben war. Die „Bresl. Ztg." berichtet darüber wie folgt:

„Es war damals die Hochflut des Antisemitismus. Der Judenflinten-Prozeß hatte eben stattgefunden. Hier in Breslau war die „Ostwacht" als Organ der ruppigsten antisemitischen Hetzereien gegründet worden, in der stolz verkündet wurde, daß Rechtsanwalt Hertwig die Kandidatur für Liegnitz angenommen habe und Ahlwardt „selbst" demnächst hier in Breslau erscheinen werde, um bei einem Entree von 60 Pf. im Vorverkauf und 75 Pf. an der Abendkasse seine Weisheit zu verzapfen. Hertwig war also Kandidat der vereinigten Konservativen und Antisemiten, denn eine konservative Versammlung in Liegnitz hatte beschlossen, dieser „jungaufstrebenden" antisemitischen Kraft keinen Gegenkandidaten gegenüber zu stellen. So ging der Wahlkampf los, der mit der üblichen maßlosen Hetzerei und Schimpferei von seiten der Antisemiten geführt wurde. Die Sache war so arg, daß der Kandidat der Freisinnigen, unser Breslauer Stadtrat Wecker, die Sache satt bekam und am 15. Januar seine Kandidatur niederlegte. Das war fatal für die Freisinnige Partei, aber der gerade damals zum Stadtrat von Liegnitz gewählte, stets unerschrockene Parteifreund Jungfer, sprang sofort in die Bresche, und nun wurde weiter gearbeitet. Die freisinnigen Wähler in den drei Kreisen hielten sich vorzüglich. Als in einem Liegnitzer Dorfe eine antisemitische Versammlung mit einem Berliner Hetzer angezeigt war, versammelten sich die Wähler zu derselben Zeit in einem anderen Gasthofe und ließen sich ihr Glas Bier gut schmecken, während im Versammlungslokal auch nicht ein Mann erschien. In einem anderen Dorfe waren die Wähler zwar erschienen, nach Eröffnung der Versammlung aber erhob sich ein biederer Landmann und erklärte dem aus Berlin verschriebenen antisemitischen Hetzer: „Wenn Sie hier solche infame Lügen über den Stadtrat Jungfer in Liegnitz, den wir alle kennen, verbreiten wollen, wie Sie das anderwärts getan haben, dann bekommen Sie von uns solche Prügel, wie Sie in Ihrem Leben noch nicht besehen haben. So, nun können Sie reden, was Sie wollen." — Der verdutzte Jüngling sagte nun sein Sprüchlein etwas kleinlaut her, machte schnell Schluß und die Versammlung ging mit einem Hoch auf Jungfer auseinander. Immerhin hatten die Antisemiten hier und da starken Zulauf. Da kam ein Reif aus der Frühlingsnacht. Am 2. Februar stand in der „Breslauer Zeitung" eine Mitteilung, daß gegen den Rechtsanwalt Hertwig ein Strafverfahren wegen Nötigung schwebe. Der Sachverhalt sei der, daß Hertwig hier in Breslau in einer Nacht gespielt — vermutlich war es kein Pokerspiel, das ja, wie man weiß, wenigstens bei Juristen nicht als Hazardspiel gilt — dabei Schulden gemacht, und als er später gemahnt wurde, zunächst den Einwand wegen Spiel und Wette erhoben, dann aber dem Gläubiger wegen angeblicher Nötigung mit dem Staatsanwalt gedroht, was nun für den Gläubiger Anlaß gab, die Sache seinerseits wegen Nötigung gerichtlich anhängig zu machen. Die „Schlesische Zeitung" wand sich nach dieser Enthüllung wie der Fuchs im Eisen. Die „Schlesische Volkszeitung" dagegen entdeckte ihr sittlich-frommes Herz, und meinte, daß Rechtsanwalt Hertwig durch diese Enthüllung nur gewonnen haben könnte! Die Liegnitzer Wähler aber hatten doch andere Anschauungen, ihnen schien Mittel und Zweck, Kandidat und Partei, doch nicht so ohne weiteres eines durch das andere geheiligt zu werden. Jungfer kam mit einem starken Vorsprung in die Stichwahl — der anständige Teil der Konservativen hatte in letzter Stunde in dem Grafen von Rothkirch doch noch einen eigenen Kandidaten nominiert — und bei der engeren Wahl siegte Jungfer mit etwa 4440 Stimmen Mehrheit. Immerhin hatte Hertwig es auf über 8000 Stimmen gebracht. Man sieht auch aus dieser Episode wieder: es braucht jemand nur tüchtig anrüchig zu sein, um eines gewissen Zulaufs sicher sein zu können Es ist merkwürdig, theoretisch ist es doch denkbar, daß auch ein Antisemit ein anständiger Kerl sein kann, in der Praxis aber kommt ein solcher Fall verteufelt selten vor. Das Schicksal aber ereilt seine Leute schließlich doch, wenn es auch manchmal, so auch in dem Fall Hertwig, etwas säumig zu sein scheint, denn Hertwig hat doch von 1893 bis jetzt immer noch eine gewisse Rolle gespielt."

Henrici kommt wieder. Antisemitische Blätter verkünden freudestrahlend, daß der „erste und volkstümlichste antisemitische Führer", Dr. Ernst Henrici, aus Baltimore, wo er seit einigen Jahren als Ingenieur tätig war, nach Berlin zurückzukehren gedenkt. In einem Brief an Professor Förster teilt er über den Grund seiner Rückkehr folgendes mit:

„Die vieljährige Arbeit in der amerikanischen Industrie hat mich „nerven-kaput" gemacht; ich werde meine Stellung aufgeben, weil das Werkzeug verbraucht ist. Aber schön war es, das Bauen! Es wird mir in Deutschland nicht schwer fallen, zu erwerben; ich denke, ich bin nicht unpraktisch."

Die leicht entzündliche Phantasie der Antisemiten erhofft von der Rückkehr Henricis so etwas wie den Wiederbeginn einer neuen antisemitischen Hochflut. Abwarten!

Der Radauantisemitismus im deutschnationalen Handlungsgehilfenverband. Die „Kaufmännische Rundschau" schreibt:

„Die Straßenjungenmanieren in der „Handelswacht" nehmen in einer Weise zu, daß wir nun doch einmal die Herren vom deutschnationalen Verbande, die zu wiederholten Malen beteuert haben, daß sie mit dem Radauantisemitismus nichts zu tun haben wollen, auffordern müssen, sich zu erklären, bis zu welchem Grade der Gemeinheit für sie noch eine Möglichkeit bleibt, die Sache mitzumachen. In der letzten Nummer der „Handelswacht" mauschelt man über eine Spalte zusammen, um die Handlungsweise, die von unseren Hagener Mitgliedern als Treubruch angesehen wird, zu beschönigen. Wir können den Ekel über die Schreibweise der „Handelswacht" nicht überwinden, daher

versagen wir es uns, den Artikel abzudrucken, wie wir das sonst schon getan haben. Diese Behandlung werden unsere kernfesten Westphälinger schon verstehen und den Deutschnationalen soll die Handlungsweise bei der Wahl, wie der Artikel vom 1. März, die rechten Früchte eintragen. Vielleicht dürfen wir sogar dankbar dafür sein, daß die Leutchen hier einmal die Maske abgeworfen haben. Unsre Kollegen in Hagen, München und zahlreichen anderen Orten haben sich immer einreden lassen, daß mit den Deutschnationalen in den Ortsgruppen auszukommen sei. Es ist gut, daß die Deutschnationalen selbst diesen Glauben zerstören. Hat schon der Monat Februar eine Fülle von neuen Mitgliedern unserm Verein zugeführt, wie kaum je einer vorher, so werden wir in der nächsten Zeit wohl aus so manchem Ort, der sich bis dahin ruhig verhielt, die sichtbaren Zeichen einer starken und erfolgreichen Werbetätigkeit erwarten dürfen.

Wir haben kürzlich gezeigt, wie die Deutschnationalen, um nicht hinten herunterzufallen, nach Oesterreich ihre Werbetätigkeit verlegt haben, um mit Hilfe des Antisemitismus, wie in Deutschland, Mitglieder zu gewinnen. Aber schlecht siehts dort mit den Erfolgen aus. Während die antisemitischen Handlungsgehilfen in Wien jahrelang bei den Wahlen die Mehrheit hatten, ist das Verhältnis dank der Tätigkeit des deutschnationalen Verbandes jetzt ein anderes geworden. Bei den am 19. Februar stattgehabten Wahlen erhielten die Antisemiten 1905 Stimmen, die Sozialdemokraten 7226. Noch 1902 standen 4281 Antisemiten 5623 Sozialdemokraten gegenüber; wahrlich die Deutschnationalen zeigen hier eigenartige Früchte.

Wir brachten kürzlich eine energische Zurückweisung des Reichenberger Verbandes der Handels- und Industrieangestellten in Böhmen, die Deutschnationalen vermochten sich nicht reinzuwaschen und heute schreibt das Blatt des Böhmischen Verbandes, was wir vollauf unterschreiben: „Wir überlassen aber persönliche „Kampfesweise" getrost den Herren vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverband. Mögen Hamburger Phrasen vielleicht auf Unerfahrene einen augenblicklichen Eindruck hervorrufen können, denkende Kollegen dürften wohl keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, ob die von unserem Verbande geübte streng sachliche und entschiedene Vertretung der Standesinteressen oder aber die in rohen Beflegelungen verdienstvoller Standeskollegen sich äußernde Kampfesweise der Hamburger für unseren Stand vorteilhafter ist."

Vermischtes.

Der „verjudete" Dom. Die antisemitische „Deutsche Hochwacht" (9. 3) stößt folgenden Seufzer aus (die durch den Druck hervorgehobenen Worte sind auch im Original gesperrt):

„**Der 84. Psalm** ist ausersehen worden, um am letzten Sonntage den ersten ordentlichen Gottesdienst im neuen christlichen Dome zu Berlin einzuleiten. Er wurde gesungen vom Domchore. Es ist ein Psalm der Kinder Korahs, auf der Gittith vorzusingen, und beginnt: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth." Und weiter: „Vernimm mein Gebet, Gott Jakobs. Sela."

Professor Jastrow. Die „Tägl. Rundschau" schreibt: „Eine alte Ehrenschuld ist vom Kultusministerium beglichen worden: der Charlottenburger Stadtrat und Syndikus der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, Dr. Ignaz Jastrow ist endlich zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Zwanzig Jahre lange hat Jastrow an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität als Privatdozent gewirkt. Er hatte als Wirtschaftshistoriker begonnen und sich dann der Nationalökonomie zugewandt; auf beiden Seiten leistete er gleich vortreffliches; an seiner Gelehrsamkeit war ebensowenig Zweifel möglich wie an seiner Lehrbefähigung. Trotzdem hat er, wie gesagt, zwanzig lange Jahre im Schatten stehen müssen; erst als Achtundvierzigjähriger erreichte ihn jetzt die Würde des Extraordinariums. Ueber diese Zurücksetzung ist schon vor ein paar Jahren im Reichstage Beschwerde geführt worden. Als bei der Gründung des „Reichsarbeitsblattes" ein älteres, von Jastrow auf eigene Gefahr ins Leben gerufenes Institut matt gesetzt werden sollte, beklagte man mit Recht, daß damit die Interessen eines ohnehin oft genug benachteiligten Mannes aufs neue geschädigt würden. Damals sprach Posadowsky das vielbeachtete Wort: Das Reichsamt ist leider nicht die Stelle, um wissenschaftliche Dienste zu belohnen. Ueberall verstand man die Anspielung; nur im Kultusministerium nicht, wo man sich noch anderthalb Jahre besann, bis man spät, sehr spät, Jastrows wissenschaftliche Verdienste belohnte. — An Professor Jastrow wird eine Professur für Verwaltungswissenschaft übertragen werden."

Die Zurücksetzung Jastrows hatte wohl in der Hauptsache ihren Grund in seiner Eigenschaft als Jude.

Ist es christlich, Antisemit zu sein? Die Unvereinbarkeit wahrhaft christlicher Gesinnung mit dem Antisemitismus ist von uns in Wort und Schrift schon so oft dargelegt worden, daß es für unsere Leser einer weiteren Beweisführung nicht bedarf. Wir sind heute in der angenehmen Lage, uns auf ein Zeugnis aus dem antisemitischen Lager berufen zu können. Das Hamburger „Deutsche Blatt" veröffentlicht eine ihr zugegangene Zuschrift eines einfachen Mannes aus Altona, der anscheinend früher ebenfalls antisemitischen Anschauungen zuneigte, inzwischen aber sich zu einer besseren Ueberzeugung durchgerungen hat. Wir geben den Brief, zu dem das antisemitische Blatt seine sattsam bekannten Glossen macht, in folgendem ohne weiteren Kommentar wieder:

„Daß der Antisemitismus im schroffsten Gegensatz zum Christentum steht, das nachzuweisen ist nicht schwer. Denn das Wesen des Christentums ist Liebe. Und zwar Liebe gegen alle Menschen. Das Wesen des Antisemitismus ist Haß. Und zwar Haß gegen ein Teil der Menschheit, nämlich der Semiten (Juden), der Antisemitismus ist ein Kampf gegen Judentum. Ist denn das Judentum wirklich der Auswurf der Menschheit? Und selbst wenn dem so wäre, soll ein Christ auch hier Liebe bezeugen, Liebe üben. Aber dem ist nicht so. Denn das Menschenunwürdige, die schlechten Handlungen, die sich innerhalb des Judentums vorfinden, finden sich ebenfalls unter allen anderen sogenannten christlichen Völkern vor. Der Antisemit kann nicht, wie Christus lehrte, seinen Nächsten lieben. Denn sobald sein Nächster ein Jude ist kommt bei ihm Haß und Verachtung seinen Nächsten gegenüber zum Vorschein. Jesus lehrt: Liebet eure Feinde. Segnet, die euch fluchen. Der Antisemitismus lehrt seine Leute das gerade Gegenteil. Darum ist es eines Christen unwürdig, sich dem Antisemitismus anzuschließen. Und hat ein solcher dann den antisemitischen Geist, diesen Kains-Geist in sich aufgenommen, hört er überhaupt auf ein Christ zu sein. Denn, die den Willen tun meines Vaters, der in den Himmeln ist, sind meine rechten Jünger, spricht Jesus. Wie schon erwiesen, tut ein Antisemit aber nicht den Willen Gottes! W. P. . ., Altona, . . .

Ueber Nationalstolz und Rassenhaß veröffentlicht Alexander von Gleichen-Rußwurm eine anregende Studie in der „Frankf. Ztg." der wir folgenden Abschnitt entnehmen:

Gegen den Nationalstolz bäumte sich ein Kosmopolitismus auf, der durch die leichten Verkehrsmittel und den ausgebreiteten Handel unterstützt wurde. Er fand einen geeigneten Angriffspunkt durch die Torheit, die im

Nationalstolz selbst überall die Fackel des Rassenhasses aufglühn ließ. Was ist kulturfeindlicher, törichter als der Haß von Enkeln, weil die Großväter sich schlagen ließen? Was ist unwürdiger für einen modernen Menschen, als einen Fremden grundsätzlich zu verachten, nur weil seine Wiege unter anderem Breitegrade stand? Das Herabsehen auf die „Barbaren" ist ja nicht neu, es ist so alt wie die politische Grenze, aber gerade deshalb wäre es an der Zeit, diese Hochburg der Kulturfeindlichkeit wegzuräumen, und, getränkt von echtem Nationalstolz, einen Wettstreit an Kulturarbeit zu beginnen, wie ihn die Griechen symbolisch auf ihrem Weitspielplatz zu Olympia ausgefochten hatten. „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend!" rief Goethe, als man ihm vorwarf, nicht Partei im Völkerstreit ergriffen zu haben.

Nationalisten sind strenge Herren. Mögen sie zur Fahne der Panhellenen oder Pangermanisten, der Panslawisten oder Italianissimi schwören, sie verlangen von allen Stammesgenossen ohne Ausnahme gehorsamen Heerbann und nennen jeden einen vaterlandslosen Gesellen, der sich manchmal eine eigene Meinung erlaubt. Vico, der Begründer der Geschichtsphilosophie, hat am Anfang des 18. Jahrhunderts das Wesen einer Nation mit allgemeinen Linien umrissen. Er nannte sie eine natürlich entstandene Vereinigung von Menschen, die durch Geburtsland und Abstammung, durch Sitten und Sprache eine gemeinsame Art und Auffassung des Lebens erhalten haben. Geschichtsprofessoren und Staatsökonomen erweiterten diese Erklärung im Lauf der Zeiten, Mancini und Mammiani in Italien, Geschichtsforscher wie Ranke und Treitschke in Deutschland, den beiden Völkern, die den Nationalismus zu ihrer politischen Einheit praktisch verwerteten. Goethe fand, als er der Armee nach Frankreich folgte, die natürliche Grenze der Länder in der Gewohnheit des Volkes, schwarzes oder weißes Brot zu essen. Diese Scheidung ist stärker, vielleicht grundlegender als alle anderen. Nirgends tritt die Feindschaft, der Rassenhaß deutlicher zutage als in der gegenseitigen Verachtung der Nationalgerichte. „Wurstfresser" wird der Deutsche von seinen Nachbarn genannt, „Salamucci" ist der Spitzname des Italieners in Wien. Man kann dieses Beispiel in die Tiefen der Geschichte und die Breite der Länder verfolgen, man wird überall auf analoge Redensarten stoßen. Nicht umsonst lautet das Sprichwort: „Der Mensch ist, was er ißt."

Wie alles Irdische beruht auch der Nationalstolz, nebst seiner Karikatur, dem Rassenhaß, auf physischen Gründen Der Neger und der weiße Mann empfinden ihren Geruch gegenseitig auf das unangenehmste. Zwischen Ostasiaten und Westeuropäern soll dieselbe Antipathie zum Ausdruck kommen. So schrieb Herder zu einer Zeit, in der die Menschen genau zu beobachten anfingen:

„Der Europäer ißt alles, sagt der Inder, und sein feinerer Geruch hat schon vor den Ausdünstungen desselben einen Abscheu. Er kann ihn nach seinen Begriffen nicht anders als in die verworfene Kaste klassifizieren, der zur tiefsten Verachtung alles zu essen erlaubt ward. Auch in vielen Ländern der Mohammedaner heißen die Europäer, und nicht bloß aus Religionshaß, unreine Tiere"

Verschiedene Völker können sich eben „nicht riechen", wie die Redensart von Menschen, die sich hassen, sehr richtig lautet. Wen der Geruch von Zwiebeln und heißem Oel, von Käse und frisch gewaschener Wäsche unleidlich dünkt, der wird dem Volk des europäischen Südens niemals mit gerechtem Verständnis gegenübertreten, er kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die Zivilisation, deren Resultate ihm so feindlich zu Nase steigen, der seinigen bedeutend nachstehen muß. Und wer den Geruch von eingeschlossener Luft und nassen Kleidern, von fettem Essen und Alkohol nicht vertragen kann, der wird nie das Leben und den Daseinskampf eines nordischen Volkes liebevoll erfassen und den Mann in den festen, geschmierten Stiefeln immer für einen Barbaren halten. Je feiner sich das Nervensystem entwickelt, desto stärker, desto unerbittlicher treten diese Unterschiede hervor und es ist Zufall, daß sich die Empfindlichkeit der Nerven im gleichen Jahrhundert mit Empfindlichkeiten für das Nationaleigentümliche der Völker entwickelt hat. Gerade deshalb sind die Stammesgenossen so hart, so streng, und ausschließend gegen jene geworden, die sich gegen den Zwang der nationalen Strömung auflehnen wollen.

Ein österreichischer Hochschultag, der Anfang März in Wien tagte, hat zur „Judenfrage" Stellung genommen und sich auf die Forderung geeinigt, daß Juden nur im prozentualem Verhältnis der jüdischen Staatsangehörigen zu den arischen zum Hochschulstudium zuzulassen seien. Der Beschluß, an dessen Realisierung durch die Regierung nicht zu denken ist, hat lediglich den Wert einer antisemitischen Demonstration, wie sie die deutschnationalen Studenten in Oesterreich zu Dutzenden zu veranstalten pflegen. Uebrigens ist der Beschluß auch nicht ohne Widerspruch zustande gekommen; die Delegierten der Universität Prag erklärten, daß sie im Kampf gegen das Tschechentum auf die Mithilfe der jüdischen liberalen Studenten nicht verzichten könnten.

Die serbischen Juden und der Halmwucher. Kürzlich wurde in der serbischen Skupschtina ein Gesetz verhandelt, das sich gegen den sogenannten „Halmwucher" richtet, nämlich dagegen, daß man Feldfrüchte kaufen oder belehnen kann, solange sie noch in Halmen stehen. Einige jüdische Kaufleute glaubten, daß dieses Gesetz ihren Interessen zuwiderlaufe und veröffentlichten einen entsprechenden Protest. Da der „Halmwucher" aber angesichts des vorwiegend agrikulturellen Charakters des Landes wirklich die dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse ungemein schädlich beeinflußt, kam es infolge der Haltung dieser Kaufleute zu einer gewissen Mißstimmung gegen die Juden. Es muß daher mit großer Genugtuung begrüßt werden, daß in jüdischen Kreisen die Enunziation der jüdischen Kaufleute auf das schärfste verurteilt wird und daß sich rasch ein Ausschuß gebildet hat, der eine Protestversammlung einberief, um zum Ausdruck zu bringen, daß die serbischen Juden in ihrer Gesamtheit sich ebenfalls auf einen den Halmwucher verurteilenden Standpunkt stellen und sich mit den den Halmwucher verteidigenden jüdischen Kaufleuten nicht solidarisch erklären. Diese Aktion der Juden Belgrads hat in der serbischen Presse ein sympathisches Echo gefunden. So schreibt das meistverbreitete Blatt Serbiens, die von dem wirklich auf europäischem Standpunkte stehenden serbischen Publizisten Soeta Jacsic herausgegebene „Stampa": Der Wunsch der Belgrader Juden, sich von jenen Elementen zu trennen, die ihren Stammesnamen beschmutzen, ist ganz am Platze und macht einen sehr guten Eindruck.

Die Reise des Großfürstenpaares Sergius von Warschau nach Rom.*)

Im Jahre 1894 hatte ich in meiner Berufspflicht die Ehre, den Großfürsten Sergius mit Großfürstin Elisabeth und Gefolge von Warschau nach Rom zu begleiten.

Und da ich auf den Großfürsten einen guten Eindruck gemacht zu haben schien, lud er mich öfter ein, in sein Coupé zu kommen, um mit ihm über Verschiedenes zu plauschen.

*) Aus der „Oesterr. Wochenschrift".

In Szczakowa fand die Gepäckrevision statt. Natürlich, der Großfürst war von diesem Uebel befreit, weil Hofgepäck die Grenze frei passieren darf.

Als wir nach Trzebina kamen, bemerkte er einige polnische Juden in Originaltracht.

Haben Sie viel von dieser Phylloxera? frug mich der Großfürst, ohne zu ahnen, daß auch ich Jude bin.

Was meinen damit kaiserliche Hoheit? war meine erstaunte Frage.

Na diese Saujuden, die da hier ihre Geschäfte abwickeln, entgegnete der Großfürst in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, indem er mit dem Finger durchs Fenster auf sie zeigte.

Wir haben in Oesterreich-Ungarn, glaube ich, Juden fünf Perzent der Gesamteinwohnerzahl, war meine Antwort.

Das ist nicht viel, meinte der Großfürst, da haben wir in Rußland schon weit mehr. Gott sei dank, daß ich mir das größte Gesindel vom Hals geschafft habe. Ich habe sie in meinem Gouvernement stark dezimiert.

Was war die Veranlassung dazu, kaiserliche Hoheit?

Weil sie das Volk ausbeuten und nicht arbeiten wollen.

Das ist mir neu, daß die Juden in Rußland nicht arbeiten wollen. So viel ich weiß, sind die russischen Juden Handwerker aller Arten und arbeiten für den Schundlohn, den sie bekommen, wie die Sklaven.

Ja! weil sie den Anderen den Preis verderben.

Gewiß auch deshalb, kaiserliche Hoheit! weil die Andersgläubigen nur dann bei Juden arbeiten lassen, wenn sie es sehr billig liefern, und von den Juden allein können sie nicht leben, umsoweniger, als ihre reichen Glaubensgenossen mit Vorliebe christliche Handwerker unterstützen.

Die Juden in Oesterreich scheinen intelligenter zu sein, wie bei uns, fuhr der Großfürst fort.

Das kommt daher, weil den Juden in Oesterreich alle Schulen zugänglich sind.

Wenn wir das bei uns tun wollten, wären alle Schulen von Juden überfüllt und sie würden die Christen verdrängen.

Weil sie vielleicht zu wenig Schulen haben.

Wir haben noch zu viel Schulen. Wozu brauchen wir noch mehr? Damit uns das Volk über den Kopf wachsen soll?

Mittlerweile hatten wir die Station Oswiecim erreicht. Dort boten Kinder mit den Worten „zwisze Gazeti" Zeitungen feil. Andere riefen wieder „zwisza woda" und verkauften Wasser.

Was ist das für eine Sprache, in der die Kinder ausrufen? frug der Großfürst neugierig.

Das ist polnisch, kaiserliche Hoheit, sagte ich.

Die verfluchten Polen, überall sind sie.

In Dziedit ärgerte er sich wieder über die vielen Juden, die er am Bahnhofe bemerkte. Jedes Land ist zu bedauern, das diese schädige Rasse beherbergt, denn sie richten es zu Grunde.

Ich kann nur nicht verstehen, wo kaiserliche Hoheit Gelegenheit gefunden haben, mit den Juden in so nahe Berührung zu kommen?

Ich höre ja oft genug über sie klagen und habe auch oft genug über sie gelesen.

Das ist leider das Mißgeschick der Juden, daß man ihnen schon im vornhinein mit Vorurteil entgegenkommt. Viele Herrscher würden anders handeln, wenn sie die Juden durch direkten Verkehr kennen lernen würden.

Wie meinen Sie das? Glauben Sie vielleicht, daß wir mit den Juden Geschäfte machen sollen?

Das meine ich nicht, kaiserliche Hoheit, sondern es soll den Juden gestattet sein, wie bei uns in Oesterreich, vor den Kaiser treten zu dürfen, um ihre Bitten und Beschwerden persönlich vorzubringen. Somit hat der Monarch die beste Gelegenheit, sein Volk kennen zu lernen.

Was? Dürfen bei euch in Oesterreich die Juden zur Audienz kommen?

Gewiß, kaiserliche Hoheit. Nicht nur die Juden, sondern auch Bauern und Arbeiter. Alle haben Zutritt bei unserem geliebten Kaiser.

Franz Josef scheint bei seinem Volke sehr beliebt zu sein, das ist sehr schön.

Das wäre auch bei Seiner Majestät dem Zaren der Fall, wenn er allen seinen Völkern dieselben Rechte einräumen möchte.

Das geht bei uns nicht, weil das russische Volk anders geartet ist, als das westeuropäische.

Nun waren wir in Oderberg angelangt. Dort nahm er das Frühstück ein, ohne eine abfällige Bemerkung gemacht zu haben. Natürlich durfte er nicht wissen, daß der dortige Bahnhofsrestaurateur auch ein Jude ist, denn sonst hätte er sich gefürchtet, rituell essen zu müssen. So aber sprach er sich lobend über Küche und Getränke aus. Von Oderberg nach Schönbrunn mußte ich ihm über die Industrie und Kohlenwerke Mährisch-Ostraus Aufklärungen g ben. Als ich ihm aber die Namen der Besitzer nannte, sagte er darauf „wieder Juden.'

Mir scheint, Sie haben den Perzentsatz der jüdischen Einwohner Oesterreichs zu tief genommen. Ich glaube eher, es wird umgekehrt der Fall sein, 95 Perzent Juden und nur 5 Perzent Christen.

Als wir von Schönbrunn weiterfuhren, fing der Großfürst wieder an: Armes Oesterreich, wie sehr bedauere ich dich, daß du dich dieser Sippschaft nicht entledigen kannst. Wohin man sieht, alles Jud. Wie soll da ein Land zu Wohlstand kommen?

Verzeihen kaiserliche Hoheit, daß ich die Bemerkung wage, daß gerade die Juden oft zum Wohlstand eines Landes beitragen.

Wieso?

Weil sie die Industrie fördern und den Handel in Schwung zu bringen verstehen. Wer riskiert? Der Engländer und der Jude.

Deswegen die vielen Bankerotte.

Das macht nichts, kaiserliche Hoheit. Bankerott machen verstehen hie und da die Christen auch, nur wird es ihnen nicht so verübelt. Warum ist England oder Amerika noch nicht zu Grunde gegangen? Dort leben doch auch viele Juden. Was war Spanien vor der Judenverfolgung und was ist es jetzt? Der Zug kam nach Prerau, wo das Diner in dem Schlafwagen serviert wurde.

Bis Ungarisch-Hradisch hatten die Herrschaften gespeist. Dort wurde das Geschirr aus dem Wagen genommen. Bevor man damit fertig war, beobachtete der Großfürst, wie die Bahnarbeiter über die Speisereste herfielen und mit den schmutzigen Händen das Fleisch und die Mehlspeisen anfaßten und in die Hosentaschen gesteckt hatten. Diese Szene machte dem General-Gouverneur viel Spaß und er mußte lachen. Es gab mir fünf Gulden und sagte: Geben Sie das den Leuten, sie sollen sich zu dem Essen auch was zu trinken kaufen.

Das Lachen des Großfürsten fiel seiner Frau, die in einem anderen Coupé saß, auf. Da sie mit ihrem Manne während der ganzen Reise kein Wort sprach, rief sie mich und frug nach der Veranlassung zum Lachen. Als ich ihr die Begebenheit erzählt hatte, sagte sie mir: Wissen Sie, daß ich den Großfürsten, seitdem wir verheiratet sind, zum erstenmale lachen gehört habe?

Nicht möglich, kaiserliche Hoheit, erwiderte ich.

Ja! sagte sie. Sie scheinen beim Großfürsten in hoher Gnade zu stehen, denn ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er sich jemals mit einem Menschen aus dem Volke derart in ein Gespräch eingelassen hätte. Sie dürfen darauf stolz sein. Wovon spricht er mit Ihnen die ganze Zeit!

Von Politik.

Was? von Politik? nicht möglich. Was sagen Sie dazu? frug die reizend schöne Großfürstin ihren Adjutanten.

Der Adjutant schüttelte den Kopf und sagte: Nun hab' ich mich überzeugt, daß kaiserliche Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Gemahl noch nicht genau kennen. Er hat eben seine Launen, und der Herr H. scheint ihn bei der besten erwischt zu haben.

Kaum waren wir aus der Station Ung.-Hradisch draußen, zeigte ich dem Großfürsten den Velehrad, wo Cyrill und Methud gepredigt haben sollen. Sofort warf sich der Großfürst in die Knie und bekreuzigte sich. Diese Heiligen sind russische Landespatrone.

Um 4 Uhr nachmittags waren wir in Wien. Der Großfürst und sein Gefolge begaben sich nach dem Hotel Imperial, während ich mit meinem Wagen zur Südbahn fahren mußte, wo der Zug zur Abfahrt nach Italien bereit stand, in welchen mein Wagen einrangiert wurde. Punkt 8 Uhr abends kamen die Herrschaften und um 8 Uhr 25 verließ der Zug die Halle des Südbahnhofes. Kaum waren wir die Station Meidling vorbeigefahren, begann der Großfürst wieder über die Juden zu schimpfen. Diesmal ärgerte er sich, weil der Portier im Hotel Imperial wieder ein Jude war. Dieser hätte ihn zum Wagen geleitet und das bedeute Unglück auf der Reise.

Großfürst Sergius war nämlich sehr abergläubisch.

Wenn ich der Baron Hirsch wäre, fing er in seinem Zorn zu reden an, möchte ich die vielen Millionen, die er für seine Glaubensgenossen ausgibt, dazu verwenden, das Adriatische Meer auf einige Zeit zu pachten und die Juden alle hineinwerfen zu lassen, damit man das lästige Volk endlich vom Hals hätte.

Baron Hirsch, kaiserliche Hoheit, ist ein Philanthrop wie selten einer.

Weil er sein Vermögen erschwindelt hat. Im übrigen lassen Sie mich in Ruhe mit dieser Rasse, ich geh lieber schlafen, wecken Sie mich rechtzeitig, damit ich mir die Gegend ansehen kann. Ich fahre die Strecke via Cormons zum ersten mal.

Bevor wir nach Mürzzuschlag kamen, lagen alle in ihren Betten. Vorher bewunderten sie noch beim Mondenschein die Semmeringpartie.

In Nabresina erwachte der Großfürst. Sein Leibkammerdiener war ihm bei der Toilette behilflich, die ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm. Mittlerweile war sein Adjutant Herr Graf Steinbock aufgestanden und angezogen. Eine halbe Stunde später begab sich das Kammermädchen zur Hofdame Prinzessin Trubetzkoy, um ihr zu heißen, und gegen 11 Uhr vormittags wurde die Großfürstin Elisabeth von ihrer Zofe angekleidet. Es ist wahr, ich habe noch wenig so schöne Frauen gesehen, wie die Großfürstin damals war. Ihr schöner Wuchs, ihr reizendes Gesichtchen mit den blauen Augen, dem kleinen rosigen Mund mit den schneeweißen Zähnchen, die ihr lieb hervorguckten, wenn sie lächelte. Und wenn sie zu mir sprach, war ich durch ihre Liebenswürdigkeit bezaubert.

Nicht minder leutselig war ihre Hofdame. Auch sie war schön, nur klein. Dagegen war der Großfürst hoch und mager, und wenn er sprach, blieb seine Miene ernst. Keinen freundlichen Blick konnte man an ihm gewahr werden. Die Konversation, die er mit mir führte, war größtenteils französisch. Er sprach auch mit Vorliebe deutsch, jedoch hart Um halb 12 Uhr mittags waren wir in Udine. Von da ab ließ sich der Großfürst von mir italienischen Unterricht erteilen, und zwar die allernotwendigsten Redensarten.

In Mestre wurde das Dejeuner eingenommen. Während dieser Zeit fuhr ich mit beiden Adjutanten nach Venedig, um diesen beiden Herren die Lagunenstadt zu zeigen.

Nachdem eine halbe Stunde Aufenthalt war und ich den Stationsvorstand außerdem ersuchte, den Zug nicht früher abgehen zu lassen, bis wir zurück sind, nahmen wir eine Gondel und fuhren bis zur „ponte di rialto“ und sofort zurück. Wir kamen zur rechten Zeit zum Bahnhof. Der Zug konnte ohne Verspätung weiterdampfen.

Nach Mestre zurückgekehrt bestiegen die großfürstlichen Herrschaften wieder den Schlafwagen und so ging es weiter bis Bologna, um 7 Uhr abends, wo das Diner eingenommen wurde. Der Zug hatte dort eine ganze Stunde Aufenthalt. Ich hatte mittlerweile für die dritte Nacht die Betten hergerichtet. Auf einmal kam der Leibkammerdiener der Großfürstin mit dem Auftrage, ich möge sofort zu ihr kommen. Neugierig begab ich mich zu ihr und fragte nach ihren Wünschen. Ich habe Sie holen lassen, damit Sie mit uns speisen, sagte die edle Frau, sperren Sie den Schlafwagen ab und kommen Sie hierher, um an unserem Tisch Platz zu nehmen.

Bald darauf befand ich mich in ihrer Gesellschaft. An dem Tische, der im Hofwartesalon gedeckt war, saßen das Großfürstenpaar, die Hofdamen und die beiden Adjutanten. An dem zweiten Tische, der gleich daneben stand, saßen die Leiblakaien, die Kammerzofen und ich. Wir bekamen aber ganz dieselben Speisen wie die Herrschaft. Zuletzt reichte mir der Großfürst selbst ein Glas Champagner. Diese Art von Liebenswürdigkeit seinerseits hat mich förmlich in Staunen versetzt. Wäre es die Großfürstin gewesen, hätte es mich nicht gewundert. Aber es kann sein, daß er sich an ihr ein Beispiel genommen hat.

In der Nacht kamen wir nach Florenz. Hier mußte ich mit dem Großfürstenpaar 2 Tage verbleiben, während welcher Zeit ich mir die Sehenswürdigkeiten der toskanischen Hauptstadt ansehen konnte.

Dann setzten wir die Reise fort bis Rom. Auf dem Wege dahin wurde wieder die Judenfrage aufgeworfen. Der Großfürst wollte nicht glauben, daß Juden auch Offiziere sein können. Ich führte ihm Beispiele an, welchen Rang die jüdischen Offiziere in Oesterreich-Ungarn, Frankreich, England und Italien erreichen können. Ebenso Staatsämter aller Art. Dann war vom Zionismus die Rede. Ich sagte, die einzige Lösung der Judenfrage wäre, wenn der Zar den Juden ein Stück Land in seinem Riesenreiche zuweisen würde, wo sie Handel und Gewerbe nach Belieben treiben dürften. Das würde Rußland Nutzen und keinen Schaden bringen.

Recht gerne, sagte der Großfürst, aber alle müßten sich taufen lassen, anders nicht. Beim Aussteigen in Rom reichte mir der Großfürst die Hand und sagte: Ich danke Ihnen für die Unterhaltung, die Sie mir boten. Wenigstens habe ich einmal mit einem Manne aus dem Volke meine Gedanken ausgetauscht, der die Juden sonderbarerweise verteidigt hat.

Weil ich eben selbst Jude bin, fügte ich aufatmend hinzu. Diese Worte schien der Großfürst in der Eile überhört zu haben. H. H.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 12. Berlin, 22. März 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Henoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

☛ **Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

Fontane und das Judentum.

[Nachdruck nur mit voller Quellenangabe gestattet.]

In den letzten Monaten hat für den 1898 verstorbenen Theodor Fontane eine Art Renaissance begonnen. Mehrere Monographien über ihn sind erschienen, Paul Schlenther hat eine Auswahl seiner Theaterkritiken in einem Bande herausgegeben, die Familie hat zwei Bände seiner köstlichen Briefe an Frau und Kinder veröffentlicht und der Verlag seiner Werke hat von der geplanten dreißigbändigen Gesamtausgabe soeben den ersten Band auf den Büchermarkt gebracht. So ist der Name Fontane wieder einmal in Vieler Munde, und zahlreiche Federn hat er in dieser letzten Zeit in Bewegung gesetzt. Dabei hat es auch an Streifblicken auf Fontanes Stellung zum Judentum nicht gefehlt, und von antisemitischer Seite hat man sich mit Behagen einiger judenfeindlich klingender Stellen aus den „Briefen an die Familie" bemächtigt, um einem urteilslosen Publikum den Dichter des „Stechlin" als Gesinnungsgenossen vorzuführen. Welche Bewandnis es mit diesen Briefstellen hat, wird der Verlauf dieser Auslassungen noch zeigen; in jedem Falle lohnt es sich und ist ungemein interessant, die Stellung, die Fontane in der Judenfrage einnahm, aus seinen Werken und seinen Briefen abzuleiten.

Die früheren Romane und Novellen berühren dieses Gebiet überhaupt nicht. Erst in den „Poggenpuhls", jenem entzückenden kleinen Offiziersfamilienroman, der als Intermezzo zwischen „Effi Briest" und dem „Stechlin" 1896 erschien, spielt das jüdische Element hinein, allerdings nur sehr diskret, sozusagen aus zweiter Hand, da keine jüdischen Personen in der Erzählung selbst auftreten. Von den drei Poggenpuhl-Töchtern ist die jüngste, Manon, eng befreundet mit Flora Bartenstein, einer Millionärstochter aus der Voßstraße, sehr zum Mißbehagen ihrer adelsstolzen ältesten Schwester Therese. Diese Bartensteins, obgleich sie hinter den Kulissen bleiben, sind vom Dichter mit durchaus sympathischen Zügen ausgestattet (der Kronprinz, Droysen und Mommsen waren dort zu Gaste), und der Plan der praktisch-klugen kleinen Manon, aus ihrem Bruder Leo — der in der Garnison Thorn einer achtzehnjährigen „Pomposissima" namens Esther Blumenthal mit Heiratsgedanken huldigt — und der erwähnten Flora ein Paar zu machen, zieht sich eine ganze Weile durch das Buch hin, um schließlich zu versanden.

Auch im „Stechlin" bleibt der junge jüdische Arzt, der den alten Schloßherrn als Vertreter des verreisten Hausarztes vorübergehend behandelt, fast ganz hinter der Szene, dafür ist er einmal der Gegenstand eines charakteristischen kleinen Gesprächs. Um dieses richtig aufzufassen, muß man sich gegenwärtig halten, daß der alte Dubslav von Stechlin in allen wesentlichen Zügen ein getreues Selbstporträt Fontanes und in den meisten Lebensanschauungen mit ihm identisch ist. Dem ihn besuchenden Superintendenten gesteht der alte Herr, daß ihm der junge Doktor Moscheles trotz seiner ärztlichen Kunst nicht sehr sympathisch sei. „Er faßt seinen Stock so sonderbar an und schlenkert auch so." — „Ja," meint der Superintendent, „so was muß man unter Umständen mit in den Kauf nehmen. Und dann heißt es ja auch, der Major von Stechlin habe mehr oder weniger einen philosemitischen Zug." — „Den hat der Major von Stechlin a u c h w i r k l i c h, weil er Unchristlichkeiten nicht leiden kann und Prinzipienreitereien erst recht nicht. Ich gehöre zu denen, die sich i m m e r d e n E i n z e l f a l l a n s e h n. Aber freilich, mancher Einzelfall gefällt mir nicht. So zum Beispiel der hier mit dem neuen Doktor. Und auch mein alter Baruch Hirschfeld, den der Herr Superintendent vermutlich kennen werden, auch der gefällt mir nicht mehr so recht. Ich hielt große Stücke von ihm, — aber vielleicht, daß sein Sohn Isidor schuld ist — mit einem Mal ist der Pferdefuß rausgekommen." — „Ja", lachte Koseleger, der kommt immer mal raus. Und nicht blos bei Baruch. Ich muß aber sagen, das alles hat mit der Rasse weit weniger zu schaffen, als mit dem jeweiligen Beruf."

Ueber diesen Baruch Hirschfeld hat schon in einem vorhergehenden Kapitel eine kleine Unterhaltung zwischen dem Major v. Stechlin und dem Gendarm Uncke stattgefunden, die gleichfalls recht bezeichnend ist. „Nu ja", sagt der Schloßherr, „in der Welt draußen da klappt nicht immer alles. Aber so im Schoß der Familie . . ."

„Jott, Herr Major, das is es ja eben. In diesem Schoß der Familie, da is es ja gerad' am schlimmsten. Und sogar in dem jüdischen Schoß, der doch immer noch der beste war."

„Beispiele, Uncke, Beispiele."

„Da haben wir nun hier, um nur ein Beispiel zu geben, unsern guten alten Baruch Hirschfeld in Gransee. Frommer aller Jude . . ."

„Kenn ich. Kenn ich ganz gut, beinah zu gut. Nu, der hat 'nen Sohn, und mit dem is er mitunter verschiedener Meinung. Aber dagegen ist doch nicht viel zu sagen; das is in der ganzen Welt so. Der Alte hängt doch noch am Allen, und der Junge, nu, der is eben ein Jungscher und dramabasierl ein bischen. Ich weiß nicht recht, zu welcher Partei er sich hält, er wird aber wohl für Torgelow*) gestimmt haben. Nu mein Gott, warum nicht? Das tun jetzt viele. Daran muß man sich gewöhnen, das ist eben das Politische."

„Nein, Herr Major. Herr Major wollen verzeihen, aber bei diesem Isidor is es nicht das Politische. Komme ja jeden dritten Tag hin und sehe den Alten in seinem Laden und höre, was er da redt und redt. Und der Junge redt und redt immer von's Prinzip. Das Prinzip is ihm aber egal. Er will blos mogeln und den Alten an die Wand drücken. Und das is das, was ich das Zweideutige nenne." —

Häufiger als in seinem Roman kommt Fontane in den Briefen an die Seinigen auf Juden und Judentum zu sprechen, und hier, wo er sich völlig intim und zwanglos gab, kann man seine wahre Meinung zu finden jedenfalls sicher sein. Im ersten Bande, der von 1852—81 reicht, fehlen Aeußerungen dieser Art allerdings fast ganz. Nur einmal schreibt er aus der Kriegsgefangenschaft in Besançon seiner Frau u. a., daß unter denen, die sich um seine Freilassung erfolgreich bemüht halten, sich auch der (mit dem damaligen französischen jüdischen Justizminister Crémieux befreundeten) Professor Moritz Lazarus befunden habe, der gleich Fontane dem Verein „Rütli" angehörte. Und ferner findet sich in diesem Bande der große Brief vom Mai 1870, worin der Dichter sich seiner Frau gegenüber dafür rechtfertigt, daß er die seit 10 Jahren von ihm bekleidete Redaktionsstellung bei der „Kreuzztg." niedergelegt habe. „Es ist gemein", heißt es in diesem Briefe,**) „beständig große Redensarten zu machen, beständig große Bibelsprüche im Munde zu führen und nie eine gebotene Rücksicht zu üben, die allerdings von Juden und Industriellen, von allen denen, die in unseren biederen Spalten beständig bekämpft werden, oftmals und reichlich geübt wird. Dieser Punkt war für mich der entscheidende usw." Wozu übrigens bemerkt werden muß, daß Fontane mit dem innerpolitischen Teile der „Kreuzztg" garnichts zu tun, sondern nur die Bearbeitung des Rubrums „England" zu besorgen hatte.

Erst sehr viel später, etwa von der Zeit an, als die sogenannte Berliner Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte, finden sich öfters in den Berichten Bemerkungen über Judentum und Judenfrage. So schreibt er einmal 1885 aus der Sommerfrische in Krummhübel an seine Frau: „Was Du über die Juden schreibst, ist richtig; man muß aber doch sehr aufpassen und vieles, was nicht sehr nett ist, mit in den Kauf nehmen. Aber freilich, wo müßte man das nicht? Und in bezug auf einen selbst wird es wohl ebenso liegen." — In einem Briefe an seine Tochter vom 15. April 1891 heißt es von einer dem Hause Fontane aufs engste befreundeten Dame (Frau Marie Sternheim): „Sie ist so ziemlich die normalste, angenehmste Frau, die ich kenne. Es ist von dem Alten her ein ungeheuer guter Fonds in der ganzen Familie; fast als ob das Altmärkische, das ich sehr hoch stelle, das Jüdische wohltuend beeinflußt und doch die guten Judenseiten bei Kraft und Leben erhalten hätte." — Von dem Nordseebad Wyk aus schreibt er ein paar Monate später über eine andere, ihm und den Seinen seit langem befreundete Familie (Amtsgerichtsrat Dr. Friedländer aus Schmiedeberg): „Ohne sie wäre der Aufenthalt hier, auch bei schönstem Wetter, unmöglich gewesen . . . Die beiden F.'schen Damen sind sans phrase vorzüglich, fein und liebenswürdig, auch klug genug für jedes Gespräch, selbst heikle Themata mit eingeschlossen, woran man immer einen Bildungsmesser hat; nur die Dämlichen sind ötepötöte".

Diesen Stellen stehen in den Briefen ein paar andere gegenüber, die auf den ersten Blick allerdings ihren Verfasser zum Antisemiten stempeln könnten. Die eine findet sich in einem Briefe an die Tochter vom 17. Juni (also zwei Tage nach Kaiser Friedrichs Tode) und lautet: „Es ging nicht mehr so weiter. Ich glaube, selbst der „Fortschritt" ist in seinem Herzen davon überzeugt und nur die Juden sitzen an den Wassern von Babylon und weinen, wenn sie an Zion denken! Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht — Geschichte."

Solche Aeußerungen wollen ganz verschieden bewertet sein, wenn sie öffentlich mit der Wirkung auf weitere Kreise oder in brieflicher Aussprache den nächsten Verwandten gegenüber unter vier Augen getan werden. Wer Fontane kennt und die Art, wie er ungeniert jederzeit auch an solchen Persönlichkeiten seine Kritik übte, die ihm sonst hoch standen, weiß sehr genau, daß in diesen impulsiven Bemerkungen eines vom Hause aus konservativen Amateur-Politikers keinerlei Gehässigkeit oder Feindseligkeit lag. J. E.

(Schluß folgt.)

Der schweigende Justizminister.

Wie wir mitgeteilt haben, führte der Abg. Gyßling in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar Klage über die ungleiche Behandlung der Richter jüdischer Konfession gegenüber den nichtjüdischen bei der Beförderung in höhere Richterstellen. Der Minister Schönstedt lehnte es ab, auf die Frage einzugehen, da die Ernennung von Richtern zu den Prärogativen der Krone gehöre.

Bei der dritten Beratung des Justizetats am 18. März kam der Abg. Cassel auf die Angelegenheit zurück. Wir geben seine Ausführungen nachstehend im Wortlaut wieder:

Meine Herren, mein Parteifreund Gyßling hat in der zweiten Lesung namens meiner politischen Freunde die ungleiche Behandlung der Richter jüdischer Religion gegenüber denen anderer Religionsbekenntnisse bei der Beförderung in höhere Richterämter zur Sprache gebracht und hat darauf hingewiesen, daß nach den tatsächlichen Verhältnissen in dieser differenziellen Behandlung ein gewisses System liege. Der Herr Justizminister hat es abgelehnt, auf diese Frage einzugehen, weil die Ernennung der Richter verfassungsmäßig zu den Prärogativen Seiner Majestät des Königs gehöre. Als demgegenüber Herr Kollege Gyßling diese Deckung des Herrn Ministers mit der Krone für unzutreffend erklärte, da die Minister für die Regierungsakte des Königs verantwortlich sind, hat der Minister nur erwidert, daß er sich der ihm obliegenden verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für die Regierungsakte des Königs voll bewußt sei und sie voll trage. Meine Freunde können die Haltung des Herrn Ministers bei dieser Gelegenheit als eine mit dem geltenden Recht, insbesondere mit unserer konstitutionellen Verfassung im Einklang stehende nicht erachten. Zweifellos ist es richtig, daß die Verleihung richterlicher Aemter zu den Prärogativen der Krone gehört, deren Bestreitung uns völlig fern liegt. Dies Ernennungsrecht der Krone sowie alle ihr verfassungsmäßig zustehenden Befugnisse

*) Der sozialdemokratische Kandidat des Wahlkreises, gegen den Herr v. Stechlin selbst vorher unterlegen ist.

**) Er wurde bereits in den „Mitteilungen" vom 2. November v. J. nach dem „Litt. Echo" im Wortlaut zitiert.

dürfen aber nur nach Maßgabe der Verfassung und der Gesetze unter Verantwortlichkeit der Minister ausgeübt werden. Ebenso wenig wie auf Grund dieses Ernennungsrechts der Krone eine Person mit einem Amte bekleidet werden darf, die die von dem Gesetz festgestellten Bedingungen nicht erfüllt, insbesondere niemandem ein Richteramt verliehen werden darf, der die dazu vorgeschriebene gesetzliche Qualifikation nicht besitzt, ebenso wenig darf auf Grund des Ernennungsrechts der Krone bei Verleihung der Aemter nach der Religion der Kandidaten ein durch Verfassung und Gesetz nicht statthafter Unterschied gemacht werden.

(Sehr richtig! bei den Freisinnigen)

Daß aber nach den Art. 4 und 12 der preußischen Verfassung und nach dem Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 die Verleihung von Aemtern unabhängig sein soll von dem Religionsbekenntnis, ist in diesen Gesetzesbestimmungen so klar und zweifellos zum Ausdruck gebracht, daß es füglich von niemand bestritten werden kann.

Wenn nun sicherlich nach diesen Bestimmungen, wie ich ohne weiteres zugebe, niemand einen Rechtsspruch auf Beförderung in ein höheres Richteramt hat, eben weil dem Könige das Ernennungsrecht zusteht, so müssen wir es doch zweifellos als mit den Rechtsnormen in Widerspruch befindlich erachten, wenn systematisch bei der Beförderung Richter um ihres Glaubensbekenntnisses willen übergangen werden.

(Sehr richtig! bei den Freisinnigen)

Nur diese systematische Zurücksetzung hat Herr Kollege Gyßling gerügt und dargetan.

Wir richten aber unsere Bemerkungen auch keineswegs gegen das Ernennungsrecht der Krone sowie überhaupt nicht gegen die Krone, zumal wir überzeugt sind, daß der Träger der Krone durchaus gewillt ist, das ihm verfassungsmäßig zustehende Ernennungsrecht in Uebereinstimmung mit den Gesetzen und der Verfassung auszuüben. Wir richten unsere Bemerkungen in der verfassungsmäßig konstitutionellen Gesinnung, die wir immer betätigen, gegen den Herrn Minister, der die Verantwortlichkeit für diese Akte der Krone trägt. Diese Verantwortlichkeit der Minister, insbesondere des Herrn Justizministers berechtigt uns, die Ausübung des Ernennungsrechts sowie überhaupt alle Akte der vollziehenden Gewalt einer Kritik zu unterziehen, die ja auch allein dem König unter der Verantwortlichkeit der Minister zustehen und die in diesem Hohen Hause jahraus jahrein von allen Seiten zum Gegenstand einer oft sehr eingehenden und scharfen Kritik gemacht werden. Der preußischen Volksvertretung steht zweifellos das Recht zu, die staatsbürgerlichen Rechte der einzelnen gegen Verletzungen seitens der Regierung zu verteidigen. Sie hat das Recht, über eingehende Beschwerden Auskunft zu verlangen, und das Korrelat dieses Rechts und der Ministerverantwortlichkeit ist die Verpflichtung der Minister, darüber eine materielle Auskunft zu erteilen, um darzutun, daß sie dieser Verantwortlichkeit, die sie zu tragen haben, genügen.

(Sehr richtig! bei den Freisinnigen)

Sie können sich dieser Verantwortlichkeit nicht dadurch, wie der Herr Justizminister, entledigen, daß sie, wenn auch mit noch so volltönenden Worten, immerhin doch rein platonisch erklären, daß sie sich dieser Verantwortlichkeit bewußt und bereit seien, sie zu tragen. Durch eine solche ablehnende Erklärung wird das Recht der Volksvertretung unserer Ansicht nach illusorisch gemacht.

(Sehr richtig! bei den Freisinnigen)

Und man kann nicht etwa einwenden, daß es sich ja nur um die Anfrage eines einzelnen Abgeordneten bisher gehandelt habe, weil nach der Erklärung des Herrn Ministers, nach dem von ihm angeführten Grunde seiner ablehnenden Haltung diese Haltung dieselbe sein müßte, wenn es sich um einen Beschluß des Hauses oder um eine Interpellation handelte.

Im übrigen steht es ja auch mit der politischen Verantwortlichkeit der Minister durchaus im Einklang, wenn jahraus jahrein auch auf von einzelnen Abgeordneten erhobene Beschwerden materielle Auskünfte hier erteilt werden.

Meine Herren, bei dem von Herrn Abgeordneten Gyßling gerügten Punkte handelt es sich aber gerade nach der gesamten Natur der Verhältnisse recht eigentlich um die Verantwortlichkeit des Herrn Ministers.

(Sehr richtig!)

Es ist offenbar, daß der Träger der Krone regelmäßig, nicht rein spontan sein Ernennungsrecht ausübt, sondern daß diese Ernennungen regelmäßig erfolgen nach den von dem Herrn Justizminister gemachten Vorschlägen.

(Sehr richtig! links)

Unsere Beschwerde richtet sich nun dagegen, daß der Herr Minister bei seinen Anträgen auf Beförderung von Richtern die Bestimmungen der Verfassung und des Gesetzes in bezug auf die Unabhängigkeit des religiösen Bekenntnisses von der Verleihung von Aemtern nicht beachtet und daß eben dadurch die von dem Herrn Abgeordneten Gyßling gerügte systematische Zurücksetzung jüdischer Richter bei der Beförderung herbeigeführt wird.

(Sehr richtig!)

Dieser Angriff richtet sich keineswegs gegen das Ernennungsrecht der Krone, das wir in keiner Weise anzutasten gewillt sind, sondern gegen die von dem Herrn Minister zu tragende, nach seiner Erklärung aber nicht durch ihn dargetane Verantwortlichkeit für sein Ressort.

Meine Herren, wir verzichten für heute darauf, nachdem einmal der Herr Minister seine ablehnende Antwort erteilt hat, unsere Frage erneut an ihn zu richten; das würde ja nutzlos sein. Wir legen aber auf Grund des bestehenden Rechtes gegen sein Verhalten entschiedenste Verwahrung ein und behalten uns vor, zu geeigneter Zeit uns geeignet erscheinende weitere Maßregeln zu ergreifen. Schon heute müssen wir jedoch darauf aufmerksam machen, daß auch in dieser Frage die Haltung der Königlichen Staatsregierung keineswegs eine einheitliche ist.

(Sehr richtig! links.)

Meine Herren, bei der Diskussion über den Etat des Ministers des Innern ist seitens Abgeordneter der Zentrumspartei Beschwerde über Zurücksetzung katholischer Bewerber bei der Besetzung der höheren Verwaltungsämter geführt worden. Der Herr Minister des Innern hat hierbei, wie ich konstatiere, sich keineswegs mit der Krone gedeckt, sondern sehr eingehende Auskunft, begleitet von einer umfangreichen Statistik, erteilt.

(Sehr richtig! links.)

Ich glaube nun nicht, daß irgend jemand, am wenigsten der Herr Justizminister, die Behauptung wird aufstellen können, als sei der Herr Minister des Innern ein weniger eifriger und energischer Verteidiger der Königlichen Prärogative als irgend jemand, als selbst der Herr Justizminister.

(Sehr gut! links)

Nun kann doch aber das konstitutionelle Recht nicht verschieden sein, je nachdem es sich um Besetzung von Aemtern in der Verwaltung oder in der Justiz handelt. Oder nimmt der Herr Justizminister etwa wirklich an, daß rechtlich und verfassungsmäßig Klagen über mangelnde Beförderung katholischer Verwaltungsbeamter anders zu behandeln seien als über die jüdischer Richter? Meine Herren, das kann unmöglich der Fall sein.

Vielleicht, so meinen wir, hätte der Herr Justizminister eine andere Haltung gezeigt, wenn die Anfrage nicht ausgegangen wäre von dem Abgeordneten einer Partei, die in diesem Hause nicht sehr zahlreich vertreten ist, sondern wenn es sich um Interessen solcher Beamten gehandelt hätte, die von einem Vertreter einer großen Partei in Schutz genommen worden wären. Wir sind aber der Ueberzeugung, daß in einem konstitutionellen Staate das geltende Recht nach dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze auch gegenüber Minderheiten nicht dauernd systematisch verletzt werden darf, ohne daß die schwersten Folgen für das Staatsganze sich ergeben,

(Sehr richtig!)

und daß nicht immer gerade der Minister, der seiner ganzen Stellung nach zum obersten Hüter der Gesetze vornehmlich berufen ist, auf Anfragen über gesetzlich verbotene systematisch differenzielle Behandlung bei der Beförderung von Richtern sich unter dem Schirm der Krone lediglich in stolzes Schweigen hüllen kann.

(Sehr richtig!)

Ich schließe mit der Bemerkung, daß, wenn auch unsere Bemühungen zur Zeit erfolglos bleiben mögen, wir doch fest überzeugt sind, daß unseren Beschwerden endlich Abhilfe gewährt werden muß, weil wir auf die Entwickelung Preußens im Sinne eines Rechtsstaates vertrauen. Minister kommen und gehen, Recht muß aber doch Recht bleiben!

(Bravo! bei den Freisinnigen.)

Auf diese vortreffliche Rede antwortete der so stark angegriffene Justizminister mit einem sehr beredten — Schweigen. Herr Schönstedt kann sehr gut reden, aber er sah ein, daß er am meisten sagte, wenn er schwieg. Damit gestand er zunächst, daß gegen solche Anklage, wie sie der Herr Abgeordnete erhoben hatte, nichts Stichhaltiges sich sagen ließ. Damit gestand er, daß er eingesehen hat, er dürfe sich nicht, wie er einmal versucht hat, mit dem Ernennungsrecht der Krone decken. Aber wie das so ist, wenn man erst einmal auf Abwege sich begeben hat, der Minister beging ein neues Unrecht, als er schwieg.

Ein Minister darf nicht schweigen, wenn er vor versammelter Volksvertretung zu reden aufgefordert wird. Was jedem Angeklagten zur Ehre gereicht, ein reuiges Schweigen, das ist in einem konstitutionellen Staate eine Verletzung oder wenigstens eine Umgehung der Verfassung. Nachdem Herr Schönstedt durch seine beharrliche Nichtbeförderung anerkannt verdienter jüdischer Richter der Verfassung nicht entsprochen hat, und es lange auch so gegangen ist, mag er gedacht haben, daß es auch gehen wird, wenn er schweigt, da er zu reden verpflichtet ist.

Herr Schönstedt hat dabei nur vergessen, daß die verfassungswidrigen Nichtbeförderungen im stillen Kämmerlein beschlossen und von geduldigen Richtern teils aus Bescheidenheit teils aus Zartgefühl lange ertragen worden sind, so lange, bis die Ungerechtigkeit sich gewissermaßen selbst Luft machte. Darüber sind so etwa drei Lustra hingegangen. Das zwar beredte, aber unkorrekte Schweigen ist jedoch öffentlich geschehen, der Minister ist da sozusagen in flagranti ertappt worden, und darum wird über das Schweigen des Herrn Schönstedt gar bald und laut geredet werden. An derselben Stelle, wo er geschwiegen, wird er sprechen müssen. Und es werden hoffentlich nicht blos die freisinnigen Parteien ein Verdikt über das Verhalten des Ministers und über das System Schönstedt aussprechen, welches ein Hohn auf die durch die Verfassung gewährleistete Gleichheit vor dem Gesetz ist.

Die „Staatsbürgerztg" und die Berliner Unzuchtslokale.

Ein recht perfides Stückchen leistet die „Staatsbürgerzeitung" mit dem Leitartikel „Aus Sodoms Nächten". Wer diesen Artikel liest und von der Perfidie der „Staatsbürgerzeitung" noch nichts weiß, muß auf den Gedanken kommen, daß einzig Juden die Unzucht nach Berlin importiert haben und sie hier in, allerdings weltberühmter, Blüte erhalten. Denn nach dem Antisemitenblatt gebührt einem jüdischen Herrn Meyer „zunächst der Ruhm, diese Art von Lustbarkeiten in Berlin eingeführt zu haben." Vor dem „jüdischen Herrn Meyer" und seinen Blumen- und Amorsälen war in Berlin alles eitel Tugendhaftigkeit, und im Orpheum, der Villa Colonna, dem Ballhaus und in ähnlichen von christlichen Germanen begründeten und unterhaltenen Lokalen wurde nur gebetet. Der staatsbürgerliche Artikelschreiber weiß sich „frei von Prüderie und mißgönnt weder dem heimischen Junggesellen noch dem vergnügungssüchtigen Provinzler die Freuden der Großstadt." Alsdann zählt er eine ganze Reihe von uns unbekannten Stätten des Lasters auf, deren Inhaber nach dem antisemitischen Gewährsmann Juden sein sollen. So wird der Eindruck erweckt, als sei die mehr oder weniger glitzernde Bordellwirtschaft ein ausschließlich jüdisches Gewerbe. Auf uns freilich, die wir wissen, daß dergleichen Wirtschaften überall auch ohne Juden bestehen und bestanden haben und bestehen würden, auch wenn es niemals Juden gegeben hätte, macht der Artikel freilich noch einen andern Eindruck, nämlich den, als sei er eingegeben von dem Brotneid der zahlreichen Animierkneipwirte und Bordellwirtinnen, zu deren und deren Hulbinnen Fürsprecherin die „Staatsbürgerztg." sich ganz besonders berufen fühlt.

Wir gestehen, daß wir nicht die Lokal- und Personalkenntnisse und das offenbar sehr intime Wissen der Zustände in derartigen Lokalen besitzen, über die der Verfasser offenbar verfügt. Wir können also auch nicht wissen, ob eine Imparität existiert, ob bei der Erteilung von Konzessionen etwa Juden „bevorzugt" werden. Wenn dem so ist, dann müßte das Antisemitenblatt eigentlich froh sein. Wir haben noch nicht gehört, daß Juden auf eine solche „Bevorzugung" stolz sind, und wir sind fest überzeugt, daß kein jüdisches Blatt sich beklagen würde, wie es die „Staatsbürgerztg." indirekt, aber deutlich tut, wenn in dieser Beziehung eine Imparität zu Ungunsten der Juden vorwalten würde. Die Juden wünschen, daß der Justiz-, der Kriegs-, der Kultusminister die Juden als gleichberechtigte Bürger behandeln möge, nicht aber, daß auch die Polizei bei der Erteilung zum Betrieb von Stätten des Lasters sich nach dem religiösen Bekenntnis erst erkundige und dann sorgfältig konfessionelle Parität beobachte. Letzteres zu verlangen wird dem Hauptorgan des deutschen Antisemitismus überlassen.

In demselben Artikel stößt das Antisemitenblatt eine leise Klage aus, daß die Kanzleirätin Anna Smigielska verhaftet worden ist, die arge Kuppeldienste geleistet haben soll. Ob die Klage ihre Begründung hat in der Ritterlichkeit des Artikelschreibers einer kupplerischen Kanzleirätin gegenüber oder nur in dem Aerger darüber, daß die konzessionierten jüdischen Ballokalinhaber nicht verhaftet werden, wissen wir nicht. Aber er benutzt die Gelegenheit, um wieder eine perfide Insinuation loszulassen. Er schreibt von der Kanzleirätin, daß sie „lange Jahre leichtsinnigen Theaterdamen, lasterhaften jüdischen Ehefrauen (Fanny ... und dergleichen)" in ihrer Wohnung Gelegenheit zur Unzucht gegeben hat. Durch diese Darstellung soll wieder der Eindruck erweckt werden, daß speziell jüdische Ehefrauen bei derartigen Kupplerinnen Unterschlupf suchen. Doch das gehört nun einmal zur antisemitischen Kampfesweise. Interessant ist uns nur die große Wissenschaft des Artikelschreibers. Er ist offenbar sehr unterrichtet hinsichtlich der unmoralischen Kloaken der Reichshauptstadt, er hat offenbar auch tiefe Einblicke hinter den Kulissen gehabt; er kennt sogar die Konfession der Inhaber öffentlicher Häuser, sowie die Dirnen, die in Privatlokalen Unzucht treiben.

Jüdische Lehrkräfte an bayerischen Volksschulen.

Nach den „Hauptergebnissen der Unterrichtsstatistik im Königreich Bayern für das Schuljahr 1902/1903, mitgeteilt in der „Zeitschrift des Königlich Bayerischen statistischen Bureaus", 36. Jahrgang, halten die Werktagsschulen 20654 katholische, 7246 evangelische und 178 jüdische Lehrkräfte und zwar 164 männliche und 14 weibliche.

Es entfallen auf eine katholische Lehrkraft 32, auf eine evangelische 35 und auf eine jüdische 28 Schüler im Durch-

schnitt. Daraus ist etwa nicht der Schluß zu ziehen, als ob sich die jüdische Bevölkerung besonderer Fürsorge in Bayern erfreue. Das Volksschulwesen Bayerns ist fast durchweg konfessionell gestaltet. Dabei ist es selbstverständlich, daß die eingesprengte jüdische Bevölkerung zu kleinen Schulkörpern und durchschnittlich auch zu kleineren Klassen kommen muß als die anderen Konfessionen. Hinsichtlich der Anstellung jüdischer Lehrkräfte an bayerischen Volksschulen kann man sogar vermuten, daß die jüdischen Lehramtsbewerber nicht voll zu ihrem Rechte kommen.

Wie wir schon erwähnten, hat der ganze Staat 178 jüdische Lehrkräfte. Diese haben zu besetzen zunächst 87 jüdische Konfessionsschulen, ferner die betreffenden Stellen an den 164 Simultanschulen des Landes. Es wäre eine tolle Auffassung von Parität und simultaner Schuleinrichtung, wenn man an den bayerischen Simultanschulen nur katholische und evangelische Lehrkräfte anstellte. Angenommen nun, jede jüdische Konfessionsschule machte nur 1 Lehrkraft nötig, so blieben noch 91 Lehrkräfte für die 164 Simultanschulen übrig. Die Rechnung verschiebt sich aber offenbar bedeutend mehr zu Ungunsten der jüdischen Lehrer und Lehrerinnen, da es ohne Frage auch eine Anzahl jüdischer Schulen mit 2 und mehr Lehrkräften gibt. Ueber diese sicher höchst interessanten Fragen läßt uns die amtliche Statistik leider im Unklaren. Vielleicht hilft uns einer unserer Leser südlich vom Main. Nötigenfalls wäre der bayerische Kultusminister im Landtage zu befragen. Wir vermuten, daß uns das Zentrum, das ja sonst immer „Parität" betont, nicht im Stich läßt, wenn es sich um die berechtigten Interessen unserer jüdischen Mitbürger handelt.

Amerikanischer Brief.

Die Angelegenheit des Universitätsbibliothekars Dewey, von welcher in meinem letzten Briefe ausführlich die Rede war, ist im Großen und Ganzen zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt worden. Aber die Angelegenheit hat noch ein interessantes Nachspiel, das in meinem letzten Briefe bereits kurz gestreift worden ist. Und dieses Nachspiel dürfte für Deutschland, besonders für die an der Abwehr des Antisemitismus beteiligten und sich für sie interessierenden Kreise, also speziell für die Leser Ihres Blattes von besonderem Interesse sein. Es wird nämlich mit großem Eifer die Frage erörtert, ob es zweckmäßiger sei, sich gegen den Antisemitismus zu wehren, oder ob man klüger tut, ihn gewissermaßen durch die Natur, d. h. durch möglichste Ignorierung sich heilen zu lassen.

Vertreter des Naturheilverfahrens ist der in meinem letzten Briefe bereits erwähnte Rev. Funk. Dieser geistliche Herr ist keineswegs ein Judenfeind, ein Antisemit vom Schlage der Stöcker oder gar der Krösell rc. Das beweist schon die bloße Tatsache, daß er Mitglied der Firma Funk und Wagnalls ist, die durch den Verlag der „Jewish Encyklopedie" sich ein ganz außerordentliches Verdienst um die Judenschaft erworben hat. Herr Funk nun hat, wie die Leser bereits wissen, zur Zurückziehung der Petition geraten, weil er der Meinung ist, man mache so nur aus dem Herrn Dewey einen Märtyrer und werde das bereits im Verschwinden begriffene Vorurteil gegen die Juden von neuem aufleben lassen. Gebe man aber die Verfolgung auf, nachdem man ja bereits die Aufmerksamkeit auf das unzulässige Verhalten des Herrn Dewey gelenkt, dann werde man das als weise Selbstbeherrschung und Zurückhaltung seitens der Juden ansehen und entsprechend würdigen.

Daß der erste Unterzeichner der Petition, Herr Louis Marshall, nicht auf den Vorschlag eingegangen, und warum er nicht auf ihn eingegangen ist, das habe ich bereits mitgeteilt. Nun ergreift aber auch der „American Israelite," wohl das älteste, verbreitetste, und auch bei Nicht-Juden angesehenste jüdische Blatt das Wort und schreibt:

„Die Politik der Zurückhaltung und dergl., die Dr. Funk empfiehlt, war im finsteren Mittelalter und ist nur zu häufig noch jetzt die traditionelle Politik der Juden. Die andere Wange hinzuhalten, wenn die eine geschlagen worden ist, ist von niemandem so häufig getan worden, als von Juden. Aber diese uralte Politik des Nichtwiderstands hat in all diesen Jahren niemals die Wirkung gehabt, das Vorurteil zu vermindern. Sie hat den Rücken der Ghettojuden gekrümmt, hat ihren Gesichtszügen den Ausdruck von Angst und Sorge gegeben, ihre Mannhaftigkeit in kriechende Servilität verwandelt, so manchen elastischen Schritt in einen zitternden umgewandelt und manchen Muskel schlaf gemacht. Erst als Freiheit, Aufklärung und Toleranz den Christen etwas zu bedeuten anfingen, begannen die Juden ihr Recht zu verlangen, statt der ihnen bis dahin bewilligten vorübergehenden Privilegien, ihr Recht im Staat, in der Gesellschaft, in der Literatur. Nirgends sind ihnen diese Rechte bewilligt worden als Belohnung für ihr geduldiges Hinnehmen, nirgends hat man ihr Leiden für eine Ehre gehalten.

Es gibt schon eine Art, die vorzügliche Politik und durchaus keine Schande ist für die Juden, Zurückhaltung und dergl. zu üben. Mögen die reichen Juden aufhören mit ihrem Reichtum zu prahlen; mögen diejenigen, die reich genug sind, große Hotelrechnungen zu bezahlen, die aber sonst sich nicht für den Verkehr mit gebildeten Leuten eignen, in denjenigen bürgerlichen Kreisen bleiben, wohin sie nach ihren Manieren, nach ihrem Geschmack und ihrer Bildung gehören. Mögen die Juden auf törichte Eitelkeiten verzichten, sich an öffentlichen Orten gar zu leichter Familiarität enthalten, eine gewisse Rücksicht auf das, was in amerikanischer Umgebung als schicklich gilt, angewöhnen. Mögen sie vermeiden, religiöse Empfindlichkeiten zu verletzen, eine gewisse Bescheidenheit und Reserve lernen. Alles dieses steht weder mit jüdischer Eigenheit noch mit amerikanischer Mannhaftigkeit im Widerspruch. Viele dieser schlechten Gewohnheiten sind überhaupt nicht jüdischen Ursprungs, sondern teutonische Roheiten, die aus irgend einem Dorfe von daheim mit herübergebracht worden sind.

Wenn aber seine Rechte als vollberechtigter amerikanischer Bürger angegriffen werden, wenn sein eigenes Geschöpf sich gegen ihn wendet, als wäre er allein noch der Paria, der Ausgestoßene, der öffentlich von seinen Angestellten beleidigt werden darf, dann schuldet er seiner Mannesehre, Einspruch zu erheben; er tut das dann als Bürger, nicht als Jude. Dann handelt es sich nicht mehr darum, ob die Ausschließung Recht oder Unrecht, begründet oder willkürlich ist, sondern darum, ob ein staatlich angestellter Beamter sein Ansehen als solcher hergeben darf, eine Bewegung zu unterstützen, die einen Teil der Bürgerschaft zu degradieren trachtet. Es ist nicht unmöglich, daß das Vorurteil den amerikanischen Geist so vergiftet hat, daß bei einem Juden als unverschämte Anmaßung angesehen wird, was bei anderen als Mannhaftigkeit gelten würde. Sonst sind Amerikaner geneigt, grades Vorgehen und offenen Kampf zu bewundern. Aber wenn Geistliche aus einer Bittschrift um Genugtuung Verfolgung und Unduldsamkeit herauslesen, dann mag das Laienpublikum aufgeklärter und billiger sein, möglicherweise aber auch noch weniger aufgeklärt und billig denken. Soviel ist gewiß, es ist wichtiger, daß wir unsere Bürgerrechte gründlich wahrnehmen und unsere Mannhaftigkeit erhalten, als daß wir ängstlich uns bemühen, vor allem ein Vorurteil zu besänftigen.

Herrn Marshalls Antwort faßt den Fall in einer Nußschale zusammen: „Wir — so sagt er —, die wir gewöhnt sind Geduld zu üben, können nötigenfalls eher noch ein Jahrtausend warten als unsere Grundsätze, unser Gewissen oder

was wir für Wahrheit Recht und Gerechtigkeit halten, preisgeben, wir, die wir die Nachkommen sind von jenen, deren Leben Leiden bedeutete, würden auch nicht vor dem Märtyrertum zurückschrecken."

Ich enthalte mich jeder weiteren Bemerkungen. Die deutschen Leser werden schon selbst herausfinden, was von dem Gesagten auf Deutschland anwendbar ist und welche Politik sie als die angemessenere und praktischere zu halten haben.

* * *

Vom Staatssekretär Hay liegt ein längeres Schreiben über die Frage der Zulassung amerikanischer Juden in Rußland vor. Große Fortschritte sind nicht gemacht. Die russische Regierung hat ein altes Mittel, mit politischen Fragen, die ihr nicht genehm sind, fertig zu werden; sie überweist sie einer Kommission. Wie viele Kommissionen sie seit Beginn der jetzigen revolutionären Bewegung allein eingesetzt hat, ist kaum noch zu übersehen. Man kann sich denken, daß sie auch die Paßfrage einer Kommission anvertraut hat, deren eigentlicher Zweck ist, die Frage hübsch zu begraben. Diese Kommissionen sind gewissermaßen politische Engelmacherinnen. Seit 1903 tagt schon eine Paßkommission, ohne etwas Gescheites zu Wege gebracht zu haben; das russische Volk oder doch die russische Intelligenz kann daraus entnehmen, wie lange wohl die mit der Ausarbeitung einer Verfassung betraute Kommission arbeiten würde oder eine Kommission zur Beseitigung einer der unzähligen ernsten Beschwerden des russischen Volkes.

Im Juli 1904 mahnte die durch eine Resolution des Kongresses angespornte amerikanische Regierung durch ihren Gesandten wegen der Paßfrage und Graf Lamsdorf verwies mit der größten Liebenswürdigkeit auf die Kommission, der er auch die amerikanische Mahnung mitteilen werde. Aber die Kommission tagt noch immer, und dämmern tut es bei noch nicht.

Von einigem Interesse dürfte die Instruktion sein, die der amerikanische Staatssekretär dem amerikanischen Botschafter hat zukommen lassen und die dieser dem Grafen Lamsdorff mitgeteilt hat. Es heißt in der Instruktion u. A.:

„Wollen Sie Seiner Excellenz die Ansichten der amerikanischen Regierung mitteilen, daß es sich empfehlen würde, der Unterscheidung zwischen verschiedenen Klassen amerikanischer Bürger auf Grund ihres religiösen Bekenntnisses ein Ende zu machen, wenn sie von dem gewöhnlichen Vorrecht der Bürger zivilisierter Völker, befreundete Länder Vergnügens oder Geschäfte halber zu bereisen, Gebrauch machen.

Daß solche diskretionäre Behandlung der amerikanischen Regierung peinlich sein muß, wird Seine Exzellenz ohne Weiteres begreifen. In keinem Lande auf der ganzen Welt wird gegen reisende Amerikaner eine solche Unterscheidung gemacht. Vom praktischen Standpunkt ist es fraglich, ob die Rußland daraus erwachsenden Vorteile die Unbequemlichkeiten aufwiegen. Nach Ansicht des Präsidenten ist es nicht leicht die Vorteile ausfindig zu machen, die Rußland aus der Ausschließung einer Klasse von Touristen und Geschäftsleuten erwachsen, deren Charakter und Lebensstellung in den meisten Fällen eine Garantie gewähren gegen einen Mißbrauch der russischen Gastfreundschaft, und deren Intelligenz und moralische Eigenschaften sie als typische Repräsentanten des amerikanischen Volkes erscheinen lassen und sie berechtigen, im Auslande nicht minder Achtung zu gewinnen als sie in ihrer Heimat genießen."

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler. Nachstehende Reporternotiz geht durch die Berliner Blätter:

„Graf Pückler hat den Berliner Staub von seinen Füßen geschüttelt: er will sich vom politischen Leben zurückziehen und in Klein-Tschirne seinen Kohl bauen. Nachdem ihm das gesetzlich bedenkliche polizeiliche Redeverbot die Abhaltung von Versammlungen in Berlin unmöglich gemacht hatte, wollte er seine Ideen in Flugblättern unter das Volk bringen. Eine dieser „ungehaltenen Reden" ist auch in kleiner Auflage verbreitet worden. Der Ton seiner weiteren Flugblätter wurde aber so temperamentvoll, daß selbst der Buchdruckereibesitzer Mitsching, der bisher die Reden des Grafen verbreitet hatte, den Druck ablehnte. Das hat den Grafen verschnupft. Er erklärte seine Freunde für schlappe Kerls, die sich vor ein paar Jahren Gefängnis fürchteten."

Der antisemitische Reichstagsabgeordnete und Expastor Kröfell hat sich mit einem großen Teil seiner früheren Anhänger überworfen. In dem Pyritzer landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsverein, in dessen Vorstand Kröfell nach seiner Wahl gewählt worden ist, und dessen finanzieller Zusammenbruch nur dadurch verhütet worden ist, daß von einzelnen interessierten Großgrundbesitzern dem Verein ganz erhebliche Beträge (über 100 000 Mark) zur Weiterführung der Geschäfte zur Verfügung gestellt worden sind, ist es jetzt zu einem großen Krach gekommen. In der Generalversammlung am Anfang des Monats gab nach dem Pyritzer Kreisblatt Regierungsrat Schlange die Erklärung ab, daß er aus dem Vorstande ausscheide, weil er ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit Kröfell für ausgeschlossen halte. Jetzt ersieht man aus einer in dem Kröfellschen Blatt enthaltenen Einladung zu einer für den 25. März einberufenen außerordentlichen Generalversammlung, daß inzwischen Herr Kröfell von dem Aufsichtsrat und dem Vorstand aus dem Verein ausgeschlossen worden ist. — Das Stöckersche „Volk" bemerkt dazu lakonisch: „Wir glauben nicht, daß Kröfell in Interesse der Sache handelt, wenn er im öffentlichen Leben verbleibt."

Aus Ostfriesland. Wir haben in No. 46, Jahrg. 1904 der „Mitt." über das Gebahren des im antisemitischen Fahrwasser schwimmenden Arztes Dr. Feenders zu Weener und über einen Auftritt berichtet, den dieser in einem dortigen Lokal gegen Herrn H. Israels in Szene setzte. Die Sache kam damals vor das Schöffengericht zu Weener, das beide zu je 30 Mark Geldstrafe verurteilte. Die Strafkammer zu Aurich, als Berufungsinstanz, verwarf die Berufung des Angeklagten Dr. Feenders und verurteilte ihn zu 60 Mark Geldstrafe, dagegen wurde Herr Israels kostenlos freigesprochen.

Vermischtes.

Heine und seine Vaterstadt. Die Stadt Düsseldorf erinnert sich doch ihres großen Sohnes. Die „Nat. Ztg." veröffentlicht folgende Zuschrift: Durch sämtliche deutsche Zeitungen gingen in diesen Tagen Nachrichten über das Geschenk einer Heine-Bibliothek für die Stadt Düsseldorf, die fast durchweg falsch waren. Der Sachverhalt ist vielmehr der folgende. Ein Leipziger Buchhändler Friedrich Meyer sammelte seit Jahren alle von und auf Heine bezüglichen Druckschriften, Journale, Aufsätze usw. Vor zwei Jahren kaufte er nach dem Tode des als Heine-Forscher bekannten Oberlehrers J. Nassen in Jülich auch dessen wertvolle Sammlung und brachte dadurch eine recht ansehnliche Heine-Bibliothek zu stande, in der nicht vieles fehlt, was zur Vervollständigung nötig ist. Ueber diese Sammlung hat er vor einigen Wochen einen ausgezeichneten Katalog erscheinen lassen. Ein Angebot zum Erwerb der Bibliothek auf Grund dieses Kataloges lag bereits seitens der Universitäts-Bibliothek zu Chicago vor.

Mit Recht glaubte nun die Düsseldorfer Bibliothekverwaltung die Anregung zum Erwerb der Sammlung bei einer Stelle geben zu sollen, bei der ein Interesse an der Aufstellung der Bibliothek in der Vaterstadt des Dichters vorausgesetzt werden konnte, nämlich bei dem ehemaligen Komitee für die Errichtung eines Heinedenkmals in Düsseldorf. Das Komitee hatte sich allerdings im Jahre 1900 aufgelöst, und auf Antrag seiner ehemaligen Mitglieder, der Herren Geheimrat Bloem, Moritz Sartorius und Hauptmann a. D. Henoumont, Düsseldorf, Geheimrat von Weise in Aachen und Kommerzienrat von Randow in Krefeld, hatte das Königliche Amtsgericht in Düsseldorf über den durch Sammlungen aus den Jahren 1887 bis 1891 zusammengebrachten Fonds eine Pflegschaft eingesetzt. Der Pfleger, Herr Otto Schauerte in Düsseldorf, hat nunmehr, nach Verhandlungen mit Mitgliedern des früheren Komitees und Beitragszeichnern der Stadt das folgende Schenkungsanerbieten gemacht: „Hierdurch mache ich der Stadt Düsseldorf folgendes Anerbieten: Als Pfleger des von dem ehemaligen Komitee zur Errichtung eines Heine-Denkmals gesammelten Fonds beabsichtige ich, der Stadt Düsseldorf im Einverständnis mit dem Vormundschaftsgericht eine aus den Geldern dieses Fonds anzukaufende Bibliothek, bestehend aus Werken von und über Heine, sowie eine anzuschaffende Heine-Büste mit der Auflage zuzuwenden: 1. die Bibliothek in einem passenden Raume innerhalb der Landes- und Stadtbibliothek als geschlossene Sammlung aufzubewahren; 2. in diesem Raume auch die erwähnte Büste Heinrich Heines aufzustellen. Sodann beabsichtige ich, die nach Anschaffung der Bibliothek und der Büste etwa noch verbleibenden Gelder der Stadt Düsseldorf mit der Bestimmung zuzuwenden, daß damit der Raum, in dem die Bibliothek und die Büste aufbewahrt wird, ausgeschmückt wird und etwa in der Bibliothek bestehende Lücken ausgefüllt werden. Ich habe mich des Einverständnisses eines Teiles der letzten Mitglieder des ehemaligen Komitees für Errichtung eines Heinedenkmals versichert und glaube mit dieser Zuwendung im Sinne der Stifter zu handeln." Das Kuratorium der Landes- und Stadtbibliothek, wie auch die Finanzkommission haben empfohlen, die wertvolle Schenkung anzunehmen, da in dem Erweiterungsbau des Kunstgewerbemuseums, der die Stadtbibliothek künftig beherbergen soll, auch die Möglichkeit würdiger Aufstellung gegeben ist.

Die Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung hat nun in ihrer Sitzung vom 14. März d. Js. nach dem streng sachlichen Referat des Beigeordneten Dr. Johannes Feig und nach einer kurzen, sehr warmen und eindringlichen Rede des Stadtverordneten Dr. Brandt die Schenkung unter dem Ausdruck des Dankes einstimmig angenommen. Es ist das sehr wichtig hervorzuheben, daß sich seit damals die Anschauungen wesentlich geklärt haben, und daß heute in Düsseldorf Einmütigkeit darüber herrscht, daß die Vaterstadt des Dichters diesem nicht ein Denkmal verweigern könne und dürfe, wie es die Heine-Bibliothek dargestellt. Auch eine Büste Heinrich Heines, wahrscheinlich die von Ernst Herter, wird in den Bibliotheksräumen aufgestellt werden. So hat die Stadt Düsseldorf, die Geburtsstadt Heinrich Heines, das Andenken des großen deutschen Dichters in würdigster Weise dauernd geehrt.

Aus Konitz wird der „Jüdischen Presse" unter dem 12. d. M. geschrieben:

„Hier ist wieder einmal ein kleines „Ritualmord"-Märchen aufgetaucht, das auch sogleich von Vielen geglaubt wurde. Bis zur Stunde hat eben in weiten Kreisen unseres Ortes weder das Gutachten, das die höchste Medizinalbehörde Preußens in der bekannten Winter'schen Affäre abgab, etwas genützt, noch der Hohn der ganzen gebildeten Welt, mit dem anläßlich dieser Affäre die „Ritualmord"-Gläubigen so überreichlich bedroht worden sind. Hier braucht nur gelegentlich ein christlicher junger Mann in Gesellschaft einiger jüdischer Altersgenossen gesehen zu werden, und flugs ist der Verdacht des beabsichtigten „Ritualmordes" fertig, worauf dann, ehe man es sich versieht, das Volk in Aufruhr und die Juden in Gefahr sind. Das beweis das jüngste Geschehniß: Am vorigen Sonntag saßen drei jüdische Commis, von denen einer bei dem Kantor der Synagogengemeinde in Pension ist, beim Glase Bier in einer Konditorei. Ein bekannter christlicher Oberprimaner gesellte sich zu ihnen. Die erst bezeichneten Drei beschlossen, am Abend in der Wohnung des Kantors, welcher mit seiner Frau ausgehen wollte, Skat zu spielen. Der Primaner bat, mit von der Partie sein zu dürfen, was die Andern nicht ausschlagen mochten. Eine Einwohnerin des Hauses (am Markt), die Frau eines Barbiers, die den christlichen Primaner in die Wohnung des jüdischen Kantors gehen sah, hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit der Alarmnachricht zu seinen Eltern zu senden: ihr Sohn sei in Gefahr „ritualgemordet" zu werden. Der Bruder des Betreffenden eilte sofort nach dem bezeichneten Hause, fand aber verschlossene Türen. Er ging zurück und erzählte das Vorkommnis auf dem Markte. Bald hatte er eine Korona um sich, und nunmehr verbreitete sich mit Windeseile die Schreckensnachricht, ein christlicher Primaner werde in der Wohnung des Schächters gemordet. Auch die Eltern des vermeintlichen Opfers kamen herbei; sie trafen unterwegs den Kantor und seine Frau, welche nichts ahnend den Auflauf vor ihrem Hause bemerkten. Als der Frau unter Schreien erzählt wurde, was dort in ihrer Wohnung vorgegangen sei, schloß sie dieselbe eilends auf und sah die vier Skatspieler in voller Tätigkeit bei den Karten. Sie fragte den Primaner, den sie nicht kannte, ob er der Gesuchte sei, was dieser entschieden verneinte, natürlich nur um ungestört weiter spielen zu können. Die Frau Kantor eilte wieder auf die Straße und erklärte, der Primaner mit dem bezeichneten Namen sei gar nicht oben. Nun ging der Sturm los, der „Ritualmord" war fix und fertig. Die Barbiersfrau beschwor hoch und heilig, gesehen zu haben, wie der Primaner hinaufging, die Judenfrau habe also mit ihrer Versicherung, daß er überhaupt nicht oben sei, gelogen. „Die Juden morden unsere Jungen" „Haut sie!" „Hepp, hepp!" und ähnliche antisemitische Schlag- und Schimpfworte ertönten, und wäre nicht der Primaner inzwischen in Person erschienen, hätte sich, wie i. J. 1900, Böses ereignet. Die Zeche hatte der Primaner zu zahlen: er wurde am nächsten Tage wegen verbotenen Kartenspiels aus dem Gymnasium gewiesen. — Zur selben Stunde, wo jenes Geschehniß sich ereignete, wurde in dem benachbarten Hotel Priebe von ausschließlich christlichen Honoratioren ein Kommers zu Ehren des aus unserer Stadt scheidenden Kaufmanns Sally Bluhm veranstaltet. Herr Bluhm ist das dreißigste Mitglied unserer Synagogengemeinde, das seit dem Jahre 1900 von Konitz fortzieht."

Politische Forderungen der Juden in Rußland. Der Petersburger Mitarbeiter der „Voss. Ztg." sendet dem Blatt die Uebersetzung eines offenen von 6050 Juden unterschriebenen Briefes an die Regierung. Die Veröffentlichung des Briefes, der als Petition dem Reichsrat zugestellt worden ist, soll in den nächsten Tagen im „Russ" erfolgen. Der Brief lautet:

„In gegenwärtiger Zeit, die von allen, das russische Staatsleben betreffenden Fragen widerhallt, soll auch die Judenfrage in ihrer Gänze zum ersten Mal nach langen Jahren auf das Arbeitsprogramm der Gesetzgeber gestellt werden.

Es ist richtig, die Judenfrage ist auch in der vergangenen Zeit durchaus nicht vergessen worden. Man hat sie sogar beharrlich auf dem ersten Plan erhalten, indem man die Juden im Leben der grau-

samsten Verfolgung, in der administrativen Gepflogenheit der ununterbrochenen Erniedrigung und in der Gesetzgebung allseitiger Beschränkung aussetzte. Man hat sich der Juden als Blitzableiters für alle Leiden des Volkes bedient, und man bemühte sich, die durch allgemeine Mißwirtschaft hervorgerufene Unzufriedenheit auf sie abzuwälzen.

Den Juden wurde der Weg zur Bildung verlegt, man hat sie von allen gesellschaftlichen und staatlichen Beamtenstellungen ausgeschlossen und man beschränkt sie in der Wahl ihrer Beschäftigung und des Wohnorts. Die gewaltige Mehrzahl der jüdischen Masse hat man in die übervölkerten Städte und Städtchen des Ansiedlungs-Rayons eingepfercht, wo sie die Aussicht haben, durch Hunger oder Krankheit umzukommen. Dasjenige, was bei anderen Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit und des Besitztums genannt wird, hat sich für die Juden zur normalen Daseinsbedingung entfaltet. Und wie in wirtschaftlicher Beziehung die Masse zur Verarmung geführt wurde, während die privilegierten Gruppen sich alle um ihr Fortkommen sorgten, so wurden die Juden moralisch entehrt und gebrandmarkt, so bemühte man sich, ihre Seele durch Rechtlosigkeit und durch den Schimpf der Ohnmacht herabzuziehen. Es gibt keinen freien Schritt, den der Jude ohne Gefahr tun könnte, es gibt kein Winkelchen seines Daseins, auf dem nicht der Alp der Willkür lastet, mit Not und Verbitterung auch dasjenige vergiftend, was noch ein Leben genannt wird.

Jetzt schickt man sich an, die uns betreffenden Willkür-Bestimmungen durchzusehen und äußerlich in einzelnen Teilen zu verändern.

Wir wollen die Ergebnisse dieser Durchsicht nicht voraussagen; außer durch eine grundsätzliche Aenderung der Staatsform Rußlands können wir auf Befriedigung unserer Forderungen nicht rechnen. Nichtsdestoweniger halten wir es für unsere Pflicht, in dieser Zeit der offenen Aussprache aller Wünsche seitens der Gesellschaft laut und unzweideutig unsere Ansicht über unsere Lage als Juden zum Ausdruck zu bringen und unsere Wünsche auszusprechen und zu begründen.

Wir tun daher kund, daß wir alle Versuche, die jüdische Bevölkerung durch irgendwelche teilweise Zugeständnisse zu befriedigen und zu beruhigen, für unfruchtbar halten. Wir erwarten Gleichberechtigung vor dem Gesetz. Aber wir erwarten diese Gleichberechtigung nicht deshalb, weil die Juden danach den anderen Teilen der Bevölkerung Nutzen bringen könnten oder weil die Bewilligung der Gleichberechtigung zur Hebung des Wohlstandes irgend jemandes beitragen würde; wir wünschen sie auch nicht als Entgelt etwa dafür, daß unsere Brüder auf den Gefilden der Mandschurei ihr Blut vergießen, wie sie es auch in früheren Kriegen vergossen haben; unsere Wünsche fußen auch nicht auf der historischen Tatsache daß wir seit Jahrhunderten auf dem Gebiet leben, das jetzt zum Bestand des russischen Reiches gehört. Wir fordern Gleichheit vor dem Gesetz als Menschen, in denen ungeachtet aller Nebenumstände das Gefühl des Stolzes lebendig ist, als bewußte Bürger des heutigen Staates. Wir verlangen die Vernichtung aller uns bedrückenden Beschränkungen im Namen der einfachen Menschenwürde, im Namen der Grundlage jeder kulturellen Gesetzmäßigkeit.

Wir lassen ferner wissen, daß wir auch *eine allmähliche Aufhebung der Beschränkungen als nicht genügend* erachten. Dasjenige, was wir verlangen, stellt keine Summe von Vergünstigungen dar und kann daher nicht in Portionen verteilt werden. Nicht von Erleichterung unseres Daseins ist die Rede, es handelt sich um Gleichberechtigung, um ungeschmälerte Gleichberechtigung.

Wir erwarten die Gleichstellung unserer Rechte mit denen des russischen Volkes; dann werden wir gemeinsam mit allen Völkerschaften in Rußland unser Geschick bestimmen, in freier Entwicklung unserer Kräfte zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit.

Wir betrachten die Gleichstellung nicht als einen Beweis der Gnade oder Großherzigkeit und selbst nicht als eine politische Abrechnung, sondern einzig als einen Akt der Ehre und Wahrhaftigkeit."

Gezeichnet ist diese Petition von 6050 Personen aus 22 russischen Städten.

Wer die Verhältnisse im Ansiedlungsrayon kennt, weiß, daß in den obigen Ausführungen keine Uebertreibung liegt. Wo der national-soziale Zionismus festen Fuß faßte, ist das jüdische Volk zur Erkenntnis gekommen, daß sein Heil einzig in der Auflehnung gegen die Willkür des Staates zu finden ist. Damit wurde der Ansiedlungsrayon zum Herde der Revolution für ganz Rußland. Wie die Regierung einzig für die Zustände verantwortlich zu machen ist, so ist sie allein auch in der Lage, sie zu beseitigen und zwar dadurch zu beseitigen, daß sie die Forderungen der Juden erfüllt. Als hauptsächlichsten Grund gegen die Aufhebung der Judengesetze von 1882 wird die Möglichkeit ins Feld geführt, die Juden würden nun sofort wie ein Heuschreckenschwarm in Rußland einfallen. Einer solchen Gefahr steht ein gewaltiges Hindernis entgegen: die wirtschaftliche Ankettung der Juden an das Westgebiet. Wenn es so leicht wäre, die Heimat hinter sich zu lassen, die Juden aus Polen und Litauen hätten längst dem ungastlichen Lande den Rücken gekehrt. Aber es ist nicht leicht, ein Vermögen zu liquidieren und an einem andern Ort ohne beträchtlichen Schaden von neuem in Betrieb zu setzen, und je kleiner dieses Vermögen sind, um so schwerer, denn der Besitz der Armen findet keine Liebhaber. Von Familienbanden und geschäftlichen Beziehungen garnicht erst zu reden! Menschenalter können vergehen, ehe der große Sumpf des Ansiedlungsrayons austrocknet, aber es bedarf dazu der Möglichkeit, daß die Sumpfwasser frei abfließen. In der Zwischenzeit wird es möglich sein, das russische Volk durch Schulen zu heben, damit die Russen die „Konkurrenz der Juden" aushalten.

Matrikelfälschungen in Ungarn. Die „Vossische Zeitung" Nr. 109 vom 5. März 1905, 15. Beilage, enthielt folgende Notiz:

Budapest, 4. März. (Eigen. Drahtber.) Durch eine anonyme Anzeige gelangte die Militärbehörde zur Kenntnis umfangreicher Mißbräuche, die von den aus Galizien und Rußland in die nordungarischen Komitate eingewanderten Juden durch Fälschung der Matrikeln getrieben worden sind, um die in Oesterreich oder Ungarn stellungspflichtigen jungen Leute der Wehrpflicht zu entziehen. Die Geburtsdaten wurden entweder vordatiert, oder die jungen Männer durch Fälschung der Vornamen der Behörde gegenüber in Mädchen verwandelt. Bisher sind über 1000 Fälle amtlich festgestellt worden, man nimmt jedoch an, daß die Zahl der auf diese Weise der Wehrpflicht Entzogenen mehr als zehntausend beträgt. Man versuchte den zur Untersuchung entsendeten Ministerialkommissar Dr. Orlay zu bestechen und als dies erfolglos blieb, zu vergiften! Die Fälschungen die seit Jahrzehnten betrieben wurden, erstrecken sich auf hunderte von Gemeinden.

Die Notiz, die in anderer Form noch in mehreren Tagesblättern stand, entbehrt leider, wie uns aus Budapest vom 13. März geschrieben wurde, nicht jeder Grundlage, scheint jedoch ganz ungeheuerlich übertrieben zu sein.

Bekanntlich wurden die Matrikel bis 1905 in Ungarn durch geistliche Organe geführt und so ist begreiflich, daß die auf geringer Bildungsstufe stehenden Rabbiner der oberungarischen Komitate sich auch so manche Unzukömmlichkeiten zu Schulden kommen ließen. Allerdings sollen solche auch durch andere, speziell durch griechisch-katholische und griechisch-orientalische Geistliche begangen worden sein. Aber all dies war längst bekannt und speziell ein in der parlamentarischen Debatte hervorgehobener Hauptgrund, um das Matrikelwesen der Geistlichkeit zu entziehen und seinerzeit der Staatsverwaltung zu überweisen.

Die Ziffer von 1000 resp. 10000 dürfte um eine resp. 2 Nullen übertrieben sein. Die angeblichen Vergiftungsversuche sind Ausgeburten einer krankhaften Phantasie. Charakteristisch ist immerhin, daß seit der ersten Lanzierung der Nachricht bisher von der ganzen Sache nichts weiter verlautet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 13. Berlin, 29. März 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk.
sind an die Expedition,
Berlin W. 35,
Magdeburgerstr. 14
zu senden, wenn man die
„Mitteilungen“ direkt
im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Fontane und das Judentum.

(Schluß.)

Aehnlich liegt die Sache, wenn er 1893 seiner Tochter aus Karlsbad über seinen ersten Eindruck von dem Etablissement Pupp und dessen internationalem Publikum berichtet: „In tausend Lichtern strahlend, wirkt es am Abend feenhaft oder dach arientalisch, welche Wirkung durch den Stammescharakter seiner Gäste gesteigert wurde. Ich hätte nie geglaudt, daß es so viel Israeliten auf der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Und dabei soll es in Heringsdorf nach mehr geben! „Nicht zu denken gedacht zu werden“, hieß es früher im Kladderadatsch. Ich halte saviel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wodei ich das Geld noch nicht mal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll; es hat etwas — auch vom Judenstandpunkt aus angesehen — geradezu Aengstliches.“ Vier Tage später heißt es dann weiter: „Liest man die Badeliste durch, so findet man, daß bis auf Australien, Uruguay, Buenas-Ayres und Kapstadt alle Länder hier vertreten sind; bei näherer Untersuchung (glücklicherweise nur der Namen) findet man aber freilich, daß sie alle gleichmäßig aus Jerusalem stammen und sich God save the Queen und Yankee doodle nur vorspielen lassen, um auf diese Weise fremde Nationalität zu heucheln. Die Juden können frah sein, daß Leute wie Ahlwardt und Paasche*) den Antisemitismus in die Hand genommen haden; die eigentlichen antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volke existiert immer noch; dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kastanjuden mit der Hängelocke, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Uedermut zur Schau. Sie sind auch berechtigt dazu.“

Ja, das klingt nun allerdings nach der Tonart unserer antisemitischen Propagandisten, und doch wäre es grundfalsch und oberflächlich, aus diesem vereinzelten Ausdruch einer ublen Laune tiefere Schlüsse auf Fantanes sonst sa gerechte und tolerante Gesinnung zu ziehen. Auch hier muß man sich zunächst gegenwärtig halten, daß es sich um eine streng private Aeußerung der eigenen Tachter gegenüber handelt; denn jeder weiß van sich selbst, daß man im engsten Familien- oder Freundeskreise leicht den Warten die Zügel schießen läßt, die man sanst genauer kontrolieren würde. Als weiteres psycho-physialogisches Mament kommt die Tatsache in Betracht, daß diese Zeilen just in der ersten Woche einer Karlsbader Brunnenkur geschrieben sind, die bekannt dafür ist, daß sie bei den meisten Kurgästen eine erhöhte Reizbarkeit und Verstimmung zu erzeugen pflegt. Zum dritten und wichtigsten bedarf es zur Erklärung eines derartigen Ausfalles bei Fantane gar nicht erst der Annahme einer antisemitischen Dispositian: es genügt daran zu erinnern, daß er ein ausgesprochener, in späteren Jahren sagar leidenschaftlicher Bourgeouishasser war (das Wart Bourgeois nicht im sozialistischen Sinne, sondern in der Bedeutung des seldstzufriedenen, zahlungsfähigen Philisters aemeint). „Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als od ich ein eingeschworener Sozialdemokrat wäre,“ heißt es in einem der Briefe. Das Knallprotzentum, die aufgedonnerte Ueberhedlichkeit gewisser Kreise war ihm in tiefster Seele zuwider, ganz gleichviel, od er diese Erscheinung auf christlicher oder jüdischer Seite fand (in der Karlsbader Hochsaison mag er sie wohl bei dem unleugbaren Uedenwiegen jüdischer Kurgäste desonders aus dem östlichen Eurapa mehr auf dieser Seite gefunden haben); aus dieser allgemeinen Adneigung gegen eine bestimmte Gesellschaftsschicht ist allein eine gelegentliche Bemerkung, wie die adige Karlsbader Glosse, zu erklären. Daß ihm das Baurgeoistum christlicher Kreise zum mindesten edenso antipathisch war, deweisen zahlreiche Briefstellen und beweist var allem sein Roman „Frau Jenny Treibel“, dieser klassische Anti-Bourgeais-Roman unserer modernen Literatur, als dessen Tendenz er seldst einmal einem seiner Söhne gegenüder dezeichnet: „das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Baurgeois-Standpunktes zu zeigen, das von Schiller spricht und Gerson meint.“ In diesem gesellschaftskritischen Zuge hat Fontane etwas mit Ibsen gemein (dem er auch als Kritiker als der Ersten einer gerecht geworden ist). Seiner ganzen, durchaus auf Mäßigung und billigdenkende Toleranz gestellten Natur war das Wesen eines konfessionellen oder Rassen-Antisemitismus gänzlich fremd. Ader er war kein Philister und kein Mann der festgenagelten Daktrin, und seldst Bewunderung und Sympathie hielten ihn oon Fall zu Fall nicht ad, eine recht kräftige Mißfallenskritik zu üben. Er, der undedingte, ledenslange Bismarck-Verehrer kounte zu Zeiten, da er sich über den Großen ärgerte, sehr respektlos von „Mogelant“, von „Mischung von Uedermensch und Schlauberger, Heros und Heulhuder“ reden, wenn er sich (wie in den Familienbriefen) gehen ließ. Er, der Englandschwärmer von Jugend an, kannte gelegentlich gegen das Britentum sehr bitter und ausfallend werden, so in dem Gedicht „Britannia an ihren Sohn John Bull“, oder wenn es im „Stechlin“ von den Albionssöhnen heißt, sie seien nachgerade lauter Jobber geworden: „und dabei sa heuchlerisch; sie sagen Christus und

*) Soll wohl heißen: Paasch.

meinen Kattun." Wie überhaupt das „Kattunchristentum" der Gegenstand seiner besonderen, öfters geäußerten Verachtung war.

Ihn um solcher Aeußerungen willen einen Anti-Bismarckianer oder Englandfeind zu nennen, hieße die Wahrheit auf den Kopf stellen, denn hundert Beweise erhärten das Gegenteil. Und genau so falsch und willkürlich muß es jedem, der Fontanes bewegliche, jeder Fesselung widerstrebende, unbedingt **freie** Denkweise aus persönlichem Umgang, seinen Werken, seinen Briefen kennt, erscheinen, wenn man ihm aus ein paar vertraulichen vereinzelten Aeußerungen des Mißfallens über die politische Haltung einiger freisinniger Blätter in kritischer Zeit oder über einen „Hümpel" internationaler, geräuschvoller und vielleicht übermäßig aufgetakelter Karlsbader Kurgäste das Stigma des „Antisemiten" ausbrennen wollte. Er war viel zu einsichtig, um nicht alles historisch gewordene und gegebene zu respektieren, viel zu skeptisch, um nicht Schein und Sein genau zu unterscheiden, viel zu gerecht, um nicht die Leistungen der jüdischen Intelligenz auf so vielen Gebieten anzuerkennen und zu bewundern, und viel zu **dankbar**, um zu vergessen, wie viel Förderung er als Schriftsteller gerade durch jüdische Kritiker erfahren hatte. Auch sein Verkehr deutet darauf hin. Mit Berthold Auerbach, Ed. Lasker, Moritz Lazarus u. a. verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen, und über seine Stellung zu den Jüngeren bemerkt er gelegentlich selbst, er könne ohne Uebertreibung sagen: „ich verdanke meine verbesserte Stellung im deutschen Dichterwalde zum größeren Teile dem ‚Zwanglosen'." Dies war der Name einer 1884 begründeten und noch bestehenden Kneipgenossenschaft, zu deren Stamm außer Fontanes Söhnen u. a. die Kritiker und Journalisten Dr. Otto Brahm, Fritz Mauthner, Dr. Emil Schiff (gest. 1899) gehörten. Daß zu den nächsten Freunden des Hauses Fontane mehrere jüdische Familien zählten, wurde bereits erwähnt.

Und nicht nur in den Kreisen jüdischer Schriftsteller besaß Fontane, wie er sehr wohl wußte, seine überzeugtesten Anhänger, auch im Publikum sah er sich gerade auf jüdischer Seite zuerst geehrt und geliebt. Und er hat dieser Wahrnehmung in einem kleinen Gedichte, das zugleich den märkischen Junkerkreisen einen artigen Denkzettel für ihre literarische Verständnislosigkeit versetzt, den Ausdruck einer entzückenden, echt Fontaneschen Ironie gegeben, dem Gedichte:

An meinem Fünfundsiebzigsten.

Hundert Briefe sind angekommen,
Ich war vor Freude wie benommen,
Nur etwas verwundert über die Namen
Und über die Plätze, woher sie kamen.
Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der „Wanderungen"
Du bist der Mann der märkischen Gedichte,
Du bist der Mann des alten Fritzen
Und derer die mit ihm bei Tafel sitzen,
Einige plaudernd, andere stumm,
Erst in Sanssouci, dann in Elysium;
Du bist der Mann der Jagow und Lochow
Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow,
Du kanntest keine größeren Meriten,
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,
Du fandst in der Welt nichts so zu rühmen,
Als Oppen und Groeben und Kracht und Thümen,
An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze
Marschierten die Pfuels und Itzenplitze,
Marschierten aus Uckermarck, Havelland, Barnim
Die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim,
Marschierten die Trestows und Schlieffen und Schlieben —
Und über alle hab' ich geschrieben.
Aber die zum Jubeltag da kamen,
Das waren doch sehr andere Namen,
Auch „sans peur et reproche", ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon von prähistorischem Adel;
Die auf „berg" und „heim" sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in Bataillonen,
Auch Pollacks, und die noch östlicher wohnen;
Abram, Isaak, Israel,
Alle Patriarchen sind zur Stell',
Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
Was sollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon,
Und das ist die Hauptsache. . . . „Kommen Sie, Cohn."

Wie es danach mit Theadar Fontnnes „Antisemitismns" bestellt war, darüber mag sich jeder Urteilsfähige aus dem hier Mitgeteilten selbst seine Meinung bilden. J. E.

Der preußische Kriegsminister und die Juden im Heere.

Bei der Beratung des Militäretats im Reichstage hat der Abg. **Eickhoff** am 22. d. M. Anregung zu einer Judendebatte gegeben, die sich noch auf die Sitzung vom 23. ausdehnte und insofern klärend gewirkt hat, als sie das Dunkel gezeigt, welches bei uns noch herrscht. Wir wollen uns zwar in der Hauptsache nur mit dem Herrn Kriegsminister und seiner Stellung zu den Juden im Heere beschäftigen, müssen aber, so widerwärtig es uns auch ist, doch auch auf die professionellen Antisemiten mit einigen Worten zurückkommen. Im großen und ganzen haben sie allerdings nur ihren alten Antisemiten-Katechismus hergeleiert.

Die Tatsache, daß **Kaiser Friedrich** den Antisemitismus die Schmach des Jahrhunderts genannt hat, suchte der Abg. **Bruhn** wieder einmal zu leugnen, worauf der Abg. **Eickhoff** an der Hand des in den „**Mitteilungen**" und im „**Antisemitenspiegel**" enthaltenen dokumentarischen **Materials** die Authentizität jenes Ausspruchs so klar nachwies, daß nur böser Wille sie noch anzuzweifeln vermag.

Ganz besonders hat sich Herr **Liebermann von Sonnenberg** blamiert, und das fällt um so mehr ins Gewicht, als er sich gern Gentlemanairs, so weit er sie versteht, gibt. Ueber die Art, wie er eine Statistik des Herrn Dr. Paul Nathan mißbrauchte, berichten wir an einer anderen Stelle. Besonders interessant ist der Fall **Bier**. Vor einem Jahre beschuldigte der Abgeordnete diesen Mann, er hätte den Feldmarschall Frhr. v. Loë betrogen, indem er diesen in den Glauben versetzte, er, Bier, sei Ritter des Eisernen Kreuzes. Exzellenz Loë war liebenswürdig genug, **sofort** den Sachverhalt aufzuklären und mitzuteilen, daß er selbst sich geirrt habe, als er sagte, Herr Bier sei Ritter des Eisernen Kreuzes. Herr Liebermann von Sonnenberg weiß seit einem Jahre, daß er Bier zu Unrecht einer ehrlosen Handlung beschuldigt hat, aber erst nach einem Jahre nimmt er, nicht gerade voll und ganz, seine Beschuldigung zurück. Er hat diese seine Unterlassungsünde sehr schwach zu erklären versucht. Akzeptieren wir aber seine Entschuldigung, lendenlahm wie sie ist, glauben wir ihm, daß er dem Veteran Bier nicht früher im Reichstage Satisfaktion hat geben können. Warum hat Herr v. Liebermann nicht in einer Zeitung seine Beschuldigung richtig gestellt, d. h. zurückgenommen? Diese Unterlassung ist um so schlimmer, als er selbst tatsächlich im Reichstage Herrn Bier einen Vorwurf daraus machte, daß dieser nicht an sämtliche Zeitungen, die gemeldet hatten, er sei im Besitze des Eisernen Kreuzes, eine Berichtigung geschickt habe. Man denke, ein einfacher Geschäftsmann, der vielleicht nur sein Lokalblatt liest, wer weiß wie beschäftigt ist, soll sich der Mühe unterziehen, an einige hundert Zeitungen ein Dementi zu schicken, weil diese über ihn ohne seine Schuld eine falsche Nachricht verbreitet haben, an Zeitungen, die er nicht kennt, die er nicht liest, er, ein einfacher Mann, der vielleicht keine Ahnung hat, wie man mit Zeitungen verkehrt, der genug getan zu haben glaubte, daß er sofort Exzellenz Loë

benachrichtigte, er sei nicht im Besitze des Eisernen Kreuzes. Herr Liebermann v. Sonnenberg hingegen, der eine schwere Beschuldigung gegen den Mann erhaben hat, findet nicht nur nicht im Reichstag keine Gelegenheit, die Beschuldigung, aan der er weiß, daß sie eine falsche und schwer beleidigende ist, zurückzunehmen, sondern er geht nicht einmal den Weg, auf den er den Beleidigten verweist, er, der wahre Schuldige, er, der Edelmann, der frühere Offizier, der Reichstagsabgeordnete und Parteiführer, der den Weg zu den Zeitungen doch sehr gut kennt.

Doch nun endlich zu dem Herrn Kriegsminister von Einem. Der preußische Kriegsminister hat es umgekehrt, wie der preußische Justizminister, aber auch nicht richtig gemacht Ein Unrecht bleibt eben Unrecht, wie man sich auch dreht, wendet und windet. Herr Schönstedt hat erst gesprochen und dann geschwiegen, Herr von Einem hat erst geschwiegen und dann gesprochen. In beiden Fällen war das Schweigen beredt, das Reden unerspriеßlich.

Der Abg. Eickhoff warf dem Kriegsminister vor, im vorigen Jahre geschwiegen zu haben, als die antisemitischen Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg und Bäckler im Reichstage die Juden im Heere in niedrigster Weise beleidigten, so beleidigten, daß ein jüdischer Stabsarzt, Dr. Lachmann, weil der Minister zu den Beleidigungen geschwiegen hatte, um seinen Abschied bat. Wenn Abg. Bäckler jetzt dem Dr. Lachmann „echt jüdischer Disziplinlosigkeit und Zuchtlosigkeit" beschuldigte und auch sonstige beleidigende Aeußerungen gegen ihn sich leistete, so hat er es lediglich seiner Immunität als Mitglied des Reichstages zu verdanken, daß er nicht zur Verantwortung gezogen wird.

In diesem Jahre hat der Kriegsminister zu erklären sich herbeigelassen, daß die Juden nicht schlecht dienen, daß „gegen die jüdischen Soldaten nichts zu sagen ist", und er der Ueberzeugung sei, daß sie auch tatsächlich überall ihre Schuldigkeit im Frieden tun, und daß sie sie auch im Krieg tun würden. Der Herr Kriegsminister hätte ebenso gut auf Grund der historischen Daten sagen dürfen: getan haben Vielleicht sagt er das im — nächsten Jahre. Um so weniger begreifen wir, daß der Herr Minister von diesen ihre Pflichten erfüllenden Soldaten sagt: Sie müssen von denen, die sie nicht wollen, ertragen werden. Soldaten, die den Gesetzen des Landes gehorchend im Heere dienen, brauchen doch wohl nicht ertragen zu werden! Der Herr Kriegsminister hat nicht nur Unglück mit seinem Schweigen, sondern auch mit seinem Reden.

Ein Soldat wird selten geschickt sein in der Anwendung der, übrigens auch veralteten, diplomatischen Methode der Benutzung der Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. Bei Herrn v. Einem hat man den Eindruck, er meine nicht ganz das, was er sagt. Mag sein, daß wir ihm Unrecht tun, aber dann versteht er nicht recht sich auszudrücken.

Wie der preußische Justizminister sich mit der Krone deckte, so deckt sich der Kriegsminister mit dem Offizierkorps. „Seines Glaubens wegen wird, so sagt der Kriegsminister, kein Jude zurückgesetzt," aber ausnahmslos wird kein Jude aktiver oder auch nur Reserveoffizier. Wie kommt das? Man hat bisher viel mehr von der strammen, stummen Disziplin, als von einer Art Souveränetät des Offizierkorps gehört. Und wenn zehn Kriegsminister es hundertmal sagten, man wird doch überall glauben, es bedürfte nur eines ganz leisen Winkes von oben her, und es würde in Deutschland ebenso jüdische Offiziere geben, wie es in allen zivilisierten Ländern deren gibt, nicht nur Leutnants, sondern bis zu den höchsten Stufen der militärischen Hierarchie.

Und dieser Wink müßte sogar erteilt werden nicht blos, um der Verfassung endlich gerecht zu werden, nicht blos um einem Teile der Bevölkerung den Schein der Minderwertigkeit zu nehmen, sondern auch im Interesse des Offizierkorps selbst, im Interesse des deutschen Namens.

Denn da es in allen zivilisierten Ländern jüdische Offiziere gibt, kann es nicht an den Juden liegen, daß sie in Deutschland nicht Offiziere werden, obwohl sie nach der Verfassung dazu berechtigt sind. Entweder ist dann in Deutschland das Offizierkorps noch so rückständig, aber das Volk ist noch so rückständig, daß das Offizierkorps sich scheut, den aus dem Volke hervorgegangenen Soldaten jüdische Offiziere zu geben. In einem wie in dem anderen Falle wird ein schlechtes Licht geworfen auf den Kulturzustand in Deutschland.

Der Kriegsminister hat in seiner Rede angedeutet, daß er keine Abneigung gegen die Juden habe, aber Rücksicht nehme auf die antisemitische Strömung. Da möchten wir doch den Herrn Minister fragen, warum er denn dann nicht auch Rücksicht nimmt auf die liberale, die freisinnige, oder eine andere Strömung. Die antisemitische ist doch die minderwertigste, diejenige, auf die am allerwenigsten Rücksicht genommen zu werden brauchte und genommen werden sollte. Wollte er aber durchaus von einer solchen Strömung Notiz nehmen, dann hätte das unseres Erachtens nur in der Weise geschehen dürfen, daß er das Offizierkorps darauf aufmerksam machte, wie es durch seine Zurückweisung jüdischer Offiziersaspiranten sich, die Regierung und das Vaterland in den Augen der Welt bloß stelle, wie es dem Volke mit schlechtem Beispiel vorangehe, wie es doch eine starke Ueberhebung sei, den kameradschaftlichen Verkehr mit Juden grundsätzlich zurückzuweisen, während doch Könige und Kaiser sogar freundschaftlichen Umgang mit Juden nicht verschmähen, und daß es ein häßliches Licht zurückwerfender Widerspruch sei, wenn Offiziere es zwar nicht verschmähen, bei Juden zu dinieren und zu tanzen, deren Weine zu trinken und Zigarren zu rauchen, auch deren Töchter zu heiraten, andererseits aber nicht zugeben wollen, daß Juden als Offiziere dem Vaterlande dienen und im Offizierskasino mit ihnen speisen.

Wenn der Kriegsminister in dieser Weise die antisemitische Strömung berücksichtigt hätte, dann würden wir zwar noch immer bedauert haben, daß dergleichen in unserem Jahrhundert und in unserem Vaterlande noch nötig sei, aber wir hätten uns der Hoffnung hingeben können, daß wir auf dem Wege der Besserung seien. So aber und nach der Art, wie der Minister von der „Judenpresse" sprach und den sehr berechtigten Widerspruch des Abg. Müller-Sagan damit herausforderte, müssen wir fürchten, daß wir leider noch sehr weit vom Rechtszustande entfernt sind und daß Herr v. Einem uns nicht dahin zu führen gewillt oder geeignet ist, trotz seiner manchmal anscheinend korrekten Erklärungen. Kein Jude, sagt der Minister, wird wegen seines Glaubens zurückgesetzt, aber wenn er zum Christentum übertritt, dann kommt über ihn der — Kriegsgeist und er besitzt auch sofort alle anderen für einen Leutnant erforderlichen höheren Qualitäten.

Als der Kriegsminister vor einem Jahre schwieg, sprach er deutlich, und als er in diesem Jahre sprach, hörte man mehr das heraus, was er nicht sagte, als das was er sagte; seine Worte hatten mitunter einen Anklang an Mark Antons Grabrede. Die jüdischen Soldaten dienen gut, kein Jude darf zurückgesetzt werden, und sie sind ebenso wie Brutus alle, alle ehrenwerte Leute. Aber — was sagte doch unser Kaiser von den Leuten, die immer „Ja — aber" sagen? Er mag sie nicht. Er zieht die Leute vor, die „Ja also" sagen.

* * *

Wir lassen nunmehr die Reden des Abg. Eickhoff und des Kriegsministers v. Einem nach dem amtlichen stenographischen Bericht im Wortlaut folgen:

Abg. Eickhoff: . . . Meine Herren, schon im vorigen Jahre habe ich von Zurücksetzungen anderer Art gesprochen, von Zurücksetzungen, die einem Teil unseres Volkes in unserem Heere wegen seines Glaubens zuteil werden. Ich habe keinen Anlaß, heute ausführlich auf diese

Angelegenheit zurückzukommen; meine damaligen Ausführungen sind unwiderlegt geblieben, weil sie nicht widerlegt werden konnten. (Na! no! rechts.) — Jawohl! Leider sind die geschilderten Zustände noch weit schlimmer, als ich damals selber annahm, wie zahlreiche Aufsätze und Mitteilungen, die inzwischen in der Presse erschienen sind, beweisen. Der Herr Kriegsminister hat mir damals eine Antwort gegeben, die von seinem Standpunkt aus vielleicht formell korrekt war. Ich gebe auch zu, daß er auf eine Reihe von Beschwerden, die von unseren jüdischen Mitbürgern erhoben worden sind, durchaus sachlich und einwandfrei geantwortet hat; aber der Herr Kriegsminister wird mir selber zugestehen, daß damit diese Frage nicht aus der Welt geschafft ist (sehr richtig! links); denn es handelt sich hier am letzten Ende um eine Verletzung der Artikel 4 und 12 der preußischen Verfassung und zu gleicher Zeit um eine Verletzung des Bundesgesetzes vom 3. Juli 1869. (Sehr richtig! links.)

Einen Vorwurf aber kann ich dem Herrn Kriegsminister nicht ersparen. Ich rechne es ihm hoch an, wenn er ungerechtfertigte Angriffe, die von dieser Seite des Hauses gegen Personen und Einrichtungen unseres Heeres erfolgen, mit aller Entschiedenheit zurückweist, unberechtigte Angriffe, meine Herren Sozialdemokraten! Ich hätte deshalb erwartet, daß er mit eben solcher Entschiedenheit auch diejenigen Angriffe zurückgewiesen hätte, die von jener Seite des Hauses gegen unsere jüdischen Mitbürger, gegen zahlreiche Angehörige des Heeres geschleudert wurden, Angriffe, für die ich keinen parlamentarischen Ausdruck habe. (Sehr richtig! links.) Aber der Herr Kriegsminister hat damals geschwiegen, und dieses Schweigen kann meines Erachtens nur die eine Bedeutung haben, daß er nicht gewillt ist, alle Angehörige seines Heeres gleichmäßig gegen Beleidigungen und Invektiven zu schützen, — einerlei von welcher Seite sie kommen mögen. Wie sehr sich dadurch weite Kreise unseres Volkes verletzt gefühlt haben, wird dem Herrn Kriegsminister nicht entgangen sein. (Zuruf rechts.)

Ich will Ihnen meinerseits nur ein einziges Zeugnis anführen, das mir besonders lehrreich zu sein scheint. Es liegt mir hier ein Schreiben des Stabsarztes der Reserve Dr. Siegmund Lachmann in Berlin vor. Dieses Schreiben ist im Mai vorigen Jahres an das Königliche Bezirkskommando III in Berlin gerichtet worden, und ich bitte den Herrn Präsidenten, mir zu gestatten, dieses Schreiben vorzulesen:

> Am 7. März d. J. haben im Reichstage die Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg und Böckler gegen die jüdischen Soldaten, Offiziere, ja selbst gegen die jüdischen Veteranen der letzten Feldzüge, die im Besitze der höchsten Kriegsehrenzeichen sind, Schmähungen der gröblichsten Art gerichtet. Die Abgeordneten haben die jüdischen Soldaten der Kriegsuntüchtigkeit, Feigheit und Unlust am Heeresdienste geziehen und dieselben vor dem Reichstage und dem deutschen Volke der Lächerlichkeit preisgegeben.
>
> Seine Exzellenz der Kriegsminister v. Einem hat zu diesen schmählichen Angriffen, die bei ihrer Haltlosigkeit und Unwahrheit leicht zurückzuweisen waren, geschwiegen. Ich fühle mich als Stabsarzt der Reserve, und der mosaischen Religion angehörend, durch dieses Schweigen des Kriegsministers in meiner Ehre gekränkt und erhebe Beschwerde darüber, daß ich als Angehöriger der Armee bei diesen schmachvollen Angriffen von dem Vertreter der Armee im Reichstage nicht in Schutz genommen worden bin. Trotzdem ich fast 18 Jahre dem Heere aktiv und in der Reserve angehöre, und weder mein Mut noch meine Liebe zum Vaterlande angezweifelt werden kann — ich habe, wie die dortigen Akten ergeben, im Jahre 1892 mit eigener Lebensgefahr ein Kind vom Tode des Ertrinkens gerettet, habe mich im Jahre 1900 freiwillig nach China gemeldet —, ist das Verhalten des Herrn Kriegsministers für mich Grund dafür gewesen, jetzt meinen Abschied zu erbitten.
>
> Wenn ich die Ehre habe, Sanitätsoffizier des Heeres zu sein, so glaube ich auch, ein Anrecht darauf zu haben, bei so maßlosen Angriffen an einem Orte, an dem ich mich nicht selbst verteidigen kann, von dem berufenen Vertreter der Armee verteidigt zu werden.
>
> Ich erhebe aus diesem Grunde Beschwerde gegen Seine Exzellenz den Kriegsminister v. Einem und bitte ganz gehorsamst, diese meine Beschwerde höheren Orts unterstützen zu wollen.
>
> Dr. Lachmann, Stabsarzt der Reserve.

Gleichzeitig erbat Herr Dr. Lachmann seinen Abschied. Der Abschied wurde ihm durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 20. Juli v. J. bewilligt. Auf jene Beschwerde ist ihm ein materieller Bescheid nicht zuteil geworden.

Nun, meine Herren, frage ich Sie: sind solche Vorkommnisse nicht beklagenswert? Und ich frage Sie weiter: muß nicht in weiten Kreisen unseres Volkes auf die Dauer nicht nur das Vertrauen zu der Heeresleitung, zu dem Herrn Kriegsminister, sondern auch die Liebe und Treue zum Könige, zum angestammten Herrscherhause, verloren gehen, wenn fortgesetzt gegen den Grundsatz der Gerechtigkeit verstoßen wird, gegen den Grundsatz, auf den das Fundament des Staates beruht? (Zurufe von den Antisemiten. — Glocke des Präsidenten.)

Präsident: Ich bitte um Ruhe, meine Herren!

Eickhoff, Abgeordneter: Ich weiß wohl, daß es nicht möglich ist, von heute auf morgen derartige beklagenswerte Zustände zu beseitigen; aber wir auf dieser Seite des Hauses halten an unserer ehrlichen Ueberzeugung fest, daß hier einer Minderheit unseres Volkes ein großes Unrecht geschieht, ein Unrecht, das geradezu vergiftend auf die deutsche Volksseele wirken muß. (Zustimmung links. — Lachen bei den Antisemiten.) Wir können diese Zustände nicht ändern, wir müssen sie zu ertragen suchen, und deshalb verzichte ich meinerseits darauf, hier nochmals diese Zustände eingehend zu schildern. Aber ich kann doch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um mit einigen Herren von jener Seite eine kurze Abrechnung zu halten, die mir damals in der Debatte entgegengetreten sind.

Der Herr Abgeordnete Böckler hat das nicht nur in diesem Hause getan, sondern auch außerhalb desselben. In einer großen Volksversammlung, die hier in Berlin stattfand, — ich glaube, im April v. J. in der Hasenheide hat er u. a. folgendes ausgeführt:

> Trotz der gewaltigen Macht des jüdischen Kapitals und der jüdischen Presse stellen sich die Juden, während sie unser Volk knechten und zu Grunde richten, immer noch als die armen, verfolgten Unschuldslämmer hin.
>
> (Sehr richtig! bei den Antisemiten. — Heiterkeit.)
>
> Aus diesem Grunde halten sie sich auch den „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“. (Heiterkeit.) Der hat dieser Tage wieder einmal getagt, und da ist es über verschiedene antisemitische Abgeordnete hergegangen, leider bei verschlossenen Türen. (Heiterkeit.)

— Meine Herren, ich konstatiere, daß über diese Versammlung die Presse ausführliche Berichte gebracht hat. —

> Wir haben nämlich im Reichstag betont, daß wir keine jüdischen Offiziere brauchen können (lebhafter Beifall), und da haben die Makkabäer bei verschlossenen Türen bewiesen, daß sie die besten Soldaten sind. (Große Heiterkeit.) Leider hat Herr Eickhoff, der christlich-deutsche Professor und freisinnige Abgeordnete, soweit man aus der Versammlung erfährt, zugeben müssen, daß sich bei Beginn der Befreiungskriege die Juden z. B. Westpreußens sämtlich losgekauft haben, um nicht mitzuziehen. Er hat das aber damit zu beschönigen gesucht, daß er behauptete, auch viele Deutsche hätten sich gedrückt (Pfuirufe); so also spricht der christlich-deutsche Professor Eickhoff über sein eigenes Volk den Juden zu Liebe. (Pfuirufe. Unruhe bei den Antisemiten.)

— Warten Sie nur ruhig ab! Meine Herren, ich konstatiere: was ich vorgelesen habe, habe ich vorgelesen nach dem Bericht der „Staatsbürger-Zeitung“. (Zurufe von den Antisemiten. — Glocke des Präsidenten.)

Präsident: Ich muß durchaus bitten, daß diese Unterbrechungen aufhören von seiten einzelner Herren im Hause! (Sehr richtig! links.)

Eickhoff, Abgeordneter: Der Herr Abgeordnete Böckler sagt von sich in dem Reichstagsalmanach und in dem sogenannten Kleinen Kürschner, er habe besonders geschichtliche Studien getrieben. (Heiterkeit.) Meine Herren, wenn das wahr ist, dann wundere ich mich nur darüber, daß diese geschichtlichen Studien so wenig Erfolg gehabt haben. (Sehr gut! und Heiterkeit links.) Wäre dies der Fall, dann müßte der Herr Abgeordnete Böckler, der Geschichte studiert hat, wissen, daß ich lediglich geschichtliche Tatsachen wiedergegeben habe.

Selbstverständlich habe ich nicht gesagt, wie er behauptete, daß sich sämtliche Juden Westpreußens vom Heere losgekauft hätten; aber bei einem großen Teil der Juden ist das der Fall gewesen, und ich habe in jener Versammlung die Gründe historisch dargelegt, die jene Zustände, die ich sehr beklage, hervorgerufen haben.

Der Herr Abgeordnete Böckler hat aber ferner behauptet, ich hätte gesagt, auch viele Deutsche hätten sich gedrückt, und ich spräche so über mein eigenes Volk den Juden zu liebe.

Meine Herren, ich sehe davon ab, wie beleidigend eine solche Aeußerung für mich persönlich ist; aber auch dieser Satz beweist doch nur wieder, auf welcher Höhe die geschichtlichen Kenntnisse des „Historikers“ und Abgeordneten Böckler sich bewegen. Ich habe mich zwar nicht so geschmackvoll ausgedrückt, wie der Herr Abgeordnete Böckler es in jener Versammlung wiedergab; aber ich habe an der Hand der Geschichte den Beweis erbracht, daß zahlreiche nichtjüdische Kreise unseres Volkes sich der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1813 mit aller Kraft widersetzten. (Hört! hört! links.)

Meine Herren, Sie lesen das in der „Geschichte der Organisation der Landwehr in der Kurmark nebst den drei vorpommerschen Kreisen und in der Neumark im Jahre 1813“. Diese Geschichte ist erschienen in dem „Beiheft zum Militärwochenblatt“, das von der historischen Abteilung des Generalstabs redigiert ist und in dem Jahre 1857 hier in Berlin veröffentlicht wurde. Das Buch befindet sich leider nicht in der Reichstagsbibliothek, aber Sie werden es in der Königlichen Bibliothek in Berlin finden. In dem angeführten Buch heißt es auf Seite 34 wörtlich — ich bitte, dies verlesen zu dürfen —:

> Eines Umstandes muß hier noch gedacht werden, der zu mancherlei Mißverständnissen und Weitläufigkeiten Veranlassung gab.
>
> Seitens des Ausschusses waren nämlich bei Gelegenheit der Aushebung der Mannschaften diejenigen Leute, welche durch irgend welche triftigen Gründe von der Einstellung befreit wurden, angehalten worden, eine Summe Geld zur Landwehrkasse zu erlegen, um so auch das ihrige zu dem gemeinsamen Werke beizusteuern. Hierdurch hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein Loskaufen vom Landwehrdienst zulässig sei. Dies machte schnell

die Runde durch alle Kreise und rief eine solche Menge ähnlicher Prätensionen hervor, daß das Generalkommando sich veranlaßt fand, die Sache im Kreise Niederbarnim genau zu untersuchen und öffentlich ein solches Verfahren als unzulässig zu bezeichnen.

Ebenso heißt es — und das ist nicht minder interessant — in der „Geschichte der Landwehr erstens in dem Militärgouvernement zwischen Elbe und Weser, zweitens in dem Militärgouvernement zwischen Weser und Rhein im Jahre 1813 und 1814“, Beiheft zum „Militärwochenblatt“ für das dritte Quartal 1857, auf Seite 97:

> Außerdem waren die Ostfriesen unkriegerisch durch die Gewohnheit. Mit gestähltem Körper, patriotisch gesinnt und dem Könige treu ergeben, waren sie gute Soldaten, sobald sie bei der Fahne waren; von Desertion ist hier auch nie die Rede gewesen. Aber die Gewohnheit hielt sie zurück, Soldat zu werden, wie die wenigen Freiwilligen, die sich meldeten, beweisen, während es an Opfern für die gute Sache, wie später gezeigt werden wird, keineswegs fehlte. Es wurden allerlei Petitionen um Verringerung der eingeschriebenen Mannschaft, um Gestattung von Stellvertretung, um Befreiung vom Dienst gegen Erlegung von 35 Louisdor und dergleichen mehr eingebracht. Die Gewohnheit im Lande war aber so stark, daß selbst die patriotische Generalkommission nicht immer abgeneigt war, auf solche Petitionen einzugehen, und daß es zur Ablehnung derselben wiederholt des Militärgouvernements bedurfte.

Meine Herren, diese Beispiele mögen genügen. Diese Beispiele beweisen, was jedem Historiker längst bekannt ist, und was jedem von Ihnen, der objektiv urteilt, einleuchtend sein wird; sie beweisen, daß die Liebe zum Gemeinwesen, zum Vaterlande, dasjenige, was der moderne Mensch mit „Patriotismus“ bezeichnet, etwas historisch gewordenes ist. (Sehr richtig! links.) Erst mit den Rechten der Bürger entsteht auch das Gefühl der Pflicht für das Gemeinwesen, den Staat im modernen Sinne. (Sehr richtig! links.) Meine Herren, die Ereignisse, die sich gerade jetzt auf ostasiatischen Kriegsschauplatz abspielen, beweisen die Wahrheit dieses Satzes. Ich will Ihnen aber noch ein einziges Zeugnis dafür anführen, das vielleicht sogar dem Herrn Abgeordneten Böckler einwandfrei erscheinen wird. Meine Herren, Heinrich von Treitschke spricht sich in seiner „Deutschen Geschichte“, im ersten Band auf Seite 41, über diese Frage aus. Dort ist die Rede von König Friedrich Wilhelm I., der bekanntlich schon die Anfänge der allgemeinen Wehrpflicht durch das sogenannte Kantonreglement geschaffen hat. Heinrich von Treitschke sagt darüber:

> Das Kantonreglement von 1733 verkündete die Regel der allgemeinen Dienstpflicht. Freilich nur die Regel; der Gedanke war noch unreif, da die lange Dienstzeit jener Epoche ihm schnurstracks zuwiderlief. Die Armut des Landes und die Macht der ständischen Vorurteile zwangen den König, zahlreiche Ausnahmen zuzulassen, und selbst die also beschränkte Wehrpflicht konnte nicht vollständig durchgeführt werden. Unbesiegbar blieb der stille Widerstand gegen die unerhörte Neuerung, der Abscheu des Volkes vor dem langen und harten Dienste. Selten gelang es, mehr als die Hälfte des Heeres mit einheimischen Kantonisten zu decken; der Rest ward durch Werbungen gedeckt. (Hört! hört! links.)

Meine Herren, das ist die historische Wahrheit.

Nun aber hat der Herr Abg. Böckler in jener Rede weiter ausgeführt:

> Zum Schluß aber hat Herr Eickhoff wieder das Märchen aufgewärmt, schon Kaiser Friedrich habe den Antisemitismus die Schmach des Jahrhunderts genannt. Ich fordere Herrn Abgeordneten Eickhoff hierdurch öffentlich auf, den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, die erst nach dem Tode Kaiser Friedrichs von den Juden aufgebracht ist. Wir protestieren dagegen, daß man durch dies Märchen den Kaiser Friedrich noch im Grabe beschimpft und Tausende von deutschen Männern und Frauen beleidigt (stürmischer Beifall).

Meine Herren, demgegenüber stelle ich noch einmal fest, was lange vor dem Tode des Kaisers Friedrich in vielen Kreisen unseres Volkes, ja ich möchte sagen, in ganz Deutschland, bekannt war, daß dieser edle Herrscher im Jahr 1880 in einer Sitzung der Viktoria-Invalidenstiftung in Berlin gegenüber dem Geheimen Kommerzien- und Stadtrat Magnus die damalige antisemitische Bewegung für eine Schmach unserer Zeit erklärt und diese Aeußerung am 15. Januar 1881 ebenfalls in einer Sitzung der Viktoria-Invalidenstiftung demselben Herrn gegenüber bestätigt hat. Vielleicht, meine Herren, wird demnächst das große Memoirenwerk, das die verewigte Kaiserin Friedrich hinterlassen haben soll, darüber näheren Aufschluß geben.

Meine Herren, damit gehe ich über Herrn Böckler zur Tagesordnung über (Heiterkeit) und wende mich zum Schluß noch mit einem kurzen Wort gegen Herrn Liebermann von Sonnenberg. Freilich habe ich nicht die Absicht, mich in eine Polemik über die Judenfrage mit ihm einzulassen. Diese Frage existiert für mich nicht. Ich will ihm vielmehr nur eine Angelegenheit ins Gedächtnis zurückrufen, die er vergessen zu haben scheint. Meine Herren, Herr Liebermann von Sonnenberg, der, wie ich sehe, vor mir steht, hat in der Sitzung vom 7. März vorigen Jahres einem jüdischen Bürger aus Bonn, einem ehemaligen Husaren, dem Herrn Bier, den schweren Vorwurf gemacht, er habe sich gebrüstet, Ritter des Eisernen Kreuzes zu sein ohne es zu besitzen, er habe seinen früheren Chef, den jetzigen Generalfeldmarschall Freiherrn von Loë, mit dem Eisernen Kreuz getäuscht. Meine Herren, es ist doch gut, daß ich Ihnen jene Worte vorlese, die der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg damals gesprochen hat:

> Wie es mit den Eisernen Kreuzen bei den Juden manchmal zugeht, dafür brauchte sich der Herr Kollege Eickhoff doch nur zu entsinnen auf den Fall Moses Bier. Moses Bier ist viele Jahre hindurch auf den Straßen umhergelaufen und hat seinen alten Kommandeur, den jetzigen Generaloberst von Loë, bei jedem Zusammentreffen begrüßt. Er hat es verstanden, durch lange Jahre hindurch den alten Herrn, der ihm jedesmal wohlwollend die Hand reichte, weil er ihn für einen Ritter des Eisernen Kreuzes hielt, in dieser Meinung zu erhalten, sodaß der hochgestellte Offizier in einer Rede sogar einmal auf diesen Moses Bier exemplifizierte. Dann stellte sich aber heraus, daß besagter Moses Bier sich das Eiserne Kreuz selbst verliehen hatte.

— Natürlich: „Heiterkeit rechts.“ (Zuruf von den Antisemiten.) — Der Herr Abg. Liebermann von Sonnenberg rief eben „sehr richtig! Ich sage demgegenüber: diese Ihre Behauptung ist objektiv unwahr. (Hört! hört! links.)

Meine Herren, vor mir liegt ein Schreiben, das genau vier Tage nach der Rede des Herrn Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg der jetzige Feldmarschall v. Loë aus Bordighera unter dem 11. März in dieses Haus gesandt hat, und in dem eine Richtigstellung der Worte des Herrn Liebermann v. Sonnenberg erfolgt ist. (Zuruf von den Antisemiten.) Ich bitte den Herrn Präsidenten, aus diesem Briefe einige Worte verlesen zu dürfen. (Zuruf von den Antisemiten.) — Kommt gleich! —

> General v. Loë

— der im Kriege Husarenoberst war —

> hat sich allerdings, als er in seiner Rede am 19. Juni 1902 in Bonn die Dekorierung des p. Bier erwähnte, in einem Irrtum befunden. Dieser Irrtum sei aber einzig und allein seine Schuld. (Hört! hört! links.) p. Bier war nämlich vorgeschlagen, dann erhielt Loë die Brigade und glaubte nachher, die Dekorierung sei auch erfolgt. Was den p. Bier beträfe, so habe dieser weder vor der Rede von seiner Dekoration gesprochen, noch nachträglich die fälschliche Darstellung unterstützt. (Hört! hört! links.) Vielmehr sei er nachher sofort zum General v. Loë gekommen und habe persönlich den Irrtum aufgeklärt. (Hört! hört! links.)

Meine Herren, das ist die Wahrheit.

Nun hätte man erwarten sollen, daß der Herr Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg, von dem ich annehmen muß, daß ihm dieses Schreiben seit beinahe Jahresfrist bekannt ist (hört! hört! links), der Wahrheit die Ehre gegeben und an derselben Stelle, wo er so schwere Vorwürfe gegen einen unbescholtenen Bürger, einen Veteranen, erhoben hatte, diese Vorwürfe zurückgenommen hätte, wie es nach meiner Meinung Pflicht jedes Ehrenmannes ist. (Sehr richtig! links.) Meine Herren, ich bedaure, sagen zu müssen, daß der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg bis zu dieser Stunde diese Pflicht versäumt hat. (Zuruf von den Antisemiten.) Meine Herren, der Herr Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg kann sich nicht damit entschuldigen, daß ihm die Gelegenheit dazu gefehlt habe. Ich habe die Ueberzeugung, daß ihm unser verehrter Herr Präsident an dem ersten besten Tage vor der Tagesordnung Gelegenheit dazu gegeben hätte, diese Ehrenerklärung für den unbescholtenen Bürger abzugeben. (Sehr richtig! links.) Aber der Herr Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg hat auch bei der ersten Lesung des Etats am 6. Dezember vorigen Jahres das Wort ergriffen und sich u. a. über Heeresfragen geäußert. Dabei hat er auch von der Wehrsteuer gesprochen und folgende Bemerkung gemacht:

> Ich glaube man könnte so weit gehen, gewisse Leute vom Dienst im Heer gesetzlich zu befreien, die wohl zahlen können, aber nicht dienen möchten. Die Judenschaft würde sehr wohl damit einverstanden sein, wenn sie vom Militärdienst befreit und dafür entsprechend eingeschätzt würde. (Sehr richtig! bei den Antisemiten.

— Sehr unrichtig, meine Herren! Der verehrte Herr Kollege Schrader hat damals schon diese neue Beleidigung unserer jüdischen Bürger in ihre Schranken zurückgewiesen. Der Herr Kollege Schrader hat damals mit Recht gesagt: die Sache läge gerade umgekehrt; unsere jüdischen Mitbürger verlangten gar nicht, daß sie vom Militärdienst befreit werden, sondern sie verlangten nur, daß, wenn sie ihrer Dienstpflicht genügen, sie dann nicht bei Ausübung dieser Heerespflicht zurückgesetzt werden. (Sehr richtig! links.)

Meine Herren, diese neue Behauptung des Herrn Abgeordneten v. Liebermann fällt natürlich genau so in sich zusammen wie die anderen Behauptungen. Aber das ist schließlich nebensächlich. Für mich beweist das ganze Verhalten des Herrn Abgeordneten v. Liebermann nur eins: es beweist für mich, wohin Rassenhaß und Glaubenshaß schließlich führen müssen. Ich meinerseits werde, solange ich die Ehre habe an dieser Stelle zu stehen, nicht aufhören, diese Schmach des Jahrhunderts zu bekämpfen, und deshalb gestatten Sie mir, mit einem Worte zu schließen, das unser berühmter Landsmann Karl Schurz vor einiger Zeit seinen jüdischen Mitbürgern in Amerika zurief:

> Der Antisemitismus ist eine der traurigsten, verächtlichsten, feigsten Betätigungen des menschlichen Geistes. Es ist eine Geistesrichtung, unter welcher Sie in der alten Welt zu leiden gehabt haben. Leider fehlt sie, wie zugegeben werden muß, nicht ganz auch in diesem Lande. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß, je weniger die Juden sich in politischer wie sozialer Beziehung von ihrer Umgebung absondern, desto weniger Grund — nein, ich will nicht sagen Grund, denn es kann keinen Grund geben —, also richtiger, desto weniger Vorwände wird man haben für das Vorhandensein einer antisemitischen Gesinnung. Wenn Sie diese zu entwaffnen wünschen, dann zeigen Sie es möglichst klar, daß das höchste Ziel der Juden die Wohlfahrt des Volkes ist, in dessen Mitte sie leben, und des Landes, das ihre Heimat geworden ist. (Brava! links. Zurufe von den Antisemiten.)

Meine Herren, ich hoffe nicht nur, nein, ich bin fest überzeugt, daß die deutschen Juden diesen Mahnruf unseres berühmten Landsmanns allezeit beherzigen werden. (Lebhafter Beifall links.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Bevollmächtigte zum Bundesrat, Königlich preußische Staats- und Kriegsminister, Generalleutnant v. Einem, genannt v. Rothmaler.

Preußischer Kriegsminister, Generalleutnant von Einem genannt von Rothmaier:

Meine Herren! Der Herr Vorredner hat mir soeben den Vorwurf gemacht, ich hätte Angriffe auf deutsche Soldaten, die in diesem Hause gegen sie gerichtet worden, nicht zurückgewiesen, mich nicht gegen sie gewendet. Nun, ich erinnere mich nicht, daß der Herr Abg. von Liebermann oder der Herr Abg. Böckler irgend eine Behauptung aufgestellt hätten, dahingehend, daß jüdische Soldaten sich in unserem letzten Feldzuge schlecht geschlagen oder sich als feig gezeigt hätten. Ich erinnere mich auch nicht, daß eine Äußerung gefallen wäre, daß die jüdischen Soldaten, die jetzt im Heere dienten, schlecht dienten oder in irgend einer Weise ihre Dienstpflicht verletzten. Ich habe nur gehört, daß der Herr Abg. Böckler im vergangenen Jahre — wie er meinte, aus seinen Gerichtsstudien — uns vorgeführt hat, wie „seine Juden“, wie er sie nannte, sich im Jahre 1813 benommen hätten. Meine Herren, das waren historische Rückblicke, und ich glaube, ich war wohl nicht verpflichtet, dagegen vorzugehen. Ich glaube, daß der Herr Abgeordnete Eickhoff mir nicht zumuten kann, daß ich alles das weiß, was er eben aus Broschüren oder sogar aus dem „Militär-Wochenblatt“ von 1837 oder 1857 hier vorgelesen hat. (Sehr richtig! rechts. Zurufe links.) Ich habe in meiner Schwadron in meinem Regiment auch jüdische Soldaten gehabt, und ich kann nur erklären: sie haben gut gedient. (Hört, hört! und Zurufe links.) — Gewiß, das erkläre ich. (Erneuter Zuruf links: „Vorher!“ Glocke des Präsidenten.) — Ich kann nichts vorher erklären, wenn ich nicht gefragt bin, sondern erst nachher. (Sehr richtig! rechts.) Also wenn ich das Bewußtsein gehabt hätte, daß jetzt im Heere dienende jüdische Soldaten angegriffen worden wären, so würde ich gebeten haben, mir bestimmte Fälle zu nennen; dann würde ich versucht haben, das aufzuklären und, wenn ich es aufgeklärt hätte, entsprechend zurückgewiesen haben.

Aber Sie können nicht von mir verlangen, daß ich auf irgend welche historischen Rückblicke antworte und dieselben zurückweise, schon deshalb nicht, weil mir das Material zu solcher Zurückweisung vollständig fehlt. (Beifall rechts und in der Mitte.)

Am folgenden Tage, in der Sitzung vom 23. d. M., wurde die Debatte fortgesetzt:

Eickhoff, Abgeordneter: Meine Herren, ich denke, ich kann die Herren Liebermann v. Sonnenburg und Böckler ruhig ihrem Schicksal überlassen. (Sehr richtig! links. Lachen rechts.) Sachlich haben sie mir nichts zu erwidern gewußt (sehr richtig! links), aber sie haben sich infolge der Abfertigung, die ich ihnen gestern in gebührender Weise zu teil werden ließ, secundum ordinem, in einen Sumpf gestürzt, um ihre Wunden zu kühlen. Ich meinerseits verspüre keinerlei Neigung, ihnen dahin zu folgen, und wende mich noch mit einem kurzen Worte an den Herrn Kriegsminister.

Meine Herren, der Herr Kriegsminister hat sich, wie ich zunächst konstatieren muß, über das Verhältnis des Gardekorps zur Linie, daß ich gestern ausführlich erörtert habe, mit keiner Silbe geäußert. Ich meine, dieses Schweigen sei überaus beredt.

Meine Herren, der Herr Kriegsminister hat mir dann — ich kann mich leider nur auf den Bericht der Kreuzzeitung berufen — folgendes entgegnet:

> Der Vorredner hat mir soeben einen Vorwurf gemacht, ich hätte Angriffe auf deutsche Soldaten, die in diesem Hause auf sie gerichtet waren, nicht zurückgewiesen. Ich erinnere mich nicht, daß der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg oder der Abgeordnete Böckler irgend eine Behauptung aufgestellt hätten, daß jüdische Soldaten sich in unserem letzten Feldzuge schlecht geschlagen, oder oder sie als feige bezeichnet hätten. Ich erinnere mich auch nicht. daß eine Aeußerung dahin gefallen sei, daß die jüdischen Soldaten die jetzt im Heere dienten, schlecht dienten oder in irgend einer Weise ihre Dienstpflicht verletzen.

Nun, meine Herren, ich könnte den Herrn Kriegsminister auf die beiden soeben gehörten Reden verweisen. Ich will ihn aber lieber an jene Rede erinnern, die eben der Herr Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg am 7. März v. J. hier in diesem Hause hielt, und in der er unter anderem folgendes ausführte:

> Es ist nicht der jüdische Glaube, um dessen willen man jüdische Rekruten und Freiwillige in der Armee nicht gern sieht, sondern die jüdischen Rasseneigentümlichkeiten sind es, für die die Juden nichts können, die aber durch tausendjährige Inzucht bei ihnen inkorniert sind. An sich trifft sie deswegen kein Vorwurf; aber daß man sich die Front nicht gern verderben lassen will (große Heiterkeit rechts)

— in die, wie ich damals konstatierte, der Ministertisch leider einstimmte —

> durch Einstellung solcher Freiwilligen, das kann ich jeden Hauptmann durchaus nachfühlen.

Also, meine Herren, man, d. h. doch die Offiziere unserer Armee, z. B. die Hauptleute, wollen sich nicht gern die Front durch jüdische Soldaten verderben lassen, weil sie, um mit dem Herrn Kriegsminister zu sprechen, „schlecht dienen“. Ich meine, wenn das keine schwere Beleidigung gegen alle jüdischen Soldaten ist, einerlei, ob sie Gemeine oder Sanitätsoffiziere sind, dann weiß ich es nicht. Da handelt es sich garnicht um historische Rückblicke, von denen der Herr Kriegsminister mir gegenüber sprach — darauf brauchte er nicht einzugehen; wohl aber war er nach meiner subjektiven Auffassung an dieser Stelle und in diesem Momente verpflichtet, er, der an der Spitze unserer Heeresverwaltung steht und das Heer in diesem Saale zu vertreten hat, — er war nach meiner Auffassung dazu verpflichtet, einer solchen beleidigenden Aeußerung mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und unsere jüdischen Mitbürger, die dem Heere angehören, dagegen zu schützen. (Sehr richtig! links.)

Meine Herren, daß der Herr Kriegsminister dazu in der Lage war, das hat er doch gestern bewiesen, indem er erklärte, in seinem Regimente hätten die jüdischen Soldaten gut gedient. Aus meiner Nähe wurde ihm sofort zugerufen: warum haben Sie das im vorigen Jahre nicht gesagt? Und nun wiederhole ich die Frage an den Herrn Kriegsminister: warum hat er im vorigen Jahre geschwiegen und sich nicht seiner jüdischen Kameraden angenommen? Das ist doch klar: durch dieses Schweigen hat der Kriegsminister, um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, aufs neue die Bezirkskommandeure in ganz Preußen in den Glauben gestärkt, daß man jüdische Vizefeldwebel, die zu Reserveoffizieren sich wohl qualifizieren, die militärisch durchaus qualifiziert sind, dennoch nicht zu Reserveoffizieren vorschlagen dürfe. Daß dies seit Jahren, ja seit Jahrzehnten nicht mehr geschieht, ist und bleibt eine unbestrittene Tatsache, und ich kann deshalb darauf verzichten, auf Einzelfälle einzugehen, die berechtigtes Aufsehen erregt haben. Ich behaupte aber nach wie vor: durch dieses Verfahren wird immer wieder gegen den Grundsatz der Gerechtigkeit verstoßen (sehr richtig! links), auf dem nicht bloß das Fundament unseres gesamten Vaterlandes, sondern auch das des Heeres selber beruht.

Meine Herren, wenn heute jüdische Einjährige wegen i[h]res Glaubens — darum handelt es sich allein; denn wenn sie zum Christentum übertreten, stehen ihnen bekanntlich alle Tore offen; wie viele Herren auf der Rechten dieses Hauses und am Ministertische, bis in die höchsten Stellen hinein, gibt es nicht, die jüdischen Familien entstammen, die vielleicht sogar noch von einer jüdischen Mutter geboren sind (sehr richtig! links), und wenn sie hier diesen antisemitischen Späßen immer wieder zujubeln, dann spotten sie ihrer selbst und wissen nicht wie! — ich sage also, meine Herren, wenn heute jüdische Einjährige wegen ihres Glaubens zurückgesetzt und ausnahmslos, wenigstens in Preußen, nicht zum Reserveoffizier befördert werden, so kann das morgen vielleicht wiederum den katholischen Einjöhrigen passieren; ja, es ist ihnen schon passiert, wie eine Interpellation bewiesen hat, die vor einigen Jahren der Herr Abgeordnete Trimborn aus diesem Grunde einbrachte. Meine Herren, ich will Sie nur kurz daran erinnern: es handelte sich damals um zwei Söhne eines hochgeachteten katholischen Juristen in Köln, Söhne, die in Bonn Mitglieder einer katholischen Verbindung gewesen waren, und es handelte sich dabei um einen Vater, der selbst als Offizier sich im Feldzug ausgezeichnet hatte. Meine Herren, glauben Sie wirklich, daß solche Fälle sich nicht wiederholen können? Ich meinerseits hege diesen Glauben nicht, und darum sage ich noch einmal: das ganze Verfahren, wie es gegenüber den jüdischen Mitbürgern seitens der Heeresverwaltung, einerlei, ob es sich um Einjährig-Freiwillige oder um Zwei- oder Dreijährige handelt, geübt wird, dieses ganze Verfahren widerspricht nach meiner ehrlichen Ueberzeugung der preußischen Verfassung; denn in Art. 12 der preußischen Verfassung heißt es: der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnis, und den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen. Meine Herren, ein solches Verfahren aber ist vor allem geeignet, wie nicht scharf genug betont werden kann, die Grundlagen unseres Heeres zu erschüttern, auf dem die Wehrkraft und Sicherheit unseres Vaterlandes beruht. (Sehr richtig! links.) Und deshalb halte ich es geradezu für eine vaterländische Pflicht, auf diesen wunden Punkt in unserem Heerwesen hinzuweisen und an den Herrn Kriegsminister die dringende Mahnung zu richten, an seinem Teil dazu beizutragen, daß hier endlich Wandel geschaffen werde. (Lebhaftes Brava links.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Bevollmächtigte zum Bundesrat, Königlich preußische Staats- und Kriegsminister, Generalleutnant v. Einem.

Preußischer Kriegsminister, Generalleutnant von Einem genannt von Rothmaler:

Meine Herren: Dieser Mahnung in den letzten Worten des Herrn Abg. Eickhoff hätte es überhaupt gar nicht bedurft. (Sehr richtig! rechts) Wenn der Herr Abg. Eickhoff eben vorgelesen hat, der Herr Abg. Liebermann von Sonnenberg habe ausgeführt — wenn ich ihn richtig verstanden habe, es war etwas unruhig, ich konnte es nicht genau hören —, man nehme jüdische Freiwillige nicht gerne an, um sich die Front nicht zu verderben, ja, meine Herren, so hat dieser Satz doch eigentlich gar keine Bedeutung; denn der Betreffende hat ja gar nicht das Recht, jüdische Einjährig-Freiwillige zurückzuweisen. Sie sehen, in allen Regimentern, wo die jüdischen Freiwilligen dienen wollen, da dienen sie; sie haben das Recht, sich den Truppenteil auszuwählen und können nicht abgewiesen werden. (Sehr richtig! rechts.) Der Herr Abgeordnete Eickhoff hat gestern gesagt, ich hätte in allen Dingen, die mir zugegangen wären, sachlich entschieden. Ja, Herr Abg. Eickhoff, ich erinnere Sie an den Fall, wo ein Hauptmann gesagt hatte: „Ich nehme Sie nicht, weil Sie ein Jude sind". Ich habe sofort festgestellt: das ist durchaus falsch, und hier muß Remedur eintreten. Meine Herren, ich möchte auf die letzten Worte des Herrn Abg. Eickhoff noch ganz kurz eingehen. Ich habe einem jüdischen Herren, der bei mir war, und der mich fragte, was er machen solle, um seinen Sohn zum Reserveoffizier befördert zu sehen, einfach gesagt: Stellen sie ihn zur Wahl bei dem betreffenden Landwehroffizierkorps. Darauf hat er mir gesagt: Ja, ich bin zweifelhaft, ob sie ihn wählen wollen. Meine Erwiderung war: Sie wohnen in einer Stadt, wo das Judentum tatsächlich besonders floriert und eine Rolle spielt, warum sollte Ihr Sohn dort nicht gewählt werden? Nein, das glaube ich nicht, sagte er, sie wählen ihn nicht. Darauf habe ich ihm gesagt: Dann schicken Sie Ihren Sohn an das und das Bezirkskommando, dort ist ein großes Reserve- und Landwehroffizierkorps, und das besteht durchaus nicht nur aus Beamten und aus Angehörigen der sogenannten höheren Stände, ich will mal sagen, Gutsbesitzer, sondern hauptsächlich aus Kaufleuten, Lehrern und ist zusammengesetzt aus Elementen auch liberaler politischer Richtung. (Zuruf.) Da hat er mir gesagt, das ist ein sehr guter Rat, ich werde ihn befolgen. Der junge Mann ist dorthin versetzt, diente dort einige Zeit, nicht als Soldat, sondern in einer andern Branche, als Beamter, und stellte sich dann zur Wahl. Der Vater kam wieder zu mir und sagte: mir ist bekannt geworden, daß bei der Wahl, die ablehnend ausfiel, einige Stimmen gewesen sind, die sich dahin ausgesprochen haben: ich wähle ihn nicht, weil er Jude ist. Ich habe sofort an den kommandierenden General geschrieben, obgleich ein Vertrauensbruch vorlag, denn der Vater durfte dies nicht erfahren, da die Wahl geheim ist. Ich habe also sofort an den kommandierenden General geschrieben und habe ihm gesagt, das ist unmöglich ein Grund, um einen jungen Mann, der das Qualifikationsattest zum Reserveoffizier hat, abzuweisen. Der kommandierende General ist sofort meiner Meinung gewesen, hat die Wahl aufgehoben und ordnete eine Neuwahl an, sofern sich der betreffende junge Mann wieder zur Wahl stellen wollte. Letzterer sagte zu. Meine Herren, dieses gesamte, aus so verschiedenen Klassen zusammengesetzte Reserve- und Landwehroffizierkorps hat nun den jungen Mann einstimmig abgelehnt. (Hört! hört!) Weder der kommandierende General noch ich hatten nun Mittel, diesem jungen Mann seinen Wunsch, Reserveoffizier zu werden, zu erfüllen.

Meine Herren, ich möchte den Herrn Abg. Eickhoff auf ein mir wenigstens etwas wunderbares Verhältnis aufmerksam machen. Ich glaube, daß die Armee, daß das Offizierkorps und auch das Reserveoffizierkorps nirgends so wenig liebevoll behandelt wird als wie in den Blättern, welche unter jüdischer Leitung stehen (sehr richtig! rechts) oder von jüdischem Gelde subventioniert werden. (Sehr wahr! rechts.) Meine Herren, ich persönlich habe den Eindruck. Ich überlasse es jedem, ob dieser Eindruck ein richtiger ist. Die Hetze gegen das Offizierkorps — das bekenne ich sehr gern — hat nachgelassen, aber tatsächlich wird immer noch gesagt, das Offizierkorps vergeht in Luxus, steht nicht mehr auf der Höhe wie früher, widmet sich nicht mehr so seinem Dienst; ferner wird gesagt, das Reserveoffizierkorps ist schuld daran, daß unser ganzer Beamtenstand eigentlich zu leiden hat, weil dieses Reserveoffizierkorps in einem gewissen Verhältnis immer zu dem Militär steht, das hat uns geradezu in unserer Kultur zurückgebracht. Meine Herren, dieselben Blätter, die diese Aeußerungen machen, sind nun meines Erachtens auch diejenigen, welche immerfort schreiben und wünschen, daß jüdische Freiwillige Reserveoffiziere werden. (Sehr richtig! rechts.) Meine Herren, hierin liegt nach meiner Meinung ein Widerspruch. (Sehr richtig! rechts.) Warum wünschen denn diese Blätter, die das Offizierkorps als ein verkommenes hingestellt haben, die das Offizierkorps in seiner ganzen Tätigkeit angreifen, in die Reihen dieses Offizierkorps einzudringen? (Zuruf des Abg. Eickhoff — Zurufe.) Meine Herren, widerlegen Sie mich nachher. Ich habe diesen Eindruck. Wollen die Herren dieses von ihnen angefeindete Offizierkorps oder Reserveoffizierkorps nun bessern? (Heiterkeit rechts) Das wäre sehr edel. Aber dazu sind sie wirklich zu wenig. Oder tun sie es, um kriegerische Lorbeeren zu gewinnen? (Heiterkeit rechts.) Nun, dieselben Blätter sind wieder diejenigen, die immer den ewigen Frieden predigen (sehr richtig! rechts) und die uns sagen, ihr braucht gar keine starke Armee, das ist gar nicht notwendig, wir sind ja gar nicht bedroht; nie ist eine Militärvorlage so unzeitig vorgebracht worden wie die jetzige. Ja, meine Herren, ich kann es mir nicht erklären, wie dieser Widerspruch sich lösen läßt. Ich muß mich offen dahin aussprechen, mir macht diese Hetze oder, ich will mich nicht so scharf ausdrücken, diese Auseinandersetzung zwischen den Herren Antisemiten und den Herren von drüben (nach links) recht wenig Spaß.

Meine Herren, die Juden sind der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen wie alle andern, sie müssen dienen, und ich muß offen sagen: ich habe nicht gehört, daß sie schlecht dienen. (Sehr gut! links.) Das mag sehr gut möglich sein, daß manchem Offizier, ja auch manchem Mann — denn das werden Sie mir zugeben, daß nicht nur in den höher gestellten Kreisen, sondern bis tief in die Bevölkerung hinein ein Gegensatz gegen die Juden besteht (sehr richtig!) —, dieser jüdische Kamerad nicht gefällt, aber er muß ertragen werden. (Heiterkeit.) Ja, meine Herren, ich sage nicht etwa, von mir „ertragen werden", sondern, ich meine, von denen, die ihn nicht wollen. Auf diese beziehe ich das „von denen muß er ertragen werden"; er muß ertragen werden auch von dem Herrn Abg. Boeckler. (Heiterkeit.) Also, gegen die jüdischen Soldaten ist nichts zu sagen, und ich bin der Ueberzeugung, meine Herren, daß sie auch tatsächlich überall ihre Schuldigkeit im Frieden tun und daß sie sie auch im Krieg tun würden. (Sehr richtig! links.)

Meine Herren, Sie können sich darauf verlassen, daß ich überall da, wo mir Klagen darüber gegenüber getreten sind, daß Einjährig-Freiwillige nicht zu Reserveoffizieren befördert worden sind, daß Unteroffiziere nicht das Qualifikationsattest bekommen hätten, diesen Klagen auf das gewissenhafteste nachgegangen bin. Meine Herren, ich habe mir die Zeugnisse kommen lassen, und ich habe immer gefunden: der junge Mann ist aus den und den Gründen, die genau angegeben waren, nicht geeignet, zum Reserveoffizier befördert zu werden. Meine Herren, ich habe dem vorher erwähnten Herrn, der sich vielleicht nach dieser Rede beim Herrn Abg. Eickhoff melden wird, gesagt: Sie können jedem sagen, der es hören will, daß die jüdische Religion unter keinen Umständen einen Grund abgeben kann, Juden nicht zu befördern.

Meine Herren, ich von meinem Standpunkt aus glaube sonach, vollkommen meiner Pflicht genügt zu haben, und mehr, glaube ich, können Sie von mir nicht verlangen. (Beifall rechts und in der Mitte.)

* * *

Zu der Debatte im Reichstage über die Stellung des Kaisers Friedrich zum Antisemitismus wird der „Voss. Ztg." von authentischer Seite Folgendes geschrieben:

Im Winter 1880/81 trat die Judenhetze mit verstärkter und erneuter Kraft auf, hervorgerufen durch einige absichtliche Aufreizungen in der Oeffentlichkeit durch fanatische Antisemiten. Die Sache hatte auch die Lehrerschaft Berlins ergriffen; der damalige Stadtschulrat Dr. Cauer nahm Stellung zu der Frage, sowohl in der Stadtverordnetenversammlung, wie in einer Erklärung, daß er diejenigen Lehrer entlassen würde, welche die Judenfrage in die Schule hineintragen würden. Seine klare und unzweideutige Haltung regte nicht allein die damaligen noch mächtigen Stöckerianer auf, sondern rief auch den Widerstand jener Lehrer hervor, die sich nicht mit der Toleranz des Stadtschulrats dem Judentum gegenüber einverstanden erklärten. Im Einverständnis mit dem Oberbürgermeister Forckenbeck erfolgte ein festes und entschiedenes Votum der Lehrerschaft gegenüber, daß der Grundsatz, die Schule frei von jeglicher Agitation zu halten, mit aller Energie durchgeführt werden würde. Auf Wunsch von mehreren Seiten entschloß sich Dr. Cauer, trotzdem er sich schon leidend fühlte, in einem Vortrage die Gedanken Lessings in „Nathan dem Weisen" im Hinblick auf Christentum und Judentum dem Publikum wieder einmal ans Herz zu legen. Einige Tage vor dem Vortrage erhielt Dr. Cauer die Nachricht, daß der Kronprinz mit seiner Gemahlin und seiner Umgebung dem Vortrage beiwohnen würden. Jedermann empfand die Ankündigung als das, was sie auch sein sollte, als eine Kundgebung gegen die herrschende Hetze, die bis in die höchsten Kreise hinein von der Stöckerschen Clique vollführt wurde. Das kronprinzliche Paar erschien zu dem Vortrage. Sowohl der Kronprinz wie seine Gemahlin drückten ihre Zustimmung zu dem Verhalten des Stadtschulrats aus und gaben der Hoffnung Raum, daß die Lessingschen Ideen Gemeingut des Volkes werden möchten.

* * *

Unter der Spitzmarke: „Wie man's machen muß" wird der „Frkf. Ztg." zu diesen Verhandlungen noch geschrieben:

Der preußische Kriegsminister v. Einem hat in den jüngsten Reichstagsverhandlungen ein sonderbares Bekenntnis abgelegt: das von der Ohnmacht der obersten Militärbehörden gegenüber den Wünschen und Ansichten ihrer Untergebenen. Die ganze Disziplin des deutschen Heeres scheint plötzlich auf den Kopf gestellt; untergebene Körperschaften beschließen, und der Herr Kriegsminister erklärt achsel-

zuckend: „Da läßt sich nichts machen!" Freilich handelt es sich dabei um etwas ganz Besonderes, nämlich um die Wahl jüdischer Vizefeldwebel zu Reserveoffizieren. Wenn da das Offizierkorps beschließt, daß es keine Juden unter sich haben wolle, so stehen dem Kriegsministerium keinerlei Mittel zu Gebote, die Herren zu moderneren Anschauungen zu bekehren. Denn die Wahl ist frei. Da sei es denn gestattet, dem Herrn Kriegsminister mit einer Geschichte zu Hilfe zu kommen, die von dem ehemaligen Kavalleriegeneral v. Edelsheim-Gyulai, dem Reorganisator der österreichischen Kavallerie, einem geborenen Badenser, erzählt wird. Eines Tages erschien bei dem General ein ihm bekannter jüdischer Herr und beschwerte sich über eine Zurücksetzung, die seinem Sohne widerfahren sei. Der Sohn habe in einem Husaren-Regiment als Einjährig-Freiwilliger gedient, sich tadellos geführt, alle Prüfungen bestanden, sei bis zum Vizewachtmeister avanciert, plötzlich aber bei der Wahl zum Offizier weigere sich das vornehme Offizierkorps, den Juden in seine Reihen aufzunehmen. Herr v. Edelsheim schickt den betrübten Vater weg; er werde die Sache schon in Ordnung bringen. Der Oberst des fraglichen Regiments wird beauftragt, die Wahl wiederholen zu lassen und die Herren Offiziere dahin zu verständigen, daß es in der Armee nur Soldaten, nicht aber Juden und Christen gebe, und daß jeder, der seine Pflichten erfülle, ein Anrecht auf jegliche Beförderung und Auszeichnung habe. Der Oberst ordnet die Neuwahl an, die — wiederum die einstimmige Ablehnung des unwillkommenen Kameraden ergibt. Am nächsten Tag erhielt der Oberst das bekannte blaue Briefchen, ebenso der Bezirkskommandant; beide mit der Motivierung, daß sie es nicht verstanden hätten, in ihrem Regiment, resp. ihrem Bezirk den Geist zu pflegen, den die Armeeleitung verlange. Unter dem neuen Obersten und dem neuen Bezirkskommandanten wurde dann merkwürdigerweise der Jude sofort zum Offizier gewählt. Es bedurfte also nur einer einzigen nachdrücklichen Aktion zu Gunsten der Gleichberechtigung in der Armee, und sie war tatsächlich durchgeführt. Solange aber Obersten und Kommandeure bis herab zum gewöhnlichen „L. d. R." liebevolles Verständnis für ihre Antipathie gegen jüdische Kameraden bei der obersten Armeeleitung finden, solange der Jude nur „ertragen" werden muß — obgleich er seinen Dienst ja „freudig" und „stolz" zu tun hat — solange vor allem aktive jüdische Offiziere in der Armee nicht zu finden sind, so lange werden auch die letzten Provinzkommandos es für eine Ehrensache halten, den „unebenbürtigen" jüdischen Aspiranten zurückzuweisen, wenn er überhaupt in die Lage kommt, sie mit einem Gesuche zu behelligen. (Gewöhnlich wird ja schon in einem früheren Stadium des Avancements dafür gesorgt, daß der jüdische „Kamerad" aus irgend einem anderen, mit seinem „Glauben" natürlich durchaus nicht zusammenhängenden Grunde aus der Karriere ausgeschaltet wird.) In Frankreich, Italien, England, Oesterreich-Ungarn wallt das „arische Blut" merkwürdigerweise gar nicht auf, wenn ein Soldat selbst vor einem jüdischen Obersten oder General Front machen muß.

* *
*

Wie Herr Liebermann von Sonnenberg die Statistik mißbraucht. In der „Liberalen Correspondenz" lesen wir: Um nachzuweisen, daß die jüdische Bevölkerung besonders unlustig zum Militärdienst sei, hat sich der Abg. Liebermann v. Sonnenberg in der Reichstagssitzung vom 23. März auf eine Statistik von Dr. Paul Nathan berufen, aus der sich ergebe, daß in der Zeit von 1882 bis 1892 4006 Juden wegen Verletzung der Wehrpflicht bestraft seien, während es nach der Höhe ihrer Bevölkerungsziffer nur 2408 hätten sein dürfen. Die Zahlen hat Herr Liebermann v. Sonnenberg richtig zitiert, aber wie die meisten antisemitischen Angaben, so ist auch diese durchaus unvollständig. Der Abgeordnete hat es nämlich unterlassen, die Bemerkungen zu berücksichtigen, die in der Nathanschen Statistik — sie ist enthalten in der Schrift „Die Kriminalität der Juden" — an die betreffenden Daten geknüpft sind, und diese Bemerkungen sind von ganz besonderer Wichtigkeit. Es wird dort der Kommentar abgedruckt, mit dem die amtliche Statistik des Deutschen Reiches die Feststellungen über die Verletzungen der Wehrpflicht versieht. Hier werden gewisse Bedenken zerstreut, die an die hohe Zahl von 202 299 Verurteilungen im Laufe von zehn Jahren geknüpft werden könnten. Unter den in contumaciam Bestraften befinden sich sehr viele Personen, die im frühesten Kindesalter mit ihren Angehörigen das Vaterland verlassen haben, und möglicherweise gar nicht mehr unter den Lebenden weilen. Die große Zahl der Verurteilten hängt mit der starken Auswanderung in den vorhergegangenen Jahren zusammen, und die amtliche Statistik erklärt ausdrücklich:

„Hiernach dürfte es klar sein, daß an die jährlichen Zahlen dieser Verurteilten Schlußfolgerungen auf die Kriminalität in dem Sinne, wie es bezüglich der anderen Deliktsarten zulässig ist, insbesondere hier auf die Gründe, welche zu dieser Gesetzesverletzung verleiten, nämlich auf die Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen aber auch nur auf die Häufigkeit der wirklich vorhandenen Abneigung gegen den Militärdienst, nicht geknüpft werden dürfen."

Das gilt natürlich für die Juden so gut wie für die Christen, und wenn sich nun unter den wegen Verletzung der Wehrpflicht Verurteilten ein verhältnismäßig größerer Prozentsatz von Juden als von Christen befindet, so liegt das eben daran, daß die Auswanderung der jüdischen Bevölkerung stärker ist als die der christlichen, und zwar in einem Grade stärker, der einen weit höheren Anteil der Juden an den Verurteilungen wegen Umgehung der Wehrpflicht rechtfertigen würde.

Ein jüdischer Soldat. Da in diesen Tagen bei uns so viel von der Brauchbarkeit und Nichtbrauchbarkeit jüdischer Soldaten die Rede war und auch die vorliegende Nummer sich so viel mit diesem Thema beschäftigt, sei hier auch folgendes Geschichtchen erzählt, das vielleicht zu der Frage anregt, warum in anderen Ländern Juden sich zweifellos zu Soldaten eignen, während bei uns dies in Frage gestellt wird. Wie auch die Antwort ausfällt, sie kann nur den Juden zum Nutzen gereichen. Denn wenn selbst, was wir für ausgeschlossen bei unbefangenen Beurteilern halten, die Minderwertigkeit jüdischer Soldaten festgestellt werden sollte, dann würde daraus nur folgen, daß die Behandlung der Juden bei uns eine solche ist, daß sie diese zu Soldaten weniger geeignet macht, und man müßte in einer Weise eine Aenderung dieser Behandlung herbeiführt, um auch gute jüdische Soldaten zu erzielen. Tua, tua maxima culpa, müßte das Schlußergebnis der Betrachtung lauten, aber ga so schlimm ist es auch nach dem Zeugnis selbst des Kriegsministers v. Einem nicht, und wir hätten nur einiges zu ändern, damit unsere jüdischen Soldaten in jeder Beziehung auf gleicher Höhe wie die jüdischen in anderen Kulturländern stehen, wo sie auch Generale und Kriegsminister stellen.

In Frankreich wird die Stadt Tulle demnächst einem jungen jüdischen Soldaten Namens Charles Loop, der im Alter von dreiundzwanzig Jahren auf dem Felde der Ehre gefallen ist, ein Denkmal errichten. Die kurze Lebensgeschichte dieses Soldaten ist jüngst vom Oberstleutnant Aronson in einer auf der Mairie des 4. Pariser Arrondissement abgehaltenen Konferenz und vorher von Herrn René Fage in Tulle erzählt worden.

Loops Vater schon hatte sich 1870, obwohl bereits militärfrei, auf die ganze Dauer des Krieges zum Dienst verpflichtet. Der junge Loop, der bereits im Alter von dreizehn Jahren bei einer Feuersbrunst Proben von Mut und Kaltblütigkeit abgelegt hatte, absolvierte die Infanterieschule, ließ sich in das 105. Linienregiment aufnehmen und drei Jahre später finden wir ihn in Algier an der marokkanischen Grenze beim 2. Schützenregiment. Seine Kompagnie muß zehn Mann stellen, um einen isolierten Posten — Ksar-el-Azoud — zu besetzen. Auf vieles Bitten erhält Loop das Kommando über diese kleine Truppe, die am 3. März 1903 auf ihren Posten anlangt.

Die Gegend ist dort schwer heimgesucht von Räubern und eignet sich ganz besonders zu Hinterhalten. Ueberall sind Ruinen. Bis zum 28. ereignet sich nichts besonderes. An diesem Tage aber wird die kleine Truppe von hundertundfünfzig marokkanischen Räubern überfallen. Beim Hören des Gewehrgeknatters eilen 20 Männer herbei um der Truppe Hülfe zu leisten. Da sie aber ihre Ohnmacht erkannten, ziehen sie sich zurück. Loop bleibt mit drei Schützen zurück, weniger um die Stellung zu verteidigen als um den Rückzug der Uebrigen zu decken. Alle vier sterben, fern von der Heimat, den Heldentod. Die Stadt Tulle ehrt das Andenken ihres gefallenen jüdischen Bürgers durch ein Denkmal.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Potsdamerstr. 115a.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 14. Berlin, 5. April 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Fenoll, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Vierteljahrs-Umschau.

Die letzte Vierteljahrs-Umschau konnte mit einem „Nachrufe“ für den wieder aus dem politischen Leben geschiedenen Ahlwardt beginnen, die vorliegende kann mit einem „Nekrolog“ für Pückler einsetzen. Ja, auch der Dreschgraf hat dem politischen Leben Valet gesagt. Er hat „ausgetobt“, wie man mit einer kleinen Variation einer beliebten Redewendung sagen kann. Die Schar seiner Anhänger war von Tag zu Tag kleiner geworden, seit das Redeverbot seinem unsinnigen Treiben ein Ziel gesetzt hatte. Die Massen, die einst die Pücklerversammlungen bildeten, hatten für den mundtoten Radaugrafen kein Interesse mehr. Selbst sein letzter Manager, der Buchdruckereibesitzer Mitsching, lehnte den Druck seiner „Reden“ ab. Diese „Schiappheit“ des Vorsitzenden der „Pücklervereinigung“ verschnupfte den Grafen so sehr, daß er auf eine weitere politische Betätigung verzichtete und den Berliner Staub von seinen Füßen schüttelte. Er wandte den treulosen Freunden, denen er so manchen Vermögensvorteil gebracht hatte, erbittert den Rücken und zog sich nach Klein-Tschirne zurück.

Auch sein einstiger Hauptregisseur, Wilhelm Bruhn, der aus dem krankhaften Gebaren des gräflichen Clowns klingende Münze zu schlagen wußte und der damit anderen „Unternehmern“ den Weg gezeigt hatte, war längst von ihm abgerückt, als er erkannt hatte, daß die Lammesgeduld der Behörden endlich ein Ende nehmen müsse. Vor dem Forum des Reichstages, als der Abgeordnete Lenzmann das agitatorische Auftreten des Grafen und die sich daran knüpfenden Prozesse zur Sprache brachte, drückte sich Herr Bruhn um den Fall Pückler möglichst herum und beschränkte sich darauf, sich hinter belanglose Redensarten und törichte Ausreden zu verschanzen.

Der Expastor Krösell, hält sich noch immer über Wasser, „gottesfürchtig und dreiste“, wobei der Hauptton auf das „dreiste“ zu legen ist. Sang er doch in seinem Pyritzer Blättchen ein wahres Triumphliedchen, daß er mit Beginn des Jahres 1905 nicht weniger als dreizehn Prozesse „erfolgreich überstanden“ habe. Die Frage, ob er dabei die Prozesse, die seine wenig geistliche Art kennzeichneten, auch als „erfolgreich bestanden“ mitgezählt hat, ließ er aber dabei unerörtert. Von gleicher Selbstverherrlichung zeugt die Nachricht, die er seinen Pyritzer Wählern in seinem Organe in Sperrdruck mitteilte — nämlich die Kunde von seiner Einladung zum Hofball.

Auch Stöcker konnte sich neuerdings einer Aufmerksamkeit vom Hof erfreuen. Es war allerdings nur eine Einladung zur Einweihung des neuen Berliner Doms, zu der man aus inneren Gründen gezwungen war, den ehemaligen Hof- und Domprediger hinzuzuziehen. Schon vorher aber war es ihm vergönnt gewesen, dem Kronprinzen gegenüberzutreten, bei jenem Kommers des Vereins Deutscher Studenten, an dem außer Stöcker auch die antisemitischen Abgeordneten Bruhn, Krösell, Liebermann von Sonnenberg, Graf Reventlow und Zimmermann teilnahmen und bei dem der Festredner des V. D. St. in Gegenwart des Kronprinzen des Deutschen Reiches in schroffster Weise das Judentum angriff. Die „Staatsbürgerztg.“ suchte natürlich das Faktum der Anwesenheit des Kronprinzen bei einem Fest des antisemitischen V. D. St. in raffinierter Weise auszubeuten. Sie mußte sich jedoch sogar von dem Organ des V. D. St. eine äußerst scharfe Zurechtweisung gefallen lassen. Wie aber ein nicht unbeträchtlicher Teil der Berliner Studentenschaft über die Kommerse des V. D. St. denkt, das zeigte sich bei einer Studentenversammlung anläßlich des Kampfes um die akademische Freiheit, als Professor v. Liszt unter brausendem Beifall das Wort sprach: „Hier in dieser vornehmen Versammlung sind keine Vertreter der Behörden erschienen, wie bei antisemitischen Versammlungen und Kommersen. Für diese Politik finden sich hohe Offiziere und Beamte, die nichts dagegen einzuwenden haben.“

Ja, hohe Staatsbeamte glauben auf diese antisemitische Strömung sogar Rücksicht nehmen zu müssen. Das erklärte der preußische Kriegsminister von Einem ganz offen, als im Reichstag wieder einmal das Thema: „Die Juden im Heere“ angeschnitten wurde.

Der Abg. Eickhoff war es, der den Minister darüber zur Rede stellte, daß er bei der vorjährigen Etatsberatung unterlassen hätte, den unerhörten Angriffen antisemitischer Abgeordneter auf die jüdischen Soldaten entgegenzutreten. So gut wie er dieses Mal sich herbeiließ, den jüdischen Soldaten zu attestieren, daß sie gut dienen und ihre Schuldigkeit tun, ebenso wäre es schon im vorigen Jahre seine Pflicht gewesen, die Juden im Heere im Schutz zu nehmen. Auch über die Nichtbeförderung von Juden zu Offizieren, wenn auch nur zu Reserveoffizieren, wurde der Chef der Kriegsverwaltung interpelliert. Und welches war die Quintessenz seiner Antwort? Wegen ihres Glaubens dürfen die Juden keine Zurücksetzung erfahren. Aber das Offizierkorps hat über die Zulassung von jüdischen Aspiranten zu entscheiden, eine antisemitische Strömung ist nun einmal vorhanden, und ich bin dieser gegenüber machtlos. Natürlich sind die Worte des Ministers

Wasser auf die Mühle der Antisemiten und eine Aufmunterung für das Offizierkorps, bei seiner ablehnenden Haltung zu verharren. So steht es bei uns mit der den jüdischen Mitbürgern durch die Verfassung verbürgten Gleichberechtigung.

Der Kollege des Herrn v. Einem, der Justizminister Schönstedt machte es sich noch bequemer, als die Abgg. Gyßling und Cassel im preußischen Abgeordnetenhause über die ungleiche Behandlung der Richter jüdischer Konfession gegenüber den nichtjüdischen bei der Beförderung in höhere Richterstellen Beschwerde führten. Er lehnte eine Erklärung für dieses Verhalten der Justizverwaltung überhaupt ab, indem er sich mit der Krone deckte, zu deren Vorrechten die Ernennung von Richtern gehöre. Mit Recht wurde Herrn Schönstedt entgegengehalten, daß der Minister des Innern v. Hammerstein bereitwilligst Auskunft gegeben habe, um sich gegen den ihm von Vertretern des Zentrums gemachten Vorwurf zu verteidigen, daß die Katholiken bei der Besetzung von Verwaltungsstellen zu kurz kämen.

Diese innerhalb der preußischen Justizverwaltung herrschende Tendenz wurde zum Gegenstand einer eingehenden Erörterung in der Generalversammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus gemacht, die, aus allen Teilen des Reiches beschickt, am 26. Februar unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Theodor Barth in Berlin stattfand und einen befriedigenden Verlauf nahm.

Ueber „die verfassungsmäßig gewährleistete konfessionelle Gleichberechtigung in der preußischen Justizverwaltung“ referierten Justizrat Reinbacher-Schöneberg und Rechtsanwalt Dr. Ernst Auerbach-Frankfurt a. M.

Die an die beiden Vorträge sich anschließende lebhafte und interessante Debatte endete mit der einstimmigen Annahme folgender Resolution:

„Der Grundsatz konfessioneller Gleichberechtigung wird in der Praxis der preußischen Justizverwaltung zu Ungunsten von Juristen jüdischen Glaubens fortgesetzt verletzt. Der Verein fordert die unzweideutige Anerkennung und Befolgung des Grundsatzes der Verfassung, wonach die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion keinen Grund für die Zurücksetzung bei der Besetzung einer Stelle bildet darf, für die der Betreffende an sich qualifiziert erscheint.“

Der Vorsitzende Dr. Barth stellte fest, daß alle Anwesenden somit entschlossen seien, den Kampf um die konfessionelle Gleichberechtigung mit vollster Rücksichtslosigkeit weiterzuführen. „Wir verlangen für unsere jüdischen Mitbürger nicht Wohltaten, sondern Rechte, und zwar alle Rechte und keine Teilrechte, und so lange wir dieses Ziel nicht erreicht haben, haben wir nichts erreicht.“

Von der Generalversammlung wurde der aus einigen achtzig Herren bestehende Vorstand wieder-, die Herren Prof. Wilhelm Förster und Dr. Walter de Gruyter in den geschäftsführenden Ausschuß neugewählt.

Der Verein hat kürzlich einen hervorragenden Mitstreiter verloren in dem bekannten Philanthropen, dem Konsul A. M. Simon in Hannover, der mit der von ihm begründeten Anstalt Ahlem den Beweis erbringen wollte, daß entgegen den antisemitischen Behauptungen die Juden sehr wohl von den Berufen, in welche sie wider Willen hineingedrängt worden sind, abgelenkt und zur Bodenkultur zurückgeführt werden können.

Eine kleine Abrechnung mit dem Moniteur des Berliner Antisemitismus.

Im Briefkasten versteckt und dort sich vermutlich gesichert vor dem Entdecktwerden wähnend kommt die „Staatsbürgerztg.“ auf unsere Abfertigung des Artikels über „Sodoms Nächte“ zurück und liefert dort durch ihr Schimpfen den Beweis, daß diese Abfertigung ihren Zweck erfüllt hat. Doch wenden wir uns jetzt zu einigen anderen Artikeln, die das Blatt in den letzten Tagen veröffentlicht hat.

Aus dem Görlitzer-Prozeß zieht das Antisemitenblatt gar sonderbare Lehren. Wir stimmen mit dem Blatte vollkommen überein in der Empörung über den reichen jüdischen Verführer der Beamten und erkennen es bereits als einen Fortschritt bei dem Blatte an, daß es die Vergehen der arischen Beamten keineswegs bemänteln will. Wenn der antisemitische Moniteur aber schreibt, „mit solchen Teufelskünsten kann nur ein Mann von der Rasse dieses Nathan Friedeberg arbeiten“, so ist das gleichzeitig unwahr, dumm und schädlich. So wie der schuftige Friedeberg sprach, spricht jeder Verführer, jeder, der Beamte auf unerlaubte Wege führen will. Es ist nicht ein einziger origineller Gedanke von Friedeberg geäußert worden. Und daß auch andere Leute Beamte auf Abwege verlocken können, das sollte und könnte das für Rußland so sehr schwärmende Blatt gar wohl wissen. Bestechung ist ebenso wie andere Vergehen und Verbrechen international und interkonfessionell, wie jeder weiß, der nicht mit blöden Augen und schwachem Sinn von der Höhe eines Maulwurfshügels herab die Vorgänge in der Welt beurteilt. Es ist aber überaus schädlich, solche Anschauungen zu verbreiten, weil dadurch eine gefährliche Vertrauensseligkeit nichtjüdischen Versuchern und Verführern gegenüber eingeflößt wird. Das Richtige ist zu lehren, jeden, der mit Reden kommt, die zur Sünde, zum Verbrechen verleiten sollen, er sei welchen Stammes auch immer, welcher Religion auch immer, von vorn herein mit einem entrüsteten apage! von sich zu weisen.

Wir möchten von den jüngsten Leistungen des antisemitischen Hauptorgans ferner herausgreifen die über die jüdischen Offiziere in Nr. 155. Das edle Blatt hat da die Dreistigkeit, zu behaupten, daß jeder deutsche Mann im Grunde seines Herzens glücklich darüber sei, daß wenigstens das Offizierkorps der Armee sich freigehalten habe von jüdischen Einflüssen, jüdischer Anmaßung und jüdischem Indifferentismus. Damit eliminiert das teutsche Blatt die Liberalen als Deutsche oder — was dem Blatte schon zuzutrauen ist — es beschuldigt die Männer, die erst vor kurzem für die Zulassung der Juden zu Offiziersstellen eintraten, der Heuchelei, d. h., daß sie wohl mit der Zunge für die Zulassung eintraten, im Grunde ihres Herzens aber froh sind, daß sie keinen Erfolg haben.

Die „Staatsbürgerztg.“ ereifert sich dann gegen die „Frankfurter Zeitung“, daß diese angeblich „an Stelle der souveränen Wahlbefugnis des Offizierkorps die Disziplin, d. h. also das einfache System des Befehlens und Gehorchens einführen wolle“. Entweder versteht die „Staatsbürgerztg.“ nicht, um was es sich handelt, oder sie will es nicht verstehen. Selbst der Souveränität der Monarchen sind ja heutzutage Schranken gezogen durch das Gesetz, und selbst Monarchen dürfen diese Schranken nicht gering achten, oder sie gefährden den Landesfrieden, ihre Person und ihre Dynastie. Vom Offizierkorps verlangen, daß es bei der Wahl der Offiziere die Bestimmungen der Verfassung respektiere, die sogar der oberste Kriegsherr respektieren muß, heißt doch nicht die Wahlfreiheit des Offizierkorps antasten, sondern es nur darauf aufmerksam machen, daß es nicht nach Laune, Vorteil, sondern nach den Gesetzen des Landes sich zu richten hat.

Wir möchten schließlich noch den letzten Satz des Artikels hierher setzen. Er lautet: „Es ist ihnen (nämlich den Juden) auch völlig gleich, was aus unserer Armee wird, wenn nur die Makkabäer, wie Dreyfus in Frankreich, zu billigen Waffenehren kommen, — versteht sich in Friedenszeiten; auf Kriegsruhm sind sie weniger begierig.“

Das ist einmal eine Pauschalverleumdung; es dürfte der „Staatsbürgerztg.“ schwer fallen, den Beweis dafür zu erbringen, daß den Juden das Schicksal der Armee gleich sei, wenn nur sie ihre Zwecke erreichen. Dreyfus, den anzurufen das Antisemitenblatt sich nicht schämt, ist wahrlich nicht billig zu seinem Ruhm gekommen und jeder wird sich für die Torturen, die er hat ausstehen müssen, bedanken, selbst wenn ihm Leutnantsehren dafür blühen. Ob viele Juden auf Kriegsruhm versessen sind, wissen wir nicht. Aber so gut wie Kaiser Friedrich ein großer Heerführer sein konnte, obwohl ihm der Anblick eines Schlachtfeldes in der Seele weh tat, so gut wie der jetzige Kaiser ein ganzer Soldat sein kann, obwohl er durch Wort und Tat gezeigt hat, daß er nicht nach Kriegsruhm begierig ist, so gut werden Juden als Offiziere, wenn es sein muß, auch im Kriege ihre Schuldigkeit tun, wie sie es bereits, auch nach der Makkabäerzeit, in den verschiedensten Ländern und auch in Deutschland getan haben, auch wenn sie Kriegsruhm nicht als der Güter höchstes ansehen.

In Wirklichkeit ist es auch gar nicht die Sorge um die Armee, welche die „Staatsbürgerztg.“ die Zurücksetzung der Juden wünschen läßt, sondern viel mehr der Haß gegen die Juden, der sie so verblendet. Sie verlangt auch, daß sie gegen Verfassung und Recht nicht als Richter, Schöffen und Geschworene fungieren sollen. Das heißt, sie will ihnen nicht erst das Recht nehmen — das ist ihr vielleicht zu umständlich und auch zu schwierig —, aber das Recht soll nicht angewandt werden. Zu der Meldung, daß der „Verband der deutschen Juden“ eine Umfrage veranstaltet über Zurücksetzungen, die die Juden wegen ihres Glaubens in den verschiedenen Zweigen der Staats- und Kommunalverwaltung, im Zivil- und Heeresdienst erleiden, besonders auch über den Ausschluß jüdischer Bürger vom Schöffen- und Geschworenendienste, bemerkt sie, daß die Begehrlichkeit unserer Mitbürger von der anderen Rasse steige, daß die Zurücksetzung von Juden nur in der Agitationswerkstatt jüdischer Vereine existiere, die auch auf dem Gebiet der Justiz ihren Pflegebefohlenen eine Vorrangstellung verschaffen wollen. Die Juden seien tatsächlich nicht vom Schöffen- und Geschworenendienst ausgeschlossen, obwohl das Volk christlich-deutsche Richter fordere! Das Blatt, das stets von deutscher Treue trieft, will den Juden alle Rechte auf dem Papier lassen, sie sollen nur keinen Gebrauch davon machen.

Ihr wahres Herz entschleiert die „Staatsbürgerztg.“ in einer Besprechung des Romans „Weiß und Schwarz“ von Thomas Dixon, dessen Grundidee in den beiden Sätzen enthalten ist:

„Man kann keine Nation von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Rassen bilden, und deshalb muß der zukünftige Amerikaner entweder weiß oder schwarz sein. Wenn aber schwarz, sollte dann die Zukunft noch wert sein, daß man darüber streitet?“

Die Besprechung in der „Staatsbürgerztg.“ schließt wie folgt:

„So wird jeder, der an dem Rassenproblem rätselt, Dixon's Buch für mehr als ein interessantes literarisches Werk nehmen müssen, und gerade unter den völkisch gesinnten Deutschen sollte es eine große Lesergemeinde gewinnen können. Gilt doch für diese national und mit Rücksicht auf das Emporwuchern der fremden jüdischen Rasse in Deutschland auch stramm antisemitisch gesinnten Elemente das Wort des Verfassers ebenfalls, wenn auch mit kleiner Umänderung: „Das zukünftige Deutschland wird entweder deutsch oder jüdisch sein. Wenn aber jüdisch, sollte dann die Zukunft noch wert sein, daß man darüber streitet?“

Die Idee, eines der ältesten Kulturvölker, dessen älteste Literatur noch heute die gelesenste ist, mit den Negern zu vergleichen, die erst seit etwa fünfzig Jahren überhaupt von einer Kultur beleckt werden, ist an sich schon lächerlich. Alsdann ist es geradezu eine Verglimpfung des Deutschen Reiches, zu sagen, Deutschland mit seinen sechzig Millionen „Germanen“ und seiner halben Million Juden müsse eventuell jüdisch sein. Auch der Satz, daß nicht eine Nation von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Rassen gebildet werden könne, besagt doch noch nicht, daß notwendig die eine Rasse die andere unterjochen müsse, sondern macht zunächst zur Pflicht, daß man die feindlich einander gegenüberstehenden Rassen in freundlich einander gegenüberstehende zu verwandeln sich bestreben sollte. Noch stets haben Eroberer geglaubt, die besiegten Stämme seien minderwertig und könnten und sollten niemals mit den Eroberern verschmolzen werden. Wie haben nicht die Normannen die Sachsen verachtet und dann haben sie sich zu der angelsächsischen Rasse verschmolzen. Die uralte und tatsächlich noch heute bestehende Mißachtung verschiedener deutscher Stämme gegen einander, die hier und da fast einem instinktiven Haß gleicht, hat nicht die schließliche Bildung des Deutschen Reiches verhindert.

Beitrag zur Kriminalität der jüdischen Bevölkerung Preußens.

Im 44. Jahrgang der Zeitschrift des Königlich preußischen Statistischen Bureaus untersucht Dr. Neuhaus die Frage der rückfälligen Verbrecher von 1900 bis 1902. Er kommt dabei auch auf das Bekenntnis zu sprechen und macht folgende Statistik auf:

Auf je 100 000 der am 1. Dezember 1900 in Preußen Ortsanwesenden gleicher Religion und gleichen Geschlechts kommen Rückfällige

des Zuganges von		mit ev. Religion	kath. Religion	jüd. Religion	anderer Religion
1900	männlich	15,9	18,4	11,4	—
	weiblich	2,0	3,3	—	—
1901	männlich	16,8	20,1	12,4	1,3
	weiblich	1,9	2,8	—	—
1902	männlich	15,4	19,5	14,5	—
	weiblich	1,9	3,0	—	—

Dazu bemerkt Dr. Neuhaus hinsichtlich der Juden: „Daß auf die jüdische Bevölkerung wesentlich günstigere Ziffern treffen als auf die Christen, ist nicht auffallend und liegt nicht etwa in einem höheren Maß von Sittlichkeit, sondern in der durchschnittlich größeren Wohlhabenheit, welche ganz natürlich zu den am häufigsten vorkommenden Verbrechen und Vergehen der Rückfälligen, denen gegen das Vermögen, nur geringe Veranlassung bietet.“ Man fragt sich bei diesen Worten billig: „Wozu denn die ganze statistische Uebung?“ Der Verfasser will offenbar den Eindruck der Zahlen abschwächen. Selbstverständlich sind wir nicht der Meinung, daß der Jude an sich über ein größeres Maaß von Sittlichkeit verfügt als der Christ. Das ist hier auch nicht die Frage; sondern es war zu untersuchen, wie sich unsere jüdische Bevölkerung im allgemeinen zu den Faktoren stellt, die ausschlaggebend für die Beurteilung des Gewohnheitsverbrechers sind. Dr. Neuhaus weist bei diesen Untersuchungen sehr richtig auf die Bildung und auf den Alkohol hin.

Fast die Hälfte aller rückfälligen Verbrecher besitzt eine mangelhafte Schulbildung, mehr als $^1/_4$ sind Gewohnheitstrinker, $^1/_3$ aller Männer waren bei der letzten Tat betrunken, annähernd $^1/_5$ treiben sich arbeitsscheu auf der Landstraße umher. Dies sind die Maßstäbe, die bei der Beurteilung der Juden in dieser Frage anzulegen sind. Selbst die Antisemiten müssen unseren jüdischen Mitbürgern zugeben, ja, öfter klingt es direkt wie ein Vorwurf, daß

1. auch der arme Jude das Letzte für eine gute Schulbildung seiner Kinder hingibt, daß er 2. außerordentlich enthaltsam inbezug auf Alkohol ist und 3. auch mit einem geringen Einkommen zu kargen versteht und keine Mühe scheut, sich einen Verdienst zu verschaffen, und sei er auch noch so klein. Diese zähen und jedenfalls sehr „sittlichen" Eigenschaften halten den Juden auch in den schwersten Stürmen des Lebens über Wasser.

Wenn die Juden also tatsächlich, wie die amtliche Quelle nachweist, einen geringeren Prozentsatz zu rückfälligen Verbrechern stellen als die Christen, so ist das ein Dokument ihrer Sittlichkeit, dessen sie sich mit Recht freuen können.

Fontane und das Judentum.

Im Anschluß an den Essai über die Stellung Fontanes zum Judentum in den beiden letzten Nummern der „Mitteilungen", lassen wir noch zwei weitere Beiträge zur Charakteristik des großen Dichters der Mark folgen:

Carl Busse schreibt in einer literarischen Abhandlung über Theodor Fontanes Nachlaß, im Aprilheft der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart":

„Ich bin wohl vor dem Verdacht philosemitischer und parteilich-freisinniger Neigungen geschützt, aber wenn immer geklagt wird, daß die Juden auch unser gesamtes geistiges Leben beherrschten, was in aller Welt ist denn der Grund davon? Weshalb vertrauen sich die deutschen Intellektuellen, wie die „Kreuzzeitung" so oft höhnt, der Führung des Judentums an, oder anders ausgedrückt: weshalb wenden sie sich mit dem, was sie zu sagen haben, so oft gerade an die „Vossische Zeitung" oder das „Berliner Tageblatt"? Doch nur weil im Grunde den konservativen Blättern, besonders denen von spezifisch preußischem Gepräge, jeder Domänenpächter wichtiger ist als die Gesamtheit der deutschen Dichter, weil nirgends eine größere Gleichgiltigkeit gegen künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen herrscht als hier. Wo fände auch ein konservativ gerichteter Poet an der konservativen Presse je eine Stütze? Wer liest denn unsere Bücher, wer geht in die Kunstausstellungen, wer füllt die Theater? Juden. Aber nicht oder nicht nur weil sie Geld haben, sondern weil sie von Natur aus einen ungeheuren Respekt vor jeder geistigen und schöpferischen Kraft besitzen, der dem Preußentum fehlt. Wie ein besserer Schuhputzer ist Fontane als konservativer Journalist behandelt worden, bis er genug hatte, bis er sich empörte, bis er bitter erkannte, daß die vielbekämpften „Juden und Industriellen" Talente höher achteten und öfter Rücksicht übten, als seine frommen politischen Gesinnungsverwandten. Und die Folge? Er, der Konservative, den Liberalismus verspottende, die fette Bourgeoisie hassende Mensch, ging als Theaterreferent zur „Vossischen Zeitung" über, wo er geschätzt und verehrt ward. Der Vorgang ist durchaus typisch, und wer es bisher noch nicht wußte, mag sich nun auch leicht erklären, weshalb unsere konservativen Zeitungen durchweg fast um so viel schlechter redigiert sind, als die großen freisinnigen Blätter. Auf zwanzig literarisch-journalistische Talente der linksstehenden Presse kommt noch nicht eins in der rechtsstehenden. In einem Brief aus dem Jahre 1884 beklagte Fontane sehr, daß so gar nichts geschieht, die konservative Partei geistig standesgemäß zu vertreten. Die Klage gilt noch heute, und es ist höchst naiv, sich zu wundern, daß die deutsche Intelligenz, unabhängig von ihrer politischen Ueberzeugung, sich lieber dorthin wendet, wo man sie respektiert, als an eine Stelle, für die jeder Leutnant vor dem Dichter rangiert und der jeder Hofbericht wichtiger ist als die glänzendste Kunstkritik. Vor einigen Jahren defilierte in Warschau der gesamte polnische Adel vor Heinrich Sienkiewicz. Fontane dagegen hat sich nach den Bredows, Arnims, Knesebecks usw. an seinem Ehrentage vergebens umgesehen, aber wer da war und die respektvolle Verbeugung vor dem Dichter machte, war — Herr Cohn!"

In den Jahren 1879—1885 stand der Dichter in engen persönlichen und literarischen Beziehungen zu Gustav Karpeles; den Hauptinhalt der meist sehr umfangreichen Briefe Fontanes bildeten Mitteilungen über das was ihn gerade literarisch beschäftigte, Stoffe zu Novellen oder Romanen. Karpeles hat später aus diesen Briefen unter dem Titel „Aus Theodor Fontanes Werkstatt" einige Auszüge veröffentlicht. In einem Briefe vom 24. Januar 1881 schreibt er, daß er z. B. einen politischen Stoff in Bearbeitung habe, „etwas ganz neues und eigenartiges". Der Titel sollte sein: „Storch der Adebar" und die Tendenz dahin gehen, den pietistischen Konservatismus zu zeichnen. In diesem Roman sollte auch eine geistreiche Berliner Jüdin die Hauptrolle spielen; darüber schrieb Fontane am 30. Juli desselben Jahres aus Wernigerode:

„. . . . . Rebecca Gerson v. Eichröder ist ein reizendes Geschöpf und viel, viel mehr eine Verherrlichung des kleinen Judenfräuleins als eine Ridikulisierung. Dies tritt sogar so stark hervor, daß es mich etwas geniert. Ich kann es aber nicht ändern; die ganze Geschichte würde von Grund aus ihren Charakter verlieren, wenn ich statt Rebeccchen eine Geheimratsjöhre einschieben wollte. Noch weniger geht ein reiches Bourgeoisbalg; reiche Jüdinnen sind oft vornehm (worauf es hier ankommt), Bourgeoisbälge nie".

Aus dem antisemitischen Lager.

Die „Kreuzztg." über die Judenfrage. Wenn die Leser der „Kreuzztg." sich ihr Urteil über die Juden nach den Auffassungen ihres Leibblattes bilden wollten, würde es ihnen wohl bald so ergehen wie dem Schüler im Faust, sie würden daran verzweifeln müssen, zu einem selbständigen Urteil zu kommen. Am vergangenen Sonntag schrieb das Hauptorgan der konservativen Partei in einer „Laienbetrachtung über Kritik und Glauben": „. . . Wer das Judenvolk in der Gegenwart betrachtet, der findet überall, daß es ein nicht anlehnungsfähiges Volk ist; man kann unmöglich von deutschen Juden zum Unterschiede von russischen, asiatischen oder amerikanischen Juden reden. Man findet eben überall nur Juden, gleichviel wo sie wohnen. . ."

Am Dienstag, also nur zwei Tage später, scheint der „Kreuzztg." allerdings schon ein kleiner Schimmer besserer Erkenntnis aufgegangen zu sein, da war nämlich in dem konservativen Blatte Folgendes zu lesen: . . „Einzelne Juden können sich unter günstigen Verhältnissen dem Ariertum assimilieren, ihm nützlich sein. . ."

Also doch! Und sogar nützlich können Juden dem Ariertum werden. Die „Kreuzztg." wird schon gestatten müssen, daß man sie, wenn sie wieder einmal den antisemitischen Koller bekommt, an dieses Zugeständnis erinnert.

Herr Kröfell, der antisemitische Reichstagsabgeordnete und Expastor hat nach seinem durch den Vorstand und Aufsichtsrat des Pyritzer landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsvereins erfolgten Ausschluß aus dem Verein nicht ohne Erfolg an die Generalversammlung appelliert. Der Ausschluß wurde in einer am 25. März stattgehabten außerordentlichen Generalversammlung mit 181 gegen 140 Stimmen wieder aufgehoben. Die politischen Gegensätze in dem Verein haben dadurch eine Schärfe angenommen, die ein einträchtiges Zusammenarbeiten ausschließt. Es wird daher wahrscheinlich binnen kurzem die Liquidation des Vereins

erfolgen müssen. Für Kröſell war die Frage der Rehabilitierung in dem Verein einfach eine politiſche Exiſtenzfrage. Es war ihm ſchon von ſeinen politiſchen Freunden nahegelegt worden, ſein Reichstagsmandat niederzulegen. Durch dies Vertrauensvotum des Vereins fühlt ſich Herr Kröſell jetzt wieder ſtark genug, ſeinen politiſchen Gegnern von der Rechten die Stirn zu bieten.

Das Strafverfahren gegen den Grafen Pückler wegen einer Rede in Potsdam, in der der Graf den Herzog Ernſt Günther von Schleswig-Holſtein beleidigt und die Zuhörer zum Einbruch in Judenläden aufgefordert haben ſoll, iſt eingeſtellt worden. Der Strafantrag ſtützte ſich auf die Paragraphen 110, 130, 47, 73, 41 St.-G.-B. und dem Paragraphen 20 des Geſetzes über die Preſſe. Gegen den Buchdruckereibeſitzer Mitſching richtete ſich der Strafantrag wegen Verbreitung der Reden. Die Strafkammer II des Königlichen Landgerichts in Potsdam hat jetzt dieſen Antrag der Staatsanwaltſchaft abgelehnt. Als Grund der Ablehnung wird angegeben, daß Graf Pückler und Hermann Mitſching vom Landgericht Berlin im Januar bereits verurteilt worden ſind. „Die Verurteilung“, ſo heißt es in der Ablehnung, „iſt erfolgt unter der tatſächlichen Feſtſtellung, daß ſich die Angeſchuldigten durch je eine fortgeſetzte Handlung in der Zeit vom Juni bis Dezember 1904 zu Berlin und Wilmersdorf der ihnen zur Laſt gelegten Vergehen ſchuldig gemacht haben. Die jetzt unter Anklage geſtellten Handlungen ſtellen ſich nun lediglich als Ausflüſſe des damals bereits vorliegenden verbrecheriſchen Willens dar. Nimmt man eine ſtrafbare Handlung an, ſo werden durch die Verurteilung alle ſtrafbaren Einzelfälle, die vor der Verurteilung liegen, konſumiert. Und dies iſt hier der Fall.“

△ **Delitzſch,** 27. März. Bekanntlich beſtreitet der Deutſchnationale Handlungsgehilfenverband, daß er ein politiſcher und zwar ein antiſemitiſcher Verein iſt. Einen neuen Beweis für die enge Geiſtesverwandtſchaft der „Deutſchnationalen“ mit dem Antiſemitismus liefert unſere Stadt. Heute hält das Vorſtandsmitglied des Deutſchnationalen Handlungsgehilfenverbandes in Hamburg, Herr Irrwadu, hierſelbſt einen Vortrag über Handelsinſpektoren. Zu dieſem lädt der hieſige Deutſchſoziale Verein in den Lokalblättern wie folgt ein: „Die Mitglieder des Deutſchſozialen Vereins werden gebeten, zu dem am Montag, den 27. März, abends 9 Uhr, im Gaſthauſe „Zum goldenen Ring“ angekündigten Vortrage pünktlich und zahlreich zu erſcheinen. Der Vorſtand.“ Man ſollte meinen, das ſagt genug. Uebrigens iſt obige Einladung inſofern noch von Intereſſe, als ſie nach monatelangem Schweigen die erſte Kundgebung der hieſigen Antiſemiten iſt, die vor Jahren ſoviel und ſooft von ſich reden machten. Damals gehörte es, ſozuſagen, zum guten Ton, Mitglied des „Deutſchſozialen Vereins“ zu ſein. Und heute? „Still ruht der See“ — —!

Chriſtlichſoziale-antiſemitiſche Wahlgeſchäfte. Das Stöckerſche „Volk“ teilt folgenden Wahlkuhhandel mit:

„Die Vorſtände der chriſtlichſozialen Partei und der Reformpartei in Berlin haben ſich ſchriftlich dahin geeinigt, daß bei der nächſten Reichstagswahl in Wetzlar-Altenkirchen ſeitens der Reformer der chriſtlichſoziale Kandidat, in Marburg und Gießen der Reformer ſeitens der Chriſtlichſozialen unterſtützt wird. Die Vorſitzenden der konſervativen Partei in Wetzlar und Altenkirchen haben erklärt, daß ſie nicht gegen die chriſtlichſoziale Kandidatur ſeien. Die Chriſtlichſozialen werden dafür bei den Landtagswahlen die Konſervativen in beiden Kreiſen unterſtützen.“

Dieſer Kuhhandel iſt, bemerkt die in Marburg erſcheinende „Heſſiſche Landesztg.“, tragiſch und komiſch zugleich. Tragiſch, weil er zeigt, wohin eine Partei kommen kann, wenn ſie Wahlgeſchäfte treibt, um Mandate zu ergattern, koſte es, was es wolle. Die Chriſtlichſozialen unterſtützen die unſoziale, hochſchutzzöllneriſche, radauantiſemitiſche Reformpartei in Gießen und Marburg, nur um dafür einen Kreis zu gewinnen. Praktiſch bedeutet die Unterſtützung der Chriſtlichſozialen natürlich gar nichts; denn die wenigen Chriſtlichſozialen, die es hier im Kreiſe gibt, machen einmal garnichts aus, zum andern werden ſie, ſoweit ſie den Kreiſen der kleinen Leute angehören, ſich ſchönſtens dafür bedanken, für Leute vom Schlage der Bruhn und Pückler zu ſtimmen. Es bedeutet für die Chriſtlichſozialen aber einen großen Verluſt an Anſehen, daß ſie um des lieben Wahlgeſchäftes willen, ſolche kompromittierende Kompromiſſe eingehen. Noch vor einigen Wochen verurteilte in Fronhauſen der chriſtlichſoziale Reichstagsabgeordnete Dr. Burckhardt in einer Verſammlung den Antiſemitismus. Dem Sinne nach ſagte er dort, die Chriſtlichſozialen ſeien Chriſten und müßten als ſolche auch die Juden lieben. Sie ſeien nur ſoweit Antiſemiten, als ſie jüdiſche Angriffe (?) abwehrten. Und jetzt will man die ſchärfſten Antiſemiten, die zumteil noch ritualmordgläubigen Reformer, unterſtützen. Ja, ja, Geſchäft iſt Geſchäft! Solche Politik verdirbt allerdings den Charakter. Und in Wetzlar! Dort wollen die Chriſtlichſozialen bei der Landtagswahl für die Konſervativen ſtimmen, für die Partei, die im Landtage die unerträglichſte Politik treibt, die das ungerechte Dreiklaſſenwahlrecht mit öffentlicher Stimmabgabe ſtützt, das die politiſchen Rechte nach der Größe des Geldſackes verteilt! Die Chriſtlichſozialen haben ſich durch dieſen Wahlkuhhandel in allen Kreiſen der chriſtlichen kleineren Leute unmöglich gemacht. Ihre ganze ſoziale Rednerei iſt für die Katz, denn wenn's zum Treffen kommt, ſtimmen ſie für die unſozialſte Reaktion.

Und zum Schluß zum Komiſchen. Die deutſchſozialen, die Liebermannſchen Antiſemiten wollten ſchon einen Kandidaten für Marburg bringen. Ob ſie das nun, nachdem ein Reformer kandidieren will, noch tun werden, erſcheint doch ſehr fraglich. Uns kann das freilich herzlich gleichgiltig ſein. Ob geſchloſſen oder zerſprengt die antiſemitiſche Reaktion bei der nächſten Wahl auftritt, die Bevölkerung unſeres Kreiſes hat dieſe Bewegung in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit kennen gelernt und hat nichts mehr für ſie übrig. Unſere Wähler wiſſen, daß der ſoziale Gedanke, der ein Dekorationsſtück des antiſemitiſchen Programms bildet, viel wirkſamer und praktiſcher vertreten wird von unſerem jetzigen, bewährten und verdienten Abgeordneten Herrn von Gerlach.

Uebrigens wird der Abſchluß des Kartells von konſervativer Seite entſchieden beſtritten. Die „Kreuzztg.“ enthält eine Zuſchrift aus Wetzlar, wonach die Mitteilung, daß einer etwaigen chriſtlichſozialen Reichstagskandidatur im Wahlkreiſe Wetzlar-Altenkirchen auch von dem Vorſitzenden der konſervativen Partei im Kreiſe Wetzlar zugeſtimmt worden ſei, durchaus unzutreffend ſei. Bei einer vor einigen Monaten gepflogenen Ausſprache zwiſchen Herrn Franz Behrens, dem Vertrauensmann der Chriſtlichſozialen und dem Vorſitzenden des Wetzlarer konſervativen Vereins ſei vielmehr mit dem Bedauern nicht zurückgehalten worden, daß die Chriſtlichſozialen die an ſich ſchon reichlich verwirrten politiſchen Parteiverhältniſſe des Kreiſes durch ihr Agitieren nur noch verwirrter machten, und daß die damals grade in einem ihrer Organe eröffnete Sammlung zur Unterſtützung der ſtreikenden Bergarbeiter eine neue Schranke zwiſchen den Konſervativen und Chriſtlichſozialen bilden müſſe, ſoviel gemeinſames ſonſt auch zwiſchen beiden in kirchlicher und nationaler Beziehung vorhanden ſei.

□ **Aus Baden.** Während alle Parteien längſt zu den Wahlen im Herbſt ihre Vorbereitungen getroffen haben, was ja auch bei dem neuen Wahlgeſetz und der Veränderung der Wahlbezirke ſehr nötig war, hörte man bisher nichts von den Antiſemiten. Es mag das teilweiſe daran liegen, daß ſie gar keine rechte Organiſation mehr haben, aber es

lag auch an der Zersplitterung der Antisemiten in etliche Gruppen. Die letzte Säule in Heidelberg-Land, die schon bei der vorigen Wahl gestürzt werden konnte, wenn ein zugkräftiger Kandidat vom Lande anstatt eines Mittelschulprofessors von den Nationalliberalen aufgestellt worden wäre, wird diesmal sicher fallen. Aber man scheint sich nicht ohne Kampf um das einzige Mandat bringen lassen zu wollen. Die Blätter erhielten eine Notiz, daß die deutschsoziale Partei im Unterland selbständige Kandidaturen aufstellen wolle und die Absicht habe behufs Agitation etliche ihrer Reichstagsabgeordneten in die Gegend zu entsenden. Genannt wird speziell Graf Reventlow und gesagt wird, die Herren gedächten ihren Wohnsitz auf einige Zeit nach Baden zu verlegen. Was das heißen soll, ist nicht ganz klar, aber die ganze Notiz ist nur ein Fühler, ob man auch die Agitationskosten im Lande aufbringen könne. Vom Unterland ist nur die Rede, weil das Mandat Heidelberg-Land als letztes in Frage steht. Dessen Verlust ist aber schon durch die Aenderungen des Wahlbezirkes sicher.

Antisemiten auf Abonnentenfang. Der chronische Abonnentenschwund, an dem antisemitische Blätter kranken, läßt diese oft zu den tollsten Trics zum Zwecke des Abonnentenfangs greifen. Wenn diese nicht mehr ziehen, versucht man's mit Dreistigkeit. Mit einer außergewöhnlichen Probe davon wartet die in Friedberg (Hessen) erscheinende „Deutsche Volkswacht" des Landtagsabgeordneten Hirschel in ihrer Abonnementseinladung auf. Wir zitieren daraus folgende — auch wegen ihres Stils interessante — Stelle:

„Mit Beginn des Frühjahrs erleben wir wieder, wie alle Jahre, das traurige Schauspiel, daß eine Anzahl Abonnenten den Sommer über die „Deutsche Volkswacht" abbestellen, „weil sie keine Zeit zu lesen hätten." Wir haben aber noch nicht gehört, daß die Leute die „Frankf. Neuesten Nachrichten" oder wie sonst ihr Klatschblatt heißen mag, abbestellen. Manche Leser haben sich so an diesen Großstadtmist gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr lassen können und lieber, um 1 Mk. zu sparen, das Blatt abbestellen, welches seit einem halben Menschenalter opfermutig für ihre Interessen eingetreten ist.

Wir haben durch unseren unermüdlichen Kampf, wie wir ohne uns zu überheben sagen können, schon manches für den Stand der Landwirte erreicht, und wir glauben daher Treue um Treue fordern zu können.

Wer ein solch' kleines Opfer für seine politische Ueberzeugung und sein wirtschaftliches Wohlergehen nicht bringen mag, der kann's sich ruhig selbst zuschreiben wenn's ihm nicht besser geht, dem ist nicht zu helfen."

Hier wird in aller Form den Lesern vorgeredet, daß ihr wirtschaftliches Wohlergehen gehoben würde, wenn sie die „Volkswacht" abonnieren. Anscheinend wird diese edle antisemitische Dreistigkeit selbst den bisherigen gutmütigen Volkswachtlesern zu viel, so daß sie sich von dem Blatte abwenden und — hinc illae lacrimae!

Vermischtes.

Ein preußischer Richter und die Juden. Im „Zeitgeist" wird das Tagebuch Otto Erich Hartlebens aus dem Jahre 1890 veröffentlicht. Unter dem 19. Juni schreibt der damalige Referendar Hartleben:

Auch der heutige Tag müßte eigentlich der Jurisprudenz gehören: ich habe da ein Urteil zu machen in einer Sache, in welcher der Angeklagte des Betruges für nicht schuldig befunden ist, weil die belastenden Zeugen . . . Juden waren —! „Ich glaube keinem Juden gegen einen Christen!" erklärte der Herr Landgerichtsrat G . . . . . ., als sich der Gerichtshof zur Beratung zurückgezogen hatte —!

○ **Oldenburg,** 28. März. Die Einweihung der neuen Synagoge fand unter großer Beteiligung aller Kreise unserer Bürger statt. Der Großherzog ließ an den Vorstand von Dresden aus, wo er zur Kur weilt, ein Schreiben richten, worin er sein Bedauern ausspricht, nicht persönlich teilnehmen zu können. Er sandte als Stellvertreter Herrn Staatsminister Ruhstrat. Außerdem waren zugegen der Vorsitzende des Ob. Kirchenrates Geh. Ministerialrat Finkh, von jedem der drei Regimenter eine Abordnung von Offizieren, der Herr Oberbürgermeister, der Stadtsyndikus, das Evang. Oberschulkollegium, die Schuldirektoren, die benachbarten Rabbiner und viele Behörden und Deputationen. Die Weiherede des Herrn Landrabbiner Dr. Mannheimer machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck. Der Redner nahm die Gelegenheit wahr vor den Spitzen der Behörden darauf hinzuweisen, daß der Antisemitismus dem Christentum mehr schade als dem Judentum. Herrn Dr. Mannheimer wurde von den hervorragenden christlichen Persönlichkeiten Lob gespendet.

Katholisches Wasser — konfessionelles Schreiben und Rechnen. Die „Frankfurter Ztg." veröffentlichte vor einigen Tagen zwei charakteristische Beiträge zu dem Kapitel des Mißbrauchs der Konfession zu höchst profanen Zwecken.

Unter der Spitzmarke „Wir wollen kein katholisches Wasser" wird dem Blatt geschrieben:

„In einer wasserarmen Gegend des Schwarzwaldes liegen zwei einsame Dörfer, nur zehn Minuten von einander entfernt. Das eine — nennen wir es X — ist evangelisch, das andere — Y — katholisch. Beide sind arm und haben wenig oder gar kein Vermögen, doch ist das katholische Dorf wenigstens im Besitz von einigen Almenden. Nun kauften vor einigen Jahren die Katholischen zur Anlage einer Brunnenleitung eine Quelle und luden die protestantischen Nachbarn, die mit dem Wasser noch viel übler daran sind, ein, gemeinsam mit ihnen die Quellenstube zu bauen und die ganze Anlage überhaupt in der Größe herzustellen, daß für beide Gemeinden gesorgt sei. Der Vorschlag war gut und gewiß der Erwägung wert. Aber die in X befürchteten offenbar eine infektiöse Ansteckung und erwiderten kurz und grob: „Wir wollen kein katholisches Wasser!" Daraufhin bauten die in Y die Leitung allein in der Größe, wie sie eben ihren Bedürfnissen entsprach. Der heiße Sommer von 1904 kam, und denen in X ging gar bald das Wasser aus, das sie oft von weither mit großen Kosten beschaffen mußten. Nachdem sie die katholische Nachbargemeinde erfolglos verklagt hatten, gehen sie zur Zeit mit dem Plan um, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden weit vom Ort eine protestantische Quelle zu fassen und nach ihrem Ort zu leiten."

Die zweite Notiz trug die Spitzmarke: „Konfessionelles Schreiben und Rechnen" und enthielt folgende Reminiszenz eines Frankfurter Lehrers:

Als ich kürzlich der Simultanschuldebatte in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung als Zuhörer beiwohnte, fiel mir ein heiteres Vorkommnis ein, das ich vor etwa sechs Jahren als Lehrer an einer Simultanschule in einem Vororte Wiesbadens erlebte. Es war bei den Abc-Schützen. Die Kleinen machten die ersten Versuche im Schreiben des „i". Ich saß unter ihnen und war gerade daran, einem von ihnen, dem es besonders schwer fiel, ein bischen behilflich zu sein. Meine unbeschäftigte Linke lag zwanglos auf dem Banktische. Da klopfte mir plötzlich einer aus der kleinen Schar lebhaft mit dem Griffel auf die linke Hand und rief: „Herr Lehrer, sollen wir katholische „i" machen? Der K. macht lauter katholische „i"!" Was sich der Kleine dabei dachte, konnte ich nicht herausfinden, jedenfalls unterschieden sich die „i" seines Nachbarn nicht wesentlich von den seinigen. — Wie der Kollege und Zentrumsabgeordnete Sittart in einem in Dortmund gehaltenen Vortrage unter lebhaftem Beifall der Versammlung ausführte, soll es allerdings auch ein konfessionelles Rechnen geben. Er sagte: „Nicht darin besteht der Wert der Schule, daß die Burschen, daß die Mädchen gut rechnen können. Wir haben zu viel Menschen, die gut rechnen können! Da sagt man nun: Gibt es denn ein konfessionelles Rechnen? Jawohl, es gibt ein christliches und ein unchristliches Rechnen!" —

s **Aus dem Leben der Juden in Rußland.** Zu welchen Erniedrigungen und unwürdigen Zuständen die Rechtlosigkeit der Juden in Rußland führt, dafür möge das klassische Beispiel dienen, das wir dem in Petersburg erscheinenden „Freund" entnehmen:

Ein jüdischer Jüngling P. strebte Jahre hindurch vergebens danach, auf einer russischen Mittelschule aufgenommen zu werden. Er pilgerte von Stadt zu Stadt, wurde überall mit seinem Gesuche abgewiesen, da die jüdischen Schüler nur 5 Prozent auf den Gymnasien und Realschulen bilden dürfen und jedes Jahr hunderte jüdischer Schüler zurück-

gewiesen werden müssen. Endlich ward ihm das Glück hold und er konnte an eine Realschule in Petersburg gelangen. Bei der Aufnahme vergaß man, sich nach seinem Wohnrechte zu erkundigen, denn bekanntlich dürfen von den Juden nur Akademiker, Kaufleute erster Gilde und Mitglieder einer Handwerkerinnung im Innern Rußlands leben. Bald darauf aber fing die Polizeibehörde mit ihren beliebten Chikanen an und wollte ihn ausweisen. In seiner Not wurde er Hausdiener bei einem Arzte und erzwang sich dadurch das Wohnrecht. Die humane Polizei kontrolierte jeden Tag, ob er wirklich seine Arbeit als Hausdiener verrichte, und der arme junge Mann mußte dieses Martyrium tragen und dabei fleißig lernen. Durch eiserne Energie gelang es und er hatte nur noch ein Jahr bis zu seinem Abiturium zu lernen. Da kam eine neue Katastrophe: der Arzt zum Kriegsdienst nach Ostasien, und nun wies die Polizei den geplagten Jüngling aus. Der bekannte Petersburger Advokat L. Eisenberg aber nahm sich dieser Sache an und es gelang ihm endlich, das Aufenthaltsrecht für den verzweifelten Schüler beim Ministerium zu erwirken.

O, alte Burschenherrlichkeit, Wohin bist Du entschwunden?

Blaugraue Tabakswolken ballten sich über der Kneiptafel der „Normannia" zusammen. Eine dicke schwere Luft, ein Konglomerat von Zigarrenqualm und Bierdunst, erfüllte die Wohnräume der Verbindung. Mühsam nur rangen sich die gelbweißen Lichtstrahlen des Kronleuchters durch die künstlich verdichtete Atmosphäre hindurch.

Kosend glitten sie in leichten Schwingungen über den dreifarbigen Wandschmuck, blieben zitternd an einem stahlglänzenden Schläger haften, um dann wieder goldige Reflexe auf eine alte verstaubte Kappe zu zaubern. Alte, oft geschaute, Verbindungsbilder begrüßten sie; Bilder aus längst vergangenen Tagen, jugendfrische Gesichter mit roten Wangen und breiten Säbelnarben, Jünglingsgestalten, die längst zu schwachen Greisen gealtert waren oder die schon seit Jahrzehnten der grüne Rasen deckte.

Klirrend wurde ein Fensterflügel aufgerissen. Ein frischer Luftzug fuhr durch das Zimmer und riß die Tabakswolken auseinander. Sie taumelten noch ein Weilchen hin und her, um dann einem unwiderstehlichen Triebe zu folgen und zu dem geöffneten Fenster hinauszufliehen.

Zwanzig junge Burschen saßen um den eichenen Kneiptisch herum, die Mütze keck auf dem Hinterkopf, die Zigarre im Munde und den deckelschweren Bierkrug vor sich hingepflanzt.

Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft aus allen Provinzen des Reiches, die kein landsmannschaftliches, kein wissenschaftliches, nur „rein studentisches" Interesse zusammenhielt. Um den Schläger mit dem grün-weiß-goldenen Korbe scharten sie sich um den scharfen Speer, den so mancher Normanne ruhmvoll geführt hatte im Laufe der Jahre.

Klappend flogen die Kommersbücher zu. Ein Lied war „gestiegen" und „gefallen". „Fiducit!" schallte es noch durch den Raum. „'s" krähte ein naseweiser Fuchs. — „In die Kanne!" brüllte ihn der schmerbäuchige Präside an, der von seinem erhöhten Throne aus ein scharfes Regiment führte. „Eins ist eins, zwei ist zwei — — —" und zu Tode erschrocken würgte das arme Füchslein seinen „Ganzen" herunter. „Geschenkt!" tönte es vom Sitze des Vorsitzenden, und der vorwitzige Fuchs wischte sich den bierfeuchten Mund.

„Fox!" rief er mit dem wappengeschmückten Bierdeckel klappernd, und eiligst stürzte aus dem Nebenpalast der Kouleurdiener herbei, um seines Amtes zu walten.

Die allgemeine Unterhaltung, die vorher durch das „Gemeinsame" unterbrochen worden war, kam wieder in Fluß. „Na, Herr Berger", wandte sich der dicke Präside an den einzigen Gast an der Kneiptafel, der keine Kappe trug und dessen unzerhacktes Gesicht und leicht befangenes Wesen den „Keilfuchs" verrieten — „na, wie gefällt's Ihnen bei uns?" — „O, sehr gut!" entgegnete dieser, der am Ehrentische saß, zwei Plätze von dem Vorsitzenden entfernt — „nur ist mir das alles noch ganz neu und fremd. — Dieses reiche, bunte Leben, von dem man als Pennäler sich ja immer ganz falsche verschwommene Vorstellungen macht." — „Nun hoffentlich haben wir die Ehre, Sie öfter bei uns zu sehen", nahm der andere wieder das Wort. „S' wird Ihnen schon gefallen bei uns. Wird sind ja ganz famos eingerichtet. Vielleicht sehen Sie sich mal unsern Kasten an." —

Gern folgte Berger der Einladung und schritt bald an der Seite des Vorsitzenden durch die behaglich eingerichteten Wohnräume der Normannia. Mit regem Interesse betrachtete er die Erinnerungsstücke aus einer vergangenen Epoche, die blutgetränkten Farbenbänder, die rostigen Speere. Ein großes Wandbild, das vier schlanke Jünglingsgestalten in Band und Mütze zeigte, erregte seine Aufmerksamkeit. „Das sind unsere Gründer!", teilte ihm stolz sein Begleiter mit. „Aus den vierziger Jahren. — Hier, der rechts is als Geheimrat gestorben, sein Nachbar war Konsistorialrat, und der Dritte dort, der war Hauptmann — er fiel dann im dänischen Kriege" — „Und der vierte?" fragte Berger. „Der?" meinte geringschätzig der Präside. „Das is ein Jude — Fabrikdirektor, oder so was." —

Eine leichte Blutwelle stieg bei diesen Worten in Bergers Gesicht. Doch er schwieg.

Sie hatten beide wieder an der Kneiptafel Platz genommen, wo inzwischen eine lebhafte Diskussion eingesetzt hatte. „Is ja alles Unsinn", rief ein baumlanger Normanne, der einen intensiven Karbolgeruch um sich verbreitete und dessen Haupt eine blaue Abfuhrkoppe bedeckte. „Is alles Unsinn." Was kümmern uns politische Streitigkeiten! Die Regierung weiß schon allein, was sie zu tun hat. Was heißt „Kampf um die Schule"? was heißt „Geistesfreiheit?" Blödsinn — Schlagwörter sinds! — Wir Studenten sollen keine Politik treiben. — Das wird „oben" nicht gerne gesehen, und wir brauchen uns nicht selbst die Karriere zu verderben. Mit Weibern sich vertragen — mit Männern sich schlagen, nota bene wenn sie satisfaktionsfähig sind — das ist das richtige. Seht Euch die Korps an. Kümmern die sich um irgend was anderes, als um ihren Konvent und ihre Kontrahagen-Angelegenheiten? Nich zu machen. — Na, und wie stehn sie da? — Sie gelten als die vornehmsten Studentenverbindungen, eben weil sie den alten Rummel aufgegeben haben und sich nicht mehr in Dinge mischen, die sie nichts angehen.

Freilich unsere „Ehemaligen" haben darüber vielleicht anders gedacht. — Aber wir müssen doch mit der Zeit fortschreiten. Wir sind doch eben im zwanzigsten Jahrhundert. — Und das ist mein Rat. Immer exklusiv, exklusiv — das gibt Ansehen und Reputation und — Karriere." Und befriedigt nahm der Hüne Platz, von dem Beifall seiner Vereinsbrüder umrauscht. —

„Schnippke hat ganz recht", nahm ein kleiner Mediziner das Wort. „Exklusivität ist die Hauptsache. Sonst würden auch die paar Korps mit ihren fünf, sechs Mitgliedern überhaupt nichts ausmachen. Aber eben, weil sie so tun, als ob sie alles allein zu bestimmen hätten — darum nehmen sie eine so bedeutende Stellung ein. Und im Interesse unserer Normannia müssen wir in jeder Weise versuchen, ihnen nachzuahmen." —

Berger hatte den Bierreden mit widerstrebenden Gefühlen gelauscht. Ihm klangen noch die verächtlichen Worte des Präsiden über den jüdischen Gründer der Normannia im Ohr. Und jetzt — diese schalen Redensarten — dieser glühende Ehrgeiz, Karriere zu machen um jeden Preis.

Fast bereute er es, der Einladung des Präsiden, der sein Zimmernachbar war und den er auf dem Flur vor seiner Wohnung kennen gelernt hatte, Folge geleistet zu haben.

„Na, morgen kommt ja wieder ein „Alter Herr“ von uns angewipst“, hörte er eine fette Stimme.

„So? Wer denn?“ fragten mehrere zugleich „Ach, der Bernstein wieder, der Bankier, der uns schon einmal zu einer Kneiperei eingeladen hat.“ — „Nun, ich geh diesmal nicht hin, da könnt Ihr Gift drauf nehmen,“ ließ sich der Präses vernehmen. „Meinetwegen kann ihn besuchen, wer will. — Ich saufe kein Judenbier.“

„Bravo!“ riefen ihm einige Stimmen zu. „Wir müßten überhaupt unsern zwei jüdischen Alten Herren endlich mal 'nen Wink geben, daß sie aus der Verbindung verschwinden“, schlug ein anderer vor. — „Unsinn“, protestierte der Vorsitzende, „die brauchen wir noch als Milchkühe — die blechen ganz tüchtig. S' Geld kann man schon nehmen — aber verkehren brauch man ja mit ihnen nicht. — Hauptsache is eben, daß wir keinen Juden mehr neu aufnehmen.“

Berger hatte die ganze Zeit wie auf glühenden Kohlen gesessen. Jetzt — als ein Augenblick der Stille eingetreten war — erhob er sich. „Herr Eichler, wandte er sich an den Präsiden, „nach Ihren letzten Worten muß ich annehmen, daß Sie über meine Verhältnisse nicht genau orientiert sind — ich bin selbst Jude!“

Der Normannenpräses saß wie versteinert. „Nanu — Sie — een Jude? brachte er stotternd hervor. Und „Ein Jude?“ echoten die anderen, ihrem Vorsitzenden, der sich durch seine Unvorsichtigkeit in eine so peinliche Lage gebracht hatte, mißbilligende Blicke zuwerfend. „Aber Sie sehen doch gar nicht wie ein Jude aus?“ suchte sich dieser gegen die stummen Vorwürfe seiner Vereinsbrüder zu verteidigen.

„Ja, und ich bin trotz alledem einer“, versetzte Berger, etwas malitiös.

„Und das beste ist wohl nun, wenn ich Sie verlasse“, fuhr er ernst fort. „Na, ja — na ja —“ stimmte der Präside bei. „Nee, aber so was — kann mir so was passieren — na, nichts für ungut!“ und zuvorkommend begleitete er Berger, der von der Tafelrunde sich stumm verabschiedete, zur Tür.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Berger trat in die kalte Nacht hinaus. Ein Windstoß kühlte seine heiße Stirn. Das Lied von der „alten Burschenherrlichkeit“ kam ihm in den Sinn. Er lächelte traurig. Was würden die Gründer der Normannia sagen, wenn sie ihre Epigonen dort oben beim Saufen und Kannegießern beobachten könnten! H. F.

Sprechsaal.

Ueber konfessionelle Verbindungen und die Stellung der jüdischen Verbindungen zu den jüdischen Philisterkreisen.

Die Nummer 12 der „Jugend“ enthält auf ihrer letzten Seite ein Bild von Adolf Münzer (München), das mir Veranlassung gibt, einige Unklarheiten zu berichtigen, die in jüdischen Philisterkreisen über das Wesen der jüdischen Verbindungen herrschen. Im Vordergrund dieses Bildes, das einen Aufzug von studentischen Korporationen darstellt, sieht man eine katholische Verbindung in Wichs, auf ihrer Fahne die Worte „Syllabus — Index.“ In der Mitte des Bildes sieht man eine protestantische Korporation, auf ihrer Fahne die Inschrift „Katechismus“. Ganz im Hintergrund erblickt man auch eine jüdische Verbindung, schon durch die übertrieben jüdischen Gesichter erkennbar, auf ihrer Fahne das Wort „Talmud.“ Darunter stehen, als letzte Zeile eines kleinen Gedichtes, die Worte: „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?“

Dieses Bild gibt zu denken; es zeigt, mit wie wenig Sachkenntnis selbst gebildete Leute den Charakter der jüdischen Verbindungen beurteilen. Ich meine, wenn ich im Folgenden von jüdischen Verbindungen spreche, nur solche Korporationen, die ausschließlich Juden aufnehmen; denn die sind es, welche man hauptsächlich verkennt. Ein gewaltig großer Unterschied besteht nämlich zwischen klerikal-katholischen resp. evangelischen Korporationen und den jüdischen Verbindungen. Der Abgeordnete Peltasohn hat es in seiner letzten Rede ganz ausdrücklich betont, daß man diese Verbindungen nicht in einen Topf werfen dürfe. Eben so klar geht der oben aufgewiesene Unterschied aus einem Artikel über die akademische Freiheit hervor, den Herr Prof. Osthoff (Heidelberg) jüngst in der Münchener Wochenschrift „Die Freistatt“ erscheinen ließ. Es heißt da folgendermaßen:

„Dieselben Kreise der Studentenschaft, die jetzt dem Unkraut der konfessionellen Zerklüftung des akademischen Lebens so entschieden zu Leibe gehen, trifft bis zu einem gewissen Grade eine Mitschuld eben an dem Emporwuchern dieses Unkrauts. Die gegenwärtig glücklicherweise in unserer Studentenwelt wieder etwas eingedämpfte Hochflut der antisemitischen Bestrebungen hatte die Unduldsamkeit gegen die Kommilitonen jüdischen Glaubens gezeitigt, die Ausschließung der Israeliten aus vielen [de facto aus allen. Anm. des Verf.] der tonangebenden Korporationen mit sich gebracht, und die Folge war das Aufkommen der exklusiv jüdischen Verbindungen.“

Dies ist die allein richtige Darstellung der Entstehungsgeschichte der jüdischen Korporationen. Die jüdischen Akademiker haben sich zu Verbindungen zusammengetan:

1. um erfolgreich gegen den Antisemitismus an den Deutschen Hochschulen vorgehen zu können; denn der einzelne ist im Vergleich zu der großen Menge seiner Gegner zu schwach dazu. Aus diesem Grunde haben auch nur die jüdischen Verbindungen Berechtigung, die das Prinzip der unbedingten Satisfaktion haben. Denn sie allein sind im Stande, mit Erfolg gegen antisemitische Beleidigungen zu reagieren. Sie allein sind jederzeit bereit, mit dem Säbel oder der Pistole den Antisemiten bleibende Denkzettel für ihre beleidigenden Angriffe zu geben. 2. schloß man sich zusammen, um den jüdischen Studenten das zu bieten, was die anderen Verbindungen ihren christlichen Kommilitonen geben, nämlich Geselligkeit, studentisches Leben und studentische Freuden.

Ganz fern aber liegt den jüdischen Verbindungen jede Hervorkehrung des Konfessionalismus. Während die katholischen Korporationen z. B. ganz intensiv die Politik des Zentrums unterstützen, findet man in den jüdischen Verbindungen nichts von einer offiziellen Betätigung auf dem Gebiete der Politik. Das ist eben die tiefe Kluft, die beide Arten trennt. Die Studenten, welche katholischen resp. evangelischen Korporationen angehören, haben es nicht nötig, sich zu exkludieren. Den jüdischen Studenten dagegen sind alle Verbindungen verschlossen; sie schließen sich ab, weil sie ausgeschlossen werden. Als gemeinsame Leidensgefährten taten sie sich zusammen, getrieben von dem verblendeten Rassenhaß ihrer christlichen Kommilitonen. In dem Moment aber, wo die anderen Korporationen ihren Boykott, den sie über die jüdischen Akademiker verhängt haben, aufheben und die Juden als gleichberechtigte Couleurbrüder anerkennen, werden sich die jüdischen Verbindungen auflösen, sie haben dann ihr Ziel erreicht.

Wenn man nun fragt, was die jüdischen Verbindungen bis jetzt erreicht haben, so haben sie dem jüdischen Akademiker zunächst sein Selbstbewußtsein und sein Selbstvertrauen wiedergegeben. Er zieht sich nicht mehr feig zurück oder läßt sich gar taufen, sondern er ist stolz darauf, Jude zu sein. Darum ist es auch die Pflicht der jüdischen Philister, die jüdischen Verbindungen mit allen Mitteln zu unterstützen. Denn es ist schwerer, sein Leben für seinen Glauben im Zweikampf einzusetzen als an seinem Schreibtisch zu Hause Artikel gegen den Antisemitismus zu schreiben. Aber die jüdischen Studenten können nur dann ruhig kämpfen, wenn sie sicher sind, daß sie an ihren jüdischen Mitbürgern eine feste Stütze haben. Vor allen Dingen dürfen die jüdischen Nichtakademiker nicht die Ansicht aufkommen lassen, als ob die jüdischen Verbindungen Konfessionalismus trieben. Sie dürfen nicht mit den in Wahrheit konfessionellen Verbindungen über einen Kamm geschoren werden, denn sonst haben sie bei dem reaktionären Geist in Deutschland das Schlimmste zu befürchten. Und eine derartige Stütze, wie das jüdische Bürgertum es an den jüdischen Verbindungen hat, kann und wird es nicht entbehren.

Duisburg. Richard Rosenthal, stud. jur.

Briefkasten.

J. C. in Chemnitz. Daß Ihr Sohn als einziger von 6 Einjährigen zum Unteroffizier befördert worden ist und auch nachher die Prüfung für die Qualifikation zum Reserveoffizier glänzend bestanden hat, ist für den Beteiligten und seine Angehörigen gewiß sehr erfreulich. Solche Fälle sind indes keineswegs vereinzelt, um so weniger ist es freilich zu rechtfertigen, wenn trotz der durch das Urteil sämtlicher Vorgesetzten erwiesenen hervorragenden Qualifikation solcher jüdischer Soldaten zum militärischen Berufe ihnen der Eintritt in das Offizierkorps verschlossen bleibt.

Zur Beachtung!

Unsere **Geschäftsräume** befinden sich vom **3. April 1905** ab nicht mehr Seilerstraße 15, sondern **Feldbergstraße 24 I.**

Bureau Frankfurt am Main
des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.
(Fernsprecher 7787.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 15. Berlin, 12. April 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Jüdische Literaturprofessoren.

Mit Herrn Adolf Bartels sich auseinanderzusetzen, gehört nicht zu den angenehmen Aufgaben, zum mindestens dann nicht, wenn es sich um eine das Judentum betreffende Frage handelt. Man darf des Erfolges dabei ungefähr ebenso sicher sein, wie wenn man einem Taubgeborenen die Gesetze der Harmonielehre oder des doppelten Kontrapunkts begreiflich machen wollte. Herr Bartels hat oft genug gezeigt, daß er entschlossen ist, nichts zu lernen und nichts zu vergessen, er will weder widerlegt noch über offenbare Irrtümer aufgeklärt sein, er gefällt sich eigensinnig in der Rolle des Timon von Athen und läßt sich von seinen galligen Ansichten über die volkszerstörende Tätigkeit des Judentums in Deutschland kein Jota rauben.

Man könnte also Herrn Bartels in seinem Weimarer Grillenhäuschen ruhig sich selbst überlassen. Aber das wäre vom taktischen Standpunkt aus falsch, denn Herr Bartels ist ein keineswegs zu unterschätzender Gegner. Als ein kenntnisreicher Literarhistoriker von zweifelloser kritischer Intelligenz und selbsterworbener Urteilskraft hat er sich Verdienste erworben, die ihm eine große Leserschaft verschafft haben — und mit Recht verschafft hätten, wenn nicht seine Urteilsfähigkeit immer wieder da und dort durch die denkbar verbohrtesten antisemitischen Verfolgungswahnideen getrübt würde. Eben der Kredit aber, den Bartels als Literaturkritiker in weiten gebildeten Kreisen genießt, macht es zur Pflicht, ihm immer da entgegenzutreten, wo er als Sozialpolitiker dilettiert und auf seinem Parade-Steckenpferd von der unheimlichen „Judengefahr“ angeritten kommt.

Den neuesten Windmühlenkampf dieser Art unternimmt Herr Bartels in der Iro'schen Monatsschrift „Unverfälschte deutsche Worte“ (3. Jahrg., 1. Heft), wo er „die Aussichten im Kampfe mit dem Judentum“ in einem längeren Artikel behandelt. Neues enthält diese liebevolle Auslassung zwar nicht — man kennt die Weise, man kennt den Text, man kennt auch den Herrn Verfasser — dafür aber auf engem Raum wieder eine gedrängte Fülle unbewiesener Behauptungen, die das angeblich parasitäre Wesen des Judentums illustrieren sollen. Es genüge ein paar herauszugreifen: „schon gibt es Mittelstädte (welche denn?), wo alle großen Geschäfte in jüdischer Hand sind“; „drei Viertel der jüdischen Presse steht völlig unter jüdischem Einflusse“, (vielleicht sieht sich Herr Bartels einmal daraufhin die Mitgliederliste des Vereins deutscher Zeitungsverleger an!); „durch die jüdische gemeine und frivole Literatur (nämlich?) wird die anständigere deutsche vielfach verdrängt“ (vgl. die jüngsten Massenerfolge von „Jörn Uhl“, „Jena oder Sedan?“, „Das schlafende Heer“, „Buddenbrooks“, „Götz Krafft“, „Briefe, die ihn nicht erreichten“, „Peter Camenzind“, „Asmus Sempers Jugendland“ usw., deren Verfasser sämtlich Nichtjuden sind!); „unsittliche Bücher stammen meist aus jüdischem Verlage“ (z. B. das berüchtigte „Nixchen“, dessen Verfasserin eine preußische Offizierstochter und dessen Verleger Carl Reißner in Dresden ist oder Diderots jüngst konfiszierte „Nonne“, die die Franckh'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart herausgebracht hat!); — in diesem Stil ließe sich weiter zitieren, aber es hieße Wasser in ein Sieb schöpfen, wollte man solche faustdicken Uebertreibungen und Unwahrheiten immer aufs neue zu widerlegen versuchen.

Nur auf einen Passus in dem Artikel möchten wir mit ein paar Worten näher eingehen, um die Bartelssche Methode zu beleuchten. Darin heißt es:

„Daß es in der Wissenschaft noch nicht ganz so schlimm steht wie in der Kunst, wollen wir gern zugeben, aber wenigstens in der Literaturwissenschaft, die doch vor allem deutsch sein sollte, da doch nur ein Deutscher deutsche Dichtung recht versteht und durch diese ja eben der deutsche Geist im deutschen Volke lebendig erhalten werden soll, hat sich das Judentum in unverfrorenster Weise eingenistet, und nicht wenige „maßgebende“ deutsche Literaturprofessoren — mir fallen eben nur bestimmte Herren in Prag, Breslau, Leipzig, Berlin, Kiel ein — sind Juden, und mögen sie auch Sauer oder Koch heißen. Die deutschen Regierungen, die die Anstellung von Juden als Geschichts- und Literaturlehrer an den Universitäten zulassen, freveln geradezu an ihrem Volke, aber sie haben keine Ahnung, sie sind wie mit Blindheit geschlagen. Die Zahl der jungen Juden, die sich durch Dissertationen über deutsche Dichter den Doktortitel erwerben, ist Legion und stellenweise, so in Berlin, sitzen ganze Cliquen von ihnen zusammen, redigierend und schreibend, alles Deutsche befehdend. Das Literatur-Philologentum Scherer'scher Observanz geht zu einem guten Teil mit ihnen, da es die Schwäche seiner Position recht gut kennt und sich in Macht halten will. Außer unter den Literaturforschern stecken unter den Nationalökonomen und den Medizinern viele Juden — von den jüdischen Advokaten reden wir lieber garnicht“. Usw.

Für die Behauptung, daß nur ein Deutscher (d. h. also nach Bartels kein Jude deutscher Nationalität) deutsche Dichtung recht verstehe, ist ihrem Urheber die verdiente Abfertigung schon öfters zuteil geworden, u. a. von seinem

kritischen Gegner Leo Berg, der einmal sehr treffend bemerkte, daß, wenn ein deutscher Jude einen deutschen Dichter nicht verstehen könne, auch ein deutsch-arischer Kritiker nichts von Heinrich Heine oder Zola oder Tolstoi verstehen könne und demnach über ihn zu urteilen nicht berufen sei. Bedenklicher erscheint uns die Bemerkung, das Judentum habe sich in der deutschen Literaturwissenschaft in „unverfrorenster" Weise eingenistet und zahlreiche „maßgebende" deutsche Literaturprofessoren seien Juden. Zunächst: erscheint die Literaturwissenschaft Herrn Bartels, der sich ihr ja selbst gewidmet hat, wirklich als ein so gewinnversprechender und dankbarer Beruf, daß das goldgierige Juda sich gerade darauf mit besonderer Tücke und Berechnung geworfen haben sollte? Der Beruf eines Universitätslehrers, der eine lange und mühevolle Vorbereitungs- und Wartezeit erfordert, ist gerade auf dem Gebiete der Germanistik einer der undankbarsten und uneinträglichsten, besonders an den kleineren Hochschulen; ebensowenig sind irgend welche Auszeichnungen oder ein besonderer Einfluß in der Oeffentlichkeit damit verbunden. Speziell der jüdische Dozent muß in der Regel, zumal auf preußischen Universitäten, doppelt so lang auf Ernennung zum Professor warten, als seine nichtjüdischen Kollegen, zum Ordinarius bringt er es fast nie.

Um die stupende Wahrheitsliebe des Herrn Bartels darzutun, seien einmal die Namen der Professoren und Privatdozenten für deutsche Literatur an den deutschen Hochschulen aufgezählt:

Berlin: Erich Schmidt, Roethe, Roediger, Heusler, L. Geiger, R. M. Meyer, M. Herrmann.
Bonn: Wilmanns, Litzmann, Drescher, Schultz.
Breslau: Koch, Bobertag.
Dresden: Adolf Stern.
Freiburg: Woerner.
Göttingen: Schröder.
Gießen: Behaghel.
Greifswald: Reifferscheid.
Halle: Strauch, Schultze.
Hannover: v. Hanstein (kürzlich †).
Heidelberg: Kuno Fischer, Braune, v. Waldberg.
Jena: Michels, Leitzmann, Schlösser.
Kiel: Kauffmann, Wolff.
Königsberg: Baumgart, Schade.
Leipzig: Köster, Sievers, Witkowski.
Marburg: Vogt, Elster.
München: Muncker, Paul, Sulger-Gebing, v. d. Leyen, Barinski.
Münster: Schwering.
Rostock: Golther.
Stuttgart: Harnack.
Straßburg: Martin, Henning.
Tübingen: H. v. Fischer.
Würzburg: Rötteken, Petsch.
Bern: Walzel.
Basel: Geßler.
Zürich: Frey.
Czernowitz: Zingerle v. Summerberg.
Graz: Schönbach, Seuffert.
Innsbruck: Wackernell.
Lemberg: Werner.
Prag: Sauer, Hauffen.
Wien: Heinzel (eben †), Minor, A. v. Weilen, C. Kraus, Robert F. Arnold.

Unter diesen 64 Dozenten — einer aber der andere mag vielleicht übersehen sein — sind die gesperrt Gedruckten Juden oder jüdischer Abstammung, nämlich 6 außerordentliche Professoren (jüdische Ordinarien in diesem Lehrfach gibt es überhaupt nicht) und 2 Privatdozenten, dagegen 56 Nichtjuden! Diese Tatsache stelle man der flott aus dem Handgelenk geschüttelten Behauptung des Herren Bartels gegenüber und überzeuge sich an diesem Beispiel, mit welch unglaublicher Leichtfertigkeit ein Mann polemisiert, der auf wissenschaftliche Bildung und Glaubwürdigkeit Anspruch macht. Und das alles, weil einer dieser jüdischen Professoren, Richard Meyer, eine deutsche Literaturgeschichte geschrieben, die sich s. Zt. den besonderen Zorn von Adolf Bartels zugezogen hat!

Schließlich noch ein Wort über die geschmackvolle Bemerkung, das Judentum habe sich „unverfroren" in die Literaturwissenschaft „eingenistet". Wo hat sich denn das Judentum nach Herrn Bartels nicht unbefugter Weise „eingenistet"? Er jammert, daß es in Handel und Industrie, ins Theater, in die Kunst, in die schöne Literatur, in die Medizin, in die Juristerei, in die Philologie, in die Nationalökonomie, in den Buchhandel eingedrungen sei — welche Berufe aber die Juden denn eigentlich, wenn es nach Herrn Bartels ginge, ergreifen dürften oder müßten, vergißt der große Sozialpolitiker gänzlich zu sagen, denn daß die Beamtenlaufbahn sämtlicher Kategorien (einschließlich der militärischen) den Juden zumeist verschlossen ist, weiß er sehr wohl. Also wohin mit ihnen? Ausweisen? Ach nein, so weit will Herr Bartels in seiner christlichen Humanität garnicht gehen, im Gegenteil, er hat die Güte zu bemerken: „Selbstverständlich sind wir weit entfernt, neue Judenverfolgungen zu wollen, ja, wir wollen nicht einmal die Vertreibung der Juden, denn vielleicht sind sie dem deutschen Volke, das gar zu leicht schlapp wird, als Pfahl im Fleische nötig. Aber die Bekämpfung des Judentumes wollen wir, auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete."

Der Zustand also, der Herr Bartels als Ideal vorschwebt, ist der der absoluten Isolierung und Boykottierung des Judentums, das intellektuelle und gesellschaftliche Ghetto. Ausgetrieben sollen die Juden nicht werden, nur ausgeschlossen, ausgehungert und ausgeräuchert. . . . Erscheint neben einem solchen geistigen Torquemada nicht der weniger ästhetisch hochgebildete, aber auch minder raffinierte Graf Pückler noch als ein leiblich wohlwollender Mann? —

Auch ein Richter!

Unter dieser Ueberschrift erhalten wir zu der in unserer vorigen Nummer mitgeteilten Notiz aus dem Tagebuch Otto Erich Hartlebens, daß Landgerichtsrat G. erklärt habe, er glaube keinem Juden gegen einen Christen, folgende Zuschrift: Was soll man sagen zu diesem ungeheuerlichen Mißbrauch der richterlichen Gewalt, zu solcher Beugung des Rechts, zu solcher Generalverurteilung von Hunderttausenden, die nicht gehört und nicht gesehen worden sind, seitens eines hohen preußischen Richters! Und welche Vorstellung von der Gerechtigkeitsliebe des ganzen Gerichtshofs muß dieser Landgerichtsrat gehabt haben, daß er sich nicht scheute, solche jeder Gerichtigkeit Hohn sprechenden Worte offen auszusprechen! Wahrlich hier wäre Heuchelei selbst eine Tugend. Wenn der Herr Landgerichtsrat sich solche Infamie schon erlaubte, hätte er es wenigstens nicht offen laut werden lassen dürfen.

Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um nur die betreffenden beiden Juden. Das ist ja schon denkbar, daß zwei Zeugen auf den Richter so sehr den Eindruck der Unglaubwürdigkeit machen, daß er auf ihre belastenden Aussagen keine Rücksicht glaubt nehmen zu dürfen. Und wenn diese Zeugen gerade Juden sind, läßt sich auch nichts dagegen sagen. Aber der Herr Landgerichtsrat sagt, er glaube keinem Juden gegen einen Christen, und so wenig Vertrauen wir zu diesem Richter haben, daß er weiß, was gerecht ist, so sind wir doch überzeugt, daß er wußte, welche entehrende Strafe er widerrechtlich über zahlreiche Menschen verhängt hat, von denen viele ihn

an Bildung und wohl die meisten ihn an Gerechtigkeitsliebe und Ehrfurcht vor dem Gesetz übertrafen.

Wir müssen noch betonen, daß der so gegen den preußischen Landgerichtsrat Zeugnis ablegt, dieses seinem verschwiegenen Tagebuche anvertraut hat, allerdings in der Erwartung — und das erhöht die Bedeutung des Zeugnisses — daß sein Tagebuch einmal nach seinem Tode werde gelesen werden, da er die Absicht habe, sich seiner Zeit als dazu interessant und wichtig genug zu erweisen.

Wenn wir nicht die felsenfeste Ueberzeugung hätten, qu'il y a des juges nicht nur à Berlin, sondern en Allemagne, dann könnte das Verhalten dieses Magdeburger Landgerichtsrats, der vielleicht noch heute irgendwo das Recht bricht, in uns den Verdacht erwecken, daß man am Ende nur deshalb jüdische Richter nicht anstellt und avancieren läßt, weil man mehr unter sich sein will, um nach den Grundsätzen des Magdeburger Landgerichtsrats ungeniert Recht brechen zu können. Man sieht, zu welchen ungeheuerlichen Gedankenfreveln derartiges Verhalten verleiten kann. Und welche Wirkung erst muß solches Rechtbrechen auf weniger ethisch gefestigte Juden ausüben, wenn sie sich sagen, Recht bekommen wir doch nicht, nach dem Gesetz behandelt werden wir nicht, folglich haben wir es nicht nötig, gerechter als unsere Richter zu sein und handeln wie diejenigen, denen man das Recht Zeugnis abzulegen nimmt. Es ist der Fluch bösen Tuns ganz besonders derer, die das Recht zu hüten berufen sind, daß es fortzeugend Böses muß gebären, Böses nach allen Seiten, ganz besonders nach unten hin. Man denke an die russische Justiz!

Eine semitische Antwort auf eine antisemitische Anzapfung.

Wenn die Antisemiten einem reichen Juden sonst nichts nachsagen können, dann erinnern sie daran, daß er oder sein Vater oder Großvater einst Hosen oder dergleichen verkauft hat, und daß er, der jetzt im Tiergartenviertel wohnt, oder sein Vater, Großvater früher in der Rosenstraße gewohnt haben. Den australischen Reichen wird nicht zum Vorwurf gemacht, daß sie die Enkel Deportierter sind, den in mit raffiniertestem Luxus ausgestatteten Palästen wohnenden amerikanischen Milliardären, die sich mit den stolzesten Aristokraten verschwägern und die sogar hoffähig geworden sind, nicht in Erinnerung gebracht, daß sie meist self-made men sind. Im Gegenteil rechnet man es ihnen hoch an, wenn sie nicht gerade, was nur zu oft der Fall ist, über tausende ruinierter Existenzen den Weg aus bescheidenen Hütten zur fünften Avenue zurückgelegt haben. Bei Juden aber ist das ganz was anderes, obgleich sie, da ihre Großväter noch kaum etwas anderes als Kleinhandel treiben durften, gar nicht anders als von kleinen Anfängen ausgegangen sein können. Ihnen rechnet man es nicht zur Ehre an, wenn sie durch Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, Tüchtigkeit und Klugheit zu Wohlstand gelangt sind und den auch bei anderen beliebten Weg nach dem Westen zurückgelegt haben.

Anläßlich der Vermählung des jungen Eduard von Rothschild in Paris mit Fräulein Germaine Halphen erzählte die antisemitische „Libre Parole“, der Urgroßvater der Braut sei ein armer Raritätenhändler in dem Metzer Ghetto gewesen und habe einmal nicht drei Francs bezahlen können, die er auf einer Auktion für ein Kupfergefäß geboten hatte, das ihm, da er keinen Kredit besessen, nicht ausgehändigt wurde. Arm wie Hiob sei er gegen 1810 nach Paris gekommen und jetzt seien er wie der aus dem Frankfurter Ghetto entschlüpfte Rothschild die Könige der Welt usw.

Darauf mußte die „Libre Parole“ auf Grund des Gesetzes eine Berichtigung bringen, in welcher gesagt wird, die Erzählung könne sich nicht auf den Urgroßvater beziehen, da dieser bereits im Alter von elf Jahren mit neun Francs in der Tasche und einem kleinen Warenpack auf der Schulter Metz verlassen habe und 1785 in Paris angekommen sei. Hier habe er so fleißig gearbeitet, daß er bereits nach vier Jahren im Stande gewesen sei, seine ganzen Ersparnisse, dreitausend Francs seinem alten Vater zu schicken, um den Verkauf des Familienhauses zu verhüten. „Sie werden zugeben“, heißt es in der Berichtigung weiter, „daß ein würdigerer Gebrauch von diesen ersten Ersparnissen nicht gemacht werden konnte und daß dieser Zug kindlicher Energie und Sohnesliebe wenigstens ebensoviel wert ist, wie die erzählte Auktionsgeschichte. Mein Urgroßvater — wird weiter berichtet — starb 1840 geachtet und geliebt von allen, die ihn kannten. Ihm zu Ehren haben mein Großvater und sein Onkel, die beiden Halphen-Preise an der französischen Akademie und an der Akademie der Moralwissenschaft gestiftet.“

Ob die Berichtigung nötig war, lassen wir dahingestellt. Aber gereicht selbst die Erzählung der „Libre Parole“ den Halphen nicht zur Schande, dann gereicht die berichtigende Erzählung ihnen nur zur Ehre.

Aus dem antisemitischen Lager.

× **Studentisches.** Neuerdings hat sich wieder ein neuer studentischer Verband, der sich Akademischer Ruder-Bund nennt und der die Rudervereine der Hochschulen in sich zusammenfassen will, gebildet. Wer ihm angehören will, muß — so besagen die Statuten — unter anderem auch „deutscher Nationalität“ sein. Diese Forderung der „deutschen Nationalität“ bedeutet — so erklärt das Organ der akademischen farbentragenden Turnerschaften — den Ausschluß der Juden. Also nur der Juden wegen nahm man diese Forderung in die Satzungen auf. — Ausländer sehen diese Herren ganz gern bei sich. Sie nehmen sie auch bereitwilligst in ihre Verbände auf, wenn auch nicht als „aktive“ Mitglieder, so doch als „Konkneipanten“ und „Außerordentliche“. Rühmt sich doch in demselben Blatte sogar eine Tübinger Turnerschaft, daß ein veritabler — siamesischer Prinz sie mit seinem Interesse beehre und sich als reger „Verkehrsgast“ zeige. Auch mit Engländern und Franzosen und vor allem mit Amerikanern pflegt man gern freundschaftlichen Verkehr — blos nicht mit den Juden — weil? — weil sie nicht „deutscher Nationalität“ sind! — Dem neuen antisemitischen Ruderverbande haben sich bisher sieben Korporationen angeschlossen und zwar Rudervereine der Universitäten Berlin, Leipzig, Bonn, Münster und der technischen Hochschulen Karlsruhe und Hannover. In Berlin gehören zwei akademische Rudervereine dem Bunde an, der „Akademische Ruderverein Berlin“ und der „Akademische Ruder-Klub Berlin.“

Eichstätt, 6. April. Wegen Beleidigung eines jüdischen Amtsrichters wurde, wie wir seinerzeit mitgeteilt haben, am 20. Mai v. Js. vom Landgerichte Eichstätt der Rechtsanwalt Frhr. Schenk v. Geyern zu 600 Mk. Geldstrafe verurteilt. Er vertrat in Ingolstadt den Hauptmann S. in einem Zivilprozesse. Seinem Mandanten sandte er einen Brief, in dem er zwecks Einlegung der Berufung das Urteil besprach. Darin wurde u. a. eine Stelle des Urteils komisch genannt, auch gesagt, wenn es sich um einen Juden gehandelt hätte, würde der Amtsrichter wohl scharfsinniger gewesen sein. Dieser Brief kam mit den Handakten in die Hände des Gerichts, und wegen Beleidigung des Amtsrichters wurde Strafantrag gestellt. Das Landgericht hat festgestellt, daß der Angeklagte dem Amtsrichter Parteilichkeit und Oberflächlichkeit vorgeworfen und sich einer höhnischen Form bedient habe. Der Richter

ist mit Rücksicht auf seine Abstammung in dem Briefe „Jerusalem“ genannt worden. Das Urteil hebt hervor, daß es dem Angeklagten nicht um sachliche Erörterungen zu tun war. Die Absicht der Beleidigung gehe aus Form und Umständen hervor. — Die Revision des Angeklagten, der Verkennung des § 193 rügte, wurde vom Reichsgerichte verworfen.

Vermischtes.

Juden im Justizdienst. Der letzten Prüfung für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst im Königreich Bayern haben sich 193 Kandidaten unterzogen. Die Prüfung entscheidet über die Befähigung zum Amte eines Richters, Staatsanwalts oder Notars, zu einem Amt in der Verwaltung oder des höheren Finanzdienstes und zur Rechtsanwaltschaft. Von den Kandidaten haben 3 die Note I, 159 die Note II und 31 die Note III erhalten. Diejenigen 3, welche die Note I erhalten haben, sind die Rechtspraktikanten Huga und Josef Gunz von Augsburg und Aal von Nürnberg, sämtliche drei israelitischer Religion. Ein einflußreicher Parteiführer des Zentrums, ein hoher Richter, welcher einer der wenigen Zentrumsabgeordneten ist, die seinerzeit gegen den Antrag Heim stimmten, sagte bei einer ähnlichen Gelegenheit einmal: „Und da soll man kein Antisemit werden!“

Zum Kapitel „Juden als Soldaten“ schreibt das nationalliberale „Leipziger Tageblatt“:

„Was nützt die Proklamierung: niemand darf deshalb verworfen werden, weil er Jude ist, wenn in der Praxis kein Jude zum Offizier gewählt wird! Das ist doch weiter nichts als ein Versteckenspielen, das nicht einmal witzig und erfreulich ist. Dann wäre es wirklich schon besser, man erklärte einfach: Juden werden nicht Offiziere. Dafür lassen sich immerhin Gründe anführen, recht schwerwiegende Gründe, die zu manchen Zeiten sogar ausschlaggebend gewesen sein mögen. Nur für unsere Zeit passen sie nicht. Und wenn das, wie nach seinen Aussprüchen anzunehmen, Herr v. Einem erkannt hat, so wäre wohl zu erwarten gewesen, daß er prinzipiell Wandel zu schaffen versucht hätte. Der Einzelfall war verfahren. Da ließ sich nichts mehr machen; denn das Offizierkorps hätte wohl eine andere Votierung als einen Unfall betrachtet, der tatsächlich immer peinlich wirkt. Aber nun konnte wohl eine generelle Anweisung in irgend einer Form veranlaßt werden, die in unzweideutiger Sprache den Willen zur Geltung brachte, Juden bei persönlicher Tauglichkeit nicht prinzipiell auszuschließen. Und eine solche Order würde wirken. — Es bleibt noch der Nachweis zu erbringen, daß hier ein Uebel vorliegt. Unser Heer ist eben nicht mehr ein Heer, in welchem die Privilegierten eine angeworbene Truppe kommandieren; es ist ein Volksheer, das im großen und ganzen bürgerlichen Charakter trägt, und der Geist unserer Zeit erfordert, daß die Verfassung auch auf diesem Gebiete zur Wahrheit werde. Auch das ist nicht zu befürchten, daß sich die Juden hier, wie sonst oft, als ein „Ferment der Dekomposition“, um mit Mommsen zu reden, erweisen. Erstens wird die Zahl der Offiziere, die sie stellen, immer sehr gering sein; zweitens ist die Tradition, die in der Armee lebt, auch heute noch so stark, daß man eine Zersetzung durch den zur Kritik geneigten jüdischen Geist nicht annehmen darf; drittens würden ja die Behörden und die Offizierkorps in der Wahl immerhin noch vorsichtig genug sein. Wenn aber dringend gemahnt wird, wie das z. B. General von der Goltz vor einiger Zeit getan, im Interesse der Landesverteidigung alle Volkskräfte zusammenzufassen, so kann das nur dann geschehen, wenn auch allen Klassen der Bevölkerung die gleiche Berechtigung gewährt wird. Nur dann kann ein jeder Freude am Vaterlande haben, nur dann wird auch an die Stelle der kosmopolitischen Gesinnung, die uns an unseren jüdischen Mitbürgern jetzt noch häufig abstößt, ein aufrichtig vaterländisches, deutsches Empfinden treten. Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit wie der Klugheit, den Ausnahmezustand, den konfessionelles und soziales Vorurteil über die jüdischen Heeresangehörigen verhängt hat, aufzuheben und darauf hinzuwirken, daß die militärischen Behörden und die Offizierkorps den Juden nicht als Juden, sondern lediglich als Soldaten beurteilen.“

Um jüdische Offiziersaspiranten ein für alle mal zu beseitigen, dafür hat die antisemitische „Deutsche Hochwacht“ ein Radikalmittel entdeckt. Sie erteilt nämlich den Offizieren den freundlichen Rat, dafür zu sorgen, daß die „jüdischen Kameraden“ überhaupt nicht Gefreiter werden, oder die Tressen bekommen. Dann könnten sie auch nicht Offiziere werden. In dem Artikel heißt es dann weiter: „Wir halten es für den Bestand unseres Kriegsheeres in solchem Falle für notwendig, dem Einzelnen hier und da „unrecht“ zu tun, wenns nicht anders geht. Wenn Verfassung und Bureaukratismus es nicht zulassen, daß im Heere völkische Grundsätze und Rassenverständnis offen hervorgekehrt werden, so muß man sich eben unter Umständen auf Scheingründe stützen, um den Unverstand des Gesetzgebers wett zu machen. Es wird sich im Dienste immer ein Grund finden lassen, um einen Mann, den man nicht haben will, von jeder Beförderung auszuschließen, namentlich wenn der Mann zu einer Sorte von Menschen gehört, die dem Heere aufgedrängt worden ist. Wer nicht hören will, muß fühlen. Leicht vergeht sich mal ein Soldat; und für einige Tage gelinden Arrest sind immer Gründe da. Damit ist im Einzelfalle die Makkabäerfrage schnell erledigt, und der einzelne Jude kann, wenn er sein Volk liebt, stolz darauf sein, dafür leiden zu können. Außerdem: würde eine solche Notwehr des Offizierkorps nicht ganz von selbst, gewissermaßen naturgemäß eintreten? Würden sich nicht die Vorgesetzten vor dem Eindringen unliebsamer Elemente durch Strafen schützen? Es bleibt ihnen ja kein anderer Ausweg, wenn der Minister einmal von ihnen verlangt, sie sollten Juden zu Offizieren wählen. Bestrafte Soldaten aber werden nicht Offiziere; also bestraft man sie — natgedrungen. Bedanken mögen sie sich dann jedesmal bei Herrn Eickhoff. Schuld an solchem vermeintlichen Unrecht, an der Notwehr des Heeres gegen Juden, sind dann nur die, die dem Willen des deutschen Volksheeres ihren frechen Willen entgegenzusetzen wagen. Gegen diese Selbsthilfe der Vorgesetzten aber wäre Juda machtlos; gegen ein stillschweigendes Uebereinkommen könnte es nicht ankommen.“

Das Antisemitenblatt scheint gar nicht zu empfinden, welche schmachvolle Handlungsweise es dem Offizierkorps zumutet und auf „völkische“ Grundsätze zurückzuführen wagt!

London. Kürzlich fand in der großen Westend-Synagoge die Enthüllung einer für 114 im südafrikanischen Kriege gefallene jüdische Soldaten errichteten Gedenktafel statt. Lord Roberts war bei der Feierlichkeit zugegen und bemerkte, daß alle reguläre Waffengattungen sowie die Kolonialtruppen Südafrikas, Kanadas und Australiens unter den englisch-jüdischen Gefallenen vertreten waren.

Wie Rußland Patrioten erzieht. Das „B. T.“ entnimmt den „Odeßkija Nowosti“ Auszüge aus dem Briefe eines in den Reihen der Mandschurei-Armee in fernen Orient kämpfenden jüdischen Soldaten an seine Frau, die sich provisorisch bei ihren Eltern in Kiew aufhält, wo bekanntlich zugereisten Juden der Aufenthalt verboten ist.

„Liebes Weib! Deinen Brief vom 16. Dezember habe ich gelesen. Ich mußte weinen. Du schreibst, daß Du und die Kinder hungern, und daß Du mit ihnen zu Deinem Vater nach Kiew reisen willst. Dies erscheint mir jedoch noch schrecklicher als Hunger. Unlängst las ich einen Brief von Simchas, meines Freundes Frau; sie schreibt an ihren Mann, daß sie mit ihrer Tochter zu ihrem Bruder nach Kiew gereist ist. Jedoch schon nach wenigen Tagen ihres Aufenthaltes dort mußte sie die Stadt verlassen. Und zwar aus folgendem Grunde: Im Hause ihres Bruders hatte eine Untersuchung stattgefunden, und sie mit ihrer Tochter, hinter einem Schrank versteckt, wurden entdeckt. Der älteste Polizeibeamte faßte sie am Arm und hieß sie ihm folgen. Dies geschah um 2 Uhr Nachts. Die arme Frau begann zu weinen und bat, sie in Freiheit zu setzen, da ihr Mann im Kriege sei und sie nur bei ihrem Bruder bleiben könne. Der Beamte antwortete ihr jedoch in brutalem Ton: „Immer vorwärts, Du Jüdin, sprich nicht lange!“ Man brachte sie nach dem Polizeirevier und hieß sie den nächsten Tag mit ihrer Tochter verreisen. Deshalb habe ich geweint. Ich stellte mir lebhaft vor, wie derselbe Polizeibeamte Dich und die Kinder Nachts aus dem Bette nach dem Polizeirevier schleppt, wie Du ihn anflehst, und er schreit: „Immer vorwärts, Du Jüdin! Sprich nicht lange!“ Wie kränkend ist dies! Ich bin hier schon zweimal verwundet worden, vielleicht werde ich ein drittes Mal verwundet, oder ich sterbe gar, und mein Weib und meine Kinder jagt man aus Kiew hinaus! Sie sind ja auch ein Teil des Vaterlandes, für das ich kämpfe . . . .“

Welch ein Bild! Der Mann kämpft im Osten für Rußland, die Frau hungert daheim, und als sie die schlimme Zeit bei ihren Eltern verbringen will, stößt die Polizei sie in den alten Jammer zurück. So erzieht Rußland seine Untertanen zum Patriotismus.

Folgender Erlaß der Warschauer Polizeibehörde beleuchtet die Zustände im russischen Reiche so treffend, daß ein Kommentar dazu sich erübrigt:

Der Herr Ober-Polizeimeister gibt bekannt, daß das Ministerium des Innern dem ausländischen Juden, Professor an der Berliner Universität Leopold Casper, die Erlaubnis erteilt hat, zwecks Behandlung von Schwerkranken für kurze Zeitfristen nach Rußland zu reisen. Infolgedessen beauftragte ich die Revierkommissäre, im Falle Eintreffens jenes Juden in Warschau, mich, den Ober-Polizeimeister, durch Vermittlung des dritten Reviers unter Beifügung seines Reisepasses zu verständigen.

„Der jüdische Räuberhauptmann.“ In Frankreich erregt jetzt der Sensationsprozeß gegen eine Räuberbande von 29 Köpfen großes Aufsehen, der in Amiens verhandelt wird. Das Haupt derselben, der Räuberführer, heißt Jacob — und nur aus diesem Grunde wurde er von antisemitischen Blättern in Frankreich und Deutschland mit einem Zynismus ohne gleichen zum Juden gemacht! So schreibt eines dieser Blätter:

„Mit dem selbstbewußten Gefühle eines Verbrechers tritt er auf, der weiß, daß er als Jude ungestraft seine Richter beleidigen darf, daß er in dieser Eigenschaft als später Verurteilter auf alle Milderungen Anspruch haben wird und daß ihm, dem Juden, selbstverständlich die Kerkerpforten in kurzer Zeit auf irgend eine Art offen stehen werden. Nur damit läßt sich das herausfordernde Verhalten des jüdischen Verbrecherhäuptlings Jacob erklären.“

Und ein anderes antisemitisches Blatt weiß zu berichten:

„Der Häuptling dieser Bande hieß Marius Jacob: er stammt, wie schon der Vorname Marius verrät, aus Marseille, und wie der Vatersname verrät, ist er ein Nachkomme der Patriarchen im gelobten Land. Die Art, wie er sich verteidigt, zeigt denn auch gleichzeitig jüdischen Zynismus und Marseiller unverfrorenen Mutterwitz. Er leugnet keinen der Diebstähle, Einbrüche, auch keine der Brandstiftungen, die er der Anklage zufolge selbst ausgeführt oder durch seine Bande hat ausführen lassen. Er rühmt sich ihrer vielmehr, denn er hat sie, wie er behauptet, aus Ueberzeugung und im höheren Dienst der Menschheit ausgeführt. Er nennt sich Anarchist.“

Die „Allg. Ztg. d. Judent.“ hat Erkundigungen in Paris eingezogen und darüber von wohlinformierter Seite die nachstehende Meldung erhalten:

„Von zuverlässiger Seite erfahre ich, daß der Räuberhauptmann Jacob, über den Sie Auskunft wünschten, kein Jude ist, und daß in Frankreich nur die „Libre Parole“ jene Erfindung gebracht hat, der man auch nicht ein Wort glauben darf.“

Damit ist das Märchen vom jüdischen Räuberhauptmann in Amiens wohl endgültig beseitigt.

Jules Verne — polnischer Jude. In der „Allg. Ztg. des Judentums“ wird in einer Zuschrift mitgeteilt, daß der kürzlich verstorbene phantasievolle Autor naturwissenschaftlicher Romane, Jules Verne, ein polnischer Jude war! Verne heißt eigentlich: Julian Olschewitz und ist zu Plock in Polen gebürtig. Er leitete den Namen Olschewitz von dem russischen Olscha = Erle ab und hat das Wort — ins Französische übertragen — als Familienname angenommen. Er war als junger Mann ein recht guter Talmudist.

Eine köstliche Ironie. Oder ist es etwa nicht eine köstliche Ironie, daß in dem judenfeindlichen Rumänien, in dem antisemitisch durchseuchten Bukarest ein von einem nicht naturalisierten Juden geschriebenes, einen Juden verherrlichendes Drama, ein echtes und rechtes Judenstück das große Theaterereignis, nein das Tagesereignis ist? Das Stück hatte einen Erfolg, wie noch kein einziges rumänisches Drama je zuvor. Der Verfasser, Ronetti Roman mit Namen, ist seines Zeichens — o weitere köstliche Ironie! — Landwirt, der seine Mußestunden dazu benutzt hat, in Menasse ein dramatisches Werk zu schaffen, dessen literarische und dramatische Bedeutung so zwingend ist, daß selbst antisemitische Kritiker sie anzuerkennen sich bequemen müssen.

Das Drama wird im Nationaltheater aufgeführt und hat bereits so zahlreiche Aufführungen erlebt, daß es mehr eingetragen hat als jedes bisher an diesem Theater gespielte Stück. Die königliche Familie, namentlich die Königin, Carmen Sylva, haben wiederholt der Vorstellung beigewohnt, der König und die Königin haben den Verfasser wiederholt in Audienz empfangen und ihm ihre Anerkennung ausgesprochen.

Wir versagen uns, auf den Inhalt des Stückes näher einzugehen, da die Wiedergabe der Fabel auch nicht annähernd den in der feinen und wahren Charakterzeichnung, in dem Gedankenreichtum und in der Poesie liegenden Wert des Dramas erkennen lassen würden. Genug, daß die Presse das Stück ungemein lobt und daß der nicht als Philosemit geltende Professor Dragomirescu sich über das Werk u. a. in folgender Weise ausläßt:

Von allem, was bis auf den heutigen Tag in rumänischer Sprache geschrieben worden ist, hat das Drama Menasse den größten Wert. Der Held des Dramas, Menasse, und Selig Schor, eine Nebenperson, sind zwei vollendete Schöpfungen, denen fast nichts fehlt, um sie an die Seite der gewaltigsten Gestalten der dramatischen Kunst zu stellen usw.

Ein Memorandum der russischen Juden.

Im Anschluß an die privater Initiative entstammende Petition zahlreicher Juden aus russischen Städten, die sich mit der Schilderung der trostlosen Lage der Juden in Rußland mehr an die öffentliche Meinung wandte, ist dieser Tage noch folgendes Memorandum der russischen Juden dem Ministerpräsidenten überreicht worden:

„Die in den letzten 25 Jahren erlassenen Gesetze und Verordnungen betreffs der jüdischen Einwohner Rußlands hatten augenscheinlich den Zweck gehabt, die 5000000 zählende jüdische Bevölkerung in Bettler zu verwandeln. Ein künstlich in allen Details ausgearbeitetes System von Unterdrückung und Gewalt, das in der Praxis mit aller Gründlichkeit ausgeführt wurde, hatte den Zweck, aus Juden Menschen ohne Erwerb, ohne Bildung und ohne Ehre zu machen. Der Umstand, daß der Pöbel 1881 zahlreiche Judenkrawalle veranstaltete, wurde von den Behörden benutzt, um den Juden das Recht zu nehmen, sich in den Dörfern niederzulassen und daselbst Grund und Boden zu erwerben. Aber nicht allein eine neue Ansiedlung auf dem flachen Lande wurde ihnen verboten, die Beamten fanden sogar Mittel und Wege, die bereits in den Dörfern wohnenden Juden massenhaft auszuweisen, und sie so immer mehr in einer Anzahl von Städten und Städtchen zusammenzupferchen. Dahin wandten sich auch diejenigen Juden, welche außerhalb einer Zone von 50 Werst längs der Grenze lebten und die nunmehr ebenfalls in Massen aus ihren Wohnorten ausgewiesen wurden. Das gesamte russische Reich wurde für die Juden künstlich in drei streng von einander gehaltene Gebiete zerlegt. In den 25 Gouvernements des sogenannten Ansiedlungsrayons konnten die Juden nur noch in den Städten und Städtchen unbeschränkt wohnen. Das übrige europäische Rußland war nur denjenigen Juden offen, welche eine Kaufmannsgilde ersten Grades 10 Jahre lang bezahlen konnten, einen akademischen Grad erreicht haben oder ein Handwerk ausübten; für letztere gab es im europäischen Rußland ein besonderes Ansiedlungsrayon, da im Gouvernement Moskau und Taurien jüdische Handwerker nicht wohnen durften. Endlich gab es ein Gebiet im russischen Reiche, das für Juden ohne Ausnahme ein noli me tangere blieb. In Sibirien durften nämlich Juden unter keinen Umständen wohnen, es sei denn, daß sie ein schweres Verbrechen begangen hatten und zur Strafe dafür dahin verbannt wurden.

Das Ergebnis aller dieser Einschränkungen des Wohnrechts, verbunden mit tausenden von Ausweisungen, war, daß die Städte und Städtchen des Ansiedlungsrayons von den Juden im hohen Grade übervölkert waren. Trotz überaus lebhafter Emigration nach den europäischen und außereuropäischen Ländern leben in den wenigen Städten und Städtchen des Ansiedlungsrayons nicht weniger als 4 200 000 Juden, welche da eng zusammengepferscht sind und sich gegenseitig eine wütende Konkurrenz machen. Um den Juden den Zutritt zu den Schulen zu verwehren, ist angeordnet worden, daß die Zulassung jüdischer Schüler in Mittelschulen 10% nicht übersteigen darf. Die Zulassung zu den Hochschulen war derartig beschränkt, daß wenige Juden nach Beendigung des Gymnasialstudiums das Glück hatten, Aufnahme in einer Universität zu finden und nur wenige aus dem Universitätsstudium sehr geringe Vorteile für ihre zukünftige Existenz ziehen konnten. Dem Juden wurde es verwehrt, in staatlichen und Kommunal-Anstalten, sowie in den Institutionen der Semstwos irgend ein Amt zu bekleiden; ja selbst in den Stand der Rechtsanwälte konnten sie nur durch besondere Genehmigung des Justizministers angenommen werden. In den letzten 14 Jahren ist auch kein einziger jüdischer Jurist in Rußland Rechtsanwalt geworden. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die einzige Aufgabe der russischen Politik darauf ausgeht, den Juden das Leben in Rußland unmöglich zu machen. Sämtliche Regierungsbehörden beschäftigen sich immerfort mit der Judenfrage. Es wird in der gegenwärtigen Zeit unglaublich scheinen, daß es eine Zeit gab, wo die strebsamen Gouverneure und Landräte es als beste Empfehlung ansahen, daß sie immer neue Juden bedrückende Gesetze ausheckten und der Zentralregierung in Petersburg vorlegten. Noch unter der Regierung des Herrn von Plehwe wurde es den Juden verboten, außerhalb des Ansiedlungsrayons Grund und Boden zu erwerben, und zwar aus dem ausschließlichen Grund, weil in den drei Gouvernements Smolensk, Pskow und Nowgorod der jüdische Grundbesitz bereits 1 Prozent des gesamten Bodens erreicht hat. Die Behörden verfolgten und bedrückten die Juden auf Schritt und Tritt, und es kam schließlich soweit, daß selbst bei der Begründung von Leih- und Sparkassen gefordert wurde, daß diese ausschließlich von und für Juden errichtete Institution nur von Christen verwaltet werden durfte. Selbst also, wenn die Juden sich vereinigten, um auf dem Wege der Selbsthilfe ihre Lage zu erleichtern, mußten solche Verbindungen von fremden Elementen kontrolliert und geleitet werden.

In vielen Städten des Ansiedlungsrayons bildete die jüdische Bevölkerung nicht weniger als 60 pCt. der gesamten Einwohner und brachte 90 pCt. aller Kommunalsteuern auf. Trotzdem durften Juden keine Stadtverordneten wählen, besaßen weder das aktive noch das passive Wahlrecht. Die jüdische Bevölkerung mußte von einem nichtjüdischen Magistrat beherrscht und die von ihr aufgebrachten Steuern von fremden zum Teil feindlichen Elementen verwaltet werden. Mit einem Worte, es ist kaum möglich, alle die Gesetze und Verordnungen aufzuzählen, welche den Juden sein ganzes Leben lang, von der Wiege bis zum Grabe, auf Schritt und Tritt verfolgten und bedrohten; und wo der Jude auch wohnen mag, ob in dem Ansiedlungsrayon, ob außerhalb desselben, niemals hat er die Sicherheit, nicht von den Behörden erdrückt und in seiner ganzen Existenz ruiniert zu werden.

Das Resultat aller dieser grausamen Mittel und Mittelchen war schließlich derart, daß den höheren Behörden in Petersburg schließlich selbst Angst und Bange zu werden begann. Von der gesamten Bevölkerung des jüdischen Ansiedlungsrayons sind nicht weniger als 20 pCt. derart verarmt, daß sie aus Mitteln der Wohltätigkeit unterstützt werden müssen. In den großen jüdischen Gemeinden, wie Wilna, Berditschew und Odessa erreicht die Zahl der jüdischen Armen sogar 25 bis 33 pCt. Nebst diesen völlig Mittellosen besteht in allen jüdischen Gemeinden ein ungeheures Arbeiter- und Handwerker-Proletariat, das heute nicht weiß, wovon es morgen leben wird. Die einzige Waffe, welche der Handwerker und Arbeiter gegenüber seinem Arbeitsgeber besitzt, nämlich die Möglichkeit, seine Arbeitsstätte zu verlassen und sich anderswo bessere Arbeitsbedingungen zu suchen, ist ihnen durch die Beschränkung der Bewegungsfreiheit und das Verbot, sich anderswo, als in den wenigen Städten des Ansiedlungsrayons aufzuhalten, ein ganz Unmögliches geworden. Wollen sie also nicht des Hungers sterben oder betteln gehen, so müssen die jüdischen Arbeiter sich den ihnen von den Fabrikanten vorgeschriebenen Bedingungen unbedingt fügen. Aber auch die jüdischen Kapitalisten leiden schwer unter dem auf ihnen lastenden Druck der Ausnahmegesetze, da ihnen durch die Beschränkungen der Maigesetze jede Bewegungsfreiheit genommen und die Möglichkeit verschlossen wurde, ihre Produkte auf die Märkte außerhalb des Ansiedlungsrayons zu bringen.

Nicht allein die Juden, auch die nichtjüdische Bevölkerung leidet schwer unter den ihren jüdischen Mitbürgern auferlegten Beschränkungen. Die judenfeindlichen Gesetze und Verordnungen haben bewirkt, daß die Produktion des Landes im allgemeinen abgenommen hat und die Erlangung von Kredit für die nichtjüdische Bevölkerung immer schwieriger wird. Zahlreiche angesehene Christen und sehr viele Gutsbesitzer suchen selber das Gesetz, welches den Juden verbietet Grundbesitz zu pachten, auf Umwegen zu umgehen. Die Re-

gierungsbeamten beschweren sich darüber, daß die Gutsbesitzer mit dem Juden nicht offizielle oder gar mündliche Kontrakte abschließen und ihm auf Treu und Glauben Güter verpachten resp. verkaufen.

Sehr bedeutend ist auch die verderbliche moralische Wirkung, welche die Inkraftsetzung der Judenbeschränkungen auf die mit derselben betrauten Beamten ausübt. Selbst hohe Beamte mußten in der letzten Zeit einsehen, daß die Ausweisung von Juden den unteren Polizeiorganen als unerschöpfliche Quelle ihrer eigenen Bereicherung dient, da die mit der Ausweisung bedrohten Juden sich dagegen durch Bestechung mit Erfolg zu wehren suchten. Endlich haben die Ausnahmegesetze auch die gesamte nichtjüdische Bevölkerung im hohen Grade demoralisiert. Das Volk begann allmählich auf die Juden wie auf schutzlose Parias zu blicken, an denen sich jedermann ungestraft vergreifen durfte, und welche nach Belieben um Eigentum und Leben gebracht werden durften. Gewisse Elemente der christlichen Bevölkerung glauben sich ohne weiteres berechtigt, gegen die Juden Gewalt anzuwenden, sie um ihre durch jahrzehntelange Mühe und Arbeit gemachten Ersparnisse zu bringen, ja sie selbst des Lebens zu berauben. Solche Ansichten über die Stellung der Juden haben die Krawalle von Kischinew, Homel, Mohilew ꝛc. herbeigeführt.

Die einzige Möglichkeit, die tieftraurige Lage der Juden zu verbessern, besteht ausschließlich darin, sie von dem auf ihnen lastenden Druck zu befreien, ihnen nach dem Muster der anderen europäischen Staaten die Gleichberechtigung zu gewähren. Nebst der Freiheit der Religionsübung und dem Recht an der Verwaltung der Städte und der Semstwos sich zu beteiligen, müssen die Juden das Recht der Freizügigkeit und der Möglichkeit, sich an allen Orten niederlassen zu dürfen, erhalten. Die Juden müssen die Freiheit haben, einen Beruf zu wählen, Grund und Boden zu erwerben, sowie unbeschränkt in den Schulen sich Bildung anzueignen. Die Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit, sich nach Belieben einen Beruf wählen zu dürfen, sind Bedingungen, ohne welche ein geordnetes Staatswesen undenkbar ist.

Um obige Ziele zu erreichen, genügen kleine Mittel durchaus nicht. Ihre Wirkung ist nur gering, sie ist geradezu gleich Null. Daß eine allmähliche Aufhebung der Judengesetze absolut wertlos sei, hat schon B. N. Tschitscherin ausgesprochen: „Wenn ich eingesehen habe", schreibt der berühmte Gelehrte und Nationalökonom, „daß ein Mensch unschuldig ist und keine Strafe verdient, so ist es nicht einzusehen, warum man die ihm auferlegten Strafen nur allmählich aufheben soll. Ein solches Verfahren ist nicht allein ungerecht, sondern auch schädlich."

Die jüdische Bevölkerung in allen Schichten fühlt nicht nur den materiellen Druck der Ausnahmegesetze, sie empfindet auch die in ihm liegende moralische Beleidigung. Eine moralische Beleidigung wird aber mit halben Mitteln nicht wieder gut gemacht. Die große Not, in der sich jetzt Rußland befindet, wurde nicht zum geringen Teil auch dadurch verschuldet, daß seit 25 Jahren in den Juden eine Gefahr für die übrige Bevölkerung erblickt wurde. Dadurch wurde die wahre Ursache der ungesunden Zustände nur verhüllt. Dem Beamtentum war es bequem, alles Ungemach auf die Juden zurückzuführen. Rußland für die Russen, war ihre Parole. Als Nichtrussen galten aber diejenigen Bürger des Landes, welche nicht der allein seligmachenden russischen Kirche angehörten. Auch diejenigen Elemente, welche im Lande schon zu einer Zeit gelebt haben, da die Russen den Boden dieses Landes noch nicht betreten haben, wurden als Fremde betrachtet und behandelt. Dadurch war die Zahl der einzelnen Individuen des russischen Volkes künstlich vereinfacht und somit der Grundstein des russischen Staates wesentlich geschmälert. Durch die Gleichberechtigung der sämtlichen Untertanen des russischen Reiches wird Rußlands Macht immer nur gefestigt werden, denn es wird dadurch erreicht werden, daß alle Einwohner des russischen Staates von den gleichen Interessen und Gefühlen beseelt werden. Durch die Ausnahmegesetze wurden die russischen Juden in Not und Tod getrieben; alle ihre Bemühungen, ein normales Leben zu führen, wurden durch sie vereitelt. Tausende von energischen und arbeitsfähigen Leuten gehen zugrunde oder werden zur Auswanderung nach überseeischen Ländern gezwungen, und dies alles trägt nicht wenig zur Schwächung des gesamten russischen Reiches bei.

Die 5 000 000 Juden in Rußland sind gegenwärtig von einem einzigen Gedanken beseelt, daß die Verfolgungen und Unterdrückungen ihre Existenz so untergraben, daß es ihnen unmöglich wird, so weiter zu leben. Sie erwarten mit Bestimmtheit, von dem auf ihnen lastenden Druck definitiv und für alle Zeiten befreit zu werden, damit sie in Zukunft frei aufatmen und sich den anderen gleichgestellt fühlen können; nur dann werden sie mit den andern Bürgern zugleich für ihr großes Vaterland wirken und zu dessen Größe und Entwicklung beitragen können".

* * *

Ueber die **Zustände in Rußland**, dem gelobten Lande unserer Antisemiten, schreibt die „Kölnische Volksztg," das angesehene Zentrumsorgan (11. 4.):

„Die gegenwärtige Lage des russischen Reiches bildet ein abschreckendes Beispiel dafür, wie ein Land nicht regiert werden muß. Vor allem muß es ehrlich regiert werden, und in Rußland wird nicht ehrlich regiert; selbst die höchsten Beamten, ja sogar Großfürsten begehen Unterschlagungen. Zum anderen muß ein Land gerecht regiert werden. In Rußland ist die Ungerechtigkeit zum System erhoben. Der Orthodoxe lebt wie die Made im Käse, aber der Katholik, der Protestant und der Jude ist ein Russe zweiter Klasse. Dasselbe Gesetz, welches den Armen straft, läßt den Reichen laufen, denn dieser hat unzählige Mittel, sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entwinden. Zum dritten muß ein gut regiertes Land dem Bürger vernünftige Freiheit gewähren, aber in Rußland herrscht weniger Freiheit, als in afrikanischen Negerstaaten. Das ganze Regierungssystem ist zugeschnitten auf den Despotismus. Despotisch herrscht der Zar, der Gouverneur und der einfache Tschinownik. Kein Beamter duldet Widerrede, nur für gespendete Rubel hat man eine geöffnete Hand. Die Tyrannei wird gemildert durch die Bestechung, aber diese traurige Möglichkeit kommt den Armen nicht zu gute.

Die verschiedenen Aufstände von Studenten, Arbeitern usw. sind unter diesem Gesichtspunkte milder zu beurteilen. Die unterdrückten Klassen haben die Lösung: „Terror gegen Terror" ausgegeben, was zwar nicht christlich ist, aber schließlich doch als naturnotwendige Folge des nichtsnutzigen Regierungssystems betrachtet werden muß. Die Weltgeschichte lehrt, daß jedes Land die Revolutionen hatte, welche seine Regierung verdiente. Aus reinem Uebermut hat niemals ein Volk einen Aufstand gemacht, jede Revolution war im letzten Grunde ein Akt der Verzweiflung. Das ist grundsätzlich nicht zu billigen, aber es ist zu verstehen, und wie das Sprüchwort sagt: „Ein kluger Mann baut vor", so weiß auch eine kluge — und nebenbei gerechte — Regierung einer Revolution vorzubeugen. Die russische Regierung ist aber weder klug noch gerecht. Wäre sie klug, so hätte sie es zu diesem Kriege entweder nicht kommen lassen, oder sie hätte sich besser darauf vorbereitet. Sie trieb in Ostasien eine herausfordernde Politik und lehnte es ab, die Mandschurei zu räumen, obschon sie sich vertragsmäßig dazu verpflichtet hatte. Wenn eine Regierung so handelt, muß sie auch allen Eventualitäten gewachsen sein und sich stark genug fühlen, jeden Einspruch mit gewaffneter

Hand siegreich zurückzuweisen. In St. Petersburg aber zeigte man sich dreist und brutal, ohne zugleich stark zu sein. In grenzenlosem Dünkel baute man darauf, daß die verachteten „Japs" niemals wagen würden, sich dem großen Rußland entgegenzustellen, und als sie es dennoch taten, schrie man auf, wie ein ungezogener Knabe, der gezüchtigt wird."

Sprechsaal.

Die Ausführungen des Herrn stud. jur. Rosenthal über jüdische Verbindungen habe ich mit gemischten Empfindungen gelesen. Denn obgleich der Zweck dieser Vereinigungen, den jüdischen Studenten Geselligkeit, studentisches Leben und studentische Freuden zu gewähren, einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt, und obgleich man es den israelitischen Universitätsbesuchern nicht verdenken kann, daß sie sich angesichts ihrer Ausschließung aus allen christlichen Verbindungen als gemeinsame Leidensgefährten zusammentun, muß ich doch die Behauptung, daß nur diejenigen jüdischen Verbindungen existenzberechtigt sind, die das Prinzip der unbedingten Satisfaktion befolgen, bestreiten. Gewiß! Nichts wäre erfreulicher als eine erfolgreiche Bekämpfung des deutschen Hochschulantisemitismus. Auch ist der Einzelne im Vergleiche zu der großen Menge zu schwach dazu. Das studentische Duell ist jedoch das allerungeeignetste Mittel, um diesen Zweck zu erreichen.

Denn wiewohl die Satisfaktionsbereitschaft der jüdischen Verbindungsstudenten zur Zerstörung der antisemitischen Fabel von der jüdischen Feigheit beiträgt, so sind doch alle antisemitischen Lebensäußerungen nur durch geistige Waffen zu überwinden. Mit Säbel und Pistole wird Herr Rosenthal weder die judenfeindliche Bewegung eindämmen, noch irgend welche judengegnerische Beleidigungen sühnen können. Vorurteile sind nur durch Vorurteilslosigkeit zu besiegen. Das studentische Duell beruht eben auf der falschen Theorie des „Gesundschießens" auf der durch nichts gerechtfertigten Voraussetzung, daß Beleidigungen durch Waffengebrauch getilgt werden. Der Begriff der „unbedingten Satisfaktion" ist daher durchaus zum alten Eisen zu werfen, da das Duell überhaupt jeglicher inneren Berechtigung entbehrt. Mit der grundsätzlichen Verwerfung des Ehrenzweikampfes ist natürlich nicht gesagt, daß die jüdischen Studenten jede beliebige antisemitische Beleidigung ruhig einstecken sollen. In manchen Fällen wird eine witzige und schlagfertige Antwort, in anderen eine sofortige Injurienklage genügenden Schutz gegen antisemitische Ehrenkränkung gewähren. In keinem Falle wird durch den Zweikampf, dessen Ausgang völlig unsicher ist, eine wirksame Abwehr judenfeindlicher Ehrenverletzung erzielt.

Auch sollte es gerade das Bestreben der jüdischen Verbindungsstudenten sein, sich der immer mächtiger anschwellenden Bewegung gegen das Duell, die u. a. in der deutschen Antiduell-Liga ihren beredtsten Ausdruck findet, anzuschließen. Jede Teilnahme an berechtigten Kulturbestrebungen der Jetztzeit kann den jüdischen Studenten nur Vorteil bringen.

Diernborf, den 10. April 1905.

J. Trentner, Oberlehrer.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 16. Berlin, 19. April 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die Erbenschleicher bei der Arbeit.

Die Leser wissen, wie die Antisemiten sich bemüht haben nach dem Muster der Walderfee-Versammlung den jetzigen deutschen Kronprinzen einzufangen. Sie setzen diese Bemühungen jetzt fort, indem sie den Vorschlag machen, die Volksvertretung solle sich entschließen, „frei und losgetrennt von der Apanage, die dem Kaiser zukommt, eine laufende Summe auszuwerfen, die der Erbe des Trones als Ehrenspende seines Volkes erhält."

Wir versagen uns zu dem Vorschlag selbst irgendwie Stellung zu nehmen, da es sich bei diesem um eine rein politische und finanzielle Frage handelt. Nur meinen wir, daß die Volksvertretung nicht eine Fürstenoertretung ist; die Krone findet schon andere Wege, ihre Wünsche und Bedürfnisse der Volksvertretung nahe zu legen und bedarf dazu nicht der Anerbietungen einer Körperschaft, deren Hauptaufgabe doch ist die Interessen der contribuens plebs zu vertreten. Wir halten sogar die Initiative der Volksvertretung in solchen Fällen für ein gefährliches Präzedens, da sie byzantinischer Liebedienerei und Kriecherei die Wege weist. Wenn eine kronprinzliche Apanage für nötig erachtet wird, dann mag die Regierung sie fordern, und die Volksvertretung sie eventuell bewilligen.

Es würde seltsam scheinen, daß gerade dasjenige Organ, das sich so sehr für den Mittelstand ereifert, mit dem Vorschlage hervortritt, wenn es nicht unwillkürlich seine Motive verraten hätte. Die „Staatsbürgerztg." selbst zeigt uns den Busch, hinter dem sie steht. Jüdische Männer, behauptet sie, wußten sich mit schlauer Berechnung an den Kronprinzen, nachmaligen Kaiser Friedrich, heranzudrängen und die Dankbarkeit des Erben der Kaiserkrone zu gewinnen. Sie giebt, indem sie zeigt, was sie angeblich bei dem jetzigen Thronerben verhüten will, zu verstehen, daß Kaiser Friedrich abhängig vom jüdischen Großkapitalismus gewesen sei. Vermutlich will sie auf diese Weise erklären, daß Kaiser Friedrich über den Antisemitismus so entschieden den Stab gebrochen hat. Daß sie damit den edlen Kaiser noch im Grabe verleumdet, ihn als durch Geld beeinflußbar hinstellt, sei nur nebenbei bemerkt.

Wir wollen, daß das noch „unbeschriebene Blatt," welches der deutsche Kronprinz noch ist, nicht nur nicht von „nicht deutscher", sondern von keiner, also auch nicht von deutscher Hand beschrieben werde, die „selbstsüchtigen Zweck unter heuchlerischen Zügen birgt". Wir wünschen, daß nicht nur Einflüsse, die ihn dem deutschen, sondern auch solche und ganz besonders solche, die ihn dem ethischen, dem humanen Wesen entfremden könnten, von ihm fern gehalten werden. Die letztere Gefahr liegt aus verschiedenen, leicht ersichtlichen Gründen sehr viel näher, als daß Juden ihn für jüdische Sonderzwecke umgarnen.

Unter falscher Flagge.

Zu einem Handlungsgehilfentag in Nürnberg, der am 1. Osterfeiertag stattfindet, verschickt ein Komitee an die Presse und an kaufmännische Korporationen Zirkulare und Einladungsschreiben, aus denen durchaus nicht ersichtlich ist, welchen Ansichten die Arrangeure huldigen. Dem „Fränk. Kur." wird nun hierzu aus kaufmännischen Kreisen geschrieben: „Nach einer vom „Ausschuß des Ersten Bayerischen Handlungsgehilfentages" verschickten Einladung soll hier am Ostersonntag eine solche Tagung stattfinden. Mit keinem Worte wird in der Einladung aber gesagt, daß sie von den bayerischen Ortsgruppen des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes" ausgeht. Gleichwie der Hauptverband segeln mithin auch die bayerischen Ortsgruppen oder Gauverbände unter falscher oder nicht enthüllter Flagge; denn es müßte richtig heißen: „Oeffentliche Mitgliederversammlung des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes", nicht aber „Handlungsgehilfentag". Weder der Verband selbst noch seine Ortsgruppen oder Gauverbände haben das Recht, sich als Vertreter der deutschen oder bayerischen Handlungsgehilfen aufzuspielen. In der Einladung müssen wir mithin eine Irreführung der Empfänger erblicken. Bekanntlich verfolgen die Deutschnationalen Handlungsgehilfen antisemitische Tendenzen und stellen sich in Gegensatz zu der Prinzipalität. Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband nimmt weder Juden noch Prinzipale als Mitglieder auf, während alle anderen kaufmännischen Vereine alle religiösen oder politischen Bestrebungen streng vermeiden. Vor kurzem hielten erst die hiesigen Ortsgruppen des genannten Verbandes eine öffentliche Versammlung in den „Luitpoldsälen" ab, in der die anderen hiesigen kaufmännischen Vereine — wie das bei den deutschnationalen Versammlungen so üblich ist — auf das heftigste angegriffen, auch ihre Einrichtungen und ihre Leistungen herabgesetzt wurden. Das alles hält die deutschnationalen Herren aber nicht ab, jetzt dieselben kaufmännischen Vereine zum so genannten „Handlungsgehilfentag" einzuladen! Ob man den Vereinen gar kein Ehrgefühl zutraut? Von dem „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbande" ist man ja gewohnt, daß er alles das, was die kaufmännischen Vereine durch jahrelanges Bemühen zum Besten der Handlungsgehilfen

erreicht haben, — und zwar in Gemeinschaft mit der Prinzipalität, — als durch sein rücksichtsloses oder „steifnackiges“ Vorgehen herbeigeführt hinstellt. Es kann uns deshalb auch nicht wundern, wenn der „Ausschuß“ kühn behauptet, daß die bayerischen Handlungsgehilfen zum erstenmal zusammentreten, um über die wichtigsten Fragen der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Bayern zu beraten. Gerade als ob die seit Jahren in Bayern regelmäßig abgehaltenen Verbandstage und Versammlungen der verschiedenen kaufmännischen Vereine sich nicht mit diesen Fragen beschäftigt und auch gute Erfolge erzielt hätten. Ist es denn für die deutschnationalen Handlungsgehilfen gar nicht möglich, offen vorzugehen? Auf Wunsch verschiedener Kollegen übergeben wir diese Mitteilungen zur Klarstellung über den sogenannten „Handlungsgehilfentag“ der Oeffentlichkeit, um einer Irreführung nach Möglichkeit vorzubeugen“.

In einer Zuschrift an den „Fränk. Kurier“, worin sich der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband gegen den Vorwurf, daß er unter falscher Flagge segele, verteidigt, heißt es u. a.: „Nicht richtig ist es, wenn die Einsender sagen, die Deutschnationalen verfolgen antisemitische Tendenzen. Mit keinem Wort ist davon in unseren Satzungen die Rede. Parteipolitische Bestrebungen sind in unserer Organisation ausgeschlossen; es kann vielmehr jeder einzelne seine politische Gesinnung betätigen, wie er will.“

Die uns vorliegende Satzung des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes“, Sitz und Verwaltung Hamburg, sagt allerdings in § 12: „Parteipolitische und konfessionelle Bestrebungen innerhalb des Verbandes sind ausgeschlossen.“ Dagegen heißt es in § 6 (Mitgliedschaft): „Juden und sich in einem bewußten Gegensatz zum Deutschtum befindende Angehörige anderer Nationen können keinerlei Mitgliedsrechte erwerben.“ Es ist also eitel Spiegelfechterei, die antisemitischen Tendenzen zu bestreiten.

Eigene Gedanken

zu den „Christlichen Gedanken und Versuchen zur Lösung der Judenfrage“ in Nr. 6 „Der Hausvater“, Evang. kirchl. Monatsblatt für Leipzig und Umgegend“.

Jekaterinenburg, 15. April. Nach Tscheljabinsk, wo seit drei Tagen Unruhen herrschen, sind Truppen abgegangen.

Tscheljabinsk, 16. April. Soldaten des Lokalkommandos demolierten und plünderten 16 Häuser. Es wurden Aufrufe verteilt, die sich gegen die Juden richteten. Dieselben suchen in Christenhäusern Schutz; viele verlassen die Stadt.

Die Zeitungen bringen obige Notizen aus dem heiligen russischen Reiche. Noch sind die Greuel von Kischenew frisch im Gedächtnis. Lassen sich denn die ehrlichen und auch die Geschäftsantisemiten unserer Zeit und unseres Vaterlandes nicht warnen durch jene russischen Grausamkeiten? Der Antisemitismus weckt die Geldgier der großen Masse, die selbst bei dem ärmsten Juden versteckte Reichtümer wittert. Zunächst erscheint dem Straßenpöbel der Jude vogelfrei; ist er erst im Rauben und Morden drin, dann mag ihm die Konfession voraussichtlich sehr gleichgültig sein. Der Antisemitismus ist eine allgemeine Gefahr, denn der Juden allein wegen würde Rußland keine Truppen nach Tscheljabinsk schicken. Daß es dort auch Christen gibt, welche die armen, bis in den Tod gehetzten Juden in ihren Häusern verbergen, versöhnt uns einigermaßen mit dem Menschlichen im Menschen; sonst müßten wir diese entsetzlichen Christen hassen, die die niedrigen Triebe der Masse wecken und durch Aufrufsplakate zu Mord und Raub anreizen und in ihren Eigen-Dienst stellen. Es versöhnen uns auch die „Christlichen Gedanken und Versuche zur Lösung der Judenfrage“ im „Hausvater“ der Leipziger Pastoren. Dies Heft liegt in Nr. 7 vom 10. April c. vor uns und der also betitelte Artikel ist ein Ausfluß der Menschenliebe, die P. v. Harling in Leipzig seit Jahren nicht nur predigt, sondern auch übt. Ich glaube aber es gibt keinen bestimmten Weg, das Judentum mit der Konfession der Christen zu versöhnen, deren politisch gleichberechtigte Mitbürger sie doch sind. Die Abneigung ist nicht konfessionell, sie liegt in der Verschiedenheit der Rasse. Der Zionismus im Judentum erkennt dies an und will dem Germanismus in deutschen Landen aus dem Wege gehen. Wer will es ihm verdenken? Es gibt ja auch christliche Auswanderer genug, die unzufrieden sind mit den Verhältnissen im Lande. Bleiben vor der Hand diejenigen Israeliten bei uns, die sich eingewöhnt und mit uns eingelebt haben, so würden diese viel leichter eine Verschmelzung der Rassen vorbereiten, wie sie jetzt gelingen will, wo man sich noch immer fremd, fast feindlich gegenübersteht. Von dem Standpunkt der christlichen Prediger begreift man es, wenn sie diese Versöhnung durch den Versöhner mit Gott, durch Jesus Christus und in Christo Jesu herbeiführen wollen. Hierauf müssen wir leider erwidern, daß das historische Christentum bei den Massen zu tief erschüttert ist, als daß es einer so versöhnenden Wirkung der Rassen noch fähig wäre. Den Christus wiederzufinden und den Messias (auf den die Juden übrigens ja auch hoffen!), von dem eine lebendige Kraft ausgeht, werden vielleicht Jahrhunderte und Jahrtausende vergehen müssen. Für so lange hat ihn die Kirche durch allerlei Beiwerk verdunkelt. Die Liebe aber, die auch den Juden als Mensch und Bruder anerkennt, wird nach dieser ursprünglichen Reinheit der Gottesidee suchen, ja suchen müssen, weil sie ohne dieselbe nicht leben mag. Der Antisemitismus auch? Gewiß! In dem Augenblick, wo er sich seiner unlauteren Regungen bewußt und sich derselben schämen wird! Dann wird ein Hirt und eine Herde werden.*) —r.

Amerikanischer Brief.

Die Vaterlandsliebe der Juden wird von den Antisemiten nicht nur angezweifelt, sondern sogar ganz geleugnet. Der Jude könne kein Patriot sein, sei ein Feind der deutschen Kultur, ein Parasit, der an dem deutschen Volkskörper herumschmarotzt, ein Kosmopolit, der keine Anhänglichkeit, keine Liebe zu dem heimatlichen Boden kennt, der nur gefühllos auszubeuten trachtet, und was dergleichen antisemitische Redensarten mehr sind.

Mit Recht macht ein jüdisches Blatt in Amerika auf die zahlreichen wohltätigen Stiftungen aufmerksam, welche in Amerika eingewanderte deutsche Juden in ihren heimatlichen Dörfern nicht im ausschließlichen Interesse der Juden gemacht haben, so ihre Dankbarkeit für die im alten Vaterlande erhaltene Erziehung bekundend.

In der Tat kann es keinen überzeugenderen Beweis als diesen geben; denn wenn in Deutschland noch wohnende Juden dergleichen Wohltätigkeitsanstalten stiften, dann legen die Antisemiten es sicher als Reklamesucht, Streben nach dem Kommerzienratstitel, einem Hoflieferantenwappen, nach Orden oder gar nach dem Adel aus. Von all dem kann natürlich bei Juden, die in den Vereinigten Staaten Geschäft und Wohnsitz haben, absolut keine Rede sein.

„Diejenigen — so schreibt der „American Israelite“ —, die eingewanderte deutsche Juden aus größerer Nähe beobachtet haben, haben häufig Gelegenheit gehabt zu beobachten, mit welcher zärtlichen Liebe diese Leute den Erinnerungen an ihre deutsche Heimat nachhängen, wie warm sie jeden christlichen Spielgefährten aus ihrer Jugendzeit begrüßen, wie aufrichtigen Anteil sie an dem Wohl und Wehe ihres Vaterlandes

*) Der Einsender ist ein bekannter christlicher Pädagoge und bewährter Vorkämpfer der Abwehrbestrebungen.

nehmen. Es ist ganz gut, daß diese Treue manchmal in philanthropischen Stiftungen ihren Ausdruck findet. Denn diese Stiftungen müssen als dauerndes Denkmal jüdischer Loyalität fortbestehen und als einwandsfreie Widerlegung der antisemitischen Begeiferungen des jüdischen Patriotismus. In jenen Dörfern wahrlich muß man fühlen, daß der Jude ein integrierender Bestandteil des bürgerlichen Lebens ist und daß sein Erfolg Ursache zum Stolz für die ganze Gemeinde ist."

Man liebt es von jüdischen Erfolgen zu sprechen. Wenn man dem Volksmund glauben wollte, dann müßte jeder Jude reich sein. Daß die Juden nicht reich sind, das werden alle zugeben müssen, die den wirtschaftlichen Verhältnissen etwas gründlicher nachforschen und nicht blos Erfolge einzelner Juden mit jüdischen Erfolgen verwechseln. Gar so sehr darf man sich über die meist wirtschaftlichen Erfolge mancher Juden auch nicht wundern. Da die Juden Jahrhunderte hindurch ausschließlich auf kommerzielle Tätigkeit angewiesen waren und vielfach noch heutigen Tags die intelligenten Juden von den nicht eigentlich Geld eintragenden Betätigungen ausgeschlossen und zu gewinnbringenden geradezu gedrängt werden, ist es nicht gar so wunderbar, daß sie auf dem Gebiete, auf welchem sie in unverhältnismäßig großer Zahl mit ihren besten und tüchtigsten Kräften vertreten sind, auch im Vergleich zu ihrer Gesamtheit und zu der Zahl der sie von militärischen und anderen Aemtern, von der Lehrtätigkeit u. s. w. ausschließenden Völker größere Erfolge erzielen.

Der Geistliche Stephen T. Denkins schrieb in einem jüngst in St. Louis gehaltenen Vortrage die Erfolge, welche die Juden überall in der zivilisierten Welt, in Europa, Amerika usw. errungen haben, der Treue zu, welche sie ihrem alten Glauben trotz aller Verfolgungen bewahrt haben. „Und — fährt er fort, und wegen dieser Stelle in seinem Vortrag sind wir überhaupt auf ihn zurückgekommen — obgleich wir Christen es für einen Irrtum der modernen Juden erklären müssen und erklären, daß sie Christus nicht anerkennen, so müssen wir doch, wenn wir sehen, wie ein großer Teil der christlichen Bevölkerung die Pflichten vernachlässigt, um sein Heim, um seine Frauen und Kinder, die bürgerlichen sowie die Amtspflichten, dann können wir nicht umhin die Juden zu achten wegen ihrer nicht wankenden Treue zu ihrem alten, wenngleich veralteten Glauben usw. — Bewußte Ehrenhaftigkeit, sagt der geistliche Herr weiter, im geschäftlichen wie im gesellschaftlichen Leben, ist nicht mehr das Prärogativ nur der Christen. Um ganz frei zu sprechen, so könnten die Christen mit Nutzen von den Juden Lehren annehmen für ihr moralisches Verhalten, wie sie ihr Heim rein erhalten und die Wahlurne frei von Mißbrauch."

Diese Moralpredigt eines christlichen Geistlichen sollten sich sowohl die religiösen wie die Rassen-Antisemiten ad notam nehmen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Wie der „Deutsche Volksbund" Palmsonntag feiert! Die rabiatesten deutschen Antisemiten, die Gruppe des „Deutschen Volksbundes", dem auch die beiden antisemitischen Reichstagsabgeordneten Frölich und der auf dem Gebiete galanter Liebesabenteuer viel erfahrene Expastor Krösell angehören, sind zugleich auch die engagiertesten Gegner des Christentums. Die Vertreter des angeblich unverfälschten Germanentums haben sich als Ersatz für das Christentum, wie für die Religion überhaupt einen verschwommenen „Wodankultus" zurecht gelegt, für den ja auch Herr Dr. Friedr. Lange, der Hauptapostel der Alldeutschen, früher in seiner „Deutschen Ztg." eine schwärmerische Verehrung bekundet hat. Welchen fanatischen Haß gegen das Christentum ein solcher Wodanskultus in seiner konsequenten Fortbildung zu erzeugen vermag, zeigt ein charakteristischer „Palmsonntag-Artikel" der „Deutschen Hochwacht", des offiziellen Organes des Deutschen Volksbundes. Es wird dort wieder einmal als historisch erwiesen behauptet, daß Christus gar kein Jude gewesen sei, sondern ein unverfälschter Germane. Schon mindestens 1500 Jahre vor Jesu Geburt habe eine gewaltige arische Einwanderung in Galiläa stattgefunden, und seitdem solle ein großer Teil der dortigen Bevölkerung aus stattlichen blonden und blauäugigen Menschen bestanden haben. Und zur Zeit Jesu selbst sollen in Galiläa und Samaria (nicht in Judäa) zahlreiche germanische Söldner des römischen Heeres gelegen haben, „wie ja auch die Leibwache des Pilatus ausschließlich aus Rheinländern und Westfalen bestand." — Um den historischen Nachweis für die Richtigkeit dieser Behauptungen macht sich die antisemitische Geschichtsforschung keine Skrupeln. Alle diese Einzelheiten werden mit echt antisemitischer Unverfrorenheit als geschichtliche Tatsachen unterstellt, um auf diesem schwankenden Boden eine Vernichtungs-Attacke gegen die Kirche reiten zu können. Denn auf die hat es das antisemitische Blatt in erster Linie abgesehen:

„Das ist ja gerade, heißt es in diesem charakteristischen „Palmsonntags-Artikel", womit die Kirche — es soll ihr in Ewigkeit nicht vergessen werden — das Hebräervolk in unsern Gauen heimisch gemacht hat. Die verfälschte Geschichte Jesu hat uns Deutsche schon zu halben Juden gemacht; und wenn es so weitergeht, dann wird hier noch alles jüdisch. Ja, das war auch so ein großes Palmsonntagsfest, als die Harden Karls des „Großen" uns die freien Sachsen hinrichteten, damit das deutsche Volk zwangsweise dem „Sohne Davids" sein Hosianna singen sollte. Das war das blutige zweite historische Palmsonntagsfest. Und heute liegt die ganze Christenheit vor dem „Sohne Davids" auf den Knien und glaubt, dadurch jenen arischen Helden, Jesu, den Galiläer, zu ehren!"

Ob Herr Stöcker, der sich ja gern als den „Vater des Antisemitismus" in Deutschland rühmen hört, an diesen seinen Jüngern wohl ein besonderes Wohlgefallen empfinden wird?

Konservative und Antisemiten. Das Verhalten der Konservativen in der Bergarbeiter-Schutzvorlage hat zu einer kleinen Meuterei im Lager der deutschsozialen Antisemiten gegen die Leitung der Partei Veranlassung gegeben. In ihrem offiziellen Organ, dem Hamburger „Deutschen Blatt", war, anscheinend von einem seit Jahren in der Agitation hervorragend tätigen Parteimitgliede, eine gepfefferte Kritik des unsozialen Verhaltens der Konservativen erschienen und die Parole ausgegeben worden, „man müsse die Reichstagskreise der konservativen Abgeordneten, die zum Berggesetz verkehrt gestimmt haben werden, in Angriff nehmen, um die Missetäter im Reichstag hinaus zu fegen". Das „Deutsche Blatt" erhält nun von dem Abgeordneten Grafen Reventlow einen gehörigen Rüffel, weil es diesen Angriff gegen „Mitglieder einer großen und uns in vielen Beziehungen nahestehenden Partei", der noch dazu ganz ungehörige Ausdrücke, wie „Hinterwäldler" und „Kohlenbarone" enthalte, aufgenommen hat. Die Zuschrift falle dermaßen aus dem Rahmen der von der Gesamtpartei anerkannten Taktik heraus, daß sie hoffentlich nirgends ernst genommen werden würde. Besonders unangenehm ist aber der Herr Graf davon berührt, daß diese Kritik in einem Blatt Aufnahme gefunden hat, für das die Verantwortung nicht nur von dem Einsender und der Schriftleitung,

sondern auch von der **Gesamtpartei** und ihrer parlamentarischen Vertretung getragen werde.

Auf das offizielle Parteiorgan hat dieser Rüffel des Mitgliedes der Reichstagsfraktion jedoch nicht den geringsten Eindruck gemacht. Es erklärt trocken, daß es keine Veranlassung habe, die von der Parteileitung abweichende Meinung eines Gesinnungsgenossen zu unterdrücken, „da ein Parteiblatt u. E. **nicht zum Totschweigen**, sondern zum Meinungsaustausch für die Parteigenossen da ist". Und quasi als Trumpf fügt es der Zuschrift des Grafen Reventlow gleich die Antwort des angegriffenen Artikelschreibers an, der nun noch deutlicher wird und es als seine „feste Ueberzeugung" erklärt, daß die „in sozialpolitischen Fragen rückständigen Konservativen" auf die Dauer dem sozialdemokratischen Ansturm unterliegen würden. In den bisherigen Domänen der Konservativen liege das „deutschsoziale Arbeitsfeld der Zukunft", das bei Zeiten in Angriff genommen werden müsse. Den Reichstag von diesen Parlamentariern zu säubern und deutschsoziale Abgeordnete an ihre Stelle zu setzen, das bedeute „Stärkung der Rechten".

Man sieht, unter den Anhängern der Partei im Lande wird die Liebedienerei der deutschsozialen Reichstagsabgeordneten gegen die Konservativen sehr mißliebig vermerkt, man will dort lieber den frischen, fröhlichen Kampf gegen die Konservativen, wie ja die Antisemiten auch früher schon mit Vorliebe in den konservativen Jagdgründen gepürscht haben, die ihnen lohnendere Jagdbeute versprachen.

Ueber Herrn Wenng, den Führer der Münchener Antisemiten, schreibt man der „M. Post": „In einer sonderbaren Art wird von gewissen Leuten die Rettung des Mittelstandes betrieben. War da jüngst ein Mitglied einer sehr angesehenen Münchener Künstlerfamilie im Tietzschen Warenhause. Am Tage darauf erhielt das Familienhaupt einen Brief des Herrn Wenng, in dem dieser sein Befremden darüber ausdrückte, daß eine so angesehene Familie die Warenhäuser „unterstützt" usw. in schwülstigem Stile. Die Familie empfand diesen Brief als Belästigung, und wenn der seltsame Mittelstandsretter meint, auf diese Art Erfolge zu erringen, so irrt er sich gewaltig. Im vorliegenden Falle wurde nach der ersten Entrüstung mit Heiterkeit über das Schriftstück hinweggegangen und so wird es auch anderwärts sein."

Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht rechten. Jeder kämpft nach seiner Manier. Diese Art des Herrn Wenng freilich ist so schlau, daß er als Chef der Reklame für Warenhäuser kaum besser „arbeiten" könnte.

Vermischtes.

„Orient und Occident". Von unserem geschätzten Mitarbeiter Herrn Dr. **Philipp Kroner** ist soeben unter dem Titel „Orient und Occident" (Berlin, F. Sommer) eine Sammlung von Aufsätzen erschienen, die zwar schon in verschiedenen Zeitungen, wie in der „Nordd. Allg. Ztg.", der „Voss. Ztg.", der Münchener „Allg. Ztg." und in den „Mitteilungen" veröffentlicht worden sind, die aber doch im Zusammenhange Freunden semitischer Literatur viel Freude bereiten werden. Von aktuellstem Interesse ist jedenfalls der unseren Lesern bekannte erste Aufsatz „Lessing gegen Delitzsch", der denn auch die erste Stelle in dem Heftchen einnimmt und Lessing gegen den Urheber des Babel und Bibel-Streits ins Feld führt. Die übrigen neun Aufsätze behandeln folgende Themata: Der Talmud und die Farben; Zur Theologie und Psychologie der Juden; Der Talmud über Glücksspiel; Ueber Gotteslästerung; Die Mentalreservation und der Talmud; Eisern-Werk und Eisern-Stirn; Eine alte Zauberformel; Zwei Dante-Stellen.

Die klare Behandlungsweise und die leicht verständliche Sprache werden dem Leser auch die fernliegenderen Themata näher bringen und ihm interessante Einblicke und Aufschlüsse gewähren. Der Verfasser hat seinem Werkchen das Motto vorangesetzt:

> „Wer sich selbst und andere kennt,
> Wird auch hier erkennen:
> Orient und Occident
> Sind nicht mehr zu trennen."

Diese Göthesche Erkenntnis geht unseren Antisemiten so vollständig ab, daß sie sogar die unter uns lebenden „Orientalen", welche mehr als die meisten Antisemiten die abendländische Bildung und Kultur in sich aufgenommen haben, frevelhaft trennen wollen. Hoffen wir mit dem Verfasser, „daß eine steigende Einsicht in den Zusammenhang wie in das Wesen der menschlichen Kultur all unsern Wettstreit veredeln und mildern wird", und daß auch die hier gesammelten Aufsätze, die trotz der Polemik in durchaus vornehmem Tone gehalten sind, aufklärend gutes wirken werden.

Jüdische Oberlehrer. An der Hand der im Kalender für das höhere Schulwesen Preußens gegebenen statistischen Angaben ist es von Interesse, die Frage zu untersuchen, wie die preußische Unterrichtsverwaltung bei der Anstellung von wissenschaftlichen Lehrern solche **jüdischer** Konfession berücksichtigt. Da ergibt sich dann nach einer Zusammenstellung der „Frankf. Ztg." folgendes Bild: die 12 Provinzen Preußens haben 612 höhere Lehranstalten, von denen 231 staatlichen Charakter haben. In den 7218 Klassen dieser Schulen werden 216 911 Schüler von 7283 Oberlehrern unterrichtet, unter denen 2827 an staatlichen Schulen angestellt sind. Aus den beiden letzten Zahlen ergibt sich, daß 38,81 pCt. aller Oberlehrer vom Staate für seine Anstalten gebraucht werden. Würde nun auch nur rein ziffernmäßig nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Konfessionen bei der Besetzung von Staatsämtern verfahren, so müßten 38 pCt. aller vorhandenen Oberlehrer jüdischer Konfession Anstellung an Staatsschulen gefunden haben, d. h, da in Preußen im ganzen 97 jüdische Oberlehrer im Amte sind, müßten 38 von ihnen staatlich angestellt sein; in Wirklichkeit sind es aber nur 11, also noch nicht einmal ein Drittel der normalen Anzahl. Bemerkenswert ist hierbei weiter, daß diese elf vom Staate verwendeten jüdischen Oberlehrer nur in vier von den 12 preußischen Provinzen verteilt sind: Ostpreußen (1), Westpreußen (3), Brandenburg (2), Posen (5). Die übrigen Provinzen hat die preußische Unterrichtsverwaltung sozusagen „judenrein" gehalten. Nicht einmal die große Rheinprovinz mit ihren 39 391 Schülern, die von 1312 Oberlehrern unterrichtet werden, hat unter ihren 408 Oberlehrern an Staatsschulen einen jüdischen. Auch die Provinz Hessen-Nassau, die nächst der Stadt Berlin (42) die meisten jüdischen Oberlehrer besitzt, nämlich 19, weist **nicht einen einzigen** an einer Staatsanstalt auf, vielmehr unterrichten drei von ihnen an höheren Schulen der Stadt Frankfurt, die übrigen an den beiden Realschulen dieser Stadt, die ein jüdisches Patronat haben. Hierbei verdient hervorgehoben zu werden, daß an einer dieser beiden Anstalten von 9 Oberlehrern ein volles Drittel christlicher Konfession ist, d. h. 33 1/3 Prozent, bis zu dem kürzlich erfolgten Abgang eines katholischen Oberlehrers sogar 40 pCt. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Juden in Preußen den Beruf eines wissenschaftlichen Lehrers nicht gerade bevorzugen, denn im Vorbereitungsdienst befinden sich (die statistischen Angaben beziehen sich auf den Stand vom 1. Mai 1904) unter den Seminarmitgliedern nur vier Juden, von denen zwei die Lehrbefähigung für die klassischen, einer für die modernen Sprachen und einer für

Mathematik und Physik besitzt, und unter den Probekandidaten nur drei, je einer aus den eben genannten drei Abteilungen. Wie klein diese Zahlen sind, erkennt man erst, wenn man erwägt, daß zur genannten Zeit im ganzen 486 Seminarmitglieder und 349 Probanden vorhanden waren, mithin unter jenen nur 0,82 pCt., unter diesen 0,85 Prozent Juden. Dagegen kommen auf 165 anstellungsfähige Kandidaten des höheren Schulamts nicht weniger als 14 Juden, also 8,48 Prozent, darunter vier mit einer Wartezeit von mehr als zehn Jahren. Es fehlt also nicht etwa an jüdischen Anwärtern; aber es geht diesen ähnlich wie bei der Justiz- und der Militärverwaltung. Die Gleichberechtigung hat eben nur eine theoretische Bedeutung.

Der Berliner Universitätsprofessor Leopold Casper hat dem Mitarbeiter eines Berliner Blattes gegenüber sich über die Entstehung des (in der letzten Nr. der „Mitteil." abgedruckten) Erlasses der Warschauer Polizeibehörde ausgesprochen. „Vor einiger Zeit" — erzählte er — „wollte ich einen Schwerkranken in Warschau behandeln und erbat mir den für die Reise nach Rußland vorgeschriebenen Paß beim Berliner russischen Generalkonsulat. Liebenswürdigerweise erklärte sich der Generalkonsul hierzu bereit, gab mir jedoch zu bedenken, daß der Paß erst von dem Ministerium des Innern visiert werden müsse, wenn er gültig sein solle und ich keine Unannehmlichkeiten haben wolle. Ich telegraphierte sofort an den vor einigen Monaten ermordeten Minister Plehwe die Bitte, den hiesigen Generalkonsul zur Ausstellung eines vollgültigen Passes zu ermächtigen. Die Antwort kam in einer für Rußland überraschend kurzen Zeit und lautete zustimmend. Immerhin bedeuten auch zwei Tage Verzögerung für einen Schwerkranken Lebensgefahr, und aus diesem Grunde richtete ich später an das Ministerium das Gesuch, die für jenen einen Fall erbetene Ermächtigung dem Generalkonsulat für alle Zeiten zu erteilen. Ich zähle einen hohen russischen Offizier in Petersburg zu meinen Bekannten, und seiner Hilfe darf ich es wohl zuschreiben, wenn auch auf diese Bitte jetzt eine günstige Antwort eingetroffen ist. Und diese Antwort ist nach meinem Dafürhalten die Veranlassung zu der polizeilichen Bekanntmachung im „Polizeibefehl" gewesen. Der russischen Polizei kann man wegen jener Auslassung keinen Vorwurf machen, denn sie handelt nach den bestehenden Bestimmungen — Gesetzen kann man ja nicht sagen. Aber zu bedauern ist, daß die ausländischen Vertreter der Wissenschaft — die Konfession ist meines Erachtens ganz gleichgültig dabei — darunter zu leiden haben. Wenn ich selbst auch das Glück gehabt habe, bei meinem Besuchen in Rußland von den Behörden unbehelligt geblieben zu sein, so weiß ich doch, daß viele Kollegen endlosen Schikanierungen ausgesetzt sind, sobald sie, selbst im Dienste der Wissenschaft, russischen Boden betreten. Dagegen müßte sich doch von seiten unserer Regierung etwas tun lassen. Was der Präsident meines Wissens für die jüdischen Bürger Amerikas durchgesetzt hat, daß sie nämlich in Rußland ebenso wie die andern behandelt werden, das sollte doch auch Deutschland von einer „befreundeten Macht" erlangen können. Und steht der russischen Regierung, um auf meinen speziellen Fall zurückzukommen, die deutsche Wissenschaft dafür nicht hoch genug, so denkt sie vielleicht an die vielen russischen Kranken, die nun einmal Vertrauen zu den deutschen Aerzten haben."

Rassenstolz. Stolz zu sein ist ein Vergnügen, das man keinem verwehren kann. Wer kennt nicht den Stolz der spanischen Hidalgos, die diese sich leisten, wenn sie nichts zu beißen und zu brechen haben und mit süßem Nichtstun ihr Leben hinbringen! Der weitaus minderwertige Stolz ist aber wohl der Rassenstolz. Im Vergleich zu diesem ist der Nationalstolz, wenn er nicht in bösartigen Chauvinismus ausartet, im höchsten Grad vernünftig und berechtigt. Man kann stolz sein auf die Leistungen seiner Nation auf den verschiedenen Gebieten und dadurch sich und andere anspornen, gleichfalls hervorragendes zu leisten. Der antisemitische Stolz auf die arische Abkunft ist geradezu lächerlich, etwa so wie der jenes Braven, der stolz darauf war, „Zeitgenosse" zu sein. Es ist wahrlich kein Verdienst weiter, einer bestimmten Rasse anzugehören, wie es kein Verdienst ist, in einer bestimmten Zeitperiode geboren zu sein.

Im übrigen muß bemerkt werden, daß es in allen anderen Rassen auch nicht wenig Dumme gibt, die Rassenstolz besitzen. Der Chinese und der Japaner sind auf ihre mindestens ebenso so stolz wie unsere Antisemiten auf ihre arische. Daß aber wirklich ein Minimum von Kulturleistung und Verstand dazu gehört, auf seine Rasse stolz zu sein und ebenso hochmütig wie die Antisemiten auf die semitische und andere herabsehen, das hat neulich ein in der Abteilung Berlin Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltener Vortrag uns gelehrt.

Einen Hauptantrieb, führte der Vortragende aus, zu dem Aufstand bildeten der Stolz und der Hochmut der Herero. Ihnen gilt der Weiße nichts, denn er hat das Land nicht erobert, wie sie es getan haben. Die Verachtung der Weißen spricht sich schon in der Bezeichnung aus, die der Herero für ihn hat. Während er dem Namen jedes Lebewesens die Vorsilbe Omu vorsetzt, bezeichnet er den Weißen nur als „gelbes Ding".

Man ersieht aus dem hier Mitgeteilten, wie herzlich wenig dazu gehört, auf seine Rasse stolz zu sein und andere in den Kot zu ziehen. Man sieht ferner daraus, wie viel Aehnlichkeit die Antisemiten mit den Herero haben. Die Aehnlichkeit würde noch auffallender sein, wenn die antisemitischen Herrschaften freie Hand hätten.

Ein Privatbeleidigungsprozeß, der, wie wir seinerzeit mitgeteilt, vom Schöffengericht in Bütow am 6. Dezember 1904 verhandelt wurde und in dem es sich um beleidigende Aeußerungen des Rittergutsbesitzers Moritz von der Lancken in Wussecken gegen den Getreidehändler Gottschalk Scheidemann in Bütow handelte, fand am 8. April vor der Strafkammer in Stolp seinen Abschluß. v. d. Lancken verkaufte an Scheidemann Getreide und kaufte von ihm Saatgetreide. Im Frühjahr 1904 vermittelte Scheidemann die Lieferung von Saathafer von dem Gutsbesitzer Meißner und v. d. L. war mit der Lieferung auch zufrieden. Im Sommer wurde v. d. Lancken, zum Teil durch ein Mißverständnis, unzufrieden mit der Lieferung, und er äußerte in Bütow in öffentlichen Lokal, Scheidemann habe ihn „betrogen". v. d. Lancken wünschte eine strafrechtliche Verfolgung des Scheidemann, die jedoch wiederholt von den Behörden abgelehnt wurde. Scheidemann wollte nun v. d. Lancken Gelegenheit geben, seine beleidigende Behauptung vor Gericht zu vertreten und er beschritt deshalb den Weg der Privatklage. Die Verhandlung vor dem Schöffengericht war sehr umfangreich; dem Privatkläger Scheidemann von einer Reihe Großgrundbesitzer der Umgegend gute Leumundszeugnisse ausgestellt. Während der Verhandlung durfte v. d. Lancken sich die Aeußerung erlauben: „Die Juden betrügen ja alle, warum sollte er (Scheidemann) nicht betrügen? und der ist noch einer von den besten." Das durfte er ungerügt sagen, obgleich der Vertreter der Reichsbanknebenstelle zu Bütow unter Eid erklärte, daß Scheidemann ihm unentgeltlich Wechsel bis 25000 p. a. diskontiert und prolongiert hätte. Der Angeklagte wurde freigesprochen, obwohl ein Sachverständiger ausgesagt hatte, daß der gelieferte Hafer guter Saathafer gewesen sei. Dem Angeklagten wurde die „Wahrnehmung berechtigter Interessen" zugute gehalten. Gegen dieses Urteil legte Scheidemann Berufung ein und die

Berufungs-Strafkammer in Stolp hob in ihrer Sitzung am 8. April das Urteil des Schöffengerichts auf und verurteilte Herrn v. d. Lancken zu einer Geldstrafe von 20 Mk.

Enthält die Bezeichnung „jüdisches Ramschgeschäft" eine Beleidigung? Ein sehr merkwürdiger Prozeß, in dem wohl aber noch nicht das letzte Wort gesprochen sein dürfte, wurde Anfang d. M. vor dem Landgericht in Plauen verhandelt. Es handelt sich um eine Privatklagesache des Kaufmanns und Inhabers eines großen photographischen Ateliers Emil Strauß in Leipzig, der in Plauen eine Filiale seines Leipziger Hauptgeschäftes besitzt, gegen den Hofphotographen Graul in Plauen wegen Beleidigung. Ein Angehöriger des Plauenschen Regiments hatte bei Graul ein halbes Dutzend Bilder, etwas größer als Kabinettformat, bestellt, wofür ihm aber schließlich der zu zahlende, für Militärs bedeutend ermäßigte Preis (7 Mk) zu hoch war. Er schrieb an Graul einen Brief, in welchem er sich auf das photographische Atelier des Privatklägers Strauß berief und bemerkte, daß dort ein ganzes Dutzend solcher Bilder schon für 8,50 Mk. zu haben sei. Graul richtete hierauf ein energisches Schreiben an den Unteroffizier, worin er u. a. äußerte: „Wie können Sie sich erdreisten, mein Geschäft mit dem jüdischen Ramschgeschäfte zu vergleichen." Der Unteroffizier brachte den Inhalt dieses Briefes Strauß zur Kenntnis, der sich durch den Ausdruck „jüdisches Ramschgeschäft" beleidigt fühlte, und Privatklage gegen Graul erhob. Graul wurde vom Schöffengerichte der Beleidigung schuldig befunden und zu 50 Mk. Geldstrafe verurteilt. Hiergegen legte er Berufung ein. In der Berufungsverhandlung bemerkte Graul, daß ihm eine Beleidigung des Privatklägers bei erwähntem Ausdruck ferngelegen habe, zumal er den Brief nicht an Herrn Strauß, sondern an den Unteroffizier gesandt habe, für den der Brief lediglich bestimmt gewesen sei. Nach erfolgter Beweisaufnahme kam die Berufungsinstanz schließlich auf einen entgegengesetzten Standpunkt wie der Vorrichter. Sie hob das schöffengerichtliche Urteil auf und sprach den Beklagten Gaul frei. Der Privatkläger hat die Kosten des Verfahrens sowie die dem Beklagten erwachsenen notwendigen Auslagen zu erstatten. In der Begründung des Urteils kam es dem Gerichte insbesondere auf die Auslegung der Worte „jüdisches Ramschgeschäft" an. Ein Ramschgeschäft sei ein Geschäft, wo verschiedene Waren, gute und geringwertige, billig gekauft und billig verkauft würden. Derartige Geschäfte existierten zweifellos; etwas Beleidigendes liege in dem Ausdrucke an sich noch nicht. Auch im photographischen Gewerbe hätten sich Geschäfte gebildet, bei denen dieselben Grundsätze Platz griffen. Nun habe der Privatkläger während der Beweisaufnahme selbst anerkannt, daß sein Geschäft bezüglich der Leistungen in künstlerischer Hinsicht nicht heranreiche an das Graulsche Geschäft. Wenn nun der Beklagte in dem Briefe an den Unteroffizier nach dem Ausdruck „Ramschgeschäft" gebraucht habe, so müsse man nach dem Vorerwähnten darin doch nicht gleich eine beleidigende Absicht erblicken. Auch aus dem Worte „jüdisch" könne eine beleidigende Absicht nicht geschlossen werden, da sich damit ja nicht ohne weiteres der Begriff des Unsoliden verbindet. Der Beklagte habe zwar gewußt, daß der Privatkläger ein Jude sei, und daß sich an dem Geschäfte des Privatklägers ein jüdischer Mitbürger beteiligt habe, jedoch habe er nicht zugegeben, daß er die Geschäftsleitung als eine unsolide habe bezeichnen wollen. Er habe nur gemeint, daß es sich in der Entwickelung des gewerblichen Lebens vielfach gezeigt habe, daß derartige Geschäfte zum großen Teil in den Händen von Juden seien. Eine andere Auslegung sei ihm auch nicht nachzuweisen, weshalb der Beklagte freigesprochen wurde.

Wien, 13. April. Die Antisemiten haben gerade jetzt allen Grund, auf die Mitglieder und teilweise auch Führer ihrer Partei recht stolz zu sein: denn während im nahen Orte Zistersdorf der Advokat Schmidt, der zahllose arme Leute um ihren letzten Zehrpfennig gebracht, zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe abgeurteilt wird, wird aus Innsbruck gemeldet, daß der Gutsbesitzer und Hotelier Ludwig Oberer in Sterzing, das Haupt der dortigen christlich-sozialen Partei und Mitglied des Gemeinderates, durchgebrannt ist; er stand in gerichtlicher Untersuchung wegen Betruges. Bei der Kasse der landwirtschaftlichen Bezirksgenossenschaft, wo er amtierte, fehlen 5000 Kronen.

Jüdische Soldaten und Offiziere. Wir haben in unserer letzten Nummer mitgeteilt, daß in der großen Westendsynagoge in London die in Gegenwart des Generalfeldmarschalls Lord Roberts die Enthüllung einer Gedenktafel für 114 in dem südafrikanischen Kriege gefallene jüdische Soldaten stattgefunden hat. Es dürfte nicht uninteressant sein diese Mitteilung dahin zu ergänzen, daß unter diesen 114 Gefallenen sich ein Leutnant und dreizehn Sergeanten und Unteroffiziere sich befanden.

Das Osterfest gilt seit Jahren in Rußland als eine ganz besonders günstige Zeit für **Judenhetzen** und so ist es nicht auffallend, daß die Juden gerade für das diesjährige Fest, das nach dem griechisch-orthodoxen Kalender auf den 30. April fällt, außerordentliche Befürchtungen hegen. Wiederholt schon haben wir über die Verbreitung von Aufrufen gegen die Juden in Rußland unter Mitwirkung der Lokalbehörden berichtet und fast täglich findet man ähnliche Mitteilungen in russischen Blättern. So läßt sich, um nur ein Beispiel aus den letzten Tagen hervorzuheben, die Petersburger „Nuß" aus Dünaburg melden, daß dort seit einigen Wochen gedruckte Proklamationen versandt werden, in denen die Bevölkerung aufgefordert wird, die Juden zu überfallen, wobei die Vorgänge in Kischinew und Homel als vorbildlich hingestellt werden. In welchem Umfange diese Agitation betrieben werde, lasse sich daraus ersehen, daß in einer Woche allein mehr als 1000 Proklamationen durch die Stadtpost zur Versendung gelangten. In Tscheljabinsk, einem wichtigen Eisenbahnpunkte und Fabrikorte im Gouvernement Orenburg, scheinen sich, wie das ja auch schon anderswo in Rußland vorgekommen ist, Soldaten an der Plünderung und Zerstörung jüdischer Häuser beteiligt zu haben. Es sollte eigentlich nicht nötig sein, die russische Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß sie stark an Kredit verlieren würde, wenn sie nicht energisch allen Versuchen, die liberale Bewegung durch Aufhetzung der ungebildeten Klassen gegen Studenten, Polen, Deutsche und Juden zu bekämpfen, entgegentreten wollte. An rechtzeitigen Warnungen hat es nicht gefehlt, und wenn trotzdem in den nächsten Wochen die befürchteten Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten stattfinden sollten, so würde man mit vollem Rechte die Regierungsbehörden für dieselben verantwortlich machen können.

Ehrung eines jüdischen Autors in Rumänien. Der in unserer vorigen Nummer erwähnte Verfasser des jüdischen Tendenzdramas „Manasse", der jüdische Landwirt Ronciti Roman, hat vom König Karol die bene merenti-Medaille erhalten, und der Senat hat ihm einstimmig die Naturalisation votiert. Der deutsche Literarhistoriker Adolf Bartels könnte also sogar von den Rumänen lernen, wie man jüdische Autoren behandeln soll.

Kuriert.

Von P. A.

[Nachdruck verboten.]

Mein Freund Heinzel ist ein Original. Nicht im gewöhnlichen Sinne. Er fällt in seinem Sprechen und in

seinen Manieren wenig auf, höchstens durch seinen langen, schön gepflegten Bart und durch seine ebenso schön gepflegte sarkastische Art. Aber, er ist ein Musterkasten aller Tugenden und Untugenden. Ja, manchmal vermengen sich bei ihm Tugend und Untugend so sehr miteinander, daß die Grenze ganz verwischt ist.

Er ist eine gerechte, vornehme Natur, kann aber seinen Starrsinn in den kleinsten Dingen bis zur höchsten Ungerechtigkeit treiben. Er ist gut und hilfreich, kann aber auch sehr hart sein. Die Frauen bekämpft er gewissermaßen berufsmäßig. Er ist nämlich Junggeselle und zwar aus Ueberzeugung, wie er behauptet. Bei jedem Unglück hat er sein Sprüchlein: „Da sind die Frauenzimmer wieder schuld daran." Ja, er ärgert sich, wenn etwas Böses geschieht, ohne daß das Ewigweibliche dabei mitspielt. Und doch ist er Damen gegenüber sehr höflich, ja oft sogar galant. Mit einem Worte, jede Tugend und Untugend hat bei ihm eine persönliche Färbung, und das ist das Interessanteste an ihm.

Neben den Frauen gibt es noch eine Sorte von Menschen, die er haßt, oder wenigstens zu hassen vorgiebt. Das sind die Jesuiten. Da hilft kein Raisonnieren, kein Reden von freiheitlichen und liberalen Prinzipien, — er hält die Jesuiten für eine Gefahr und das ist bei ihm Instinktsache. Er entstammt nämlich einer alten schwäbischen Pastorenfamilie, und er ist stolz darauf.

Von Beruf ist er Ingenieur, und man versicherte mir, daß er in seinem Fache sehr tüchtig ist. Aber nie spricht er von seinem Fache. Man hat den Eindruck, als wenn innerer Beruf und äußere Lebensstellung sich bei ihm nicht decken und daß er lieber Politiker als Ingenieur geworden wäre. Ja, Politik, — das scheint sein Lebenselement zu sein, und stundenlang kann er über öffentliche Fragen mit Eifer debattieren, ohne zu ermüden. Aber auch in der Politik wandelt er eigene Bahnen. Jede philiströse Bierbankpolitik ist ihm verhaßt, ja das ganze Parteileben sagt ihm wenig zu, und wir nannten ihn häufig scherzweise „Fraktion Heinzel". Es ist in der Tat schwer, seine Politik in ein System zu bringen. Er ist konservativ und religiös zugleich. Eins nur ist bei ihm fest: der Rassenstandpunkt. Seit Jahren studiert er nämlich alle Rassentheorien und diese Lehre bildet gewissermaßen den Ausgang aller Betrachtungen für ihn. Ein Bekannter nannte einmal sein System Rassenfricassé mit Kultursauce. Seitdem das Buch von Chamberlain erschienen ist, bildet es seine Lieblingslektüre. Er gibt zwar die Schwächen des Buches zu, nennt es aber doch das Evangelium des modernen Lebens. So hält er die germanische Rasse für die höchste und ihre Reinhaltung für die vornehmste Aufgabe des öffentlichen Lebens. Jede Einwendung dagegen bezeichnet er als unwissenschaftliche Sentimentalität. Das germanische Element müsse rein erhalten werden als Herrenrasse. Alles andere gilt als fremd, als minderwertig.

Von diesem Standpunkte aus nimmt er auch zu der sogenannten Judenfrage Stellung. Die Juden sind Fremde, die man als Menschen achten, als Volksgenossen aber nicht anerkennen könne. Die Juden sollten nach seiner Ansicht eine Fremdenkolonie bleiben, ausgestattet mit allen politischen und sozialen Rechten, aber — eine Fremdenkolonie. Die Mischehe und die Taufe sollten nach seiner Ansicht gesetzlich streng verboten werden, weil sie die Grenzen der Rasse verwischen. Er gönne den Juden alle Rechte, aber sie sollen die germanische Rasse nicht verderben und ihr Einfluß müsse daher gesetzlich eingeschränkt werden. All die Torheiten und Grausamkeiten der antisemitischen Parteien bedauert er, aber er findet sie begreiflich in einer Zeit, die einen Uebergang zur Rassenherrschaft bildet.

Als wir über die schrecklichen Ereignisse in Kischinew aufgeregt waren, hatte er dafür nur ein Kopfschütteln: „Ja, Revolution der Rassen! Wo es keine Evolution gibt, da kommt die Revolution. Die Rassen sind eben stärker als wir. Damit muß eine kluge Politik rechnen."

Acht Tage später kam er zu mir heraufgestürmt und als er ins Zimmer trat, warf er sich aufs Sofa, nahm seinen Bart in die Hand und starrte vor sich hin.

„Mensch, sind Sie verliebt oder sind die Jesuiten im Lande?"

Er ging auf nichts ein und beharrte in seiner Situation. Endlich erhob er seinen Kopf und fing an:

„Wissen Sie, es gibt Momente im Leben, wo alle Theorien, die wir uns mühsam zusammengeflickt haben, zu Wasser werden, und wo ein Gefühl alles über den Haufen wirft und das Reinmenschliche in uns sich empört."

„Was ist denn geschehen?"

„Wollen Sie hören? Ich muß Ihnen die Geschichte doch erzählen, weil ich mir Luft — Rat holen muß. Ich hatte als Student auf der technischen Hochschule einen Kollegen, einen russischen Juden namens Gregor Lubowitsch. Er stammte aus einer verarmten vornehmen Familie und trug sein Elend mit seltener Würde und Energie. Er hatte einen Wechsel von kaum 50 Mark monatlich, lebte damit und war dabei der fleißigste von uns allen. Die Herren Korpsstudenten machten sich über ihn und seine unbeholfene Art lustig, ich aber liebte ihn und wurde sein Freund. Er lebte die ganze Zeit zurückgezogen, bescheiden und fleißig und machte ein glänzendes Diplomexamen. Aber auch dann war seine Leidensgeschichte nicht zu Ende. Nach Rußland durfte er nicht zurückkehren, weil ihm als Jude der größte Teil des Landes verschlossen war, und in Deutschland ist es selbst für den Inländer schwer, Stellung zu finden. Aber es gelang. Er fing an mit einem sehr kleinen Gehalt und schon nach zwei Jahren bezog er das relativ hohe Gehalt von 3000 Mark jährlich. Er heiratete kurz nach seiner Prüfung eine Jugendfreundin aus seiner Geburtsstadt Kischinew und lebte ziemlich zufrieden. Vor einem Vierteljahre reiste die Frau mit ihrem Kinde zu ihren Eltern nach Kischinew zu Besuch. Und nun mußte die arme Frau während der Ausschreitungen den ganzen Hexensabbath miterleben. Das Haus ihrer Eltern wurde zertrümmert, das kleine Vermögen gänzlich zerstört. Sie mußte sich 24 Stunden mit dem Kinde versteckt halten und kam mit dem bloßen Leben davon. Nun depeschierte sie unvorsichtigerweise ihrem Manne nach Essen, wo er in Stellung war, um Geld. Als der leicht erregbare Mann die Depesche erhielt, bekam er einen Anfall von Tobsucht und mußte in die Anstalt gebracht werden. Gestern brachten sie ihn zu mir, weil ich sein einziger Freund in Deutschland bin. Er ist körperlich, und ich fürchte, auch geistig gänzlich zerrüttet. Ich sage Ihnen, ich könnte das ganze barbarische Russenvolk vergiften. Was wollen diese Mörder?"

Ich schaute ihn verwundert an und da erfuhr ich zum erstenmal, daß jedes Leid erst dann zum persönlichen wird und uns am tiefsten ergreift, wenn es einen trifft, den wir lieben.

Ich sah mir nachher den armen Lubowitsch an. Er war abgemagert bis zum Skelett und schien stets im Wahne zu leben, von den russischen Polizisten verfolgt zu werden. Es war in den ersten Tagen furchtbar schwer, mit ihm auszukommen. Ich habe aber nie einen aufopfernderen Freund gesehen als unseren Heinzel. Nichts war ihm zu schwer und er kannte nur eine Sorge, diesem Manne zu helfen.

Ich riet ihm, da seine persönlichen Mittel nicht ausreichten, die Hilfe jüdischer Wohltätigkeitsvereine in Anspruch zu nehmen. Ueberall wurde er freundlich empfangen. Man freute sich, daß ein Christ sich eines Juden so warm annahm. Das schien noch mehr seine Rassentheorie zu erschüttern.

So gelang es uns, Lubowitsch in einer Nervenanstalt im Schwarzwalde unterzubringen. Die Frau kam bald zu ihm und pflegte ihn, und schon nach drei Monaten war er

körperlich und geistig hergestellt und konnte seinen Posten wieder antreten. Vielleicht tat dem armen Manne die Liebenswürdigkeit wahrhaft christlicher Menschen noch wohler, als die körperliche Pflege.

Als wir an einem sonnigen Oktobertage Lubowitsch zur Bahn begleitet hatten, sagte ich ironisch zu Freund Heinzel:

„Nun? was ist aus Ihrer Rassenlehre geworden?"

Er schwieg. Einige Minuten später sagte er zu mir:

„Wissen Sie, es gibt doch noch Höheres als die Rasse, die Menschlichkeit".

Sprechsaal.

Erwiderung.

Die Ausführungen des Herrn Oberlehrer J. Trenkner beschäftigen sich in der Hauptsache mit der Berechtigung des Duells. Ueber die Frage, ab das Duell zu verwerfen ist oder nicht, haden sich schon berufenere Leute genügend geäußert. Jedenfalls sind die „Mitteilungen" meines Erachtens nach nicht das geeignete Blatt, uat sich über diesen Punkt zu äußern.

Nachdeat Herr Trenkner erklärt hat, das Duell sei das „allerungeeignetste" Mittel, den Hochschulantisemitismus zu bekämpfen, gibt er den jüdischen Studenten drei Mittel an, durch die sie das Duell ersetzen können.

Gesetzt der Fall, ein jüdischer Student würde von einem Kommilitonen durch eine schwere antisemitische Beleidigung in seiner Ehre empfindlich gekränkt. Was tut dann Herr Trenkner? Er sagt: 1. Vorurteile sind durch Vorurteilslosigkeit zu besiegen.

Der jüdische Student hat also folgendermaßen zu reagieren. Er geht zu dem Beleidiger hin, stellt sich vor und sagt: „Sie haden mich soeben schwer beleidigt, müssen also revozieren. Wie können Sie aber ein so lächerliches Vorurteil gegen die Juden haben. Sie, als gebildeter Mensch, müßten die Menschen alle gleich achten und einen Kommilitonen nicht wegen seiner Religion verspotten. Wir Juden wollen ja gar nichts von Euch Christen, darum laßt uns doch um Gotteswillen in Ruhe". Und der Erfolg? Ein hähnisches Grinsen und der Ausruf „Kneifer".

Das zweite Mittel, was Herr T. angibt, besteht in einer witzigen und schlagfertigen Antwart. Herr T. hat diesen Ausweg doch jedenfalls selbst nur für einen Witz gehalten. Jedenfalls kann ich diese Worte nicht ernst nehmen. Wie denkt Herr T. sich den Fall in der Praxis?

Und nun zum dritten Mittel der safortigen Injurienklage. Nachdem also der Name des Beleidigers festgestellt ist, wird er verklagt. Wie schwer es aber ist, den Beklagten zu überführen, hat die Praxis in der größeren Mehrzahl salcher Beleidigungsprozesse gezeigt. Da kammt es auf die Worte, den Tonfall, in dem sie gesagt werden und nicht in allerletzter Linie auf die persönliche Auffassung des Richters an. Wessen Ehre wird aber durch eine richterliche Entscheidung wieder hergestellt? Wer glaubt sich dadurch rehabilitiert, daß in der Zeitung steht: „Die Beleidigung gegen Herrn stud. H., daß er ein dummer Judenjunge sei, nehme ich in aller Form zurück und bedaure sie lebhaft. Stud. H."

Sa sehen Ihre Vorschläge in der Praxis aus, Herr Trenkner!

Vor mir liegen die Anträge der Antiduelliga betreffend Aenderung des Strafgesetzbuches, verfaßt van dem ersten Vorsitzenden Karl Fürst zu Löwenstein. Ueber die Berechtigung des Duells kann man geteilter Meinung sein. Würden wir jüdischen Studenten uns dieser Bewegung heute schon anschließen, so würde der Vorwurf der Antisemiten, wir wären Feiglinge, volle Berechtigung haben. So lange unsere christlichen Kommilitonen die Waffen als das einzige Mittel anerkennen, um ihre befleckte Ehre wieder reinzuwaschen, so lange gilt auch bei uns Juden das Duell als einziges Mittel, mit Erfolg auf Beleidigungen zu reagieren. In dem Augenblick, wo die christlichen Korporationen die Mensur verwerfen, können es auch die jüdischen Verbindungen tun, ohne den Vorwurf der Kneiferei auf sich laden zu müssen. Sa lange wie sich dieser Umschwung der Ansichten über das Duell noch nicht vollzogen hat, heißt es für den jüdischen Studenten:

„Nunquam retrorsum allezeit!"
Laßt kühn die Schläger blitzen!
Der Wahrheit und dem Vaterland
Soll unser Eisen nützen!"

Duisburg, den 16. April.

Richard Rosenthal, stud. jur.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 17. Berlin, 26. April 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W, Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Der Kronprinzen-Artikel der „Staatsbürgerztg"

ist von den maßgebenden Organen fast aller Parteirichtungen als sachlich ungerechtfertigt und als eine grobe Taktlosigkeit zurückgewiesen worden.

So schreibt die „Frankf. Ztg.":

„Man weiß nicht recht, ab es sich hier um eine Phantasie des früheren Pücklerblattes handelt, aber ab wirklich höfische Kreise die Geschmacklosigkeit besessen haben, diese Leistung zu lancieren, die durch ihren antisemitischen Aufputz nach ein besonderes Gepräge erhält. Sachlich ist daher nur zu bemerken, daß bisher der Herrscher stets in der Lage war, die Apanagen der Prinzen aus Eigenem zu bestreiten, und daß Kaiser Wilhelm I. trotzdem ansehnliche Ersparnisse hinterließ. . . Wir sind nach alledem der Meinung, daß es sich bei der „Anregung" des Antisemiten-Organs nur um eine Vordringlichkeit und Zudringlichkeit handelt, die zweifellos nicht im Interesse des Kaiserhauses liegt, und daß deren finanzielle Hinweise vielleicht bald eine offizielle Zurückweisung erfahren dürften."

Die „Volksztg." bemerkt:

„Niemals braucht der Kranprinz — wovar die Antisemiten sa mannhaft zittern — bösen Manichäern in das Garn zu gehen; niemals braucht er dem „jüdischen Börsenkapital" tributpflichtig zu werden. Denn niemals wird es sein kaiserlicher Vater als Haupt der Familie an der nötigen Apanage fehlen lassen. Es ist eine durch nichts zu rechtfertigende unerhörte Unterstellung gegen den Deutschen Kaiser, wenn man im Publikum auch nur indirekt die Befürchtung wachzurufen sucht, als müsse eines schönen Tages der Deutsche Kranprinz, durch die Nat gedröngt, Querschreibereien vornehmen. Es ist auch eine unerhörte Unterstellung gegen den Kranprinzen, im Publikum die Befürchtung zu erregen, als könnte er sich als unfähig erweisen, mit der ihm zugewiesenen reichlichen Apanage hauszuhalten, da doch jeder ordentliche Hausvater mit dem auskommen muß, was er hat."

Der „Hannov. Courier" äußert sich wie folgt:

„. . . Gutem Vernehmen nach liegt dieser Anregung nur ein wenig taktvoller Mißgriff ihrer Urhederin zugrunde. Das Blatt hat die Vermögensverhältnisse des Kronprinzen in ganz unrichtiger Weise geschildert. Die Einkünfte von Oels sind sehr beträchtlich, sie sind während der Kindheit des Kronprinzen nur zum allerkleinsten Teile in Anspruch genommen und im übrigen kapitalisiert worden. Der Gedanke der „Staatsbürgerztg.", daß von Reichs wegen für eine Apanage des Kronprinzen Sorge getragen werden solle, ist vollends abgeschmackt."

Abfällig urteilen ferner u. a. die „Königsberger Hartungsche Ztg.", die „Münchener „Allg. Ztg.", die „Germania", die „Köln. Volksztg."

Der „Hamburg. Corresp." schließt seine Betrachtungen mit den Worten: „Wenn irgend etwas geeignet ist, den Gedanken zu diskreditieren, dann ist es allerdings die widerwärtig taktlose Art, wie ihn die antisemitische Presse sich aneignet."

Das antisemitische Münchener „Deutsche Volksblatt" meint, der Grundgedanke, welcher die „Staatsbürgerztg." bei ihrem Vorschlage geleitet habe, sei ja an sich gut. An eine Durchführung desselben sei aber gar nicht zu denken. Im Norden sei man nach oben hin überaus bewilligungsfreudig; im Süden denke man darüber im Allgemeinen ganz anders. Dort werde man auch weit eher als mit der Bewilligung einer Apanage damit einverstanden sein, den hohen und höchsten Herren den Rat zu erteilen, sich nach der Decke zu strecken.

Das antisemitische Hamburger „Deutsche Blatt", ein Organ Liedermannscher Richtung, ist der Ansicht, daß der Vorschlag ernste Erwägung verdiene, und nur das Organ des Herrn Oswald Zimmermann, die Dresdner „Deutsche Wacht" zieht mit der „Staatsbürgerztg." ganz und gar an einem Strange, ihre Zensur lautet: „sehr richtig!"

Wenn doch die Presse der „Reformer" die Konsequenzen ziehen und dafür sorgen wollte, daß die Vertreter ihrer Partei im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause die „großzügige Aktion" in die Wege leiteten. Das wird man aber natürlich bleiben lassen. Die Herren wissen, daß eine gehörige Blamage ihnen im Parlament sicher wäre.

Die „Staatsbürgerztg." grämt sich keineswegs über die ihr in der öffentlichen Meinung zuteil gewordene Abfertigung. Sie quittiert vielmehr mit Behagen darüber. Dieses führende Organ des Geschäftsantisemitismus ist froh, mit den Mitteln der Reklame und des Anreißertums die Aufmerksamkeit auf ihre „kronprinzenfreundliche" Haltung gelenkt zu haben. Das war ja der Zweck der ganzen Uebung.

Die Schuldigen.

Die Juden haben den ostasiatischen Krieg angezettelt, die Juden haben die revolutionäre Bewegung in Rußland hervorgerufen. So rauschte es durch den ganzen antisemitischen Blätterwald und selbst in nicht gewerbsmäßig, sondern nur aus Liebhaberei und aus anderen Gründen antisemitischen Blättern wurde scham- oder gedankenlos das unsinnige Märchen weiter erzählt, obgleich nur ganz geringes Nachdenken selbst Mindestbegabte zur Erkenntnis des Unsinns hätte führen müssen. Aber freilich die Juden sind ja auch schuld an den Mordszenen in Kischinew und Mohilew, denen sie selbst zum Opfer gefallen sind, und Plehwe und andere

russische Häuptlinge hatten es gesagt, und die mußten es wissen. Allerdings konnten sie es wissen, aber sie hatten das lebhafteste Interesse nicht zu verraten, wer die Schuldigen seien, denn — sie waren es selber.

Die Bauern in Cherson sind nunmehr aufgetreten und nennen die Schuldigen. Die ganze vernünftige Welt kannte sie schon, aber den Antisemiten wird es etwas neues sein, und die Kläger, Bauern, die ja angeblich von den Juden ausgesogen und ausgebeutet werden, werden doch wohl auch von den Antisemiten als klassische Zeugen anerkannt werden müssen, selbst wenn sie nicht die Juden anklagen, nicht wider die Juden, sondern gegen ganz andere zeugen.

In einer beim Minister des Innern eingetroffenen Bittschrift der Bauern aus Cherson heißt es:

Uns, das gewöhnliche Volk, hat man schon lange von allem staatlichen Leben abgedrängt. Alles haben die Beamten und Besitzer an sich gerissen. Sie haben uns in Furcht erhalten und in Finsternis, sie haben uns betragen und richteten uns nicht nach dem Gesetz; sie haben auf unsere Schultern die ganze Schwere der Staatssteuern abgewälzt, sie haben den unnötigen und blutigen, für Rußland unglücklichen und erniedrigenden Krieg heraufbeschworen und das Ansehen Rußlands im Auslande vermindert. Sie bildeten eine Scheidewand zwischen uns und dem Zaren. Unsere Klagen und Seufzer gelangen nicht an sein Ohr. Sie betrügen ihn, indem sie behaupten, das Volk sei zufrieden und glücklich.

Wenn wir zum letzten Mittel greifen und uns gegen die Beamten und Gutsbesitzer auflehnen, dann verleumden sie das Volk und schicken Militär, und die Soldaten — unsere Söhne und Brüder — schlagen uns tot.

Ja, so werden die Antisemiten sagen, das sind rebellische Bauern, die so sprechen. Ach nein! Oder sind es Rebellen, die bitten, von ihren Nöten reden und schreiben zu dürfen?, die um Schulzwang bitten und daß Tee, Zucker, Streichhölzer, landwirtschaftliche Maschinen nicht, wohl aber die Einnahmen pro rata besteuert werden?

Es ist allerdings verdächtig, daß die Bauern von Cherson verlangen, auch Juden sollten nicht benachteiligt und gekränkt werden. Aber sie verlangen dasselbe für die Russen, Polen, Armenier und Tataren, und zwar damit die russische Heimat groß und mächtig vor aller Welt dastehe.

So sprechen und bitten nicht Rebellen. So schreiben die, die die wahrhaft Schuldigen kennen und als solche nicht die Juden, sondern die Beamten bezeichnen, deren Oberster Plehwe war. Die Beamten riefen: Haltet die jüdischen Diebe!, damit man nicht sie selbst fasse und der wohlverdienten Strafe überliefere. Man kann die Verleumdung seitens der russischen Beamten sich sehr wohl erklären. Die deutschen Antisemiten hatten es nicht nötig und taten es doch; erklärt kann das nur werden mit niederträchtiger Bosheit, die vor der infamsten Verleumdung nicht zurückschreckt, welche sich kein Gewissen daraus macht, das eigene Volk irre zu führen und dumm zu machen.

Henry Ward Beecher über die Juden.

Wer kennt selbst in Deutschland nicht die Verfasserin von Onkel Thoms Hütte, Frau Beecher-Stowe? Ihr Roman hatte nicht nur den großartigsten buchhändlerischen Erfolg, sondern hat auch, gleichviel welches sein künstlerischer Wert sein mag, wohl die größte und verdienstlichste Wirkung erzielt, die je einem Roman zu erreichen bestimmt gewesen ist. Ihm nicht zum wenigsten ist die Sklavenemanzipation in den Vereinigten Staaten mit zu verdanken Ihr Gatte Henry Ward Beecher war einer der hervorragendsten Kanzelredner in den Vereinigten Staaten. In Deutschland erlangen Kanzelredner selten einen größeren und noch seltener eine über die Grenzen ihrer Gemeinde weit hinausgehende Popularität. Henry Ward Beecher hingegen war bekannt in allen Staaten und allen großen Städten der großen transatlantischen Republik, nicht minder aber auch in England und in der Tat überall, wo englisch gesprochen und gelesen wird und bas die Angelsachsen auszeichnende lebhafte Interesse für kirchliche Angelegenheiten herrscht.

Henry Ward Beecher hat wiederholt Gelegenheit genommen, sich über die Juden zu äußern, am ausführlichsten wohl in einer Predigt, die er am Sonntag, den 24. Juni 1877 gehalten hat. Diese Predigt wird jetzt nach dem seinerzeit erschienenen stenographischen Bericht in der „Christian Union" wieder veröffentlicht anläßlich des unseren Lesern bekannten Melville Dewey-Falles. Beecher hat nämlich jene Predigt über das hebräische Volk gehalten, als A. T. Stewart und Richter Hilton dem bekannten Joseph Seligman und seiner Familie die Aufnahme in das Grand Union Hotel in Saratoga aus keinem anderen Grunde, als weil sie Juden waren, verweigerten. Das war damals der Anfang des gesellschaftlichen Ostracismus, der noch jetzt in gewissen amerikanischen Hotels fortgesetzt wird und den zu patronisieren auch Herr Melville Dewey sich nicht für zu gut hielt.

Beecher begann seine Predigt, nachdem er den Text erklärt hatte, mit der Mitteilung, daß er das Vergnügen habe, Herrn Seligman und seine Familie persönlich zu kennen, da er mit ihnen mehrere Jahre in derselben Sommerfrische zugebracht habe. Es habe ihn, seine Frau, seine Söhne und Töchter schätzen und achten gelernt. Sie haben sich in den Wochen und Monaten betragen nicht nur, wie es christlichen Damen und Herren ziemt, sondern so, daß sie viele christlichen Damen und Herren beschämen konnten. Nachdem er so die Veranlassung zu seiner Predigt mitgeteilt und noch ausführlicher begründet hatte, ging er zu dem eigentlichen Thema über. Wir geben die Predigt fast wörtlich wieder und lassen nur einge speziell auf Amerika gemünzte Stellen, rhetorische Pleonasmen usw. weg, die für uns ohne sonderliches Interesse sind.

Es gibt etwa, führte der Redner aus, sieben Millionen Juden unter den Völkern der Erde. Sie wohnen fast in jedem Lande unter der Sonne. Sie werden überall verachtet. Es giebt aber kein anderes Geschlecht oder Volk, das im dem Maße Wohltäter des Menschengeschlechts ist, wie die Juden es sind und waren.

Trotzdem gibt es kein anderes Volk, das so unwürdig behandelt wird, wie sie behandelt werden und behandelt worden sind. Zweitausend Jahre hindurch haben sie Haß, Verachtung und Verfolgung erduldet. Sie sind ein ganz außerordentliches Geschlecht mit ihren Fehlern, ihren Tugenden und ihrer langen Erfahrung. Sie sind verflochten mit der Geschichte aller Nationen, abendländischen und morgenländischen, alten wie modernen, und dennoch haben sie niemals ihre Rassenmerkmale eingebüßt. Sie haben sich gemischt unter die Völker, aber nicht vermischt mit den Völkern, in deren Mitte sie lebten.

Von den Juden hat die Welt einen Schatz von Wohltaten empfangen, wie noch kein anderes Volk sie auf die Menschheit gehäuft hat. Selbst die Dinge, in denen wir uns am vorgeschrittensten glauben und die wir den entstehenden Völkern zu übermitteln uns rühmen, verdanken wir diesem merkwürdigen Volk. Denn wir ernten nur, was sie vor dreitausend Jahren bereits geerntet haben.

„Mit Deinem Samen sollen alle Völker der Erde sich segnen".

Das war Abraham versprochen worden, und das ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Denn jede Nation auf Erden ist heute, wenn sie den Quellen der genossenen Wohltaten nachspürt, gesegnet durch die Nachkommen Abrahams. Diese heroischen Menschen stehen da als nicht anerkannte

Wohltäter des Menschengeschlechts. Wenn es jemals Leute gegeben hat, deren Fehler man verzeihen könnte in Anbetracht ihrer Verdienste um Religion und Zivilisation, dann sind es die Juden.

Glücklicher Weise tut der moralische Sinn der Menschheit den Unbilden Einhalt und korrigiert die Vorurteile, unter welchen dieses ungerecht behandelte Volk viertausend Jahre zu leiden gehabt hat. Ab und zu bricht wieder einmal das alte Feuer hervor, aber es ist nur schwach und vorübergehend.

Beecher gibt nunmehr einen Ueberblick über das, was die Juden alles zu dem Zivilisationswerk der Welt beigetragen haben. Die Grundzüge republikanischer Verfassungen seien unstreitig den von Moses im Alten Testament gegebenen entlehnt: so ein Appell an das Volk über alle großen politischen Fragen; die Erziehung des Volkes dazu, daß es eine Meinung über seine eigenen Angelegenheiten habe; der Versuch, die Regierung durch Propheten, Priester oder Könige zum Wohle des Volkes selbst zu führen. Diese fundamentalen Elemente finden sich bereits und finden sich, wie es scheint, zuerst bei dem jüdischen Staate. Je mehr man den Geist der Gesetzgebung in den früheren Perioden nationaler Selbstständigkeit der Juden studiere, destomehr werde man erkennen, daß wir die Quintessenz unseres Staatslebens dem jüdischen Volke verdanken.

Nahe verwandt mit der Regierungsorganisation und ihr noch vorangehend ist die erste Bedingung erfolgreicher Regierung: die Familie. Die Familie entstand aus älteren barbarischen Formen bei den Juden eher, als bei jedem anderen Volke. Denn die von Moses gestattete Polygamie war nur unter Bedingungen gestattet, die ihr baldiges Aufhören zur Folge haben mußte und auch zur Folge hatte. So darf denn gesagt werden, daß die große Masse des jüdischen Volkes im Geiste der Monogamie erzogen worden ist. Die Familie mit ihrer Kindererziehung war eine hohe Schule für Tugend und Rechtschaffenheit. Wenn etwas charakteristisch ist für die Juden von den ältesten Zeiten an, so ist es ihre sorgsame Erziehung der Kinder, die sie belehrten und führten beim Legen und beim Aufstehen, beim Gehen und beim Kommen. Das große Ziel war, den Kindern die Kenntnis der Volkseinrichtungen, die Kenntnis der eigenen Geschichte und der Gebote Gottes beizubringen. Bei keinem Volke wurden die Kinder mit größerer Sorgfalt erzogen. Diese Gepflogenheit wurde durch das ganze dunkle Mittelalter fortgesetzt und ist bezeichnend für jüdische Familien bis zu dieser Stunde. Was Einsicht, Familienleben, Reinheit, Veredlung des Fühlens und die außerordentliche Sorgfalt in der Kindererziehung anbetrifft, so kann man in den besten christlichen Familien keine finden, die die besten jüdischen Familien noch heutzutage übertreffen. Wir erziehen unsere Kinder nach dem uns von der jüdischen Familie gegebenen Muster, wie es seit den Zeiten Moses existiert.

Ich kann nicht umhin darauf hinzuweisen, wie in Palästina und zu jenen Zeiten schon der Wert des Fleißes, der persönlichen Unabhängigkeit, der Arbeit erkannt und einleuchtend gemacht wurde. Zu der Zeit, da Plato erklärte, daß in seiner Idealrepublik keine Handwerker existieren dürften und da ein Arbeiter von jeder Hoffnung auf Ehre und gesellschaftliche Stellung ausgeschlossen war, als Monarchien und Aristokratien auf die Arbeit herabsahen und Arbeit durch Sklaven entwürdigt wurde, galt bei den Juden Arbeit als ehrenhaft. Bis zu dem heutigen Tage steht bei den Juden ihr vieltausendjähriger Spruch in Ehren: Wer sein Kind, ohne ein Gewerbe zu erlernen, aufwachsen läßt, der erzieht ihn zum Dieb. Nach diesem Grundsatze wurden die Kinder der reichsten Juden in den höchsten Stellungen unterrichtet, sich selbst durch ihrer Hände Arbeit und durch ihren Fleiß zu ernähren. Die Arbeit ehrenhaft gemacht zu haben, ist eine der Wohltaten, die Gott dem Menschengeschlecht durch dieses merkwürdige Volk geschenkt hat.

Nachdem Beecher so eines den Juden besonders unbegreiflichen Vor- oder richtiger Fehlurteils, nämlich daß die Juden die Arbeit verschmähen, widerlegt, zieht er gegen ein anderes den Juden kaum minder verständliches und nicht nur von Antisemiten, sondern auch von vielen Geschichtsschreibern verbreitetes zu Felde, wonach die Stellung der Frau bei den Juden eine sehr niedrige gewesen sein soll.

Während — so führt er aus — rings herum in dem barbarischen Osten die Frau der unwürdige Gegenstand männlicher Sinnenlust oder die bequeme Sklavin im Haushalte war, wurden bei den Juden schon Institutionen geleitet von Priesterinnen, von Frauen, die durch Tugend und Weisheit hervorragten — in Griechenland durfte die Gattin nicht einmal zur Tür gehen, um den vom Schlachtfeld heimkehrenden Gatten oder Sohn zu begrüßen. Wollte sie tugendhaft bleiben, dann durfte sie sich weder mit Musik noch mit Poesie noch Philosophie beschäftigen. In den schönen Künsten unterrichtet waren nur die Courtisanen. Wollte eine Frau als Mutter und wegen ihrer häuslichen Tugenden geehrt sein, dann mußte sie unwissend bleiben, durfte sie sich nicht in einer öffentlichen Versammlung zeigen und nicht unverschleiert auf der Straße sich sehen lassen. Während das Gesetz war in dem intelligenten und künstlerischen Griechenland, durfte in Palästina Gattin wie Tochter ohne Scham und Schleier jedem Mann ins Gesicht sehen und weder Gesetz noch Sitte hinderten sie ein Amt zu übernehmen. Dieser unschätzbare Beitrag zur Humanität stammt von den ältesten Zeiten dieses großen Volkes her.

Die Juden auch waren es, die der Welt eine Religion gaben, deren Genius die Entwickelung der Männlichkeit förderte. Mit andern Worten, sie gaben der Welt eine sittliche Religion zum Unterschied von einer blos verehrenden und abergläubischen Religion. Ungeachtet aller Andacht und Verehrung, die auch bei den Juden im höchsten Maß anzutreffen waren, war doch das unterscheidende Merkmal der Religion Israels, daß sie die weltliche Führung der Menschen beeinflussen wollte. Sie erschöpfte sich nicht in Hymnen und Gebeten. Sie beeinflußte den Charakter der Menschen und suchte vor allem und mehr als alle Religionen zu jenen Zeiten Männlichkeit zu entwickeln. Denn der eigentliche Sinn des alttestamentlichen Wortes „Rechtschaffenheit" war das, was wir jetzt unter Männlichkeit verstehen. Suchen, ein rechtschaffener Mann zu werden, das war die unterscheidende Eigentümlichkeit der jüdischen Religion. Sie bildete ein Geschlecht von Männern heran, die Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Sittlichkeit, Sanftmut und Bescheidenheit pflegten. Sie erzog Männer, die nicht ihres Gleichen hatten. Die Griechen haben wohl bessere Tempel gebaut; aber obgleich die Juden niemals Marmor gemeißelt haben, so haben sie besseres getan, sie haben Männer gemeißelt. Während — so fährt Beecher fort, nachdem er eingehend auf die wunderbaren Leistungen der Griechen hingewiesen — die Griechen Ebenbilder der Menschheit anfertigten, schufen die Juden die Menschheit, machten sie Männer. Dahin zielte in Wahrheit die Religion der Juden. . .

Das sittliche Gefühl der Menschheit, die lebhafte Konzeption von Recht und Unrecht hat ihren Ursprung bei den Juden. Hunger und Durst nach Rechten war bezeichnend für die Juden schon in ältester Zeit; und wir haben den Anstoß nach dieser Richtung erhalten aus den Schriften und durch das Vorbild der Juden. Schönheit, Ebenmaß, Harmonie waren die Sehnsucht der Griechen, die aber niemals nach dem Guten sich sehnten. Den Juden mangelte der Sinn für Schönheit, die sich in der Materie

zeigte, aber sie waren entflammt für seelische Schönheit, und sie suchten in dem Menschen eine innere geistige Schönheit zu schaffen, wie die Griechen eine körperliche.

„Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir."

In der Literatur des ganzen Erdballs findet man nicht eine zweite solche inbrünstige Auslassung, und das ist nur eine von zehntausend Aeußerungen der Sehnsucht des jüdischen Geistes nach dem Göttlichen.

Die moralische Literatur, die uns von diesem Volke überkommen ist, ist gleichfalls ein Schatz für die Welt gewesen. Das Menschengeschlecht hat sich an Homer gelabt, an Plato, Aristoteles, Seneca, Cicero, und ein oder zwei Autoren des fernen Ostens. Aber nirgends hat es solche Nahrung für den inneren Menschen gegeben, wie in der Weisheit Salomos, in den Psalmen Davids und seiner Schule und in den Mahnungen jener großen Staatsmänner auf einsamer Höhe, der hebräischen Propheten, die Meister der Staatsweisheit waren in dem Zeitalter, in welchem sie lebten.

Uns aber und der ganzen Christenheit sollten die Juden heilig sein für die unschätzbare Gabe: unsern Herrn und Heiland Jesus Christus. „Von denen er dem Fleische nach entstammt ist", ist ein Satz, der uns, wenn schon aus keinem andern Grunde die Israeliten heilig machen sollte. Der ideale Mensch für alle Zeiten war Jesus Christus. Das Ebenbild von so vielem Göttlichen als in einem menschlichen Körper weilen kann, war Jesus Christus. Der grandioseste Interpret der alttestamentlichen Schriften war Jesus Christus. Die Bergpredigt ist nur eine Zusammenfassung der großen Wahrheiten, die das Volk Gottes Jahrtausende vorher durch Erfahrung und Beobachtung gefunden hatte, Jesus Christus sammelte sie und brachte sie wie Korn in einer Scheuer in der Bergpredigt. Gewiß er veredelte sie mehr, indem er sie in ein geistigeres Licht stellte. Aber sie entstammten dem Alten Testament und die Bergpredigt, die sie zusammenfaßt, kommt uns nicht blos von Jesus Christus, sondern auch von seinen Vorfahren.

Wenden wir uns aber von den moralischen Leistungen zu den weltlichen, dann kann wohl behauptet werden, daß niemals ein Volk der Welt eine solche Lehre in Ausdauer und unzerstörbarer Mannhaftigkeit unter jedem nur denkbaren Druck und Unrecht gegeben hat wie es die Juden getan haben. Keine Schmach, die auf Menschen gehäuft werden kann, ist den Juden erspart geblieben. Seit den Zeiten der römischen Kaiser sind sie Gegenstand grausamer Behandlung in jedem Teile der zivilisierten Welt gewesen. Ueberall hat man ihnen das Bürgerrecht verweigert. Ueberall hat man ihnen nicht nur die Gleichberechtigung, sondern auch die gewöhnlichsten Menschenrechte versagt. Sie sind gezwungen worden sich so zu kleiden, daß den Kleidern schon ein Abzeichen der Schmach anhaften mußte. Sie wurden in Ghettos eingepfercht. Sie sind beraubt, betrogen, verfolgt worden mit den grausamsten Instrumenten des Unrechts von denen, die ihnen die vermuteten Reichtümer entreißen wollten. Sie sind aus den Ländern ausgewiesen worden, in welchen sie Aufenthalt genommen hatten. So sind beispielsweise aus Spanien plötzlich siebzigtausend Familien ins Exil getrieben worden, von denen nicht mehr als der fünfte Teil am Leben blieb. Die grausame Austreibung wurde in verschiedenen Ländern immer von neuem unter dem Druck abergläubischer Völker wiederholt. Brach eine Seuche in Ungarn aus — dann hatten die Juden das Volk vergiftet, und der Pöbel nahm Rache, indem er die jüdischen Häuser demolierte. War die Pest in Deutschland — dann stand das ganze Land gegen die verfolgten Juden auf, um sich für seine Leiden zu rächen.

Aber dieses merkwürdige Volk, wiewohl beraubt, geplündert, mit der größten Ungerechtigkeit und Grausamkeit behandelt und immer wieder aus ihrer Heimat vertrieben, konnte dennoch nicht ausgerottet werden. Unsterblich erwachte in ihrer Seele immer neu die Hoffnung. Mit Hartnäckigkeit und Zähigkeit, mit einem unausrottbaren Mute, mit Anhänglichkeit an ihren Glauben und mit Vertrauen zu ihrer eigenen Volkskraft sind die Juden durch wer weiß wie viele Generationen, ewig verfolgt, gewandert. Die Sage vom ewigen Juden ist wahr, nicht für eine Person, sondern für ein ganzes Volk. Das jüdische Volk war der ewige Jude; und alles was Dichter geträumt oder ersonnen haben über die Qualen des ewigen Juden, ist an diesem großen und wunderbaren Volke mehr als einmal in Erfüllung gegangen. Aber niemals haben sie entmutigt die Hände in den Schooß gelegt, sondern wieder, wieder und immer wieder haben sie ihren vernichteten Wohlstand wiederhergestellt, Schulen und Synagogen errichtet, Vermögen angesammelt und dem Staate gedient und für Männlichkeit gewirkt. Es lag gewissermaßen im Genius des hebräischen Volkes, daß es für das Wohl der Menschheit arbeitete, indem es für sein eigenes Wohl arbeitete. Alle ihre Kämpfe ums Dasein und alle ihre Bestrebungen um Gleichberechtigung haben viel dazu beigetragen, den Geist der Duldung zu fördern, der jetzt bei den zivilisierten Völkern auf Erden gefunden wird. Indem sie für ihr Recht zu leben kämpften, schlugen sie die Schlachten für die Freiheit. Der Kampf, durch welchen die rechtlosen Juden in England endlich das Recht erlangten, einen Namen zu führen, das Bürgerrecht zu genießen, war einer der aufklärendsten und kräftigendsten von allen sittlichen Bewegungen in unseren Tagen. Und was in England stattgefunden hat, fand statt auch in Deutschland, Holland, Spanien, Portugal, Frankreich, in der Schweiz, in Ungarn und in Oesterreich. Ueberall verfolgt, überall in der Wurzel zertreten und zerstoßen, überall ihrer Zweige, Blätter, Früchte beraubt, gewannen sie immer neues Leben wieder, wie der Maulbeerbaum, von dem der Seidenwurm sich nährt und den er zerpflückt, immer neue Früchte hervorbringt, wenn er auch seines Ertrages beraubt wird. Dieses außerordentliche Volk hat der Menschheit ein Beispiel von unbezwingbarem Mut gegeben, wie man alle nur denkbaren menschlichen Unbilden erträgt und dabei doch lebt und gedeiht. Wenn es jemals ein heldenhaftes Volk gegeben hat, dann war es das jüdische.

(Schluß folgt.)

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Posadowsky und die deutschnationalen Handlungsgehilfen. Der Staatssekretär Graf Posadowsky hat in der Sitzung des Reichstages vom 20. Januar 1904 bei der Befürwortung der Kaufmannsgerichte u. a. wörtlich gesagt:

„Ich halte es für einen falschen Konservatismus, gegenüber einer so großen Bewegung, der sich auch die Handlungsgehilfen angeschlossen haben, die auf einem durchaus deutschnationalen Boden stehen — ich nehme keinen Anstand, mir diesen Ausdruck zu eigen zu machen — sich auf den Grundsatz zurückzuziehen: „Das Bestehende ist das Beste".

Diese Aeußerung wird von dem antisemitischen deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband für seine Sonderzwecke ausgenutzt, insofern als sie eine amtliche Anerkennung der Verdienste dieses Verbandes um die Kaufmannsgerichte enthalten soll.

Die Auslegung, die diese Bemerkung von dem deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband gefunden hat, ist durchaus falsch. Graf Posadowsky selbst hat den obigen Worten eine authentische Interpretation angedeihen lassen, die geeignet ist, die Hineinzerrung des Staatssekretärs in die Wahlbewegung den Antisemiten ein für alle Mal zu verleiden. Der „Süddeutsche Merkur" erinnert nämlich in einer Polemik gegen die antisemitischen

Handlungsgehilfen in seiner Nummer vom 15. Februar 1905 daran, daß Geheimer Legationsrat **Lohmann** in der Vorstandssitzung des deutschen Verbandes kaufmännischer Vereine, die am 15. und 16. August 1904 in Eisenach stattfand, im Auftrage des Staatssekretärs Grafen Posadowsky folgende Erklärung abgegeben hat, mit Ermächtigung, von ihr Gebrauch zu machen:

„Wenn Herr Graf von Posadowsky im Reichstage gesagt habe, die Handlungsgehilfen stünden auf deutschnationalem Boden, so habe er damit nicht etwa sagen wollen, sie stünden auf dem Boden des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes. Daß es einen Verein dieses Namens gebe, sei ihm nicht bewußt gewesen, er kenne die Namen der verschiedenen Verbände so genau nicht. Der Sinn seiner Worte habe nur der sein sollen, die Gehilfen seien nicht radikal, sondern national gesinnt."

Hiermit hat sich Graf Posadowsky klipp und klar von dem Verdachte losgesagt, dem deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband irgendwie einen Vorrang vor den übrigen kaufmännischen Verbänden zuzuerkennen.

× **Studentisches.** Man schreibt uns: Regelmäßig zu Beginn eines Semesters, wenn die Hochschulkorporationen eine intensive „Keiltätigkeit" entwickeln, werden Klagen darüber laut, daß hier und da ein Korps, eine Burschenschaft oder eine andere sich „feudal" geberdende Verbindung sich geweigert hat, Juden in ihren Verband aufzunehmen, obgleich diese Korporationen in vereinzelten Fällen sogar noch Juden zu ihren „Alten Herren" zählen. Aber warum legen auch manche jüdische Studierende gerade Wert darauf, in diese reaktionären Verbindungen einzutreten? Die Korps und Burschenschaften, die sich in ihrer alten Form in die Neuzeit hinübergerettet haben, sind heutzutage nur noch traurige Rudimente, denen die moderne Zeit gar bald völlig den Garaus machen wird. Sie haben ihre Daseinsberechtigung längst verloren. Saufen und Mensurenschlagen, diese beiden Hauptprinzipien dieser Kouleurkorporationen, können denkende Menschen auf die Dauer nicht zusammenhalten. Auch der politisch rückständigste Mensch muß sich schließlich in gewissem Sinne neuzeitlichen Ideen anzupassen wissen. Sonst schreitet die Zeit über ihn hinweg. Aber die Korps und Burschenschaften, dieser „Glanz des Studententums", wie sie sich selbstüberhebend nennen, haben noch keine Anstalten getroffen, sich modern umzugestalten. Sie sträuben sich dagegen, anzuerkennen, daß sie schon zu einer Karrikatur geworden sind und ihre Scheinexistenz bereits lächerlich zu wirken beginnt. Sie meinen den modernen Anschauungen damit trotzen zu können, daß sie immer schärfer ihre „Exklusivität" betonen und sich immer mehr darauf beschränken, nur Söhne aus bestimmten Familien in ihren Verband aufzunehmen. Rühmte sich doch jüngst ein Korps — in Heidelberg war's —, daß von seinen sieben Mitgliedern, fünf Söhne „Alter Herren" waren. Die Burschenschafter im A. D. C. erstreben kein anderes Ideal. Nur ziehen sie ihren Nachwuchs aus etwas niedrigerer Gesellschaftssphäre. Für einen Studenten, der nicht mindestens einen Busenfreund in einer dieser Korporationen hat, ist es also geradezu unmöglich, in diese exklusiven Zirkel hineinzukommen. Darum sollte er auch lieber gar nicht erst den Versuch dazu machen und diesen Herren den Spaß nicht gönnen, ihn abzulehnen.

Er hat ja noch so viel Gelegenheit „aktiv" zu werden. Die A. D. C.-Burschenschaften z. B. stehen auf ganz modernem Standpunkte. Sie tragen zwar Farben, schlagen aber keine Bestimmungsmensuren. Natürlich nehmen sie auch Juden als aktive Mitglieder auf. In Berlin-Charlottenburg bestehen zur Zeit fünf solche A. D. C.-Burschenschaften. Auch noch andere farbentragende Korporationen nehmen jüdische Kommilitonen in ihre Reihen auf. Diese Verbindungen haben allerdings alle noch nicht eine lange Entwicklungszeit hinter sich, aber sie haben eine Zukunft vor sich und sind im Aufblühen begriffen. Ferner bestehen noch zahlreiche wissenschaftliche Vereine, die keine reliösen Vorurteile kennen und die mit wachsender Mitgliederzahl an Bedeutung gewinnen. Den jüdischen Studenten, der sich korporativ betätigen, aber nicht in einen spezifisch jüdischen Verein eintreten will, nehmen zahlreiche Verbindungen, in denen er mit christlichen Kommilitonen gemeinsam wirken kann, gern in ihren Verband auf.

Vermischtes.

Eine reizende antisemitische Geschichte, so schreibt man der „Bresl. Ztg.", kam am Mittwoch den 19. d. M. vor dem Kriegsgericht der 4 sächsischen Division in **Chemnitz** ans Tageslicht. Der Fabrikant **Illing** und der Bankier **Metzner**, beides Landwehroffiziere, hatten sich wegen Herausforderung des **konservativen Landtagsabgeordneten Ulrich** in Chemnitz zum Zweikampf mit tödtlichen Waffen zu verantworten. Den Grund zu dieser Kontrahage gab folgender Vorfall:

Bei der diesjährigen Wahl von Beisitzern zum **Kaufmannsgerichte** in Chemnitz standen sich bei den Kaufleuten zwei Listen gegenüber. Die eine Liste enthielt nun — schrecklich, aber wahr — die Namen von **zwei jüdischen Firmeninhabern.** Das durfte in dem antisemitischen Sachsen unter keinen Umständen geduldet werden, und so erließen am Wahltage zwei Unterzeichner der anderen Liste, die Kaufleute Ulrich und Schubert, einen „Aufruf" an die Wähler, in dem sie die Wähler der Gegenliste in beweglichen Worten baten, wenigstens die Namen der zwei Juden zu streichen und durch andere zu ersetzen, damit so verhindert werde, „daß das israelitische Element unter den Beisitzern eine unangemessene Rolle spiele." Die Herren Illing und Metzner, die Mitunterzeichner der von Ulrich und Schubert empfohlenen Liste waren, fühlten sich durch diesen „Aufruf" unangenehm berührt, und, um den Verdacht nicht aufkommen zu lassen, als ob sie mit dessen Inhalt einverstanden wären, wandten sie sich in einem Rundschreiben an die übrigen Mitunterzeichner der Liste, von denen hierauf 24 ebenfalls den „Aufruf" mißbilligten. Ein Exemplar des Rundschreibens war nun auch Ulrich in die Hände geraten. Ulrich, der Stadtverordneter in Chemnitz und Mitglied der konservativen Partei im sächsischen Landtage ist, schrieb nun an den Bankier Metzner einen Brief, in dem er schließlich sagte: „er wolle es dahingestellt sein lassen, ob es sich mit der Ehre eines **deutschen Offiziers vereinbare**, wenn dieser den **Juden Unterstützung** angedeihen lasse." Illing und Metzner, die Unterzeichner des Rundschreibens, die beide Landwehroffiziere sind, fühlten sich durch diesen Passus beleidigt und forderten Ulrich auf, die Beleidigung zurückzunehmen und sich zu entschuldigen. Da dies nicht geschah, schickten ihm beide Offiziere eine Pistolenforderung, die aber merkwürdigerweise von dem tapferen, um die Ehre des deutschen Offiziersstandes so besorgten Landtagsabgeordneten rundweg **abgelehnt** wurde.

So kamen die beiden Herausforderer vor das Kriegsgericht und die schöne Geschichte an die Oeffentlichkeit. Beinahe wäre letzteres nicht der Fall gewesen, denn der Anklagevertreter hatte „Ausschluß der Oeffentlichkeit" (!) beantragt, und nachdem dieser Antrag denn doch abgelehnt worden war, verschwieg wenigstens die gesamte sächsische „Ordnungs"-presse schamhafterweise ihren Lesern den wahren Tatbestand.

Die Juden im Heere. Die Dienstverhältnisse im Heere werden durch Regulative geordnet, deren schematische Fassung nicht selten geeignet erscheint, einen Anreiz zu konfessioneller Zurücksetzung zu geben. Es existieren u. a. auch „Bestimmungen über die Dienstverhältnisse der Einjährig-

Freiwilligen, Offiziers-Aspiranten des Beurlaubtenstandes und der Reserve- und Landwehr-Offiziere." Der Monatsschrift „Im Deutschen Reich" liegt ein bei Oscar Bärthold in Dt.-Eylau gedrucktes Exemplar solcher „Bestimmungen" vor, die zwar nur zunächst für das Infanterie-Regiment Nr. 152 bestimmt sind, aber wohl auch mit demselben Text für andere Heeresteile Gültigkeit haben werden. Auf S. 13 dieser Bestimmungen befindet sich folgendes als Muster C. bezeichnetes Schema für ein

Namentliches Verzeichnis

der am 1. Oktober 19 . . eingestellten Einjährig-Freiwilligen, zugleich Vorschlag für Klasseneinteilung und Ernennung der für Klasse I bestimmten Einjährig-Freiwilligen zum überzähligen Gefreiten

Laufende Nummer	Namen	Klassenbestimmung auf 55, 56, 62	Bemerkung des Kompagnie-Chefs	Bemerkung des Bataillons-Kommandeurs
1	Einjährig-Freiwilliger Bürkner	II		B. hat sich in letzter Zeit gekräftigt und im besondern Unterricht Gutes geleistet
2	Einjährig-Freiwilliger Ecke	I		Einverstanden
3	Einjährig-Freiwilliger Pusch	III	2 Arreststrafen wegen Ungehorsam und Dienstversäumnis	Desgl.
4	Einjährig-Freiwilliger Hochmann	III	Befindet sich bereits seit dem 2. Januar in der Klasse III	Desgl.
5	Einjährig-Freiwilliger Lewy	II		L. mangelhaft beanlagt, schlechte Haltung vor der Front v. L., Major.

Dt.-Eylau, den ...ten .... 19 . .

v. E.
Hauptmann u. Kompagnie-Chef.

Diese „Bestimmungen" sind im höchsten Grade interessant; nach diesem Schema wird Lewy nicht Offizier (II), entweder weil er nach Ansicht des Majors v. L. „mangelhaft beanlagt" ist und schlechte Haltung vor der Front zeigt, oder er ist nur deshalb mangelhaft beanlagt, weil er „Lewy" heißt. Daß für die Rubrik der so Veranlagten gerade dieser Name gewählt wurde, ist doch gewiß kein Zufall, oder etwa das Ergebnis langjähriger Erfahrung. Weit eher scheint dieser Name absichtlich gewählt worden zu sein, um den Herren Kompagnie-Chefs einen Fingerzeig zu geben, wie man Einjährig-Freiwillige von der Offizier-Charge fernhält, ohne den Vorwurf konfessioneller Engherzigkeit auf sich zu laden.

„Mißbrauch der Statistik oder falsche Moralstatistik." In einem diese Ueberschrift tragendenden Artikel wendete sich die katholische „Germania" kürzlich scharf gegen die Art, mit der man häufig mit allerhand Zahlenmaterial den sittlichen Wert oder die Wertlosigkeit der einen oder andern Konfession zu beweisen sucht. Wenn man so Moralstatistik treibe, komme man zu dem Schluß: also ist der Protestantismus gebrandmarkt durch den Selbstmord seiner Bekenner, der Katholizismus durch die Körperverletzungen und der Mosaismus durch die Betrugsvergehen ihrer Bekenner. Dazu bemerkt die „Germania" wörtlich: „Und doch ist dieser Schluß so falsch, wie nur etwas falsch sein kann. Denn er berücksichtigt nicht die soziale Stellung, die ökonomische Lage und die Berufe der Delinquenten. So ist das Vergehen des Wuchers, Bankerotts und der Zuwiderhandlung gegen § 147 der Gewerbeordnung eben ein nicht der mosaischen Religion, sondern dem Handel und Gewerbe eigentümliches Vergehen. Wer nun weiß, in welchem Maße die Juden an diesen Berufsarten beteiligt sind, hat sofort den Schlüssel für die größere Belastung der Juden an diesen Delikten. Eine gerechte Statistik müßte also berechnen, wieviel handeltreibende Juden kommen auf handeltreibende Christen und wieviel Juden sind im Verhältnis zu Christen wegen Wuchers usw. bestraft worden. Eine gerechte Statistik muß aber bei den Katholiken auch deren wirtschaftliche Lage berücksichtigen. Nun ist es ja kein Geheimnis, daß die Katholiken im allgemeinen in einer schlechteren wirtschaftlichen Lage sich befinden. Es handelt sich für die Bewertung einer Konfession um den Grad der Religiosität, das Leben nach dem Glauben und den Einfluß der religiösen Vorschriften auf die Handlungen des Einzelnen. Davon aber kann die Moralstatistik nicht das Allergeringste aussagen. Und doch wäre das für ein objektives Ergebnis die Hauptsache. Wir geben der Reichsstatistik (Bd. 69, II, 37) Recht, wenn sie ihre Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen Religion und Verbrechen mit den Worten schließt: „Es kann nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, solche Daten zugunsten oder ungunsten dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses in dem Sinne zu verwerten, daß dadurch eine Wirkung desselben auf die Kriminalität erwiesen sei."

Von der Landarmen-Direktion in Dessau ging dem „Zentralv. d. St. j. Gl." nachstehendes, vom 27. März d. Js. datierte Schreiben zu:

Auf die geehrte Zuschrift vom 23. März 1905, betreffend den Passus „Evangelische Bewerber wollen sich melden" in einem Inserat vom 15. Januar 1905 in der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, in welcher es sich um Besetzung der Stelle eines Assistenz-Arztes in der Landesheil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke zu Bernburg handelt, haben wir Veranlassung genommen, die Direktion dieser Anstalt darauf aufmerksam zu machen, daß bei Ausschreibungen von Assistenzarzt-Stellen ein Hinweis auf das religiöse Bekenntnis nicht mehr stattfinden soll.

gez. Sanftenberg.

„Christliche Taschentücher" sind die neueste Errungenschaft des Konfessionalismus. Im „Laubaner Tagebl." veröffentlicht Herr L. R. Blume folgende Anzeige: „Zum 1. Juli wird von einem älteren christlichen Taschentuch-Geschäft ein umsichtiger, intelligenter junger Mann fürs Lager gesucht, der mit der Branche und Korrespondenz vertraut ist."

Bismarck über Ahlwardt. Aus Generalmajor z. D. v. Gersdorfs Erinnerungen teilt Heinrich v. Poschinger in der „N. Fr. Pr." folgendes mit: „Unter anderem kam der Fürst (Bismarck) auf die Wahl des Antisemiten Ahlwardt in den Reichstag zu reden. Der Fürst bezeichnete ihn als einen „komischen Kerl". Er stemple sich zum politischen Tertianer durch die Verdächtigung, die Alliance Israélite habe die Löwe'sche Fabrik zur Lieferung schlechter Gewehre an Deutschland veranlaßt, als ob eine Deutschland durch die Russen beigebrachte Niederlage im jüdischen Interesse läge".

Aus dem Elsaß. Der langjährige Präsident des Landesausschusses, Wirkl. Geheimrat Dr. v. Schlumberger, hat anläßlich seiner diamantenen Hochzeit u. a. der jüdischen Gemeinde 1000 Mark zur beliebigen Verwendung gespendet.

Wien. Welche Zustände in Galizien herrschen, zeigt ein Bericht aus Stanislau an hiesige Blätter. Der Jesuitenpater Miskiewicz hielt am 25. März in Stanislau eine Predigt, in der er ausführte, daß ein Jude sich am „Purim" als Geistlicher verkleidete und mit einem Kreuz in der Hand herumging. Dieser Predigt folgte ein Epilog im Stanislauer Gemeinderat, wo Pater Eiselt die Frage richtete, ob die von Pater Miskiewicz verbreitete Nachricht auf Wahrheit beruhe? Es wurden nun Nachforschungen auf dem Bürgermeisteramt und auf dem Bezirksgericht gehalten, die ergaben, daß sich der Jesuitenpater auf die sich beständig widersprechenden Aussagen eines Knaben als einzigen Zeugen stützte. Der Bürgermeister erklärte nach Verlesung des Berichts, daß er die Sache an die Bezirkshauptmannschaft zur weiteren Amtshandlung geleitet habe. Auf Antrag eines Gemeinderats wurde beschlossen, die Angelegenheit dem Gericht zwecks Verfolgung der Verbreiter dieser gefährlichen Gerüchte abzutreten.

Die Lage der Juden in Rußland. Von einem gelegentlichen Korrespondenten in Petersburg erhält das „B. T." das folgende Privat-Telegramm:

Die Lage für die Polen, die Deutschen und die Juden bleibt außerordentlich bedrohlich an den verschiedensten Orten, da mit immer größerer Rücksichtslosigkeit versucht wird, die Massen zu Attentaten gegen die genannten Volksschichten aufzuhetzen.

Besonders schamlos sind die Agitationen in Mohilew. Dort wird in allen Kirchen von der Kanzel die Bevölkerung aufgefordert, gegen die Feinde des Vaterlandes sich selbst zu wehren, „sie mit der Faust niederzuschlagen". Es wird auf das kaiserliche Manifest vom 17. Februar verwiesen, das zum Kampf gegen die Aufwiegler mit „Wort und Tat" auffordert, und indem dem Wort „Tat" die gebührende Interpretation gegeben wird, versucht man, die fanatisierte Bevölkerung zu Ausschreitungen hinzureißen.

Nicht weniger charakteristisch ist es, daß in der Abteilung der Reichsbank zu Mohilew Proklamationen verteilt werden, in denen das Volk zur Ausrottung der Verräter aufgestachelt wird. Da der ausgesprochene Antisemitismus des Gouverneurs von Mohilew, Klingenberg bekannt ist, so ist zu befürchten, daß Mohilew der Schauplatz von Ereignissen wie Baku und Kischenew sein wird.

In ähnlich charakteristischer Weise wie in diesem Telegramm wird die Situation der russischen Juden in einem Briefe beleuchtet, dem das „B. T." folgende Stellen entnimmt:

„. . . Mit schwerem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen: überall tobt ein wilder Kampf gegen das verrottete System der Regierung, die Resultate dieses blutigen Kampfes sind aber höchst fraglich. Was speziell die Lage der Juden betrifft, so ist es leider nur zu sehr begründet, pessimistische Prophezeiungen zu machen. Denn es wird wahrlich mit jedem Tage schlimmer. . . .

An die heimliche Hetze seitens verschiedener Machthaber in Rußland — von einem Plehwe bis zum letzten Gorodowoj (Schutzmann) — sind die russischen Juden leider Gottes schon lange gewöhnt. Jetzt scheut sich aber die Regierung nicht, in offiziellen Publikationen gegen die Juden vorzugehen. So hat der „Prawitelstwenny Wjestnik" (Reichsbote) eine Rede von dem berüchtigten Moskauer Anwalt Schmacko abgedruckt, zwar ohne Kommentar, aber mit sorgfältigster Auswahl von pikanten Stellen, wo der „Held" der Prozesse von Kischenew und Homel den Juden den Gebrauch von christlichem Blut vorwirft, sie als Urheber aller Leiden des russischen Volkes bezeichnet, usw. usw.

Die halboffiziöse „Nowoje Wremja" läßt sich selbstverständlich noch bessere Artikel schreiben, betont aber vor allem, daß für den Fall der Einführung einer Volksvertretung man den Juden ein kräftiges „Hands off" zurufen werde. Die würdigen Mitstreiter des Blattes von Herrn Suworin (Senior) — wie die „Moskowskija Wjedomosti" und „Graschdanin" — gehen noch weiter und deuten leise an, daß man doch die Juden rechtzeitig für ihre „frechen Ansprüche" (so steht es wörtlich!) bestrafen sollte.

Die liberalen Blätter nun (wie „Ruß", „Syn Otjetschestwa", das mehr nach rechts stehende „Slowo") schweigen sich über die Judenfrage so gut wie gänzlich aus. „Ruß" zum Beispiel druckt spaltenlange Briefe über die Polenfrage, „Slowo" läßt sich von einem Warschauer Professor Pogodin polenfreundliche Artikel schreiben, aber die Juden . . . „Ja, Sie verstehen doch selber, die schwere Zeit . . ." Gestern besuchte mich ein ehrlicher, braver Journalist, der mit den liberalen Blättern in engster Fühlung sich befindet, und suchte mich über dies merkwürdige Totschweigen von langjährigen unmenschlichen Leiden eines Volkes aufzuklären. „Sehen Sie," sagte er zu mir, „wenn die Blätter sich mit der Judenfrage befassen werden, so werden sie gleich ihr ganzes Ansehen verlieren; man wird sie „Judenblätter" schelten und sie dadurch unmöglich machen. Gedulden Sie sich aber — bald kommt die liberale Partei an das Ruder, und dann werden die Juden leichter aufatmen. . ."

Und einstweilen rüstet sich der Pöbel zu neuen Judenmassacres und die schwache, ratlose Regierung ist weder imstande noch willig, ihre jüdischen Bürger zu schützen. . . .

Wieder und wieder taucht das Gespenst von Kischenew auf und von Emigraten, die in Fluten sich über den ganzen Erdball ergießen. Mögen die nächsten Tage mich Lügen strafen."

Ein neuer Protest der russischen Juden. Dieser Tage fand in Wilna eine Versammlung von Vertretern aus 31 jüdischen Gemeinden zu dem Zwecke statt, eine Vereinigung der noch nicht organisierten Juden herbeizuführen, um so den Befreiungskampf gegen die Ausnahmegesetze mit vereinten Kräften aufnehmen zu können. Das Ergebnis der Versammlung war die Gründung einer besonderen jüdischen Gruppe innerhalb der russischen Demokratie, die ihr Programm wie folgt festlegte:

a. Aufhebung aller gegen die Juden erlassenen Ausnahmegesetze und Gleichstellung der Juden mit den übrigen Teilen des Volkes.

b. Beteiligung der Juden sowohl an den vorbereitenden wie später ordentlichen Beratungen der Reichsvertretung.

c. Autonomie der jüdischen Gemeinden, wie überhaupt Freiheit der nationalen und kulturellen Entwickelung.

d. Aufhebung aller den Juden besonders auferlegten Abgaben unter Rückgabe der etwa vorhandenen Ersparnisse aus diesen Steuern an die jüdischen Gemeinden. (Es handelt sich um Kommunalabgaben.)

Zum Schluß stellt die Versammlung noch einmal die wiederholt geäußerten allgemeinen Forderungen der Demokraten zusammen.

Petersburg. Dem soeben ausgegebenen Jahresbericht der hiesigen **Anwaltskammer** entnehmen wir folgenden interessanten Passus:

„Der Vorsitzende des höchsten Petersburger Gerichtshofs hat den Vorstand der Kammer aufgefordert, ihm die jüdischen Anwaltsgehilfen anzugeben, welche nach seiner Ansicht geeignet sind, in den Stand der Rechtsanwälte erhoben zu werden. Darauf sandte der Vorsteher der Anwaltskammer an den Präsidenten des Gerichtshofes nachfolgendes Schreiben: „Hochgeehrter Herr Innocenz Kladjewitsch! Weder ich noch meine Kollegen sind leider imstande, dem Wunsche Ew. Exzellenz nachzukommen. **Sämtliche jüdischen Rechtsanwaltsgehilfen** sind ihrem Charakter und ihrer Fähigkeit nach vollkommen **würdig, in den Anwaltsstand erhoben zu werden.** Andernfalls wären sie von uns nicht einmal als Gehilfen zugelassen worden. Wollten wir sie jetzt noch einmal auf ihre Fähigkeit hin prüfen, so würden wir die Nichtauserwählten nicht nur schwer kränken, sondern auch erheblich in ihrem Erwerb schädigen, da sie dadurch vor ihren Klienten als minderwertig erscheinen müßten. Daher bin ich gezwungen, Ihren Vorschlag abzulehnen."

Sprechsaal.

Noch einmal über nichtschlagende jüdische Verbindungen.

Die „schlagfertige" Erwiderung des Herrn stud. jur. Rosenthal auf meinen Artikel in Nr. 15 der „Mitteilungen" drückt sich um die Hauptsache elegant herum. Auf meine Behauptung, daß das studentische Duell in keinem einzigen Beleidigungsfalle ein wirklich geeignetes Sühnemittel sei, geht Herr R., der die „Mitteilungen" für Veröffentlichung seiner duellfreundlichen Anschauungen in Pracht nehmen zu wollen scheint, überhaupt nicht ein. Und doch liegt gerade hierin der Kern der Sache. Es bleibt dabei: Die Beleidigungsmensur ist und wird niemals ein geeignetes Mittel zur Tilgung antisemitischer Ehrenkränkungen sein. Wirkliche Genugtuung gewährt eben das Duell dem antisemitisch-beleidigten jüdischen Studenten nicht. Mit Recht sagt E. von Küts in seiner trefflichen Broschüre „Die Duellgegnerschaft", S. 21 und 22:

„Tötet der Beleidigte den Ehrverletzer, so schließt er selbst den Mund, der später die ehrenrührigen Aussagen hätte zurücknehmen können. Der ausgesprochene Verdacht bleibt bestehen." Und weiterhin: „Fällt der in seiner Ehre Verletzte selbst, so nimmt er alle Anschuldigungen des Beleidigers mit sich in das Grab; fallen beide Duellanten, so kann von einer Genugtuung ebensowenig die Rede sein. Aber selbst im günstigsten Falle, wenn man den Beleidiger leicht verwundete, hat man — bei aller Gefahr und Verantwortlichkeit — für seine Ehre, für die Herstellung seines guten Rufs gar nichts erzielt. Denn welcher Zusammenhang sollte bestehen zwischen der **Rache** am Beleidiger **ohne Urteil und Richter** und der moralischen Achtbarkeit des Angegriffenen? Die Beschuldigung ist nicht im mindesten entkräftet, wenn der Beleidiger sie nicht zurückzieht und dazu bedarf es denn doch wohl nicht des Umweges über ein Spiel mit Leben und Glück!"

Aber weiter: „Höhnisches Grinsen" des Beleidigers und dessen Bezeichnung „Kneifer" scheint Herr R. nicht zu den Annehmlichkeiten des Verbindungslebens zu rechnen. Ihm ist wie jedem Duellanten das in der Vorstellung der Duellanhänger existierende Bild seiner Person wichtiger als folgerichtiges Handeln im Dienste der duellfeindlichen Idee. Er vergißt, daß solche in Wort und Geberde ausgedrückte Insulten nicht denjenigen schänden, gegen den sie gerichtet sind, sondern denjenigen, von dem sie ausgehen. Ueber höhnisches Grinsen und ähnliche Kinkerlitzchen, die nun einmal zum eisernen Bestande studentischer Duellprotzerei gehören und die das provozierende, so brutale Gebahren der Mensurstudenten hinreichend kennzeichnen, muß sich der jüdische Student achselzuckend hinwegsetzen, wenn er folgerichtig handelnd gegen den Duellunfug Front machen will.

Das zweite Mittel, bestehend in einer schlagfertigen Antwort, war und ist durchaus ernst von mir gemeint. Herr R. scheint eben die Kraft schlagfertiger Antworten völlig zu unterschätzen. Wird z. B. ein jüdischer Student von einem Antisemiten „Sie dummer Judenjunge" gescholten, so genügt meines Erachtens die sofortige Entgegnung „Sie borniertes Judenfresser" vollkommen. Diese Antwort ist zwar nicht witzig, aber schlagfertig ist sie jedenfalls. Weshalb ferner die erwähnte Rehabilitierung in der Zeitung nicht genügen soll, wird mir voraussichtlich ewig rätselhaft bleiben. Herr R. scheint indes wirkliche Genugtuung nur in „zerhackten Beefsteakgesichtern" erblicken zu können. Daß in manchen Fällen durch sofortige Injurienklage genügende Sühne antisemitischer Beleidigungen erzielt wird, sollte er aus dem Studium der in den „Mitteilungen" berichteten Beleidigungsprozesse längst erkannt haben.

Herr R. meint selbst: „Ueber die Berechtigung des Duells kann man geteilter Meinung sein." Nun also! Gibt man aber erst einmal die Daseinsberechtigung duellgegnerischer Ansichten zu, so darf man auch die Existenzberechtigung nichtschlagender jüdischer Verbindungen nicht in Abrede stellen. Hat man dann die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Antiduellidee wirklich gewonnen, so muß man auch folgerichtig handeln, d. h. auf den Feigheitsvorwurf der Antisemiten gemütlich pfeifen und dem Beispiele der nichtschlagenden christlichen Korporationen folgen, die für Herrn R. gar nicht zu existieren scheinen, und die den hocherfreulichen Mut zeigen, dem blöden Duellvorurteil der schlagenden Studenten kühn die Stirn zu bieten. Durch solche Handlungsweise wird der jüdische Verbindungsstudent der Mehrheit und dem Vaterlande mehr als durch Säbel- und Pistolenduell nützen.

Denn auch im Hinblick auf die Wohlfahrt des deutschen Volkes ist mir das Leben hoffnungsvoller israelitischer Jünglinge viel zu kostbar, um geringfügiger Ursachen halber oder wegen unsinnigen Massenvorurteilen entsprungener Insulten antisemitischen Universitätsraufbolden als Pistolenfutter zu dienen.

Otterndorf, den 24. April 1905.

J. Trenkner, Oberlehrer.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 18. Berlin, 3. Mai 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum 9. Mai.

Mit der Freude Feierklange grüßt heute die Kulturwelt das Andenken **Friedrich Schillers**. Wie ein leuchtender Regenbogen überbrückt der Glanz seines uns allen teuren Namens für kurze Weile die mannigfache Zerklüftung unseres öffentlichen Lebens. Mag auch vieles an dieser vieltönigen Schillergedächtnisfeier nur konventionellen Ursprungs, nur kommandiertes Festgepränge und künstliches Phrasengehänge sein — unter diesem Ueberzug von offiziell bestellten Veranstaltungen und wichtigtuender Vereinsmeierei flutet doch durch alle Kreise unseres Volkes ein starker und warmer Strom der Schillerverehrung, ein Strom, den der Gedenktag dieses Frühlings aufs neue mächtiger und tiefer rauschen macht. Darum soll man nicht, wie es da und dort geschieht, diese Allerweltsfeier schmähen und bespötteln, weil so Viele, die heute Schillers Schatten mit lönenden Worten heraufbeschwören, von seinem Geiste kaum je einen Hauch verspürt haben. **Freuen** soll man sich, daß in unserer Zeit des niedrigsten Interessenkampfes heute Millionen sich des edelsten Trägers einer idealistischen Weltanschauung erinnern, und daß diese Erinnerung, mag sie zumeist auch auf steinigen Boden fallen, doch da und dort neue Keime des Guten und Reinen aufsprießen lassen wird.

Nicht zum wenigsten das deutsche Judentum hat heute Ursache, mit dankerfülltem Herzen Schillers zu gedenken. Wohl gibt es nichts in seinen Werken, weder den Gedichten, noch den Dramen, noch den Prosaschriften, was — wie etwa bei Lessing — in irgendwelchem unmittelbarem Zusammenhange mit dem Judentum, seiner Religion, seiner Geschichte, seinem Leidensweg durch zwei Jahrtausende stünde, — man müßte denn etwa seine Bühnenbearbeitung „Nathans des Weisen“ dahin rechnen, durch die dieses dramatische Hohelied religiöser Duldung endlich zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen dem lebendigen Theater gewonnen wurde. Aber wenn auch Schiller niemals für das Judentum direkt Partei ergriffen hat, weil sich ihm keinerlei Gelegenheit dazu bot, wenn auch in den sämtlichen Bänden seiner Schriften das Wort Jude vielleicht überhaupt nirgends vorkommt, so war er doch der größte und stärkste Bahnbrecher jener Anschauungen, deren allmählichem Erstarken die deutschen Juden späterhin die Befreiung aus dem Ghetto dankten. Sein idealistisches Glaubensbekenntnis, der Geist sittlicher Freiheit und Würde, in dem er dichtete und lebte, das ganze Walten und Wirken seiner reinen und edlen Persönlichkeit haben unendlich viel dazu beigetragen, das Gerechtigkeitsempfinden besonders des deutschen Bürgertums aufzuerwecken, zu stärken und die Bande starrer Vorurteile und Anschauungen des Mittelalters zu lösen. Schiller war es, der der Sehnsucht nach Licht und nach **Freude** in seiner durch Beethovens Töne verklärten Ode dichterischen Ausdruck lieh:

„Alle Menschen werden Brüder
Wo dein sanfter Flügel weilt“ —;

Schiller war es, der in seinem Malteserritter Posa dem Streben nach Menschenwürde und Gedankenfreiheit einen feurig-beredten Anwalt gab und durch seinen Mund noch heute alljährlich viele Tausende in ihrem Empfinden mächtig aufrüttelt; Schiller auch, der wiederholt die Vergewaltigung einer Minorität durch das zahlenmäßige Uebergewicht der Majorität („Mehrheit ist Unsinn!“) schroff verdammte; Schiller endlich, der die ganze Tendenz von Lessings Nathandrama mit epigrammatischer Schärfe in das eine vielzitierte Distichon bannte:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst! — Und warum keine? Aus Religion.“

So lebt Schillers Geist und Name unwandelbar in unseren Herzen fort als der Inbegriff eines freiheitlich geläuterten Menschentums, das auf höherer Warte steht als auf der Zinne der Partei, der Konfession oder der Rasse. So verehren wir ihn auch ohne das laute Geräusch der Jahrhundertfeiern als den guten Geist und das sittliche Gewissen der deutschen Nation und gedenken seiner Größe in Dankbarkeit und Liebe.

Ein merkwürdiges Erkenntnis.

Die „Frankf. Ztg." meldet unter dem 13. April aus Kassel:

„Vor der ersten Strafkammer des Landgerichts erschien heute unter der Anklage der Erpressung der verantwortliche Redakteur des sozialdemokratischen „Volksblattes für Hessen und Waldeck", Stadtverordneter Gustav Garbe. Er hatte in seinem Blatte im Oktober und November v. J. in verschiedenen Nummern Aufforderungen an die Leser erlassen, in denen diese ermahnt wurden, nur bei den Geschäftsleuten zu kaufen, die im „Volksblatt" inserierten; diejenigen Geschäftsinhaber, die nicht inserierten, sollten sie nicht unterstützen. Im Anschluß daran wurde eine Liste der nicht inserierenden Garderoben-, Weiß-, Schuhwaren- und Möbelgeschäfte veröffentlicht. In diesem Artikel wurde der Tatbestand der Erpressung bezw. des Erpressungsversuches von der Anklagebehörde erblickt. Bei der Beweisaufnahme bekundeten mehrere Geschäftsleute, daß sie sich durch diese Aufforderung veranlaßt gesehen haben, zu inserieren. Der Staatsanwalt beantragte gegen Garbe 6 Monate Gefängnis und zwei Jahre Ehrverlust. Das Gericht erkannte auf eine Gefängnisstrafe von vier Monaten. Die Urteilsbegründung hebt hervor, daß der Angeklagte die Freiheit der Geschäftsleute durch ein rohes Mittel beschränkt habe und daß die Geschäftsleute gegen den unerhörten Terrorismus geschützt werden müßten. Die Handlungsweise des Angeklagten sei von großer moralischer Verworfenheit."

Das Erkenntnis muß im höchsten Grade Aufsehen erregen. Bisher war niemals die Rede von strafrechtlicher Verfolgung von Zeitungen oder Flugblättern, welche aufforderten, nicht bei Juden zu kaufen, ganz abgesehen davon, daß diese Aufforderungen gewöhnlich sogar durch erlogene Erzählungen über jüdische Verfehlungen schmackhaft gemacht zu werden pflegen. Auch die besondere Form der Aufforderung, welche bei dem Kasseler Blatt zu einer Gefängnisstrafe von vier Monaten geführt hat und als von großer moralischer Verworfenheit bezeichnet worden ist, war in antisemitischen Blättern nicht selten. Diese Form ist augenscheinlich in nichts verschieden von der üblichen Aufforderung, nur in christlichen Geschäften zu kaufen, wobei man zur Vermeidung von Irrtum eine Liste der Zeitungen angibt, welche Geschäfte als christlich anzusehen sind. Wir sind weit entfernt, eine Bestrafung derartiger Aufrufe zu wünschen, soweit sie sich nicht hinter Lügen stecken oder das religiöse Gefühl aufzureizen suchen. Wir meinen aber, daß es das allgemeine Rechtsgefühl nicht fördert, wenn dieselbe Handlung so verschieden beurteilt wird, jenachdem sie von einem Sozialdemokraten oder einem Antisemiten vorgenommen wird.

Henry Ward Beecher über die Juden.

(Schluß.)

Auf seinem langen und düsteren Wege hat der unbeugsame Geist dieses großen Volkes nicht gewankt. Es hat fest an seinem Glauben gehalten. Wenn die Juden, um ihr Leben zu retten, gezwungen waren, äußerlich einem grausamen, sie vergewaltigenden Christentum sich zu fügen, innerlich, in der Kirche, in dem Heiligium ihrer Familien, blieben sie treu der Religion ihrer Väter. Und, nicht zufrieden mit nur ihrem eigenen Vorwärtskommen, haben sie in fast jedem Zeitalter und in fast jedem Lande Wissenschaft und Zivilisation vermehrt, und zwar trotz aller der ungünstigsten Bedingungen, von denen ich gesprochen. Die jüdischen Philosophen standen keinem nach. Die jüdischen Staatsmänner gehörten zu den hervorragendsten der Welt. Jüdische Lehrer und Gelehrte, Schriftsteller, Naturforscher und Künstler rangierten mit den tüchtigsten in Europa und tun es noch heutigen Tags. Es geht nicht an zu sagen, daß sie die Genüsse der Intelligenz und Regierung waren, aber ich darf wohl zu behaupten wagen, daß sie in diesen Beziehungen keinen anderen nachstanden. Heute leisten die Juden in der Musik, in der Malerei, in der Schauspielkunst, in der Finanzwirtschaft, und in leitenden Rollen ebenso Gutes wie die begünstigsten Nichtjuden in Europa sowohl wie in Amerika. In Anbetracht der Verhältnisse entwickeln sie mehr Talent in Staatsweisheit wie in der Regierungskunst und im Finanzwesen als jedes andere Volk.

Was gibt es dann, dessen sie sich zu schämen hätten in einer christlichen Republik, in der alle Menschen frei und gleichberechtigt sind? Wessen hat sich dieses orientalische Volk zu schämen in einem Lande, in dem die Christenheit zur Mannheit gereift ist? Ist es etwa, weil sie übertrieben betriebsam sind? Dann laßt den Yankee den ersten Stein auf sie werfen. Ist es, weil sie äußerst scharf hinter dem Handel sind? Aber haben sie jemals zehn Millionen Dollars mit einem Ruck einer Stadt gestohlen? Machen unsere Gerichtshöfe etwa den Juden gewisse Zugeständnisse? Füllen die Juden unsere Gefängnisse, warten auf Begnadigung und schaffen allmählich den ungeheuren Reichtum bei Seite, den sie gestohlen haben? In dem ganzen hier mitgeteilten Verzeichnis von Verbrechen ist nicht ein einziger verbrecherischer Jude zu finden. Es wird gesagt, die Juden seien gewitzt und listig und in ihren Geschäften bisweilen unehrlich. Ha! welch ein seltenes Phänomen doch Unehrlichkeit in New York sein muß! Ist es wahr, daß sie von dem leben, was Ihr fortwerft? Welch ein Scheusal doch solch ein Mensch sein muß, der so sparsam sein kann! Ist es wahr, daß sie noch Geld verdienen können, wo Ihr bankerott werdet? Dann habt Ihr Euch und nicht sie sich zu schämen. Ist es wahr, daß viele unter ihnen nicht vertrauenswürdig sind? Dann sollen sie wohl das einzige Volk auf Gottes Erde sein, bei dem alle vertrauenswürdig sein müssen? Nun, ich glaube schon, daß es Juden gibt, die sich bisweilen vom Teufel verführen lassen; ich glaube schon, daß es unter ihnen listige Leute gibt; aber ich bin auch überzeugt, daß im Verhältnis zu ihrer Zahl es weniger solcher Leute unter ihnen als unter uns gibt, und daß umgekehrt es im Verhältnis zu ihrer Zahl bei den Juden mehr Leute gibt, die, auch wenn enorme Interessen auf dem Spiele stehen, vornehm und ehrenhaft handeln, und daß es auch sonst mehr zuverlässige Männer bei ihnen gibt als bei uns oder bei irgend einer anderen Rasse, in unserem und in jedem anderen Lande. Behält man nun ihr Genie, ihr Alter, ihre in ältesten Zeiten und noch heute geleisteten Dienste, ihr Vermächtnis an die christliche Welt, ihre Glaubenstreue, ihren Heroismus, ihren Fleiß, ihren Unternehmungsgeist und ihre wesentliche Rechtschaffenheit im Großen und Ganzen im Auge, dann sind sie unter allen Völkern der Sonne die letzten, die man im Großen oder im Kleinen beleidigen dürfte. Und wenn man in der ganzen Welt nach einem Lande suchte, wo man aus bloßen Rassengründen beleidigen dürfte, dann könnte man keines finden, in dem dies so schändlich wäre wie in Amerika, wo Rassenvorurteil nicht nur unserer fundamentalen Auslegung der Religion widerspricht, sondern auch der der Moral und des bürgerlichen Lebens.

Der Redner spottet dann darüber, daß man gerade in einem Hotel, das auf die Aufnahme von zweitausend Menschen berechnet ist, in Saratoga obendrein, wo alles von Ost und West und Süd und Nord zusammenströmt und allen möglichen lasterhaften Vergnügungen nachgeht, die Gesellschaft so vornehm sein soll, daß sie nicht in dieses Hotel gehen wolle, wenn nicht jeder, der hinkomme, geeignet ist mit Leuten zu verkehren, die gestern noch oder vor wenigen Jahren Geld verdient haben mit dem Verkauf von — Stockfischen. Dann fährt er fort: Von allen Menschen in der ganzen Welt verdienen die Juden am wenigsten die Acht, den Ostracismus von Seiten der besseren Gesellschaft. Das Unglück ist, die Menschen sind nicht lange genug zur

Schule gegangen, um den Anstand zu lernen, den sie Juden gegenüber wahren müßten.

Fördern die Juden oder ziehen sie die Zivilisation in unserem Lande herunter? Tragen sie ihren Anteil zur Förderung der Wissenschaft in Amerika bei? Erziehen sie ihre Kinder? Veröffentlichen sie Bücher und geben sie Zeitungen heraus? Bauen sie Synagogen? Sind sie es, die die Sittlichkeit untergraben? Erzeugt die jüdische Familie das Fürchterliche, das christliche Familien entwürdigt? Christlichen Reformatoren war es vorbehalten, die Bande zu lockern und die Tore zu öffnen für jede schimpfliche Herausforderung und niedrige Versuchung, die in jedem Haushalte in unserem Vaterlande ihre verhängnisvolle Rolle spielt. Lassen es die Juden bei der Erziehung ihrer Kinder etwa fehlen in denjenigen Elementarregeln, die geeignet sind einen Charakter heranzubilden, der durch Tugend, Ehrenhaftigkeit und Mannhaftigkeit sich auszeichnet?

Oder bevölkern sie unsere Armenhäuser? Welche? Befinden sie sich in unseren Gefängnissen? Wo? Sind sie in unseren Besserungsanstalten? Zeigt sie mir! Schänden jüdische Frauen unsere Straßen? Ihr könnt keinen anderen Volksstamm in Amerika ausfindig machen, bei welchem die gesellschaftlichen Pflichten und Tugenden strenger gelehrt und gewissenhafter beobachtet werden als bei den Juden. Gewiß gibt es Ausnahmen; aber im Allgemeinen sind die Charaktereigenschaften der Juden so, wie ich sie geschildert habe. Die Juden sind nüchtern, wir aber sind ein Volk von Säufern. Sie sind ein tugendhaftes Volk, wir aber sind ein Volk, das sehr zur Laszivität neigt. Sie sind ein Volk, das ungemein sorgfältig in der Kindererziehung ist, während bei uns in dieser Beziehung große Nachlässigkeit herrscht. Wir könnten wohl so manche Lehre von ihnen annehmen. Sie waren die Lehrer unserer Väter, und wir sollten in die Schule gehen zu denselben Lehrern.

Sie werden jetzt in Amerika infolge der hier herrschenden Freiheit und Duldung Grundbesitzer, und als solche entledigen sie sich nach und nach derjenigen Eigentümlichkeiten, durch die sie früher Anstoß erregt haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die jüdische Bevölkerung, wenn man ihr im Geiste wahrer Christlichkeit möglichst freie Bahn läßt, in die amerikanische Bevölkerung aufgehen wird. Während der zweitausend Jahre, die die Juden, verfolgt und verachtet über die Länder der Erde wandern mußten, gab es für sie keinen Anreiz, ihr Geld in Grundbesitz anzulegen, und ihr Besitz bestand in beweglichen Gütern; aber sie kaufen nunmehr Grundbesitz in Amerika. Und ich sage Euch, der Boden, auf welchem die Menschen stehen, formt sie mehr, als sie den Boden durch den Landbau formen. Und darum werden sie bei uns mehr als irgendwo anders Bürger. Sie kommen hierher, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und zu bleiben, und ihre Kinder werden sich mit den unsrigen verheiraten, und wenn ihre Tugenden sich mit unseren verschmelzen könnten, dann wäre das von unberechenbarem Nutzen für uns. Und darum auch ist das Vorurteil gegen sie nirgends so sündhaft als bei uns.

Beecher bittet zum Schluß die Juden, die Sticheleien nicht allzu ernst zu nehmen. Ermahnen wir diejenigen, die wir stolz unsere Mitbürger nennen dürfen, nicht zu zürnen und lieber daran zu denken, daß ihre Lage, ihre Ehre, alles, was ihnen heilig ist, in diesem Lande so sind wie sie selbst es wollen. Mögen sie begreifen, daß unter unserer Regierung es keine Stelle, die sie begehren möchten, gibt, die ihnen verschlossen ist; jede geschäftliche Betätigung, alle Gebiete der Literatur, Kunst und Wissenschaft, alle Wege zu Ehren stehen ihnen offen. Mögen sie sich nicht beunruhigen wegen einiger Schmähungen, die doch nur ein ganz schwaches Echo sind der Greuel, die zahllose Generationen hindurch gegen ihre Vorfahren verübt worden sind. Wenn diese, als Tyrannei ihren Fuß auf ihren Nacken setzte, als sie mit Feuer, Schwert und Strang gerichtet, in Kerkern mißhandelt, jeder Schmach ausgesetzt, überallhin getrieben wurden und von Land zu Land über den ganzen Erdball wandern mußten, geduldig alles ertrugen und in geistiger wie in wirtschaftlicher Hinsicht sich behaupteten, dann werden, dessen bin ich gewiß, sie auch im Stande sein, unter so viel günstigeren Verhältnissen ihren Genius, ihre Familien, ihre Gewohnheiten und die Ehren zu erhalten, die ihre Vorfahren erlangt haben, und deren sie sich in diesem Lande und in unseren Tagen nicht unwürdig zeigen.

* * *

So weit Herr Beecher, d. h. ein christlicher Geistlicher, der alles das einer christlichen Gemeinde vortrug. Nun fragen wir Jeden, der des christlichen und modernen Geistes auch nur den geringsten Hauch verspürt hat, ob diese Worte nicht mehr sowohl der Wahrheit als auch dem Christentum und der Humanität entsprechen als alles, was die Stöcker, Kröfell, Rohling et tutti quanti je gesagt oder geschrieben haben. Und noch eins wolle man sich vergegenwärtigen. Das alles hier ist gesagt von Einwanderern, deren weit überwiegender Teil erst wenige Dezennien im Lande weilte und meist aus Deutschland, Rußland und Rumänien stammt, in welchen Ländern man gar nicht schlecht genug von den Juden sprechen kann, die doch nicht grade den moralisch und wirtschaftlich stärksten Teil an die Vereinigten Staaten abgegeben haben. Und nun fragen wir: Wie viel verliert das alte Vaterland durch die direkte wie indirekte Verdrängung solcher Kräfte, die dem neuen Vaterlande zu gute kommen und dieses im Konkurrenzkampfe mit dem alten Vaterlande stärken. Alles, was von den amerikanischen Juden, wir geben zu, mit rednerischen Uebertreibungen und im Eifer des Verteidigers und Sittenpredigers, der einerseits von einem Unrecht abhalten, andererseits seine eigene Gemeinde bessern will, gesagt worden ist, kann mit Fug und Recht ebenso von den in der alten Heimat zurückgebliebenen Angehörigen und Stammes- und Glaubensgenossen gesagt werden.

* * *

In dem ersten Teil dieses Aufsatzes muß es heißen anstatt „Hunger und Durst nach „Rechten", nach „Rechttun" war bezeichnend für die Juden."

Vermischtes.

Die Ausschließung der Juden vom Offizierkorps wird zumeist mit der leeren Ausrede zu motivieren gesucht, daß in allen Spezialfällen die Nichtaufnahme nur auf mangelnde Qualifikation der Betreffenden zurückzuführen sei. Man könnte ohne Schwierigkeiten den Gegenbeweis führen, daß es so manche Offiziere gibt, die zweifellos nicht qualifizierter sind, als die zurückgewiesenen jüdischen Aspiranten; aber dieser Gegenbeweis ist gar nicht erforderlich, da für verschiedene Fälle die Konfession als Zurückweisungsgrund ausdrücklich festgestellt ist. Die Hinweise auf diesen ungesetzlichen Zustand glaubt nun ein Weiser in der „Kreuzztg." durch folgende Ausführungen „abtun" zu können:

„Wenn die Juden eine besondere Passion und Qualifikation für den Militärdienst hätten, so wäre es allerdings töricht, ihnen die Pforte zu demselben nicht weit aufzusperren. Träfe das aber zu, so würde es sicher viele jüdische Feldwebel, Sergeanten und Unteroffiziere geben; denn daß den Juden die Unteroffizierslaufbahn verschlossen wäre, wird selbst die „Frkf. Ztg." nicht behaupten wollen. Schreiber dieses hat schon viele aktive und gewesene Offiziere gefragt, ob ihnen Juden in diesen Stellen bekannt geworden seien, und man hat ihm nicht ein einziges Beispiel anführen können. Daraus schließe ich, daß der jüdische Drang nach den Epauletten sich weniger auf den Waffendienst an sich, als auf die angesehene soziale Stellung des Offiziers und alles, was drum und dran hängt, bezieht.

Man will offenbar weniger ein an Strapazen gewöhnter Feldsoldat, als ein „Salonlöwe" in Uniform sein und als „vornehmer Herr" betrachtet werden, was sonst manchem trotz reichen Maßes irdischer Güter recht schwer fällt."

Man könnte, bemerkt die „Frkf. Ztg." mit Recht hierzu, die „Kreuzzeitungs"-Kreise recht in Verlegenheit setzen, wenn man den Spieß umdrehte und fragte, warum denn die Junkerfamilien mit ihren Söhnen nur die Offiziersstellen des Heeres besetzen, die Unteroffiziersstellen aber ganz dem „Volk" überlassen, und man könnte im Sinne des „Kreuzzeitungs"-Einsenders noch besondere Betrachtungen darüber anstellen, warum wohl diese Familien gerade gewisse Truppengattungen bevorzugen, die als besonders „vornehm" gelten und sie dadurch als „Salonlöwen" zur Geltung bringen. Das Offizierkorps wird es auch kaum als Schmeichelei auffassen können, als „Salonlöwen" im Gegensatze zu den „an Strapazen gewöhnten Feldsoldaten" gekennzeichnet zu werden, und es mag sich dafür bei dem von ihm sonst so bevorzugten Junkerblatte bedanken. Aber auch ganz abgesehen von der Kehrseite dieses Vergleichs ist er gerade für die verfassungswidrige Behandlung der Juden so wenig am Platze wie nur möglich, weil er die tatsächlichen Verhältnisse einseitig und verkehrt darstellt. Daß es nicht viele jüdische Unteroffiziere gibt, ist richtig. Die Gründe liegen aber doch auf der Hand und sind keineswegs in der mangelnden Neigung zum Militärdienst zu suchen. Zum Teil sind sie darauf zurückzuführen, daß die Juden in den Bevölkerungsschichten, aus denen vorzugsweise die Unteroffiziere hervorgehen, prozentuell nur wenig vertreten sind — eine Folge der früheren Ausschließung der Juden von den meisten Berufen. Der wesentlichste Grund aber ist der, daß die konfessionelle Abschließung des Offizierkorps und die in ihm vielfach vorhandenen und nicht selten offen geäußerten antisemitischen Tendenzen es den jüdischen Soldaten begreiflicherweise nicht ratsam erscheinen lassen, die Unteroffizierscarrière einzuschlagen, bei der sie ja gegen Schikanierungen fast wehrlos sein würden und sich immer darauf gefaßt machen müßten, daß man — wenn mit ihnen auch wirklich ausnahmslos zu Beginn kapituliert würde — sie doch nicht den Zivilversorgungsschein erreichen läßt. Und gelingt ihnen letzteres wirklich, so haben sie in zahlreichen Verwaltungszweigen mit ähnlichen Vorurteilen zu kämpfen und nur recht wenig Aussichten auf eine Anstellung im Zivildienst. Daß eine so ungewisse und wenig aussichtsvolle Carrière keinen Anreiz bieten kann, ist selbstverständlich; aber trotz dieser Schwierigkeiten wenden sich immer noch Juden ihr zu, scheuen also nicht die Strapazen des Feldsoldaten. Gäbe man überall die Bahn frei und entschlüge sich aller konfessionellen Engherzigkeit, so würde sich wohl sehr bald auch bei den unteren Militärchargen ein stärkerer Anteil der Juden nach Maßgabe ihrer Bevölkerungsverteilung zeigen, natürlich aber ebenso auch beim Offizierkorps. Denn daß es ihnen an Passion und Qualifikation für den Militärdienst nicht fehlt, haben sie in allen Feldzügen bewiesen. Warum also säumt man, ihnen „die Pforten zu demselben weit aufzusperren", wie es doch selbst der Kreuzzeitungsmann unter solcher Voraussetzung für selbstverständlich zu halten scheint?

Konfessionelle Qualifikation. Zu diesem mehrfach erörterten Kapitel schreibt man uns:

Die „Aerztlichen Mitteilungen" nebst Anzeiger, „Offizielles Organ des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" bringen in Nr. 13 unter der Abteilung „Stellennachweis" 60 Gesuche, deren nähere Angaben drastisch beweisen, welche konfessionelle Nüancen ausschlaggebend für die Wahl eines Arztes bei uns in Deutschland sind. Bei 21 finden wir als Erfordernis lediglich die Bezeichnung „Christ", bei zweien vorsichtigerweise neben der Bezeichnung „Christ" noch die weitere „Deutscher"; bei vier Gesuchen werden katholische Kandidaten, bei elf protestantische verlangt. Bei 21 Gesuchen fehlt die Konfessionsangabe, und bei einem einzigen wird ein Jude verlangt.

Juden in der Gesandtschafts-Carrière. In den Vereinigten Staaten und in England haben, wie die „Mitteilungen" s. Z. berichtet haben, Juden schon wiederholt, zum Teil hohe Stellungen im Gesandtschaftsdienste bekleidet. Wie uns von privater Seite mitgeteilt wird, huldigt auch die belgische Regierung in dieser Beziehung keineswegs den Vorurteilen der alten europäischen „Kulturnationen". Am 4. Mai fand in Brüssel die Vermählung des ersten Gesandtschaftssekretärs der belgischen Gesandtschaft in London, Herrn Paul May mit Fräulein Levy in der dortigen Synagoge statt. Der Bräutigam ist ein Neffe Ludwig Bambergers.

Ein Schächtverbot ist vom **Wiener Gemeinderat** am 29. April d. J. mit 57 gegen 11 Stimmen angenommen worden. Der Antisemit Bielohlawek hielt dabei eine seiner satsam bekannten blutrünstigen Reden gegen das Judentum, ohne daß der Vorsitzende, als Bielohlawek z. B. davon sprach, daß in der jüdischen Rasse die „Schweinerei" liege, sich zu einen Ordnungsruf veranlaßt sah. Die katholische „Germania", das Berliner Hauptorgan des Zentrums, bemerkt zu dem Beschluß der christlichsozialen Mehrheit des Wiener Gemeinderats: „Wir bedauern dies. Wenn nach den nicht anzuzweifelnden Erklärungen der jüdischen Kultusbeamten das Schächten der Tiere zu den rituellen Vorschriften des jüdischen Kultus gehört, dann erfordert es die Achtung vor der religiösen Ueberzeugung Andersgläubiger und die Toleranz gegenüber den Einrichtungen und Gebräuchen jeder Religionsgemeinschaft, diesem Umstande Rechnung zu tragen. Aus diesem Grunde hat auch die Zentrumsfraktion des Reichstags unter Führung des Abgeordneten Dr. Windthorst früher alle Petitionen und Einführung eines Schächtverbots a limine abgelehnt, wenngleich die von dem Tierschutz-Verein gegen das Schächten erhobenen Bedenken nicht unbegründet erschienen. Höher aber als der Tierschutz muß der Schutz des Menschen in seinen religiösen Ueberzeugungen und Empfindungen gewertet werden."

Die „Pückler-Vereinigung" bombardiert nunmehr auch den neuen Minister des Innern mit Petitionen, daß er das Redeverbot für Pückler aufhebe: sie hat folgende Eingabe an Herrn von Bethmann-Hollweg gerichtet:

„Unsere Eingabe vom 23. Februar 1905, gerichtet an den Minister des Innern Se. Exzellenz Freiherrn von Hammerstein, bezüglich Aufhebung des Redeverbots für den Herrn Grafen Walter v. Pückler-Kl. Tschirne ist bis heute von dieser Stelle unbeantwortet geblieben. Demzufolge erneuern wir unser Gesuch an Se. Exzellenz Freiherrn v. Bethmann-Hollweg als Nachfolger des verstorbenen Ministers mit dem Ersuchen, unserer Eingabe Gehör zu schenken und die nötigen Schritte zur Aufhebung des Redeverbots für den Grafen Pückler einzuleiten. Euer Exzellenz würden sich dadurch die Sympathien von Hunderttausenden deutscher Staatsbürger erwerben."

Aus den Geheimnissen der Ritualmordfabrikation. In dem Organ der „Oesterreich.-Israel. Union" lesen wir:

„Die 14 jährige Katharina Tabak, die bei dem Bauer Jakob Bäl in Mytarz bei Zmigrod (Galizien) bedienstet war, entfernte sich Sonntag, den 19. März um 8 Uhr früh aus dem Hause mit dem Bemerken, daß sie zur

Kirche nach Zmigrod gehe und Mittag zurück sein werde. Sie kam jedoch erst um 6 Uhr abends in großer Erregung, ohne Schuhe und Umhängtuch und mit dem Rufe: „Die Juden in Zmigrod haben mir Gewalt angetan!“ nach Hause. Auf Befragen ihres Dienstherrn erzählte sie, daß sie auf dem Wege zur Kirche von einem Haufen Juden überfallen und in das Haus des 70 jährigen Essigmachers Josef Zimet geschleppt worden sei. Dort sei sie mit zwei alten bärtigen Juden in einem Zimmer allein geblieben und man habe sie gezwungen, die Schuhe auszuziehen und sich niederzulegen. Sie habe Angst bekommen und es sei ihr unter einem Vorwande gelungen, das Freie zu gewinnen und nach Hause zu entfliehen. In einer späteren Aussage erklärte dann das Mädchen, daß sie von Mytarz nicht nach Zmigrod, sondern in ein entferntes Dorf zu ihrer Mutter gegangen und erst nachmittags um $1/_{2}3$ Uhr von den Juden in Zmigrod überfallen worden sei. Auf Grund dieser Aussagen verfügte der Bezirksrichter die Verhaftung des Josef Zimet und dessen Frau, des Sender Zimet und dessen Frau, und der 20 jährigen ledigen Tochter des Josef Zimet und ließ das Haus versiegeln. Da zur selben Zeit zehntägige Missionspredigten der Franziskaner in der Zmigroder Kirche begannen, zu welchen das Landvolk zusammenströmt, drohten arge Exzesse gegen die Zmigroder Juden auszubrechen. Unser Präsidium hat sofort veranlaßt, daß das Ministerium des Innern auf telephonischem Wege die notwendigen Vorkehrungen zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung anordne, und gleichzeitig zur Feststellung des Tatbestandes unseren Sekretär nach Zmigrod entsendet. Nach den Erhebungen unseres Delegierten, welche durch die gerichtliche Untersuchung bestätigt wurden, konnte das Mädchen auch nachmittags nicht von den Zmigroder Juden überfallen worden sein, weil sie nach Aussage des christlichen Mühlenbesitzers Josef Szuba um 4 Uhr nachmittags in dem entfernten Dorfe Toki bei dem Mühlenbesitzer vorgesprochen und dort um einen Dienstposten ersucht hatte. Mit Zimet, Vater und Sohn konfrontiert, mußte das Mädchen auch zugestehen, daß sie die Beiden nicht kenne. Schuhe und Umhängtuch des Mädchens wurden vom Totengräber auf dem christlichen Friedhofe in Zmigrod aufgefunden. Wir haben sofort einen eingehenden Bericht an das Justizministerium erstattet und 24 Stunden später wurden die verhafteten Juden aus der Haft entlassen. Es ist nun interessant, was die antisemitischen Blätter aus diesem gerichtlich festgestellten Tatbestande gemacht haben. Sie berichteten, daß ein Schulmädchen in einen jüdischen Kramladen geschickt wurde, um Einkäufe zu besorgen, und daß die im Laden anwesenden Juden das Mädchen in eine entlegene Stube zerrten, wo sie es splitternackt auszogen, wuschen und dann in einen Keller einsperrten. Sie erzählten ferner, daß die Kleider des Mädchens auf jüdischem Grund vergraben aufgefunden wurden.

Es ist klar, daß man es hier entweder mit dem Phantasiegebilde eines hysterischen Mädchens zu tun hat oder daß das Kind von dritten Personen zu diesen Beschuldigungen gegen die Zmigroder Juden angestiftet worden ist. Wir haben dem Jasloer Advokaten Dr. Steinhaus den Auftrag gegeben, nach formellem Abschluß der Untersuchung gegen das Mädchen die Verleumdungsklage anzustrengen, damit auf diese Weise die Urheber dieser nichtswürdigen Beschuldigungen entdeckt werden. Ferner haben wir an das Justizministerium das Ersuchen gerichtet, durch die Staatsanwaltschaft in Jaslo die lügnerischen Darstellungen der antisemitischen Blätter amtlich berichtigen zu lassen. Der diesbezügliche Auftrag ist vom Justizministerium an die Oberstaatsanwaltschaft nach Krakau ergangen.“

„Das grausame Vaterland“. Unter dieser Aufschrift veröffentlicht die „Nowasti“ in ihrer Nummer 92 folgenden Artikel:

Im belagerten Port Arthur erschien am 29. November ein Regimentsbefehl an das 27. ostsibirische Schützenregiment, der mit folgenden Worten begann: „Der Gefreite der 7. Kompagnie Josef Trumpeldor schreibt in seiner Eingabe an seinen Hauptmann vom 24. ds. wie folgt: „Bei mir ist nur eine Hand geblieben, aber das ist die rechte. Ich bitte daher, da ich gemeinsam mit den Kameraden weiterkämpfen will, mir einen Säbel und einen Revolver geben zu lassen.“ Im Befehl ist dann weiter gesagt, daß diese Worte in die Geschichte des Regiments mit goldenen Buchstaben verzeichnet werden müßten, umsomehr, als Trumpeldor Jude ist“. Es ist selbstverständlich, daß die Obrigkeit dem tapferen einhändigen Streiter seine gerechte, wenn auch ungewöhnliche Bitte nicht abschlagen konnte und gestattete, ihm Degen und Revolver zu geben, aber es entstanden hierbei Schwierigkeiten rein formalen Charakters, da es, wie es im Befehl weiter heißt, „für den Gemeinen nicht geziemt, ohne Gewehr zu streiten“. Allerdings fand sich ein leichter Ausgang, den Bittsteller zum jüngeren Unteroffizier zu befördern, aber Trumpeldor ist ein Jude. Der Verfasser des Befehls mußte zu einer weitläufigen Apologie Zuflucht nehmen, um die Beförderung des tapferen Kämpen zum Vize-Unteroffizier zu „entschuldigen“. Er mußte sämtliche Kriegsverdienste des bescheidenen Helden (es gab deren eine ganze Anzahl), die erhaltenen Belohnungen aufzählen, er mußte bemerken, daß Trumpeldor „von seinem Rechte, als Invalide entlassen zu werden, keinen Gebrauch gemacht hat“, und „daß er die Gefahr verachtend, sein Leben aufs neue zum Kampf gegen den Feind anbot. Auf diese Weise,“ schließt der Befehl, „bringt Trumpeldor auf dem Altar des Vaterlandes mehr, als unser Eid verlangt“. Als Belohnung dafür, daß er mehr gebracht hat, als man verlangte, erhielt er mehr, als ein Jude erhalten darf, selbst wenn er außergewöhnliche Heldentaten verübt. Er wurde zum jüngeren Unteroffizier ernannt.

Die ganze Pyramide unerschütterlicher Gründe beruhigte aber den Verfasser des fraglichen Regimentsbefehls nicht, er dachte wohl, wie die Schwester des Generals Stössel, die ausrief, als eine Zeitung die Nachricht brachte, daß sie von Juden abstamme: „Unsere Ahnen würden sich im Grabe umdrehen, wenn diese gemeine Verleumdung bis zu ihnen dringen könnte“, denn er ruft pathetisch aus: „Ich befördere Trumpeldor zum jüngeren Unteroffizier für seine Verdienste und Unerschrockenheit, die er oft bewiesen hat. Seine gute Bildung (er ist Zahnarzt) gibt mir Grund zu der Ueberzeugung, daß er als Vorgesetzter nicht weniger Nutzen bringen wird, denn als Gemeiner, und daß er andererseits seine Untergebenen nicht fühlen lassen wird, daß er Andersgläubiger ist, daß er im Gegenteil als Vorgesetzter sich ihre herzliche, nicht nur äußerliche Achtung gewinnen wird. Und wie soll man einen Menschen nicht achten, insbesondere einen andersgläubigen, der im Dienste des Vaterlandes sein Leben aufs Spiel setzt, wenn er hierzu nicht mehr verpflichtet ist!“ Diese Begründung müßte selbst auf die empfindlichen Ahnen des Generals Stössel beruhigend wirken. . . Trumpeldor aber kämpfte tapfer mit seinen Soldaten auf den Wällen, bis sich die Festung ergab und er mit der übrigen Garnison „glücklicherweise“ in Gefangenschaft und nicht ins Vaterland zurück ging, für das er mehr getan, als sein Eid ihn verpflichtet. Wir sagen glücklicherweise, weil wir seine Geschichte mit der eines anderen Helden vergleichen, der das Unglück hatte, in das Vaterland zurückkehren zu müssen, für das er, ohne zu murren, sein Blut vergossen hatte. Folgendes ist die Geschichte:

Ein gewisser Watner, Reservist, der im Dorfe Rachmanow, Kreis Kremenez, beheimatet ist, diente in Odessa in einem Geschäft. Zum Dienst einberufen, nahm er an den Kämpfen am Schaho Teil und erlitt Verwundungen an der Hand und an der

Seite. Drei Monate lag er im Chardiner Hospital und wurde als Invalide nach seinem Damizil Nachmanow abgeschickt. Mit 4 Rubel in der Tasche wandte sich Wainer an den Kleinbürgerältesten mit der Bitte um einen Paß, ohne welchen er nicht nach Odessa gehen konnte. In seinem Paß war trotz des kaiserlichen Manifestes, wonach sämtlichen Teilnehmern des jetzigen Feldzuges freier Aufenthalt ohne Beschränkung gewährt worden war, der Vermerk enthalten: „Inhaber darf sich nur im Ansiedlungsrayon aufhalten". Wainer kam schließlich bis zur Kreisstadt Kremenetz, wo er bei seiner militärischen Behörde um Beförderung zu seiner Familie nach Odessa bat. Man verweigerte es ihm mit der Antwort: „Ich kann nichts machen, gehe zu Deinen Juden, sie sollen Dir helfen". Einen ganzen Tag irrt nun der Arme bettelnd in den Straßen umher, sein leidendes Aussehen, sein zerrissener Mantel lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und zum Glück fanden sich noch mildtätige Menschen, die es ermöglichten, daß er zu den Seinigen nach Odessa kam.

So empfängt das Vaterland seine Heldenverteidiger, wenn sie — Juden sind. Hat Trumpeldor es in seiner Gefangenschaft nicht besser? Jedenfalls gibt es dort keine Aeltesten, die es sich erlauben dürfen, ungestraft den kaiserlichen Manifesten Hohn zu sprechen, und er braucht dort wohl auch die eine Hand, die ihm geblieben ist, nicht bettelnd nach Almosen ausstrecken. Und dann spricht man von Grausamkeit in der japanischen Gefangenschaft. Welche Heuchelei!

Unter der Herrschaft des Pöbels. Aus Kischenew wird der „Pet. Wjed." geschrieben: „Die Helden des Tages sind „selbstverständlich" die Rowdies. Wie es scheint, ist für die Bildung von Banden nirgends ein so guter Boden, wie in Kischinew. Es gibt in Kischenew ganze Banden von Bettlern, Vagabunden und Verbrechern, die dank der Verteidigung der Veranstalter der Judenhetze vom Jahre 1903 dem Gefängnis und der Deportation nach Sibirien entgangen sind. Die Frechheit und Unverschämtheit dieses Gelichters kennt keine Grenzen. Die Banditen versammein sich in großen Haufen abends in den belebtesten Straßen der Stadt und lassen keinen Vertreter der gebildeten Stände, Frauen eingeschlossen, ungeschoren. Im eigentlichen Zentrum der Stadt, im Gebäude des ehemaligen Offizierskasinos, d. h. neben dem Stadtamt, der öffentlichen Bibliothek und den Schulen, hat die Bande ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Besonders empörend war das Verhalten der Bande am 30. März. An diesem Tage versammelten sich die Mitglieder der Volksbibliothek zur Jahresversammlung im Saal der Duma. Das lichtscheue Gesindel war über die Versammlung bereits am Morgen auf den Märkten und in verschiedenen Spelunken in Kenntnis gesetzt worden, und vor Beginn der Sitzung hatten sich große Haufen von allerlei zweifelhaften Persönlichkeiten vor dem Eingange des Dumagebäudes versammelt. Es nähert sich der Tür ein Vertreter der Intelligenz; sofort tritt ihm einer von den Vagabunden entgegen und versetzt ihm mit den Worten: Wohin, Jude? einen Schlag auf den Kopf. Gleich darauf nähert sich ein Herr mit einem Hut dem Eingange, um sich in den Sitzungssaal zu begeben. Von dem Haufen löst sich ein Mann und versetzt mit einem schweren Stock dem Herrn einen so heftigen Hieb auf den Kopf, daß er sofort zusammenbricht. Bald darauf passiert ein Gymnasiast die Straße, auch er wird von der Horde mit Stöcken und Fäusten unbarmherzig mißhandelt. Schließlich stürzte sich die Horde auf das promenierende Publikum; es entstand eine unbeschreibliche Panik, alle Magazine wurden geschlossen und die Erregung stieg, als in der Alexandrowskaja-Straße die elektrische Beleuchtung ausgelöscht wurde. Alles glaubte, es stehe wieder eine Judenhetze bevor und flüchtete in die Häuser, doch blieb die Bevölkerung vom Schlimmsten verschont. Unterdessen war es einem Teil der Mitglieder der Volksbibliothek gelungen, sich im Dumasaal zu versammeln. Als die Sitzung eröffnet werden sollte, drang lärmend die Horde in den Sitzungssaal, und erst als der Vorsitzende erklärte, daß die Sitzung nicht stattfinden könne, verließ die Bande den Saal, worauf in aller Eile die Geschäftsordnung erledigt werden konnte. Die Versammlung beschloß, den Vorfall an zuständiger Stelle zur Kenntnis zu bringen. Als ob der „zuständigen Stelle" die Vorfälle ein Geheimnis wären! Hierzu eine Preisfrage: Welcher Unterschied besteht zwischen den Zuständen in Rußland und jenen in der Türkei?"

Jüdische Soldaten. Vor kurzem landete in New York ein junger Mann, der durch eine Reihe glänzender Orden und goldener sowie silberner Medaillen, im Ganzen sechs Auszeichnungen, die Aufmerksamkeit schon der Einwanderungskommissare und Zollbeamten erregte. Es war ein Jude, Namens Abraham Roeser, der vor fünfzehn Jahren aus New York ausgewandert war. Sein Vater hatte mit Auszeichnung an den Feldzügen gegen die Indianer teilgenommen, war aber dann mit seinem Sohne nach England ausgewandert. Der junge Abraham widmete sich, sobald er das nötige Alter erreicht hatte, dem Militärdienst, für welchen er große Neigung zeigte. Hier zeichnete er sich dermaßen aus, daß Königin Alexandra persönlich ihm das nur für Tapferkeit, und das auch nur sehr selten, verliehene Victoria-Kreuz anheftete. Die übrigen Medaillen, darunter zwei goldene, waren Rettungsmedaillen.

Moderne Rassentheorien.*)

Der Beobachter des Zeitgeists kann öfters dem Schauspiel folgen, wie einander im Wesen feindliche Richtungen aus gleicher Wurzel emporstreben, so die verschiedene Art zeigend, in der die widerstreitenden Glaubens- und Interessenmächte das geistige Zuwachsgut der Menschheit zur Waffe zu schmieden suchen. Auch die großen natur- und sprachwissenschaftlichen Entdeckungen, die zu unseren geistigen Hauptbefreiern zählen, haben sich die Wendung ins Reaktionäre gefallen lassen müssen. Die weitaus geschickteste Form hat dieses Streben in den Rassentheorien gefunden, deren Vertreter durch eine eifrige Agitation unleugbare Erfolge erzielt haben. Während früher die Rassentheoretiker schon durch die handgreifliche Phantastik und den Ton ihrer Publikationen sich den Weg zum gebildeten Publikum versperrten, haben sie jetzt mit dem Betrieb der „wissenschaftlichen" Rassenforschung, wie sie besonders die „Politisch-anthropologische Revue" des gewesenen Sozialdemokraten Woltmann vertritt, eine bessere Methode angenommen. Die Gelehrtenwelt ignoriert diese Bewegung großenteils ebenso zu unrecht, wie die Mediziner die geistesverwandte Naturheilerei. Es ist auch wirklich für einen Forscher nicht angenehm, sich im Kampfe mit federgewandten und phantasiebegabten Dilettanten auf den verschiedensten Gebieten zu tummeln, die die Erörterung der Rassenprobleme betreten muß und die seinem Spezialfach oft weit entlegen sind. Kein Gelehrter kann heute mehr in allen Fächern Autorität besitzen, die zur Erfassung der Rassennatur, d. h. des ganzen leiblichen und geistigen Daseins eines Volkes in historischer Entfaltung und im Vergleich mit anderen Völkern gehören.

Dieses Schweigen läßt natürlich das Publikum schutzlos gegenüber dem selbstbewußten Entdeckerton jener Agitatoren. Ja, es mehren sich die Fälle, daß selbst Wissenschaftler sich dem Rassenglauben geneigt zeigen und in ihr Gebiet Anschauungen einzuschleppen beginnen, von denen sie glauben, sie seien auf Nachbargebieten genugsam erprobt worden. — Solange man nun blos bei den unmittelbaren Tatsachen bleibt, daß die Völker in ihrem Temperament sehr verschieden sind, ihr Charakter äußeren Einwirkungen starken Widerstand

*) Aus der „Nation" vom 29. 4. 05.

leistet und ihre Geschichte merkbar bestimmt, wäre gegen diese Anerkennung des Rassenfaktors natürlich nichts vorzubringen; das bedarf alles keines anderen Beweises als des Augenscheins.

Aber darin besteht auch nicht das Wesen und die Gefahr der Rassentheorien. Ihr Grundsatz ist vielmehr die unveränderliche Begrenztheit des Rassencharakters, die ewige Existenz „tief Minderwertiger“ im Völkerkreise, die Ohnmacht des menschlichen Strebens zum Besseren, praktisch: die Vorherrschaft einer einzigen Edelrasse und in ihr wieder einer Klasse über den weniger edlen Rest. Und die Gefahr liegt nicht in der abscheulichen Verluderung des Denkens und Wollens, dem jeder verfällt, der sie zur Richtschnur nimmt.

Aller anspruchsvollen Rassenforschung zum Trotz haben wir noch immer nicht die geringste Möglichkeit einer sicheren Abgrenzung einesteils des Rassenbegriffes, anderseits der konkreten Rassen gegeneinander. — Daß es nicht blos dogmatische Definierwut ist, auf einer solchen zu bestehen, ist klar. Alle Rassentheoretiker stimmen z. B. darin überein, daß die Mischung wenig verwandter Rassen höchst verderblich sei und Kulturuntergang herbeiführe, was der Verfall der Antike am eindrücklichsten zeige. Was nützt uns aber die Erkenntnis, wenn wir uns über den Begriff und Grad von „verwandt und fremd“ nicht einigen können? Ist nur die Mischung zwischen den großen Hauptgruppen, Schwarz und Weiß, Gelb und Rot, gefährlich? Oder muß auch innerhalb einer Gruppe, z. B. zwischen weißen Ariern und weißen Semiten, oder gar wieder innerhalb einer Sprachgemeinschaft, z. B. arischen Germanen und arischen Italikern, die Scheidelinie gezogen werden? Die modernste Schule, die nur somatische Merkmale gelten läßt und annimmt, daß alle Völker Europas aus einem bunten Gemisch dreier in prähistorischer Zeit übereinandergeschichteten Rassen bestehen, steht vor noch schwierigeren Fragen. Was ist weniger gefährlich: die Mischung zwischen lang- und rundköpfigen Deutschen oder die zwischen langköpfigen Deutschen und Franzosen oder kurzköpfigen Slawen und ebensolchen Deutschen?

Die Bestimmung tauglicher Rassendifferenzen wird vor allem durch die gänzliche Ungewißheit, in der wir bezüglich der Milieueinwirkung sind, verhindert. In einem kürzlich erschienenen Buche (Moderne Rassentheorien 1904) habe ich zum erstenmal das Hauptmaterial für die Veränderlichkeit und Permanenz jedes einzelnen Rassenzeichens zusammengestellt, und kein viertelwegs Unbefangener wird das Zugeständnis verweigern, daß keine der beiden Voraussetzungen ohne den schwersten Zweifel gebraucht werden darf. Ein Hauptdogma ist ja z. B. die Charakteristik der Germanen: blond, blauäugig, hochgewachsen und langschädelig. Dieser Typus findet sich relativ am reinsten und häufigsten noch im Norden und Osten Deutschlands, während, je weiter man nach Süden kommt, desto mehr die Kennzeichen des brünetten, untersetzten alpinen Kurzkopfs auftreten, der im eigentlichen Süddeutschland die ungeheure Mehrzahl bildet, und zwar auch in Gegenden, wo, wie Gräberfunde beweisen, früher der Langkopf herrschte. Dies alles ist durch großangelegte statistische Aufnahmen von jedem Zweifel frei festgestellt worden. Ja Ripley bemerkt, daß heute der Süden Deutschlands weit weniger germanisch sei, als der Norden Frankreichs. Wer die Germanen für das auserwählte Kulturvolk hält, muß also Pommern und Mecklenburg weit über Schwaben und Bayern stellen. Der Süddeutsche ist ja „Nichtgermane“. Man erklärt sich sein Vorhandensein folgendermaßen: Am ausgeprägtesten findet sich der Typus in den Alpen, von hier aus stuft er sich nach allen Seiten in konzentrisch abnehmender Intensität ab. Dieser alpine Typus gehörte einer Rasse, die vor den Germanen da war; in den Alpen wurde ja nach den bestimmten Zeugnissen der Alten etruskisch, also sogar nicht-arisch, geredet, und neuere Inschriftenfunde haben dies bestätigt. Die Germanen zwangen dann den Unterworfenen ihre Sprache auf, gingen aber selbst in der Flut der fruchtbareren Sklavenrasse unter. Daß in den Reihengräbern noch der Germanenschädel überwiegt, erklärt sich damit, daß hier eben nur die Edlen, die Krieger, bestattet wurden.

Eine andere Richtung, der der berühmte Ranke den Weg gewiesen hat, bekämpft diese Theorie und erklärt alles mit Milieuwirkung. Der Süddeutsche sei auch Germane, nur habe er unter dem Einfluß des Höhenlebens und der intensiveren geistigen Kultur Schädelindex und Farbe geändert. — Für beide Parteien lassen sich aus der ganzen Welt Belege und Analogien herbeischaffen, wie ich es am genannten Ort getan habe. — Nehmen wir noch einmal die erste Voraussetzung an: das Resultat wäre: wo die deutsche Kultur am stärksten, dort sind die germanischen Merkmale am schwächsten. Wo aber der germanische Typus vorherrscht, wie im Norden und Osten, ist er da auch wirklich germanisches Erbstück? In jenen Gegenden war vor wenigen Jahrhunderten noch alles slavisch, und die Finnen nichtarischer Zunge sind noch heute in ebenso bedenklicher Nähe. Slaven und Finnen aber haben ebensoviel, wenn nicht mehr Anrecht auf die „germanischen“ Merkmale, vor allem die Strohblondheit. — Wie immer aber die Wissenschaft entscheiden möge: entweder liegen hier wirklich Rassenmischungen und -Schichtungen vor, dann bricht aber die schöne von der germanischen Kulturrolle gänzlich zusammen. Deutschland ist dann ein Rassengemisch undefinierbarer und verdächtigster Art; oder das Milieu hat in relativ kurzer Zeit diese Wirkungen gezeitigt, dann wankt das Hauptfundament jeder Rassentheorie, das Dogma, die Rassennatur bleibe permanent gegenüber jeder Einwirkung des Milieus. — Aus diesem Dilemma gibt es keinen Rettungsweg.

Noch offenbarer läßt die wissenschaftliche Kritik den Bankerott der Rassenpsychologie erscheinen. Die soziologischen Disziplinen zeigen uns, wie das geistige Leben aller Rassen aus denselben Anfängen einen überraschend ähnlichen Entwicklungsvorgang nimmt, bis mächtige Milieufaktoren das Besondere zum Ueberwiegen bringen.

Schon in ganz großen Zügen läßt sich der Milieueinfluß aus der engen Abhängigkeit nachweisen, die, wie Ratzel festgestellt hat, zwischen der günstigen und Ausstattung der Kontinente und der Kulturstufe ihrer Bewohner besteht.

Wer die Rassenliteratur kritisch verfolgt, wird das Urteil, das wir über ihre psychologischen Wirkungen gefällt haben, bestätigen müssen.

Die Rassentheoretiker imponieren den Urteilslosen durch die Schnelligkeit ihrer Erklärungen. Diese beruhen aber fast stets auf der Dehnbarkeit der Begriffe, denen man je nach Belieben und Zeit verschiedene Stimmungsfarbe geben kann. Es wird davon abhängen, ob es sich um eine vom Autor begünstigte oder geringgeschätzte Rasse handelt, ob eine Tatsache mit „Freiheitssinn“ qualifiziert wird oder mit „Hang zur Anarchie“, mit „Treue“ oder „Knechtssinn“, mit „Nationalstolz“ oder „gallische Eitelkeit“, „englische Perfidie“ oder „deutsche Realpolitik“, „semitische Intoleranz“ oder „rücksichtslose Behauptung germanischer Eigenart“.

Aber auch dort, wo die Rassenleute wirkliche Tatsachenbeweise versuchen, ist ihre Methode keineswegs reinlicher. Gewöhnlich wählt man solche Tatsachen, die man zwar nicht beweisen, aber auch nicht gleich verwerfen kann. Wenn man dann ein paar Möglichkeitsgründe vorgebracht hat, erklärt man das Mögliche für das Wahrscheinliche und hält sich berechtigt, letzteres für das Wahre anzusprechen, bis das Gegenteil bewiesen sei. Dies ist also eine genaue Wiederholung der Methode des Probabilismus auf logischem Gebiet, wie denn auch sonst die Verwandtschaft von Jesuitismus und Rassenglaube eine nahe ist. Auf dem Gebiet des Wollens ist extreme

Intoleranz die charakteristische Folge des Rassenglaubens. Kein größerer Irrtum kann jedenfalls begangen werden, als die Verwechslung von politischem Nationalsinn und Rassengefühl. Das eine widerspricht dem andern direkt. Alle Nationen sind aus den verschiedensten Rassen zusammengeschmolzen, und je besser durch Gleichberechtigung im Innern diese Verschmelzung gelungen ist, desto einheitlicher und mächtiger wirkt der Nationalwille nach außen. Die Nationalpolitik geht auf Verbreitung der eigenen Art, sei es in der Form brutaler Aufzwingung eigener Sprache und Sitte oder in der verfeinerten Form moralischer und ästhetischer Eroberung. — Die Rassenpolitik geht aber gerade auf das Gegenteil, auf Abgrenzung und Sonderung aus. Es wäre ja auch Wahnsinn, dem minderwertigen Nachbar die höhere Kultur zuzumuten, die er ohnehin nicht fassen kann. Nach der Rassentheorie wird Kultur einzig durch Blutmischung übertragen, also nur auf Kosten der höheren Rasse. Wenn man die niedrigere Rasse durch Sprach- und Rechtsgleichheit auf einen Fuß mit der höheren setzt, befördert man ja ihre Mischung, also die Degeneration des edleren Blutes. Folgerichtig wollen ja auch die Antisemiten, die konsequentesten Rassenpolitiker nicht die Assimilation, sondern die Absperrung der Juden. — Das großartigste Beispiel für die Folgen dieses Prinzips bietet Indien. Hier wurde die Absperrungspolitik, die Reinhaltung des Blutes, in strengster Weise durch das Kastensystem durchgeführt. Die Bevölkerung zerfällt in viele tausend Kasten meist nur geringer Ausdehnung. Für jede dieser Kasten sind die anderen unebenbürtig. Ehe und Umgang mit Kastenfremden ist strengstens ausgeschlossen. Wie der große Indologe Lassen hervorhebt, hat dies zur Folge gehabt, daß die Idee des Vaterlandes dem indischen Geist stets fremd geblieben ist. Nie hat ein gemeinsames Band diese tausend Splitter vereinigt, die nur Verachtung und Hochmut gegen einander hegen. Die Folge zeigt die Geschichte: das Riesenland Indien seit Jahrtausenden eine Beute jedes Eroberers. Skythen, Araber, Türken, Mongolen, ja selbst beutegierige Handelsgesellschaften, wie die holländische und später die englische Kompagnie, haben es leicht beherrscht. Was der Fremdherrschaft entgegentrat, waren türkisch-mongolische Bestandteile (Mahratten, Radschputen, Sikhs usw.), nie die Hindus selbst.

Ein anderes Beispiel bietet Oesterreich. Der nationale Kampf hat hier die bekannten Formen erst angenommen, seitdem durch das Einwirken des Antisemitismus die Auffassung der Nationen als Rassen durchgedrungen ist. Das berühmte Wort des deutschnationalen Heros K. H. Wolf von den „tief minderwertigen Nationen" zeigt uns die ganze Voraussetzung des österreichischen Nationalismus. Das Empfindungsleben dieses Nationalismus ist eine Form der Rassenhysterie. Verstand und Verständigung bleiben verpönt, die Herrschaft der tollsten Phrase, das Ueberbieten an sinnloser Leidenschaft, die schroffe Verachtung des minderwertigen Gegners, die Zersplitterung in zahllose Fraktionen, die das bellum omnium contra omnes verwirklichen — kurz die schrankenlose Anarchie sind die Konsequenzen des Rassenglaubens auf politischem Gebiet.

Wien. — Friedrich Hertz.

Briefkasten.

Dr. B. Heinrich v. Treitschke hat Alphons Oppenheim den treuesten, liebevollsten, uneigennützigsten Menschen genannt, den er gekannt habe. — Jules Verne ist, wie sein Sohn erklärt, nicht jüdisch-polnischer Abstammung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 19. Berlin, 10. Mai 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit**, **Berlin W**, **Magdeburgerstr. 14.**

Aus den Memoiren des Herrn von Hammerstein.

Der mit reichlicher Reklame schon seit Wochen angekündigte literarische Nachlaß des verstorbenen „Kreuzzeitungs"-Redakteurs ist jetzt in der Bearbeitung des früheren antisemitischen Reichstagsabgeordneten Hans Leuß erschienen. Die Briefe politischer Parteifreunde Hammersteins, wie auch seine eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen enthalten manches, was zum näheren Verständnis gewisser politischer Intriguen in jener Zeit dient. Das meiste hiervon ist indes schon durch andere Publikationen bekannt geworden. Uns interessiert in erster Linie, was diese Erinnerungen über die enge politische Verbindung Stöckers mit dem einstigen Chef der „Kreuzztg.", der zeitweise auf die konservative Partei eine dämonische Macht ausgeübt hat, noch mitzuteilen wissen; viel ist es nicht und noch dazu meist durch die Brille des Herausgebers gesehen. Immerhin hat es einen gewissen Reiz, das Charakterbild beider Männer auch einmal von einem Manne gezeichnet zu sehen, der ihnen ziemlich nahe gestanden hat und dessen Sympathien für beide noch heute unverkennbar sind.

Leuß zieht zwischen beiden Männern folgende Parallele:

„Hammerstein hat mit Stöcker persönliche Freundschaft geschlossen, die aber keineswegs auf der Verwandtschaft ihrer Naturen oder auch nur auf der ihrer politischen Ansichten beruhte. Die Beiden waren vielmehr als Menschen wie als Politiker geradezu Gegensätze.

Stöcker, sicher einer der größten Demagogen der Geschichte, war als Mensch, wie als Politiker ein „Blender". Ich sage mit Absicht: „war", — denn der Stöcker von heute ist bei aller Verwandtschaft mit dem Stöcker von 1880 doch ein sehr veränderter Mann. Ein Temperament, das in der Unterhaltung noch weit mehr zu faszinieren vermochte, als in der Volksversammlung, gab dem Hofprediger in seinen Umgebungen den Schein des führenden Mannes. In Wahrheit hatte er von einem solchen wenig an sich. Er war ganz der Mann des Moments, bei aller Energie doch Sanguiniker, der in momentanen Anregungen sich erschöpfte und von jener Stetigkeit des politischen Charakters weit entfernt war. Diesem Mangel verdankt Stöcker seinen Mißerfolg. Er wirkte nur, um ein Wort Luthers anzuwenden, wie ein „fahrender Platzregen" und übersah ganz, daß er sich die politischen Früchte seiner Agitation in der Provinz hätte sichern müssen, was ihm damals in einem sehr großen Maße möglich gewesen wäre. Anstatt aber sich dieser Arbeit zu unterziehen, jagte er dem Phantom nach, „Berlin den Hohenzollern zu Füßen zu legen", und er setzte diese Tätigkeit noch fort, als er in der Hauptstadt schon sehr eine passierte Größe war, daß er vor einigen Dutzend Menschen redete.

Hammerstein war durchaus kein Volksredner; seine politischen Reden waren genau entgegengesetzter Art wie die Stöckers, — ihnen fehlte jedes Moment der Suggestion; dafür waren sie von gefeilter Schärfe und verrieten jene beharrende Energie, die Hauptleidenschaft des Staatsmannes.

Während man Stöcker Unrecht täte, wenn man ihm nicht neben aller demagogischen Berechnung auch ein Stück ehrlicher Absicht in der Vertretung sozialer Ideen zugestehen wollte, war für Hammerstein das sozialpolitische Moment nur Mittel zum Zweck, vielmehr zu Zwecken, nämlich zur Gewinnung von Einfluß auf die Massen und als Trumpf gegen die Klassen des großbürgerlichen Erwerbs, vielleicht auch als Etappe auf dem Wege zu einer neuen Korporierung der Volksklassen, auf die sich eine neue Art von ständischer Verfassung hätte begründen lassen. Der Arbeiterbewegung stand Hammerstein im Uebrigen lediglich als Todfeind gegenüber."

In einer Privatunterhaltung mit Leuß hat Hammerstein seine letzten politischen Ziele mit Bezug auf die Arbeiterbewegung mit der ihm eigenen brutalen Deutlichkeit enthüllt: „Was wollen Sie, fuhr er heraus, es gibt kein anderes Mittel gegen die Sozialdemokratie, als daß man die Arbeiter provoziert und schießen läßt".

Einen breiten Raum nimmt in den Publikationen, insbesondere auch in den Briefen des verstorbenen konservativen Parteiführers von Rauchhaupt die Geschichte und der Zerfall der Stöckerschen Berliner Bewegung ein. Man hat jedoch den Eindruck, als ob auch Leuß trotz aller kritischen Ausstellungen die politische Schwungkraft dieser Bewegung überschätzt hat, wenn er z. B. schreibt:

„Mitte der achtziger Jahre hätte eine Organisation der sehr selbstbewußten agitatorischen Kräfte, die sich in der Provinz gesammelt hatten, unter Stöckers Führung die Mittelpartei Bismarcks zu Schanden machen können. Hammerstein hatte zunächst mit diesen Kräften weniger Fühlung. Stöcker aber war kein Mann der Organisation, überhaupt kein Staatsmann, sondern ein Demagog ohne Plan und Festigkeit. Es war damals leicht zu erkennen, daß in der Provinz die mittelparteiliche Schwenkung gescheitert wäre, wenn die offene Auflehnung dagegen mit den letzten Konsequenzen von Stöcker vertreten worden wäre. Die Aristokratie und Bureaukratie hatten damals den Agitatoren zuviel Spielraum lassen müssen, als daß sie einer Auflage von diesen gegenüber gerüstet gewesen wären. Stöckers Stellung war noch

unerschüttert, und er selbst mußte sie erst durch den Rückzug vor dem Befehl Bismarcks und des Kaisers erschüttern, ehe man ihn so leichten Kaufes aus der Partei entfernen konnte, wie es später geschehen ist".

Die Berliner Bewegung war jedoch von vornherein mit politischer Unfruchtbarkeit geschlagen, kein Wunder, daß es mit ihr schnell bergab ging. Durchaus richtig ist daher auch die Parallele, die Leuß zwischen beiden Bewegungen in Berlin und Wien zieht:

„Ohnehin wäre eine Entwicklung wie die in Wien, wo der Führer der Antisemiten Oberbürgermeister geworden ist, in Berlin schwerlich möglich gewesen: die nach der ersten Verwirrung unter dem Sozialistengesetz schnell erstarkende sozialdemokratische Bewegung und das regere industrielle Leben der deutschen Hauptstadt würden selbst einem vorübergehenden Erfolge der antisemitisch etikettierten konservativen Bewegung schnell wieder den Boden entzogen haben."

Freilich die Spekulation auf eine Nutzbarmachung der Berliner Bewegung für die speziellen Parteizwecke der Konservativen ist ebenso mißglückt. Aus einem Briefe Rauchhaupts an Hammerstein erfährt man, daß Herr Irmer, der jetzige „Kreuzzeitungs"-Redakteur und konservative Landtagsabgeordnete von der konservativen Parteileitung besonders deswegen protegiert wurde, weil man durch ihn hoffte, „einen Anschluß der Berliner Bewegung an die deutsch-konservative Partei zu erreichen."

Herr Leuß erzählt von der Walbersee-Versammlung, daß neben Stöcker Herr v. Puttkamer ihr Urheber gewesen sei. Nachträglich habe Bismarck gegen die Beteiligung des Prinzen und der („der älteren lutherischen Orthodoxie angehörenden") Prinzessin Wilhelm ein Veto eingelegt; „wie man sich in konservativen Kreisen erzählte, habe sich Bismarck dabei dem Prinzen gegenüber auf hausgesetzliche Vorschriften berufen".

Interessant ist ein Schreiben an Herrn v. Hammerstein vom 26. Mai 1888. Er trägt an der Spitze den Stempel: „Dienst Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen" und lautet: „Verehrter Freiherr! Ich bitte Sie dringend in der „Krenzztg." sich über Stöcker ꝛc. absolutes Stillschweigen aufzulegen und bei zu heftigen Angriffen höchstens noch einmal zu sagen, daß Sie darauf nicht mehr eingehen könnten. Sie sind das dem Kronprinzen und seiner Gemahlin schuldig. Beste Empfehlung.

v. Mirbach."

Aus dem sonstigen Inhalt der Broschüre dürfte noch das meiste Interesse beanspruchen ein Brief des Herrn von Rauchhaupt, der ein gelungenes Selbstporträt darstellt. Demnach hat Herr von Rauchhaupt auch die politische Intrigue nicht minder gut verstanden wie sein langjähriger Parteigenosse Stöcker, ja er scheint sich diesen vielfach zum Muster genommen zu haben, so in einem Briefe vom 3. Oktober 1889, der nach Stil und Inhalt vielfach Anklänge an den berüchtigten Scheiterhaufenbrief Stöckers zeigt. Rauchhaupt macht darin Hammerstein zum Vorwurf, daß er den Kaiser nach einem aus naheliegenden Gründen im Wortlaut hier nicht wiederzugebenden doppelten Rezept behandele, das Fürst Bismarck den politischen Parteien gegenüber wechselweise zur Anwendung zu bringen pflegte: „Es darf nicht dahin führen, so heißt es u. a. in diesem Schreiben, daß Sie, wie Sie es unzweideutig getan, den Kaiser mit . . . . wollen. Sie haben seinen absolutistischen Neigungen gefröhnt, weil Sie glaubten, ihn in Dissensus mit den Nationalliberalen zu bringen, während Sie suchen mußten, die Aeußerungen des Kaisers, welche auf einen solchen Dissensus klar hinwiesen, für uns auszunutzen, ohne aber ihn auf den Dissensus, in welchem er sich mit den Nationalliberalen befand, hinzuweisen."

Auf die Stellung Hammersteins zu den Juden kommt Leuß im Schlußartikel noch einmal zurück, indem er aus dem Privatleben Hammersteins Folgendes mitteilt:

„Einen mir bekannt gewordenen anderen Zug aus dem Leben Hammersteins glaube ich nicht unterdrücken zu sollen. Von Schwartow her stand Hammerstein in geschäftlicher Verbindung mit einem jüdischen Kaufmann Priester. Dieser hatte dann eine Zündholzfabrik gegründet, und schrieb vor Jahren an Hammerstein um Hilfe: er stehe vor dem Bankerott. Hammerstein und Frau von Hammerstein kamen überein, Herrn Priester eine hohe Summe — zwanzigtausend oder dreißigtausend Mark — vorzustrecken, und Frau von Hammerstein überbrachte das Geld persönlich. Herr Priester war erkrankt und starb bald darauf. Ueber den Nachlaß brach trotz der Hilfe Hammersteins der Konkurs aus, und das Kapital war verloren. Die Söhne von Herrn Priester haben später die Fabrik zu hoher Blüte gebracht und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Nachdem Hammerstein verurteilt worden war, hat die Familie Priester einige Jahre monatliche Abzahlungen von 100 Mark auf die Schuld des verstorbenen Vaters der Familie v. Hammerstein geleistet.

Der Antisemitismus Hammersteins war hiernach augenscheinlich rein politischer Natur und hatte auf sein persönliches Verhalten zu Juden nur dann Einfluß, wenn dabei politische Rücksichten mitspielten."

Antisemitische Schillerfeier.

Der hundertste Todestag Schillers hat das ganze deutsche Volk geeint gesehen zu Füßen des gefeierten deutschen Nationaldichters. Auch die Juden haben selbstverständlich und lebhaft an den Huldigungen sich beteiligt. Von den zu Ehren Schillers gedichteten Prologen, die in Berlin auf den ersten Festveranstaltungen gesprochen wurden, waren zwei von Juden, Julius Rodenberg und Ludwig Fulda, verfaßt. Ein anderer Jude, Ludwig Geiger hat einen Festvortrag gehalten, und man hat es durchaus nicht für unangebracht angesehen, Mendelssohnsche Musik zur Schillerfeier hören und selbst den Judas Maccabäus aufleben zu lassen.

Ueber allen Feiern schwebte gewissermaßen der Schillersche Geist, der allem Gemeinen, Niedrigen, Schmutzigen entrückt, in der Feierstunde wenigstens die deutsche Menschheit zwang zu seinem hohen Stand emporzublicken und zu versuchen, ihm sittlich näher zu rücken. Wie aber begingen Antisemiten die Feier? Nun, in jedem andern, nur nicht im Schillerschen Geiste. Man würde es nicht für möglich halten, wenn man nicht den kleinlichen, splitterrichterlichen antisemitischem Geist zur Genüge kennen gelernt hätte, aber ein Festredner, Herr Abg Oswald Zimmermann, hat es der Schillerfeier für würdig erachtet, nicht nur auch zu antisemiteln, sondern sogar mit diesem Blatte zu polemisieren.

In unserem dem Andenken Schillers in der letzten Nummer gewidmeten Leitartikel befindet sich folgende Stelle:

Wohl gibt es nichts in seinen Werken, weder den Gedichten, nach den Dramen, nach den Prosaschriften, was — wie etwa bei Lessing — in irgendwelchem unmittelbarem Zusammenhange mit dem Judentum, seiner Religian, seiner Geschichte, seinem Leidensweg durch zwei Jahrtausende stünde, — man müßte denn etwa seine Bühnenbearbeitung „Nathans des Weisen" dahin rechnen, durch die dieses dramatische Hohelied religiöser Duldung endlich zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen dem lebendigen Theater gewonnen wurde. Aber wenn auch Schiller niemals für das Judentum direkt Partei ergriffen hat, weil sich ihm keinerlei Gelegenheit dazu bot, wenn auch in den sämtlichen Bänden seiner Schriften das Wort Jude vielleicht überhaupt nirgends vorkommt, so war er doch der größte und stärkste Bahnbrecher jener Anschauungen, deren allmählichem Erstarken die deutschen Juden späterhin die Befreiung aus dem Ghetto dankten.

Diese Stelle nun begeistert Herrn Oswald Zimmermann in seiner Festrede am hundertsten Todestage des deutschen Nationaldichters zu folgenden tief empfundenen, schwungvollen Ergüssen, die wir nach dem Festberichte der „Staatsbürgerztg“ wiederzugeben uns nicht versagen können:

. . . Wenn die „Abwehrmitteilungen“ behauptet hätten, daß Schiller wohl der einzige Dichter gewesen wäre, bei dem das Wort Jude nicht zu finden sei, so wäre das eine so ungeheuerliche Fälschung, wie man sie eben nur bei diesem Blatt gewohnt sei. Demgegenüber müsse immer wieder von neuem daran erinnert werden, daß die denkliche Gestalt aus den „Räubern“, Spiegelberg, die Charakterzüge eines richtigen Juden trage. Auch sonst habe Schiller wiederholt das „Jüdische“ in Handel und Gebräuchen gegeißelt und auch als Geschichtsschreiber habe er in seiner Abhandlung über die Sendung des Moses über das Judentum ein so absprechendes Urteil gefällt, daß auch selbst die „Abwehrmitteilungen“ es kennen sollten.

Wir legen weiter kein Gewicht darauf, daß wir nicht gesagt haben, Schiller sei der einzige Dichter 2c.; wir legen ferner kein Gewicht darauf, daß an der betreffenden Stelle in unserem Artikel das einschränkende Wort „vielleicht“ sich findet. Konnte denn aber Herrn Oswald Zimmermann, der antisemitischen Leuchte, bei einer Festveranstaltung zu Ehren Schillers garnicht einfallen, daß der Verfasser unseres Artikels vor allem den Dichter Schiller und nicht den Verfasser einiger mehr oder weniger wertvoller historischer, philosophischer Aufsätze im Auge hatte? Und wenn wirklich schon, als wir nur an den großen Dichter Schiller dachten, uns die nicht gerade besonders wertvolle Arbeit „Sendung Mosis“ eingefallen ist, war die Schillerfeier just der richtige Moment, uns zurechtzuweisen? Wie gering muß des Festredners Andacht gewesen sein, wie gering muß er die feiner Gemeinde eingeschätzt haben, daß er die Festgenossen, die versammelt waren, den hundertsten Todestag des deutschen Nationaldichters zu feiern, mit solchen Trivialitäten unterhalten zu sollen glaubte. Nicht minder lächerlich ist die Hypothese, daß Spiegelberg die Charakterzüge eines Juden tragen solle. Ja wenn Spiegelberg noch Rosenberg oder Blumenberg oder Goldberg oder Silberberg geheißen hätte, dann würden wir darin für antisemitische Dichterinterpreten Grund genug für eine solche Auffassung finden, so aber, ich kenne Dich, Zimmermann.

Die Idee gar, daß die Antisemiten Schiller „auf Grund einzelner seiner Aussprüche mit der größten innerlichen Berechtigung zu ihrem Parteiheiligen machen könnten“, ist eine so ungeheuerliche, daß man in ein homerisches Gelächter darüber ausbrechen muß.

Nach diesen Proben antisemitischer Schillerfeier dürfen wir wohl mit Recht sagen, daß, in so vielen Städten und Versammlungen auf dem ganzen Erdkreise auch Schiller am 9. Mai gefeiert wurde, er doch nirgends in so unwürdiger Weise gefeiert worden ist, wie in der antisemitischen Versammlung in der Metropole deutscher Intelligenz, und daß weder Herr Zimmermann, der Festredner, noch auch seine ihm Beifall spenbende antisemitische Zuhörerschaft von Schillerschem Geiste auch nur den leisesten Hauch verspürt haben. Ja selbst Herr Adolf Bartels müßte zu seiner Beschämung gestehen, daß die von ihm so gering geschätzten jüdischen Literaten, die in Berlin an der Schillerfeier in so hervorragendem Maße teilgenommen haben, den idealsten Vertreter der deutschen Nation und des deutschen Geistes unendlich besser verstanden haben, als die antisemitischen Herrschaften, die sich auf ihr Deutschtum so viel zu gute tun und das deutsche Empfinden in Pacht genommen zu haben glauben.

Die Revue des Deux Mondes über die Juden in Rumänien nebst einigen allgemeinen Bemerkungen zur Judenfrage.

Wenn jemand über die Judenfrage schreiben will, dann ist er entweder für oder gegen die Juden eingenommen; er mag noch so objektiv sein wollen, es kommt immer zu einer mehr oder minder deutlichen Parteinahme. Es kann passieren, daß jemand, wie zum Beispiel Graf Coudenhove, gegen die Juden schreiben will, aber während seiner Studien über die Frage zur entgegengesetzten Ansicht kommt, aber schließlich ergreift er entschieden Partei. Um so interessanter, beachtenswerter und wichtiger sind die Aufzeichnungen eines klugen und offenbar gerecht und billig denkenden Mannes, der gar nicht über die Judenfrage schreiben will, der sich vielleicht nie mit der Judenfrage beschäftigt, möglicherweise noch nie in seinem Leben einen Juden gesehen oder wenigstens ihm näher getreten ist, dem aber das Thema auf einer Reise sich geradezu aufdrängt.

Herr André Bellefort hat Rumänien bereist und veröffentlicht seine Eindrücke in der Revue des Deux Mondes. Als er sich anschickt, von der Wallachei nach dem nördlichen Teil Rumäniens, dem ehemaligen Moldau-Fürstentum, abzureisen, fragt ihn sein rumänischer Gastfreund, ob er die Judenfrage dort studieren wolle. Er denke nicht daran, erwidert er; der Gastfreund dort habe ihm sogar bei Strafe verboten, die Judenfrage auch nur zu berühren. Um so mehr denkt man dort daran, lautet die Antwort, und Sie werden schon darüber reden hören.

Herr Bellefort ist kaum in dem Moldaugebiet, als er fortwährend Juden sieht und über sie reden hört. Von den 360 000 Einwohnern der Städte daselbst sind nämlich 140 000 Juden, und sie sind auch besonders zahlreich auf dem flachen Lande. Der Franzose hört nun überall seine rumänischen Gastfreunde auf die Juden schimpfen, hier, daß sie am Sabbath sich breit machen, in Jassy, daß kein saftiges Beefsteak zu haben ist, weil nur von geschächteten Tieren koscheres Fleisch, d. h. unblutiges zu haben ist usw. Der Franzose läßt sich aber durch die Schimpfereien weiter nicht beeinflussen, sondern tut die Augen auf und urteilt selbst. Obwohl er vielleicht nicht ganz frei ist von einem gewissen Vorurteil, das alle gegen Individuen wie Völker einmal haben, über die sie fortwährend schimpfen und klagen hören — semper aliquid haeret, kann man auch in diesem Sinn sagen, — obwohl er als Franzose keine besondere Vorliebe haben mag für die Juden, von denen man ihm klagt, „daß sie durchweg deutsch sprechen, die Avantgarde des deutschen Einflusses bilden und zum Schaden Frankreichs die deutschen Fabrikate verbreiten, wie Ratten die Pest“, so bleibt er doch gerecht gegen die Juden, ohne ungerecht gegen die Rumänen zu sein.

Er schildert beispielsweise die furchtbaren Verwüstungen, die durch die Pellagra unter dem Volk angerichtet werden, aber er sieht gleich, warum die Juden nicht von ihr heimgesucht werden. Der Jude, schreibt er, nimmt mehr Rücksicht auf die Hygieine wie der rumänische Bauer und genießt gesündere Kost. Er ißt Fleisch und trinkt nicht. Wenn ihm ein Kind erkrankt, dann holt der Jude schnell einen Arzt und gibt, wenn es sein muß, seine letzten Ersparnisse her. Das, fügt er hinzu, ist eine der Ursachen für die Zunahme der Zahl der Juden, die seit 1850 etwa hundert Prozent beträgt, während die der übrigen Bevölkerung sich auf kaum sechzig Prozent beläuft.

Wohin der französische Reisende kommt, sieht er Juden fleißig arbeiten, die winzigsten wie wichtigsten Arbeiten verrichten und infolgedessen wirtschaftliche Macht, wirtschaftlichen Einfluß gewinnen und sich geradezu unentbehrlich machen. Die Regierung, schreibt er, lebt in beständiger Angst, daß die Juden sich vermehren oder daß sie auswandern; beides sollen sie nicht. Wird ein Jude von einem Ortsmagnaten ausgewiesen, dann kommen die Bäuerinnen und bitten, daß man ihn wohnen lasse. Zwischen Landleuten und Juden besteht das denkbar beste Verhältnis. Der Bauer, lesen wir in den

Aufzeichnungen, denkt nicht daran, den Juden zu hassen oder zu verachten, und er haut wohl gelegentlich seinen Advokaten, den Lehrer oder seine Frau durch, aber niemals einen Juden. Auch der Großgrundbesitzer kann ohne die Juden nicht fertig werden, die allein die Arbeiter mit Erfolg beobachten können, die alles liefern, alles kaufen, alles verstehen. Der Gutsbesitzer, der nur die Rente bezieht, schimpft auf die Juden, der Arbeiter, der unter Aufsicht des Juden das Land wirklich bebaut, tut es nicht, sondern achtet auf einen bloßen Wink des Juden, während er auf den Besitzer nicht einmal hört. Der Absentismus der Bojaren hat den jüdischen Pächtern, Aufsehern, Vermittlern usw. ihren Einfluß verschafft, die Indolenz des Bauern läßt die Juden reich werden, was man unter den kleinen Verhältnissen reich nennt.

Von dem Eifer der Juden und ihrem Einfluß auf die Bauern einerseits und der Indolenz der letzteren andererseits erzählt Herr Bellefort manch niedliches Geschichtchen.

Einem Ingenieur verunglückt das Gespann und er bittet, da er unter allen Umständen noch an demselben Tage in der Stadt sein muß, dringend einen Bauern, dem er f ü n f Francs verspricht, ihn nach der Stadt zu fahren. Der Bauer sagt nein und verharrt dabei. Dem Ingenieur bleibt nichts übrig als nach der Schänke zu gehen, die natürlich einem Juden gehört. Er ist kaum dort, so bietet ihm der Jude, der auf irgend eine mysteriöse Weise schon Namen, Beruf, Reiseziel des Ingenieurs erfahren hat, von selbst an, wenn für ihn etwas abfiele, ihn nach der Stadt zu befördern, wohin er doch jedenfalls reisen wolle und vor Abend gelangen müsse. „Was wollen Sie?" fragt der Ingenieur. „V i e r Francs". Das Geschäft ist gemacht, und bald darauf ist ein Gespann zur Stelle. Der Ingenieur ist vor Erstaunen außer sich, als er in dem Fuhrmann denselben Bauern erkennt, den er vor kurzem dringend um den Dienst gebeten und dem er noch einen Franc mehr geboten hatte. Fast möchte er an die Zauberkraft der Juden glauben, mit der sich selbst „gebildete" Rumänen deren Einfluß erklären. Er fragt den Mann, was ihm der Jude für die Fahrt gebe. „D r e i Francs", lautet die Antwort. Aber ich habe Ihnen doch vorhin fünf Francs geboten und Sie wollten mich nicht fahren?" „Ja, sagt der Bauer, Ihretwegen wollte ich mich nicht von meiner Wohnung trennen. Der Jude aber, den kenne ich seit zehn Jahren. Ich könnte ohne ihn nicht existieren. Ist meine Ernte schlecht, dann leiht er mir Geld. Stirbt mir ein Kind, dann verschafft er mir die Begräbniskosten. Der kennt das Leben. Er schafft uns alles, was wir brauchen. Er ist kein schlechter Kerl, und man muß etwas für ihn tun."

Der Zauber war erklärt, der Ingenieur konnte darauf nichts erwidern und schwieg.

An einer anderen Stelle schreibt Bellefort:

„Man sagt, der Jude liebe das Geld. Diese Gier teilt er aber mit einer stattlichen Anzahl anständiger Christen. Von allen Krämern in Bouhoussi ist nur ein einziger Rumäne, aber gerade über den klagen die Bauern am meisten. Gewiß, der Jude ist sehr scharf hinter dem Verdienen her. Aber nur in Arbeitervereinen kennt man solche Generosität wie in den jüdischen Gemeinden. Wann immer die Sache Israels es erfordert, dann wird auch der letzte Jude in dem ärmsten moldauischen Dörfchen nicht sich weigern einen Beitrag zu den Kriegskosten zu entrichten.

Sie sind geduldig, zäh, ohne viel Zartgefühl, aber nicht ohne starkes moralisches Empfinden, sowohl eng verbunden hinsichtlich ihrer allgemeinen Interessen als auch fest verankert in ihren privaten. Die Tugenden, die sonst überall welken, bewahren um ihren häuslichen Heerd noch ein ursprüngliches Grün: die Frömmigkeit, die Achtung vor der Tradition, die Verehrung ihrer Vorfahren, die außerordentlich stark entwickelte Familienliebe. Ich bewundere sie. Der Jude ist einer der stärksten Fermente der Menschheit. Wo er sich niederläßt, da geht selbst der Grund und Boden auf."

Diese Bemerkungen sind nicht allgemeine Betrachtungen, sondern natürliche, gewissermaßen sich von selbst ergebende, ja sich aufdrängende Schlußfolgerungen des Gesehenen und in der Revue Geschilderten. Wie scharf Herr Bellefort beobachtet und urteilt, das geht daraus hervor, daß er in den noch so unmodern als möglich gekleideten, und auch sonst überaus wenig, zumal von der französischen Kultur, beleckten, den bescheidensten Berufen nachgehenden rumänischen Juden die g r o ß e n I d e a l i s t e n herauserkennt.

Wie aus den Aufzeichnungen zu ersehen, betreiben die Juden in Rumänien jedes nur denkbare H a n d w e r k, übernehmen sie jede Arbeit, für die sich die Rumänen als Nachkommen der Römer zu vornehm dünken, sind sie die Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten, bewirtschaften die schönsten Domänen und sind der ganzen Landwirtschaft in allen ihren Verzweigungen geradezu unentbehrlich. Sie erfreuen sich auch eines verhältnißmäßigen Wohlstandes, sie besitzen alles, nur, wie Herr Bellefort sich ausdrückt, nicht das R e c h t e t w a s z u b e s i t z e n. Sie leben auch auf durchaus freundschaftlichem Fuße mit dem rumänischen Volke, werden nicht in dem üblichen Sinn, und wie man es von Rußland gewohnt ist, verfolgt, könnten zufrieden sein und sind es auch, wenigstens in den Schichten, in welchen man zufrieden ist, wenn man sein anspruchsloses Dasein fristen kann; aber — nun, der frühere M i n i s t e r C a r p sagt es in einer Unterredung mit Herrn Bellefort. „Sie haben keinen verfolgten Juden gefunden? ruft er aus. Aber ist das nicht Verfolgung, daß ein Präfekt mit einem Federstrich einen Mann mit seiner ganzen Familie wirtschaftlich ruinieren kann? Die administrative Verfolgung ist die schlimmste".

Herr Bellefort hat Gelegenheit gehabt zu sehen, welche Wirkungen die rumänische Judengesetzgebung auf solche Juden hat, die an etwas mehr als an das tägliche Stückchen Brot zu denken gelernt haben. Der rechtlose akademisch gebildete Jude vergißt nicht, daß er als Paria behandelt wird; man erkennt das an seinem kalten, haßerfüllten Blick. Der schwärmerisch veranlagte Jude glaubt, daß nur der Sozialismus eine Aenderung herbeiführen wird und wirft sich diesem in die Arme. Da haben wir die Erklärung für die Verbreitung der sozialistischen Lehren unten den Juden in Rußland.

Der Franzose will keine politischen Schlüsse aus seinen Beobachtungen ziehen, er sagt nur, er würde, wenn er Rumäne wäre, sich nicht so sehr über die Juden beklagen und wenn auch nicht so g l e i c h, so doch schneller naturalisieren, und wenn er Jude wäre, würde er, wie er glaube, sich weniger über die Rumänen beklagen, aber gegen das Wehrgesetz protestieren, das ihn zwinge, einem Staate als Soldat zu dienen, als dessen Bürger er nicht anerkannt werde.

Wenn nun in Rumänien die Juden wie alle und sogar mehr als alle anderen Bewohner des Landes a r b e i t e n, wenn ihnen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie nicht Handwerker, nicht Landwirte usw. seien, wenn keine Feindschaft, sondern im Gegenteil große Freundschaft zwischen Juden und Christen im Lande besteht, was in aller Welt hält die Regierung ab, den Bestimmungen des Berliner Vertrages zu entsprechen?

Es ist, wie wir annehmen müssen, die Furcht, daß die Juden, die selbst unter den jetzigen, so unbilligen und unwürdigen Gesetzen so viel Macht und Einfluß gewonnen haben, nach Aufhebung der sie einschränkenden Gesetze das ganze Land in ihre Gewalt bekommen würden. Das aber ist unseres Erachtens eine durchaus verkehrte Annahme. Genau das Gegenteil wäre der Fall, das heißt Macht und Einfluß der Juden würden abnehmen, es würde sich alles mehr ausgleichen.

Wie lange ist es her, daß die Ressortminister begriffen haben, daß sie durch Verbilligung gewisser Tarife, durch Ermäßigung gewisser Steuern dem Staate größere Einnahmen verschaffen? Und wie viele haben das selbst heute noch nicht begriffen! Der jüdische Leutnant, der jüdische Oberlehrer, der jüdische Richter, sie haben einen sehr beschränkten Einfluß, und Schätze sammeln sie alle erst recht nicht. Aber die jüdischen Rechtsanwälte, die jüdischen Geschäftsleute und noch andere, von denen man im täglichen Leben abhängt, weil man sie fortwährend braucht, die haben Einfluß und erwerben zum Teil großen Reichtum, der ihnen noch weitere Macht und noch größeren Einfluß verschafft und dazu werden die intelligentesten Juden geradezu gepreßt.

Noch ein anderes Motiv für das Verhalten der Regierung ist denkbar: das stupide Rassenmotiv, eine falsche Auffassung des Nationalitätsbegriffs. Die Rumänen haben keine Initiative, wie beispielsweise auch die Russen nicht. Statt aber froh zu sein, daß es im Lande Leute gibt, die dieses Defizit ausgleichen können, die Initiative und andere der Mehrheit fehlende Tugenden entfalten und mit der Zeit natürlich auch lehren, hemmt man sie und drangsaliert sie auf jede mögliche Weise. Die Folge ist, daß man die unzufrieden macht, die man doch nicht entbehren kann, daß man diese geradezu anreizt, ihre Macht mehr auszunutzen und die anderen, die man doch schützen will, gewöhnt, in ihrem Schlendrian zu verharren, da diese die ihnen abgehenden Tugenden für minderwertig, wenn nicht gar für Untugenden halten müssen, wie andererseits die Juden wieder in einem Milieu erhalten werden, in welchem sie die an ihnen beklagten unangenehmen Eigenschaften beibehalten oder doch nur schwerer und jedenfalls langsamer ablegen.

Die hochweisen Herren, die Rumänen und auch manche anderen Länder regieren, sagen nun, wir verzichten lieber auf vieles, das wir haben könnten, wenn wir die Juden überall im Lande als vollberechtigte Bürger anerkennen würden, lassen lieber die Bauern nach Ur-Ur-Großväter-Sitte das Land bewirtschaften, verzögern die Entwickelung des Handels und der Industrie, lassen lieber, wie in Rußland, Getreide und Fische verfaulen, als daß wir den Juden mehr Vorteile zukommen lassen. Die Herren vergessen nur, daß heutzutage die Welt viel zu eng ist, als daß man Länder, zumal in Europa, lange unentwickelt liegen lassen kann. Sind es nicht die im Lande geborenen Juden, die gern auch Bürger des Landes werden möchten, dann kommen eben andere Staatsangehörige, die sich nicht nach rumänischem oder russischem Bürgerrecht sehnen, Leute, die an Konsuln, an Gesandte, sich wenden können, die die Fahne einer großen Macht schützt, und die Reichtümer des Landes gehen in fremden Besitz über, und das Land läuft außerdem Gefahr, in Konflikte mit anderen Ländern zu geraten. Die Grenzen des Landes aber Fremden ganz zu versperren geht heute auch nicht mehr. Japan hat diese Politik aus freien Stücken aufgegeben und ist gut dabei gefahren. China hat es nicht getan und hat den Schaden davon. Australien, das den ganzen Kontinent für die Australier behalten will, lebt in steter Sorge, daß die Japaner mit Gewalt sich die Möglichkeit verschaffen werden, in dem so wenig bevölkerten Erdteil durch Arbeit sich eine in ihrem übervölkerten Vaterlande unmögliche Existenz zu gründen, die ihnen jetzt die australische Gesetzgebung verschließt.

Unsere Antisemiten aber, die für die rumänische Judenpolitik so schwärmen, sollten beherzigen, daß die in Rumänien unterdrückten Juden, wie Herrn Bellefort geklagt worden ist, die deutschen Pioniere sind, die Verbreiter deutschen Einflusses und deutscher Industrie. Und ferner sollten sie sich merken, daß die administrative Verfolgung die schlimmste von allen Verfolgungsarten ist. Nicht das Gesetz, das man kennt und das man bekämpfen kann, ist das gefährlich furchtbare, sondern das ganz gemeine ist es, das man nicht „kann sehen und ins Auge fassen“ und darum auch nicht offen bekämpfen. Und noch unmoralischer und darum verderblicher als selbst die gesetzlich eingeführte Willkür — wenn wir uns ein solches Paradoxon erlauben dürfen — ist die Willkür trotz Gesetz und Verfassung, denn diese untergräbt im ganzen Volke die Achtung vor dem Gesetz, das Vertrauen auf Gesetz und Gerechtigkeit.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Erbenschleicher. Wir haben bereits wiederholt Gelegenheit gehabt, auf die widerwärtige Art hinzuweisen, in welcher die Antisemiten den Erben des deutschen Kaiserthrones umschleichen, zuletzt anläßlich des von der ganzen Presse mit alleiniger Ausnahme der antisemitischen als taktlos und aufdringlich zurückgewiesenen Vorschlages der „Staatsbürger-Ztg.“, dem Kronprinzen solle aus der Tasche des Volkes eine besondere Apanage bewilligt werden. Das genannte Blatt scheint, nachdem es seine Rolle als Pückler-offiziös ausgespielt hat, es darauf anzulegen, daß man es als das Organ des Kronprinzen ansehe. Es ist, soviel wir gesehen, das einzige Blatt, das sich zum Geburtstage des Kronprinzen ein Leitartikelchen leistet, obendrein in Sperrschrift, und das mit einem sehr mysteriös klingenden Zitat von einem ungenannten Dichter schließt.

„An dieses neuen Jahres Schwelle aber — so lautet der Schluß — mag ihm der Gruß gelten, den ein Dichter seinen Kindern mit auf die Lebensreise gegeben:

Im Osten dämmerts, der Tag bricht an, —
Die Anker hoch und nun wohlan!
Das Steuer geführt mit fester Hand:
Glückauf zur Fahrt! Und Licht und Land!“

Ein antisemitischer Redner Richard Döring, hat in einer Versammlung des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes gewissermaßen Beschlag auf den Kronprinzen gelegt. Nachdem er gegen die Juden gesprochen, fuhr er fort:

„Ein deutschnationaler Sieg in der deutschen Reichshauptstadt bei unseren Wahlen zum Kaufmannsgericht, das mag zugleich unsere Hochzeitsgabe für unseren jugendfrischen Kronprinzen sein.

Wir glauben nicht einen Augenblick an einen praktischen Erfolg derartigen Liebeswerbens. Es gehört gar zu wenig dazu, dabei nicht die Absicht zu merken. Wir registrieren diese einzelnen erbenschleicherischen Akte, diese gar zu verfrühten Zukunftsspekulationen auf die dereinst aufgehende Sonne und den anbrechenden Tag als überaus bezeichnend für die Denkweise der Antisemiten und für die Hoffnungen, mit denen sie sich tragen.

Die Wahlen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten in Berlin. Das Ergebnis der am 7. Mai in Berlin stattgehabten Wahlen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten in der Wahlkurie der kaufmännischen Angestellten wird von dem antisemitischen deutschnationalen Handlungsgehilfenverband als ein Erfolg, der angeblich seine kühnsten Erwartungen übertroffen habe, ausposaunt. Gar so überwältigend ist nun der „Sieg“ des Verbandes keineswegs. Die Deutschnationalen haben zwar auf ihre Liste die relativ größte Stimmenzahl vereinigt, sind aber an den insgesamt abgegebenen Stimmen noch nicht mit einem Drittel beteiligt; von den 100 gewählten Beisitzern sind 31 Deutschnationale. Von der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen, 10471, sind auf ihre Liste nur 3247 entfallen. Es wäre den drei andern großen Organi-

sationen der Handelsangestellten und den ihnen angeschlossenen kleineren Vereinigungen durch eine noch engere Zusammenfassung der Verbände ein leichtes gewesen, die Deutschnationalen auch aus der relativen Mehrheit zu verdrängen.

Vermischtes.

Speyer. Dem neuerdings zum Bischof von Speyer ernannten Domdechanten Busch überbrachte auch die hiesige israelitische Kultusgemeinde durch ihren Vorstand, Herrn Sig. Herz, die innigsten Glückwünsche. Bei dieser Gelegenheit und wiederholt, als der hohe Herr den Besuch erwiderte, versicherte derselbe den Gratulanten seines aufrichtigen Wohlwollens und seiner Sympathie. Wie bisher, so werde er auch künftighin für den Frieden unter den Konfessionen und das Wohlergehen der Gesamtbevölkerung unserer Stadt von ganzem Herzen wirken. Es war der besondere Wunsch des Herrn Bischofs, daß dieser Ausdruck seiner loyalen Gesinnungen den Mitgliedern des israelitischen Kultusgemeinde bekannt gegeben werde.

Paris. Präsident Loubet hat auf die Begrüßung des Großrabbiners von Bordeaux erwidert: „Solange ich noch einen Lebensodem in mir habe, werde ich nicht aufhören zu predigen die Toleranz und die Achtung aller politischen und religiösen Ansichten, sowie den Frieden zwischen allen Staatsbürgern. Das ist das einzige Mittel, daß unser Vaterland den Platz in der Welt behaupte, den es heute einnimmt. Dieser Erfolg, ich bin deß gewiß, wird erreicht durch den guten Willen aller."

Die einwandernden Juden und das Judentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Anatole Leroy-Beaulieu.

(Vortrag gehalten in der Société des Etudes juives in Paris am 18. Dezember 1904).

Wenn ich darauf eingegangen bin, vor Ihnen hier das Wort zu ergreifen, so tue ich es, um hier öffentlich Zeugnis von dem abzulegen, was ich in Amerika gesehen habe. Es ist ein großer und eindrucksvoller — ja, ich kann selbst sagen, wunderbarer Anblick, den man in Amerika genießen kann, in diesem Lande der Wunder und der Freiheit. Ich habe mit eigenen Augen tausende und hunderttausende von menschlichen Wesen gesehen, die aus der alten Welt vertrieben worden sind, und die jenseits des Ozeans mit der Freiheit auch die Sicherheit, die Menschenwürde und oft auch den Wohlstand gefunden haben; die sich in kaum fünfzehn oder zwanzig Jahren völlig verändert haben, so daß es oft schwierig ist, sie wiederzuerkennen. Diese wunderbare Erscheinung dient in gleicher Weise dem freien Amerika und dem jüdischen Volk zur Ehre, diese Juden — die wenige Jahre vorher noch verfolgt wurden — und die es verstanden haben, in kurzer Zeit die amerikanische Toleranz und die Existenzbedingungen der neuen Welt vorteilhaft zu benutzen.

Nach meiner Meinung sind es vornehmlich zwei Momente, die die Größe, den Reichtum und, wenn man so sagen will, die Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten ermöglicht haben. Erstens ist Amerika vielleicht das einzige Land der Welt, wo die staatlichen Einrichtungen allen Fähigkeiten den weitesten Spielraum lassen. Und zweitens haben sich auf dem amerikanischen Boden, der seit zwei oder drei Jahrhunderten durch Generationen von Ansiedlern und Kolonisten, die aus allen Ländern Europas herbeieilten, in guten Stand gesetzt worden ist, die tatkräftigsten Männer, die festesten Charaktere und die unternehmendsten Köpfe zusammengefunden.

Aus diesem Zusammenschluß tüchtiger Persönlichkeiten, der vielleicht einzig in der Geschichte dasteht, und der Einrichtungen, die der menschlichen Tätigkeit das freieste Kräftespiel gestatteten und den fähigsten Männern erlaubten, von dieser Freiheit Nutzen zu ziehen, mußte sich notwendigerweise auf allen Gebieten, auf denen der Politik, des Handels, der Industrie und der Volkswirtschaft, eine wunderbare Entwickelung ergeben. Von allen Einwanderern, die seit drei Jahrhunderten durch religiöse Unduldsamkeit oder durch politische Tyrannei, durch Abenteuerersinn oder Unabhängigkeitsgefühl nach den amerikanischen Küsten getrieben wurden, sind vielleicht keine seit den Puritanern von edleren Motiven hierhergeführt worden, als die Kinder Israels, die aus Europa durch die Ungerechtigkeit der Gesetze und durch die Unduldsamkeit der Sitten vertrieben wurden. Keine haben aus der alten Welt nach dem neuen Kontinent mehr Entschlossenheit, Tatkraft und Arbeitsfreude mitgebracht als sie — und das sind gerade die Eigenschaften, die die Ausdehnungskraft und die unvergleichliche Stärke der amerikanischen Zivilisation ausmachen. Ich muß hier konstatieren, daß der Antrieb zu dieser Auswanderung nach Amerika zum großen Teil von einer Gesellschaft ausging, die heute noch Frankreich und dem Judentum zur Ehre gereicht — nämlich der Alliance Israélite Universelle. — Im Jahre 1869 wütete eine Hungersnot in Polen. Die Alliance beauftragte damals zwei ihrer Mitglieder — der eine der beiden, Leven, ist ihr gegenwärtiger Präsident — damit, an Ort und Stelle Hilfsmittel zu verteilen und über die Lage der Juden zu berichten. Auf ihren Vorschlag hin ließ die Alliance fünfhundert kräftige Juden auswählen und schickte sie nach den Vereinigten Staaten. Das war der erste Zug russischer Juden, der nach dem Lande der Freiheit ging. Als im Jahre 1881 und 1882 die Unruhen in Litauen mehr als 20000 Juden zwangen, die galizische Grenze zu überschreiten, mußte die Alliance wieder dafür Sorge tragen, diese ungeheure Volksmenge seßhaft zu machen. Sie erinnerte sich der erfolgreichen Expedition im Jahre 1868 und schickte einen Teil der Flüchtlinge, die in Brody sich zusammengefunden hatten, nach den Vereinigten Staaten. In den Jahren 1882 bis 1890 vervollständigte sie das Werk, indem sie die Familien der Ausgewanderten, die bisher noch in Rußland geblieben waren, gleichfalls nach Amerika sandte.

Ich hatte den lebhaften Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, wie diese Opfer der Vorurteile der alten Welt sich in materieller und moralischer Hinsicht akklimatisierten, in diesem Lande Washingtons und Lincolns, das so sehr verschieden von den Ländern ist, die sie verlassen mußten. Aus diesem Grunde entschloß ich mich auch, trotz meines Widerwillens gegen eine Seereise, den atlantischen Ocean zu durchfahren. Ich wollte in Amerika, in ihrer neuen Heimat, die Juden aus Rußland, Rumänien und Galizien sehen, die ich einst in ihrem Geburtslande studiert hatte. Ich kannte die meisten Judenschaften Europas, Asiens und Afrikas. Nun wollte ich das kennen lernen, was die Amerikaner fälschlich als die „Ghettos der Neuen Welt" bezeichnen. Ich habe zur Schande Europas das unverdiente Elend geschildert, das die Juden des Orients zu erdulden haben und ich sollte hier das Glück genießen, zu sehen, wie die russischen und rumänischen Juden, die man der Freiheit für unwürdig erachtete, sich ihrer wohl würdig gezeigt haben und wie sie sie zu ihrem Nutzen in der großen demokratischen Republik benutzt haben.

Es gibt ungefähr heutzutage 1300000 oder 1400000 Juden in den Vereinigten Staaten. Die größere Hälfte findet man in New-York. Jetzt, zu Ende des Jahres 1904, wohnen in Groß-New-York etwa 700000 Israeliten. Diese Zahl, die ich schon vorher einigen meiner Freunde mitgeteilt

habe, scheint übertrieben. Aber ich habe an Ort und Stelle feststellen können, daß das nicht der Fall ist. Im Jahre 1903 sind 80 000 Juden in den Vereinigten Staaten eingewandert und zwar fast alle nach New-York. Nach dem Inneren des Landes sind nur etwa 13 000 gezogen.

Und nicht nur die Einwanderung vermehrt von Jahr zu Jahr die jüdische Bevölkerung New-Yorks und der Vereinigten Staaten. Man muß auch die natürliche Vermehrung dieser jüdischen Bevölkerung, die sich aus dem Ueberschuß der Geburten gegenüber den Sterbefällen ergibt, in Rechnung ziehen. Andererseits muß man aber — um den wirklichen Wert der jüdischen Einwanderung richtig einzuschätzen und ihre Einwirkung auf das amerikanische Leben nicht zu hoch einzuschlagen — daran denken, daß in verschiedenen Jahren des letzten Jahrhunderts Europa mehr als eine Million Einwanderer nach den Vereinigten Staaten geschickt hat. Wie bedeutend auch heute die jüdische Einwanderung erscheint, so überschreitet sie selten und erreicht sogar nicht immer den zehnten Teil der jährlichen Gesamteinwanderung.

Wenn man sich mit diesen amerikanischen Juden beschäftigt, so fällt einem bald die Tatsache auf, daß mehr als die Hälfte von ihnen nicht auf dem Boden Amerikas geboren ist. Die meisten sind vor einigen zwanzig Jahren eingewandert, nach jenen unheilvollen „Maigesetzen“, die die an und für sich schon schwierige Lage der russischen Juden noch verschlechtern sollten — also seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander III. Wenn die russischen Juden jedes Jahr zu Tausenden nach den amerikanischen Küsten auswandern, so tragen die strengen russischen Gesetze, die Unduldsamkeit und die Rechtsunsicherheit schuld daran, daß sie gegen ihren eigenen Willen gezwungen sind, ihr Geburtsland zu verlassen. Wie groß auch die Zahl derer sein mag, die sich zu diesem Exil entschließen, so fehlt doch noch viel zu einem allgemeinen Auszug der russischen Juden nach Amerika. Denn zunächst muß man, wenn man den russischen Boden verlassen und den Ozean überschreiten will, die Mittel dazu haben, um die Fahrt durch Europa und über den atlantischen Ozean bestreiten zu können. Dann hindern zwar die Vereinigten Staaten die Einwanderung nicht, sie treffen aber doch den Auswanderern gegenüber gewisse Vorsichtsmaßregeln. Sie verlangen von jedem ein Privateigentum von mindestens zehn Dollar. Jetzt ist sogar die Rede davon, dem Eintritt in Amerika gewisse Schranken entgegen zu setzen, um die Flut der Einwanderung zu hemmen. Infolgedessen bilden Juden, die trotz dieser Schwierigkeiten und trotz dieser Forderungen in Amerika einwandern, eine Art Elite. Nur die Unternehmendsten, die Kräftigsten, die Wohlhabendsten oder die weniger Elendsten können also das Kaiserreich des Nordens verlassen. Vor zwanzig Jahren schrieb ich im „Empire des Tsars“, daß die Auswanderung keine Lösung der Judenfrage sein könne. Ich sagte damals, Tausende werden gehen — und Millionen werden bleiben. Und das ist auch wirklich der Fall. Wie stark auch die Auswanderung aus dem düsteren russischen Ghetto gewesen ist, sie hat die jüdische Bevölkerung des weiten Kaiserreiches nicht vermindert. Die Juden sind daher dort noch immer zu zahlreich. Man kann die Judenfrage in Rußland eben nicht durch die Auswanderung lösen. Allenfalls wäre das in einem kleinen Lande nicht unmöglich, z. B. in Rumänien.

Ein Mann von Tatkraft und kühnem Geiste, der bekannte Dr. Singer, der Begründer der großen jüdischen Encyclopädie *), hat die Meinung ausgesprochen, die amerikanischen Juden sollten sich dazu entschließen, die größte Zahl ihrer Glaubensgenossen aus Rußland nach Amerika kommen zu lassen. Die Israeliten der Vereinigten Staaten haben diese Absicht aber nicht. Dieser Riesenplan scheint ihnen nicht praktisch zu sein. Er scheint ihnen vielmehr dazu angetan zu sein, die jüdische Einwanderung zu diskreditieren.

Die Lösung der Frage der russischen Juden liegt nur in Rußland und kann auch nur in Rußland gefunden werden. In diesem großen slavischen Kaiserreiche kann man dieses schwierige Problem, wie in anderen Ländern, nur durch die Freiheit und durch die Gleichheit der Rechte lösen. Und mit der Freiheit und der Gleichheit wäre die Frage leicht entschieden. Die Stunde ist vielleicht nahe, in der die russische Regierung sich dazu entschließen wird, den Juden die Freiheit zu geben, auf die sie ein Recht haben. Ich glaube, diese Hoffnung ihren amerikanischen Freunden machen zu dürfen.

Der große Krieg, der schreckliche, der Asien verwüstet und die ganze Welt in Trauer versetzt, scheint dazu bestimmt, Rußland neu zu gestalten. Er wird für Rußland, im Innern, dauernde und vielleicht heilsame Folgen haben. Das ist wenigstens die Ansicht der Mehrzahl meiner russischen Freunde. Ich, als Franzose, kann mir nicht anmaßen, hier im Namen der russischen Gesellschaft zu sprechen; aber ich darf feststellen, daß alle Schriftsteller Petersburgs und Moskaus einmütig Freiheit und Gleichheit für alle Untertanen des Zaren ohne Unterschied der Geburt und der Religion fordern. Auf diese Weise wird die jüdische Frage gelöst werden. Und wir Franzosen, die Bundesgenossen Rußlands, die wir das Reich des Zaren gern geeint und glücklich sehen wollen, wir haben die Pflicht, unsere Stimme zu erheben, damit dieses große Werk der Gerechtigkeit und der Toleranz zur Ausführung kommt. Es wird dem Zaren zur Ehre gereichen und dem russischen Reiche die Sympathien wiederbringen, die es in den letzten Monden verloren hat.

Ich habe bereits erwähnt, daß mich der lebhafte Wunsch nach Amerika führte, die Juden New-Yorks kennen zu lernen. Einige Tage nach meiner Ankunft machte ich mich nach dem jüdischen Viertel der East Side auf. Heutzutage gibt es in New-York drei oder vier jüdische Viertel oder, wie man dort sagt, drei oder vier Ghettos. Das bedeutendste ist das der East Side, in dem 350 000 oder vielleicht gar 400 000 Israeliten wohnen. Dieses Stadtviertel New-Yorks wurde früher von Einwanderern von verschiedener Herkunft — hauptsächlich von Irländern — bewohnt. Jetzt, da die Juden sich hier in Massen angesiedelt haben, haben sich die früheren Bewohner nach anderen Gegenden der Stadt zerstreut. Als ich diese Art Ghetto, das vielleicht das größte und bevölkertste der Welt ist, betrat, dachte ich etwas Aehnliches zu finden, wie in Rußland und der Türkei. Ich war erstaunt, als sich ein ganz anderes Schauspiel meinen Blicken bot. Das Ghetto der East Side stellt zwar eine jüdische Stadt im Weichbilde der großen amerikanischen Metropole dar, aber es bietet nicht den traurigen Anblick der Ghettos in Rußland oder im Orient. Die Bewohner dieses New-Yorker Stadtviertels haben wohl ein jüdisches Aussehen; aber viele von ihnen haben schon amerikanisches Wesen angenommen. Was mir auffiel, war, daß der sogenannte jüdische Typus nicht überall zu finden ist. Die Gesichtszüge der Bewohner der East Side sind sehr verschieden, obgleich die meisten von ihnen russische oder polnische Juden sind. Ich erwartete, Straßen zu finden, die nicht gerade von Sauberkeit glänzten. Ich fand zwar nicht Straßen, die mit den großen Avenuen New-Yorks zu vergleichen wären, aber ich war doch erstaunt, hier weniger Schmutz und weniger Elend zu finden, als ich gefürchtet hatte. Die Hauptverkehrsadern der East Side mit ihren großen Magazinen aller Arten, ihren Banken und Geschäftshäusern haben sogar einen Anstrich der Wohlhabenheit, der ihren Bewohnern Ehre macht. Man findet überall ein intensives jüdisches und zugleich amerikanisches Leben, das den Fremden überrascht.

*) The Jewish Encyclopedia, Funk and Wognalls, New-York.

Man muß die amerikanische Judenstadt bei weitem den jüdischen Städten in Galizien oder in Rußland vorziehen. Die äußere Haltung und der Gang der jungen Leute und der Kinder ist sehr interessant. Sie haben sich überraschend schnell umgebildet und haben schon etwas amerikanisches an sich. Nur die Wohnungen der East Side sind zu eng für die Menge der Bevölkerung, und viele Familien sind in beschränkte Räumlichkeiten zusammengepfercht. Trotzdem scheint mir das New-Yorker Ghetto dem Londoner vorzuziehen zu sein. Man fühlt hier mehr Leben, mehr Tatkraft, mehr Selbstvertrauen, mehr Erfolg und Wohlhabenheit.

Nach meiner Rückkehr von Amerika weilte ich einige Tage in London, um Vergleiche anzustellen.

Die Lage der Juden in London scheint ziemlich günstig, weil die Juden der englischen Hauptstadt kaum die Zahl 150 000 übersteigen. Auch hier giebt es eine Art Ghetto im östlichen Teile der Stadt, nach Whitechapel hin. Aber das New-Yorker Ghetto bietet einen viel besseren Anblick als das Londoner, obgleich auch in London viele russische und polnische Einwanderer zu finden sind. Das New-Yorker Ghetto macht vielleicht deshalb einen günstigeren Eindruck, weil sich hier die unternehmendsten und tatkräftigsten Männer des östlichen Europas zusammengefunden haben. Die furchtsameren und die ärmeren sind in England geblieben. Jedoch in hygienischer Beziehung und auch in bezug auf die Wohnungsfrage scheint das Londoner Ghetto dem New-Yorker vorzuziehen zu sein.

In den Straßen der New-Yorker East Side findet man Firmenschilder und Anpreisungen in allen Sprachen, im Jargon mit hebräischen Lettern, in russischer, polnischer, deutscher, rumänischer und sogar litauischer Sprache. Zeitungsverkäufer bieten vier bis fünf Tageszeitungen an, die meist in hebräischen Lettern geschrieben sind, zum Teil auch im Jargon oder englisch. Sehr interessant sind die Spezialtheater für die jüdische Bevölkerung. In New-York gibt es vier oder fünf solcher Theater, in Philadelphia zwei oder drei. Man spielt hier im Jargon Stücke, die von Juden geschrieben sind. Auch die Darsteller sind Juden. Diese Theaterstücke sind sehr populär. Gewöhnlich gehen Eltern und Kinder, ganze Familien, in diese Spezialtheater. Ich habe früher einmal behauptet, daß der Jargon sich in Amerika nicht lange halten werde. Er hat sich länger behauptet, als ich gedacht habe; denn jedes Jahr bringt einen neuen Strom von Einwanderern, die es lieben, unter sich „jüdisch" zu sprechen. Da alle Kinder englisch lernen und die junge Generation sich mehr und mehr der englischen Sprache bedient, so wird vielleicht in fünfundzwanzig Jahren, vielleicht auch erst in einem halben Jahrhundert der Jargon durch das Englische verdrängt worden sein.

Die erste Frage, die sich dem aufmerksamen Beobachter in den Ghettos der Vereinigten Staaten aufdrängt, ist die: Wie können diese hunderttausende von Einwanderern ihr Fortkommen auf amerikanischem Boden finden? Es war ein schwieriges Problem für die amerikanischen Juden, als der große russische Exodus begann. Es gab damals ungefähr 100 000 Juden in New-York. Und ihnen sagte man nun vor fünfundzwanzig Jahren: Ihr müßt eine halbe Million Eurer Glaubensgenossen aus der alten Welt aufnehmen und für alle diese Vertriebenen Wohnungen und Existenzmittel verschaffen. — Bei der Lösung dieser Frage hat das amerikanische Judentum eine Intelligenz und Fähigkeit ohnegleichen gezeigt. Eine solche Tat macht Amerika und den amerikanischen Einrichtungen Ehre.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 20. Berlin, 17. Mai 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen“** direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bancat a. D. **Arnolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Da capo!

In der Ansprache, die Minister Freiherr v. Rheinbaben in Posen auf dem Schiller-Kommers hielt, heißt es unter anderem: „An uns selber sollen wir Kritik üben, nicht aber zuerst an den anderen. Sie ist ja eigentlich ein Grundzug unseres deutschen Wesens, die unsere Einigkeit gefährdende, zersetzende Kritisierung der anderen. Aber ein jeder soll an seine Brust schlagen und daran arbeiten, daß dieser bedauerliche Grundzug deutschen Wesens zurücktritt, und das tut doppelt not hier in den Ostmarken. Hier darf es sich nicht darum handeln, ob Bürger oder Bauer, ob Protestant oder Katholik oder Jude, ob Beamter oder nicht, hier muß es uns darum zu tun sein, daß das Bewußtsein einer nationalen Pflicht in uns brennt.“

Sehr schön gesagt und, was noch wichtiger, sehr richtig. Aber das sollte der Herr Finanzminister nicht blos am Schillertage und nicht blos in Posen sagen, sondern auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten, beispielsweise gelegentlich im preußischen Ministerrate, wobei er die Herren v. Einem und Schönstedt durchaus nicht besonders aufs Korn zu nehmen braucht. Herr v. Rheinbaben sagt ja selbst, daß in der Ostmark das Fortfallen der Kritik an — anderen doppelt not tut. Not tut es also auch in anderen Teilen des Reiches, daß man „nicht Unterschiede mache zwischen Bürger und Bauer, zwischen Protestant, Katholik und Jude, und daß das Bewußtsein einer nationalen Pflicht in uns brenne. Es ist auch weder schicklich und würdig noch auch zweckmäßig, nur da sich in den Mantel der Tugend zu hüllen, d. h. die ungesetzlichen und tatsächlich auch unvernünftigen Unterscheidungen wegfallen zu lassen, wo es besonders not tut. Man merkt dann gar zu sehr die Absicht und je nach dem Temperament belächelt sie der eine, der andere wird verstimmt, und ein Dritter gar nimmt es krumm und will das Spiel nicht mitmachen. Es gibt Leute, die besonders empfindlich sind, wenn man sie für dumm hält und glaubt, sie durch etwas sanftes Streicheln, wie es manche Kandidaten vor den Wahlen beim Bruder Bauer anzuwenden lieben, ködern zu können. Solche Leute tun zwar auch dann noch mitunter ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, aber nicht mehr und nicht mit der nicht hoch genug anzuschlagenden Freudigkeit. Da ist es denn wahrlich das staatsmännischste, daß man immer, und nicht blos wenn man in Not oder in den Ostmarken, hübsch vernünftig ist.

Aber es scheint sich glücklicherweise in der Tat die Stimmung in der einer Belehrung zugänglichen und auf Besserung der Verhältnisse bedachten Welt zu vollziehen. Auf dem in Weimar in der vorigen Woche abgehaltenen deutschen Hochschultage hat man sich u. a. zu folgenden Grundsätzen bekannt:

1. Die Studienjahre sind für den deutschen Studenten eine Zeit der Entwickelung, in der er sich vorbereiten soll, insbesondere auf die Ausübung seines späteren Berufes im Dienste des Vaterlandes. Diese Vorbereitung umfaßt:

den Erwerb des für den späteren Beruf notwendigen Wissens;

die Ausbildung des Charakters, d. h. das Streben, sich durch Selbsterziehung zu einer freien Persönlichkeit zu entwickeln.

Dies ist nur möglich, wenn der Student die ihm von der Hochschule gebotene Gelegenheit benutzt, in Berührung mit Kommilitonen der verschiedensten Anschauungen und Kreise zu treten und in unbefangenem Verkehr mit ihnen die eigenen Anschauungen zu bilden und zu entwickeln.

2. Aus dem Bewußtsein, ein Lernender zu sein, und aus dem Prinzip der Selbsterziehung folgt für den Studenten die Pflicht, jede Absonderung nach parteipolitischen oder konfessionellen Gesichtspunkten selbst zu vermeiden und ihr gegebenenfalls bei seinen Kommilitonen entgegenzutreten.

Auch den Herren Studenten möchten wir da capo! zurufen, zumal sie seit einer längeren Reihe von Jahren arg genug gegen die hier aufgestellten Grundsätze gesündigt haben. Denn die Abschließung von den jüdischen Studenten und deren Ausschließung ganz allein haben diese zu der Gründung konfessioneller Verbindungen gedrängt. Es wäre nur zu wünschen, daß die Herren, was sie so auf der Universität feierlich verkündet haben, nicht später im Amt und Stellung wieder vergessen.

Ein „Jüdischer Turntag“

hat kürzlich in Berlin folgende Erklärung angenommen:

Die „Jüdische Turnerschaft“ bezweckt die Pflege des Turnens als Mittel zur Hebung des jüdischen Stammes im Sinne der nationaljüdischen Idee. Unter Nationaljudentum verstehen wir das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Juden auf Grund gemeinsamer Abstammung und Geschichte, sowie den Willen, die jüdische Stammesgemeinschaft auf dieser Grundlage zu erhalten. Der Verband verfolgt keine politischen Zwecke.

Der „Jüdische Turntag“ stellt fest, daß sich diese Zwecke und Ziele nur in der „Jüdischen Turnerschaft“ erreichen lassen.

Unser durchaus ablehnender Standpunkt gegenüber den jüdischen Absonderungsbestrebungen, wie sie ganz besonders in den jüdischen Turnvereinen zum Ausdruck kommen, ist in der „Mitteilungen“ oft dargelegt worden. Wir würden deshalb an der neuesten

zionistischen Aktion stillschweigend vorübergegangen sein, wenn sich nicht bemerkenswerte Auseinandersetzungen in der Presse daran geknüpft hätten. So schrieb die nationalliberale „Köln. Ztg.":

„... In diesem Programm liegen aggressive Tendenzen stärkster Art gegen den modernen Nationalstaat. Jeglicher Versuch aber, durch Betonung der Rassen- und Konfessionsgegensätze einen Zwiespalt in dem geschichtlich gewordenen Staatsganzen zu erzeugen, muß aus nationalem Interesse aufs rückhaltloseste bekämpft werden, so oft und so vorurteilslos wir auch stets für eine gerechte Gleichberechtigung unserer jüdischen Mitbürger einzutreten bestrebt gewesen sind. Alle diese Bestrebungen gehen, wie wir schon früher betont haben, von der bedenklichen Verkennung des Begriffes „Volk" im politischen und etymologischen Sinne aus. Das Volk als politischer Begriff ist die Gemeinschaft derer, die einer bestimmten Staatsgewalt unterworfen sind. Die in deutschen Grenzen Staatsbürgerrecht genießenden Juden sind politisch Deutsche. Die Betonung ihrer internationalen Zusammengehörigkeit auf der Grundlage ihrer Rassenverwandtschaft ist staatsfeindlich."

„... Diese Resolution, die auf dem Turntag in Berlin beschlossen worden ist, hat die lebhafteste Verurteilung von allen Seiten gefunden, die kein Interesse an einer Zersetzung unseres Staatsganzen haben, vielmehr aufrichtig bestrebt sind, die Gegensätze zu überbrücken und den sich langsam und erfolgreich vollziehenden Verschmelzungsprozeß zu unterstützen. . . ."

„So muß ein solches jüdisches Scharfmachertum wegen der von ihm verursachten Schäden aufs lebhafteste bekämpft und in seine Schranken zurückgewiesen werden. Wollen diese Chauvinisten ihre jüdische Eigenart pflegen, so mögen sie es — so schädlich es für ihre eigene Stellung im Volksleben ist — in den vier Pfählen ihres begrenzten individuellen Seins tun. Greifen sie aber auf das staatlich-politische öffentliche Leben über, so werden sie eine geschlossene Gegnerschaft finden. Dieses kleine Häuflein jüdischer Scharfmacher sollte bedenken, daß ihm nicht die Gegnerschaft der antisemitischen Hetzer gefährlich ist, sondern die höchst unangenehme Revision der ihnen bisher wohlgesinnten Politik aller Kreise, die eine Verschmelzungspolitik stets befürwortet haben, der Christen wie des überwiegenden Teils der Juden, die sich zuerst als deutsche Staatsbürger, dann erst als Angehörige der jüdischen Rasse fühlen."

„... Bei dem Vorgehen des jüdischen Turntages fällt aber erschwerend ins Gewicht, daß die Absonderungsbestrebungen einen rassen-konfessionellen Zusammenschluß, auf internationaler Grundlage bezwecken und daß die Turnerei mit Rassenangehörigkeit gar nichts zu tun hat, zumal da die deutsche Turnerschaft den jüdischen Turnern keinen Grund gegeben hat, sich abzusondern. Vielmehr ist der dahinzielende Antrag beim Deutschen Turnertag in Nürnberg fast einstimmig abgelehnt worden. Daß die deutsche Turnerschaft keineswegs den jüdischen Turnern feindlich gegenübersteht, beweist doch am besten der Umstand, daß der Erste Vorsitzende des Allgemeinen Turn-Vereins zu Köln, der dem Verbande der deutschen Turnerschaft angehört, — ein Jude ist."

Von den dem rheinischen Blatte zugegangenen Zuschriften veröffentlicht es das folgende Schreiben eines jüdischen Lesers in angesehener Lebensstellung. Da heißt es:

„Ich unterschreibe jedes Wort, mit welchem Sie die Zuschrift des jüdischen Turntages begleitet haben. Wie ich denke, so denken weitaus die meisten Deutschen jüdischen Glaubens. Wenn die Bewegung, welche man Zionismus nennt, den Zweck hat, das Los der Juden in Rußland, Rumänien und Galizien durch Auswanderung nach fernen gesegneten, freiheitlichen Ländern zu verbessern, so kann man dieses Ziel nur billigen und im Interesse der Menschlichkeit nur wünschen, daß auch manchen im geistigen und materiellen Elend lebenden christlichen Bewohnern Halbasiens eine gleiche Hülfe zuteil werden möge. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß neben Männern von edelster Gesinnung, welche die Bewegung eingeleitet haben und weiterführen, auch manche Elemente sich in ihren Dienst gestellt haben, denen es nur darum zu tun ist, sich bemerkbar zu machen und auf irgend eine Weise eine Rolle zu spielen. Diese sind es vornehmlich, welche den großen Massen den Traum — denn ein solcher ist es und bleibt es aus zahlreichen hier nicht näher auszuführenden Gründen — der Wiedergewinnung Palästinas oder die Errichtung eines eigenen Judenstaates vorzaubern. Der große Haufen ließ sich zu allen Zeiten mit Zukunftsträumen einfangen. Mögen die Zionisten zusehen, wie sie die Hilfe gestalten, die sie den Armen und Elenden zuteil werden lassen; ihre sich nur hierauf beschränkenden Bestrebungen sind der Sympathie aller Gebildeten sicher. Wenn sie aber darüber hinausgreifen und uns unser über alles heißgeliebtes deutsches Vaterland verekeln aber auch nur in unser deutsches Leben irgendwie trennend aber hemmend eingreifen wollen, so kann ihnen nicht energisch genug zugerufen werden: „Hände weg!" Es ist traurig genug, daß Deutschland an konfessioneller Zerrissenheit seit Jahrhunderten zu leiden hat, aber unsererseits sollte nichts geschehen, diese noch zu vermehren. Es ist ja leider wahr, daß wir Juden in Deutschland, namentlich in Preußen, weit weniger in Baden und Bayern, über mancherlei Zurücksetzungen zu klagen haben, Zurücksetzungen, die man in andern Ländern alter Kultur nicht kennt, und daß diese dazu geführt haben, Vereinigungen auf konfessioneller Grundlage zu bilden, über deren Existenzberechtigung sich streiten läßt. Niemals dürfen diese Vereinigungen etwas anderes sein als solche von Deutschen jüdischen Glaubens, nicht aber Konventikel auf national-jüdischem Boden. Dem erkenne ich in Deutschland keinerlei Existenzberechtigung zu. Wenn ein Kind sich von seiner Mutter gegen seine Geschwister zurückgesetzt sieht, so wird es als gutes Kind abwarten, bis die Mutter auch ihm mit gleicher Liebe und Gerechtigkeit entgegenkommt, aber seine Liebe zu der Mutter wird darum nicht geringer werden. So lieben auch wir unser deutsches Heimatland — trotz der bedauerlichen Zurücksetzungen — und rufen jedem, der uns die Freude an ihm bewußt oder unbewußt stören will, die Worte des Unsterblichen zu, der in diesen Tagen von aller Welt gefeiert wird: „Uns Soldaten mag er schimpfen, den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen." Unser Feldherr, unser Führer ist die Liebe zur deutschen Heimat, und die wollen wir uns durch die Auswüchse des Zionismus nicht trüben lassen. Je energischer wir den Zionismus in seine ursprünglichen Schranken zurückweisen, umso besser für uns und für ihn."

In ähnlichem Sinne urteilen die spezifisch jüdischen Organe. So schreibt die „Allgemeine Zeitung des Judentums":

„Die Zusammengehörigkeit der Juden in religiöser Beziehung auf Grund gemeinsamer Abstammung und Geschichte, sowie den Willen, diese auf derselben Grundlage zu erhalten, wird und muß von uns allen mit Eifer betont werden, und wir freuen uns herzlich über alle Bemühungen, diesen Geist und dieses Gefühl in unserer Jugend zu wecken und zu erhalten. Ebenso entschieden muß aber auch immer wieder auf die Gefährlichkeit aller unnötigen nationalistischen Sonderbestrebungen hingewiesen werden, die unsere Stellung gefährden und der Gesamtheit schaden. Es ist gewiß löblich, das Turnen zu pflegen und dadurch die junge Generation kräftig und widerstandsfähig zu machen, aber es ist durchaus nicht abzusehen, warum dieser Zweck nicht auch in den zahlreichen deutschen Turnvereinen, die so mutig und entschieden gegen die antisemitischen Elemente in der Turnerschaft aufgetreten und den Sieg davongetragen haben, erreicht werden könnte."

Und das „Israelitische Familienblatt" bemerkt, es müsse es aufs entschiedenste ablehnen, mit den Tendenzen und Bestrebungen dieses Turnerbundes identifiziert zu werden, und es sei gewiß, bei dieser Ablehnung die deutsche Judenheit in ihrer überwältigenden Majorität auf seiner Seite zu haben.

Schärfer als es in den mitgeteilten Auslassungen geschieht, konnten von jüdischer Seite die extremen Bestrebungen des „Jüdischen Turntages" nicht zurückgewiesen werden. Diese Zurückweisung bildet zugleich einen energischen Protest gegen den Versuch, die deutschen Juden in ihrer Gesamtheit für die Tendenzen des „Jüdischen Turntages" verantwortlich zu machen. Es ist und bleibt eine unum-

stößliche Tatsache, daß nur eine ganz verschwindende Minderheit der deutschen Juden mit solchen zionistischen Auswüchsen etwas zu tun hat.

Die neuesten Judenhetzen in Rußland.

In Schitomir haben die um die Osterzeit in Rußland üblichen Judenschlächtereien stattgefunden. Diese gehören sozusagen zu den russischen Ostergebräuchen. Der amtliche „Regierungsbote" gibt dazu folgenden klassischen Kommentar:

Daß die Zahl der Opfer bei den Unruhen in Schitomir verhältnismäßig gering ist, ist den energischen Maßnahmen zuzuschreiben, die die Regierung zur Unterdrückung und zur Verhütung von Unruhen ergriffen hat. Bereits seit dem 21. April haben die Juden in Schitomir eine herausfordernde Haltung an den Tag gelegt, so gebrauchten sie z. B. das Bild des Kaisers als Ziel für Schießübungen. Dem Ministerium des Innern, so fährt das Blatt fort, liegt eine Reihe von Berichten über von Juden auf der Straße gegen Christen verübte tätliche Beleidigungen vor.

Jedermann kennt die Zuverlässigkeit russischer amtlicher Auslassungen. Jedem normal denkenden Knaben schon wird die Naivetät dieser Erklärung ein Lächeln der Verachtung entlocken. Aeltere Leute wissen allerdings aus Erfahrung, wie wenig Mühe man sich in Rußland gibt, Fehler, Verbrechen, Schandtaten einigermaßen zuzudecken. Man glaubt es nicht nötig zu haben oder schätzt das Ausland nach den jämmerlichen Zuständen daheim. Wohl nur die „Staatsbürgerzeitung" und ähnliche antisemitische Bildungsorgane dürfen es wagen, vor ihren Lesern sich so zu stellen, als glaubten sie wirklich, die Juden in Schitomir hätten eine herausfordernde Haltung an den Tag gelegt und z. B. das Bild des Zaren als Ziel für Schießübungen benutzt. In Rußland trüben immer die Schafe den Wölfen das Wasser. Die unterdrückten Juden werden eine herausfordernde Haltung einnehmen, sie, die fortwährend für ihr Leben zittern, die wissen, was sie auch ohne jede Herausforderung von dem Pöbel zu erwarten und wie wenig sie auf den Schutz der Behörden zu rechnen haben. Und die Juden werden das Zarenbildnis als Zielscheibe so benutzen, daß alle anderen es sehen und darob sich entrüsten und den Vorwand zu Schlächtereien haben.

In früheren Zeiten entweihten die Juden Hostien, vergifteten sie die Brunnen, heute schießen sie auf ein Zarenbild, jedenfalls weil sie fürchten, das russische Volk sei schon zu aufgeklärt, um die ollen Kamellen zu glauben. Und haben die Juden in Taurien und in den anderen Gegenden, wo gleichfalls Judenschlächtereien mit den dazu gehörigen Plünderungen verübt sind, auch auf den Zarenbilderbogen geschossen? Hat vielleicht gar die „Alliance Israélite" die Zarenbilderbogen bei Gustav Kühn in Neuruppin engros bestellt?

Wir begreifen, daß die „Staatsbürgerzeitung" entsetzt ist, daß in Erfurt ein jüdischer Kaufmann einen Vers aus Schillers Glocke zu Reklamezwecken benutzt hat. Das ist in der Tat schrecklich. Wir begreifen noch mehr, daß sie ganz außer sich ist über die ungeheuerliche Majestätsbeleidigung, die in der Verwendung eines Zarenbildes als Zielscheibe liegt; nach diesem sentimentalen, zartbesaiteten Blatte kann sich „niemand eine größere Majestätsbeleidigung denken". Es ist auch furchtbar. Was wir aber am meisten begreifen, ist, daß sie kein Wort des Mitleids hat für die geschlachteten Juden — denn die verdienen eben kein Mitleid, wie sie ausdrücklich in ihrer Umschau am letzten Tage der Schillerwoche schreibt, am 13. Mai 1905. Auch daß sie keine Klage für die im Kampfe umgekommenen und verwundeten Christen hat, wundert uns nicht; diese sind ja gefallen auf dem Felde der Ehre, das Papiermaché-Bild des Zaren verteidigend.

Ueber den Nutzen des Ritualmordmärchens für die Mörder.

Die in Hannover an der Else Cassel und Erna Schaare begangenen Morde führen um so mehr dazu, den Zusammenhang zwischen Lustmorden und Ritualmorden an einigen Beispielen nachzuweisen, als seiner Zeit das unaufgeklärte Verschwinden der Else Cassel zu dunklen antisemitischen Andeutungen über Ritualmorde geführt hatte.

Am 26. September 1904 wurde, wie die „Oesterr. Wochenschrift" v. 1904, S. 661 berichtete, in dem Orte Kamenicek bei Hlinsko in Böhmen die Leiche eines zirka 17 jährigen Mädchens mit durchschnittenem Halse aufgefunden. Auch das Gesicht wies zahlreiche Schnittwunden auf und der Körper, der offenbar mehrere Schritte weit geschleift worden war, war fast blutleer. In der Toten wurde die am Orte ansässige Stephanie Pospischil agnosziert, und es gelang auch der energischen Tätigkeit der Gendarmerie, am selben Tage des Mörders in der Person des 22 jährigen Webers Anton Tlusty habhaft zu werden. Dieser hatte das Mädchen nachmittags vom Tanzboden fortgelockt und dasselbe in ein Wäldchen, welches nur einige Schritte vom Dorfe entfernt ist, geführt, wo er das Verbrechen verübte. Charakteristisch ist folgender Umstand: Als die Leiche gefunden wurde, befand sich auch **der Mörder** unter den Zuschauern und **war bemüht das Verbrechen mit dem Hinweise auf den Halsschnitt und das Fehlen des Blutes als „Ritualmord" darzustellen.** „Das kann kein Christ getan haben", rief er aus. Der Mörder wurde dem Bezirksgerichte in Hlinsko eingeliefert. Dem Gerichtsadjunkten Dr. Pardus gelang es nach dreitägigem Verhöre, den Mörder zum Geständnis zu bringen.

In dem 2. Hefte der Monatsschrift der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" (1905) wird mitgeteilt: „Vor einigen Tagen brachte der Olmützer „Pozor" die Nachricht, daß bei Pochwatow in Böhmen die Industrielehrerin Ludmilla Wolf mit durchschnittenem Hals ermordet aufgefunden wurde und daß in der Bevölkerung die Meinung verbreitet sei, Fräulein Wolf sei einem „Ritualmord" zum Opfer gefallen. Unsere sofort eingeleiteten Erhebungen ergaben, daß drei Tage nach Auffindung der Leiche ein gewisser Schramek als Täter dem Bezirksgerichte Neustrechitz eingebracht wurde. Schramek ist aus Schlan gebürtig, katholischer Religion und als übelbeleumdetes, arbeitsscheues Individuum bekannt. Den Aufpasser machte ein Kamerad Schrameks, namens Werner, der gleichfalls verhaftet wurde. Schramek wurde dem k. k. Landesgerichte Prag eingeliefert. — Die Herren Mörder versuchen es seit der Polnaer Affäre fast überall, durch einen Schnitt in den Hals des Opfers den Verdacht auf die Juden abzuwälzen."

In Deutschland können wir mit solchen Fällen ebenfalls aufwarten. Beispielsweise berichteten wir (1904, S. 103) über Jacob Stabi in Amberg, welcher einen Lustmord begangen und mit Rücksicht auf die (durch ihn bewirkte) Durchschneidung des Halses seines Opfers herumerzählte, das müßten die Juden getan haben. — Uebrigens scheint bei Lustmorden ein Verstümmeln der Leiche und namentlich Durchschneiden des Halses häufig zu sein, wie einige Fälle aus dem letzten Jahre beweisen:

14. August Meldung aus Glohn in Westfalen: Lustmord durch den Bauernsohn Ottenjaim an der 16 jährigen Rockentiedt in Mastrup; Durchschneiden des Halses mit einem Rasirmesser. 19. Mai Weidenau a. Sieg. Lustmord an der elfjährigen Clara Braun durch den Bäckergesellen Franz Hesse aus Schalke; Durchschneiden des Halses mit einem Rasirmesser. Derartige Verstümmelungen haben auch bei der Ermordung der Lucie Berlin in Berlin und in Hannover bei der Ermordung der Erna Schaare und Else Cassel statt-

gefunden. Die Ermordung der Erna Schaare erfolgte durch Durchschneiden des Halses. — Wie ein Bericht des „Berl. Lokalanzeigers" angab, war die Leiche der Erna Schaare deshalb fast blutleer. Unsere Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß seiner Zeit das Verschwinden der Else Cassel, wie bemerkt, zu Andeutungen über geheimnisvolle Morde durch Juden Veranlassung gegeben hat.

Selbst abgesehen von eigentlichen Lustmorden scheinen die Ermordungen durch Halsschnitt nicht selten vorzukommen. Zum Beispiel ermordete in Crefeld am 15. August 1904 der Weber Dickers seine Ehefrau, indem er ihr mit einem Rasiermesser am Hals eine schwere Verletzung beibrachte. Vor wenigen Wochen (am 16. April) haben die Brüder Hötz in Effelder den Drucker Demmler aus Blatterndorf in der Weise gemordet, daß der jüngere ihn festhielt, und der ältere ihm mit seinem Taschenmesser den Hals durchschnitt. Hierzu kommen dann noch Fälle, in welchen eine Zerstümmelung der Leiche nach erfolgtem Tode erfolgt, um sie leichter zu beseitigen. Unsere Leser werden sich des Falles aus dem vorigen Jahr erinnern, in welchem die Fahrlässigkeit eines Kurpfuschers den Tod einer Patientin herbeigeführt hat, um sie leichter zu beseitigen. — Daß nicht auch gelegentlich ein Jude ein ähnliches Verbrechen begangen hat, erklärt sich wohl daraus, daß im Allgemeinen die Zahl der jüdischen Mörder und Brutalitätsverbrecher im Verhältnis sehr gering ist. Immerhin ist das ein Glückszufall, ein ähnlicher Mord würde, durch einen Juden begangen, die Volksphantasie zweifellos im höchsten Maße aufreizen, während es sich in Wirklichkeit um gar nichts außerordentliches handeln würde, sondern wie vorstehend nachgewiesen, um eine gar nicht seltene Form, in welcher Morde ausgeführt werden. Zweifellos ist, daß inzwischen der Glaube an die Ritualmordfabel von den Mördern vielfach ausgenutzt wird. Einige derartige Fälle (Tlusty, Schramek, Stadi) sind im Anfang dieses Artikels angegeben, besonders kraß ist folgender Fall:

Am 21. November 1900 wurde die 15 Jahre alte Näherin Marie Suchaneck im Pecklogrunde bei Nachod ermordet. Der Leichnam wurde in entsetzlicher Weise verstümmelt, am 23. November im Gestrüpp gefunden. Nachdem eine Zeit lang der Mörder nicht gefunden worden war, brachten die christlichsozialen Abgeordneten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 20. Oktober 1901 eine den Mord betreffende, und gegen die Juden gerichtete Interpellation ein. Endlich gelang es in dem Weber Karl Jarosch den vermutlichen Mörder zu ermitteln. Am 26. Mai 1902 begann gegen Jarosch die Verhandlung vor dem Schwurgericht in Königgrätz. Der Indizienbeweis gegen den Angeklagten war so schwerwiegend, daß J. auf Zureden seines Verteidigers am 2. Juni ein Geständnis über die von ihm verübte Tat ablegte. Von besonderem Interesse ist folgende Tatsache: mehrfach hat der Mörder erklärt, den Mord könnten nur die Juden begangen haben, weil sie das Blut brauchten, unter anderem auch zu einer Frau Hammer und zu dem Ehepaar Jablonski, auf deren Zeugnis er sich zum Zwecke eines Alibibeweises berufen hatte. Man sieht daraus, daß Jarosch verstanden hat, wie vorteilhaft der Glaube an Ritualmord für die Herren Mörder ist. Dabei ist Jarosch ein wenig intelligenter Mensch, was schon daraus hervorgeht, daß er während seiner Verhaftung mehrfach zu Zellengenossen den Mord eingestanden hat.

Daß es gewitzteren Mördern öfter gelungen sein muß, durch Ablenkung des Verdachts auf „die Juden" der Entdeckung zu entgehen, ist danach zumindest im höchsten Maße wahrscheinlich. — Allerdings nur da, wo das geistige Licht der Bevölkerung noch einigermaßen dunkel*) ist und die Regierung nicht helle genug war, um den Mörder zu entdecken, und nicht den moralischen Mut hatte, von dem Aberglauben der Bevölkerung sich nicht einschüchtern zu lassen. In solchen Fällen dürfen die Mörder Ursache haben für die Tätigkeit der Antisemiten Dankbarkeit zu empfinden.

Aus dem antisemitischen Lager.

Durch die Leuß'sche Broschüre über Herrn v. Hammerstein ist u. a. auch einiges Licht auf die finanziellen Quellen geworfen worden, aus denen die Berliner Bewegung im Anfang ihrer Entwickelung gespeist wurde. Manches hiervon war freilich schon bekannt. Eugen Richter hat sich in seiner auch heute noch lesenswerten Rede am 6. April 1891 im Wahlverein der Fortschrittspartei des zweiten Berliner Wahlkreises, in der er sich ausschließlich mit den geheimen Ausgaben aus dem Welfenfonds beschäftigte, das Verdienst erworben, diese geheimen Quellen aufzudecken. Er sagte damals u. a.:

„Ich persönlich habe die feste Ueberzeugung, daß auch die antisemitische Bewegung namentlich in Berlin in ihrer Entstehung zum Teil subventioniert und großgezogen ist aus Mitteln der geheimen Fonds. Es hat eine Zeit gegeben, wo man die Aufstachelung der konfessionellen Hetze auch für ein Mittel ansah, um Berlin bei den Wahlen für die Konservativen zu erobern. Die Konservativen verfügen selbst nicht über große Mittel, das weiß jeder. Aber gleichwohl haben sie große Summen bei den Wahlen und in ihrer Agitation aufgewandt. Man sagt immer, Herr Herzog hat das alles bezahlt. Die Freigebigkeit dieses Mannes in Ehren, aber nach meiner Meinung hat ein noch größerer Unbekannter dabei mitgewirkt. Nicht etwa direkt, nicht unterm Staatssiegel kam das Geld bei den Kassen der Wahlvereine an, nein, dazu brauchte man Deckadressen, der Vermittlung von Privatpersonen, die dann nach außen als diejenigen dastehen, die das Geld geben. Erst bei den Wahlen von 1881 merkte Fürst Bismarck, daß es mit dem Antisemitismus auch nichts für ihn sei, daß dieser ihm auch bei den Wahlen in Berlin nicht helfen könne; erst von diesem Augenblick an hat er den Antisemitismus von seinen Rockschößen abgeschüttelt. Ich habe auch die Ueberzeugung, daß konservative Wahlfonds unterstützt worden sind aus diesem Geheimfonds, wenn man glaubte, daß die eigenen Kräfte der Konservativen gegenüber der Fortschrittspartei nicht ausreichten. Ich habe auch die Ueberzeugung, daß konservative Redner unterhalten worden sind aus diesem Fonds. Wenn man z. B. hier in Berlin Redner auftreten sah, immer dieselben Personen Abend für Abend, die sonst gar keine nachweisbare Existenzquelle hatten, und wenn man merkt, daß dieselben Redner in allen politischen Situationen, welche es auch immer gewesen waren, immer auf die gouvernementale Seite fielen, so mußte man zuletzt doch stutzig werden und darauf schließen, daß irgend welche gouvernementalen Drähte diese Marionetten zogen. Ich habe auch die Ueberzeugung, daß die Verwaltung der Geheimfonds bei dem Zurücktreten von Wahlkandidaten eine größere Rolle gespielt hat, als die Konservativen selbst wissen.

Es ist ja äußerst schwer, das vor aller Welt in allen Punkten klar zu beweisen. Ich mache mich aber anheischig, einen Beweis dafür anzutreten, wenn man mir nur gestatten will, diejenigen Herren Geheimräte, die ich dafür angebe, als Zeugen vor Gericht zu laden behufs eidlicher Vernehmung. Aber da, m. H., hapert's. So oft es Prozesse gegeben hat, in denen es auf solche Zeugnisse ankam, da wurde immer Gebrauch gemacht von einem

*) Wie das Gutachten der Universität Leipzig vom 8. Mai 1714 hervorhob, „man höre jetzo nichts mehr von solchen grausamen Taten in Teutschland, ohne Zweifel weil in Deutschland, nachdem es exoliret (d. h. gebildet!) worden, sich die allzu große Leichtgläubigkeit von derlei Mährlein . . . verloren". Nicht schmeichelhaft für das heutige Teutschland.

Paragraphen des Strafprozeßgesetzes, der den Vorgesetzten gestattet, den Untergebenen zu verbieten, Zeugnis abzulegen, und das Gericht hat sich das gefallen lassen müssen. Von diesem Verbot Zeugnis abzulegen, hat Fürst Bismarck bei seiner Verwaltung in allen Fällen Gebrauch gemacht, wo in irgend einem Prozesse die Rede auf die Verwendung politischer Geheimfonds gekommen ist."

Der Wiener Vizebürgermeister Strobach, eine gefügige Kreatur Dr. Luegers, ist im Alter von 53 Jahren gestorben.

Ein skrupelloser Agitator im Dienste der christlich-sozialen Partei, ein unermüdlicher Zwischenrufer im Gemeinderat, einer jener Fanatiker, denen in der Bekämpfung ihrer politischen Gegner jedes Mittel recht war, wurde er, so charakterisiert die Wiener „Neue Freie Presse" den Mann, von der Welle der Wiener antisemitischen Bewegung im Fluge emporgetragen. Er wurde in rascher Aufeinanderfolge Gemeinderat und Stadtrat, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter.

Nach der „Zeit" waren die Eigenschaften, die die Parteiführer an ihm schätzten und denen er seine Erfolge verdankte, ein unleugbares agitatorisches Geschick, Rücksichtslosigkeit im Auftreten, namentlich den Gegnern gegenüber, und ein gesunder Geschäftssinn. In der Partei nahm er eine ganz markante Stellung ein. Er stand im Lager der radikalen Antisemiten, die an ihm eine kräftige Stütze hatten. Seinen großen Einfluß wußte er im Präsidium der Verwaltung stets in diesem Sinne zur Geltung zu bringen. Das hervorstechende Merkmal seines Charakters war sein schroffes, brüskes Wesen. Er äußerte es in dem aufbrausenden Ungestüm, mit dem er die Verhandlungen wegen der Einverleibung Floridsdorfs führen ließ, und ganz besonders liebte er es, gegen die Gegner hervorzukehren, in beschimpfenden Zwischenrufen, in denen er es mit den größten Matadoren der Partei aufnehmen konnte; oder wenn er als Bürgermeister in Berlin bei einem Bankett von der „großen Schüssel" sprach, in der sich alle die Hände gewaschen haben; oder wenn er es, wie man sich erzählt, durchzusetzen wußte, daß die Sitze der Opposition nach dem Hintergrunde des Saales verlegt wurden, einfach, weil er das Gesicht eines ihm besonders verhaßten Gemeinderates nicht in der Nähe sehen mochte.

Vermischtes.

Die Haeckel-Vorträge in Berlin haben antisemitischen und orthodox-protestantischen Organen Anlaß zu ganz unmotivierten Angriffen gegen die sogenannte „Judenpresse" gegeben. Die „Frankfurter Warte", Organ der „Freien Evangelischen Volksvereinigung", z. B. schrieb am 30. v. M. in einem Artikel mit der Ueberschrift: „Haeckel und der gebildete Pöbel":

„Wir sagten: Berlin beteiligte sich an dem Haeckel-Rummel. Wer in Berlin? Zunächst waren es die jüdisch-freisinnigen Blätter, welche die Trommel rührten und die oberflächliche Durchschnittsmasse mit ihren windigen Redensarten — wie überall — berauschten und blendeten. Bemerkenswert war auch, daß ein paar Judenblätter, nachdem der Erfolg Haeckels gesichert war, eine kluge Zurückhaltung zur Schau trugen und die journalistische Hausknechtsarbeit und Stimmungsmache einigen Blättern mit nicht jüdischen Redakteuren überließen. Wir kennen das ja."

Hierzu bemerkt Pfarrer Battenberg, bekanntlich ein Vorstandsmitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, der persönlich ein sehr entschiedener Gegner Haeckels ist, in dem Frankfurter evangelischen Blatt „Die Gemeinde":

„Wie bösartig und wie unwahrhaftig ist doch eine solche vollständig unkontrollierbare, lediglich den vorhandenen Haß gegen das Judentum schürende Bemerkung. Die jüdische Presse! Welch ein Unfug wird mit dieser Bemerkung getrieben! Es mag eine Zeitung noch so anständig und gediegen sein, wenn nur ein Jude in ihrer Redaktion oder in ihrem Verlag sitzt, dann ist sie schon in der Verdammnis.

Gewiß, wir vom christlichen Standpunkt haben gar manchesmal Ursache, zu beklagen, daß unsere Weltanschauung so wenig in den politischen Blättern zum Ausdruck kommt, besonders wir vom christlich-liberalen Standpunkt. Aber welche Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche Oberflächlichkeit und Frivolität macht sich doch auch in den von Christen geschriebenen Blättern so manchesmal geltend und welcherlei Persönlichkeiten führen da oft das Wort! Aber dafür haben diese Antisemiten kein Auge und Ohr, und wenn sich die Tatsache nicht leugnen läßt, dann sind eben diese christlichen Zeitungsschreiber einfach verjudet! Z. B. Herr von Hammerstein, der Freund Stöckers!!

Was hier den konkreten Fall angeht, so ist es bekannt, daß die materialistisch-monistische Weltanschauung einen Rückschlag des überspannten philosophischen Idealismus aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts darstellt, daß aber gerade das Judentum nach dem Wesen seines religiösen Glaubens dieser Weltanschauung wenig günstig war und ist, und insonderheit ist dieser radikale moderne Monismus, sowohl was die Zahl als was die Bedeutung seiner Vertreter betrifft, nicht von den Juden, sondern von den Christen in erster Linie vertreten, während er besonders von den rabbinistischen Juden schroff, vielleicht hie und da allzu schroff bekämpft wurde.

Am schändlichsten aber in der von uns zitierten Stelle ist die zweite Hälfte. Wie war doch die Tatsache? In Berlin haben, — geradeso wie in Frankfurt — alle Blätter von diesen Haeckelschen Vorträgen Notiz genommen! einige, wie die christlich-konservativen, wohl kritisch und tadelnd, andere, wie z. B. die „Frankfurter Zeitung", objektiv referierend, wieder andere, entsprechend der leider aber tatsächlich vorhandenen Stimmung, begeistert zustimmend. Als nun, dem Zeugnis der „Frankfurter Warte" nach, einige von jüdischen Journalisten geleitete Blätter Zurückhaltung „zur Schau trugen", während andere von nicht jüdischen Redakteuren geschriebene Blätter weiter jubelten, da wird das nun von der „Frankfurter Warte" so charakterisiert, wie oben geschehen! Wie perfid ist doch diese Bemerkung! Hätten die „Judenblätter" weiter rumort, so hätte man sie verdammt; jetzt schweigen sie, und andere rumoren — da überlassen die Judenblätter, nachdem sie den Brand entzündet haben, in schlauer Weise den anderen die Hausknechtarbeit! Ist das christlich? Entspricht das dem Grundsatz christlicher Liebe, wonach, „wir alles zum besten kehren" sollen? Heißt das nicht die öffentliche Meinung vergiften, indem man, wenn man an den Tatsachen nichts mäkeln kann, schlechte Motive erdichtet? Wie soll sich denn da der Gegner noch verhalten? Nein, eine solche Kampfesweise ist einfach schändlich!"

Wien, 12. Mai. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hat den Grafen C. Coudenhove-Kalergie in das Präsidium kooptirt.

Schiller und die Juden. Man schreibt uns:

Zu dem Artikel „Antisemitische Schillerfeier" in Nr. 19 nur die kurze Bemerkung, daß Schiller, als er auf dem von Wolzogenschen Gute Bauerbach ein Asyl gefunden hatte, mit einem Bauerbacher armen Juden viel verkehrte und dessen, trotz mangelnder moderner Bildung, geistvolle Unterhaltung und wohl auch dessen Witz gern auf sich einwirken ließ. Der Jude hieß Mordochai und es leben noch Urenkel desselben auch in der betreffenden Gegend, welche auf den Umgang ihres Urgroßvaters mit Schiller stolz sind. — Bei der Feier im Jahr 1859 in Bauerbach und Meiningen ist dieser Umstände gedacht worden und die Manuskripte der Reden sowie die Tagespresse jener Zeit können darüber Aufschluß geben.

Antisemitismus auf dem Gebiete der Schule. Dem „Israel. Familienblatt“ wird aus Dresden geschrieben:

„Seit circa zwei Jahren existieren hier Realgymnasialklassen für Mädchen, welche von Fräulein Anna Nolden hier, Königsbrückerstraße 9, geleitet werden. In diesen Realgymnasialklassen meldete vor längerer Zeit auch ein Glaubensgenosse seine Tochter an, worauf er von Fräulein Anna Nolden das folgende, russischen Rezepten entsprechende Schreiben erhielt:

Als Sie heute fort waren, sah ich aus dem Zeugnisbuch Ihrer Tochter, daß sie Israelitin ist, da sie Religionsstunden nicht mitgenommen hat. Ursprünglich wollte ich keine Israelitinnen in die Realgymnasialklasse aufnehmen, ebensowenig wie in die Schule, habe mich dann aber entschlossen, die Sache dahin abzuändern, daß unter zehn Schülerinnen eine Israelitin sein kann. Diese eine ist schon seit letzten Ostern angemeldet, und da nicht vorauszusetzen ist, daß die Schülerinnenzahl bis auf 20 wächst, bedaure ich, Ihre Tochter nicht aufnehmen zu können. Es tut mir leid, Ihnen dies schreiben zu müssen, aber ich handele hier ganz im Einverständnis mit den Lehrern, von denen mehrere am Bitzthumschen Gymnasium unterrichten, wo dieselben Grundsätze gelten. Das Zeugnisbuch werde ich mir erlauben, baldmöglichst zurückzusenden.

Hochachtungsvoll Anna Nolden.“ —

Mit Recht erinnert das oben citierte Blatt daran, daß diese Praxis, den Prozentsatz der jüdischen Schüler zu beschränken, ganz und gar russischen Bräuchen entspricht. In Rußland wurden bekanntlich auch nur drei bis fünfzehn Prozent Juden — je nach der Laune des jeweiligen Unterrichtsministers — in die Lehranstalten und Hochschulen aufgenommen.

Ein solches Kontingentirungsverfahren ist übrigens auch in gewissen höheren Töchterschulen in Berlin gebräuchlich.

Ein preußischer Kammerjunker israelitischen Glaubens. Unter dieser Ueberschrift berichtet die „Deutsche Israel. Ztg.“ in Regensburg folgendes: Der Generalkonsul Max Goldschmidt in Frankfurt a. M., der nach dem Tode seines Schwiegervaters Baron Wilhelm v. Rothschild das Recht erhielt, den Adel weiter zu führen und sich v. Goldschmidt-Rothschild zu nennen, hat einen Sohn, der bei den Garde-Dragonern in Karlsruhe als Einjähriger diente. Dieser wurde zum Offiziers-Aspiranten befördert und hatte auch die Absicht und den Wunsch, Offizier zu werden. Aber trotz der Erklärung des Herrn Kriegsministers von Einem, daß die jüdische Religion keinen Grund zur Ablehnung biete, wurde von Goldschmidt-Rothschild vom Regiment abgelehnt. Hiervon erfuhr der Kaiser. Der Monarch gab seine Gesinnung in sehr deutlicher Weise kund — er ernannte den jungen v. Goldschmidt-Rothschild zum Kammerjunker. Das Offizierkorps des Regiments verstand diesen zarten Wink: der Einjährige v. Goldschmidt-Rothschild wurde Offizier!

„Kraftbrühe à la Bruhn“ empfiehlt der Inhaber einer Antisemitenkneipe den Gesinnungsgenossen zur leiblichen Atzung und geistigen Erbauung. Wir müssen uns wundern, bemerkt dazu die „Fr. D. Pr.“, daß der industriöse Schankwirt bei der Brühe stehen geblieben ist, anstatt derartig stillvoll eine ganze Speisefolge herzustellen, und unterbreiten daher, um diese fühlbare Lücke auszufüllen, mit geziemender Hochachtung den beteiligten Kreisen folgenden Entwurf eines antisemitischen Menus: Wassersuppe mit Windeiern und Schaumklößen — Gebackenes Kalbsgehirn à la Ahlwardt — Kohl in deutschsozialer Sauce. — Rinderfilet am Dreschflegel gebraten. — Fricandeaus vom Hirschel oder Böckel — Ochsenmaulsalat à la Liebermann v. Sonnenberg. — Arme Ritter. — Staatsbürgerkäse. — Graf Pückler-Eis.

Die einwandernden Juden und das Judentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Anatole Leroy-Beaulieu.
(Fortsetzung.)

Die in Amerika einwandernden Juden sind von einer seltenen Arbeitstüchtigkeit. Mit Hilfe ihrer Glaubensgenossen leben sie sich hier bald ein und verstehen es überraschend schnell, sich einen ehrlichen Broterwerb zu verschaffen. Heutzutage gibt es in Amerika kein Handwerk, dem sich nicht auch die Juden gewidmet haben. Es gibt wohl einige Berufe, in denen sie stärker vertreten sind, als in anderen, z. B. in der Kleiderkonfektion und in der Schuhwarenfabrikation; aber im allgemeinen kann man sagen, daß die Juden jedes Handwerk betreiben und in jedem Berufe zu finden sind.

Man hat den Juden in Amerika sowohl wie denen in London, zum Vorwurf gemacht, daß sie das „sweating system“ weiter verbreiten, diese Ausnützung der Handarbeit zu möglichst geringen Löhnen. Vornehmlich verfallen die Heimarbeiter diesem furchtbaren System. Sie werden von den Unternehmern und Zwischenhändlern in schamloser Weise ausgebeutet, und Not und Bedrängnis zwingen sie, wahre Hungerlöhne anzunehmen. Es war schwer zu verhindern — wenigstens in den ersten Jahren —, daß die einwandernden Juden nicht ein Opfer des „sweating system“ wurden. Die Gefahr ist jetzt nicht mehr so groß. Wie verschieden ist doch dieser Vorwurf, zur Verbreitung des „Schwitzsystems“ beizutragen, von dem, den man den Juden in Frankreich macht: auf wucherische Weise Reichtümer aufzuhäufen. In Amerika kann man ihnen einen solchen Vorwurf nicht machen. Es gibt zwar einige Israeliten, die zu Wohlstand, ja sogar zu großem Reichtum gelangt sind; aber unter den großen Millionären und Milliardären, den Gold- und Petroleumfürsten, den Eisenbahnen- und Erzkönigen, diesen Herrschern der Industrie, die die große Republik zu regieren scheinen, findet man nicht einen einzigen Juden. Der Hauptvorwurf, den man den Juden in Amerika macht, ist also nicht der, große Reichtümer zusammenzubringen — obgleich einige Kaufleute sich bereits über den Einfluß beklagen, den die Juden auf den Handel gewonnen haben — nein, man wirft ihnen vor, daß sie durch ihre Konkurrenz die Löhne herabdrücken. Diesen Vorwurf macht man allen europäischen Auswanderern, die in Amerika ihr Brot verdienen wollen. Die Arbeit der neuen Einwanderer soll die Löhne herabdrücken. Diese Ansicht scheint mir nicht richtig; denn in der ganzen Welt gibt es doch keine höheren Löhne, als gerade in Amerika. Es würde viel richtiger sein, zu sagen, daß die amerikanische Industrie gerade den europäischen Auswanderern ihre wunderbare Entwickelung verdankt.

Die israelitischen Gesellschaften in New-York haben sich natürlich bemüht, die in Amerika eintreffenden Juden auf die verschiedenen Staaten zu verteilen. Denn die Zahl der Juden, die sich in der Metropole zusammen gedrängt haben, ist erschreckend groß. Und man sagt allgemein, daß New-York überfüllt ist. Man versucht, einen Teil dieser Bevölkerung aus der Stadt heraus nach dem Lande zu führen. Besondere Gesellschaften haben sich dieses Ziel gesetzt, und jedes Jahr gelingt es ihnen auch, einige Tausende nach dem Inneren des Landes zu verpflanzen. Aber die Zahl dieser weiter ziehenden Juden ist zu gering im Vergleich zu der Menge derjenigen, die von Europa einwandern. Nicht nur New-York hat ein Ghetto; auch Philadelphia kann ein solches aufweisen; ja fast alle großen Städte Amerikas haben ein jüdisches Viertel. Es ist sehr schwierig, die eingewanderten Juden zu veranlassen, New-York oder

die großen Städte zu verlassen. Und die Tatsache, daß sie vorziehen, hier zu bleiben, beweist, daß es ihnen hier gefällt und daß sie sich hier wohlfühlen. Dann lieben die eingewanderten Juden auch in größeren Gemeinschaften zu leben, in der Nähe von Freunden und Bekannten. Sie fürchten die Einsamkeit des Landes und der kleinen Städte. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß es gelingen wird, die Menge der Einwanderer über ganz Amerika zu verteilen. Zur Erreichung dieses Ziels hat man schon verschiedene Mittel angewendet; man hat auch schon an die Einrichtung großer Ackerwirtschaften oder Gärtnereien gedacht.

Die „Alliance Israélite“ hat zuerst diesen Weg betreten. Sie hat mehrere Ackerbauschulen eingerichtet, in denen die afrikanischen und asiatischen Juden mit der Landwirtschaft vertraut gemacht werden sollen. Ich habe einige sogar kürzlich besucht, so die in Djedeïda in Tunis. Auch in den Vereinigten Staaten hat man versucht, die Juden für die Landwirtschaft zu gewinnen. In Neu-Jersey gibt es z. B. Farmen, die sich sehr günstig entwickelt haben sollen. Es liegt mir gänzlich fern, diese Versuche zu diskreditieren. Aber so notwendig auch zur Zeit die Gründung dieser Ackerbaukolonien sein mag, sie werden die Lösung der Judenfrage nicht bringen. Dem stehen verschiedene wichtige Momente entgegen. Wenn auch das alte Israel ein ackerbautreibendes Volk war, so sind doch die Juden seit Jahrhunderten vom Ackerboden fern gehalten worden. Ihre ganze Geschichte spielt sich auf anderen Gebieten ab. Die russischen und rumänischen Gesetze gestatten dem Juden noch heute nicht den Besitz von Grund und Boden, ja sogar das Pachten von Ackerboden untersagen sie ihm. Und dann wendet sich doch der Städter überhaupt nur sehr selten der Landwirtschaft zu. Das geringere Interesse für den Ackerbau ist also nicht etwa eine Spezialität der Juden. Ihm kann man keinen Vorwurf machen; er folgt darin, könnte man sagen, einem historischen Gesetze. Wenn die Juden die Stadt vorziehen, so geben sie nur, wie die meisten Bauern, die das Landleben aufgeben, den Einflüssen unserer Kultur und den modernen demokratischen Ideen nach. Dann muß man auch bedenken, daß die Mehrzahl der Juden nicht zum Ackerbau geeignet sein würde, weil das vererbte Elend und die Jahrhunderte lange Einschließung in das Ghetto ihnen die Kraft genommen haben und ihnen harte Arbeiten nicht gestatten.

Die Lösung des Problems muß auf anderem Gebiete gesucht werden und zwar auf dem des städtischen Handwerks. Und in dieser Beziehung bietet Amerika ein weites Arbeitsfeld. Im Orient, in Rußland, in Asien und Afrika macht der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung aus, und man kann es daher verstehen, wenn versucht wird, die Juden dieser Länder für die Landwirtschaft zu gewinnen. In Amerika liegt die Sache anders. In den Vereinigten Staaten kann der Jude, trotz der blühenden Landwirtschaft, durch industrielle oder gewerbliche Tätigkeit in den Städten sein Brot verdienen. Die amerikanischen Juden haben den richtigen Weg eingeschlagen: sie haben technische Schulen und Handwerkerschulen aller Art gegründet.

Nachdem ich über die materielle Lage der Juden in New-York gesprochen habe, will ich noch kurz auf ihre geistige und moralische Stellung eingehen. Die Bewohner des Ghettos bilden Gemeinschaften von verschiedenen Gruppen, die oft streng von einander getrennt sind. Sie beruhen nicht auf Stammesgeist, wie oft behauptet wird, sondern sind Vereinigungen der Juden aus den verschiedenen Ländern. Fast alle Länder Europas sind hier vertreten. Die meisten Juden New-Yorks stammen aus Rußland. Auch sie gehören nach nationalen oder religiösen Gesichtspunkten verschiedenen Gemeinschaften an. In jedem Ghetto bilden sich mehrere solcher Gesellschaften. Und jede Gruppe hat ihre eigenen Synagogen, ihre Vereinigungen und ihre Klubs.

Wenige Juden in New-York gehören keiner Gesellschaft an. Und abends und nachts sieht man in den Klubs und in den Bibliotheken Männer, die den Tag über schwer gearbeitet haben, über Büchern sitzen oder mit anderen über politische, soziale, religiöse oder literarische Tagesfragen plaudern. Ueberall wird der Beobachter von dem Ernst, der in diesen Vereinigungen herrscht, überrascht sein. In keinem Lande gibt es mehr Bibliotheken als in Amerika, und nirgends werden sie mehr benutzt als in den Vereinigten Staaten. In diesen Bibliotheken trifft man Israeliten jeden Alters und jeder Nation an, Männer und Frauen, erwachsene Knaben und Mädchen. Ein Bibliothekar — kein Jude — erzählte mir darüber folgendes: Die meisten unserer Leser verlangen Romane, einige Reisebeschreibungen, und nur wenige fordern belehrende Bücher. Anders ist es bei den Juden. Sie wünschen fast immer Bücher, aus denen sie Belehrung schöpfen können. Oft fühlt sich ein kleiner Israelit von fünfzehn oder sechszehn Jahren beleidigt, wenn man ihm eine Abenteuer-Erzählung anbietet. Er zieht ein wissenschaftliches oder volkswirtschaftliches Werk vor. Ihre geistige Entwickelung verdanken die Juden der amerikanischen Freiheit, und die Amerikaner erkennen die geistige Bedeutung der New-Yorker Juden auch an. Ich will hier nicht versuchen, die geistigen Fähigkeiten der Juden mit ihrem Geburtslande in Beziehung zu bringen, aber ich muß erklären, daß die begabtesten Juden aus Rußland stammen. Die Russen, hat man mir gesagt, sind die Juden der Zukunft. Sie haben sich in Schulen und auf Universitäten als brauchbar erwiesen. Die Columbia-Universität in New-York zählt sehr viel Juden unter ihren Studierenden. Sie zeigen sich hier als eifrige Arbeiter, und ihre Erfolge haben sogar schon Eifersucht erweckt.

Unter diesen eingewanderten Juden sind natürlich verschiedene religiöse und politische Richtungen vertreten. Die einen halten noch an dem alt überlieferten Geiste der alten Judenschaften des Orients fest. Andere wieder — und das gilt besonders von den russischen Juden, die früher höhere Schulen und Universitäten in Rußland besucht haben — sind eifrige Anhänger neuzeitlicher Ideen. Und sie suchen auch die verwegensten modernen Gedanken und sozialistischen Lehren zu verbreiten. Diesen russischen Juden machen die Amerikaner oft ihre kollektivistischen und selbst anarchistischen Ideen zum Vorwurf. Mit Unrecht, denn diese Gedanken wurzeln nicht im jüdischen Geiste, sondern im russischen Geist, der durch eine Jahrhunderte lange Willkür- und Schreckensherrschaft revolutionär geworden ist. Die meisten Juden begreifen bald, wenn sie die freiheitliche Luft der Vereinigten Staaten eingeatmet haben, daß die revolutionären Gedanken und die utopischen Zukunftspläne in Amerika nicht am Platze sind. Und wenn sie sich auch noch gern mit sozialen Problemen beschäftigen, so werden sie doch, je mehr sie mit amerikanischem Geiste imprägniert werden, verständiger, mäßiger und praktischer.

Die Juden in Amerika werden in der Tat allmählich zu guten Amerikanern. In dieser Beziehung gibt es unter ihnen zwei entgegengesetzte Richtungen. Die einen, die allen Neuerungen mit Mißtrauen gegenüberstehen, die an den traditionellen Gebräuchen fest halten, wollen auch in der amerikanischem Republik ein abgeschlossenes Judentum aufrechterhalten. Die anderen — und das ist die Mehrzahl — sehen klarer. Sie wollen, daß der amerikanische Jude auch Amerikaner wird.

Wie vollzieht sich nun dieses Aufgehen in das amerikanische Volk? Zunächst in materieller und moralischer Hinsicht. Die Israeliten sind nicht in ihre Stadtviertel eingezwängt. Sie können auch in anderen Teilen der Stadt ihre Wohnungen aufschlagen. Sie nehmen an dem intensiven amerikanischen Leben reichen Anteil und nehmen die Ideen und Gefühle der sie umgebenden Bevölkerung in sich auf.

Sie müssen — ob sie wollen oder nicht — die freie kräftigende Luft der großen Republik einatmen. Und die meisten tun es in vollen Zügen. Sie wollen neue Menschen und gute Amerikaner werden.

Noch auf andere Weise werden die Juden amerikanisiert, nämlich durch die Schule, die die Erziehung der Kinder übernimmt. Man darf die Bedeutung der amerikanischen Schulen nicht unterschätzen. Besonders durch diese Schulen werden die eingewanderten jüdischen Kinder zu Amerikanern gemacht, und man ist erstaunt, wenn man hört, wie schnell sich dieser Vorgang vollzieht. Kinder, die vor drei, vier, fünf Jahren nach Amerika gekommen sind, geben sich schon ganz als Amerikaner. Und es gehört Mühe dazu, ihnen klar zu machen, daß sie nicht in Amerika geboren sind. Sie betrachten es fast als eine Schande, nicht in den Vereinigten Staaten das Licht der Welt erblickt zu haben. Ich fragte einige jüdische Kinder in einer New-Yorker Schule: „Wo seid Ihr geboren?“ Und sie schwiegen verlegen und erröteten, weil sie in Wilna oder Odessa geboren waren. Diese großen russischen Städte erschienen ihnen so weltentlegen und Rußland als ein Barbarenstaat, aus dem sie sich nun zum Lichte gerettet hatten.

In den Schulen wendet man die einfachsten, die praktischsten, aber auch die loyalsten Mittel an, um die Kinder zu lehren, sich als Amerikaner zu fühlen und stolz darauf zu sein. Obgleich der amerikanische Staat der öffentlichen Volksbildung einen großen Wert beilegt und obgleich er für seine Schulen keine Ausgaben scheut, herrscht doch in Amerika volle Unterrichtsfreiheit und kein Schulzwang. Die Juden schicken ihre Kinder gern in die öffentlichen Volksschulen unter die Obhut christlicher Lehrer und Lehrerinnen, damit sie rascher den amerikanischen Geist erfassen. Uebrigens wird auch in den Schulen jegliches Glaubensbekenntnis geachtet. Man sucht die nationale Einheit nicht in der Einheit des Glaubens oder der Moral. Man sucht sie in der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, in dem berechtigten Stolze, einer großen Nation anzugehören. Der Patriotismus, den viele Europäer gern zum alten Eisen werfen wollen, ist nirgends lebhafter und kraftvoller als im freien Amerika. Er zeigt sich in der Hochachtung, die überall dem Sternenbanner erwiesen wird. Die Juden schließen sich freiwillig dieser Verehrung an. Ist es doch das glänzende Symbol der Rechte, die sie sich in den Vereinigten Staaten erworben haben. Den Kindern in der Schule nennt man die Namen der Männer, die zur großen Revolutionszeit gewirkt haben und die die Republik gegründet haben. Und die Kinder der Eingewanderten gewöhnen sich langsam daran, in diesen Begründern der amerikanischen Freiheit ihre eigenen Adoptivväter zu erblicken. Man unterrichtet sie auch über die amerikanische Verfassung und lehrt sie die „Erklärung der Menschenrechte“ kennen. Ich glaube, diesem Beispiel könnte man auch in anderen Ländern folgen. Aber man gibt sich nicht damit zufrieden, die „Erklärung der Menschenrechte“ von den Kindern lernen zu lassen, man erklärt sie ihnen auch und geht Artikel für Artikel mit ihnen durch. Ich habe kleine jüdische Kinder von zwölf Jahren gesehen, die ihrer Lehrerin über diesen wichtigen Punkt sehr gute Auskunft geben konnten. Man fühlte aus den Antworten dieser Kleinen heraus, daß diese Kinder eines anderen Landes und eines anderen Blutes, doch die Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes als ihre Väter dem Geiste nach — wenn auch nicht dem Blute nach — betrachteten.

Die Amerikanisation der Juden kann sich um so leichter vollziehen, als zwischen dem amerikanischen und dem jüdischen Geiste eine gewisse natürliche Uebereinstimmung besteht. Worin besteht nun der amerikanische Geist? Er besteht vor allem in der Liebe zur Freiheit, zur Gleichheit und zur Gerechtigkeit. Er läßt allen Fähigkeiten, allen Bestrebungen ein freies Feld. Und das ist immer ein Geist des Fortschritts. Und wenn man den jüdischen Geist betrachtet, wie er sich in den großen Denkern Israels, den Propheten der Bibel kundgibt, so findet man bei ihnen gleichfalls die Liebe zur Freiheit, zur Gerechtigkeit und zur Brüderlichkeit. Diese Ideale sind Juden und Amerikanern gemeinsam. Und man braucht sich um so weniger darüber zu wundern, als ja die Gründer der neuen Republik und vor allem die Puritaner aus Neu-England diese Ideale der hebräischen Bibel entnommen haben. Ueberdies hat ein Amerikaner, Oskar Strauß, gezeigt, daß die Bibel und das Beispiel der zwölf Stämme Israels von Einfluß auf die Föderal-Verfassung der Vereinigten Staaten gewesen sind. Sollten also die Juden zu dieser Verfassung, die mit ihren besten Traditionen im Einklang steht und zu dieser Regierung, die ihnen ihre Rechte gewährleistet, keine Zuneigung haben? Sie wird ihnen um so leichter fallen, als sie ja für ihr Geburtsland, für Rußland oder Rumänien, keine besondere Sympathie haben können. Denn diese Länder boten ihnen kein Vaterland — sie waren ihnen nur eine Stiefmutter.

(Schluß folgt).

Sprechsaal.

Noch einmal meine angeblich jüdische Abstammung.

In seiner Nr. 35 verspritzt das Hamburger „Deutsche Blatt“ wieder einmal seinen giftigen Geifer gegen mich. Natürlich! Wer in das antisemitische Wespennest hineingreift, dem fliegen die „judenfresserischen Liebenswürdigkeiten“ nur so an den Kopf. Durch eine deplazierte Bemerkung des Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg über meine schriftstellerische Tätigkeit für die „Mitteilungen“ provoziert hatte ich es gewagt, in einer antisemitischen Volksversammlung zu Otterndorf, in der Herr v. Liebermann seine antisemitischen Späße und Witze zum besten gab, gegen diesen Herrn wiederhalt rednerisch aufzutreten. Daher die Wut des Schmutzblättchens! Es verlohnt wirklich nicht der Mühe, auf alle Einzelheiten seines gegen mich gerichteten pöbelhaften Angriffs einzugehen. Erwähnt sei nur, daß ich bei meinen Abwehrversuchen nur deshalb etwas schamhaft war, weil ich mich der „Intelligenz“ der antisemitisch-agrarischer Zuhörer schämte, welche den „ollen Kamellen“ Liebermanns kritiklos zujubelten. Die Empfehlung „deutsch-jüdischer Mischehen“ durch Bismarck hatte ich lediglich deswegen angeführt, um nachzuweisen, daß der Altreichskanzler nicht zu den Autoritäten der Antisemiten gerechnet werden dürfte. Durch die Angabe, daß meine Gründe gegen den Antisemitismus sofort klar hervorträten, sobald ich mich zeige, sucht das Blättchen sodann mein jüdisches Aussehen und meine jüdische Abstammung festzustellen. Nun ja, ich habe allerdings eine etwas gebogene Nase, ein Unglück, welches ich mit vielen waschechten Ariern teile. Im Uebrigen wiederhole ich, daß ich seitens beider Ahnenreihen keinen Tropfen jüdischen Bluts aufzuweisen habe, und daß ich mich, wenn ich von Juden abstammte, meiner Herkunft durchaus nicht schämen würde. Damit fallen die abgeschmackten Anwürfe des Hetzblättchens in sich selbst zusammen.

Trenkner, Oberlehrer.

Briefkasten.

R. S. in B. Wir berichtigen hiermit eine in der Notiz „Juden in der Gesandtschafts-Karriere“ in Nr. 18 der „Mitteilungen“ enthaltene personale Angabe dahin, daß nicht der Bräutigam, sondern der Vater der Braut ein Neffe Ludwig Bambergers ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 21. Berlin, 24. Mai 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Berliner Töchterschulen und jüdische Schülerinnen.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung am 18. d. M. nahm der Stadtverordnete, Realschuldirektor Prof. Dr. Hellwig Gelegenheit, auf den prinzipiellen oder doch teilweisen Ausschluß jüdischer Schülerinnen an einzelnen höheren Privatmädchenschulen Berlins hinzuweisen.

Er gab seiner Ueberraschung über eine Bemerkung in der der Versammlung vorgelegten Uebersicht Ausdruck, in der gesagt wird, daß von den in Berlin bestehenden höheren Privatmädchenschulen zwei, die von Fräulein Möwis und Fräulein Hitzigrath, prinzipiell jüdische Schülerinnen ausschließen. In beschränkter Zahl scheinen nach der Rückäußerung des Magistrats die jüdischen Schülerinnen nur aufgenommen zu werden bei Fräulein Prox und bei Fräulein Dörtling: Es hat mich, so führte der Stadtverordnete aus, mittelalterlicher Geist aus dieser Bemerkung angeweht. Besonders unangenehm berührt mich und viele andere diese Unduldsamkeit angesichts der vor kurzem abgehaltenen Schiller-Feier. Wie kann man in diesen Schulen den großen Männern Herder, Lessing und Friedrich dem Großen gerecht werden, die die weiteste Toleranz vertreten haben! Man hat darauf hingewiesen, daß den jüdischen Mädchen gewisse Eigenschaften anhaften, die sie für den gemeinsamen Unterricht mit christlichen Mädchen ungeeignet machen. Das ist einer der vielen Irrtümer, die über die jüdische Konfession verbreitet werden. Ich widerspreche dieser Behauptung auf Grund meiner langjährigen Erfahrung als praktischer Schulmann. Wenn sie aber zuträfe, so würde das erst recht für den gemeinsamen Unterricht sprechen, denn die Aufgabe der Erziehung ist es, solche üblen Eigenschaften abzuschleifen. Uns geht diese Intoleranz in den Privatschulen sehr viel an. Die Stadtverwaltung überläßt zum Teil die Befriedigung des Bedürfnisses nach höheren Mädchenschulen Privatunternehmern und sie konzessioniert diese Unternehmungen. Diese Konzession muß aber so ausgeübt werden, daß es im allgemeinen dem Geiste entspricht, der in unserer Stadtverwaltung herrscht. Die Beaufsichtigung dieser Schulen wird von der Stadtverwaltung ausgeübt. Wenn wir diese Schulen übernehmen, so wird den Lehrerinnen ihre Privattätigkeit zum pensionsfähigen Dienstalter angerechnet. Ich möchte zu erwägen geben, ob nicht bei der Erteilung neuer Konzessionen mit allem Nachdruck darauf hingewirkt werden könnte, daß ein solches Vorgehen nicht wieder einreißen kann, und daß sich die Damen, die eine Schule errichten, verpflichten, aus Gründen des religiösen Bekenntnisses keinerlei Unterschiede in der Auswahl der Schülerinnen herrschen zu lassen. Ich spreche hier ohne jeden Auftrag nur für meine Person, gebe mich aber der Ueberzeugung hin, daß das, was ich hier aus meinem Herzen sage, auch Ihnen aus dem Herzen gesprochen ist.

Diese Kritik hat zunächst den Vorsitzenden des Vereins der Vorsteher und Vorsteherinnen der Privatschulen Berlins und der Vororte, Herrn Dr. Lorenz-Friedenau, auf den Plan gerufen. Er läßt den „Berliner Neuesten Nachrichten" folgende Erklärung zugehen:

„In Berlin bestehen gegenwärtig nicht acht, sondern achtunddreißig staatlich konzessionierte höhere Privat-Mädchenschulen, von denen elf mit einem Lehrerinnen-Seminar verbunden sind. Eine von einem Frl. Möwis geleitete höhere Mädchenschule gibt es nicht. Alle diese Schulen stehen unter christlicher Leitung und werden ebenso, wie die städtischen und staatlichen Lehranstalten, überwiegend von christlichen, daneben aber auch von jüdischen Schülerinnen besucht, deren Anzahl je nach der Stadtgegend verschieden ist. Der Fall ist also sehr wohl denkbar, daß an dieser oder jener Schule das jüdische Element, auch ohne prinzipiellen Ausschluß, völlig fehlt. Es ist daher wohl kein Grund vorhanden, von einer religiösen Intoleranz der Privatschulen zu sprechen, und den großen Geistern wird man an ihnen sicherlich ebenso gerecht, wie an den städtischen und staatlichen Anstalten."

Damit ist der von Herrn Professor Dr. Hellwig gerügte Mißstand keineswegs aus der Welt geschafft. Wir geben gern zu, daß davon nichts in den Statuten des genannten Vereins stehen wird; aber es ist ein öffentliches Geheimnis, daß einzelne Privatschulen Berlins in der von Herrn Professor Dr. Hellwig gekennzeichneten Weise verfahren. Die Erklärung ist so dehnbar wie möglich gehalten. Demgegenüber stellen wir die Tatsache fest, daß sich schon einmal vor einigen Jahren die Berliner Sektion der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" infolge mehrfacher Klagen jüdischer Eltern veranlaßt gesehen hat, der Reform hiesiger Mädchenschulen einen Vortrags- und Diskutierabend zu widmen. Die Klagen bewegten sich damals in derselben Richtung wie in der Stadtverordnetenversammlung am 18. d. M.

Höchst interessant ist es, die Pressestimmen in dieser Angelegenheit zu verfolgen. Die „Deutsche Tageszeitung" und die „Kreuzztg." bekämpfen natürlich den Standpunkt des Herrn Hellwig. Erstere setzt Zweifel in die Richtigkeit seiner pädagogischen Auslassungen über jüdische Schüler. Ein Mann, der heute Direktor einer Schulgattung ist, die nach der Statistik 7,5 % jüdische Schüler hat, wird sich darüber wohl ein Urteil gestatten dürfen, ob jüdische Kinder das Charakterbild unserer Schulen verändern oder nicht. Im Gegensatz zur „Deutschen Tageszeitung", die nur zwischen den Zeilen mit Nadelstichen operiert, fährt die „Kreuzztg." schweres Geschütz auf und hält eine lange Vorlesung über den Charakter der Schuldeputation, deren Schutz und Eingriff Professor Dr. Hellwig angerufen hatte. Die „Kreuzztg." scheint über den Charakter der Schuldeputationen und über die Natur der Konzessionserteilung bei der Unterrichtserlaubnis doch etwas im Unklaren zu sein. Zwar ist die Schuldeputation auf Grund der Instruktion vom 26. Juni 1811 keine rein städtische Körperschaft, aber sie soll in sich und durch sich die spezifischen Wünsche ihrer Gemeinde zum Ausdruck bringen, im übrigen mit dem Kreisschulinspektor Hand in Hand gehen (Verfügung vom 19. Dezember 1894). Diese Kreisschulinspektoren sind in Berlin auch von der Stadt gewählte und bezahlte Beamte mit einem von der Königlichen Behörde ausgestatteten Patent als Schulaufsichtsbeamte. In der Berliner Schuldeputation

sitzen 6 Magistratsmitglieder, 11 Stadtverordnete, 11 von der Stadtverordnetenversammlung gewählte „Bürgerdeputierte“ und 6 Geistliche, darunter ein katholischer. Das ist die Repräsentation des Berliner Bürgertums auf dem Gebiet des Bildungswesens. Wo will die „Kreuzztg.“ bei dieser Körperschaft ihre antisemitische Neigung befriedigen? Bei der Konzessionierung einer Schule wird diese so zusammengesetzte Schuldeputation immer den Geist der Parität wahren. Zwar hat sie nicht das Recht der Konzessionierung, immerhin aber wird die Königl. Behörde ihren Rat hören und auf ihre Vorschläge achten. Zweierlei ist nur möglich: die erbetene Konzession verlangt eine konfessionelle Schule oder eine simultane.

In keinem Falle darf es die Schuldeputation dulden, die durch ihre Schulinspektoren die Aufsicht ausübt, daß in einer konzessionierten simultanen Privatmädchenschule nachher religiöse Intoleranz getrieben wird. Ein Schulleiter, der das tut, vergeht sich gegen seine ihm von der Behörde erteilte Konzession und ist auf dem Disziplinarwege zu bestrafen, event. mit Konzessionsentziehung. Soweit unterstehen sämtliche Privatschulen sehr wohl dem Aufsichtsrecht der Schuldeputation und der Königlichen Behörden hinsichtlich der Schüleraufnahme. Es ist mindestens absurd, wenn die „Kreuzztg.“ Schulvorstehern, die auch auf behördliche Einwirkung hin keine jüdische Schülerinnen aufnehmen, empfiehlt, sich beschwerdeführend an den Kultusminister zu wenden. Liegen prinzipielle Ablehnungen jüdischer Schülerinnen in simultanen Schulen vor, so würde der Unterrichtsminister ja selber den Ast der Rechtssicherheit und staatlichen Autorität absägen, wenn er nicht auf strenge Inn:haltung einer vom Staate erteilten Konzession hielte.

Solche Mittel empfiehlt in blindem antisemitischen Eifer eine Zeitung, die vorgibt, Thron und Alter allezeit zu stützen. Wir können also nur raten, bei prinzipiell nachweisbaren Ablehnungen jüdischer Schülerinnen den Schutz der Behörde anzurufen d. h. eigentlich den Schutz und die Durchführung der von ihr selber erteilten Konzession. Eine andere Frage ist ja die, ob man, nachdem der Eintritt erzwungen worden ist, für sein Kind davon Gebrauch machen will.

Näher aber liegt noch die andere Frage: Wie kann die Stadt Berlin ihre jüdischen Mitbürger ein für allemal gegen solche Konflikte schützen? Die Antwort lautet einfach: Ausbau des städtischen höheren Bildungswesens auf simultaner Grundlage. Ob die privaten Schulvorsteher und Schulvorsteherinnen dagegen mit allen möglichen Gründen ins Feld rücken, kann uns nicht berühren. Berlin hatte nach dem jüngsten Jahrbuch deutscher Städte am Ende des Winterhalbjahres 1900—1901 4315 Schülerinnen in den 6 städtischen höheren Töchterschulen und 12 434 in den übrigen. In letzteren Zahlen sind rund 1000 Schülerinnen der beiden Königl. Anstalten enthalten, so daß für die Privatschulen immerhin rund 11400 Kinder restieren, also ein Verhältnis von 2 : 5. Die letzte städtische Anstalt, in der Dorotheenschule, ist 1893 gegründet worden. Zu den 6 städtischen Schulen faßen nach dem 27. Bande des statistischen Jahrbuches der Stadt Berlin im Jahre 1902 4244 Kinder, darunter 1610 = 37,9 %.

Das Bestreben unserer jüdischen Mitbürger, Mädchen eine höhere Bildungsgelegenheit zu verschaffen, ist also sehr groß Diesem Bedürfnis muß die Stadt nach Maßgabe aller finanziellen, sozialen und pädagogischen Erwägungen entgegenkommen. Die zukünftigen öffentlichen höheren Mädchenschulen Berlins müssen unseren als vorzüglich gerühmten Realschulen organisatorisch nachgebildet werden, d. h. sich auf der breiten Basis der Gemeindeschule erheben, wodurch die ersten 4 Elementarjahrgänge fortfallen. Eine solche öffentliche höhere Mädchenschule, deren weiterer Ausbau ja nach jeder Richtung hin möglich ist, wäre in erster Reihe eine bedeutende soziale Errungenschaft. Und gerade dieser Faktor ist schwerwiegend für unsere jüdischen Mitbürger. Die Kastenschule ist auch der Herd der religiösen Intoleranz. Warum drängen sich die Mädchen aus unsern jüdischen Familien in den öffentlichen Schulen so stark zusammen? Im Dezember 1902 hatten wir nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin in den 8 öffentlichen höheren Mädchenschulen (einschließlich der beiden Königl. Anstalten) unter 5284 Schülerinnen 1705 jüdische = 32,3 % gegenüber 15,6 % (1762 jüdische unter 11 283 Schülerinnen) in den Privatschulen. Staatliche und kommunale Schulen kennen gemäß ihrem paritätischen Charakter nur Kinder von Staatsbürgern, ein Gedanke, der gewiß keinem Privatschulvorsteher in der Theorie fremd ist, den er aber in der Praxis unduldsam und antisozial denkender Eltern wegen, deren Einfluß öfter weitreichend ist, nicht immer befolgen darf. Die leidige Existenzfrage!

Wenn die Stadt Berlin den von uns empfohlenen Weg beschreitet, so schafft sie eine finanziell billige, sozial hochstehende und pädagogisch einwandfreie Organisation, in der die Kinder unserer jüdischen Mitbürger keinerlei versteckten Insulten ausgesetzt sind.

Eine Rede des österreichischen Kultusministers Hartel.

Vor wenigen Tagen hielt der österreichische Kultusminister Hartel im Reichsrat eine Rede, in welcher er die Ueberfüllung der bestehenden Universitäten als eine Veranlassung zum Bau neuer Hochschulen erwähnte. Als er davon sprach, was gegen diese Ueberfüllung geschehen könne, unterbrach ihn der Abgeordnete Schönerer mit den Worten: „Juden nicht zulassen.“ Auf diesen Zwischenruf hätte der Herr Minister folgende Rede halten können:

„Der Abgeordnete, welcher mich unterbrochen hat, ist ein erbitterter Feind unserer Monarchie. Noch im August vorigen Jahres hat er dieser Feindschaft deutlichen Ausdruck gegeben, indem er der Stadt Eger mit Verzicht seines Ehrenbürgerrechts drohte, falls ihre Vertreter Seine apostolische Majestät zum Besuch der Stadt einladen würden, eine Drohung, die er, nachdem die Einladung erfolgte, auch tatsächlich ausgeführt hat. Die Feindseligkeit gegen den Monarchen entspringt seinem Hasse gegen das österreichische Staatswesen. Wir dürfen daher, wenn wir der Meinung sind, daß der Herr Abgeordnete richtige Schlüsse zieht, davon ausgehen, daß ein Vorschlag, den er uns macht, dem österreichischen Staate nur schädlich sein kann. Ich glaube dies auch für die Frage annehmen zu müssen, um die es sich hier handelt.

Wenn die Zahl der Studierenden an Hochschulen beschränkt werden soll, so erfordert es augenscheinlich das Interesse des österreichischen Staats, diejenigen zuzulassen, welche ihre Pflicht erfüllen und fleißig studieren wollen, diejenigen aber nicht zuzulassen, welche die Universität nicht zum Studieren, sondern als ein Tätigkeitsgebiet für politische antiösterreichische und antimonarchische Demonstrationen zu benutzen suchen und die in ihren lärmenden Kundgebungen gelegentlich selbst vor dem Frieden des Krankenhauses keine Ehrfurcht gezeigt haben. Wenn die Unterrichtsverwaltung daher in die Lage käme, die Zahl der Studierenden beschränken zu müssen, wozu vorläufig keine Veranlassung vorliegt, so würde sie ihre Pflicht als österreichische Behörde nicht darin zu sehen haben, die Juden von der Universität fernzuhalten, sondern die studentischen Anhänger des Herrn Abgeordneten Schönerer.“

Dies ist die Rede, welche der Herr Unterrichtsminister hätte halten müssen und sollen. Auf den Zwischenruf des Abgeordneten Schönerer antwortete er indessen in Wirklichkeit: „Zu so radikalen Mitteln können wir doch nicht gut greifen," eine Antwort, die uns bei einem Spaßmacher vielleicht ganz gut gefallen würde, als Antwort eines österreichischen Kultusministers gegenüber dem Abgeordneten Schönerer aber einigermaßen zu wünschen übrig läßt.

Zu dem „jüdischen Turntag"

schreibt uns ein Mitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus folgendes:

„In dem Verhalten der liberalen Zeitungen gegenüber den Jüdisch-Nationalen scheint mir Logik nicht zu walten. Es gibt meiner Ansicht nach einen durchaus logischen Standpunkt, von dem aus die national-jüdischen Bestrebungen zu verwerfen sind. Diesen Standpunkt hat Albert Wirth, wenn ich nicht irre, in seinem Buch „Volkstum und Weltmacht", eingenommen, indem er das Deutschtum der Deutschen im Auslande als eine Ungehörigkeit hinstellt. Hat die „Kölnische Zeitung" Recht, von dem modernen Nationalstaat zu sprechen, so wäre es unzweifelhaft auch die Pflicht der in Amerika lebenden Deutschen, ihr Deutschtum aufzugeben, um amerikanisch-national zu werden.

Statt dessen rühmt man es an den Deutschen im Auslande, daß sie ihr Deutschtum bewahren. Die deutsch-amerikanischen Veteranen bilden einen eigenen Kriegerbund und haben seinerzeit an unseren Kaiser ein Huldigungstelegramm gerichtet, auf welches vom Generaladjutanten des Kaisers, General der Infanterie von Plessen, folgende Antwort erfolgte: „Seine Majestät lassen für das Huldigungstelegramm herzlich danken und hoffen, daß der Verband deutscher Veteranen- und Kriegerbunde auch ferner trachten wird, seine Liebe zur alten Heimat und seine Anhänglichkeit an die deutsche Armee in deutschem Interesse zu betätigen." Die Deutschen haben bei den Wahlen in New York die corrupte Tammany Hall gegenüber einer ehrlichen Verwaltung an das Ruder gebracht, die indessen dem deutschen Unterricht weniger Wohlwollen entgegenbrachte, als man in deutschen Kreisen wünschte.

Unzweifelhaft geht das Verhalten bei der Wahl über das Zulässige hinaus; indessen werden andere Aeußerungen des nationalen oder Stammesgefühls, die wegen dieses Gefühls nicht öffentliche Interessen verletzen, allgemein nicht nur für zulässig, sondern für lobenswert erklärt. Andernfalls wäre die huldvolle Antwort des Kaisers in dem oben wiedergegebenen Telegramm nicht möglich gewesen. Man darf es demgemäß vielleicht als Symptom bedauern, wenn auch begreiflich finden, daß eine jüdisch-nationale Turnerschaft sich gebildet hat, es hat aber niemand das Recht, den jungen Leuten deshalb Vorwürfe zu machen. Zweierlei Maß ist nicht zulässig. In Wahrheit ist eben die Prämisse, daß der moderne Staat Nationalstaat sei, nicht zutreffend. Ein Deutsch-Schweizer oder Deutsch-Oesterreicher ist im staatlichen Sinne nicht Deutscher, im nationalen oder „völklichen" Sinne aber unzweifelhaft ein Deutscher. Andererseits gibt es deutsche Untertanen, die Polen, Litauer, Wenden etc. sind. An dem Volkstum der Wenden hat noch niemand Anstoß genommen. Die Admiralski-Zeit, in welcher es bei uns sehr fashionable war, Pole zu sein, ist noch gar nicht so lange her, und wenn vielfach die Versuche gemacht werden, durch Regierungsmittel das Polentum zurückzudrängen, so hat gerade die liberale Presse derartige Schritte stets gemißbilligt. Unzweifelhaft beruht doch auch der Eifer, den man gegen die Polen an den Tag legt, wesentlich auf der Erwägung, daß eine Realisierung extrem nationaler polnischer Hoffnungen nicht ohne Einbuße von Ländergebiet möglich sein könnte, nicht aber auf der theoretischen Prämisse des „modernen Nationalstaats". Also, um es nochmals zusammenzufassen:

1. Der moderne Staat ist kein Nationalstaat, sondern im Gegenteil, er ist ein Staatsbürgerstaat.

2. Wäre der moderne Staat ein Nationalstaat, so wären allerdings die Bestrebungen der Jüdisch-Nationalen zu mißbilligen. Dann wäre aber auch das Deutschtum der Deutschen im Ausland eine Pflichtverletzung gegenüber ihrer neuen Heimat.

Gewöhnlich wird allerdings ein Unterschied darin gefunden, daß z. B. eine deutsche und polnische Nationalität eine Wirklichkeit sei, während die jüdische ein künstliches Gebilde jugendlicher Schwärmer darstelle. Dies kann wohl dazu führen, daß man die jüdisch-nationalen Bestrebungen belächelt, aber augenscheinlich sind sie darum für den Staat um so ungefährlicher. Also, wenn man hierin überhaupt eine Unterscheidung machen will, kann diese nur dahin führen, jüdisch-nationale Bestrebungen von der Idee des modernen Staates aus für weitaus annehmbarer zu halten, als das Deutschtum im Auslande, hinter dem sehr wirkliche Realitäten stehen. Zweifellos dürfte namentlich einem österreichischen Minister eine jüdisch-nationale Judenschaft für das Staatswohl weitaus förderlicher erscheinen müssen als eine deutsch-nationale oder tschechisch-nationale."

* * *

Der Herr Einsender hat nichts Neues vorgebracht; der gleiche Standpunkt ist von ihm mit den gleichen Argumenten in den „Mitteilungen" schon des Oefteren vertreten worden. Was soll der Hinweis auf die Polen und auf die Deutschen im Auslande! Diese bewahren ihre polnische und ihre deutsche Nationalität, aber die in Deutschland lebenden Juden fühlen sich nicht als besondere Nation, sondern als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Das ist der Kern der Sache und darüber können alle Künste der Dialektik nicht hinwegtäuschen. Die deutschen Juden in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit teilen die Ansichten der jüdisch-nationalen „Schwärmer" nicht. Es bleibt dem Herrn Einsender unbenommen, das Verhalten der letzteren zu rechtfertigen, wir aber werden nicht aufhören, immer wieder zu betonen, daß die deutschen Juden mit jenen Schwärmern nichts gemein haben wollen.

Von den weiteren Zuschriften, die uns aus Anlaß des Artikels über den „Jüdischen Turntag" zugegangen sind, sei die folgende wiedergegeben:

„Gestatten Sie mir, der ich als aktiver jüdischer Turner schon einige 20 Jahre der Deutschen Turnerschaft ununterbrochen angehöre, in Sachen des „Jüdischen Turntages" auch ein Wort.

Von allen Vereinen, die durch ihre Zusammensetzung und durch ihre Größe im öffentlichen Leben eine Bedeutung haben, nimmt die „Deutsche Turnerschaft" unbestritten einen hervorragenden Platz ein. Sie hat das in ihren Statuten festgelegte Prinzip, jeden Unbescholtenen ohne Rücksicht auf Beruf und Konfession aufzunehmen, in einer Weise hochgehalten, wie wohl keine anderen Vereine. Als in den 80er Jahren die Wogen der antisemitischen Bewegung hochgingen und aus den Reihen der Turnerschaft Stimmen sich erhoben, die den Ausschluß der jüdischen Turner verlangten, da war sie es, die ungeachtet des drohenden Verlustes von Mitgliedern, ein derartiges Ansinnen energisch zurückwies und sich auf den Boden der Gerechtigkeit stellte, die jüdischen Turner zur Mitarbeit in den einzelnen Vereinen heranzog und ihnen überall die Anerkennung zollte, die sie verdienten. Wenn alle anderen Vereine diesem Beispiele gefolgt wären, es wäre so manches anders in unserem deutschen Vaterlande.

Die Leiter der einzelnen Turnvereine mußten manchen Spott und manche Anfeindung über sich ergehen lassen, sie haben aber ihr Recht behauptet und haben sich nicht durch die maßlose Agitation irre machen lassen.

Die Deutsche Turnerschaft bietet Jedem, der sich tunerisch betätigen will, Raum genug, man beurteilt den Juden nicht nach der Nase oder seinem Gesicht, sondern danach was er leistet und wie er sonst seine Fähigkeiten in den Dienst der guten Sache stellen kann. Belästigungen persönlicher Art sind, soweit der Anlaß in dem Betreffenden nicht selbst liegt, völlig ausgeschlossen. Daher verurteile ich ganz entschieden die Absonderung. Die jüdischen Turner, die mit einem Male so viel Turnfreudigkeit an den Tag legen, sollten sich den bestehenden Turnvereinen anschließen und durch das Zusammenwirken mit Leuten aus den verschiedensten Berufskreisen manches bestehende Vorurteil zerstören helfen. Die Deutsche Turnerschaft kann ja der Bildung spezifisch jüdischer Turnvereine mit Gleichgültigkeit entgegensehen. Denn sie hat diese Turner als Mitglieder nie besessen und diejenigen jüdischen Turner, die sie besitzt, folgen ihrer Fahne nach wie vor.

Harburg, den 20. Mai 1905.

Hugo Salzmann.

Amtliche Judenhetze in Rußland.

Die „Frankf. Ztg." vom 10. Mai meldet:

In verschiedenen Städten Rußlands haben wieder Judenhetzen stattgefunden, doch sind zuverlässige Einzelheiten noch nicht bekannt geworden. In Schitomir, der Hauptstadt des Gouvernements Wolhynien, haben die Christen am 7. Mai die Juden angegriffen, die sich jedoch erfolgreich verteidigt zu haben scheinen. In Melitopol, einer Kreisstadt im Gouvernement Taurien, hatte man schon vor einiger Zeit, der „Deutschen Israelitischen Zeitung" zufolge versucht, einen Fall von Ritualmord zu schaffen. Man hatte nämlich einige Christen erwischt, wie sie ein Kind blutig stachen. Obgleich dieses Manöver erfolglos blieb, scheinen doch weitere Hetzereien stattgefunden zu haben, und eines Tages überfiel eine mit Eisenstangen und Aexten bewaffnete Menge die Juden und erbrach und plünderte deren Läden. Erst um Mitternacht schritt die Polizei ein, allein die Plünderungen dauerten in abgelegenen Straßen fort. Am nächsten Tag versammelten sich etwa 300 Juden, um Widerstand zu leisten, aber noch ehe es zu Zusammenstößen kam, erschien der Vizegouverneur an der Spitze von zwei Schwadronen Dragoner und zerstreute die Menge.

Ueber die von uns bereits erwähnte Judenhetze in Schitomir werden russischen Blättern, wie man einem Petersburger Telegramm des „Daily Telegraph" entnimmt, noch folgende Einzelheiten gemeldet:

Die Hetze begann am vorigen Sonnabend um 5 Uhr Nachmittags in der Pawlikowskaja-Straße, wo die ärmsten Juden wohnen. Zweihundert Strolche marschierten plötzlich durch die Straße, warfen die Fenster ein und schleuderten Steine auf die Passanten. Man benachrichtigte die Juden im Zentrum der Stadt und eine Anzahl derselben kam, um ihre Glaubensgenossen zu verteidigen, aber der Polizeipräfekt, Kosaken und eine Kompagnie Soldaten versperrte ihnen den Weg. Vor den Augen der Polizei wurde der Schriftsteller Selzer, als er den Polizeipräfekten beschwor, den Gewalttätigkeiten ein Ende zu machen, niedergeworfen. Die Strolche wollten darauf einen jungen, durch seine Wohltätigkeit bekannten Juden Namens Gottesmann ermorden, allein der Polizeipräfekt rief ihnen zu: „Ihn müßt Ihr nicht anrühren!" und er blieb unverletzt. Nach vierstündigem Handgemenge wurden einige Führer der Ruhestörer verhaftet, dann aber, nachdem man ihre Namen notiert hatte, wieder freigelassen. Am Sonntag Morgen wurden die Juden wieder angegriffen und diesmal versuchten die Patrouillen die Ruhestörer zu zerstreuen „durch Zureden", als sich ein unglücklicher Zwischenfall ereignete. Nach der jüdischen Version erschossen einige Strolche, welche auf Juden zielten, den Polizeiinspektor Kujarow, der als Anstifter der Judenhetze galt. Darauf fielen die Ruhestörer mit Wut über die Juden her, welche weder von dem Militär noch von der Polizei beschützt wurden. Ein Jude wurde vor den Augen der Soldaten und Polizisten geschlagen und zu Tode getrampelt. Mittlerweile wurden in einem anderen Vorort jüdische Häuser zerstört und 9 Juden ermordet. Tausende von Juden haben keine Wohnung und nichts zu essen. Die Getöteten sind in so bestialischer Weise verstümmelt, daß nur ein Student, Namens Weinstein, hat identifiziert werden können. Im Hospital befinden sich 57 Verwundete, von denen 50 schwer verletzt sind. In dem ärmsten Stadtteil sind alle jüdischen Häuser ausgeplündert.

In Trojanow, einem Dorf im Gouvernement Wolhynien sind bei einer Judenhetze 11 Juden niedergemetzelt worden.

Wie sehr die Judenhetzen amtlich gefördert werden, ergibt folgende amtliche Meldung der Petersburger Telegr.-Agentur aus Petersburg vom 15. Mai:

Im Laufe des gestrigen Tages und des Abends wurde die Ordnung in der Stadt bei dem üblichen Zusammenströmen des Volkes in den Vergnügungslokalen nirgends gestört. An einigen Stellen wurden von kleinen, der Arbeiterbevölkerung nicht angehörenden Gruppen versucht, Unruhen hervorzurufen, die jedoch durch das Erscheinen schwacher Polizei- und Militärpatrouillen ohne Anwendung von Gewalt im Keime erstickt wurden. Derartige Versuche fanden an folgenden Punkten statt: Auf dem Großen Prospekt, in Wassili-Ostrow und zwischen der sechsten und siebenten Linie sammelten sich zwei Gruppen von 40 bis 100 verschiedenartigen Personen, hauptsächlich Juden, die revolutionäre Lieder anzustimmen begannen. 14 Personen wurden festgenommen, darunter 6 Juden und 4 Jüdinnen. Auf dem Preobrashenski-Kirchhof versammelten sich etwa 400 Personen, hauptsächlich Studierende und Personen der freien Berufe und meist jüdischer Herkunft. Auf dem Kirchhof wurden zwölf Personen verhaftet; davon waren 5 Juden und zwei Jüdinnen.

Mit geflissentlicher Breite wird jedesmal die Zahl der verhafteten Juden und Jüdinnen angegeben. Daß derartige Verhaftungen stattgefunden haben, dürfte dabei wohl zutreffend sein; es ist ein alter Kniff der russischen Behörden, bei allen Unruhen auch eine Zahl nicht beteiligter Juden mitzuverhaften, um gewissermaßen den Nachweis zu liefern, daß Juden bei den Unruhen hervorragend beteiligt sind. Dem Auslande gegenüber dürften derartige Kniffe aber heutzutage nicht mehr verfangen. Einmal sind an den Unruhen in Rußland gerade solche Völkerschaften stark beteiligt gewesen, wie Finnen und Armenier, welche auch ihrerseits sich durch eine antijüdische Haltung auszeichnen und unter welche Juden nur vereinzelt eingesprengt sind, andererseits haben sich die russischen Behörden unter anderem beim Zwischenfall von Hull und im Königsberger Geheimbund-Prozeß von einer derart diabolischen Unwahrhaftigkeit erwiesen, daß die Angaben russischer Behörden überhaupt keinerlei Glauben verdienen und genießen. Ein Staat, dessen Gesandter und Generalkonsul es fertig gebracht haben, dem Gericht eines befreundeten Staates unrichtige Uebersetzungen der Gesetze und Anklageschriften zu liefern, und der dann nicht wenigstens soviel Schamgefühl hat, die beteiligten Beamten abzurufen, hat das Recht verwirkt zu beanspruchen, daß man den Behauptungen seiner Behörden überhaupt irgend welchen Glauben beizumessen hätte.

Wir haben in der letzten Nummer, gewissermaßen theoretisch, auf das Unsinnige der amtlichen Darstellung hingewiesen, daß der Pöbel in Schitomir die Juden hingeschlachtet habe, weil diese auf das Bildnis des Zaren geschossen haben sollten. So öde und blöde war diese Behauptung, daß wir uns nicht einmal dazu verstehen konnten zu glauben, selbst in der Redaktion der „Staatsbürgerztg." halte man die Bildnisgeschichte für wahr, wenn man auch der auf dem Standpunkte niedrigster russischer Bauern stehenden Kundschaft gegenüber so tue, als glaubte man den Unsinn, um die Mörder und ihre offiziellen Helfer im Glorienschein patriotischer und loyaler Helden erstrahlen zu lassen und die Juden als Mörder des Zaren in effigie zu brandmarken. Wir bilden uns auf unsere Psychologie in diesem Falle nichts ein; hatten wir ja in der vorigen Nummer schon gesagt, ein Knabe selbst müßte über die Naivetät einer solchen Erklärung ein Lächeln der Verachtung finden.

Und richtig schreibt jetzt mit Genehmigung der Zensur das in Schitomir erscheinende Blatt „Wolynj":

„Die amtliche Bekanntmachung über die Ursachen der Unruhen in Schitomir bestreitet es als eine unbestreitbare Tatsache, daß Juden auf das Bild des Kaisers geschossen haben. Indessen ist diese Sache von niemandem festgestellt und ist nichts mehr als ein unkontrollierbares Gerücht. Die politische Polizei hat bis jetzt keine Untersuchung eingeleitet, was doch sonst sicherlich der Fall gewesen wäre.

Da die amtliche Mitteilung eine schwere und tendenziöse Beschuldigung der Juden enthält, so sehen sich die lokalen Behörden veranlaßt, dem Ministerium des Innern eine amtliche Mitteilung — zwecks offiziellen Dementis — darüber zu machen. Aus zuverlässigen Quellen können wir mitteilen, das die lokale Administration von der Durchschießung des Bildes dem Ministerium nichts mitgeteilt hat, sodaß die offizielle Note für die Lokalbehörden eine ebensolche Ueberraschung war wie für die jüdische Bevölkerung.

Die offiziöse russische Telegraphenagentur hat ferner in Rußland und im Auslande die Nachricht verbreitet, daß die jüdische Bevölkerung der Stadt Kowno politische Demonstrationen veranstaltet habe, und daß infolgedessen die Christen der Stadt und der Umgegend in hohem Grade gegen die Juden erregt seien. Und was ereignet sich nun? Ein gelegentlicher Korrespondent schreibt dem „Berl. Tgbl.":

58 Vertreter der polnischen, litauischen und russischen Gesellschaft in Kowno haben mit Namensunterschrift der Oeffentlichkeit eine Erklärung übergeben, die selbst in die Petersburger Zeitungen übergegangen ist, und die besagt, daß eine Mißstimmung der christlichen Bevölkerung gegen die jüdische durchaus nicht vorhanden ist. Es liege kein Anlaß hierfür vor, und dann heißt es wörtlich weiter: „Wir protestieren aufs energischste dagegen, daß die Korrespondenten der Petersburger Telegraphen-Agentur, meistens Kreisen angehörend, die dem örtlichen Leben ganz fern stehen, völlig willkürlich der Bevölkerung nicht existierende Gefühle zuschreiben und auf diese Weise künstlich eine nationale Gruppe gegen die andere aufstacheln.

Die Mache ist genau dieselbe, welche seinerzeit bei den Unruhen in Kischinew festzustellen war. Wie erinnerlich, wurde damals seitens der russischen Regierung die Behauptung verbreitet, die Unruhen seien darauf zurückzuführen, daß eine Christin von dem jüdischen Karussellbesitzer, dem sie kein Geld für die Karussellfahrt habe zahlen wollen, so heftig vom Karussell gestoßen worden sei, daß sie sich dabei verletzt habe. Auch damals wurde die Lügenhaftigkeit dieser

Angabe bald nachgewiesen. Es stellte sich heraus, daß das Karussell in Erwartung der bevorstehenden Unruhen überhaupt nicht in Betrieb gesetzt war, was man natürlich in Kischinew wußte, während man in Petersburg annahm, daß dort, wie stets an den Feiertagen üblich, Karussells gehen würden. Auch hier war also ganz deutlich, daß die Lügen nicht an Ort und Stelle, sondern in **Petersburg** fabriziert waren, wie dies in ähnlicher Weise auch bei den jetzigen Unruhen geschehen ist.

Aus dem antisemitischen Lager.

× **Die „Freien Studentenschaften“ und der Antisemitismus.** Die Kunde, daß die Beiratssitzung der **Münchener** Freien Studentenschaft das Votum abgegeben habe, „daß sie es für unangebracht halte, daß Juden im Ausschuß der Freien Studentenschaft sind“, wirkt um so überraschender als bisher grade die „Freien Studentenschaften“ von antisemitischen Verirrungen frei geblieben sind. Der Kampf um ihre Existenzberechtigung, die von den Korporationen direkt abgestritten wird, ist noch heute nicht beendet. Um so verwunderlicher ist es da, wenn der Beirat der Münchener Freien Studentenschaft durch diesen rückständigen Beschluß in die eigenen Reihen Zwietracht bringt.

Die Münchener „Finkenschaft“ ist jetzt offen in zwei Lager gespalten. Der Ausschluß der Juden aus dem Ausschuß der Freien Studentenschaft wurde in einer Versammlung nach langer, teilweise erregter Beratung mit 98 gegen 56 Stimmen mißbilligt. Die antisemitische Richtung nahm an dem ominösen Namen des Schriftführers Dreyfus Anstoß, der unter allen Programmen, Zirkularen usw. stand. Die Anhänger der Mehrheit gingen sofort zur Gründung einer Neuen Freien Studentenschaft über. — Einer der Redner in der Versammlung, Dr. **Poensgen**, fand es unerhört, daß die „freie“ Studentenschaft die Juden, die sie ihrer Begeisterung für die Sache und ihrer Tüchtigkeit wegen 14 Tage vorher gewählt habe, aus taktischen oder prinzipiellen Gründen nunmehr zum Teufel jage, und das habe dieselbe Gesellschaft getan, die eine Woche vorher das Andenken des Weltbürgers Schiller geräuschvoll gefeiert habe. Nur dann dürfe die „freie“ Studentenschaft sich frei nennen, wenn sie keinen Unterschied der Herkunft, Rasse und Konfession kenne; jede Konzession aus den angeblichen taktischen Erwägungen auf Kosten dieses Prinzips sei nur der erste Schritt auf der schiefen Ebene des alles zersetzenden Antisemitismus.

Der freistudentische Gedanke hat noch lange nicht überall Wurzeln gefaßt. Seit fünfzehn Jahren ringt er mit der dem Deutschen nun einmal anhaftenden Vereinsmeierei. Und nun kommen diese Bajuvaren und werfen das ganze finkenschaftliche Programm über den Haufen. Was sind das für „freie“ Studenten, die noch in den Fesseln reaktionären antisemitischen Geistes stecken! Die Vereine Deutscher Studenten werden den Münchener „Finken“ die Bruderhand reichen. Und schlimmer kann die finkenschaftliche Bewegung und können die Münchener freien Studenten nicht diskreditiert werden, als durch diese Freundschaft. Auch in **Berlin** — es sind nun bald fünf Jahre her — suchten einst die Führer der freien Studentenschaft an der Universität ihre Gefolgsmannen dem Antisemitismus in die Hände zu spielen. Die Versuche sind aber gescheitert. Die Freie Studentenschaft verzichtete darauf, mit dem Verein Deutscher Studenten zu konkurriren und betätigte sich auf anderen Gebieten. Seitdem hat sie auf dem Felde der Arbeiterbildung reiche Arbeit gefunden und Erfolge davon getragen.

Die bedeutendste finkenschaftliche Organisation ist wohl zur Zeit die Charlottenburger Wildenschaft. Auch hier arbeiten Christen und Juden friedlich nebeneinander. Und gerade diese harmonische gemeinsame Arbeit hat schon erstaunliche Resultate gezeitigt. Die Charlottenburger Wildenschaft, die wie die Berliner etwa fünf Jahre besteht, ist vorzüglich organisiert und besitzt sogar ein eigenes „Studentenheim.“ Auch sie hat sich schon sozial betätigt und wird immer mehr zu einer Musterorganisation der freien Studentenschaften. Auch an anderen Hochschulen sind die „Freien Studentenschaften“ bisher von antisemitischen Wühlereien verschont geblieben, oder wenigstens sind diese ohne Erfolg gewesen und energisch zurückgewiesen worden. Die älteste „Freie Studentenschaft“ besteht in Freiberg. Sie wurde im Jahre 1892 begründet. In Leipzig gibt es organisierte Finken seit 1896, in Königsberg seit 1898, ebenso in Greifswald und Halle. Die Berliner und Charlottenburger freien Studenten haben sich seit dem Jahre 1900 zusammengeschlossen, die Berliner landwirtschaftlichen Studierenden seit 1903. Auch in Bonn besteht eine Finkenorganisation seit 1900. Im gleichen Jahre wurde die Münchener Gruppe gegründet. Die jüngsten Organisationen sind die in Jena, Heidelberg und Würzburg, die in den Jahren 1901, 1903 und 1904 begründet wurden. Außerdem bestehen noch an einzelnen technischen Hochschulen finkenschaftliche Organisationen.

H. F.

Vom Grafen Pückler. Der Reichsgericht hat am 23. Mai die **Revision** des Grafen Pückler gegen das Urteil des Landgerichts I. in Berlin, durch das er wegen Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten gegen einander zu **sechs Monaten Gefängnis** verurteilt worden war, **verworfen.**

Herr Bielohlaweck, der getreue Schildknappe **Luegers** soll nach dem Wunsche der christlichsozialen Mehrheit des niederösterreichischen Landtages in den Landesausschuß gewählt werden an Stelle des Herrn Leopold Steiner, welchen Lueger für den Posten des zweiten Vizebürgermeisters an Stelle des verstorbenen Strobach erkoren hat. Die „Neue Freie Presse“ berichtet hierüber:

„Durch diese Wahl eröffnet sich die Aussicht, daß der stolze **Verächter aller Bücher**, aller Wissenschaft, auch mit den Referaten betraut wird, welche bisher von seinem Vorgänger geführt wurden, und die schon unter diesem Funktionär von sich reden gemacht haben. Das Departement des Landesausschusses Steiner umfaßt die Armengesetzgebung, die Gebär- und Findelanstalt, die Irrenanstalten, die Aufnahme von Kindern in Heil- und Pflegeanstalten, die Ueberwachung der Siechenanstalten. Daß diese mit dem ganzen Sanitätswesen in engem Zusammenhang stehende Referate einen hervorragenden und wichtigen Platz in der Landesverwaltung einnehmen, ist offensichtlich, und ihrer Natur nach würden sie einen **wissenschaftlich**, wenn möglich **medizinisch** gebildeten Funktionär verlangen. Das war schon Herr Landesausschuß Steiner nicht, und die Fälle sind noch in lebhafter Erinnerung, durch welche dieser Mangel sich empfindlich fühlbar gemacht hat. Bielohlawek ist noch ein ganz anderer Mann. Er ist **ein grimmer, unversöhnlicher Feind alles Wissens**; er war auch der erste seiner Gilde, der den traurigen Mut hatte, einem politischen Gegner die Bildung förmlich zum Vorwurf zu machen. „Schon wieder ein Büchel! Das hab' ich g'fress'n!“ So lautete der denkwürdige Zwischenruf, den er einst einem auf die Literatur sich berufenden Redner ins Antlitz schleuderte. Und im Zusammenhang mit dem Hasse, den alles Gedruckte in ihm aufrührt, steht die Polemik, die Ausdrucksweise, deren er sich mit Vorliebe bedient, der zur Schau getragene freudige Stolz, nicht so zu sein, wie jene Opfer der Kultur, deren Eigenart auf der Schulbank verkümmerte. Und dieser Fanatiker der Unwissenheit soll nun akademische Institute in seine Obhut nehmen! Der Bock, der zum Gärtner gemacht wird! Wenn Herr Steiner schon auf der Rosinante seiner wissenschaftlichen Unschuld mit eingelegter Lanze auf die Männer der freien Forschung losstürmte, welchen Ueberschwang der **Borniertheit** wird sich erst Herr Bielohlawek gestatten? . . . Warum ist gerade Herr Bielohlawek der Berufene und Auserwählte? Die Verhältnisse, die das öffentliche Leben bei uns bestimmen, erteilen alsbald die Antwort: das Parteiinteresse verlangt es so. Eine Oligarchie von Agitatoren ist es, die alle Ehrenstellen auf amerikanische Art unter sich verteilt. Die Stadt, das Land kommt nur noch als eine **Versorgungsanstalt** für getreue **Prätorianer** des **Herrn von Wien**

in Betracht. Als der Vizebürgermeister Strabach das Haupt zum ewigen Schlummer geneigt hatte, drängten sich die Bewerber um die Nachsalge an den Beherrscher der Stadt. Eine Stelle und so viele Bewerber. Es wird alsa eine dritte Vizebürgermeisterstelle geschaffen, und der Landtag hat sich bereits damit befaßt, die erforderliche Aenderung des Gemeindestatuts durch seine Gesetzgebung zu vallziehen. Aber auch das scheint nicht genügt zu haben, um den Stellenhunger zu stillen. Deshalb wird Herr Bielohlawek aus dem Stadtrat in den Landesausschuß befördert, und es wird überdies eine Stadtratsstelle frei zur weiteren Verfügung."

Vermischtes.

Konfessionelle Gehässigkeiten. Man schreibt uns: Wie oft hervorgehoben worden ist, läßt sich eine konfessionelle Hetze auf die Juden nicht dauernd beschränken, und es ist gewiß bezeichnend, daß mit dem Aufkommen des Antisemitismus auch eine Entfremdung zwischen Protestanten und Katholiken vielfach zugleich eingetreten ist. Symtome für diese Entfreudung zeigt der zur Zeit in Trier geführte Prozeß Hilger c/a Bremer. Unter anderem bezeugte ein Bergmann, daß der Besitzer Bremer sagte: „Kerl, Du lügst wie katholische Pfaffen", was Bremer als richtig zugab. Man darf nicht etwa glauben, daß hier bescheidene Reste des Kulturkampfes übrig geblieben sind. Damals handelte es sich um eine sozusagen offizielle Bewegung der Regierung, welche einerseits alle Streber, andererseits kritiklose Bewunderer Bismarcks mitgemacht haben. Bei den jetzigen konfessionellen Gehässigkeiten handelt es sich indessen um spontane Gefühlsregungen. Selbstredend spielt bei den Worten von den katholischen Pfaffen als Unterströmung das Gefühl mit, daß die katholische Geistlichkeit innerhalb gewisser Grenzen arbeiterfreundlicher ist, als manchmal den Grubenbesitzern lieb ist, natürlicherweise, da die Belegschaft überwiegend katholisch ist, während dies bei den Grubenbesitzern nicht der Fall ist, auch die Katholiken unter ihnen vielfach nationalliberal und nicht Zentrumsleute sind. Andererseits darf man, wenn man dies als Erklärung hinnimmt, nicht vergessen, daß auch beim Antisemitismus es gerade das Gemisch von konfessionellen und wirtschaftlichen Gegensätzen ist, welches der Bewegung ihre agitatorische Kraft verleiht.

Herr v. Goldschmidt-Rothschild ersucht das „Berl. Tagbl.", mitzuteilen, daß an den seine Person betreffenden Mitteilungen der „Laubhütte" (vom Königlich preußischen Kammerjunker) sowohl wie der „Kreuzztg." (vom Großherzoglich hessischen Kammerjunker) kein wahres Wort ist.

Die „Laubhütte" wird nicht umhin können, eine Aufklärung über die Unterlagen ihrer Tendenzmeldung zu geben, mit der sie nur der antisemitischen Presse eine Freude bereitet hat.

Ueber „Antisemitismus und Hagelversicherung" geht der „Königsb. Hart. Ztg." folgende Mitteilung zu: Der Ort der Handlung ist Schirwindt, der Schauplatz der dortige Landwirtschaftliche Verein. In diesem Verein sollte vor kurzem ein Vortrag über die Vorzüge des Ostdeutschen Hagelverbandes stattfinden. Ein zu diesem Zwecke anwesender Taxator des Verbandes, nebenbei ein königlicher Domänenpächter, führte in einer Rede als einen besonderen Vorzug des Ostdeutschen Hagelverbandes ins Feld, daß „bei anderen Gesellschaften sogar Juden die Hagelschäden abschätzten." Er habe diese schreckliche Tatsache mit eigenen Augen gesehen. Beim Ostdeutschen Hagelverband würden diese Schäden aber „nur von wirklich sachverständigen Berufsgenossen" abgeschätzt. Der Berichterstatter, der diese Tatsache mit der ausdrücklichen Versicherung übermittelt, daß er für die Richtigkeit jede Gewähr übernehme, teilt weiter mit, daß die jüdischen Mitglieder des Landwirtschaftlichen Vereins Schirwindt, da auch der Vorsitzende keine Worte gefunden habe, den Redner auf das ungeziemende seiner Ausführungen aufmerksam zu machen, ihren Austritt aus dem Verein erklärt hätten. — Man darf erwarten, fügt die „K. H. Z." dieser Mitteilung hinzu, daß der Ostdeutsche Hagelverband seinen Taxator darüber belehrt, daß er konfessionelle Hagelversicherungen nicht kennt.

Ein jüdischer Marketender. Man schreibt uns: Aus der „Geschichte des Königlich Preußischen 6. Husaren-Regiments (ehedem 2. Schlesischen). Zusammengestellt von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld, Berlin 1860 (R. Decker)" verdient eine Stelle der Vergessenheit entrissen zu werden. Das Regiment gehörte mit zu den preußischen Truppen, die 1812 zwangsweise als 27. französische Division nach Rußland ziehen mußten Es hat unter den schwierigsten Umständen gefochten. „Herein hat das Regiment die Avantgarde, heraus die Arrieregarde gehabt," wie die Geschichte meldet. Von der 1. Eskadron erreichten 43, von der 2. gar nur 27 Kombattanten in Reih und Glied die preußische Grenze. Unter solchen Verhältnissen muß die Verpflegung zu den schwersten Aufgaben des Kommandos gehört haben. Ueber die Schwierigkeiten hat der Marketender des Regiments in uneigennütziger Weise hinweggeholfen. Die genannte Regimentsgeschichte schreibt dazu: „Dem Regiment folgte ein Zülzer Israelit, namens Moser, als Marketender. (Die Worte sind auch im Text der Geschichte gesperrt gedruckt.) Derselbe hatte eine sehr hübsche Schenkmamsell Namens Friederike. Er ist zur Zeit des Waffenstillstandes 1813 noch beim Regiment gewesen. Wohin er dann geraten, war dem Herausgeber nicht zu ermitteln möglich. Im Regiment hat er sich ein ehrenvolles Andenken gegründet. In bedrängten Zeiten gab er wiederholt seine gesamten Vorräte uneigennützig hin. Sein Name hat also das vollste Recht, in der Geschichte des Regiments aufgezeichnet zu werden."

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radelberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Onisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Friesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig,

Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Moniavon. Inner Bartholomä und Vanbaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volberbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

Die einwandernden Juden und das Judentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Anatole Leroy-Beaulieu.
(Schluß.)

Viele Privatgesellschaften bemühen sich seit Jahren die eingewanderten Juden zu amerikanisieren und sie zugleich in geistiger und moralischer Hinsicht zu heben. An der Spitze dieser Gesellschaften steht die „Educational Alliance", die in East Side ein Riesengebäude errichtet hat, in dessen zehn Stockwerken alle Gesellschaften, die für körperliche und geistige Ausbildung des Menschen eintreten wollen, geeignete Vereinsräume finden.

Die amerikanischen Juden nehmen an dem öffentlichen Leben in Amerika bereits einen lebhaften Anteil. Die New-Yorker Juden besonders, die sehr zahlreich sind, bilden bereits eine Macht in einem Lande, in dem die Zahl alles macht, bei den städtischen und staatlichen Wahlen bilden sie einen wichtigen Faktor, mit dem die Kandidaten und die Politiker rechnen müssen. Daher stehen die aus Europa Eingewanderten auch bald vor der wichtigen Frage: Sollen sie sich unter nationalen oder religiösen Gesichtspunkten gruppieren?

Die meisten Juden sind der Ansicht, daß sie sich hüten müssen, eine besondere konfessionelle Partei zu bilden. Ich kann sie dazu nur beglückwünschen. Denn wenn vielleicht auch zu mancher Zeit eine „jüdische Partei" für die amerikanischen Israeliten von Vorteil sein würde, so würden doch diese Vorteile nur vorübergehender Natur sein und sicherlich andere Nachteile nach sich ziehen. Sie würde nur den Antisemitismus provozieren und stärken. Die Mehrzahl der amerikanischen Juden sieht das vollständig ein. Anstatt sich als Partei zusammenzuschließen und als geschlossene Masse sich einer großen politischen Partei anzuschließen, ziehen sie es vor, ohne jeden Zwang — ganz nach persönlichem Ermessen — sich einer der beiden großen historischen Parteien zuzugesellen. So zeigen sie sich als wirkliche amerikanische Bürger, die so stimmen, wie sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren können. In New-York, Boston und Cincinnati habe ich Juden getroffen, welche begeisterte demokratische Parteigänger waren. Bei den letzten Präsidentschafts-Wahlen scheinen jedoch die meisten Juden für die republikanische Partei und den Präsidenten Roosevelt gestimmt zu haben. Daher hat auch Roosevelt in New-York einen unerwarteten Sieg davongetragen. Aber Roosevelt hat sich auch stets der unterdrückten Juden angenommen. Nach den Metzeleien in Kischinew, die fast ganz ungesühnt blieben, ließ er der russischen Regierung offiziell die Protestnote überreichen, die in den Vereinigten Staaten abgefaßt wurde, als die Kunde von den barbarischen Scenen und der Feigheit und Mitschuld der kaiserlichen Beamten nach Amerika gedrungen war. Auch in der Angelegenheit der Paßvisitation in Rußland hat Roosevelt entscheidende Schritte getan und auch erreicht, daß alle amerikanischen Untertanen — auch die Juden — Rußland unbehelligt durchreisen dürfen. Die Regierung und die Diplomatie der Vereinigten Staaten haben sich also der Juden angenommen. Zwar sind die Bemühungen des Präsidenten zu Gunsten der Verfolgten in Rußland und in Rumänien bisher noch ohne Erfolg geblieben. Aber niemand wird darum sagen, Amerika habe sich durch sein Eintreten für Freiheit und Gleichheit in den Augen der übrigen Völker herabgewürdigt.

Gelitten hat in Wirklichkeit das Ansehen Rußlands und der russischen Regierung, die man für die Bedrückung der russischen Israeliten verantwortlich macht und der man auch die Schuld an dem allgemeinen Exodus zuschreibt. Die Vorliebe für die Japaner, die die Amerikaner seit Beginn des ostasiatischen Krieges unzweifelhaft haben erkennen lassen, erklärt sich nicht allein aus kaufmännischen Interessen. Sie ist hauptsächlich auch aus der natürlichen Antipathie des freien Volkes gegen eine Regierung, die ihren Untertanen die gleichen Rechte verweigert, entstanden. Die Nachrichten über die Ausschreitungen des russischen Despotismus, die durch polnische, finnländische und armenische Einwanderer nach Amerika gebracht wurden, waren wenig dazu angetan,

dem autokratischen Kaiserreiche Freunde in der Nation der Freiheit und der Toleranz zu gewinnen. Darum kann man sagen: Wenn jemand Schuld ist an der Parteinahme der Amerikaner für Japan und an der Unbeliebtheit des russischen Staates, so ist dies die russische Regierung. Wenn Rußland endlich von der Zeit längst überholte Gesetze abschafft, wenn es sich tolerant zeigt und allen Untertanen — ohne Unterschied der Abstammung und der Religion — gleiche Rechte zubilligt, dann wird Rußland sich auch wieder die Sympathien der ganzen zivilisierten Welt erringen.

Die amerikanischen Juden und besonders die aus Rußland eingewanderten würden sich zuerst zu einer solchen Umwälzung beglückwünschen. Obgleich sie die russische Knechtschaft abgeworfen haben, um dafür die amerikanische Freiheit einzutauschen, obgleich es ihnen scheint, als ob sie dem Joche Pharaos entkommen sind und ein verheißenes Land erreicht haben, denken sie doch noch immer an ihr altes slavisches Heimatland. Sie vergessen ihre Brüder und Freunde, die sie dort zurückgelassen haben, nicht und sie bleiben mit ihnen in Verbindung. Sie unterstützen sie mit Geldmitteln, und wenn sie sie auch nicht nach Amerika nachkommen lassen können, so erwecken sie doch in ihnen Hoffnungen für ihre baldige völlige Befreiung. Denn in Amerika hat sich der Zionismus sehr rasch entwickelt. Die Israeliten haben ihn mitgebracht aus den russischen, rumänischen und galizischen Ghettos. Es wirkt überraschend, daß so viele Juden, die in Amerika ein gelobtes Land gefunden haben, doch noch weiter von den Bergen Judas und den Ufern des Jordan träumen. Und wenn sie auch nicht selbst mehr nach Palästina zurückkehren wollen, so hoffen sie doch, daß es ihren Brüdern in der alten Welt gelingen werde, dort ein Asyl und einen Zufluchtsort für alle Verfolgte zu schaffen. Das scheint mir die Grundidee des amerikanischen Zionismus zu sein. So wie die geretteten Schiffbrüchigen sich um ihre Gefährten, die noch mit den Wellen kämpfen, sorgen — so auch die amerikanischen Juden. Sie sind nicht zufrieden damit, daß sie sich selbst in Sicherheit befinden, sie denken an ihre bedrängten Brüder und wollen ihnen gleichfalls helfen. Vielen Eingewanderten erscheint die Gründung eines jüdischen Staates als das einzige Heil und der einzige Weg, um für immer den Angriffen des Antisemitismus zu entgehen. Daher sind auch die zionistischen Gesellschaften in Amerika sehr zahlreich und selbst arme Juden zahlen ihren Beitrag. Es gibt übrigens in den Vereinigten Staaten verschiedene Arten des Zionismus. Man kann sagen, daß die Mehrzahl der amerikanischen Juden sich zu einem platonischen Zionismus bekennt. Nur wenige denken daran, ihre neue amerikanische Heimat aufzugeben und in das alte Land der Patriarchen zurückzukehren. Mehr als einer von denen, die ich befragte, gab mir die Antwort, die ich schon öfter in anderen Ländern gehört hatte: „Wenn jemals ein jüdisches Reich in Palästina errichtet wird, so werde ich mich um eine Konsulstelle des neuen Zion in New-York oder Chicago bewerben."

Trotz ihrer zionistischen Ideen halten sich indessen alle diese Juden für gute Amerikaner. Aber diese Tatsache ist in Amerika weniger verwunderlich als in Europa. Denn in Amerika leben so viel Leute von ganz verschiedener Herkunft, daß man bei vielen von ihnen zweierlei Patriotismus finden kann. Sie sind treue Anhänger des Vaterlandes, aber sie glauben auch keinen Fehler zu begehen, wenn sie für das alte Land ihrer Vorfahren noch treue Zuneigung zeigen. Dasselbe gilt auch von den Deutschen und noch mehr von den Irländern. Der Jude, der Amerikaner geworden ist und der trotzdem noch zionistischen Ideen treu bleibt, ist darum doch kein schlechterer Patriot als der Christ. Der Zionismus scheint ihm nicht unvereinbar mit seiner Treue für die große Republik.

Uebrigens ist der Zionismus nur ein ~~Traum~~ ? — und die Amerikanisation ist Wirklichkeit. Das Land Washingtons ist für die Juden — mögen sie sich dessen bewußt werden oder nicht — das Land der Zukunft, so wie es jetzt für sie das Land der Gegenwart ist.

Die Juden — und mit ihnen das Judentum sind zu einem neuen Dasein nach dieser neuen Welt berufen worden. Und wie wird dieses Dasein sein? Es ist ein großes und dunkles Problem, dem die amerikanischen Juden mit banger Sorge und die meisten mit Zuversicht gegenüberstehen.

Man hat mich in Amerika über die Lösung dieses Rätsels befragt. „Welchen Weg sollen die amerikanischen Juden einschlagen?" fragte man mich. „Sind Sie ein Anhänger der Assimilation? Welches Schicksal steht dem amerikanischen Judentum bevor? Hat es eine bestimmte Mission? und welche ist das? Wird es nicht schließlich ganz verschwinden, wenn es sich assimiliert?"

Diese großen Fragen über die Zukunft der Juden und des Judentums sind mir schon in anderen Ländern vorgelegt worden. Und wie mißlich sie auch sind, ich habe sie nicht unbeantwortet gelassen. Auch in den Vereinigten Staaten habe ich als gewissenhafter Mensch meine ehrliche Ueberzeugung zum Ausdruck gebracht, wie ich sie durch die Lehren der Geschichte gewonnen habe.

Dürfen die Juden sich assimilieren? Gewiß. Sie dürfen sich in Amerika und Europa mit den Völkern assimilieren, unter denen sie leben und die ihre Bürgerrechte anerkennen. Sie dürfen Amerikaner werden in Amerika, wie sie Franzosen in Frankreich und Engländer in England geworden sind. Sie dürfen alle partikularistischen Vorurteile beiseite werfen und sich dem modernen Leben und den modernen Sitten anpassen. Aber Assimilation bedeutet noch nicht Absorption. Der Jude in den Vereinigten Staaten kann ein guter und treuer Jude bleiben. Um ein guter Bürger der Republik zu werden, braucht er nicht seinen Glauben zu verleugnen und seine Traditionen aufzugeben; im Gegenteil, er soll seinem Gotte und seiner Bibel treu bleiben.

Und denen, die mich nach der Mission des amerikanischen Judentums fragten, die wissen wollten, ob das Judentum auch in der neuen Welt weiter bestehen werde und ob es sich nicht von der amerikanischen Freiheit werde auflösen lassen, gab ich eine ähnliche Antwort. Das Judentum kann nur so weiter bestehen, wie es bisher seit zwanzig Jahrhunderten bestanden hat, d. h. als Religion. Wenn also die Juden in Europa oder in Amerika nicht verschwinden wollen, dann brauchen sie nur an ihrem alten Kult und an ihrem Glauben festzuhalten. Andererseits würden auch ihre Fähigkeiten, ihre Energie und ihre Intelligenz mit ihrer Religion verschwinden, denn diese allein hat ihnen die Individualität durch die Jahrhunderte bewahrt.

Die Existenz der Juden hängt noch heute, wie immer, von dem Fortbestande des Judentums ab. Und die Mission dieses Judentums scheint mir mit seiner Bibel und seinen Propheten in Verbindung zu stehen. Es ist vor allem eine religiöse und eine moralische Mission, nämlich d i e, die Gottesidee aufrecht zu erhalten gegenüber dem wachsenden Materialismus und dem modernen Heidentum und die beiden großen Begriffe von der Väterlichkeit Gottes und der Brüderlichkeit unter den Menschen, die dem Judentum und dem Christentum gemein sind, zu verteidigen und zu verbreiten. Mit Hilfe Gottes daran zu arbeiten, daß Gerechtigkeit und Friede regieren, das ist eine Aufgabe, die dem Ehrgeiz der Juden beider Welten vollauf genügen kann. Und bei diesem großen Werke können die Juden Europas und Amerikas auf die Mitarbeit der besten ihrer christlichen Mitbürger rechnen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 22. Berlin, 31. Mai 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Juden in der deutschen Burschenschaft.

Nicht nur aus historischem Interesse scheint es geboten, einmal die Stellung der deutschen Burschenschaft der Judenfrage gegenüber zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts quellenmäßig festzulegen. Die gegenwärtige Bewegung beweist, daß die Korporationen der deutschen Hochschulen immer noch nicht zum alten Eisen gehören, und der gegenwärtige Kampf um die akademische Freiheit zeigt, in wie engem Zusammenhang die Strömungen des täglichen, politischen Lebens mit unseren Universitäten stehen.

Die Studentenverbindungen in ihrer jetzigen Gestalt sind nicht gar zu bejahrt. Wir können ihre Anfänge in den „Orden“ des achtzehnten Jahrhunderts sehen, die in dessen letzten Jahrzehnten anscheinend die einzigen, eng gefügten Studentenvereinigungen bildeten. Ueber ihre eigentliche Organisation ist wenig bekannt, sie pflegten außerordentlich geheimnisvoll zu tun, hatten eine Unmenge zeremoniellen Beiwerks und lächerlichen Etiquettenkrams und spielten sich gern als Anhängsel der Freimaurerorden auf. Ihr System des Dunkeltums hat es zu wege gebracht, daß wir schlecht über sie unterrichtet sind.

Um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts kam an ihrer Stelle ein anderes Prinzip auf: Das landsmannschaftliche. Ganz dem Kleinstaatengeist des damaligen Deutschlands entsprechend, bildeten sich nunmehr die Landsmannschaften, die als einzige Forderung die Zugehörigkeit zu irgend einem Krähwinkel aufstellten. Sie überflügelten rasch die Orden, deren Dunkelmänner treiben im grellen Sonnenlicht der französischen Revolution einen beträchtlichen Stoß erlitten hat.

Nach Verdrängung der alten Orden hatten die Landsmannschaften für ein paar Jahre die führende Rolle inne, und sie wurden, obgleich das Gesetz eigentlich jede Studentenverbindung verbot, im Gegensatz zu den Orden doch geduldet, da sie, besser als es die Behörden gekonnt hätten, im stande waren, ihren Mitgliedern Zaum und Zügel anzulegen. Unzuträglichkeiten untereinander, Fehden mit demjenigen Teil der Studentenschaft, der nicht zu ihnen gehörte, brachten der Landsmannschaft bald den Untergang in der bestehenden Form. An ihre Stelle setzten sich, um 1805 beginnend, die Korps, die also recht eigentlich die Fortsetzung der Landsmannschaft bedeuten und doch wieder auf andern Prinzipien sich aufbauen, weil hier die Notwendigkeit der Landeszugehörigkeit aufgegeben wurde.

In diese Zeit fällt die Gründung der deutschen Burschenschaft, dieser Vereinigung edelgesinnter Burschen, die voll andächtiger Schwärmerei im geeinten Deutschen Reich den Traum ihrer Nächte, die Sehnsucht ihrer Tage sahen. In ihren Köpfen zu allererst ist der deutsch-nationale Gedanke des großen Jahres Achtundvierzig entstanden, viele von ihnen haben Festung und Kerker, mancher den Tod um dieser „staatsgefährlichen“ Idee willen mit Freuden auf sich genommen; sie haben für ihr Ziel gekämpft und gelitten, und zwischen all ihrem ernsten Streben leuchtet sonnig golden die Frische der Jugend und die Ungebundenheit des Studentenlebens jener Jahre hervor. Die Burschenschaften haben das Verdienst, zuerst in studentischen Kreisen Deutschland, das große, geeinte Reich gepredigt zu haben, und eben um dieses Verdienstes willen erscheint es doppelt nötig, den Standpunkt zu erfahren, den die Burschenschafter zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts ihren jüdischen Kommilitonen gegenüber (sollten die nicht zum großen, geeinten Reich gehören?) einzunehmen gesonnen waren.

Der Gedanke an eine allgemeine deutsche Burschenschaft tauchte zuerst bei Fichte 1795 auf, führte jedoch noch zu keinem Ende. Man war damals noch nicht reif dafür: man mußte die Freiheit, die die große Revolution gebracht hatte, erst begreifen lernen, man mußte zuerst noch die Hand eines genialischen Zuchtmeisters im Nacken spüren, um dann im erneuten Befreiungskriege sich die Reife zur Freiheit zu holen Nachdem Deutschland so maßlos stark durcheinander gerüttelt worden war, da war auch die Studentenschaft, die mit draußen gekämpft hatte, groß und frei geworden zu einer Burschenschaft, die fern von Orden und Landsmannschaften alle, ja alle umfassen sollte. So ist die deutsche Burschenschaft recht eigentlich zu Leipzig und Waterloo geboren worden.

Im Jahre 1810 entwarf Jahn den Plan einer deutschen Burschenschaft, die eine Anzahl Gründungen — meist erst nach 1813! — zur Folge hatte. So entstanden in Jena, Heidelberg, Tübingen, Halle um 1814 die ersten Burschenschaften. Obwohl die Burschenschaft alle Studenten umschließen wollte, nahm sie zu Anfang keine Juden auf. In Heidelberg begründete sie es damit, daß sie als „Deutsche Gesellschaft“ nur Deutsche von Geburt und Bekenner der christlichen Religion aufnehmen könne, ausgeschlossen sollen sein, „wer je dem Fremden freiwillig und freudig angehangen hat.“ Bei der „Teutonia“ in Tübingen hieß es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unseres teutonischen Vereins ist, unter uns und andren zu nähern, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben.“ In Erlangen sprach man offen von Juden: „Da die Burschenschaft eine Gesellschaft deutscher Jünglinge ist, so können nur Jünglinge deutscher Zunge

Mitglieder werden. Auch Juden als die Feinde unserer Volkstümlichkeit sind ausgeschlossen." Im Erlanger Burschenbrauch von 1817 heißt es unter anderem: „Er (scil. der Bursche) ist ein Christ und sonach ist sein Wandel fromm, keusch sein Sinn, und Gott sein Anfang und Ende," und später „Ihm, dem christlichen Deutschen und ritterlichen Burschen, geht die Wahrheit und Treue seines Wortes über alles."

Das steht fest: die Burschenschaft zu ihrem Beginn war auf christlich-deutsche Grundlage gestellt. Jedoch bleibt unbeantwortet, ob es Antisemitismus gewesen ist, der den Ausschluß der Juden in die Wege leitete, oder ob nicht vielmehr die Burschenschaft noch in der alten feudalistischen Anschauung des nicht emanzipierten Juden steckte, und es ihr so gar nicht zu Bewußtsein kam, daß sie eigentlich gleichberechtigte Mitstudiosi ausschloß. Vielleicht auch war um 1815 die Zahl der studierenden Juden so gering, daß man gar nicht dachte, sich viel mit diesem Problem herumzuschlagen. Der starke Zuzug von Juden zur Hochschule liegt ja erst in der Tat ein Jahrzehnt später. Ich bin vor der Hand jedenfalls nicht imstande diese Frage endgültig zu beantworten.

Heidelberg ist es gewesen, das zuerst die Judenfrage anschnitt. Carové entwarf für die dortige Teutonia einen freiheitlichen Burschenbrauch, der allen Studierenden ohne Unterschied der Nationalität und Religion Aufnahme gewährte. Nachdem das Fest auf der Wartburg überaus glänzend verlaufen war, ging man an die Vereinigung aller deutschen Burschenschaften zu einem allgemeinen deutschen Burschenbund. Ein vorbereitender Burschentag, der die Satzungen beraten sollte, fand Ende März 1818 in Jena statt. Neun Universitäten waren vertreten, und neunzehn Punkte wurden als Grundlage der deutschen Burschenschaft einzeln zur Abstimmung gebracht. Eine heftige Debatte entspann sich über § 6, der nach dem Entwurf die Bestimmung enthielt, daß nur Christen aufgenommen werden dürften. Damit widersprach diese Bestimmung dem neuen Heidelberger Brauch von 1817, und wenn ich oben für die ersten Jahre der Burschenschaft die Frage nach dem Grunde des Ausschlusses von Juden unentschieden gelassen habe, so muß ich hier feststellen, daß sich nunmehr in der Burschenschaft zwei Richtungen zu bilden anschickten: In einer Anzahl Burschenschaften, zumal in denjenigen, die überwiegend aus Theologen bestanden, hatte sich unter Führung Gießens eine mehr teutonistische, judenfeindliche Richtung herausgebildet, während die andern, an der Spitze Heidelberg, den Juden die Aufnahme in die Burschenschaft gewährleisten wollten. Heidelberg setzte es denn auch auf diesem Jenaer Burschentag durch, daß § 6 den Zusatz erhielt, es sei die Entscheidung, ob Nicht-Christen aufgenommen werden sollten, den einzelnen Burschenschaften zu überlassen. Demgemäß beschloß denn auch Heidelberg ausdrücklich, auch ferner Juden aufzunehmen. Carové fertigte 1818 einen neuen Entwurf an, in welchem er in einer Anmerkung zu der Bestimmung, daß jeder Bursche Aufnahme finden solle, sagt:

„Einige Burschenschaften wollen zwar nur christlich-deutschen Burschen das volle Burschenschaftsrecht gestatten, und sowohl fremde Christen als einheimische Juden ausschließen. Hier ist aber zu fragen, ob die dadurch bezweckte Steigerung der Volkstümlichkeit und des wechselseitigen Vertrauens nicht dadurch überboten wird, sowohl daß die Ausscheidung die jedem durch Immatrikulation zu erwerbenden Burschenrechte auf eine, den Deutschen nicht eigene, ungastliche Weise schmälert, als daß durch dieselbe die Burschenschaft sich selbst eine Partei gegenüberstellt, die mit ihr in kein Rechtsverhältnis treten kann, da ihr das vorzüglichste Recht, das der Vertretung vorenthalten wird? Es ist auch hier nicht aus den Augen zu verlieren, daß wie der Mensch erst seine Schulden bezahlen soll, ehe er Almosen spendet, so auch die Burschenschaft erst das Recht sichern muß, ehe sie sich weitere Zwecke aufstellen kann."

Im Sommersemester 1818 entstand nun für die Heidelberger die Frage, ob sie ihre liberale Anschauung opfern und dem Ausschluß der Juden zustimmen sollten. Gegenüber den „Teutonisten" herrschten in Heidelberg bei weitem die „Philosophen" vor, die für Beibehaltung eintreten und ein Heidelberger Burschenschafter spricht in einem Briefe „von dem durchaus nichtigen und hohlen Deutschheitshochmut, der auf eine fast unglaubliche Weise in Jena herrschen muß."

Auf dem endgültigen, konstituierenden Burschentag im Oktober 1818 zu Jena kam es von neuem zum Zwiespalt, ja an der Juden- und Ausländerfrage hing beinahe das Scheitern der ganzen Verhandlungen, weder Heidelberg noch Gießen-Jena wollten nachgeben. Die Verständigung lag in der Mitte. § 6 wurde in seiner scharfen Fassung fallen gelassen, und man begnügte sich mit der ziemlich mystischen Forderung, es werde „christlich-deutsche Ausbildung zum Dienste des Vaterlandes" verlangt. Die Heidelberger geben auch noch gegen diese Fassung einen Protest zu Urkund. Die Aufnahme von Juden war also fürderhin ins Belieben der einzelnen Burschenschaft gestellt, jeder konnte § 6 verstehen, wie er wollte. In seinem Kampf wurde Heidelberg besonders von Königsberg, Breslau und Würzburg unterstützt. So war für dieses Mal, betrachtet man die Sache recht, daß nur Waffenstillstand geschlossen worden, die endgültige Entscheidung: Juden oder nicht! nur vertagt, nicht erledigt.

In diese Zeit fällt die Ermordung Kotzebues durch den Burschenschafter Sand: es war die Tat eines Schwärmers, der sich für die Ideale der Burschenschaft opfern zu müssen glaubte. Und als zu Mainz sein Kopf auf dem Schaffot fiel, galt er mehr als Märtyrer, denn als einer, der Menschenblut vergossen hatte. Aber die Tat hat grausame Frucht getragen. Durch alle deutsche Lande zog wie ein Würgen die Reaktion. Die staatsgefährliche Burschenschaft war ihr erstes, oberstes Ziel. Metternich erreichte in den Karlsbader Beschlüssen die Aufhebung der Burschenschaft, und zu Jena klang aller Schmerz, alle Lust aus in den wehmütigen, gelöbnisklingenden Versen:

Das Band ist zerschnitten,	War schwarz, rot und gold
Und Gott, der hat's gelitten,	Wer weiß, was er gewollt.
Das Haus mag zerfallen,	Was hat's denn für Not
Der Geist ist in uns allen,	Und unsre Burg ist Gott.

Die Burschenschaft bestand in der Stille weiter, nachdem man sie öffentlich verboten. Das Hetztreiben, das gegen sie begann, hatte auf ihrer Seite Bitterkeit im Gefolge. Und überall, selbst in dem toleranten Heidelberg, trugen nunmehr die christlich-deutschen Teutonisten den Sieg über die liberale Richtung davon. Das erste Zeichen der Herrschaft der neuen Richtung zeigte sich in der Heidelberger Burschenschaft in dem am 15. Dezember 1819 gefaßten Beschlusse: Juden und Ausländer werden nicht mehr in der Burschenschaft aufgenommen. Man brauchte einen Sündenbock, an dem sich alle Wut gegen Metternich und sein System auslassen konnte, man fand ihn im vielgescholtenen Juden. Trotzdem war dieser Standpunkt gerade in dieser Zeit überaus widersinnig: jetzt, wo sie selbst unter einer Ausnahmepolitik litt, nutzte die allgemeine deutsche Burschenschaft um jeden Preis ihrem Standpunkt, alle, ja alle zu vereinigen, erst recht treu bleiben.

Heidelberg hatte nicht allein diese Sinnesänderung vollzogen. 1820 fand in Dresden ein Burschentag aller deutschen Burschenschaften statt, von dem der Heidelberger Beschluß einstimmig gut geheißen wurde. Aber wiederum nur mit einem sehr unklaren Zusatz: „Juden sollten aufgenommen werden können, wenn erwiesen wäre, daß sie sich

christlich-teutsch für unser Volk ausbilden wollten." Der Streitberger Burschentag des nächsten Jahres bestätigte den Dresdener Beschluß. — Es ist eine nicht uninteressante Tatsache, daß der getaufte Jude Stahl, der spätere Begründer der Lehre vom christlichen Staat und Führer der konservativen Partei, in Würzburg, Erlangen und Heidelberg das Amt des Sprechers in der Burschenschaft bekleidete. Sein Uebertritt zum Christentum fällt jedoch bereits in die Zeit vor seiner Burschenschaftstätigkeit.

Trotz des Dresdener Beschlusses ruhte der Streit um die Aufnahme von Juden in die Burschenschaft nicht. Bereits 1827 verlangte Würzburg die Aufhebung der neuen Bestimmung. Vergebens. Erst 1830 fand auf dem Nürnberger Burschentage eine Revision der Statuten statt: man beschloß sich wieder auf den Boden der alten, ersten Burschenschaft und ihres Programms von 1818 zu stellen, das Duldung im weitesten Maße forderte; im Jahre 1831 ging man zu Frankfurt noch über die alten Statuten hinaus, indem man in der bis dahin verlangten „christlich-deutschen" Ausbildung das „christlich" strich. Damit war auch Juden unbeschränkt der Zutritt zur Burschenschaft gestattet. Die Burschenschaft ist mit ihren jüdischen Mitgliedern sechzig Jahre lang nicht schlecht gefahren, und erst die neueste Entwickelung hat wieder den vollständigen, statutarisch festgelegten Ausschluß von Juden zu wege gebracht.

Straßburg i. E. Bruno Weil.

Benutzt sind als Quellen: Heyck, Heidelberger Studentenleben. 1886. Burschenschaftliche Blätter, mehrere Jahrgänge.
Kalb, Die alte Burschenschaft in Erlangen. 1892.
Dietz, Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. 1895.
Dietz, Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens. 1903.
Carové, Entwurf einer Burschenschafts-Ordnung. 1818.

Eine stürmische Abwehr-Versammlung.

Die Hamburger Antisemiten gehören zu den rührigsten. In Hamburg ist die Zentralstelle des Reichsverbandes der deutschsozialen Partei; dort erscheint das Parteiblatt, das „Deutsche Blatt"; Herr Raab und Herr Schack haben dort ihren Wohnsitz, und sogar ein „Parteisekretär" hat hier sein Domizil. Die angestrengten Bemühungen der Antisemiten in Hamburg selbst waren indessen bisher nur von sehr zweifelhaften Erfolgen gekrönt. Bei den letzten Bürgerschaftswahlen erlitten sie eine gewaltige Schlappe; von 24 378 abgegebenen Stimmen entfielen auf antisemitische Kandidaten nur 1243 d. h. 5,1 %. Neben anderen antisemitischen Größen fiel auch ihr Führer, Herr Raab, glatt durch.

Nach diesem Mißerfolg dehnten sie ihre Agitation auf das zu Hamburg gehörende Cuxhaven aus, das sie mit Gewalt zu einem „judenreinen" Badeorte machen wollten. Eine Etappe dazu sollten die kürzlich stattgehabten Gemeindewahlen in Cuxhaven bilden; antisemitische Kandidaten wurden aufgestellt und für diese in der bei den Antisemiten sattsam bekannten Weise in Wort und Schrift agitiert. Selbst den Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg hatte man sich verschrieben, der mit gewaltiger Donnerrede den Sieg des Antisemitismus herbeiführen sollte. Aber alles war vergeblich. Die Antisemiten erlitten eine völlige Niederlage und brachten auch nicht einen einzigen ihrer Leute durch. Es hatte sich inzwischen, um der antisemitischen Hetzerei und Wühlerei entgegenzuwirken, ein allgemein liberaler Verein gebildet, der es in den wenigen Wochen seines Bestehens auf 170 Mitglieder brachte und nun bei den ersten Gemeindewahlen in Cuxhaven seine Feuerprobe wohl bestanden hat.

Als Liebermann von Sonnenberg nach Cuxhaven zitiert wurde, ließ ihn die Hamburger Zentrale auch in dem nahegelegenen Städtchen Otterndorf auftreten. Otterndorf ist den Antisemiten, besonders den Hamburgern, deswegen verhaßt, weil es der Wohnsitz eines sehr rührigen Vorstandsmitgliedes des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, des Oberlehrers Trenkner, ist, der wiederholt mit ihrem Parteiorgan scharfe Abrechnung gehalten hat.

Um der Wirkung der Liebermannschen Rede zu begegnen, wurde am letzten Sonntag in Otterndorf von Freunden der Abwehrsache eine eigene Versammlung veranstaltet, für welche das Referat Herrn Schriftsteller Emil Brandt übertragen worden war. Liebermann v. Sonnenberg und seine Rede sollten einer kritischen Beleuchtung unterzogen werden. Das Thema verfehlte natürlich auf die Hamburger und Cuxhavener Antisemiten seine Wirkung nicht. Nach Gerüchten, die schon Tage vor der Versammlung umherschwirrten, mußten die Antisemiten Großes planen. Der Verlauf der Versammlung bewies, daß seitens der Antisemiten tatsächlich die Absicht bestand und zur Durchführung zu bringen versucht wurde, den ruhigen Verlauf der Abwehr-Versammlung planmäßig zu hintertreiben. Von Cuxhaven her erschienen die lokalen führenden Geister der Antisemiten mit ihrem Anhange in hellen Schaaren und besetzten die Tische in der Nähe des Rednerpodiums. Aus Hamburg hatten sie sich ihren Parteisekretär, Herrn Henningsen, als Wortführer kommen lassen.

In Cuxhaven selbst hatten in letzter Zeit zwei große liberale Versammlungen stattgefunden; dort aber hatten die Antisemiten — was charakteristisch ist — in beiden Versammlungen trotz der Aufforderung zu freier Meinungsäußerung sich nicht gerührt, sondern es vorgezogen, sich ganz still und schweigend zu verhalten. Allerdings hatten sie in diesen Versammlungen ihren Parteisekretär nicht bei sich, und außerdem wußten sie sehr wohl, daß ihnen in ihrem eigenen Wohnort ein Auftreten in einer liberalen Versammlung nicht gut bekommen wäre, daß sie dabei unter allen Umständen schlecht abgeschnitten hätten.

In Otterndorf aber glaubten sie, unter Führung des Herrn Henningsen sich in der gegnerischen Versammlung zu Herren der Situation machen und jede Rücksicht schwinden lassen zu können. Kaum hatte Herr Oberlehrer Trenkner die gut besuchte Versammlung eröffnet und einige Einleitungsworte gesprochen, als die Cuxhavener Antisemiten sofort mit Unterbrechungen und immer lauter werdenden Zwischenrufen einsetzten. Diese Störungsversuche nahmen schon in den ersten zehn Minuten eine solche Heftigkeit an, daß die Versammlungsleitung ihnen gegenüber fast machtlos erschien. Mit aller Energie wurde aber die Ruhe wieder hergestellt, so daß Herr Brandt seine Rede beginnen konnte, in der er Liebermann von Sonnenberg als Parlamentarier und Politiker einer scharfen Kritik unterzog. Selbstverständlich kamen viele Dinge zur Sprache, die den Antisemiten höchst unangenehm in den Ohren klangen. Sie versuchten den unverkennbaren Eindruck, den des Redners Ausführungen auf den übrigen Teil der Zuhörerschaft machten, durch ständiges Lachen, erregte und wütende Zwischenrufe zu verwischen. Der Redner aber ließ sich nicht beirren, sondern ging immer sogleich auf die Zwischenrufe ein und fertigte die Störenfriede mit manchem scharfen und witzigen Worte ab. Stellenweis nahmen die antisemitischen Unterbrechungen einen geradezu stürmischen Charakter an, aber, was die Antisemiten wollten: die Rede zu verhindern, oder die Versammlung zu sprengen, gelang ihnen trotz aller Lungenkraft und trotz der guten Verteilung der Rollen nicht. Es blieb ihnen nichts geschenkt. In einer $1^3/_4$ stündigen Rede entrollte Herr Brandt ein treffendes Bild vom Volksvertreter und Agitator Liebermann von Sonnenberg im besondern und dem Antisemitismus im allgemeinen; gebührende Kritik fand auch die „soziale" Politik dieses antisemitischen Führers, der sich mit Haut und Haaren dem antisozialen und reaktionären Bund der Landwirte verschrieben hat.

Nach Schluß der von den Zuhörern mit Ausnahme der Antisemiten beifällig aufgenommenen Rede, meldeten sich sofort nicht weniger als **drei** antisemitische Redner zum Wort. Vom Vorstand wurde, um Rede und Gegenrede nicht bis in die Unendlichkeit auszudehnen, die Redezeit für die Diskussionsredner auf zehn Minuten festgesetzt. Bei Verkündung dieses Beschlusses begann aber seitens der Antisemiten ein solches Toben und Schreien, Wüten und Schimpfen, daß die Glocke des Vorsitzenden kaum durchzudringen vermochte. Als dann ihr Sekretär Herr Henningsen zu Wort gekommen war und fast 15 Minuten lang alles mögliche geredet, aber nicht einmal eine Widerlegung und Entkräftung der Angriffe, Behauptungen und Beweise des Vortragenden versucht hatte, und als ihm nach Ablauf der bereits loyalerweise ausgedehnten Redefrist das Wort entzogen wurde, begann der Skandal in verstärktem Maaße von neuem. Die Antisemiten schlugen auf die Tische, fuchtelten mit den Händen, brüllten sich die Stimmen heiser und die Köpfe rot, stürzten nach vorn und verlangten die Bildung eines Büreaus, d. h. verlangten, daß ihnen die Leitung der Versammlung überlassen werden sollte — kurzum benahmen sich so, wie man es nur in der Glanzzeit der antisemitischen Radauversammlungen gewöhnt gewesen ist.

Die Otterndorfer lernten die Antisemiten auf diese Weise wenigstens von der richtigen Seite kennen.

Bisher sind in Otterndorf **alle Versammlungen** ohne Ausnahme **ruhig verlaufen**; sogar in der Liebermannschen vor einigen Wochen wurde kein Laut des Mißfallens oder der Unzufriedenheit laut, trotzdem viele mit dem von dem antisemitischen Abgeordneten Vorgebrachten durchaus nicht einverstanden waren. In Otterndorf war das bisher Sitte und selbstverständlich. Den **Cuxhavener Antisemiten**, unter denen sich, wie so häufig auch hier, unreife Elemente und solche befanden, die besser täten, nicht zu stark öffentlich hervorzutreten, und **ihrem Parteisekretär war es vorbehalten**, in dem ruhigen Otterndorf einer Versammlung den **Stempel** einer **Radauversammlung aufzudrücken**.

Da Ruhe nicht mehr herzustellen war, wurde die Versammlung geschlossen.

Das rüde Verhalten der Cuxhavener Antisemiten hat aber sehr viel dazu beigetragen, manch einem, der in Versuchung war, den Sirenenklängen Liebermann von Sonnenbergs zu folgen, die Augen darüber zu öffnen, **weß Geistes Kinder die Herren Antisemiten sind.**

Amerikanischer Brief.

Die Juden in den Vereinigten Staaten und ganz besonders in New-York treffen umfassende Vorbereitungen, **das zweihundertundfünfzigjährige Jubiläum ihrer Niederlassung in Amerika** festlich zu begehen. Und wohl dürfen die Juden dieses Jubiläum feiern, denn sie haben eine rühmliche Vergangenheit in den Vereinigten Staaten und erfreuen sich jetzt dort des besten Wohlergehens in so ziemlich jedem Betracht. Die Zeitungen, nicht blos jüdische Fachzeitschriften, beschäftigen sich schon jetzt mit dem Jubiläum, das erst im September stattfinden soll, und erzählen ihren Lesern, meist wohl nach der von Funk und Wagnall — Dr. Funk ist, wie die Leser aus früheren Briefen schon wissen werden, evangelischer Geistlicher — herausgegebenen Jewish Encyclopaedia Interessantes aus der Geschichte der Juden in Amerika, deren Zahl sich auf fünf Viertel Millionen belaufen dürfte, von denen die größere Hälfte in New York, ihrem ersten Niederlassungsorte, wohnt.

Und in mehr als einer Beziehung ist die Geschichte der Juden in den Vereinigten Staaten überaus lehrreich für alle, die immer noch sich nicht von dem Gedanken frei machen können, daß die Juden anders als andere Menschen behandelt werden müssen, die immer noch nicht gelernt haben, daß kleinliche Maßregeln und Ausnahmegesetze am meisten ihren Urhebern schaden.

Diejenigen, die die Juden durchaus als ein besonderes Volk und nicht als eine besondere Religionsgesellschaft nur ansehen und dem entsprechend behandelt wissen wollen, müssen zugeben, daß nach den Spaniern selbst die Juden das meiste Anrecht haben, in Amerika Heimatsrecht zu genießen. Die Juden haben Columbus nicht blos mit astronomischen Werken und Instrumenten versehen, sie haben auch das meiste Geld zur Ausrüstung beigesteuert. „Judenstämmlinge", Luis de Santangel, Gabriel Sanchez und Juan Cabrero, waren es, die der Königin Isabella zuredeten, Columbus mit Schiffen und Mannschaften auszurüsten, und als die Königin so weit für den Plan eingenommen war, daß sie ihre Juwelen verpfänden wollte, um Columbus auszurüsten, da war es Santangel, Steuerpächter, Großkaufmann und Kanzler von Aragonien, der sich erbot, das Geld, nach heutigem Werte vielleicht 650 000 Mk., aus seiner Tasche zinslos vorzustrecken. Sechs Juden begleiteten den kühnen Entdecker auf seiner ersten waghalsigen Fahrt: Luis de Torres, Alfons de la Calle, Rodrigo und Gabriel Sanchez, Marco, der Schiffswundarzt und Bernal, der Schiffsarzt. Der Jude Torres soll sogar der erste Europäer gewesen sein, der amerikanischen Boden betreten hat und auch der Erste, der den Gebrauch des Tabaks bei den Indianern bemerkt hat. Als Columbus seine zweite Fahrt antrat, da kam ihm gleichfalls jüdisches Geld zu Hilfe; aber das war nicht mehr freiwillig gegeben, sondern stammte aus dem Erlös des den inzwischen aus Spanien vertriebenen Juden geraubten Gutes.

Im September 1654 landeten 23 jüdische Einwanderer, die aus Brasilien kamen, von wo sie die Unduldsamkeit der Portugiesen vertrieben hatte. Wie doch die Weltgeschichte das Weltgericht ist und lehren kann, wenn man nur lernen will! Welch einen Gang aufwärts Nordamerika mit seiner Toleranz, und welchen Gang abwärts, tief abwärts Spanien und Portugal mit ihrer Intoleranz gemacht haben! In beiden letztgenannten Ländern hat man gerade um diese Zeit, da die Juden in den Ver. Staaten sich anschicken ihrem Adoptivvaterlande ein Dankfest zu feiern, Sehnsucht bezw. das Bedürfnis verspürt, die Juden wieder mehr heranzuziehen.

Die ersten jüdischen Einwanderer wurden nicht gerade freundlich aufgenommen, und Gouverneur Stuyvesandt hätte sie am liebsten davon gejagt. Aber die Direktoren der holländischen Westindien-Kompagnie deuteten ihm an, daß Juden in bedeutendem Maaße an der Gesellschaft beteiligt seien, und daß es daher sehr unklug wäre, die Ankömmlinge unfreundlich zu behandeln. Er solle nur den Juden gestatten im Lande zu bleiben und Handel zu treiben unter der Bedingung, daß ihre Armen weder der Westindien-Gesellschaft noch der Gemeinde zur Last fallen, sondern von ihren eigenen Stammesgenossen erhalten werden sollen. Indessen fehlte es nicht an allerlei Chikanen und Belästigungen. Eine dieser Belästigungen erwies sich als außerordentlich vorteilhaft für die Juden. Es wurde ihnen von den Holländern verboten, Kleinhandel zu treiben. So blieb den Juden nichts übrig, als sich auf den Großhandel zu legen. Als man später entdeckte, daß der Großhandel viel vorteilhafter war, als das Detailgeschäft, hatten die Juden ihn bereits nahezu monopolisiert, und noch heutigen Tags befindet sich ein großer Teil des Import- und Engros-Handels in den Händen der Juden, nur daß sie jetzt auch in ausgedehntem Maße Detailgeschäfte haben. Der Begründer des weltbekannten Hauses Astor lernte bei einem

Juden, dem Pelzimporteur Hermann Levy, die ersten Geheimnisse des Engros-Handels.

Die Juden vermehrten sich nicht sonderlich, und wenn jetzt etwa dreiviertel Million Juden in New York wohnen und jeder sechste Einwohner ein Jude ist, so ist das lediglich den Verhältnissen im östlichen Europa zuzuschreiben. Noch im Jahre 1812 wohnten in New York nur etwa 500 meist spanische Juden. Erst dann begann die jüdische Einwanderung aus Deutschland und England. Noch Anfang der achtziger Jahre im vorigen Jahrhundert, also bis vor etwa fünfundzwanzig Jahren überwog die Zahl der deutschen Juden bei weitem. Infolge der russischen Maigesetze kam dann die überwältigende Einwanderung russischer Juden, die an Zahl, wenn auch nicht an Reichtum und Einfluß, das bedeutende Uebergewicht gewannen. Unter den neunzehn Begründern der New Yorker Fondsbörse befanden sich auch zwei Juden, denen sich bald zwei weitere zugesellten. Das war im Jahre 1782.

Schon früh begannen die Juden in Amerika auch eine politische Rolle zu spielen und auch im Kriege sich hervorzutun. Als der Revolutionskrieg ausbrach, gaben die Juden Geld her und stellten auch Mannschaften aus ihrer Mitte. Obgleich eine Niederlage unvermeidlich schien, schaffte Haym Solomon Geld für das Heer, wofür er später ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt wurde. Es gelang ihm jedoch sich zu befreien. An dem Revolutionskriege beteiligten sich 45 amerikanische Juden; im Kriege vom Jahre 1812 finden wir 43 Juden; am mexikanischen Krieg nahmen 57 Juden teil. Im Sezessionskrieg kämpften 7038 und im jüngsten spanischen Krieg 2000 Juden mit. Man wolle dabei bedenken, daß die Teilnehmer meist, ja fast ausschließlich Freiwillige waren und auch an die früher weit geringere Zahl der in Amerika ansässigen Juden wolle man denken.

Nicht nur im Geschäftsleben zeichneten sich die Juden aus, sondern sie gewannen auch Ansehen auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft sowie in den verschiedenen akademischen Berufen. Ein italienischer Jude, Lorenzo da Ponte, der am Columbia College Italienisch lehrte, führte in New York die italienische Oper ein, und noch jetzt stehen viele Juden, so u. A. der auch in Deutschland wohlbekannte Direktor Conried, an der Spitze von Theaterunternehmungen. Im Kongreß, in der Verwaltung, in der Diplomatie sind Juden vertreten. Außerordentliche Summen haben Juden für wohltätige und gemeinnützige Anstalten gestiftet. Für jüdische Wohltätigkeitsanstalten allein haben Juden im Jahre 1904 über 32 Millionen Mark hergegeben. Aber auch für nicht-jüdische Zwecke spenden amerikanische Juden große Summen.

Da ich einmal beim Feiern jüdischer Reminiscenzen bin, möchte ich auch gleich an der Hand des „American Hebrew" einen Rückblick werfen auf die kriegerische Tätigkeit englischer Juden. Es wird ja in Deutschland nicht nur von antisemitischer, sondern auch von amtlicher Seite so gern behauptet, daß Juden sich nicht zu militärischen Führern eignen. Vielleicht lernt man aus folgender, nur unvollständiger Zusammenstellung, wie unrecht man den Juden tut, und, da dies allein den teutonischen Herrschaften schwerlich sonderlich nahe gehen würde, wie sehr man das Vaterland schädigt, indem man ihm tüchtige Kräfte entzieht, die sehr schätzenswerte Dienste leisten könnten.

Einem hervorragenden Juden, de Caceres, verdankt England die Eroberung Jamaicas, und dieser hatte dem Protektor Cromwell noch weitere Pläne zur Ausdehnung des britischen Reichs unterbreitet und wollte u. a. ein jüdisches Corps zur Eroberung Chiles ausrüsten. Aber dringendere Geschäfte kamen dazwischen, und so gelangte Simon de Caceres nicht dazu, dieses Unternehmen durchzuführen.

An der Expedition zur Eroberung Canadas nahm auch Aron Hart teil, der nach Ablauf des Krieges als einer der ersten Juden sich in Canada niederließ. Als die Amerikaner unter Montgomery einen Einfall in Canada machten, nahm Hart einen aktiven Anteil an der Vertreibung der Amerikaner. Josua Montefiore, ein Verwandter des späteren berühmten Philanthropen Sir Moses Montefiore, war es, der die englische Flagge an der Westküste von Afrika hißte und den Oberbefehl über die englischen Streitkräfte daselbst zu Wasser und zu Lande führte. Nach seiner Rückkehr nach England erhielt er als der erste Jude ein Offizierspatent in der Armee. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es im englischen Heere bereits jüdische Offiziere, von denen einige an der Schlacht von Waterloo teilnahmen. Im Jahre 1804 befehligte Sir David Ximenes als Generalmajor britische Truppen in Amerika. Im Jahre 1832 wurde er von Wilhelm IV. zum Ritter geschlagen. Aber schon eine Generation vorher hatte ein Jude, Sir Jacob Adolphus, den Generalsrang. Joseph Aguilar war Kapitän beim zweiten Garde-Dragonerregiment und sein zweiter Sohn George Charles war der spätere General-Leutnant. Er machte 1799 bis 1807 mehrere Feldzüge in Indien und später in Spanien mit. Zum General-Leutnant wurde er ernannt, als er die Meldung von dem Siege bei Castolla überbrachte. Als Kommandeur in Hongkong hatte er mit den Chinesen zu kämpfen. Sein Sohn, General Sir Charles Lawrence d' Aguilar zeichnete sich im Krimkriege aus.

Die Familie Goldsmid kann sogar schon eine jüdische Militärfamilie genannt werden. Von den Söhnen des im Jahre 1808 verstorbenen Benjamin Goldsmid war der dritte, Albert Goldsmid, Generalmajor, der im spanischen Kriege an vielen Schlachten teilnahm und besondere Auszeichnungen gewann. Sein jüngerer Bruder James war Subaltern-Offizier im 53. Regiment und kam beim Untergang eines Transportschiffes um. Der fünfte Sohn, Lionel, diente im 19. Dragonerregiment; er ist der Großvater des verstorbenen Oberst A. E. W. Goldsmid.

Der erste jüdische Marineoffizier in England scheint der Commodore Chamberlain gewesen zu sein, der bereits Ende des 17. Jahrhunderts seinem Vaterlande diente. Erst ein halbes Jahrhundert später, 1743, traf ein zweiter Jude, Alexander Schomberg, Sohn des 1720 aus Deutschland eingewanderten jüdischen Arztes Namens Meyer Löw Schomberg, in den Dienst der englischen Marine. Im Jahre 1777 erhielt er den Ritterschlag. Sein zweiter Sohn, Alexander Wilmot Schomberg, zeichnete sich in den Kriegen mit Frankreich aus und wurde 1849 zum Admiral ernannt. Dieser Schomberg schenkte seinem Vaterlande drei Offiziere. Einer, der älteste Sohn, war Vize-Admiral, der zweite, Sir George Augustus Schomberg, war General und der dritte, Sir Charles, nahm an mehreren See-Expeditionen teil und erhielt später das Oberkommando am Kap und dann den Gouverneursposten auf Domingo. Endlich finden wir noch einen Isaac Schomberg, einen Neffen Sir Alexanders, in der englischen Marine.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, ohne näher darauf einzugehen, daß auch viele Juden in Indien dem britischen Reiche wesentliche Dienste in den zahlreichen Feldzügen geleistet haben.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pücklers Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis beschäftigte kürzlich das Reichsgericht, da der Angeklagte gegen das Urteil des Landgerichts I in Berlin vom 12. Januar Revision eingelegt hatte. Es handelte sich um die Verbreitung von gedruckten Reden, in denen eine Aufreizung zu Gewalttätigkeiten gegen die jüdische Be-

völkerungsklasse erblickt worden ist. Er spricht von faulen Judenlümmels, echt deutschen Fußtritten u. dgl. und der gräfliche Agitator gibt darin seinen Freunden den Rat, Salven auf die verfluchten Asiaten abzugeben und mit dem Knüppel feste auf die Bestien loszuschlagen. In einer andern Rede wird gesagt, die Juden seien vogelfrei und jeder dürfe diese Hunde totschlagen oder -schießen. Judenblut müsse fließen, selbst wenn man ein paar Wochen brummen müßte. In seiner Revision beschwerte sich der Angeklagte zunächst darüber, daß sein Ablehnungsgesuch gegen den Landgerichtsrat Simonsohn keine Beachtung gefunden habe. Es wird aus den Akten mitgeteilt, daß der genannte Richter sich selbst als nicht befangen bezeichnet hat, da er als Christ von christlichen Eltern geboren sei. Der Angeklagte bestreitet weiter in seiner Revision, daß die Juden eine Bevölkerungsklasse seien; das Judentum sei vielmehr über alle Bevölkerungsklassen verbreitet. Seine Verurteilung wegen Aufreizung bezeichnet der Angeklagte als ungerechtfertigt, da er nach dem Verhalten der Polizei ihm gegenüber habe annehmen müssen, daß sein Vorgehen von den Behörden gebilligt werde. Der Reichsanwalt bezeichnete sämtliche Rügen als unbegründet. Das Ablehnungsgesuch sei aus Gründen zurückgewiesen, die nicht zu beanstanden seien. Mit Recht habe das Gericht angenommen, daß die Juden eine Bevölkerungsklasse seien. Eine wirkliche Störung der öffentlichen Ordnung sei zum Tatbestande des § 130 nicht erforderlich, es genüge, wenn begründete Besorgnis bestehe, daß eine Störung des öffentlichen Friedens eintreten könne. Daß dieses Moment im vorliegenden Falle gegeben sei, habe das Gericht festgestellt. Bedenklich sei an dem Urteile lediglich die Feststellung, daß eine fortgesetzte Handlung vorliege; aber da diese Annahme lediglich dem Angeklagten zu gute komme, so könne er sich nicht darüber beschweren. — Das Reichsgericht erkannte, wie schon gemeldet, auf Verwerfung der Revision.

Nachdem nunmehr die Verurteilung des Grafen Pückler zu sechs Monaten Gefängnis rechtskräftig geworden ist, ist das Redeverbot des Polizeipräsidenten von Borries hinfällig geworden, denn es war damit begründet worden, daß Graf Pückler nach dem früheren Gerichtsbeschluß geistig nicht normal sei. Bei der neuerlichen Verurteilung hat aber das Gericht ausdrücklich die geistige Gesundheit des Grafen festgestellt. Infolgedessen bereitet sich Graf Pückler für eine neue Redekampagne in Berlin vor. Er hat bereits an verschiedene Druckereien die Anfrage gestellt, ob sie bereit wären, seine Flugblätter und Reden zu drucken und zu verbreiten.

Vermischtes.

Vivat sequens! Aus Hagen i. W. wird uns geschrieben:

Mit gleicher Post empfangen Sie Mk. 100, die Sie gefl. für die Ziele des Vereins verwenden wollen.

Zur Orientierung teilen wir Ihnen mit, daß das Geld ein Teil eines Sühnebetrages hiesiger sogenannter besserer Herren ist, die im Rausch die Fensterscheiben vorwiegend derjenigen Geschäfte, deren Inhaber Juden sind, zerschnitten und in eine unserer Scheiben sowie die unserer benachbarten Firma D. Treu, das Wort „Jud“ einschrieben.

Wir haben bei der Abwicklung der Angelegenheit die Ueberzeugung gewonnen, daß gerade dieser Teil der Sühne besonders empfindlich gewirkt, so daß wir ihn zur event. Nachahmung in Fällen ähnlicher Art empfehlen.

Gebrüder Alsberg

Mit ihrer Judenriecherei ist die antisemitische Presse schon wieder einmal bös hineingefallen. In der Nummer 37 der „Deutsch-sozialen Blätter“ wurde unter der Ueberschrift „Jüdische Oberbeamte“ ein der „Deutschen Hochwacht“ entnommener Bericht ihres Posener Vertreters wiedergegeben. Dieser Bericht enthält folgende tendenziöse Behauptungen: „Der Landrat des Kreises Hohensalza heißt Buresch, früher Baruch. Der Regierungsrat Martius hieß früher Marcus und wohnte ebenfalls in Hohensalza. Besser wäre es, wenn man gerade in jene Gegend Beamte schickte, denen das Nationalbewußtsein im Blut liegt“. Jetzt stellt es sich heraus, daß der Landrat Dr. Buresch der Sohn eines christlichen oldenburgischen Eisenbahndirektors und Dr. v. Martius, der schon vor längerer Zeit nach Berlin versetzt wurde, der Sohn des christlichen früheren Direktors der Berliner Anilinwerke ist.

Die „jüdischen Banken“ kommen bei Herrn Kröfell zu Ehren. Der Pyritzer landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsverein, der infolge der politischen Streitigkeiten zwischen den konservativen Vorstandsmitgliedern und den in der Mehrzahl zu den Anhängern des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Expastors Kröfell gehörenden Mitgliedern des Vereins in eine immer größere Mißwirtschaft hineingeriet und schließlich Konkurs anmelden mußte, macht die verzweifelten Anstrengungen um den Konkurs wieder aufzuheben. Der Verein schien auch dem Ziel schon ganz nahe gerückt zu sein, da für sämtliche zur Zeit fälligen Forderungen im Gesamtbetrage von 190000 Mark durch Mitglieder-Vorschüsse Deckung erfolgt war, als im letzten Augenblick die Pommersche Landesgenossenschaftskasse den Rest ihrer Forderung im Betrage von 450000 Mark zur Konkursmasse anmeldete. Herr Kröfell schreibt hierüber in seinem Blatt, der „Mittelstand“, ganz empört:

„Wir enthalten uns zunächst jeglichen Urteils über diese Handlungsweise der Landesgenossenschaftskasse und überlassen die Beurteilung ruhig den Genossen selbst. Die Absicht ist ja nach allem Vorangegangenen auch so klar durchsichtig, daß jedes Wort zur Beleuchtung derselben überflüssig ist. Das Eine ist uns nur vollständig sicher, daß niemals irgend eine jüdische Bank der Welt einem Gläubiger gegenüber so gehandelt hätte, wie hier eine Genossenschaftskasse einer Genossenschaft gegenüber gehandelt hat.“

Der Tod des Barons Alphonse v. Rothschild wird den französischen und auch deutschen Antisemiten wieder rechtes Herzeleid verursacht haben. Sie vergießen Tränen darüber, daß dieser Tod wieder einmal Anlaß gibt, einem Juden außerordentliche Ehren zu erweisen und seinen Verdiensten Anerkennung zu zollen. Gleich nach dem Bekanntwerden der Todesnachricht schrieben sich der Präsident der Republik, der Ministerpräsident und fast alle Minister im Rothschildschen Palais ein. Ebenso sah man im Leichenzuge einen Vertreter des Staatsoberhaupts, fast alle Minister und hohen Würdenträger der Republik, alle Botschafter und das ganze diplomatische Corps etc. Die antisemitische Trauer über eine solche Trauer um einen bloßen Juden wird kaum gemildert werden durch die Erinnerung an die großen Verdienste, die sich Baron Alphonse v. Rothschild nicht blos in wirtschaftlicher Hinsicht erworben hat. Im Jahre 1871 war er es, der an die Spitze eines Syndikats trat, das eine Anleihe für die Zahlung der Kriegsentschädigung im Betrage von fünf Milliarden Franks garantierte. Das war den Franzosen nützlich und uns angenehm. Als im Jahre 1891 wegen des Zwischenfalls mit der Kaiserin Friedrich eine ernste Verstimmung zwischen den beiden Nachbarstaaten drohte und ein Ausgleich auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege nicht recht ratsam schien, war es Baron Rothschild, der auf diesseitigen Wunsch mit Erfolg als Vermittler eintrat. Tut alles nichts, Baron Rothschild war ein Jude, obendrein ein reicher Jude, und ein solcher muß nach antisemitischem Dogma verbrannt werden.

Wien. Die Abgeordneten Dr. Byk und Genossen haben folgende gegen das Schächtverbot gerichtete Interpellation an den Minister des Innern eingebracht:

„Der Wiener Gemeinderat hat in einer seiner letzten Sitzungen den Beschluß gefaßt, daß sämtliche in den Wiener städtischen Schlachthäusern zur Tötung kommende Schlachttiere, bevor ihnen das Blut entzogen wird, durch Stirnschlag vollständig zu betäuben sind. Dieser Beschluß gleicht vollständig dem Verbote der nach jüdischem Ritus bestehenden Schächtung, weil der Stirnschlag und die Betäubung des Tieres vor Vornahme der Schächtung als rituell unzulässig den rituellen Charakter des Schächtens aufhebt und der Genuß des Fleisches eines solchen Tieres für die Juden nach den Satzungen ihres Kultus untersagt ist. Die Schlachthäuser der Stadt Wien sind öffentliche und mit dem Schlachthauszwange ausgestattet, was die gesetzliche Konsequenz hat, daß in der Stadt Wien gewerbsmäßig anderswo, als in den öffentlichen Schlachthäusern eine Schlachtung nicht vorgenommen werden darf.

Das „Schächten", die rituelle Schlachtung des zum Genusse durch israelitische Glaubensgesetze bestimmten Viehes, gehört zu den Jahrtausende alten rituellen Vorschriften und zum rituellen Gebrauche des israelitischen Kultus. Die Nichtgestattung des rituellen Schächtens in den städtischen Schlachthäusern involviert eine Behinderung der in Wien befindlichen Israeliten, sich das zum Genusse bestimmte Fleisch rituell geschlachteter Tiere aus gewerbsmäßig in der Stadt Wien betriebenen Schlachtungen zu verschaffen.

Diese Nichtgestattung steht mit der den anerkannten Religionsgesellschaften staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Glaubensfreiheit und Religionsübung (Artikel 14 und 15 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, R. G. Bl. 142) und ebenso auch mit der Bestimmung des § 25 des Gesetzes vom 21. März 1890, R. G. Bl. Nr. 57, über die äußeren Rechtsverhältnisse der israelitischen Religionsgenossenschaft, wonach die freie Betätigung der religiösen Ueberzeugung insbesondere auch in ritueller Beziehung nicht behindert werden darf, im Widerspruche, wie der Verwaltungsgerichtshof in einem analogen Falle mit Entscheidung vom 30. April 1897, Nr. 2468/897 V. G. H. ausgesprochen hat.

Der im Eingange dieser Interpellation erwähnte Beschluß des Wiener Gemeinderates verstößt sonach gegen die bestehenden Gesetze und hat die sofortige Amtshandlung der niederösterreichischen Statthalterei nach der Richtung der Sistierung dieses Beschlusses im Sinne des § 107 des Wiener Gemeindestatuts um so mehr herausgefordert, als dieser Beschluß in den weitesten Kreisen der israelitischen Bevölkerung des ganzen Reiches die größte Beunruhigung hervorgerufen hat und nach dem Gange der betreffenden Debatte nur von religiöser Unduldsamkeit diktiert war.

Auffallenderweise verlautet jedoch bisher nichts davon, daß die niederösterreichische Statthalterei die ihr gesetzlich auferlegte Amtshandlung auch durchzuführen beabsichtige, und die Gefertigten stellen daher an den Herrn Minister des Innern, in dessen Wirkungskreis die oberste Staatsaufsicht in dieser Angelegenheit ressortiert, die Anfrage: Aus welchen Gründen ist die Sistierung dieses Beschlusses des Wiener Gemeinderates bisher nicht erfolgt?"

Die Interpellation ist von den meisten Mitgliedern des Polenklubs, darunter auch von dem Obmann Grafen Dzieduszycki, gefertigt.

Inzwischen hat die niederösterreichische Statthalterei das Schächtverbot aufgehoben.

Die Judenschlächtereien in Warschau. Die russische Regierung wird verkannt, verleumdet. Man sagt, sie mache gar keine Fortschritte, aber sie vervollkommnet sich im Gegenteil immer mehr. Früher ließ sie die Juden nur durch religiös fanatisierten Pöbel, später nur durch aufgehetzte arme Teufel, denen man einredet, die Juden seien an ihrem Elend schuld, hinmorden. Dann aber brachte sie Mordgesellen, die Lust hatten, Juden abzuschlachten und auszuplündern selbst herbei, später bang sie Mordbuben, und in Warschau läßt sie neuerdings sogar — und das ist wohl der Gipfel — Juden durch Juden niedermetzeln. Auch daß die russische Regierung es nicht gut mit den Juden meint, ist pure Verleumdung. Mit rührender Weitherzigkeit ließ sie, wie sie selbst durch den dienstfertigen Telegraphen der darüber gewiß erstaunten Welt mitteilen ließ, „den besseren Teil der jüdischen Bevölkerung Warschaus das arbeitsscheue jüdische Gesindel, durch das er sich kompromittiert fühlte, und das er daher ausrotten wollte", mehrere Tage hindurch nach Belieben schalten und walten, d. h. schlagen und demolieren. Dann erst und als man, wie dies bei solchen Aktionen einmal üblich ist, als man keine Unterschiede mehr machte zwischen Juden und Christen, Gesindel und anständigen Leuten, ließ die gute russische Regierung den Belagerungszustand über die Stadt verhängen. Was die russische Regierung in dem famosen Telegramm, aus welchem wir oben eine schöne Stelle zitiert haben, indessen nicht für gut fand auch mitzuteilen, das ist, daß das Gesindel, „das die besseren Juden sich auszurotten" gedrängt fühlten, durch die Hilfe, und natürlich erkaufte Hilfe der russischen Behörden zu einer Geißel der Stadt Warschau erstarkt war, und daß dieses Gesindel eine jederzeit den russischen Behörden zu Diensten stehende Angeberbande und Hilfstruppe bildete. Die russische Regierung hat diese Bande beschützt und großgezogen, sie zog ihre schützende Hand von ihr und ließ sie erst durch einen Akt furchtbarer Lynchjustiz klein kriegen, als ihr dies so paßte. Zum Vorteil und zum Nachteil der Schandbuben hielt die Regierung sich passiv und so nebenbei zu ihrer eigenen Schande. In den schlimmsten Zeiten des römischen Cäsarentums ging es ungefähr ebenso zu.

Die jüdischen Handwerker in Rußland. Das Ministerkomitee unter der Führung des Herrn Witte gibt sich mit der ihm zugewiesenen Rolle einer Repräsentationsbehörde von Tag zu Tag mehr zufrieden. Einen eklatanten Beweis dafür bietet die Behandlung der Judenfrage. Dem Wunsche Bulygins folgend, hat sich das Ministerium nämlich, wie der „Frankf. Ztg." geschrieben wird, einer Diskussion entschlagen und die gesetzgeberische Lösung dieser juridisch wie menschlich gleich wichtigen Frage einer Instanz überlassen, die überhaupt noch nicht existiert: der Versammlung der Volksvertreter. . Ein einziges Recht gestand die Kommission den Juden zu: die jüdischen Handwerker sollten hinfort sich in allen Städten und anderen Ortschaften des Reichs aufhalten dürfen, auch ohne im Besitze eines vom Handwerkeramt ausgestellten Zeugnisses zu sein. Hoffentlich wird dieses Versprechen diesmal auch gehalten. Schon ein kaiserlicher Ukas vom Jahre 1865 hat den jüdischen Handwerkern die Freizügigkeit im ganzen Reiche „garantiert". Doch war es ihnen bis zum Erscheinen des Manifestes vom 11. August 1904 ministeriell untersagt, auf dem flachen Land im Rayon zu wohnen und ihr Handwerk zu betreiben. Zudem beseitigte man fast sämtliche Handwerkerämter im Reich und nahm den jüdischen Handwerkern damit auch fast die Buchstabenmöglichkeit, sich in den Besitz eines die Freizügigkeit gewährleistenden „Diploms" zu setzen. Ueberall Fallstricke und ungesetzliche Zurücksetzungen.

Noch unduldsamer hat der Regierungsarm in den baltischen Provinzen geschaltet. Hier galt für die jüdischen Handwerker „gesetzliche" Grundlage der kaiserliche Befehl vom 21. Juli 1893, der den vor dem 30. April 1880 in Liv- und Kurland angesiedelten Israeliten den ferneren Aufenthalt und den Handels- und Gewerbebetrieb erlaubte. Die Regierung, der die antisemitische Tendenz

stets nahe lag, gab der kaiserlichen Entschließung nun ihre eigene Interpretation und erklärte, daß die jüdischen Gewerbetreibenden *nur an dem Orte*, wo sie vor dem Jahre 1880 ansässig waren, mit ihren Familien dauernd wohnen durften. Damit verbot sie ihnen aber, von einem Städtchen nach dem andern, ja sogar von einem Gut nach dem andern überzusiedeln. An die Scholle geschmiedet, verkümmerte das Handwerk, dessen goldenen Boden die armen Juden Rußlands nie gesehen haben. Jetzt haben wir in der Entschließung des Ministerkomitees eine Renaissance jener gesetzlichen Verfügungen von 1865 und 1893 und die Frage ist nur, ob ihr ein freundlicheres Schicksal beschieden sein wird, als ihren Vorgängern.

Noch eine Frage: Werden den jüdischen Handwerkern außer der Freizügigkeit auch die *Privilegien* zugestanden werden, die für die *andersgläubigen Handwerker* bestehen? Jetzt besteht beispielsweise die drakonische Bestimmung, daß die jüdischen Handwerker sich ausschließlich mit ihrem Fach beschäftigen dürfen. Auch haben sie nicht, wie die anderen, das Recht, außerhalb des Rayons auf dem flachen Land Immobilien zu erwerben. Damit im Zusammenhang steht die gänzliche Ausschließung der Juden von der Teilnahme an der kommunalen Verwaltung. So kommt es vor, daß in manchen Städten des Rayons die *Mehrzahl der Stadträte aus Analphabeten* besteht, weil die intelligentere *jüdische* Bevölkerung, deren kommerzielle und gewerbliche Interessen im engen Zusammenhang mit der rationellen Verwaltung des städtischen Haushalts stehen, zur Rolle des *Zuschauens* verurteilt ist. Der Antisemitismus russischer Behörden geht soweit, daß man in Orten, die eine vorwiegend jüdische Bevölkerung haben, die Schulen lieber halbleer stehen läßt, als gestattet, daß von der ungeheuerlichen Bestimmung, derzufolge nie mehr als zehn Prozent (gewöhnlich nur sieben Prozent) der Schüler jüdischer Konfession sein dürfen, abgegangen wird.

Ueber all diese Fragen soll die Volksvertretung beschließen, vermutlich also die von Herrn Bulygin berufenen „Abgeordneten". Da wundert man sich, daß die russisch-jüdische Intelligenz revolutionär ist!

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kiefersfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Meilisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Vandans (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wird unseren Lesern dankbar.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 23. Berlin, 7. Juni 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen“** direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14,** und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Semper idem.

Carl Busse hat sich mit seinen freimütigen Aeußerungen über das Verhältnis des modernen Judentums zur Kunst und Literatur, das er neulich an dem Fall Theodor Fontane (s. „Mitteilungen“ Nr. 14 vom 5. April) in der „Deutschen Monatsschrift“ erläutert hatte, einigermaßen in die antisemitischen Nesseln gesetzt. In der „Deutschen Welt“ ließ Dr. Friedrich Lange etliche Spähne seines teutonischen Zornes fliegen, und in den „Zeitfragen“ vom 21. Mai, der von Fritz Bley herausgegebenen Wochenbeilage zur „Deutschen Tageszeitung“ hielt **Adolf Bartels** seinem jüngeren Fachkollegen eine Gardinenpredigt mit all der Schonung, die die gemeinsame Mitarbeit an der „Deutschen Monatsschrift“ ihm aus Klugheitsgründen auferlegte, d. h. ohne das Blatt und ohne Busse zu nennen.

Bartels meint, der Fall Fontane sei viel zu alten Datums, um heute noch als Beweismittel dienen zu können und außerdem sei es „ein großer Irrtum“ von Fontane gewesen, wenn er die Begründung oder Förderung seines Dichterruhms als ein jüdisches Verdienst betrachtete. Fontane habe eben die Sache durch die „Berliner Brille“ angesehen und „da stand freilich das Judentum im Vordergrunde“.

„Auch der Verfasser der zitierten Ausführungen,“ fährt Bartels fort, „erträgt die Berliner Brille; es ist, um es anders auszudrücken, eine Berliner Legende, die er wiedergibt. Wenn er fragt: wer liest denn unsere Bücher, wer geht in die Kunstausstellungen, wer füllt die Theater? und darauf antwortet: Juden!, so hat er zwar in Berlin den Schein für sich, aber auch nur den Schein. Wenn die Juden die einzigen Bücherkäufer in Deutschland wären, so müßten sieben Achtel der deutschen Dichter und Schriftsteller verhungern, wenn die Theater von ihnen allein bestehen sollten, so müßten selbst in Berlin drei Viertel der vorhandenen Häuser ihre Pforten schließen. Der Jude liest ja zwar neuere Literaturwerke, aber doch wesentlich nur die paar sensationellen, er geht gern ins Theater, aber doch vor allem nur in die Erstaufführungen; in seiner Anteilnahme am Schrifttume, die er allerdings vielfach und möglichst unruhig betätigt, überwiegt doch die Neuheitssucht. So glaube ich nach langen Erfahrungen auch nicht an den ungeheuren Respekt, den die Juden von Natur vor jeder geistigen und schöpferischen Kraft besitzen sollen; dafür werfen sie mir die Großen, die sie zuerst verehrt, ja geschaffen haben, zu rasch wieder zu den Toten — ich erinnere nur an Hauptmann, den Juden am höchsten erhoben, Juden dann aber auch am tiefsten verdammt haben —, dafür erheben sie vielfach auch viel zu unbedeutende Größen, reine Sensationstalente, zumal ihrer eigenen Rasse. Das leugne ich nicht: dem berühmten Schriftsteller, dem einflußreichen Journalisten tritt der Jude mit tiefstem Respekt gegenüber, ja, er hat auch für die kleinen Leute unter den Schriftstellern und Journalisten noch die wohlwollende Freundlichkeit, die der Deutsche, dem der Zeitungsschreiber immer ein bischen unheimlich ist, vermissen läßt; aber man kann das alles, denke ich, auch mit der jüdischen Klugheit erklären; der Jude kennt den ungeheuren Einfluß des modernen Schrifttums und weiß, daß seine Stellung auf der Welt wesentlich von ihm abhängt. Ich will so weit gehen, daß ich einerseits ein natürliches Unterhaltungs-Interesse und andererseits eine gewisse Scheu des Judentums vor der geistigen Kraft annehme — bei der Verehrung der eigenen Größen tritt dann noch die Stammeseitelkeit hinzu —, aber die Verehrung von Kunst und Wissenschaft an sich ist bei den Juden schwerlich so groß wie bei anderen Völkern, sonst machten sie sie nicht in der Regel zum Geschäft, sonst ließen sie auch die gelten, die ihre Gegner sind, während ihnen doch in der Tat keine Lüge schlecht genug ist, um diese zu bekämpfen. Nein, ich habe aus langer Erfahrung heraus die Ansicht gewonnen, daß auch auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft das Judentum nur zersetzend wirkt, und kann die Talente, die sich mit den Juden einlassen, nur bedauern.“

Was an diesen Ausführungen, wie an allem auffällt, was Herr Bartels auf dem Gebiet der antisemitischen Polemik verlautbaren läßt, ist die ungewöhnliche Anmaßung, mit der er die unbewiesensten Behauptungen als unumstößliche Tatsachen ausspielt. Zunächst spricht er von Berliner Verhältnissen, die er überhaupt nicht aus eigener Wahrnehmung kennt, da er seit vielen Jahren fern von Berlin gelebt hat, mit der Miene eines Mannes, der mindestens Jahrzehnte lang eigene Beobachtungen gesammelt hat. Sodann aber entwickelt er, der eingestandenermaßen seit langem jeden jüdischen Verkehr meidet wie die Pest, eine intime Kenntnis dessen, was „der Jude“ tut und was er läßt (notabene: immer der Berliner Jude), die darauf schließen läßt, daß Herr Bartels mindestens einen Zauberspiegel besitzen muß, in dem sich ihm die entferntesten Geschehnisse sichtbar offenbaren. Er gestatte uns doch in aller Bescheidenheit die Frage: woher weiß er, daß „der Jude zwar neuere Literaturwerke, aber doch nur die paar sensationellen“ liest? Woher nimmt Herr Bartels den Mut, eine derart aus der Luft gegriffene, auch nicht durch den S c h a t t e n eines Beweises zu stützende Behauptung schlankweg als Tatsache aufzupflanzen, einzig weil es ihm gerade in seine Predigt des Hasses so paßt? Wann haben die Juden die Größen, die sie zuerst verehrt, ja geschaffen (also doch?) haben, zu rasch wieder zu den „Toten“ geworfen? Herr Bartels erinnert „nur“ an Hauptmann (weil er nämlich keinen anderen weiß), der behauptet, daß ihn Juden am höchsten erhoben, Juden aber auch am tiefsten verdammt haben. Welche kompromittierende armselige Logik für einen Mann, der wissenschaftlich ernst genommen werden will! Sinn hätte doch eine solche Bemerkung nur, wenn d i e s e l b e n jüdischen Kritiker, die Hauptmann ehedem auf den Schild erhoben haben, ihn nachher hätten fallen lassen. Tatsächlich waren es aber durchaus nicht blos jüdische Kritiker, die Hauptmann entdeckt haben, sondern neben Otto Brahm oder Fritz Mauthner standen Schlenther, die Harts, Hanstein u. a. Umgekehrt hat keiner von denen, die ehedem für Hauptmann eintraten, ihn später „auch am tiefsten verdammt“, und Herr Bartels treibt Fälscherkünste, wenn er seinen Lesern derlei aufredet. Wenn ein

mittelmäßiger Literaturkritiker wie Eugen Wolff in Kiel sich in gelegentlicher Hauptmann-Vernichtung gefiel, wenn ein damals eben flügge gewordener Literat, wie der junge Hans Landsberg mit seiner Broschüre „Los von Hauptmann!" Aufsehen zu erregen suchte, so berühren solche Privatleistungen die maßgebenden literarischen Kreise sehr wenig, und wie erlogen es ist, daß „die Juden", zu denen Herr Bartels ja auch das Berliner Premièren-publikum rechnet, Hauptmann erst herausgelobt und nachher ebenso schnell wieder hätten fallen lassen, hat noch kürzlich die Erstaufführung von „Elga" gezeigt, die sich für Hauptmann zu einer geradezu demonstrativen Huldigung mit 16—18 Hervorrufen gestaltete. Jüdische Kritiker, wie Mauthner, Alfred Claar, Alfred Kerr u. a. haben bei diesem, wie bei jedem früheren Anlaß, Hauptmanns ernster Dichterbegabung ihre Reverenz erwiesen: Der einzige, der den Dichter in der gehässigsten Weise damals behandelte, war der unverfälschte arische Kritiker der „Welt am Montag", Herr Erich Schlaikjer.

Es würde sich nicht lohnen, auf diese Dinge so ausführlich einzugehen, wenn man nicht einzig und allein durch eine nähere Beleuchtung solcher Einzelheiten die geradezu jesuitische Methode der Polemik bloßstellen könnte, zu der sich ein Mann wie Herr Bartels, dem erst neulich der Großherzog von Weimar den Titel eines Professors verliehen hat, nicht für zu schlecht hält. Man wäre versucht, bei dieser Gelegenheit noch einmal dem von den Bartels und Genossen mit spielender Geläufigkeit gebrauchten Begriff der „Judenpresse" etwas näher zu treten, die bei diesen Herren gleichbedeutend mit der schlechten „Sensationspresse" ist: es würde sich dann die manchem erstaunliche Tatsache ergeben, daß, von Berlin abgesehen, wo verschiedene große Blätter in jüdischem Besitze sich befinden, und etwa noch von der „Frankfurter Zeitung" abgesehen, kaum ein einziges reichsdeutsches Blatt von irgend welcher Bedeutung und nicht ein einziges der zahlreichen parteilosen „General-Anzeiger", die ihren Lesern neben Inseraten vorzugsweise Sensation und Unterhaltung zu bieten erstrebt sind, einen jüdischen Verleger oder einen jüdischen Chefredakteur hat! Wir nennen von größeren Blättern nur die „Köln. Ztg.", „Hamb. Nachr.", „Hamb. Corresp.", „Hamb. Fremdenblatt", „Neue Hamb. Ztg.", „Weser-Ztg.", „Danziger Ztg.", „Hannov. Courier", „Magdeb. Ztg.", „Leipz. Tageblatt", „Leipz. Neueste Nachr.", „Dresdener Nachr.", „Dresdner Anzeiger", Königsb. Allgem. Ztg.", „Königsb. Hartungsche Ztg.", „Rhein.-Westfäl. Ztg.", „München. N. Nachr.", „Allgem. Ztg.", „Neues Tageblatt" (Stuttgart), „Schwäb. Merkur", „Straßb. Post", „Fränk. Kurier" usw. usw. Als einzige Ausnahme haben in dieser Reihe die „Bresl. Ztg.", die „Bresl. Morgenztg." und die „Neue Badische Landeszeitung" in Mannheim zu gelten. Desgleichen befinden sich z. B. die „General-Anzeiger" in Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Nürnberg, Breslau, die ähnlich parteilosen „Neuesten Nachrichten" in Dresden, Danzig, Straßburg, andere Massenblätter wie der „Hannov. Anzeiger", die „Badische Presse" (Karlsruhe), die „Münchener Zeitung" usw. durchweg sowohl dem Verlag als der redaktionellen Leitung nach in nicht jüdischen Händen, d. h. die ganz erdrückende Mehrheit der reichsdeutschen Zeitungen. Trotzdem figuriert „die Judenpresse" als angebliche gemeinschädliche Großmacht jahraus jahrein im Vokabularium der antisemitischen Publizistik und wird fortgesetzt als Popanz zur Schreckung des friedlichen deutschen Staatsbürgers benutzt.

Aber wem sagen wir das? So bedauerlich es ist, einen deutschen Professor und Literarhistoriker seine Autorität in gewissen Kreisen dazu benutzen zu sehen, erweislich falsche oder entstellte Behauptungen als bare Tatsachen in Umlauf zu setzen, so gering ist die Hoffnung, einen Monomanen durch simple Vernunftsgründe und objektive Fakten zur Erkenntnis seiner Irrtümer zu bringen. Nicht um Leute seines Schlages zu bekehren, machen wir uns die Mühe, immer wieder auf solche Fälschungen einzugehen, sondern nur, um wenigstens den einen oder anderen, auf den Auslassungen von dieser Seite Eindruck machen könnten, von deren wahren Wert zu überzeugen.

Ein französischer Rat an Rußland.

Aus leicht begreiflichen Gründen beschäftigt man sich in Frankreich zur Zeit sehr viel und recht ernsthaft mit der Lage des russischen Bundesgenossen. Hat man ja aus politischen Gründen dem Alliirten rund neun Milliarden geliehen, deren Sicherheit jetzt mehr als fraglich ist. Die gesamte Presse rät nach der verhängnisvollen Schlacht in der Tschusimastraße zum Frieden. Auch in Betreff der Behandlung der Juden werden dem Zaren allerlei gute Ratschläge erteilt, die um so aufrichtiger gemeint sind, als man stets auch den eigenen Vorteil dabei im Auge hat.

In der „Revue de Paris" setzt Victor Berard, Professor an der Ecole des Hautes Etudes, die Folgen der russischen Judenpolitik auseinander, die nicht nur den Juden, sondern dem ganzen Lande nachteilig seien. Er knüpft daran Vorschläge zur Besserung der miserabelen Verhältnisse und weist auf die finanziellen, international politischen und für Rußland wichtigen Folgen einer Besserung hin.

Wenn die Juden sich überall niederlassen und die Hülfsquellen des Landes entwickeln helfen könnten, würde der Staatsschatz durch die Steuern bedeutend gewinnen. Die Juden würden dem Lande verschiedenartige Dienste erweisen. Sie würden zunächst innere Anleihen möglich machen; das Kapital würde leichter und rapider zirkulieren und Rußland könnte auf den Beistand jüdischer Finanziers im ausländischen Börsen rechnen, ohne die Rußland garnicht existieren kann. Wäre diese Dienstwilligkeit bei Juden schon früher vorhanden gewesen, dann wäre Rußland besser im Stande gewesen den Krieg zu beginnen und es würde nicht solche furchtbare Niederlagen erlitten haben.

Das entsetzliche Schauspiel der erzwungenen Auswanderung der Juden, die sich überall niederlassen müssen, rechtfertigt den Haß und das Verlangen nach Rache. Schließlich werden die ausländischen Regierungen Abhülfe suchen müssen. Wenn die öffentliche Meinung in der ganzen Welt mit Ausnahme von Frankreich die Japaner mehr als die Russen begünstigt, dann ist dieser bittere Haß gegen Rußland zum großen Teil auf die Erzählungen und den bloßen Anblick der jüdischen Auswanderer zurückzuführen.

Der Einpferchung in beengten Rayons schreibt der Verfasser die große Zahl jüdischer Revolutionäre zu. Dadurch daß den intellektuellen Juden die freie Verwertung ihrer Kenntnisse in legitimen Berufen verboten ist, wurden der revolutionären Bewegung unversöhnliche und unbesiegbare Führer verschafft. Die Maigesetze haben all das Elend über die Juden Rußlands und Polens gebracht.

So spricht und schreibt man über die russische Judenpolitik in dem verbündeten und befreundeten Frankreich. Aber es ist schwer, ja unmöglich, Tauben, freiwillig Tauben, Vernunft zu predigen. Die russischen Machthaber wollen nicht hören; vielleicht auch sind ihre Ohren schon so des Hörens entwöhnt, daß sie degeneriert sind und nichts mehr vernehmen können. Die einzige Hoffnung ist, daß die großen Katastrophen ohne Gleichen, die seit Jahresfrist in kaum unterbrochener Folge über das russische Reich hereingebrochen sind, die wenigen sittlichen Kräfte unter den leitenden Männern so gründlich aufrütteln werden, daß sie endlich zu vernünftigem Handeln sich aufraffen. Dann kann es nicht fehlen, daß auch den Juden endlich Gerechtigkeit zu Teil werden mag und bessere Zeiten für sie kommen, für sie und für Rußland selbst.

Aus einem Briefe des früheren amerikanischen Gesandten in Berlin und Ex-Präsidenten der Cornell-Universität Professor Andrew White.

In einem Antwortschreiben des berühmten amerikanischen Gelehrten und Diplomaten Andrew White auf verschiedene Anfragen des den Lesern dieses Blattes bereits bekannten amerikanischen Politikers Hon. Simon Wolf, der ihn u. a. über die Bedeutung einer Stelle in seiner unlängst veröffentlichten Autobiographie interpellierte, finden wir folgende allgemein interessierende Stelle:

„Sie werden mir glauben, daß, indem ich die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt (die Talmudlehrer in Rußland) lenkte, ich nur den Wunsch hegte, zu einer besseren Entwickelung des Judentums beizutragen und nicht etwa einen Vorwurf gegen dasselbe zu erheben. Gott weiß es, daß nach meiner Ansicht es eines der größten Wunder ist, daß ein Jude, gleichviel wie gut es ihm heute gehen mag, wenn er an die lange Reihe der seinem Stamme zugefügten Grausamkeiten denkt, noch an einen Christen ohne Abscheu und Haß denken kann. Die bloße Tatsache, daß Juden und Christen noch so gut zusammen fortkommen können, wie es der Fall ist, ist für mich ein Beweis für die angeborene Güte der menschlichen Natur.

In Betreff Ihrer Anfragen, was amerikanische Bürger jüdischer Abstammung tun sollten, um bessere Ergebnisse in Rußland selbst zu erzielen, so weiß ich nichts besseres als daß Sie weit und breit klare, wohl begründete Meldungen über die in Rußland gegen die Juden verübten Greuel verbreiten, und sie auf jede mögliche Weise nach Rußland zurückwirken lassen.

Rußland ist keineswegs so gleichgültig gegen die Meinung der Welt, wie Viele glauben, und wie man in Rußland selbst glaubte, bis man dort anfing, die Früchte der allgemeinen Verabscheuung seiner Politik in der ganzen Welt zu ernten. Alles, wozu ich raten kann, ist: lassen Sie fortgesetzt die Welt erfahren, was Rußland getan hat, und was es tut, und gleichzeitig setzen Sie alles, was in Ihrer Macht steht, daran, zu verhüten, zu mildern und hoffentlich schließlich zu beseitigen die Uebelstände, welche naturgemäß aus dem Beieinanderwohnen der verfolgten Juden in unseren großen Städten entstehen. Vermehren Sie Ihre technischen Schulen und bewirken Sie so viel als möglich, daß die Leute sich in den neueren Teilen des Landes niederlassen.

Was Ihre Frage anbetrifft, ob es eine Aussicht gebe, einen neuen Vertrag abzuschließen über das Aufenthaltsrecht von Amerikanern jüdischen Glaubens, so würde ich raten, den Gegenstand beständig im Auge zu behalten und mit Nachdruck die Frage zu betreiben, sobald nach Ihrer Ansicht sich eine Gelegenheit zeigt; etwas dafür zu tun. Die jetzige Zeit scheint mir so gut dafür zu sein wie irgend eine andere. Ich muß Ihnen gestehen, daß hinsichtlich dieser Frage, die mich bereits seit lange sehr interessiert, mich nichts so sehr entmutigt hat als die Tatsache, daß die große Geldmacht, die in so bedeutendem Maße in den Händen der Juden sich befindet, mehr Rußland, den ärgsten Feind der Juden, als Japan begünstigt, das tatsächlich den Kampf für bessere Ideen und indirekt für die Emanzipation der Juden in Rußland kämpft."

Die Juden in Rußland.*)

Von Prof. M. v. Reusner, Berlin.

Die neuesten Nachrichten aus Rußland lassen sich in eine kurze Formel zusammenfassen: „Haut die Juden!" Die Judenverfolgungen und -Metzeleien, die jetzt wieder einmal in Rußland vor sich gehen, lenken auch die Aufmerksamkeit des ausländischen Beobachters auf die Lage der Juden in Rußland. Es ist ein wahres Martyrium, von dem die folgenden Zeilen dem Leser eine Vorstellung geben sollen.

Die russische Regierung ist es eigentlich selbst, die das Judentum heranzieht, um es hermetisch abgeschlossen zu erhalten. Sie steht seit Jahrhunderten Wache vor dem Kerker der Unwissenheit und der Finsternis, die in den alten jüdischen Ghettos herrschen. Sie hütet voll Liebe die Unantastbarkeit, die Orthodoxie der Rabbiner. Sie gibt acht, damit nicht unter den Juden Irrlehren entstehen, daß die Juden vom Glauben der Väter nicht abfallen und zu einem neuen, reformierten Bekenntnis übergehen. Der Jude kann getauft werden, oder ein orthodoxer Talmudist bleiben. Einen anderen Ausdruck gibt es für ihn nicht. Ich habe die jüdischen Schulen gesehen, wo die unglücklichen jüdischen Kinder eingepfercht werden. Ohne Luft und Licht, ohne Bewegung, im widerlichen, stinkenden Schmutz werden die Köpfe der Kinder mit sinnlosem Auswendiglernen des alten Gesetzes vollgepfropft, und man schlägt, schlägt ohne Ende die Kinder. Das ist eine Schule für Halbverrückte und Idioten; in ihr erhält man weder die Kenntnis der staatlichen Sprache, noch der weltlichen Schrift, noch des elementarsten Wissens. Die Schule drückt jedem, der durch sie gegangen, ihren Stempel auf, sie lehrt aber nichts. Sie entläßt verkrüppelte, zerfallene, mit einem scharfen äußerlichen Kennzeichen versehene Menschen, aber keine Bürger. Die Juden werden absichtlich so erzogen, damit dann aus ihnen Ausländer, Fremdlinge, Wilde und Eindringlinge werden, die Rußland und dem russischen Volk immer fremd bleiben.

Die Regierung hat für die Juden ein künstliches Milieu und ein Ausnahmerecht geschaffen. Aus einigen Gouvernements ist ein Zuchthaus für ein sechs Millionen zählendes Volk gemacht worden. Der Jude darf dort nicht leben, wo der Heide, der Buddhist, der Mohammedaner lebt; er besitzt nicht die Bewegungsfreiheit eines gewöhnlichen Haustiers, geschweige der Menschen; er ist von seiner Geburt bis zum Tod ein Verbrecher, ein verworfener Paria, ein verfluchter Fremdling, der von der russischen Regierung erzogen, von ihr unter Schutz des staatlichen Rabbinertums, der jüdischen Kommissionen des Ministeriums des Innern und der Beamten in den Gouvernements und den Kuratorien der Lehrbezirke für die jüdische Abteilung großgezogen worden ist . . . . . . In den für sie bestimmten Gebieten sind die Juden, wie in Ghettos, in Städten und Flecken eingeschlossen, ohne das Recht, auf dem Lande zu leben. Sie sind da in besondere religiöse Steuergemeinden eingeteilt, unterliegen besonders schweren Steuern und werden mit Hilfe von Leuten verwaltet, die der Behörde besonders gefallen haben. Der offiziell abgeschaffte Kahal existiert de facto, mit der russischen Polizei an der Spitze, und man kann sich schwer die Schrecken der Sklaverei, des Hungers, der Not und des Siechtums vorstellen, denen Millionen jüdischer Proletarier zum Opfer fallen. Ich habe diese Not mit eigenen Augen gesehen und muß bezeugen, die Qualen, die auf die Juden gehäuft werden, sind keiner Steigerung fähig, und kein Nero könnte Grausameres ersinnen als diese langsame Erdrosselung eines ganzen Volkes, das man in Schmutz, Gestank und grenzenloser Armut verkommen läßt.

Die russische Regierung ist übrigens nach Nikolaus I. liberaler geworden. Sie entreißt den Müttern nicht mehr mit Gewalt ihre minderjährigen Kinder, um sie zu dem orthodoxen russischen Glauben zu bekehren und aus ihnen ein Heer von Janitscharen zu bilden; sie verfolgt nicht mehr die Juden wegen ihres Nationalkostüms und die Frauen wegen ihrer Perrücken, sie zahlt getauften Juden und religiösen Spionen keine Prämien aus. Mehr noch. Sie hat geruht, den Juden einige Gnaden zu schenken und in

*) Aus der Wiener „Zeit". Verfasser ist der durch den Königsberger Hochverratsprozeß auch weiteren Kreisen bekannt gewordene, jetzt in Deutschland lebende russische Staatsrechtslehrer.

einigen Fällen Zutritt in Zentralrußland, den Kaukasus und sogar in das den Verbrechern überlassene Sibirien zu gewähren. Das russische Polizeigesetz rechnet alle Juden zu den ehrlosen, unsittlichen und verbrecherischen Elementen; aber es kennt auch Ausnahmen. Eine besondere Tugend kann einen Juden sogar zu einem „nützlichen" Bürger machen, und dann werden ihm die Fesseln des Pferchs genommen. Der Name dieser Tugend ist Reichtum. Es braucht blos ein reicher Jude den Titel eines Kaufmannes erster Gilde zu kaufen und dafür jährliche Abgaben zu leisten, so erhält er die Bewegungsfreiheit, die in Rußland Pferden und Hunden ohne Gegenleistung geschenkt ist; es braucht weiter ein Jude ein Diplom von einem Gymnasium oder einer Universität zu kaufen, und er kann den jüdischen Massenkerker verlassen. Sogar einem Handwerker gestattet das Gesetz, die Grenzen der Ansässigkeit zu verlassen und im großen russischen Reich sich anzusiedeln; aber es versteht sich von selbst, daß alle diese Privilegien gut bezahlt werden müssen. Mit einer wunderbar fein nuancierten Gehässigkeit zählt das Gesetz die Berufe auf, die den Juden außerhalb ihres erlaubten Aufenthaltes und teilweise auch in ihren Mauern erlaubt sind. In mittlere und höhere Lehranstalten werden im ganzen drei oder fünf Prozent Juden aufgenommen. Der Jude kann nicht vereidigter Rechtsanwalt oder vereidigter Kurator eines eröffneten Konkursverfahrens sein. Als Jurist kann der Jude blos Gehilfe eines Advokaten sein, und dabei ausschließlich für Kriminalsachen. Den Juden ist es überall verboten, sich mit Ackerbau und Landwirtschaft zu beschäftigen; es ist ihnen verboten, sich am Bergbau auf fremdem Grund und Boden zu beteiligen und sich mit Naphtaproduktion im Kaukasus zu beschäftigen. Sie dürfen außerhalb der Grenzen der Ansässigkeit keinen Handel mit ausländischen Waren betreiben, wenn sie innerhalb der Grenzen leben. Außerhalb des Pferchs werden Juden zur Uebernahme von Lieferungen und allerhand Unternehmungen, zum Engroshandel mit eigenen und fremden Erzeugnissen, zur Uebernahme von Poststationen nur zugelassen, wenn diese Unternehmungen von Christen verwaltet werden, und zwar bei sehr beschränkter Beteiligung von Juden an der Administration des Unternehmens. Jüdische Handwerker werden auch außerhalb der Grenzen nicht bedingungslos zugelassen; sie müssen in Rußland ein nochmaliges Examen ablegen; den Erfolg ihrer Beschäftigungen kontrolliert die Polizei, und nur durch Schmiergelder an die Beamten retten sie sich vor der Eintragung als „falsche Handwerker" und vor der Rückverweisung in das Ghetto. Der Staatsdienst ist den Juden selbstverständlich ganz verschlossen. Es sind ihnen alle öffentlichen Rechte genommen, und vor Verlust dieser Rechte retten sie weder Reichtum noch Diplome. Es gibt nur ein Mittel, alle diese Rechte zu erhalten, und das ist — Renegat zu werden und sich taufen zu lassen. Dann fallen alle Beschränkungen.

Der Liberalismus der russischen Regierung ist aber noch freigebiger. In einigen Fällen erlangen die Juden nicht allein vollkommene Gleichstellung, sondern sie werden sogar vor der übrigen Bevölkerung des Landes bevorzugt. Und das geschieht in den Fällen, wo es sich um Erfüllung der ehrenvollsten Pflichten des Bürgers handelt. Und wenn bei Zahlung von Steuern die Juden mit den übrigen Untertanen nicht blos gleichgestellt sind, sondern noch durch eine speziell jüdische Abgabe bevorzugt werden, so stehen sie auch in den ersten Reihen dort, wo es sich um die Blutsteuer handelt, um die Pflicht, für den russischen Zaren und das Vaterland zu sterben. 15000 Juden liegen regungslos in der Mandschurei, zu der ihnen der Zutritt sonst ausdrücklich verboten ist; 15000 Juden liegen verwundet und krank in den Militärhospitälern, zum Ruhm der russischen Waffen. Mehr als 30000 Juden haben ihr Leben und ihre Gesundheit für die Unantastbarkeit des Landes hingegeben, in das ihnen der Zutritt verboten ist. Tausende jüdischer Aerzte wurden zur Rettung des russischen Soldaten gebraucht, verließen ihre Frauen und Kinder und gaben sich dem aufopfernden Dienst eines Militärchirurgen hin. Und nicht blos im Kriege sind die Juden in den ersten Reihen zu brauchen, sie lassen sich auch in den von Epidemien heimgesuchten Gebieten verwenden, ferner in den Polargegenden Sibiriens, im Transkaukasus usf. Diese Milde der russischen Regierung geht aber über ein bestimmtes Maß nicht hinaus. Der Jude kann als Soldat, als Handwerker, als Arzt nötig sein, und man führt ihn notwendigenfalls sogar mit Gewalt auf den ihm zugedachten Posten. Sobald es sich aber herausstellt, daß die Dienste des Juden entbehrlich sind, wird er hinausgeworfen und wieder unter die verachteten Parias des russischen Reichs eingereiht. In Ussurien hört die Epidemie auf, und die dorthin berufenen jüdischen Aerzte werden durch die Polizei aus Port-Arthur ausgewiesen. Ein jüdischer Soldat ist bei Mukden verwundet und befindet sich in Moskau in ärztlicher Behandlung. „Hinaus mit ihm, er hat dort kein Wohnrecht!" Ein jüdischer Handwerker ist erkrankt, er kann nicht mehr arbeiten und schließt seine Werkstatt. „Fort mit ihm, dem Hund, von seinem alten Wohnsitz; er soll keine Schmach über das russische Land bringen!"

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch die Familie des Juden vollkommen ohne Schutz gegen die allmächtige Willkür der Polizei ist. Als im Jahre 1891 die Juden aus Moskau in die Verbannung gejagt wurden, schonte man niemand. Schwerkranke, Sterbende, Wöchnerinnen, die in Betten lagen — alle wurden ohne Unterschied und ohne Erbarmen hinausgetrieben. In den südlichen Sanatorien der Krim und in Jalta, in den Bädern im Kaukasus ist es den Juden verboten, sich zur Kur aufzuhalten. In Kiew werden auf die Juden Treibjagden veranstaltet, in der Mandschurei wurden blos Jüdinnen als Prostituierte zugelassen, und in Petersburg wurde bis zur letzten Zeit noch die Ausweisung von Jüdinnen vorgenommen, deren Männer dort Wohnrecht haben, nur weil ihre Männer die Residenz auf 24 Stunden verlassen hatten. Die für eine Zeit aufgehobene Ausweisung von Frauen jüdischer Aerzte, die in den Krieg gezogen sind, hat wieder begonnen. Der Tod eines jüdischen Handwerkers zieht die unabwendbare Ausweisung seiner ganzen Familie nach sich. Auch der großjährige Sohn muß fort, wenn er das Wohnrecht für sich selbst nicht erworben hat.

So handelte man auf Grund des „Gesetzes", der administrativen Anordnungen, Polizeibefehle und Gerichtsbeschlüsse, und diese Praxis sanktionierte der Senat mit seinen Erläuterungen. Das Versprechen Plehwes erfüllte sich ganz und gar: das Leben der Juden wurde im buchstäblichen Sinn des Wortes — unerträglich. Es schien eine Zeitlang, als ob der Kelch der Qualen des jüdischen Volkes endlich bis zum Rand gefüllt sei, und daß es selbst der blutrünstigsten Phantasie schwer fallen werde, noch schlimmere Qualen, eine noch verfeinerte und mit mehr Berechnung ausgeführte Unterdrückung zu ersinnen. Aber das schien nur so. Den Juden wurde es als Schuld angerechnet, daß sie Menschen, und kein stummes, geduldiges Vieh sein wollten, daß sie die marternde Hand nicht mit Ehrfurcht leckten und küßten, daß sie nicht in Gefühl von unendlicher Liebe und Dankbarkeit zu denen erstarben, die sie der Möglichkeit zu leben und zu atmen beraubten, der Möglichkeit, zu denken, zu fühlen und zu arbeiten. Die Sklaven — sie haben gewagt zu denken und von Freiheit zu träumen, die verachteten Parias hielten sich für Menschen, die Rechtlosen, mit offizieller Schmach Gekennzeichneten, an ihr Ghetto Gefesselten — sie wagten von Gleichheit zu sprechen, von Recht, von sozialer Gerechtigkeit, von Volksherrschaft. Und sie haben sich nicht mit Worten begnügt, sie haben sich in einem

Proletarierverband organisiert, sie haben die Fahne des Kampfes gehißt, sie sind mit Waffen in der Hand auf den Barrikaden erschienen. . . . Welch eine Frechheit, welch eine Schamlosigkeit, welch eine Dreistigkeit!

Mit Schmach hat sich die zarische Regierung im Kriege in der Mandschurei bedeckt. Eine halbe Million Menschen und zwei Milliarden vom Gelde des Volkes hat sie hinausgeworfen, um nur den allerkleinsten Sieg zu erringen, und sie ist geschlagen, vollkommen geschlagen. Die Staatskasse ist leer, im Volke herrscht Gärung und Unzufriedenheit, wie ein verwundetes Tier blickt die Millionenmasse um sich, sie fühlt das Unglück und den Verrat, sie sucht die Schuldigen, sie lechzt danach, ihren großen Zorn an den befehlenden Herren auszulassen. Die Stützen schwanken. Es tritt die Anarchie ein. Allmählich öffnen sich die Augen des Volkes, die Revolutionsflamme beginnt zu lodern. — „Haut die Juden!" — das ist der magische Ruf, das Losungswort der Rettung: Die Juden zu verleumden, sie zu brandmarken, auf sie die eigene Schmach und die eigenen Verbrechen abzuwälzen, sie zu Opfern des Zornes des Volkes zu machen, das Gewitter von sich abzulenken, mit unschuldigem Blute das erwachte Tier zu sättigen, gegen die aufständischen Parias die dunkle ungebildete Masse zu hetzen. Haben denn nicht weise Herrscher im Mittelalter diese Methode angewendet, haben sie in schweren Zeiten nicht auch gerufen: „Die Juden sind an allem Unglück schuld! Sie, die Christus gekreuzigt haben, vergiften die Brunnen, bringen uns Hungersnot, Pest und Seuche!"

Die Revolution naht. Das ganze russische Proletariat hat sich schon erhoben. Die Vertreter der Semstwo, die Professoren, Vertreter aller freien Berufe haben sich vereinigt. Eine demokratische Presse ist entstanden. Parteien bilden sich, Vereine organisieren sich. Das ganze Land ist vom Fieber des Befreiungskampfes erfaßt. Gegen die absolutistische Tyrannei haben sich alle erhoben, die sich in ihrer Brust ein Herz bewahrt haben, denen die Ehre des Landes teuer ist, die nach Recht und Freiheit lechzen. Den unterdrückten Völkern ist die Freundeshand gereicht, die Parias haben Brüder gefunden, die jüdischen Ketten fallen, der Augenblick der Befreiung eines sechs Millionen zählenden Volkes naht . . . Wie soll man diese Bewegung aufhalten, wie sie verleumden und in den Schmutz ziehen? Da ertönte in ganz Rußland der Ruf . . . in Kirchen verkündeten ihn die Priester, in den Schulen die treuen Untertanen, auf den Straßen die Polizisten, in der Presse der Reptilien, in den Werkstätten die Spitzel und agents provocateurs — „Haut die Juden! Sie haben den Japanern für 18 Millionen die Sicherheit und die Ehre des Landes verkauft, sie haben die Gärung hervorgerufen, sie tasten das Heiligste an, sie haben in verräterischer Weise alle großen nationalen Stützen des Staates unterwühlt; sie haben sich gegen den heiligen Zaren und seine treuen Diener aufgelehnt; sie haben die Studenten und die Leute der Presse verdorben, sie haben Rußland der Schmach und den Niederlagen ausgeliefert. Eine neue Leibeigenschaft, die Herrschaft der verfluchten Juden, bringen die Juden und die Studenten mit sich Sie denken den Bauern das Land zu nehmen, die alten Herrscher des großen russischen Reiches zu unterjochen. Haut die Juden!"

Es gibt aber keine Möglichkeit mehr, die jüdischen revolutionären Kräfte zu hemmen. In geschlossenen Reihen, mit roter Fahne, die Arbeiter-Marseillaise singend, gehen sie zusammen mit den Esten und Letten, mit den Russen und Polen, die letzten Festen zu erobern, den tönernen Koloß des russischen Absolutismus zu zerstören; und sie werden von jüdischen Kapitalisten unterstützt, die jüdische Bourgeoisie ist dem Zaren untreu geworden, die auserwählte jüdische Minderheit, die bis jetzt in den Pferchen über die jüdische Arbeitermasse herrschte, ist von der Opposition angesteckt... Man mußte strafen. Und nicht blos strafen, sondern auch allen Liberalen, der ganzen Opposition Furcht einjagen, ihnen klipp und klar beweisen, was die Macht des absolutistisch gesinnten Gesindels, der Polizeibanden, der Lumpen und Diebe, des Auswurfs der Gesellschaft bedeutet . . . In Kursk, Tambow, Nischni-Nowgorod und Baku hat man Studenten, Liberale, kurz die Intellektuellen, geprügelt. Aber der Effekt war nicht vollkommen. Die Hauptpunkte der freiheitlichen Bewegung waren unberührt geblieben, die Metzeleien in Kischinew, Homel und Mohilew waren vergessen. Man mußte die alte Praxis erneuern und beweisen, daß die Drohungen der Regierung kein Scherz sind. „Gebt die Demokraten an," sagten die Gouverneure, „und es wird keine Metzeleien geben; wenn ihr es nicht tun wollt, dann vertilgen wir euch alle!" Und die Drohung wurde erfüllt. Aus Simferopol, aus dem Gouvernement Poltawa und aus Taurien sind schon schreckliche Nachrichten eingetroffen. Die Abschlachtung hat begonnen. Mit Unterstützung der Polizei und des Militärs, unter Beihilfe der höchsten Administration und der Behörden hat eine wilde Räuberbande das Zerstörungswerk vollbracht und hat gemordet. Die Armen wurden beraubt, Bettler gebrandschatzt, es wurde gesengt und gemordet, Kinder wurden zu Krüppeln gemacht, erdrosselt, Greise niedergeschlagen, Wehrlose, Schwache, Schutzlose angegriffen und zu Boden geschlagen. In staatlichen Verkaufsstellen wurden diese Bestien mit Branntwein bewirtet, und die kaiserlichen Truppen nahmen den Juden die Waffen fort, um sie leichter töten und quälen zu können.

Ich weiß nicht, was sich dem noch hinzufügen ließe. Mich wundert es nur, daß der Himmel über Europa sich nicht aus Scham über den russischen Absolutismus gerötet hat. Mich wundert es, daß es in Europa noch Juden gibt, die nicht fluchen, die vor Schmerz bei den Nachrichten über diese Mordtaten nicht weinen, daß es hier in Europa noch Freunde und Verbündete des russischen Selbstherrschertums gibt Das eine weiß ich: dieser schreckliche Schandfleck, der die Blätter der russischen Geschichte besudelt, kann durch nichts ausgelöscht werden und wird in alle Ewigkeit dort nicht verschwinden . . . Die Politik der russischen Regierung in der Judenfrage ist der Gipfel der Niederträchtigkeit, Verräterei und Bestialität.

Aus dem antisemitischen Lager.

Antisemitische Kampfesweise. Von Herrn Schriftsteller Emil Brandt, dem Redner der am 28. Mai in Otterndorf veranstalteten Abwehr-Versammlung erhalten wir folgende Zuschrift:

Eigentlich wäre es unnötig, Ihrem Bericht in Nr. 22 der „Mitteilungen" etwas hinzuzufügen, denn der Verlauf der Versammlung und das Verhalten der Cuxhavener Antisemiten ist in durchaus richtiger und den Tatsachen entsprechender Weise geschildert worden. Indessen die Art und Weise, wie die antisemitische Presse über jene Versammlung berichtet, macht doch eine Erwiderung erforderlich. Mir liegen die Berichte des „Deutschen Blattes (Deutschsoziale Blätter), des Organs des Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg, und der „Neuhaus-Ostener Zeitung" vor. Die letztere lehnt zwar die Verantwortung für den Wortlaut des Berichtes ab und „überläßt sie dem Herrn Einsender" — dies hindert aber nicht, daß sowohl dieser Bericht wie der des „Deutschen Blattes", der wohl der Feder des Herrn Generalsekretärs Henningsen entstammen dürfte, in tendenziöser Entstellung das Menschenmöglichste leistet.

Der Versuch beider Berichterstatter, die Cuxhavener antisemitischen Störenfriede als unschuldsvolle Engel hinzustellen und die Schuld an dem Radau — eine mildere Kennzeichnung des antisemitischen Verhaltens ist leider nicht möglich — dem Leiter und dem Redner der Versammlung

aufzubürden, kann nur von solchen gläubig aufgenommen werden, die nicht jener Versammlung beiwohnten. Da ich selbst vielleicht bei meiner Beurteilung des Gebahrens der Antisemiten als befangen erscheinen könnte, will ich Ihnen mitteilen, daß mir verschiedene Briefe zugegangen sind, aus denen ersichtlich ist, daß selbst Otterndorfer Herren, die durchaus nicht frei von antisemitischen Neigungen sind, einig in der Verurteilung des „rüpelhaften Betragens" der Curhavener Antisemiten sind.

Tatsache ist, daß von den ersten Eröffnungsworten des Vorsitzenden an planmäßige Störungen seitens der Antisemiten unternommen wurden, daß versucht wurde, den Vorsitzenden, der allerdings bisher nur selten in die Lage gekommen ist, Versammlungen zu leiten, und demgemäß nicht die Sicherheit eines antisemitischen Agitators oder Generalsekretärs hat, aus der Ruhe zu bringen und ihn zu provozieren. Daß einem temperamentvollen Mann bei solchen systematischen Störungen und Verhöhnungen schließlich die Galle überläuft und vielleicht auch ein starkes Wort entschlüpft, ist nicht zu verwundern.

Daß — wie das „Deutsche Blatt" schreibt — vom Versammlungsleiter „den Zuhörern weder Beifalls- noch Mißfallensrufe gestattet waren", ist natürlich nicht wahr. Zwischenrufe wurden reichlich gemacht und auch gestattet, und waren mir sogar sehr willkommen, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, auf manches einzugehen, was ich sonst nicht behandelt hätte. Aber Zwischenrufe und planmäßige Störungen zu dem ausgeprägten Zweck, den ruhigen Verlauf der Versammlung zu hintertreiben — sind ein Unterschied. Die letzteren läßt sich kein Versammlungsleiter, wohl auch kein antisemitischer, gefallen.

Dann wird über den „Ton" geklagt, den ich angeschlagen hätte. Beleidigungen, Beschimpfungen, Verdrehungen, maßlose Angriffe auf Liebermann von Sonnenberg soll ich mir geleistet haben. Wer den Ton der antisemitischen Redner im allgemeinen und des Herrn Liebermann von Sonnenberg im besonderen kennt, der wird es verstehen, wenn man bei der Abwehr der antisemitischen Angriffe nicht sanft mit glacébehandschuhten Fingern zugreift, sondern fest mit derben Fäusten zupackt. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es auch heraus.

Geschont habe ich Herrn Liebermann von Sonnenberg allerdings nicht. Ich habe ihn als Volksvertreter und als Volksredner einer herben Kritik unterzogen, wobei ich vielfach in der glücklichen Lage war, nicht mein eigenes Urteil abgeben zu brauchen, sondern mich auf Urteile maßgebender Persönlichkeiten stützen zu können. Antisemiten, wie der frühere Geschäftsführer der „Reformpartei" Dr. Giese, der Liebermann von Sonnenberg in einer Broschüre in seiner ganzen Hohlheit und Geistlosigkeit geschildert hat, und der „Chefredakteur Sedlatzek", der ihm vorwirft, daß L. v. S. sich stets mehr als „konservativer Hofmann" denn als „Volksmann" geriert habe, müßten Antisemiten doch mindestens als Sachverständige gelten lassen, wenn sie schon den Reichskanzler Fürst Bülow, der im Reichstage einmal treffend das „Maulheldentum" der Ueberpatrioten vom Schlage Liebermann von Sonnenbergs charakterisierte, als solchen nicht gelten lassen wollen.

Zur Kennzeichnung „meines Tones" wird besonders hervorgehoben, daß ich ganz maßlose Ausdrücke wie „Schweinehund" gebraucht habe. Gewiß, schön ist der Ausdruck nicht. Aber es kommt darauf an, in welchem Zusammenhange er angewendet wird. Und das war so: Ich hatte die Liebermann von Sonnenberg'schen Verdächtigungen von der „jüdischen Konkursindustrie" und von der jüdischen Neigung zum Betruge ɔc. auf Grund der Statistik zurückgewiesen und hatte an jene Bankdirektoren erinnert, die bei den letzten Bankkrachen das Volk um viele Millionen geprellt hatten; unter diesen sei nicht ein einziger Jude, aber sehr fromme Christen gewesen, die Kirchen gebaut und viel Geld für kirchliche Zwecke gespendet hätten. Im Anschluß daran sagte ich, man solle dort nicht nach der Religion fragen, sondern einen Betrüger einen Betrüger und einen Schweinehund einen Schweinehund nennen, gleichviel ob er Jude oder Christ ist.

Ich müßte wissen, daß die Deutschsozialen mit dem Grafen Pückler nichts zu tun haben, meint das „Deutsche Blatt". Der Berichterstatter aber müßte wissen, daß ich ausdrücklich betont hatte: Liebermann von Sonnenberg hätte Pückler zwar von seinen Rockschößen abgeschüttelt, wäre aber, wie ich aus der Dr. Gieseschen Broschüre verlas, da er „seiner ganzen Natur nach weniger zum Parteiführer als zum erfolgreichen Mitläufer anderer führender Männer beanlagt sei, tatsächlich Mitläufer von Stöcker, Dr. Böckel, Th. Fritsch, ja selbst von Ahlwardt gewesen." Wenn er letzteren schon früher ebenso wie jetzt Pückler verleugnet habe, so könne man an Ahlwardt und an Pückler, der zu direkten Gewalttätigkeiten gegen unsere jüdischen Mitbürger auffordere, ermessen, zu welchen Konsequenzen die ständigen Hetzreden führten. Ahlwardt und Pückler seien Früchte des Antisemitismus (übrigens nette Früchte); und an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, die Antisemiten — so schloß ich diesen Gedankengang.

So ließe sich noch eine ganze Reihe von Punkten anführen, durch die der Nachweis geliefert wird, daß die „Verdrehungen" ganz auf antisemitischer Seite sind. Doch genug davon! Man weiß ohnehin, welcher Wert antisemitischen Behauptungen beizulegen ist.

Ein Wort nur noch über die im Bericht des „Deutschen Blattes" hervorgekehrte Entrüstung in Bezug auf die Beschränkung der Redezeit bei der Diskussion auf 10 Minuten. Diese Maßnahme der Versammlungsleitung war bei dem Ansturm der antisemitischen Gegenredner — sofort nach Schluß meiner Rede meldeten sich gleichzeitig nicht weniger als drei Herren — durchaus gerechtfertigt. Das Argument, es sei ungerecht, feige, unliberal, nachdem ich mehr als $1\frac{1}{2}$ Stunden gesprochen, dem Gegenredner nur 10 Minuten zu bewilligen, ist hinfällig. Verglichen werden konnte doch höchstens die Länge der Liebermannschen Rede, der meine Gegenrede galt, mit der Länge der meinigen; und da ist Herr Liebermann von Sonnenberg weit im Voraus, denn er soll, alles in allem, ca. 3 Stunden gesprochen haben. Hatte Herr Generalsekretär Henningsen, der natürlich über seine ungehaltene Rede sehr ungehalten war, das Bedürfnis, sich in der ihm eigenen Ausführlichkeit über das von mir Vorgetragene auszulassen, so mußte er, wie ich ihm schon in der Versammlung riet, eine eigene Versammlung abhalten, in der er hätte reden können, so viel er wollte.

Sitte ist es aber, daß die Versammlungsteilnehmer sich den Anordnungen des Leiters fügen; zudem stand dem nichts im Wege, daß der Herr Generalsekretär sich das Wort des öfteren erbat. Wenn aber Gegner, wie in Otterndorf die Curhavener Antisemiten bei Verkündung des Beschlusses über die Redezeit, ein wahres Indianergeheul anstimmen und wahre Indianertänze aufführen, so spricht das allerdings jeder Sitte und jedem Anstande Hohn.

Daß, wie das „Deutsche Blatt" behauptet, auf Vorschlag des Herrn Henningsen in dem von den Antisemiten hervorgerufenen Trubel „ein neuer Vorstand gewählt" wurde, habe weder ich noch sonst jemand am Vorstandstische bemerkt. Zu verstehen war nicht ein Wort. Es kann in dem Radau ja sein, daß sich die Herren Antisemiten bei diesem Gebrüll verständigt haben. Für einen normalen Menschen war das nicht möglich.

Auch der Bericht der „Neuhaus-Osteuer Zeitung" ist gespickt mit Unrichtigkeiten und Entstellungen, auf die ich einzugehen verzichte. Die mitgeteilten Proben genügen vollauf. Haben sich die Cuxhavener Antisemiten durch ihr ungebührliches Verhalten zur Genüge gekennzeichnet, so ist für die unlautere Art der antisemitischen Berichterstattung auch der Osterndorfer Fall wieder einmal ein bezeichnendes Beispiel.

Begnadigt worden ist der Redakteur der „Staatsbürgerztg." E. Kammer, der am 23. April 1904 wegen Beleidigung des Amtsrichters Dr. Lieber von der 4. Strafkammer des Landgerichts I (Vors. Landgerichtsdirektor Oppermann) zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Die Freiheitsstrafe ist in eine Geldstrafe von 300 Mk. umgewandelt worden.

× **Studentisches.** Man schreibt uns: Auf der Berliner Universität geht es mitunter ganz sonderbar zu, besonders wenn der allmächtige Herr Daube, der Universitätsrichter, mit der Studentenschaft etwas zu „verhandeln" hat. Dann beruft er nicht etwa eine Versammlung der Studierenden ein, wie das an der Technischen Hochschule üblich ist — nein, dann wendet er sich an den „Verein deutscher Studenten", der ihm der berufene Vertreter der Berliner Studentenschaft zu sein scheint. Denn einen Ausschuß der Studierenden, wie ihn jede Hochschule aufweist, gibt es an der größten Universität des Reiches nicht. Wozu auch? In studentischen Fragen duldet Herr Daube so wie so keine Opposition, und wenn es sich um die Feier von Festen handelt, dann findet er doch immer einige ehrgeizige Korporationen, die mit Begeisterung sich bereit erklären, in sechsspännigen Karossen ihr Banner durch die Straßen zu führen. Werden die Guirlanden von den Pfosten gerissen, dann verschwinden auch diese „Vertreter" der Studentenschaft wieder in der Versenkung. Dann regiert Herr Daube wieder allein. So war es bei der Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums, so war es bei der Schillerfeier und bei den Vorbereitungen für die kronprinzlichen Hochzeitsfeierlichkeiten. Jedes Mal wurde ein „Ausschuß" der Studentenschaft improvisiert, d. h. einige Korporationen schlossen sich zu einer Vertreterversammlung zusammen und konstituierten sich als „Ausschuß". Die nichtorganisierte Studentenschaft erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort. Das machten die Herren Korporationsvertreter unter sich ab. Mit großem Geschick operierte dabei der Verein deutscher Studenten, indem er bei dieser Gelegenheit die „Akademische Lesehalle" als Korporation erklärte. Bei anderen Anlässen, z. B. beim Verkehr mit anderen Hochschulen galt sie bisher als „Vertretung der Studentenschaft". Wenigstens fertigte Herr Daube stets alle Bitten um Gewährung eines Ausschusses mit diesem Hinweis ab. Nun aber, da es sich um große Repräsentationsfragen handelte, verzichtet der antisemitische Lesehallenvorstand plötzlich auf dieses Vertreterrecht und erklärt, eine „Korporation" zu sein, und die Vertreter der anderen Korporationen sind honorig genug, diese Fiktion anzuerkennen, und dem Verein deutscher Studenten noch eine Stimme zu gewähren. Und er wird es gewiß auch gewesen sein, der den Beschluß durchsetzte, der Berliner Finkenschaft, die 4000 Studierende vertritt, die Beteiligung an der Auffahrt zum Kaiser Friedrich-Museum nicht zu gestatten — „wegen Platzmangels". Denn die Herren, die die ganze finkenschaftliche Arbeit auf sich genommen haben, sind zum Teil Juden — und das macht sie nach der Meinung verschiedener akademischer Vereine ungeeignet zum Repräsentieren.

Vom österreichischen „Turnbund". In der antisemitischen österreichischen Turnerschaft kriselt es. Die Herren, die sich mit der großen deutschen Turnerschaft nicht vertragen konnten, beginnen bereits unter sich uneinig zu werden.

So wurde der dem „Turnbunde" angehörige Turnverein Neulerchenfeld ausgeschlossen, weil er Schönerer nicht unbedingte Gefolgschaft leisten wollte. Seitdem ist die Spaltung in der antisemitischen Turnorganisation noch markanter geworden. Vor kurzem noch schrieb der Vertreter des steiermärkischen Turngaues in dem offiziellen Gaublatte: „Die Vertretung der völkischen Grundsätze Schönerers ist laut Bundestagsbeschluß Pflicht jedes Vereins, und wer diesem Beschlusse nicht nachkommt — nun, der gehört eben nicht in den Turnerbund. Geht er nicht freiwillig, so wandert er den Weg des Neulerchenfelder Turnvereins."

Zu der gleichen Ansicht bekennt sich der Turnverein „Friesen" in Hernals, der zu dem bevorstehenden 7. Bundestage der Turnerschaft folgenden Antrag eingebracht hat: „Die Beschlüsse des 6. Bundestages lauten: „Der Bundestag erklärt den von Schönerer verkündeten und vertretenen alldeutschen und reindeutschen Hochzielen allerwege nachfolgen zu wollen. Dies ist jedem Verein bei seiner Aufnahme als für den deutschen Turnbund verbindlich zur Kenntnis zu bringen."

Gegen diese bedingungslose Unterwerfung unter Schönerers Leitung haben aber sieben Turnvereine Protest erhoben. Es sind dies nachstehende Vereine: die deutschvölkische Turnverbindung „Arndt" in Floridsdorf, der deutsche Turnverein Brigittenau in Wien, der Turnverein Jedlesee, der deutsche Turnverein Leopoldstadt in Wien, der Turnverein in Mistelbach, der Männer-Turnverein in Poisdorf und der Männer-Turnverein in Wien. Diese sieben Vereine haben folgenden Gegenantrag eingebracht: „Der 7. Bundestag erklärt, an den reinen und alldeutschen Hochzielen festzuhalten ohne die unbedingte Unterwerfung unter eine bestimmte Person. Dieser Beschluß ist für jeden neu eintretenden Verein verbindlich." Einen gleichen Beschluß hat auch der Wiener akademische Turnverein als Vereinsbeschluß gefaßt.

Der bevorstehende Bundestag der antisemitischen Turner mit ihren Anträgen und Gegenanträgen, die mit der Turnsache ganz und gar nicht zusammenhängen, wird also wieder ein hübsches Bild der Zerfahrenheit und inneren Hohlheit der ganzen antisemitischen „Turnerei" bieten. Treffend bemerkt die „Turnzeitung", das Organ der großen deutschen Turnerschaft dazu: „Die Sache kann nett werden — daß aber das ganze Treiben mit der deutschen Turnsache nichts zu tun hat, liegt auf der Hand."

Vermischtes.

Vom Zionismus. Die Repräsentantenversammlung der Berliner jüdischen Gemeinde ist in ihrer letzten Sitzung über den zionistischen Protest gegen einige Aeußerungen des Repräsentanten Prof. Dr. Ludwig Geiger zur Tagesordnung übergegangen. Prof. Geiger hatte u. a. in einem Artikel gesagt: „Die deutschen gesetzgebenden Körperschaften müßten die zionistische Bewegung als deutschfeindlich durch Ausnahmegesetze bekämpfen."

Der Ueberfall auf den Grafen Pückler, der am 4. November v. J. im Hotel de Rome in Berlin von dem Kaufmann Leopold Levy aus Frankfurt a. M. verübt wurde, bildete am 2. Juni den Gegenstand einer Verhandlung von der 3. Strafkammer des Berliner Landgerichts I. Wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges, eines Schlagringes, war Levy angeklagt. Graf Pückler war als Zeuge erschienen. Die Beweisaufnahme fiel ungünstig für den Angeklagten aus, der nach dem Antrage des Staatsanwalts zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

In den Reichslanden hat bei den offiziellen Veranstaltungen anläßlich des diesjährigen Kaiserbesuchs die vollständige Uebergehung der jüdischen Ge-

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 24. Berlin, 14. Juni 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Ein Drumont-Interview.

Der französische Antisemitenhäuptling Drumont hat es bereits so weit gebracht, daß deutsche Antisemiten zu ihm pilgern, ihn interviewen und die Worte, die dem Gehege seiner Zähne entschlüpfen, als wären es lauter Perlen der Weisheit, sorgsam aufzeichnen. Ein Herr Conrad Döring hat der Mitwelt mitgeteilt, was Herr Drumont ihm verkündet. Uns interessiert daraus vor allem, daß nach Drumonts eigenem, in diesem Fall gewiß glaubwürdigem Geständnis in der antisemitischen Bewegung Frankreichs „ein gewisser Rückgang eingetreten ist". Selbstverständlich ist nach antisemitischer und Herrn Drumonts Auffassung daran nicht die zunehmende Erkenntnis, sondern jüdische Niedertracht schuld. Der Grund — so soll Herr Drumont seinem germanischen Gesinnungsgenossen verraten haben — liegt nicht etwa in einem Umschwung der Volksmeinung, sondern „in dem unglaublichen Druck, der seitens der Behörden, insbesondere unseres jetzigen judendienerischen Ministeriums ausgeübt wird."

Aber nicht nur das jetzige Ministerium haben die Juden zur Dienstbarkeit gezwungen, auch „die alten großen Eigenschaften des französischen Volkes" sind durch den vergiftenden Einfluß des jüdischen Volkes im Schwinden begriffen. „Ehrgefühl, Tapferkeit, vornehme Gesinnungsart, Vaterlandsliebe und Pflichttreue werden immer seltener, während sich Genußsucht, Unwahrheit und rücksichtslose Gelbgier immer mehr in den Vordergrund drängen."

Wir können nicht umhin bis zu einem gewissen Grade Herrn Drumont zuzustimmen. Ehrgefühl, Tapferkeit, vornehme Gesinnungsart scheinen in der Tat bei den französischen — Antisemiten nicht nur im Verschwinden begriffen, sondern sogar bereits ganz geschwunden zu sein. Sonst wäre nämlich nicht zu erklären, wie man den in Frankreich nach Drumonts weit übertriebener Schätzung 300 000 Juden, von denen die weitaus meisten vor kurzem eingewanderte arme Teufel sind, die kaum die Sprache kennen, und kaum am Abend wissen, wovon sie den andern Tag leben werden, die Macht zuschreiben kann, die „alten großen Eigenschaften" des an Zahl so weit überlegenen französischen Volkes, verschwinden zu machen, „die Literatur, die Kunst und das gesamte geistige Leben des Landes zu verjuden."

Drumonts Patriotismus lernen wir kennen aus seinem Vergleich Frankreichs mit Rußland im — Stehlen.

„In Rußland, sagte nach Herrn Dörings Bericht Herr Drumont, stiehlt ein Teil der Beamten offiziell, bei uns wird das feiner angefangen. Wenn da eine Million zu verteilen ist, so können Sie sicher sein, daß allein für den Verwalter (administrateur) 300 000 Frcs. „Verwaltungsgebühren" hängen bleiben, der Rest wird dann für Prozeßkosten, Stempelgebühren und Abgaben aller Art verrechnet, sodaß die Million verpulvert wird, ohne daß der berechtigte Eigentümer auch nur ein 100 Sousstück davon in die Finger bekommt. Ich habe hierbei spezielle Fälle im Auge. Die Clique der Beamten, Advokaten und Behörden teilt sich den Raub, das Volk hat das Nachsehen. Es wird hierbei nach einem ganz bestimmten System vorgegangen, das allerdings nur dem genauen Kenner französischer Verhältnisse verständlich ist."

Aber mit diesem Stehlen, Herr Drumont, haben doch die Juden nichts zu tun, weder in Frankreich noch in Rußland! Und in Frankreich und Rußland ist doch bereits gestohlen worden, als der verbissenste Judenfeind an eine „jüdische Gefahr" auch nicht im Traume dachte, die vielmehr eine funkelnagelneue Halluzination ist. Ebenso war Paris bereits die Stadt der Genußsucht, ehe Juden öffentlich genießen durften.

Mit einer süßen Hoffnung hat Herr Drumont seinen andächtigen germanischen Interviewer entlassen. Vorläufig ist es mit einer deutsch-französischen Freundschaft allerdings noch nichts, da Deutschland Elsaß-Lothringen freiwillig nicht herausgeben werde, ohne eine solche Rückgabe aber weite Kreise des französischen Volkes für eine Verständigung mit Deutschland nicht zu haben seien. Indessen, was nicht ist, kann werden. Nämlich, „wenn einmal die alte Generation von 1870 ausgestorben sein wird, und die gelbe und die jüdische Gefahr noch größer geworden ist, dann werden sich vielleicht die Söhne der alten Kämpfer die Bruderhand reichen, wenn überhaupt die Völker dann unter der Herrschaft der jüdischen Plutokratie noch etwas mitzureden haben."

Man sieht, Herr Drumont stellt weitsichtige Wechsel unter allerlei Kautelen aus. Zum Glück kann Deutschland auf die französische Freundschaft ruhig warten.

Jüdische Soldaten und Offiziere.

Am 17. Mai hat in Richmond (Va.) auf dem jüdischen Friedhofe eine eindrucksvolle Gedächtnisfeier stattgefunden. Uns interessiert nur die Ansprache des Herrn John Eggleston, des Assistenten des Staats-Attorney General. Dieser sagte u. a.:

„Ich habe schon gesagt, daß die Juden im Süden in edler Weise dem Ruf zu den Waffen gefolgt sind.

Der ehrwürdige Rabbiner dieser Stadt, Herr Michelbacher, hatte den Generalinspektor der konföderierten Armee gebeten, wenn möglich den jüdischen Soldaten einen zweitägigen Urlaub zu gewähren, damit sie die Feiertage feiern könnten. Darauf hatte General Cooper erwidert, er würde gern den Urlaub gewähren, wenn das tunlich wäre. Aber nach seiner Schätzung befänden sich zehn bis zwölf tausend jüdische Soldaten im Heere der Konföderierten und die Gewährung des Urlaubs würde daher gewisse Truppenteile mehr oder weniger in Unordnung bringen.

Es gilt nun auf Grund guter Schätzung als unwahrscheinlich, daß es, als die Feindseligkeiten begannen, im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten mehr als 150000 Juden gegeben hat. Danach wäre also höchst wahrscheinlich die *Beteiligung der Juden verhältnismäßig größer gewesen als die der Anhänger jedes anderen Glaubensbekenntnisses.*

Ich habe darauf hingewiesen, daß der große Judah P. Benjamin, Kriegsminister im Kabinet der Konföderierten, ein Jude gewesen ist. *Vierundzwanzig Stabsoffiziere im Heere und elf Offiziere in der Marine der Konföderierten waren Juden.*

General David de Leon, der erste Generalwundarzt in der Konföderierten Armee, war ein Jude. In mexikanischen Kriege nahm er zweimal die Stelle kommandierender Offiziere, die getötet oder verwundet worden waren, ein *und benahm sich dabei so tapfer und geschickt, daß er zweimal den Dank des Kongresses der Ver. Staaten erhielt.* Im Februar 1861 trat er von seiner Stellung als Wundarzt und Major im Heere der Ver. Staaten zurück und wurde zum Generalwundarzt der Konföderierten Armee ernannt.

Es ist behauptet worden, daß ein Jude dem fliehenden Präsidenten und Kabinet der besiegten Konföderierten ein freundliches Obdach gewährt hat. So laßt uns denn, die wir hier trauern an den Gräbern von Helden, im Sinne des unvergleichlichen Robert Lee, der alle seine Mitmenschen liebte und von allen geliebt wurde, keine trennenden Vorurteile haben, sondern in ewiger Liebe unserem wieder geeinigten Vaterlande zugetan sein.

Jüdische Patrioten haben mehr als ihnen zukam zum Erfolge der amerikanischen Revolution beigetragen. Im Kampfe für die Unabhängigkeit des Landes haben sie ihr *Blut in reichem Maße* vergossen und ihr Gut hergegeben. Heute zählt man Männer ihres Stammes zu den vornehmsten Philanthropen und zu den führenden Bürgern der amerikanischen Nation" usw.

Können danach deutsche Offiziere, deutsche Politiker noch es wagen, Juden die *Befähigung* oder die *Geneigtheit* abzusprechen, dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen?

Eine deutsche Stimme aus Südafrika über den deutschen Antisemitismus.

Die unter der Aegide des deutschen Schulvereines in Johannesburg erscheinende Zeitschrift „Deutsche Schule" publiziert in Nr. 5. (April 1905) nachstehenden Artikel:

Der Bazar zugunsten einer deutschen Kapelle hat uns ein ebenso unerwartetes, als erfreuliches Schauspiel dadurch geliefert, daß eine große Anzahl unserer jüdischen Mitbürger sich in aktiver Weise an diesem Bazar beteiligt hat. Wir müssen sogar weiter gehen, wir müssen uns offen eingestehen, daß ohne diese vorurteilslose und tatkräftige Unterstützung der Kirchenbazar auch nicht annähernd den Erfolg aufzuweisen gehabt hätte, als es tatsächlich der Fall war. Welch wirklich hochherzige und herzlichst anzuerkennende Lehre liegt nicht in diesem Vorgange gegenüber jenem häßlichen sozialen Auswuchs, welchen man Antisemitismus nennt und welcher sich leider in der Heimat noch immer breit zu machen versteht. Man glaubt seinen Augen nicht zu trauen, wenn man in den Zeitungen lesen muß, daß erst kürzlich im Reichstage ein antisemitischer Redner keinen Anstand nahm, sich darüber zu beklagen, daß gelegentlich der Einweihung des Berliner Domes in der Kaiserloge ein Teppich gelegen habe, welcher angeblich von einer jüdischen Firma geliefert worden war. Für uns, welche wir mit unseren jüdischen Mitbürgern in herzlicher Freundschaft und Ideengemeinschaft zu leben gewohnt sind, sind solche Vorgänge einfach unfaßbar! Wir könnten uns ja mit dem Gedanken trösten, daß die Vertreter des Antisemitismus — im Reichstage wenigstens — nur eine verschwindend kleine Zahl von Querköpfen bilden, welche bei den Debatten von keiner Seite ernst genommen werden, die bloße Existenz jedoch des Antisemitismus, wenn auch in noch so kleinen Kreisen, muß von vorurteilsfreien Patrioten als eine Schmach und — was mehr ist — als ein wirtschaftliches Unglück für das Vaterland, für das Land der Philosophen und vorurteilsfreien Denker empfunden werden. Können wir es fortleugnen, daß in Deutschland, wenn auch vor den Gesetzen gleich, der Jude de facto doch in einzelnen Fragen, wie in denjenigen der Besetzung der Offiziers- und Beamtenstellen die ihm zustehende Gleichberechtigung nicht genießt? Im großen und ganzen sind wir ja nur allzu geneigt, die ganze Frage des Antisemitismus als eine unangenehme und etwas beschämende Sache totzuschweigen, über die man nicht gern spricht, da man doch nichts daran ändern kann, und von welcher man hofft, daß sie mit der Zeit von selbst aussterben wird. Trotzdem aber scheint es in einem vorurteilsfreien und denkenden deutschen Gemeinwesen, mit so zahlreichen jüdischen Elementen wie das unsrige, vollkommen angezeigt, der Frage ganz offen ins Auge zu sehen und sie ebenso offen zu besprechen. Niemals noch hat die offene Besprechung einer Angelegenheit von solch' öffentlichem Interesse Schaden verursacht und ein verschämtes Fortschweigen kann auch keine Lösung bringen.

Die Verteidiger oder wenigstens theoretischen Erklärer des Antisemitismus werfen bekanntlich den Juden übertriebene Freizügigkeit und damit Unzuverlässigkeit im nationalen Sinne, ebenso wie Unduldsamkeit und ablehnende Haltung ihren andersgläubigen Mitbürgern gegenüber vor. Ebenso wird erklärt, daß der Antisemitismus nur ein Interessenkampf zwischen einer begabteren und anderen minder begabten Rassen ist, daß derselbe daher in allen Ländern der Welt in mehr oder weniger latenter Form bestehe, ein Faktum, welches die Existenzberechtigung des Antisemitismus zur Genüge beweise. In Offiziers- und Beamtenkreisen, wird uns in anderer Form ungefähr dasselbe entgegnet, nämlich, daß es sich auch dort um einen Interessenkampf handle, und die dort zu hörenden Ausführungen laufen darauf hinaus, daß die Erziehung der Kreise, aus denen sich bei uns im allgemeinen Offiziere und Beamte rekrutieren, eine solche ist, daß ihre Angehörigen sich eben nur ausschließlich den erwähnten beiden Ständen zu widmen imstande sind. Dem Juden das Monopol im Bankwesen und im Handel mit all seinen Chancen, uns überlasse man die mühselige und kärglich bezahlte Laufbahn des Offiziers und Beamten. Das ist so ziemlich die Quintessenz der Losung, welche uns aus den alten Beamten- und Offizierskreisen entgegenschallt! Es ist nicht zu leugnen, daß aus dem Munde so manchen Hauptes alter Familien welche seit Jahrhunderten beinahe ausschließlich im Dienste des Vaterlandes Gut und Blut eingesetzt und verloren haben, die Entgegnung immerhin ihren Anspruch auf Gehör hat und damit kommen wir zu dem springenden Punkt der ganzen Frage. Rings um uns her schreitet die Welt mit beängstigenden Riesenschritten vorwärts. Rings um uns her fliegen Sonderrechte und Vorurteile aller Art wie veralteter, morscher und nutzloser Plunder in den Papierkorb der Weltgeschichte! Sollen und wollen wir, das Volk der Mitte, das Volk der Denker, inmitten all des neuen keimenden Lebens allein und in rückwärts schauende Träume verloren, weiter starr in die Vergangenheit wurzeln und uns von der Welt überflügeln lassen? Nur vollständige und wirkliche Gleichberechtigung, nur ein entschlossenes Lossagen von allen schädlichen und ungerechten Vorurteilen kann heute das deutsche Volk davor retten, dereinst trauernd auf den Trümmern seiner einstigen geistigen und politischen Größe zu sitzen.

Wenn ihre Erziehung die Söhne unserer alten Familien daran hindert, in allen Fächern unseres sozialen und wirtschaftlichen Lebens den Wettbewerb mit ihren Mitbürgern aufzunehmen, so muß eben diese Erziehung geändert werden, aber der Anspruch auf ein Monopol und sei dasselbe auf noch so ehrwürdige Traditionen gestützt, hat in unserem Zeitalter keine Existenzberechtigung mehr, am allerwenigsten aber, wenn dasselbe vermittelst Ausschließung einer ganzen Klasse von achtbaren Mitbürgern aufrecht erhalten werden soll, welche in unserem letzten großen Kriege gezeigt hat, daß sie ebensowohl für den idealen Gedanken eines Vaterlandes zu sterben versteht, als diejenigen, welche ein Monopol hierfür beanspruchen.

Im Auslande kann man Dutzenden von jungen Leuten, Söhnen hochachtbarer und patriotischer jüdischer Familien, begegnen, welche ihrem Militärdienst mit dem peinlichsten Eifer genügten, trotzdem aber in kränkender Weise ihrer Religion wegen zurückgesetzt wurden und daher mit berechtigter Bitterkeit aus der Heimat schieden. Die Juden beinahe der ganzen Welt sind in Sprache, Bildungsgang und Denkweise, sogar ihrem Namen nach Deutsche, sie denken und fühlen in unserer Muttersprache und doch können viele von ihnen nur mi

t

Bitterkeit an die Heimat denken und von derselben sprechen. Sie sind hinausgezogen in die weite Welt, haben in harter Arbeit große Vermögen erworben und es ist nur natürlich, daß viele von ihnen mit dem Erworbenen nur zu gerne in das Land zurückkehren möchten, in welchem ihre Wiege gestanden hat und in dem sie die ersten Worte der Sprache gelallt haben, welche sie später in ihrer Verbitterung zu vergessen suchten. Traurige und kränkende Erinnerungen aber stehen bei nur zu vielen zwischen ihnen und der Heimat, oft durch die verflossenen Jahre mehr verschärft als gemildert und die Mehrzahl der deutschen Juden nimmt dann in der Fremde ihren dauernden Aufenthalt, mit verbissenem Groll und uneingestandener Sehnsucht an die wirkliche Heimat denkend, welche sie ungerecht und lieblos von sich gestoßen hat.

Welche ungeheure Schädigung unserer nationalen Machtstellung, ja ganz besonders unseres Nationalvermögens daran liegt, daß so viele der ausgewanderten deutschen Juden, anstatt in die Heimat zurückzukehren, sich dauernd im Auslande niederlassen und dort nicht nur uns entfremdet, sondern in vielen Fällen sogar direkte Feinde des Deutschtums werden, ist überhaupt gar nicht zu berechnen. Hierbei soll allerdings gar nicht übersehen werden, daß bei vielen Juden eine bedauernswerte Aktion eine ebenso verdammungswerte und übertriebene Reaktion herbeigeführt hat, welche in vielen Fällen unberechtigt ist und weit über das Ziel schießt. Je eher unsere Machthaber, unsere Gesetzgeber, ja das ganze Volk einsehen lernen, daß der Mangel an vollkommener Gleichberechtigung der Juden eine ungeheure Schädigung aller unserer nationalen Interessen, die Beseitigung aller ungerecht kränkenden Ungleichheiten aber einen bedeutenden Zuwachs unserer Machtstellung in jeder Hinsicht bedeutet, desto besser für die künftige Wohlfahrt des ganzen deutschen Volkes. Zur Begründung und Erstarkung dieses Gedankens, zur versöhnenden Ausgleichung der bestehenden Gegensätze beizutragen, sollte sich jeder wahre deutsche Patriot nach Maßgabe seiner Kräfte zur Aufgabe machen. Unsere hiesige Kolonie ist zwar an Zahl klein, aber sie schließt die besten und aufgeklärtesten Elemente unseres Volkes in sich. Wenn wir öffentlich unser tiefes Bedauern über solchen würdelosen Unfug, wie ihn sich der antisemitische Abgeordnete Böckler hinsichtlich des Kaiserteppichs geleistet hat, aussprechen, so ist es wohl möglich, daß unsere Stimme im Weltall verhallt; es ist aber auch möglich, daß die vielen anderen intelligenten Vertreter des Deutschtums im In- und Auslande unseren Ruf aufnehmen und mitarbeiten wollen an der Beseitigung der Schlacken mittelalterlichen Vorurteils, an der Beseitigung des Rassenhasses und an dem Aufbau unserer Gesellschaftsordnung nach den Grundsätzen wirklicher und nicht nur scheinbarer Gleichberechtigung.

Johannesburg, 12. April 1905. P. R. K.

Aus dem antisemitischen Lager.

Antisemitismus in der Studentenschaft. Ein jüdischer Student der Architektur in Hannover schreibt uns: „Ich erlaube mir, Ihnen die Abschrift eines Briefes zuzusenden und Ihnen denselben zum Abdruck zur Verfügung zu stellen. Zur Erklärung bemerke ich, daß an der Technischen Hochschule zu Hannover mehrere Studenten durch Anschlag am schwarzen Brett ihre Kommilitonen zu einer Versammlung einluden, um einen Gesangverein zu gründen, als Zweigverein des „Sondershäuser Kartellverbandes", von dem an ca. 17 Hochschulen und Universitäten Kartellvereine bestehen. Zu dieser Versammlung war auch ich erschienen und sehr zuvorkommend aufgenommen worden, erhielt jedoch einige Tage später folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Kommilitone!

Zu meinem Bedauern sehe ich mich genötigt, Sie zu bitten, fernerhin davon absehen zu wollen, Anschluß an unsere Kartellvereinigung zu suchen. Als Angehöriger der mosaischen Konfession können Sie, falls Sie sich zum Eintritt melden sollten, bei uns nicht Aufnahme finden. Es tut mir um so mehr leid, Ihnen dies erklären zu müssen, als Sie an unseren Bestrebungen einen so regen Anteil genommen haben.

Mit studentischem Gruß
L. H. (Verbindungszeichen)

Man brauchte ja über diese allzu bekannten Verhältnisse weiter kein Wort zu verlieren, dieser Brief bildet jedoch eine ganz hübsche Illustration dazu. Es wird Sie wahrscheinlich auch interessieren, daß von sämtlichen studentischen Vereinen und Verbindungen an der Technischen Hochschule zu Hannover, ca. 30, nur eine einzige, der „akademische Reitklub", jüdische Studenten aufnimmt."

Der Verein deutscher Studenten beabsichtigt eine Ostmarkenfahrt zum „Studium des nationalen Kampfes in unseren östlichen Provinzen und speziell der Arbeit der Königlichen Ansiedlungskommission". Hierzu macht die „Freie deutsche Presse" folgende zutreffende Bemerkungen:

Was sollen die jungen Leute, die, wie im Vorjahr so auch jetzt wieder eine Ostmarkenfahrt machen, in den drei Tagen, die sie in Posen und Lissa weilen, von dem „Kampfe der Deutschen gegen die Polen" sehen und hören? Einer antisemitischen Vereinigung wie den sogenannten „Deutschen Studenten" würde es ja ganz dienlich sein, wenn sie einmal aus eigener Anschauung kennen lernten, welche bedeutsame Rolle die Juden als Träger des Deutschtums im Osten spielen. Aber dazu reicht doch eine Stippvisite von drei Tagen nicht aus und am wenigsten eine Studentenfahrt, bei der vorzugsweise pokuliert und kommersiert wird. Und ob gerade die jungen Herren, die ihren Eltern noch auf der Tasche liegen, als „Träger der Kultur" im fernen Osten einen besonderen Eindruck machen werden, wenn sie in Saus und Braus ihren Chauvinismus dort unter den deutschen Bauern zum Ausdruck bringen, die im Schweiße ihres Angesichts um ihr bescheidenes Dasein ringen, das ist denn doch wohl stark in Zweifel zu ziehen. In diesem Falle hat sicher die Propaganda der Potemkinschen Dörfer ihre bedenkliche Schattenseite. Im Interesse des Deutschtums sollten die jungen Studiosen antisemitischer Färbung sich erst selbst daheim höher zu kultivieren suchen, bevor sie sich an die komplizierten Verhältnisse des Ostens heranwagen. Nach den Erfahrungen des Vorjahres ist es unverständlich, weshalb die Königliche Ansiedelungskommission sich wieder hat bereit finden lassen, bei der Ostmarkenfahrt des Vereins Deutscher Studenten zu Berlin die Führung zu übernehmen, da sie sich doch hätte sagen können, daß nichts Ersprießliches dabei herauskommen werde. Aber es will ja scheinen, als seien wir in eine Aera der Besichtigung eingetreten, die als Betätigung nationalen Interesses gelten will, im Zeichen Potemkinscher Dörfer.

Zur Naturgeschichte der Agitatoren der sogenannten Mittelstandsbewegung liefert das Organ des antisemitischen „Deutschen Volksbundes", dessen Spezialität selbst ausschließlich reaktionäre Mittelstandspolitik ist, einen hübschen Beitrag in folgendem politischen curriculum vitae des verflossenen Geschäftsführers der Berliner Mittelstandsvereinigung Voigt. Dieser Herr beklagt sich jetzt in einem Flugblatt bitter darüber, daß der Bund der Landwirte ihn aus seiner letzten Stellung hinausgegrault habe. Dazu bemerkt die „Deutsche Hochwacht":

„Das ist uns erklärlich. Denn Herr Voigt, ursprünglich Schneidermeister in Halberstadt, trat zuerst, nachdem er sein Handwerk an den Nagel gehängt, in den Dienst des Bundes der Landwirte, dann lieferte er einem Wahlagitator des Deutschen Volksbundes Listenmaterial aus dem Bunde der Landwirte, das die Bundesleitung nicht angenommen haben würde (?), wenn es ihr angeboten worden wäre. Zugleich bewarb er sich um eine Anstellung eben im Deutschen Volksbunde und wurde probeweise beschäftigt. Da er aber hinter dem Rücken seines Brotgebers gegen dessen Kredit intrigierte, so wurde er Knall und Fall entlassen. Dann sah man ihn kurze Zeit im Bemühen, an der „Staatsbürgerztg." beschäftigt zu werden, und auf einmal war er Geschäftsführer des Bundes der Handwerker. Doch wurde ihm hier bald das Stimmenrecht im Vorstande entzogen. Weshalb, das entzieht sich unserer Kenntnis. Inzwischen geriet er mit Herrn v. Mosch (dem Geschäftsführer des Deutschen Volksbundes. D. R. d. M.) in gerichtliche Auseinandersetzungen. Vor Gericht hat er aber trotzdem bisher keine Erfolge einheimsen können. Nun wurde er von der Mittelstandsvereinigung übernommen, aus der er jetzt wieder ausgetreten ist."

Diese Entwickelung läßt an Vielseitigkeit und Schnelligkeit allerdings nichts zu wünschen übrig. Wenn die

„Deutsche Hochwacht“ in ihren eigenen Reihen eine Musterung vornehmen wollte, würde sie freilich gar manchen finden, der ebenfalls auf eine sehr wechselvolle Vergangenheit zurückblicken kann.

Die Antisemiten und der Marburger Wahlkreis. Im Reichstagswahlkreise Marburg ist seit einigen Wochen ein Herr Dr. Böhme aus Berlin, ein A. H. des Vereins Deutscher Studenten, politisch tätig mit der von ihm selbst ausgesprochenen Absicht, sich bei den nächsten Wahlen um das Reichstagsmandat zu bewerben. Eine Stütze im Wahlkreise hat er bisher nur bei einem Vertrauensmann des Bundes der Landwirte, Namens Schnaar gefunden, der die Kandidatur bereits proklamiert hat Im Anschluß hieran schreibt die „Hessische Landeszeitung“:

Die Antisemiten scheinen von der für sie höchst bezeichnenden Ansicht auszugehen, daß ein Wahlkreis ein einfaches Handelsobjekt ist. Das tritt wieder einmal angesichts der Wanderreden des Herrn Dr. Böhme aus Berlin zu Tage. Nach seiner Aufstellung durch Herrn Schnaar aus Böhl glaubte er, die übrigen Parteien würden schon handeleins mit ihm werden und sich auf seine Person als Kandidaten der Rechtsparteien für die nächste Reichstagswahl einigen. Bereits in der Marburger Versammlung konnte der nationalsoziale Diskussionsredner dem Dr. Böhme entgegenhalten, daß er ja nur als Zersplitterungskandidat der sogenannten Rechtsparteien auftrete. Die Konservativen hatten tags zuvor erklärt, daß sie sich die Aufstellung eines eigenen Kandidaten vorbehielten. Jetzt regen sich auch die Reformerschen Antisemiten gegen die Böhmesche Agitation. In der „Staatsbürgerztg.“ wird Herr Dr. Böhme scharf angegriffen. Es heißt da wörtlich: „Die Anhänger der Reformpartei legen gegen diese Treibereien entschiedenen Protest ein. . . . Die durch genannten Herrn Dr. Böhme beabsichtigten Quertreibereien werden nur den Gegnern zugute kommen.“

Also auch die Zimmermänner schütteln den Liebermannschen Antisemiten ab. Das war zu erwarten nach den Ausführungen Zimmermanns auf dem Parteitag der Reformer 1903. Damals erklärte Zimmermann, „der Kreis Marburg gehöre den Reformern und wenn etwa Herr Liebermann von Sonnenberg, wie Zeitungsberichte besagten, diesen Kreis für seine Gruppe reklamieren wollte, so sagten die Reformer: „Hände weg!“

Angesichts des jetzigen Liebeswerbens der Antisemiten im Marburger Kreis ist es auch nicht uninteressant, Zimmermanns damalige weitere Ausführungen über den Marburger Kreis zu zitieren. Er erklärte, Böckel habe nach kontrollierbaren und unkontrollierbaren Gerüchten vielen Kandidaten das Reichstagsmandat für Marburg angeboten unter Voraussetzungen, die sehr merkwürdiger Natur waren. „Auch mir war das Mandat angeboten. Ich habe darauf gar nicht reagiert, weil ich von der Ansicht ausging, daß Wahlkreise nicht zu kaufen sind“

Böckel erklärte darauf in der „Post“:

„Daß Herr Zimmermann zu solchen Verdächtigungen greift, ist doppelt wunderbar angesichts des Umstandes, daß er sich bei der Wahl in Marburg als „treuesten Freund und Mitkämpfer Böckels“ in Reden und Flugblättern aufspielte und mir in einem Briefe Geld anbot, falls ich ihn unterstützen wollte.“

Und jetzt beginnt in der antisemitischen Presse wieder die Streiterei um den Marburger Kreis. Die Reformer werfen den Liebermännern „Quertreibereien“ vor und legen „entschieden Protest ein gegen die Böhmeschen Treibereien.“ Nun haben die Liebermänner wieder das Wort.

Die guten antisemitischen Leutchen vergessen wohl ganz, daß die Wähler in solchen Sachen auch ein Wörtlein mitzureden haben und daß gerade diese sehr wenig davon erbaut sein werden, wenn man in der antisemitischen Presse durch „Handeln“ und „Streiten“ um den Marburger Kreis, diesen fortgesetzt in seinem Ansehen schädigt. Dieses Mißbehagen der Wähler über die antisemitische Anmaßung wird bei der nächsten Wahl sicher seinen zahlenmäßigen Ausdruck im Rückgang der antisemitischen Stimmziffer finden.

Die Gemeindewahlen in Karlsbad haben zu einer Niederlage der Antisemiten geführt. In der ersten und zweiten Abteilung wurden ausschließlich Freisinnige gewählt, in der dritten Abteilung, in welcher bei den vorigen Wahlen 10 Alldeutsche zu Gemeinderäten und 6 zu Stellvertretern gewählt waren, dagegen nur ein Deutsch-Freisinniger, ist diesmal das Verhältnis genau umgekehrt. Die Deutsch-Freisinnigen haben diesmal in der dritten Abteilung 10 Gemeinderäte und 6 Stellvertreter durchgebracht, die Alldeutschen dagegen nur einen Vertreter. Wie sehr übrigens die Gemeinde Karlsbad Grund hat, damit zufrieden zu sein, von antisemitischen Stadtvätern befreit zu werden, bewies vor kurzem der antisemitische Stadtrat Gelbgießer Drumm. In Ausdrücken, welche eine Wiedergabe schwer vertragen, riß er einem Brunnenmädchen, welches einem jüdischen Kurgast einen Becher Brunnen verabreichte, diesen aus der Hand. Er wurde zu 300 Kronen Geldstrafe verurteilt.

Ein semitischer Bürgermeister im antisemitischen Wien. Der zum 2. Bürgermeister in Wien gewählte Dr. Porzer ist zur Hälfte semitischer Abstammung. Seine Mutter, die Tochter Betty des Lederhändlers Neustein, war bis zu ihrem 23. Jahre, in welchem sie den Kaffeesieder Porzer heiratete, Jüdin. Die Großmutter des Bürgermeisters war eine geborene Kohn. Die Wahl Dr. Porzers, welcher streng klerikal ist, beweist, daß Lueger Rücksichten auf den eigentlichen Antisemitismus nicht zu nehmen braucht, und daß die Partei eine schlechthin klerikale geworden ist. Es entbehrt zweifellos nicht des Humors, daß eine Bewegung, welche „gegen Juda und Rom“ ursprünglich gerichtet war, zu einem zu mindest halbsemitischen klerikalen Bürgermeister geführt hat, ein Ereignis, welches zur Zeit von Wiens Verjudung niemals eingetreten ist und vermutlich unter liberalem Regime aus Angst vor dem Antisemitismus auch niemals eingetreten wäre.

Vermischtes.

Vom Zionismus. Unter dieser Spitzmarke haben wir in der vorigen Nr. eine Notiz gebracht, die, wie wir aus einer Zuschrift entnehmen, eine Auslegung finden könnte, der wir mit aller Entschiedenheit entgegentreten möchten, nämlich die Auslegung, als ob wir die zionistische Bewegung durch Ausnahmegesetze bekämpft wissen wollten. Wer die Tendenz der „Mitteilungen“ und unseres Vereins nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß wir, die wir den Gedanken der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit zum Mittelpunkt unserer gesamten Bestrebungen gemacht haben, keine Ausnahmegesetze gegen irgend einen Teil der Bevölkerung billigen würden, nicht einmal ein Ausnahmegesetz gegen die Antisemiten. — Wir fügen noch hinzu, daß die Repräsentantenversammlung der Berliner jüdischen Gemeinde über den zionistischen Protest gegen die Aeußerungen des Repräsentanten Prof. Ludwig Geiger nur aus dem formellen Grunde zur Tagesordnung übergegangen ist, weil der Versammlung eine Kritik nur über solche Aeußerungen eines Mitgliedes zusteht, welche innerhalb der Versammlung gefallen sind.

Eine Reichsumsatzsteuer wird zur Beseitigung der finanziellen Nöte des Reiches jetzt aus Zentrumskreisen vorgeschlagen. Die Steuer soll nach dieser Anregung von einem Umsatz in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Handel erhoben werden, sofern er den Jahresbetrag von 300000 Mark übersteigt. Die Sache hat also für diejenigen, die mit einer solchen Steuer nur „den jüdischen Warenhäusern" an den Kragen gehen wollten, einen Haken, da die Steuer jeden Umsatz, gleichviel aus welchem gewerblichen Betriebe, erfassen soll. Das macht z. B. auch die „Kreuzztg." mißtrauisch. Die Warenhaussteuer freilich, die sei ihr immer sehr sympathisch gewesen. „Der Grund für diese unsere Haltung", schreibt sie, „lag darin, daß wir in den Warenhäusern eine unerfreuliche Erscheinung unseres wirtschaftlichen Lebens erblicken. Aber vom Großbetrieb können wir das nicht ohne weiteres sagen. Dieser bildet in der Landwirtschaft in der Industrie und im Handel einen wichtigen Faktor unseres wirtschaftlichen Lebens, der heute nicht mehr entbehrt werden kann."

Hierzu bemerkt die sozialdemokratische „Münchener Post":

„Merkst du was? Wenn Samuel Löwenstein für 300 000 Mark jährlich Bänder verkauft, dann ist Samuel Löwenstein „eine unerfreuliche Erscheinung unseres wirtschaftlichen Lebens". Wenn aber der Fürst von Löwenstein für 300 000 Mark Holz, Getreide, Butter, Eier, Bier und Schnaps verkauft, so ist er „ein wichtiger Faktor unseres wirtschaftlichen Lebens". Mit der Hetze gegen Samuel Löwenstein gewinnt man die kleinen Leute, denen man die lächerliche Idee einredet, man könne die großen Konkurrenten mit dem Steuerknüttel totschlagen. Das ist staatserhaltende Tätigkeit. Aber Arbeiter und Bauern auf den großen Umsatz des Fürsten von Löwenstein aufmerksam machen, heißt Aufhetzung, Umsturz und Rebellion."

Theorie und Praxis. Am schwarzen Brett der Kgl. Anatomie der Breslauer Universität findet sich folgender Aufruf: „Gesucht werden für Oberschlesien, Posen und Westpreußen junge deutsche katholische und evangelische approbierte Aerzte, deren Unterhalt gesichert werden wird. Meldungen auch solcher Herren, welche nahe vor Abschluß der Staatsprüfung stehen, nehme ich, außer den Ferien, täglich um 3 Uhr in meinem Amtszimmer auf der Anatomie entgegen. gez. E. Hasse."

Herr Geheimer Regierungsrat E. Hasse in Breslau ist ein Hauptvertreter des Ostmarken-Vereins, für den auch jüdische Mitbürger opferfreudig eintreten. Sein Anschlag, der die jüdischen Aerzte von der Bewerbung ausschließt, verträgt sich weder mit der Kommersrede des Ministers von Rheinbaben, noch mit der Reichskanzler-Rede gleicher Tendenz in der Reichstagssitzung vom 17. März 1905, noch läßt er sich in Einklang bringen mit der sonst am schwarzen Brett geübten Objektivität. In der Ostmarken-Politik scheinen wirklich Theorie und Praxis im Widerspruch zu stehen. Herr Minister Rheinbaben sagte bekanntlich: „Hier darf es sich nicht darum handeln, ob Bürger oder Bauer, ob Protestant, Katholik oder Jude, ob Beamter oder nicht, hier muß es darum zu tun sein, daß das Bewußtsein einer nationalen Pflicht in uns brennt." Besitzt der Minister kein Mittel, seine Worte praktisch durchzuführen? Hier haben nur Taten Wert, nicht Worte.

Intoleranz. In einer sächsischen Friedhofsordnung finden sich folgende Paragraphen:

§ 19. Alle Inschriften auf Grabsteinen und Denkmälern sind vor ihrer Bestellung beim Bildhauer oder Steinmetzen dem Pfarrer zur Durchsicht und Genehmigung vorzulegen.

Auf Gräbern von Selbstmördern, konfesstanslosen Dissidenten und Juden dürfen nur einfache Platten angebracht werden, deren Inschriften außer einem passenden Bibelspruch nur Namen, Stand und Alter des Verstorbenen ausweisen.

§ 32. Personen, welche aus der evangelisch-lutherischen Landeskirche ausgeschieden sind und einer vom Staate anerkannten Religionsgemeinschaft nicht angehören, sowie Juden haben keinen Anspruch auf ein Erbbegräbnis, sandern sie werden in der Reihe begraben. Ueber die Grabstellengebühr in solchen Fällen siehe § 30 (das Doppelte an den gewöhnlichen Begräbnisgebühren).

§ 33. Bei solchen Begräbnissen unterbleibt Glockengeläut und alles Singen und Sprechen am Grabe. Leichentuch und Kruzifix werden nicht gewährt.

§ 34. Die Dissidenten und Juden können ihre Leichen bis zum Begräbnis in der Tatenhalle aufbewahren. Das Grab für einen Juden wird nur in ortsüblicher Weise hergerichtet.

§ 36. Bei Selbstmördern ertönt kein Glockengeläute, keine Musik, kein Gesang. Es dürfen keine Reden gehalten werden, als die des Geistlichen. Es dürfen keine Vereinszeichen und Vereinsuniformen angelegt und kein sonstiges Gepränge entfaltet werden.

Die Beerdigung erfalgt in früher Stunde oder am späten Nachmittag. Niemand als den Teilnehmern ist das Betreten des Friedhofs gestattet. Kirchliche Abkündigungen und Fürbitte hat zu unterbleiben

Alle diese Bestimmungen werden nicht angewandt, wenn der Selbstmord in unzurechnungsfähigem Zustande geschah.

Man glaubt sich in das finsterste Mittelalter versetzt, wenn man diese Satzungen der Gemeinde Auerswalde bei Chemnitz durchliest.

Bamberg, 10. Juni. Bemerkenswerte Beweise von Vorurteilslosigkeit hat in den letzten Tagen unsere hiesige Stadtverwaltung in zwei Fällen gegeben. Gelegentlich des offiziellen Empfangs bei der Ankunft des neuen Erzbischofs am 29. v. Mts. wurden 4 Magistratsräte, darunter ein Israelit, als Vertreter gewählt. Im Gemeindekollegium äußerte sich anläßlich der Beschlußfassung über Abtretung eines Platzes an die hiesige Kultus-Gemeinde für einen Synagogen-Neubau der Vorsitzende, Geh. Hofrat Dr. von Schmitt, daß die israelitischen Mitglieder zu den kräftigsten Steuerzahlern gehören und ihr stets bekundeter Wohltätigkeitssinn Anerkennung verdiene. Ein an schönster Stelle der Stadt befindlicher Bauplatz wurde einstimmig der Kultus-Gemeinde billig zur Verfügung gestellt.

Ein antisemitischer Stationsvorstand. In der Wiener „Deutschen Zeitung" vom 4. d. M. erschien folgendes Inserat:

Sommerfrische Seebenstein
mit neuerrichtetem großartigen Flußbade, romantische geschützte Lage, sind
Sommerwohnungen
nach Wunsch, für christliche Familien zu vermieten. Nähere Auskunft erteilt der Verschönerungsverein und die Gemeindevorstehung, sowie auch der Stationsvorstand in Seebenstein.

Hierzu bemerkt die „Oesterreichische Wochenschr.": Der Fall, daß ein ganzer Ort antisemitisch durchseucht ist und nur auf christliche Sommerfrischler reflektiert, ist ja nicht mehr selten, und wenn die Seebensteiner Bauern mit ihrem Verschönerungsverein auf die Gesellschaft der Wiener Rassenantisemiten reflektieren, so ist dagegen nichts weiter einzuwenden. Es fällt ohnehin seit Jahren keiner jüdischen Familie mehr ein, den Sommer in Seebenstein zu verbringen. Dagegen muß in allem Ernste die Frage aufgeworfen werden, wie der Stationsvorstand von Seebenstein dazukommt, die antisemitischen Neigungen der dortigen Bevölkerung durch die Erteilung von Auskünften zu befördern. Seebenstein liegt an der Eisenbahnlinie Wien—Aspang. Eine Transportgesellschaft hat keinerlei Politik zu treiben und darf weder philo- noch antisemitisch sein. Die Eisenbahn Wien—Aspang hat dazu umsoweniger Ursache, als ihr auch die Schneebergbahn gehört, ein Unternehmen, das ohnehin nicht besonders günstig steht und durch den Wegfall jüdischer Ausflügler gewiß arg geschädigt würde.

Wir hoffen, daß die Verwaltung der Eisenbahn Wien—Aspang von den antisemitischen Allüren ihres Seebensteiner Stationsvorstandes bisher keine Kenntnis hatte und daß diese öffentliche Anzeige genügt, um sie zu veranlassen, dem erwähnten Herrn seinen Pflichtenkreis klarzumachen.

Baron Alphonse Rothschild. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die finanzielle und gesellschaftliche Bedeutung des vor kurzem gestorbenen Baron Alphonse Rothschild in das rechte Licht zu stellen, wohl aber verdient in Anbetracht, daß in dem Drumontischen Werke über das „verjudete Frankreich" Niemand so mit antisemitischem Unrat beworfen wird, wie gerade der Verstorbene, darauf hingewiesen zu werden und es wird von dem „Univers Israelite" mit Genugtuung darauf hingewiesen, daß alle die zahlreichen parlamentarischen und gerichtlichen Untersuchungen, die seit einer langen Reihe von Jahren in Frankreich haben angestellt werden müssen und mit Schmach und Schande für die mächtigsten Finanziers geendet haben, auch nicht das geringste ergeben haben, das auch nur einen noch so leichten Schatten auf die Ehre des Rothschildschen Hauses hat werfen können. Es ist dies um so bemerkenswerter, als Rothschild an einer unendlichen Zahl der verschiedenartigsten Geschäfte während all dieser Jahre beteiligt gewesen ist. Wer sich erinnert, wie viele Finanzskandale gerade in Frankreich im Laufe der letzten drei Jahrzehnte vorgekommen sind, wie viele Kapitalisten, Finanzgrößen ersten Ranges gezwungen wurden oder es für ratsam halten mußten, aus der Öffentlichkeit zu verschwinden, der wird zugeben müssen, daß eine außerordentliche Geschäfts- und Menschenkenntnis allein nicht genügte, sondern auch ein besonderes Ehrgefühl und unbeugsame Rechtschaffenheit erforderlich waren, um allen Klippen und anderen lauernden Gefahren zu entgehen. Daß trotzdem ein Drumont und die ganze antisemitische Gesellschaft es fertig brachten, ganze Wagenladungen von Schmähungen auf Rothschild zu häufen, ohne auch nur die allergeringste Unterlage zu haben, das zeigte uns, was auf antisemitische Schmähschriften zu geben ist, wenn wir es nicht schon ohnehin sehr gut wüßten.

Das führende russische Antisemitenblatt, die „Nowoje Wremja" bringt seit einiger Zeit Artikel für die Juden. Und zwar waren dieselben schon vor der letzten großen Seeschlacht gedruckt! Ein Herr Menschikow publiziert dort eine fulminante und treffende Erwiderung gegen Angriffe auf die Juden. Es heißt darin wörtlich:

„Sie sagen, daß die Juden Rußland zugrunde richten! Aber in Wahrheit gesprochen, ist Rußland sich selbst nicht ein grimmiger Feind? Was diesen schrecklichen Krieg betrifft, verlieren wir denselben wegen der Juden? Sind etwa die Juden bevollmächtigt worden, Port Arthur zu befestigen, und haben sie es derart befestigt, daß beim Ausbruch des Krieges die Festung ohne Forts und ohne Geschütze, ohne Geschosse, ohne Medikamente, ohne Armee sich erwies? Wollen wir doch ein wenig gerecht sein. Waren etwa die Juden damit beauftragt gewesen, auf diplomatischem Wege die im wesentlichen unbedeutenden Forderungen Japans in Ordnung zu bringen? Reizten vielleicht die Juden die japanische Regierung durch ihren Hochmut und ihre Geringschätzung auf deren Anfragen? Sind etwa die Helden dieses Krieges — die Admirale Alexejew, Witthoewsky, Stark — Juden? Sind vielleicht die Landhelden von Tjurentschen, Kindjdschau, Wasanpou, Daschitschao, Liaujon und Mukden — sind alle diese Juden? Lest einmal nach, ja sogar in der „Nowoje Wremja", die Erklärung „über unseren Mukdener Mißerfolg." Durch wessen Unbegabtheit, Unwissenheit und Vergessen der elementaren Regeln der Kriegskunst erklärt sich der Untergang von fast hunderttausend russischer Soldaten mit einem Schlag? Nun, haben etwa die Juden daran schuld? Oder der schmachvolle Untergang unserer neuen, erst erbauten Flotte vor Port Arthur? Oder der Kampf des 28. Juli? Wenn wir blos drei Minuten mehr Ausdauer gehabt hätten, wäre ja der Admiral Togo geschlagen worden. Die Japaner erhoben bereits das Signal zum Rückzug, aber unser Admiral war der erste, der davon lief. Das war ein Stammrusse, sogar ein Rjurikowitsch, und kein Jude. Wie jetzt sich aufklärt, nur etwas mehr Umsicht bei Tjurentschen, nur etwas mehr Standhaftigkeit bei Liaujon rc., so wäre der Sieg unser gewesen. Sagt doch, was richtet Rußland zu Grunde, nicht nur in der Einbildung und nicht in weiter Ferne, sondern jetzt in der empfindlichen Wirklichkeit?"

So fragt Herr Menschikow. Dann führt er seine Unterhaltung mit einem imaginären Gegner folgendermaßen fort:

„Ja, öffnet die Türen, lasset die Luft, die Sonne ein. Dies verlangen alle Aerzte, und bei jeder Epidemie. Begreifet doch, um Gotteswillen, daß nicht die Menschen selbst giftig sind, sondern ihre Feindschaft gegen Euch. Vernichtet die Quellen der Feindseligkeit, dann wird auch die Vergiftung verschwinden. Es bedarf vieler Worte nicht, die Fremdgläubigen werden in Rußland etwas neues hineintragen; etwas Schlechtes? — das ist die Frage. Sie werden erhöhte Forderungen, eine westliche Frische des Gedankens und das Temperament hineintragen, das uns so sehr fehlt. Sie werden Prometheus Geist des Suchens und der Entschlossenheit, den Geist des Eroberers, dem das sehr kleine Europa die ganze Welt unterwarf, hineinbringen. In ein Land des hoffnungslosen Trunks und des betäubenden Kartenspiels werden die westlichen Menschen wertvolle Schätze — der Arbeit und der Nüchternheit hineinbringen. Und dies alles werden die Juden hineinbringen? Teilweise auch sie, wiewohl ich überhaupt über die Europäer im allgemeinen spreche. Gestehen Sie doch, daß das, wodurch die Juden für sich einnehmen, namentlich mit ihrer sittlichen Führung, mit ihrer Enthaltsamkeit, Unermüdlichkeit, gegenseitigen Unterstützung, ihrem guten Familiensinn eng verbunden ist. Sie ächzen, Sie entsetzen sich darüber, daß in unserem Parlament einige Juden sitzen werden. Schon der Gedanke blos, daß ein Jude Minister werden könnte, bringt Sie zur Betäubung. Aber ein solcher Jude wie Beaconsfield — ach, wie nützlich wäre er uns auf dem Berliner Kongreß gewesen! Von allen englischen Diplomaten erwies sich blos ein Jude als Port ihres Imperialismus. Von allen Patrioten Englands gelang es nur einem Juden, die englische Königin als Kaiserin von Indien zu krönen. Und dies geschah gerade zur selben Zeit, als unser Gortschakow für einen armseligen Groschen unser ganzes Königreich in Amerika verkaufte — und zwar an unsern böseſten Feind, wie es sich später erwies. Ein Jude hätte dies nicht verkauft; seien Sie ganz sicher."

Am Schlusse seines Artikels sagt Menschikow folgendes:

„Rubinstein, Antokolsky, Lewitan — sie waren in Rußland förmlich verliebt . . . Als einst Rubinstein vom Auslande zurückkehrte, küßte er mit Tränen in den Augen die russische Erde. Durch die Weichheit und die Breite seiner Natur würde Rußland bewirken, daß die ganze Welt sich in dasselbe verlieben könnte, aber dieser losgelassene Asiatismus, aber dieser outrierte Barbarismus, diese Verachtung der Bildung seitens einer Partei, die die Gewalt in Anspruch nahm, ist es, die die Wirklichkeit zurückstößt. Und die nicht nur zurückstößt, sondern alle Völker gegen uns waffnet!"

Die Judenmetzeleien in Rußland nehmen ihren Fortgang. So wird dem „Berl. Lokalanz." aus Brest-Litowsk unter dem 13. Juni gemeldet:

Sonntag mittag waren etwa 2000 Reservisten, die zumeist aus Bessarabien, aus der Gegend von Kischinew stammen, hier eingetroffen. Sie sind zur Komplettierung des 19. Armeekorps bestimmt, das nach dem Kriegsschauplatz abgehen soll. Die Reservisten begannen hier ihre Tätigkeit damit, daß sie über die jüdische Bevölkerung, die sich vollständig ruhig verhielt, herfielen, in sechs Gassen deren Läden und Wohnungen demolierten und die Warenvorräte raubten. Bis dahin blieb die Polizei durchaus passiv. Als sich schließlich eine Anzahl Juden gegen die andrängenden, betrunkenen Reservisten zur Wehr setzen wollten, ließ ein Polizeikommissar, der eine Patrouille von zwölf Infanteristen befehligte, ohne jede Warnung zwei Salven auf sie abgegeben. Die Wirkung war furchtbar. Neun Personen wurden sterbend in die Spitäler gebracht, 15 Schwerverletzte nahmen die Hilfe von Privatärzten in Anspruch, außerdem wurden noch etwa 30 leichter verwundete Personen gezählt. Ein junger Jude, Daretzki mit Namen, der tödlich verletzt niedersank und in einer Droschke nach dem Hospital gebracht werden sollte, wurde noch auf der Fahrt von Reservisten mißhandelt und starb infolge dieser Ruchlosigkeiten. Gestern wurde er unter gewaltiger Teilnahme seitens seiner Glaubensgenossen auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt. Die Beraubung der

Wohnungen und Läden wurde bis in die Nacht hinein fortgesetzt, ohne daß die Uebeltäter daron gehindert oder festgenommen wurden. — Heute Mittag ist der Vizegouverneur Osnobischin aus Gradno hier eingetroffen. Er wohnte der Sitzung der städtischen Duma bei, nahm alle Klagen entgegen, die ihm von der Bürgerschaft eingereicht wurden, und versprach, daß das Militär die Stadt baldigst verlassen werde; auch gestattete er die Organisation einer Bürgermiliz. Später besuchte er die Verwundeten in den Spitälern und besichtigte die von den Neferoisten angerichteten Verwüstungen. Die gerichtliche Untersuchung der Vorgänge vom Sonntag ist bereits eingeleitet. Eine Deputation der Bürgerschaft reichte einen Bericht ein und erhob Klag: wegen mangelnder Verteidigung durch die Polizeibehörden. Sie bittet um Schutz des Lebens der Bürger und des Eigentums.

Ein russischer Bauer über die Judenverfolgungen. Die „Kiewskie Otklikie," eine russische Zeitung, brachte in ihrer Nr. 133 einen Artikel, betitelt: Wer ist ein Christ? Es ist ein Brief an den Redakteur der genannten Zeitung, der um so interessanter ist, als er von einem schlichten russischen Bauersmann geschrieben ist, der seiner ganzen innerlichen Empörung über die letzten grauenhaften Exzesse gegen die Juden in Shitomir folgendermaßen Ausdruck gibt: „Teurer Redakteur! Mit Tränen bitte ich Sie, nicht mehr zu schreiben, daß Christen gegen Juden sich zu Ausschreitungen hinreißen lassen oder sie gar ermorden. Das sind keine Christen, welche ihrem Nächsten Böses wünschen. Die Christen haben immer geliebt und lieben alle Menschen. Christen machen höchstens das, daß sie, so sie jemand beleidigt, Gott bitten, diesem zu vergeben, da er nicht weiß, was er tui. Die Christen haben bei Jesus Christus gelernt, der da sagt: Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 5, 44, 45. Ich beschwöre Sie, Herr Redakteur, bei allem, was Ihnen teuer ist, erleichtern Sie mir ein schweres Leiden. Mit Tränen bitte ich meinen himmlischen Vater, seine Engel zu Ihnen zu senden, damit sie Ihrem Herzen eingeben, Sie möchten mein inniges Flehen erhören, nämlich, daß die Christen nie und niemanden beleidigen, viel weniger noch sich zu Verwüstungen und Blutvergießen hinreißen lassen. Laßt alle Juden wissen, daß wir sie lieben. In Hochachtung verbleibe ich mit Gottvertrauen der Christ Michael Kaschtanow, Bauer." — Was — so schreibt die Redaktion der „Kiewskie Otklikie" — was soll man noch hinzufügen solch schlichten, schönen Worten einer reinen christlichen Seele? Es erübrigt sich nur, diejenigen, welche sich Christen nennen, zu fragen, ob viele von ihnen auf diesen Namen ein Recht haben. Der Artikel schließt mit den Worten des nordischen Dichters Nadson:

> Wo bist Du, Christus,
> Wo ist Deiner Wahrheit,
> Deiner Freiheit und Liebe
> Unsterblicher Strahlenglanz?
> Siehe! wieder entweiht,
> Ist von Tröblern Dein Haus.
> Und das Schwert, das einst Du gebracht,
> Befleckt ist es von Händen,
> An denen Blut der Märtyrer klebt.

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radelberg.
Bousin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisano". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hohnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferselden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sporchen bei K.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi spoſi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Wo. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.

Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montabella.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wird unseren Lesern dankbar.

Das Haus Schubert in Karlsbad haben wir auf Wunsch des Besitzers gestrichen.

Herr Hermann Liebenthal-Brunsbrüttelkoog bittet, das Nordseebad Lakolk a. Röm auf der Liste zu streichen. Er schreibt: „Als dieses Bad unter der Leitung des Herrn Pastor Jacobsen-Scherrebeck stand, war die Bezeichnung „antisemitisch" wohl am Platze. Nachdem aber im März v. J. das Bad durch Zwangsverkauf in die Hände der jetzigen Besitzer überging, zu denen auch ich gehöre, war es das Bestreben der Besitzer des Bades, dieses jedem anständigen Badegast zu empfehlen, um es wieder in die Höhe zu bringen. Lakolk ist auch im Vorjahre von unseren Glaubensgenossen besucht worden, die, wie mir der vorjährige Badedirektor Herr Hauptmann Henckel erzählte, sich sehr wohl gefühlt haben."

Die Besitzerin des Logierhauses Renner in Kissingen bestreitet, daß es antisemitisch sei. Es wohnten alle Jahre Juden dort, die immer zufrieden gewesen seien. Infolge dessen haben wir dieses Logierhaus gestrichen.

Briefkasten.

Dr. R. Der „Kölner Hof" in Frankfurt a. M. ist allerdings antisemitisch.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 25 — Berlin, 21. Juni 1905. — 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Ein Wort zur Judenfrage in der Justizverwaltung.

Man schreibt uns:

Schon seit vielen Monaten finden sich bisweilen heftige Angriffe in der Presse gegen den Herrn Justizminister Dr. Schönstedt wegen seiner Stellung zur Judenfrage. Es hat sogar nicht an persönlichen Angriffen gefehlt. In Wahrheit verdient jedoch der Justizminister, soweit seine Person in Frage kommt, diese Angriffe nicht. Ein durchaus gerecht und vornehm denkender Herr, wie er es ist, kann selbstverständlich für den Antisemitismus irgendwelche Sympathien nicht hegen.

Als im Jahr 1901 bei Gelegenheit der Anfrage des Abgeordneten Peltasohn dem Minister gewissermaßen der Vorwurf des Antisemitismus gemacht wurde, erklärte er sofort, daß er einer solchen Richtung fernstehe. Wenn nun wirklich unter dem jetzigen Justizministerium nur ein Jude zum Oberlandesgerichtsrat ernannt worden ist, dem der Kaiser sein Wohlwollen stets bewiesen, andere Juden dagegen erst eine Beförderung nach Vorlegung des Taufscheines erlangen konnten, so kann man hieraus tatsächlich einen Vorwurf gegen den jetzigen Herrn Minister nicht herleiten. Allerdings waren unter dem Vorgänger des jetzigen Ministers — unter Herrn v. Schelling — zu Ende des Jahres 1890 zwei leibhaftige nicht im Besitze eines Taufscheines befindliche Juden zu Oberlandesgerichtsräten ernannt worden. Hiermit endete aber der „Triumph" der Juden. Herr v. Schelling blieb zwar noch vier volle Jahre im Amte, aber ein nicht getaufter Jude wurde auch in diesen vier Jahren nicht befördert. Die Ende des Jahres 1890 erfolgte Ernennung zweier nicht getaufter Juden zu Oberlandesgerichtsräten hat viel Erstaunen erregt, jedenfalls aber auch eine gewisse Gegenströmung hervorgerufen, welche einen Erfolg und zwar, wie es den Anschein hat, einen dauernden hatte.

Nach meiner Ansicht ist für die Beförderung der Juden besonders hinderlich gewesen der Umstand, daß die große konservative Partei im Dezember 1892 auf dem Tivolitage zu Berlin eine den Juden feindliche Bestimmung in ihr Programm aufnahm. Dies geschah fast zwei Jahre vor dem Tage, an dem Herr Schönstedt zum Justizminister ernannt wurde. Kurz vor der am 13. November 1894 erfolgten Ernennung des Herrn Schönstedt zum Justizminister hat auch überdies die preußische Generalsynode zu Gunsten der sogenannten konfessionellen Eidesformel Stellung genommen. In der Debatte hatte zwar der ausgezeichnete Professor Dr. Kahl aus Bonn, welcher inzwischen als Nachfolger Gneists nach Berlin berufen worden ist, eindringlich gewarnt, einen Beschluß zu Gunsten dieser Eidesformel zu fassen, weil bei Einführung derselben einfach die jüdischen Richter ausgeschaltet würden. Es war vergebens. Von einem Mitgliede der Generalsynode wurde Herrn Professor Kahl einfach erwidert, daß eine solche Konsequenz nicht zu bedauern sei. Eine schwer wiegende staatsrechtliche Frage glaubte man wirklich mit einer gewissen Gemütlichkeit erledigen zu können.

Es ist nun tatsächlich den reaktionären Parteien seit Jahren gelungen, bis auf eine einzige Ausnahme die Beförderung nicht getaufter jüdischer Richter in Preußen zu verhindern. Auch die Anstellung jüdischer Assessoren, welche nicht den Taufschein vorgelegt, ist erschwert worden. Nach meiner Ansicht trägt aber hieran persönlich der Herr Justizminister keine Schuld. Wie ich bereits bemerkt, ist er zu vornehm und zu gerecht, um den einzelnen jüdischen Assessor irgendwie blos wegen seiner Konfession zurückzusetzen. Bevor indessen eine Richterstelle besetzt wird, ist es nach Maßgabe der Allgem. Verfügung vom 1. Januar 1880 üblich, daß der betreffende Oberlandesgerichtspräsident, in dessen Bezirke die vakante Stelle liegt, um welche die Bewerbung erfolgt ist, berichtet nicht blos über die Qualifikation und die dienstlichen Leistungen des Bewerbers, sondern auch „über andere etwa in Betracht kommende Umstände". (Nr. 5 der fraglichen Verfügung). Durch diese clausula generalis kommen tatsächlich Bewerbungen vieler jüdischer Assessoren nicht zum Erfolg.

Es ist ja leider nicht zu leugnen, daß in den sog. höheren Gesellschaftskreisen eine Animosität gegen die Juden herrscht; mag nun ein studierter Jude in Frage kommen, oder ein Kaufmann, ein großer Teil der sog. gebildeten

Gesellschaft tritt ihm mit Abneigung entgegen. Auf den Universitäten merkt der jüdische Student gleich, daß er gewissermaßen ein civis academicus secundae classis ist. Von den meisten Korporationen wird er zurückgewiesen, die konfessionellen Verbindungen — z. B. die katholischen — lassen natürlich die Aufnahme von Juden eo ipso nicht zu. So führte denn der jüdische Student vielfach auf der alma mater ein einsames Leben, wenn er sich nicht entschließen mag, seinerseits nach dem Vorbilde gewisser Katholiken einem konfessionellen Vereine beizutreten. Ob dies letztere für ihn vorteilhaft oder zweckmäßig sein mag, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls hat heutzutage fast jeder jüdische Assessor damit zu rechnen, daß er überall als persona minus grata aufgenommen wird. Was ist die Folge hiervon? Nun, wenn der betreffende Assessor mal den Mut haben sollte, sich für eine Stelle zu melden, und dies, was ihm nicht zu wünschen ist, irgendwie bekannt wird, daß dann eine gewisse Strömung gegen ihn sich geltend macht. Wenn nicht Petitionen von Kommunalbehörden oder sogar von kirchlichen Körperschaften gegen seine Anstellung eingeschickt werden, nun dann fehlt es oft auch nicht an sog. Kollegen, welche dafür sorgen, daß ihm keine Chancen für die Richterstelle erblühen. Wenn der betreffende jüdische Assessor sich auch noch so korrekt benommen haben mag, irgend ein Grund findet sich immer, die Bewerbung zu Falle zu bringen. Entweder ist die jüdische Bevölkerung an dem betreffenden Orte zu minderwertig, oder gar nicht genug geachtet, oder die christliche Bevölkerung hat Mißtrauen gegen den jüdischen Bewerber. Namentlich in der letzteren Hinsicht malt man oft die Sache zu arg, umsomehr, als Fälle bekannt sind, in denen der betreffende jüdische Bewerber von einem solchen Mißtrauen auch nicht das Geringste gemerkt hat. Nun, der betreffende Oberlandesgerichtspräsident muß berichten, evtl. auch darüber, ob ein jüdischer Richter an dem betreffenden Platze „möglich" ist. Wenn nicht ein ziemlich großer Platz in Frage kommt, so kann der betreffende Präsident in den meisten Fällen auf seine Anfrage die Antwort erwarten, daß ein jüdischer Richter nicht genehm sei. Der Herr Minister, welcher natürlich einen solchen Bericht nicht außer Acht lassen kann, wird daher in den meisten Fällen die Bewerbung eines jüdischen Assessors unbeachtet lassen müssen, was zum Teil wirklich im Interesse des jüdischen Bewerbers liegen mag. Denn ein Richter, welcher gewissermaßen „gegen die Strömung" die Stelle erhalten hat, wird doch mit der Zeit merken — namentlich bei der sog. Gesellschaft —, daß er besser anderweitig geborgen sein dürfte. Ich könnte verschiedene Fälle mitteilen, in denen sich ein jüdischer Richter irgendwo unbehaglich gefühlt hat, obwohl er sich tadellos zu benehmen verstand. Eine gewisse kleine, aber mächtige Partei agitierte gegen ihn.

Ein preußischer Minister, selbst der stärkste an Einfluß, kann sich über solche Verhältnisse nicht hinwegsetzen. Das stolze Wort des Horaz: „Sibi subjungere res, non se subjungere rebus" gilt leider nicht für den vorliegenden Fall. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß der Herr Justizminister, wenn eben es angängig, und es nach den Berichten der Provinzialbehörden möglich ist, den jüdischen Bewerber sehr gern dem Könige zur Ernennung als Richter vorschlägt. Soweit meine Erfahrung reicht, dürfte kein jüdischer Assessor dies in Abrede stellen. Wenn auch nur ein nicht getaufter jüdischer Richter unter dem jetzigen Herrn Minister zur Beförderung gelangt ist, so kann hieraus doch kein Schluß gezogen werden gegen die vornehme und die objektive Gesinnung des Herrn Ministers. Necessitati ne maximum quidem ingenium resistere potest — und bezüglich der Beförderung nicht getaufter jüdischer Richter scheint tatsächlich seit Ende 1890 einstweilen ein Stillstand eingetreten zu sein bis auf eine einzige Ausnahme, welcher man aber eine besondere Bedeutung nicht beimessen kann.

Eins ist gewiß. Wenn nicht von Jugend auf die Menschen konfessionell durch Schule u. s. w. geschieden wären, wenn nicht späterhin die veralteten Vorurteile weiter behalten würden, wenn man nicht den Andersgläubigen und Andersdenkenden oft als minderwertig ansehen würde, dann würden wir ideale Zustände haben. Indessen sind wir hiervon leider noch weit entfernt. Auch der Militarismus trägt dazu bei, daß vielfach Absonderungen in geselligen Kreisen stattfinden, in Kreisen, die sonst zusammenhalten sollten. Selbstverständlich ist der Einzelne nicht verantwortlich zu machen für die argen Zerklüftungen, unter denen besonders die gebildeten Juden leiden müssen. Indessen ist bei dem gesunden Kern des deutschen Volkes zu hoffen, daß auch allmählich die Krankheit des Antisemitismus überwunden sein wird. Dann wird auch gewiß der schwere Druck von vielen Staatsbürgern genommen, daß sie im Wege der Verwaltung das vorenthalten bekommen, was ihnen verfassungsrechtlich zusteht. Die deutschen Juden haben gewiß gelernt, auf die Erfüllung ihrer Rechte zu harren. Sie werden auch gewiß in vornehmer Weise weiter harren — hoffentlich nicht vergeblich —, bis sie ihren christlichen Mitbürgern auch tatsächlich gleichgestellt sein werden.

Post nubila Phoebus!

* * *

Die vorstehende Darlegung eines richterlichen Beamten israelitischen Glaubens hat dem Vorsitzenden unseres Vereins Herrn Dr. Theodor Barth zu einer Entgegnung Veranlassung gegeben, die wir unmittelbar folgen lassen:

Entgegnung.

Der Grundsatz „tout comprendre, c'est tout pardonner" (alles verstehen heißt alles verzeihen) führt in der Politik nur allzu leicht zur Ermutigung des Unrechts. Es ist immer gefährlich, die Ungerechtigkeit entschuldigen zu wollen. Daß Herr Schönstedt kein Antisemit ist, glaube ich gern. Aber was er bei dieser Feststellung als Mensch gewinnt, verliert er als Justizminister. Denn damit ist zugleich festgestellt, daß er bei der Zurücksetzung der Juden in der Justizverwaltung nicht eigenen Ueberzeugungen folgt, sondern sich fremden Vorurteilen unterwirft. Selbst wenn man weiter zugeben will, daß diese Zurücksetzung vielfach dem Wunsche entspringt, jüdische Bewerber um einen Richterposten vor peinlichen gesellschaftlichen Konflikten zu bewahren, so ist das keine genügende Entschuldigung für einen Justizminister, dem die Verfassung doch höher stehen müßte als ein gesellschaftliches Vorurteil. Nebenbei bemerkt, ist das Wohlwollen, das darin zu Tage tritt, einen Bewerber zu übergehen, um ihn vor gesellschaftlichen Konflikten zu bewahren, von vornherein ein wenig verdächtig; und gewiß wäre es kein Rechtfertigungsgrund für die unanfechtbare Tatsache, daß die Beförderung selbst hervorragend befähigter Juden zu Richterstellen bei den höchsten Gerichten nicht mehr vorkommt — die eine bekannte Ausnahme bestätigt nur die Regel —; denn die Richter der obersten Gerichtshöfe kommen mit dem großen Publikum ungleich weniger in Berührung als die Richter unterer Instanzen.

Aber einerlei, wie hoch oder wie gering man die Unbequemlichkeiten veranschlagen mag, die aus einer Verletzung unberechtigter, aber zweifellos vorhandener Vorurteile erwachsen —, der Justizminister vor allen müßte den Mut haben, die Verfassung zu halten. Handelt es sich doch hier um eine der wichtigsten Grundlagen eines konstitutionellen Rechtsstaates, um den Grundsatz einer staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit, der konfessionelle Unterscheidungen nicht zuläßt. Der Justizminister verletzt durch seine Verwaltungspraxis ganz offenbar diesen Grundsatz,

indem er mit Rücksicht auf vorhandene antisemitische Tendenzen in der Bevölkerung gewisse Beamte von gewissen Stellen nur deswegen ausschließt, weil sie Juden sind. Diese Verletzung wird dadurch noch offenkundiger, daß der Hinderungsgrund für die Beförderung in manchen Fällen schon dadurch gehoben werden kann, daß sich der betreffende Beamte zu einer Charakterlosigkeit, nämlich zu einer Taufe entschließt, die nicht in religiösen, sondern in Avancementsbedürfnissen ihre Ursache hat.

Diese Verwaltungspraxis verzeihlich zu finden, halte ich für recht bedenklich, und für umso bedenklicher, wenn die Entschuldigung für diese Verletzung staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit aus den Kreisen der Juden selbst kommt. Das Getobe der Ahlwardt und Krösell und Liebermann von Sonnenberg ist verhältnismäßig ungefährlich. Hundertmal gefährlicher ist jener Antisemitismus, welcher aus dem amtlichen Verhalten eines wohlwollenden Ministers genährt wird, der es weit von sich weist, selbst Antisemit zu sein, der aber die Macht des Antisemitismus dadurch anerkennt, daß er seine Verwaltungspraxis antisemitischen Vorurteilen anbequemt. Es ist ja auch offenbar, wie diese Praxis der preußischen Justizverwaltung antisemitisch ansteckend auf alle anderen Teile unseres Beamtenorganismus gewirkt hat. Wenn schon der Justizminister, so folgert man, auf die antisemitischen Tendenzen in gewissen Teilen der Bevölkerung sich gezwungen sieht Rücksicht zu nehmen, so erscheinen die Regierungen, die keinen jüdischen Assessor annehmen, die Universitätsverwaltung, die keinen Juden zum ordentlichen Professor macht, die Militärverwaltung, die keinen Juden auch nur Reserveoffizier werden läßt, vollauf gerechtfertigt. Die Chefs der betreffenden Verwaltungen werden sich allesamt ebenso wie Herr Schönstedt dagegen verwahren, daß sie Antisemiten seien. Sie sind nur wohlwollend, und aus purem Wohlwollen sorgen sie dafür, daß ein Jude nicht durch Eintritt in eine mit gesellschaftlichen Vorurteilen umkleidete Stellung sozialen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wird.

Die Militärverwaltung tut sogar noch ein übriges, indem sie standhaft die Fiktion aufrecht erhält, es fehle den Juden an den erforderlichen Offiziersqualitäten und das Offizierkorps sei eine so unabhängige Körperschaft, daß man die in ihm nun einmal vorhandene unausrottbare Meinung, die Juden seien für Offiziersstellungen nicht qualifiziert, gelten lassen müsse. Selbst die sonderbare Erscheinung, daß durch rechtzeitige Taufe bei einem Offiziers-Aspiranten Offiziersqualitäten hervorgerufen werden können, und die nicht minder eigentümliche Erscheinung, daß sich in anderen Armeen zahlreiche Juden als gute Offiziere erwiesen haben, vermag die antisemitische Handhabung des Offizierswahlrechts in der preußischen Armee nicht zu erschüttern.

Darf man sich wundern, daß so auf allen Gebieten unseres Staatslebens der verfassungsrechtliche Grundsatz staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit immer offener verletzt wird, wenn nicht einmal der Justizminister es wagt, ihn unzweideutig zur Anerkennung zu bringen?

Die Zuschrift, welche diese meine Entgegnung hervorgerufen hat, pflanzt zum Schluß die Hoffnung auf, „daß allmählich die Krankheit des Antisemitismus überwunden werden würde." Sie will der Zeit die Heilung überlassen. Ich glaube, man kann nicht nachdrücklich genug vor einer solchen philosophischen Resignation warnen. Nichts wirkt politisch demoralisierender als resignierte Unterwerfung gegenüber ungerechter Behandlung. Selbst wenn ein passives Ertragen des Unrechts die Dauer des Unrechts nicht verlängerte, sondern verkürzte, wäre ein energischer Widerstand vorzuziehen. Es ist entwürdigend, widerstandslos ein Unrecht hinzunehmen. Selbst ein hoffnungsloser Widerstand wäre besser als gar keiner.

Theodor Barth.

Rußland und die Juden.

Wie einst der ägyptische, so will jetzt auch der russische Pharao oder wer ihn etwa bevormundet, trotz aller bereits erlittenen Plagen nichts lernen und die Juden nicht freigeben. Der Entwurf Bulygins betreffend Schaffung einer Volksvertretung schließt, wie „Nowosti" zuverlässig erfährt, Israeliten von jeder Beteiligung an der Volksvertretung aus, weil es nicht folgerichtig sein würde, sie bei dem Bestehen die Rechte der Israeliten beschränkender Gesetze zur Ausübung des Wahlrechts oder gar zur Mitarbeit an der Volksvertretung zuzulassen.

Wir haben zwar so eine Ahnung, daß es mit der russischen Volksvertretung nicht weit her, daß es eine Volksvertretung à la Potemkin, d. h. eine Volksvertretung, die keine ist, sein wird, und daß demnach die Juden nicht viel verlieren, wenn man sie von Wahl und Mitarbeit ausschließt. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die russische Logik, die man wegen ihrer Lächerlichkeit versucht wäre eine schildbürgerliche oder eulenspiegelsche zu nennen, aber wegen der Motive und Folgen nicht gut so nennen kann, eine satanische ist, weswegen sie auch die „Staatsbürgerztg." als herrlich preist. Diese satanische Logik sagt: weil den Juden schon Unrecht geschieht, darf man ihnen kein Recht geben. Die richtige Logik würde sagen: da die beschränkenden und beschränkten Judengesetze im Widerspruch stehen mit dem Recht, das den russischen Untertanen gewährt werden soll, so müssen diese unsinnigen und unheilvollen Gesetze eben aufgehoben werden, zumal sie auch ohnehin aufgehoben zu werden verdienten. Angesichts dieser Logik, die das Unrecht lieber vermehrt als es beseitigt, haben denn auch die Semstwomänner beschlossen, wenn sie zur Audienz beim Zaren vorgelassen werden sollten, auch die Judenfrage zur Sprache zu bringen. Die russische liberale Presse bezeichnet es im Hinblick auf die großen Dienste, die die jüdische Intelligenz für den politischen Fortschritt Rußlands geleistet hat, als eine Ehrenpflicht der russischen Intelligenz, sich ihrerseits auch der Juden anzunehmen.

Sogar in der antisemitischen Presse Rußlands beginnt es zu dämmern. Vor einiger Zeit brachte die „Nowoje Wremia", wie wir bereits mitgeteilt, einen gar seltsamen Dialog. Allerdings glauben wir nicht, daß er im Interesse der Juden geschrieben und veröffentlicht worden ist, sondern es sollte unter dieser Maske der Regierung besser der Text gelesen werden können, und die gewählte Form einer Unterredung gestattete die Auslegung, daß es sich um ein nicht verbindliches Referat handle. Indessen was in diesem Dialog einem angeblichen Judenfreunde in den Mund gelegt wird, enthält so viel wahres, daß selbst ziemlich verbohrte Leser des russischen Antisemitenblattes die Wahrheit und Richtigkeit des Gesagten einsehen müssen. Unsere Leser kennen bereits einen Teil dieser Ausführungen aus der letzten Nummer der „Mitteilungen". Indessen auch der übrige Inhalt ist interessant genug, um hier wiedergegeben zu werden.

„Sehen Sie sich doch einmal um!, läßt das Blatt den Judenfreund sagen. Betrachten Sie sich den glänzenden Stand der Dinge bei uns! Sind etwa die Juden schuld daran? Haben wir jemals einen jüdischen Minister gehabt, oder ist jemals ein Jude Mitglied im Rate des Zaren gewesen? oder ein Senator, oder ein Gouverneur? Alle Minister, Staatsräte, Senatoren, Gouverneure sind vollendete Typen von Russen, Abkömmlinge der vornehmsten Familien, und das Gleiche kann von unserer ganzen Bureaukratie gesagt werden. Sie fürchten, daß mit der Zeit die Juden alle Russen zu Sklaven machen werden. Ob das jemals der Fall sein wird, ist sehr zweifelhaft; daß aber das russische Volk von Russen zu Sklaven gemacht worden ist, das ist ein geschichtliches Faktum, und wir verspüren das

nach heutigen Tags. Nun, haben etwa die Juden diese schreckliche Sklaverei ersonnen?

„Sie sehen voraus, daß die Juden den ganzen Grund und Boden in Besitz nehmen werden und so Fürsten werden. Vorläufig ist solches Gerede barer Unsinn; daß aber der ganze Grundbesitz sich jetzt in den Händen einiger Russen befindet, das ist eine Tatsache. Sagen Sie mir, wer hat dieses gescheite politische Stücklein, daß wir nämlich zu viel Land haben und gleichzeitig überhaupt keines, ersonnen, die Juden oder die orthodoxe Kirche? Rufen Sie sich die Zeiten Katharinas ins Gedächtnis zurück! Rußland führte Kriege, ließ Blut fließen und eroberte Bessarabien, die Krim usw. Sofort wurde das wertvolle Land unter die würdigen Fürsten verteilt, die keine Produzenten sind, während das gemeine Volk, das sein Blut in Strömen vergossen hatte, blieb, was es war, besitzlos. Von den Fürsten erhielten manche bis zu zweihundert Desjatinen Grundbesitz. Als aber die Sklaven befreit wurden, da wurden sie gezwungen für Land zu z a h l e n. Welchem glänzenden Geiste legen Sie das zur Last? Den Juden? Damals wurde eines Juden noch nicht einmal Erwähnung getan. Sehen Sie sich doch unsere Staatsräte an, die arbeiten und arbeiten und doch nichts zu Stande bringen. Blicken Sie weiter! Sehen Sie, wie wild und ärmlich unser Inneres geworden ist, wie niedrig und verdreht unsere Lage und unsere Institutionen! Wohlan! sagen Sie, gestehen Sie: Wo haben hier die Juden eine Schuld?"

Der Verfasser kommt dann auf Disraeli-Beaconsfield zu sprechen. Diesen Teil kennen die Leser bereits. Der Verfasser hätte noch darauf aufmerksam machen können, daß etwa zu gleicher Zeit in England der Jude Beaconsfield die höchste Regierungsgewalt inne hatte, Sir George Jessel, ein Jude, master of the rolls war, das heißt nach dem Lordkanzler die höchste richterliche Stellung inne hatte, und das jüdische Haus Rothschild tonangebend auf dem Geldmarkte war; daß man aber nicht gehört hat, daß diese Stellungen zum Nachteil Englands in Händen von Juden gewesen sind. Im Gegenteil war England vielleicht zu keiner Zeit so angesehen in der politischen, finanziellen und kommerziellen Welt wie gerade damals, und daß die Justiz irgendwie durch die Schuld Jessels gelitten hätte, ist zu behaupten noch niemals auch nur im Traume einem eingefallen.

Man könnte nun sagen, die maßgebenden Kreise sehen wohl schon ein, daß die Juden an der herrschenden Korruption nicht schuld seien, aber das Volk mache nun einmal die Juden für die ganze russische Misere verantwortlich und darauf müsse die herrschende Klasse Rücksicht nehmen. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Selbst die Judenschlächtereien in Rußland beweisen nicht das Gegenteil. Denn es ist Tatsache und selbst gerichtsnotorisch, daß zu diesen Judenschlächtereien Kirche und Regierung, Armee und Polizei erst das Volk aufstacheln, die Dummheit und systematisch erhaltene Unbildung ausnutzen und den viehischen Instinkten freies Rasen gestatten, ja sie unterstützen.

Das russische Volk weiß sehr wohl, wo es die Quelle der Korruption zu suchen hat. In den Sprichwörtern offenbart sich wenn irgendwo die Volksseele. Die werden nicht von Gelehrten, Literaten, Juden g e m a c h t; sie sind auch nicht von heute und gestern, sondern das langsam im Laufe von Menschenaltern herangereifte Ergebnis der Beobachtung seitens des Volkes.

Hier sind einige Proben russischer Spruchweisheit; man wird daraus ersehen, daß das Volk stockrussische Korruptionsursachen genug kennt und nicht jüdische Verderber in Anspruch nimmt.

„Redlichkeit ist eine Bettlerin, die an einer Krücke geht, Schelmerei eine Fürstin, die die Krone trägt." „Mit einem goldenen Gaul kann man durch die Welt reiten." „Mit einem silbernen Ruder fährt man auch glücklich über die Fälle des Dnjepr." „Ein goldner Schlüssel schließt auch des Zaren Herz auf." „Man kann auch Kuchen backen vom gestohlenen Mehl." „Ein goldner Handschlag überzeugt den strengsten Richter von der Wahrheit unser Aussage", und „In einem Goldrubel liegt viel Ueberredung." Die Habsucht der Beamten wird so charakterisiert: „Wenn du dem Starosten neun Würste gibst und eine im Rauchfange hängen läßt, so hast du ihm keine gegeben."

Noch gibt es keine russische Volksvertretung, und wenn sie endlich wirklich einberufen werden sollte, dann wird es sich noch sehr fragen, ob nicht noch andere Leute in Rußland mit ihr unzufrieden zu sein allen Grund haben werden als nur die Juden. Ebenso gut wie die russische Regierung sich nicht damit begnügt, Judenschlächtereien zu veranstalten, sondern auch christliche Armenier durch mohamedanische Tataren abschlachten läßt, wird sie vermutlich auch mehr als genug Christen von der Volksvertretung ausschließen. Man wird die Rechte, zu deren Gewährung man sich ohnehin ungern entschließt, und deren Notwendigkeit wirklich einzusehen man sich vermutlich noch nicht aufgerafft hat, nur knickerig gewähren, und es wird eine nicht geringe Menge im Heiligen Rußland übrig bleiben, die nach wie vor unzufrieden und zur Revolution geneigt sein wird.

Aus dem antisemitischen Lager.

Antisemiten unter sich. Die „Staatsbürgerztg.", ist sehr ergrimmt darüber, daß die Konservativen im Wahlkreise M a r b u r g die Kandidatur des Dr. B ö h m e, eines Antisemiten Liebermannscher, also deutschsozialer Richtung, poussieren und erklärt gegenüber dieser „Intrigue" mit Emphase, die D e u t s c h e R e f o r m p a r t e i betrachte den Wahlkreis M a r b u r g als zu i h r e m W e r b e g e b i e t und früheren Besitzstand gehörig und werde jeden Einspruch, gleichviel von welcher Seite er komme, entschieden zurückzuweisen wissen. Gleichzeitig weiß die „Staatsbürgerztg." einen Brief von Dr. Böhme zu zitieren, in dem es heißt, daß dieser Herr nicht als Deutschsozialer kandidieren wolle, daß er in Frankfurt a. M. der Reformpartei angehört habe, daß ihn in Berlin lediglich die persönliche Bekanntschaft mit dem Abg. Lattmann zum Anschluß an die Deutschsozialen veranlaßt habe. Danach scheint ja der Dr. Böhme ein sehr prinzipientreuer Mann zu sein — oder aber er steht, wie die „Fr. D. Pr." mit Recht hierzu bemerkt, auf dem Standpunkt, den allerdings viele Kenner des Antisemitismus einnehmen, daß nämlich R e f o r m p a r t e i o d e r d e u t s c h s o z i a l e P a r t e i t o u t e m ê m e c h o s e ist und daß nur die p e r s ö n l i c h e n S t ä n k e r e i e n unter den Antisemiten den A u s s c h l a g geben für den Beitritt zu dieser oder jener Spielart. Uebrigens berichtet die „Staatsbürgerztg." weiter, daß Dr. Böhme auf „Anraten" eines der reformerischen Vertrauensmänner schleunigst den Kreis verlassen hat. Ob auf Nimmerwiedersehen, das scheint das Antisemitenblatt aber selbst nicht vorauszusetzen.

Die „Deutsche Tageszeitung", die sich mit der Kandidatur Böhme einverstanden erklärt hatte, erwidert der „Staatsbürgerztg", der M a n d a t s h u n g e r d e r D e u t s c h e n R e f o r m p a r t e i sei ja bekannt, hält dem Antisemitenblatt vor, daß die Zahl der Stimmen für die Reformpartei in Marburg in den Jahren 1893 bis 1903 von 6736 auf 2385 zurückgegangen sei, und meint, unter solchen Umständen dürfte die Reformpartei kaum eine Veranlassung haben, sich aufs hohe Pferd zu setzen.

Akademische Freiheit und Konfession. Zu unseren Mitteilungen über den A u s s c h l u ß d e r J u d e n v o n d e n s t u d e n t i s c h e n V e r b i n d u n g e n a n d e r T e c h n i s c h e n H o c h s c h u l e i n H a n n o v e r schreibt die „Frankf. Ztg":

„Uns war bekannt, daß an der hannoverschen Hochschule früher Tendenzen, wie die hier geschilderten, bestanden

hatten. Wir nahmen aber als selbstverständlich an, daß die neue studentische Bewegung mit diesen Ausschlußbestrebungen ohne weiteres aufgeräumt habe. Die hannoversche Studentenschaft, und mit ihr die studentischen Vereine, galten ja in dem Hochschulstreit als besonderer Hort der akademischen Freiheit und speziell als die Hauptgegner aller konfessionellen Absonderungsgelüste. Und nun wollen dieselben Leute, die sich deshalb haben feiern lassen, selber konfessionelle Sonderpolitik treiben, wollen Leute nur ihrer Konfession wegen von ihren Vereinen fernhalten? Eine merkwürdige Konsequenz! Wenn das der gerühmte freie Zug ist, dann ist es mit dem Freiheitsempfinden dieser Herren nicht weit her. Wenn sie sich nicht zu einer gründlichen Revision alter Vorurteile entschließen, wenn sie nicht zu der Einsicht gelangen, daß eine Studentenschaft, die konfessionelle Abschließung in Studentenum als etwas diesem Feindliches grundsätzlich bekämpft, unter keinen Umständen selber konfessionelle Abschließungspolitik treiben darf, daß die Frage nach der Konfession für sie vollständig auszuscheiden hat, dann haben sie keinen Anspruch auf die ihnen entgegengebrachten Sympathien. Dann entbehrt ihr Vorgehen der Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue, welche die Grundbedingungen dauernden Erfolges sind."

Bei dieser Gelegenheit sei an das, was Herr Hofrat Professor Dr. Osthoff-Heidelberg in Nr. 10 der Münchener „Freistatt" schrieb, erinnert; nämlich: „Dieselben Kreise der Studentenschaft, die jetzt dem Unkraut der konfessionellen Zerklüftung des akademischen Lebens so entschieden zu Leibe gehen, trifft bis zu einem gewissen Grade eine Mitschuld an dem Emporwuchern eben dieses Unkrauts. Die gegenwärtig glücklicherweise in unserer Studentenwelt wieder etwas eingedämpfte Hochflut der antisemitischen Bestrebungen hatte die Unduldsamkeit gegen die Kommilitonen jüdischen Glaubens gezeitigt, die Ausschließung der Israeliten aus vielen der tonangebenden Korporationen mit sich gebracht, und die Folge war das Aufkommen der exklusiv jüdischen Studentenverbindungen, auch einer „unerfreulichen Erscheinung", so gut wie es die Verbindungen klerikalen Charakters sind. Darf man sich wundern, wenn der Same der konfessionellen Absonderungsgelüste, einmal gepflanzt, sich weiter und weiter verbreitete? Wer Wind säet, wird Sturm ernten, sagt ein altes Sprichwort."

Die neueste Leistung des Grafen Pückler. Ein in den Arbeitervierteln Berlins soeben verteiltes Flugblatt des Grafen Pückler enthält folgende Sätze:

„Auf, Ihr Anarchisten von Berlin, auf, Ihr seid uns liebevolle und wertvolle Bundesgenossen in dem schweren und ernsten Kampfe gegen das scheußliche Judentum. Ihr dürft Eure Bomben nicht mehr werfen auf die erlauchten Häupter der Fürsten, denn das ist eine Gemeinheit, sondern Ihr müßt Eure Waffen wenden gegen die Ramsch- und Abzahlungsjuden, gegen die Wucherer und Gauner aller Art, gegen diese Vampyre der menschlichen Gesellschaft." . . . „Auf, Ihr Penn- und Radaubrüder, Ihr Einbrecher und Spitzbuben von Berlin, auf für Euch ist die Stunde zum Handeln gekommen, wo es möglich ist, Euch Geld und Schätze zu erwerben, und zwar in gewaltigen Massen Hurra, heute gehen wir zum roten Manasse und morgen zum roten Isidor, und übermorgen zum Isaaksohn, das sei Eure Losung und Eure Parole, wir wollen es wagen, radikale und schneidige Antisemiten zu werden und die dicken Börsenjobber etwas zu erleichtern von ihrem zusammengeraubten und zusammengegaunerten Gelde."

Hierzu bemerkt jetzt selbst die Dresdener „Deutsche Wacht", das Organ des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Zimmermann: „Ob denn die Familie des Grafen den Unglückseligen nicht bald auf seinen Geisteszustand untersuchen läßt?"

Der Redakteur und Herausgeber des Münchener antisemitischen Witzblatts „Der Grobian" J. A. Leib, ist, wie s. Z. von uns bereits mitgeteilt, wegen Beleidigung des Berliner Arztes Dr. Sigmund Lachmann vom Schöffengericht zu einer Geldstrafe von 50 Mark verurteilt worden. Der „Grobian" hatte aus Anlaß des von uns ebenfalls mitgeteilten Schreibens Dr. Lachmanns an den preußischen Kriegsminister, General von Einem, worin er mitteilt, daß er seinen Abschied als Stabsarzt der Reserve genommen habe, weil der preußische Kriegsminister es nicht für nötig befunden hatte, die von den antisemitischen Reichstagsabgeordneten Liebermann von Sonnenberg und Böckler gegen die jüdischen Soldaten, Offiziere und selbst jüdischen Veteranen, die im Besitz der höchsten Kriegsauszeichnungen sich befinden, gerichteten Schmähungen zurückzuweisen, einen gröbliche Beleidigungen Dr. Lachmanns enthaltenden Artikel unter der Ueberschrift „Die gekränkte Leberwurst" veröffentlicht.

Aus dem uns nunmehr im Wortlaut vorliegenden Urteil und seiner Begründung geben wir im Anschluß an unsere erste kurze Notiz noch folgende allgemein interessierende Stellen wieder:

In dem Artikel ist von dem „Mut" und der „Vaterlandsliebe" der jüdischen „Stabsärzte" gesprochen worden und durch die Wiedergabe dieser Worte in Anführungszeichen deutlich zum Ausdruck gebracht, daß dieser Kategorie von Personen Mut und Vaterlandsliebe nicht zuerkannt würde, eine Behauptung, die, was die Vaterlandsliebe betrifft, für jeden Staatsangehörigen der Armee insbesondere ehrenkränkend erscheint. Beleidigend, nicht blos satirisch ist aber auch die verächtliche Bezeichnung des Privatklägers mit dem Spottausdruck: „gekränkte koschere Leberwurst". Mußte es an und für sich als unangängig erachtet werden, dem Privatkläger Frechheit, also eine eines gebildeten Mannes unwürdige Eigenschaft vorzuwerfen, so ergibt der Gebrauch des Ausdruckes „jüdischer Frechling" eine verschärfte Fassung dieses Vorwurfes mit einer rein persönlichen Spitze, die auch deutlich die Absicht, zu beleidigen, erkennen läßt. Als ehrenkränkend endlich muß in Beziehung auf den Privatkläger die Auslassung erachtet werden, daß ein jüdischer Stabsarzt das Heer „verschandle".

In der Verhandlung selbst trat Leib einen erheblichen Rückzug an. Er wolle den Mut und die Vaterlandsliebe der jüdischen Soldaten, Offiziere und Stabsärzte nicht in Abrede stellen, wenn er sich auch für berechtigt halte, diese Eigenschaften der jüdischen Heeresangehörigen in Abrede zu stellen. Um das Charakterbild dieses antisemitischen „Witzblatt"-Redakteurs, der offenbar nur Sitzredakteur ist, zu vervollständigen, sei noch bemerkt, daß die Prozeßkosten von ihm nicht beizutreiben gewesen sind; er hat dieses Betrages wegen den Offenbarungseid geleistet.

In einer Beleidigungsklage, die der Chefredakteur des „Bayer. Kurier" gegen Leib angestrengt hatte, kam er übrigens nicht so glimpflich davon. Leib hatte in einer Versammlung, die sich mit den Warenhäusern beschäftigte und in der der Zentrumspresse zum Vorwurf gemacht wurde, daß sie Inserate der bekannten Bera-Compagnia-Argentinia (imitierte Diamanten) aufnehme, die Zentrums-Redakteure als ehrlose Schurken bezeichnet, solange sie Inserate dieses Unternehmens bringen und es im redaktionellen Teile empfehlen. Am 18. April zog Leib in einem Artikel des „Grobian" besonders gegen den „Bayer. Kurier" los, dem er folgenden Vers widmete:

„Du bist und bleibst ein Judenblatt,
Von Judengeld bestochen,
Der „Chef" verdient das Prädikat:
Ehrlos bis in die Knochen!"

Diese Anrempelung beantwortete der Chefredakteur Siebertz des „Bayer. Kurier" mit einer Beleidigungsklage. Das Schöffengericht verurteilte Leib wegen Beleidigung zu einer Woche Gefängnis.

Auf dem diesjährigen Verbandstag der Alldeutschen in Worms hat die Rassenfrage wieder eine große Rolle gespielt, die ja von jeher ein beliebter Tummelplatz dieser politischen Exaltados ist.

In der Diskussion über das „Ausländertum auf den deutschen Universitäten" konnte sich ein Teilnehmer unter

Berufung auf das Urteil einer anonymen angeblich autoritativen russischen Persönlichkeit nicht versagen, die geschmackvolle Bemerkung zu kolportieren, auf die deutschen Hochschulen kämen aus Rußland „nur der Schund und die Juden!“

Ein Herr Focken aus Dresden entrüstete sich über die Mischheiraten, die Kinder seiner sächsischen Volksgenossen mit Polen und Tschechen schlössen. Er sagte wörtlich:

„Weiter kommt es vor, daß deutsche Mädchen so minderwertige Kerls heiraten und andererseits deutsche junge Leute sich mit solcher Bagage verbinden.“

Jeder Deutsche sollte es sich ferner „hinter die Ohren schreiben, daß die Slawen eine minder redliche Rasse sind“.

Ein Major von Stössel polemisierte gegen die Gleichberechtigung der Eingeborenen in den Kolonien:

„Wollen wir in der Humanitätsduselei so weit gehen, wie es von schwacher Seite gewünscht wird? Ich sage Nein. Diese minderwertigen Menschen brauchen keinen Einfluß auf die Verwaltung des Landes (ihres Vaterlandes!!) zu haben. Die Farbigen sind und müssen bleiben Bürger zweiter Klasse. . . .“

Die „Köln. Volksztg.“ bemerkt hierzu nicht ganz mit Unrecht:

„Leider geht es nicht an, solche Ausbrüche eines zelotischen Rassendünkels nur von der heiteren Seite zu nehmen, wie etwa den mit stürmischen Heilrufen begrüßten Ausspruch eines Dr. Winkler aus Oppenheim, die Behandlung einer japanischen Prinzessin als zum Adel gehörig sei eine Versündigung am deutschen Geist. Blöder Unsinn richtet sich selbst, aber für das Geschimpfe einzelner Exaltados wird leider im Ausland stets das ganze deutsche Volk verantwortlich gemacht. Aus nationalen Gründen müssen wir daher diesen Kongreß, der uns sonst vielleicht nur belustigen würde, doch als eine schwere Ausschreitung, die dem deutschen Namen nicht zur Ehre gereicht, beklagen.“

Herr Praf. Hasse, der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes und frühere nationalliberale Reichstagsabgeordnete für Leipzig war sehr ungehalten darüber, daß Deutschland nicht überall, „wo deutsche Belange in Betracht kommen“, mit der eisengepanzerten Faust dazwischen fährt. Die ganze Welt müsse in dem Glauben erzogen werden, „daß wir jederzeit bereit sind, vom Leder zu ziehen, auch dann, wo man uns nur Nasenstüber zu versetzen wagt“.

Der nationalliberale Abg. Heyl v. Herrnsheim bedauerte, daß Herr Hasse nicht mehr dem Reichstag angehöre. Ob dieses Bedauern aber von der Mehrheit seiner nationalliberalen Reichstagskollegen geteilt wird, erscheint doch zum mindesten sehr fraglich. Die parteioffiziöse „Nationalliberale Korrespondenz“ z. B schließt ihre Betrachtungen über die Reden und Beschlüsse des Verbandstages mit falgendem nicht mißzuverstehenden Kommentar:

„Daß derartige und nach andere Farderungen in Zeitläuften wie den jetzigen mehr in unermüdlicher Propaganda in Vereinen und in der Verbandspresse vertreten, als an die große Glocke gehangen werden, scheint nützlich und auch dem Ansehen des Alldeutschen Verbandes nicht abträglich zu sein“

Die Dresdner „Deutsche Wacht“ hatte jüngst wieder einmal mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen; die Sanierung soll diesmal auf der Basis erfalgt sein, daß die bisherige Aktiengesellschaft aufgelöst wurde und eine Reihe von Einzelpersanen dem antisemitischen Blatt die Mittel zur Fortführung des Unternehmens zur Verfügung stellten. Den Grund für das Zerwürfnis zwischen Redaktion und dem früheren Aufsichtsrate scheinen, wie ein Artikel des Blattes „Partei und Presse“ andeutet, Meinungsverschiedenheiten über das Maß van Selbstständigkeit, das die Redaktion beanspruchte, gebildet zu haben. Die „Wacht“ bezeichnet es als einen verhängnisvollen Irrtum, „daß ein Parteiblatt sich jeder redaktionellen Unabhängigkeit begeben und nur den Parteiführern für ihre mannigfachen Interessen rückhaltlos zu Gebote stehen solle.“ Es gebe leider Leute genug, die von ihrem Parteiblatte eine für die Entwickelung desselben nur schädigende Einseitigkeit verlangen und erwarten, daß es auf höheres Kommando sofort einschwenken und sich zum bloßen Instrumente herabwürdigen solle.

Dem Faß den Boden ausgeschlagen hat ein Artikel „Kirchturmspolitik“, der nach der „Wacht“ die Wirkung gehabt hat, „daß diejenigen, unter deren heimlicher Gegnerschaft wir seit geraumer Zeit zu leiden hatten, nunmehr offen Farbe“ bekannt haben.

Vermischtes.

Offizierkorps und Judentum. Durch die deutsche Presse geht die Nachricht von einer Zehn Millionen-Spende für preußische Offiziere, die auf Anregung des Reichsbankpräsidenten Koch und des Fürsten Guido von Henckel-Donnersmark von der Berliner Hochfinanz aufgebracht und dem Kaiser zur Feier seiner silbernen Hochzeit zur Verfügung gestellt werden sollte. Ueber die Versammlung, in der über diese Anregung beraten wurde, wird der „Frankf. Ztg.“ von zuverlässiger Seite berichtet:

Zunächst waren auf die Einladung hin, in welcher der zur Diskussion gestellte Antrag bekanntgemacht war, durchaus nicht alle geladenen Aktienbanken erschienen. Die Sitzung selbst nahm folgenden Verlauf: In seinem Speech setzte Fürst Henckel auseinander, daß die zum Offiziersersatz vor allem berufenen adeligen preußischen Familien, um ihrer Mission treu bleiben zu können, einer Unterstützung, die sie gewissermaßen an den Dienst für das Kaiserhaus fessele, vielfach bedürftig seien. Die Graßbanken könnten da ein patriotisches Werk tun. Darauf fiel aus der Versammlung die Bemerkung, daß Vertreter von Aktiengesellschaften nicht in der Lage seien, aus dem Gesellschaftskapital Schenkungen zu machen. Worauf der Fürst seinerseits zu verstehen gab, nicht auf die Gesellschaften, sonden auf deren Direktoren und ihre Privatkassen sei es abgesehen. Schließlich meldete sich Direktor Ahrens von der Berliner Handelsgesellschaft, Fürstenbergs Vertrautester, zum Wart. Er schnitt den Faden ab. Er sagte kurz und gut, die Rede des Fürsten könne in den Kreis, in dem sie gehalten worden sei, nur irrtümlich geraten sein. Der Fürst wisse sehr gut, aus welchen Schichten das preußische Offizierkorps sich rekrutiere, und daß von diesen Schichten die Finanzwelt aber dach ein sehr erheblicher Teil derselben, nämlich der zum Judentum gehörige, grundsätzlich ausgeschlossen sei. Die Absicht, **die Ausgeschlossenen für die Privilegierten zu Spenden heranzuziehen,** känne kaum ernst gemeint sein. Ein Beschluß bezüglich des Antrags wurde daraufhin überhaupt nicht gefaßt.

Ein „verjudetes“ Antisemitenblatt. Die antisemitische Presse wird niemals müde, von den Schandtaten, Ränken und Listen der „Judenblätter“ Mordsgeschichten zu erzählen. Namentlich sind sie entrüstet über die Teufelskünste, die die „Judenblätter“ anwenden sollen, um den Lesern interessant zu sein. Auf den Gedanken, daß das Interesse der Leser durch Fleiß, Aufmerksamkeit, Kunst usw. erweckt und erhalten wird, kammen sie nicht, es muß alles nach ihrem Dafürhalten auf krummen Wegen geschehen. Da hat denn das Hauptantisemitenblatt in Wien, das „Deutsche Volksblatt“ auch einmal interessant sein wollen und hat sich für das Erdbeben in Skutari einen eigenen Berichterstatter

geleistet. In einem Schreibebrief aus Konstantinopel berichtet dieser Herr haarklein, wie schrecklich das Erdbeben gewesen, wie verheerend es gewirkt hat. Man höre die gruselige Schilderei:

„Man sieht die Einwohner im Freien in Zelten kampieren. Der breiten Hauptstraße, die vom Landungsplatze nach dem Bulgurlu hinaufführt, geradeaus folgend, begegnet man vielen Leichenzügen — gleichfalls Opfer der Erdbebenkatastrophe, deren weit über hundert gezählt werden. Der Spaziergang durch die Straßen der Stadt ist geradezu lebensgefährlich. Nicht nur, daß der Mauerschutt, die Steine und Balken den Weg ausfüllen, über die man förmliche Kletterpartien machen muß, sondern man ist namentlich in den schmalen, winkeligen Gassen fortwährend in Gefahr, von den beim Einsturze noch stehen gebliebenen, sich aber fortwährend abbröckelnden Mauerresten getroffen zu werden. . . . Es tut einem wirklich das Herz weh, wenn man die altehrwürdigen Baudenkmäler, die stets das Hauptinteresse der Fremden auf sich konzentrierten, jetzt in einem so desolaten Zustande sieht, in den sie durch die Erdbebenkatastrophe versetzt worden sind. Der schöne Bau der Iskelesi Dschmi und der Jeni Walide Dschami mit ihren Minarets, der Sultankiosk, das Kloster der heulenden Derwische — alles weist furchtbare Beschädigungen an den Mauerwerken auf, und es ist fraglich, ob dieses oder jenes Baudenkmal überhaupt noch wird erhalten werden können. Einen trostlosen Anblick bietet auch der große Friedhof — der größte des Orients —, dessen Grabsteine geborsten oder umgestürzt sind, und deren Trümmer die Gräber verdecken!"

All diese Schrecknisse will der Ehren-Berichterstatter des Wiener Hauptantisemitenblattes mit seinen leibhaftigen Augen gesehen haben. Dabei ist ihm nur das Malheur passiert, daß er nicht das Skutari, in welchem die Erde gebebt, und das in Albanien liegt, geschildert hat, sondern nach einem — Reiseführer das gegenüber von Konstantinopel liegende Skutari geschildert hat, denn selbst in dem zu ungelegener Zeit geschilderten Skutari kann er nicht gewesen sein, da er sonst die unverwüstete Stadt gesehen hätte. Das antisemitische Wippchen hat die Verwüstungen aus den Fingern gesogen, wie seine sämtlichen Kollegen im Antisemitismus die meisten Beschuldigungen der Juden, vom Ritualmordmärchen bis herab zu den gewöhnlichen Mätzchen aus den eigenen schmutzigen Fingern mit gleich fruchtbarer Fantasie saugen. Die meisten „Juden" im antisemitischen Sinne findet man bei den Antisemiten selbst. Sie schlagen auf den Busch, hinter welchem sie selbst stehen; sie erfinden die „Juden" nach ihrem eigenen Ebenbilde, das wirklich ist.

Moderne Ritualmordfabrikation. In Nr. 18 der „Mitteilungen" haben wir von den Vorgängen in Zmigrod (Galizien) Notiz genommen, wo die Katharina Tabak das Gerücht am 19. März d. J. verbreitet hat, Juden hätten ihr Gewalt angetan und sie wäre beinahe das Opfer eines Ritualmordattentates geworden. Der Dienstgeber der Katharina Tabak machte hieroon bei der gerichtliche Anzeige und infolge dessen wurden der 70jährige Josef Zimet, seine Frau, der 50jährige Sender Zimet, seine Frau und dessen Tochter sofort verhaftet und das Haus versiegelt. Da aber auch größere Judenexzesse zu befürchten waren, begab sich der Vizepräsident der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" in das Ministerium des Innern, um für die Aufrechthaltung der Ordnung Vorsorge zu treffen. Für die verhaftete Familie intervenierte der Jasloer Advokat Dr. Steinhaus. Die sorgfältigen gerichtlichen Erhebungen führten schon nach drei Tagen zur Enthaftung der beschuldigten Juden, gegen welche nunmehr auch formell die Untersuchung eingestellt worden ist. Eine ganze Reihe von christlichen Zeugen bestätigte, daß Katharina Tabak zu der von ihr angegebenen Zeit in einem weit entfernten Dorfe sich befand und daß ein solcher Ueberfall überhaupt nicht stattgefunden habe.

Am 7. d. M. stand die Katharina Tabak wegen jener verleumderischen Anschuldigung, beziehungsweise wegen Verbreitung falscher, beunruhigender Nachrichten vor dem Bezirksgericht in Jaslo als Angeklagte. Advokat Dr. Steinhaus intervenierte für die angeschuldigten, verhaftet gewesenen Juden. Auf die Frage, wer sie zur Verbreitung ihres Märchens verleitet hat, verweigerte die Katharina Tabak jede Auskunft. Sie blieb vielmehr dabei, die Wahrheit erzählt zu haben. Bei der Konfrontierung mit den christlichen Zeugen, welche sie zur kritischen Zeit in einem entfernten Dorf gesehen haben, erklärte die Tabak, die betreffenden Zeugen seien von den Juden bestochen. Der Richter, k. k. Gerichtssekretär Szostkiewicz, verurteilte die Angeklagte zu dreimonatlichem Einzelarrest, verschärft mit einem wöchentlichen Fasttag.

„In der Rasse liegt die Schweinerei." Aus Wien wird berichtet:

Am 5. Juni hatte der Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt Gerichtssekretär Dr. Schachner über eine interessante Ehrenbeleidigungsklage zu urteilen, welche der Bezirksvorsteher des IX. Bezirkes Josef Stary gegen den Bezirksrat Max Hiller angestrengt hatte. In mehreren Sitzungen des Bezirksausschusses für den IX. Bezirk hatte sich eine lebhafte Debatte wegen verschiedener Vorgänge, die sich in einem Nachtkaffeehause des IX. Bezirkes, Sechsschimmelgasse abgespielt hatten, entwickelt. Dem Besitzer dieses Kaffeehauses, der mosaischer Konfession ist, wurde schließlich die Konzession entzogen. Im Verlaufe der Debatte machte der Bezirksvorsteher Stary die Bemerkung, daß, wenn es sich um solche Sachen handle, immer Juden dahinter seien. Diese Bemerkung wurde von der Minorität im Bezirksausschusse nicht widerspruchslos aufgenommen. Der Bezirksrat Hiller interpellierte den Vorsteher wegen dieser Bemerkung, worauf letzterer meinte, es sei ihm nicht eingefallen, die jüdische Religion zu beleidigen, denn, fügte Herr Stary hinzu, „in der Rasse liegt die Schweinerei!" Auf diese Aeußerung soll nun Bezirksrat Hiller, wie Stary in seiner Klage anführt, erwidert haben: Wenn der Herr Bezirksvorsteher, wie es bei seiner Persönlichkeit vorauszusetzen ist, die Worte ernst gemeint hat, so fällt der von ihm gebrauchte Ausdruck auf ihn selbst zurück, er soll ihn auf sich beziehen. Bezirksvorsteher Stary fühlte sich durch diese Entgegnung in seiner Ehre beleidigt und brachte durch den Stadtanwalt Dr. Swoboda die Ehrenbeleidigungsklage wider Bezirksausschuß Max Hiller ein. Bei der durchgeführten Verhandlung gab Bezirksausschuß Hiller, den Dr. Edmund Benedikt verteidigte, an, er habe auf die Bemerkung des Bezirksvorstehers: „In der Rasse liegt die Schweinerei" erklärt: „Ich möchte den Herrn Bezirksvorsteher fragen, ob er eine solche Bemerkung mit seiner Würde für vereinbar hält. Ich weise diesen Vorwurf aufs Entschiedenste zurück, er möge ihn auf sich selbst beziehen." Herr Hiller erklärte, daß er im Namen seiner Wähler sich für verpflichtet gehalten habe, den gegen die gesamte Judenschaft erhobenen Vorwurf in der allein richtigen Form zurückzuweisen. Stadtanwalt Dr. Swoboda beantragte die Bestrafung des Angeklagten. Die Aeußerung, „in der Rasse liegt die Schweinerei", erklärte Dr. Swoboda, sei im politischen Kampfe geprägt worden, es sei diese Aeußerung zum geflügelten Wort geworden und werde mechanisch angewendet. Diese Aeußerung, allgemein gehalten, sei keine Beleidigung, denn sie besage nur, daß gewissen Rassen, so auch der semitischen, eine Disposition zu abträglichen Eigenschaften innewohnt. Nicht Jeder, der der Rasse angehört, müsse jedoch diese abträglichen Eigenschaften besitzen, er könne die Disposition unterdrücken. Verteidiger Dr. Benedikt betonte, daß in der sogenannten Judenfrage vieles falsch und oberflächlich beurteilt werde. Es sei anerkennenswert, daß der Klagevertreter zugegeben habe, daß einzelne Rassen-Angehörige die ihnen innewohnende Disposition zu abträglichen Eigenschaften unterdrücken können. So haben auch schon die zwölf Apostel die Disposition unterdrückt. Dr. Benedikt wies darauf hin, daß das Strafgesetz nicht nur die Konfessionen, sondern auch die Nationalitäten schützt und daß der Angeklagte Hiller auf die Bemerkung des Herrn Stary: „In der Rasse liegt die Schweinerei" zur Abwehr dieser Beleidigung, ohne ein Schimpfwort zu gebrauchen, erklärt habe: „Beziehen Sie diesen Ausdruck auf sich!" Dr. Benedikt beantragte die Freisprechung seines Klienten. Der Richter verurteilte Max Hiller wegen Ehrenbeleidigung zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen. Der Richter war der Ansicht, daß in dem Ausdruck: „In der Rasse liegt die Schweinerei" die Verspottung einer gewissen Religions-Genossenschaft gelegen sei. Wenn der Angeklagte auf diese Bemerkung mit den Worten: „Beziehen Sie den Ausdruck auf sich!" reagiert habe, so habe er hierdurch den Kläger dem Spotte ausgesetzt. — Bei der Strafbemessung nahm Gerichtssekretär Dr. Schachner als besonders mildernd den Umstand an, daß Hiller sich durch die Bemerkung des Klägers provoziert halten konnte. — Beide Parteien hielten sich Bedenkzeit offen.

Die englische Fremdenbill. Noch ist die englische Fremdenbill nicht Gesetz, und neuerdings wird scharf nicht blos von jüdischer Seite gegen sie agitiert und lassen sich

einflußreiche Stimmen gegen sie vernehmen. In der „Fortnightly Review", bekanntlich einer der ernstesten und angesehensten englischen Monatsschriften, tritt M. J. Landa mit großem Nachdruck für die jüdischen Einwanderer ein. Sie seien in physischer wie in moralischer Hinsicht den englischen Bewohnern des Londoner Osten vorzuziehen und die Statistik lehre, daß die Armenlast durch sie nicht vermehrt, sondern im Gegenteil vermindert werde. Ferner seien durch diese Einwanderer neue Industrien eingeführt und die Löhne erhöht worden. Im Gegensatze zu den Einwanderern des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zolle man den Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht die Anerkennung, die ihnen nachweislich gebühre. Die vor der russischen Verfolgung nach England gekommenen Juden hätten durch ihre harte Arbeit und ihr Organisationstalent Industrien eingeführt und erweitert, die Großbritannien in Stand setzten, zu ihren bisherigen Fabrikaten billige Ware hinzuzufügen und auf diese Weise auf den Märkten mit Rivalen zu konkurrieren, die es in ihrer Geschäftspraxis weniger genau nahmen. Daran sollte man denken und das übertriebene Geschrei nach Zurückdrängung mäßigen; alsdann werde man ein allerdings sehr nötiges Gesetz gegen die Einwanderung von Verbrechern und anderen wenig wünschenswerten Elementen sich allseitig gern gefallen lassen.

Konservative Parlamentsmitglieder sogar und unionistische, also nicht zur Opposition gehörige Deputierte, haben bereits schriftlich sich verpflichtet den judenfreundlichen Amendements in der Kommission zur Annahme zu verhelfen. Und nicht nur jüdische Gemeinden, sondern auch die Gewerkvereine, die englische Friedensliga und große Rederfirmen agitieren lebhaft gegen die Bill.

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin. Hotel Aegir (Recker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Recker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Neußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Friesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz" und „zum roten Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Scharding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unteriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

Das Hotel „Goldener Adler" in Innsbruck haben wir auf Wunsch seines Besitzers Herrn Joh. Hall gestrichen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — J. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 26. Berlin, 28. Juni 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Fenolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Juden in der deutschen Burschenschaft. II.

Von Bruno Weil-Straßburg i. E.

Mit dem Frankfurter Burschentag des Jahres 1831, der auch Juden rückhaltlos die Teilnahme an der Burschenschaft zusagte, kehrte für lange Zeit, für ein halbes Jahrhundert, Ruhe in der Judenfrage ein. Ohne Zweifel hat es alle Zeit noch Anhänger der alten christlich-deutschen Richtung gegeben; aber ihre Anschauung kam nicht zur Geltung. War doch auch draußen im politischen Leben alles auf die Forderungen der Freiheit und Gleichberechtigung abgestimmt; in dieser Zeit der Revolutionen, die man in Szene setzte, um allen Standesvorrechten und Unterschieden ein Ende zu machen. Wer damals in Deutschland in Gedanken das große, heilige deutsche Reich aufbaute, dessen wir uns heute in Wirklichkeit freuen, stand auf der linken Seite der Parlamente, und unter ihnen, Alte wie Junge, die Burschenschaftler. In diese demokratische Strömung paßte die Tendenz jenes Frankfurter Burschentags so recht hinein, und es verstand sich von selbst, daß solange die Burschenschaftler politisch fortschrittlich dachten, sie von dieser Toleranz keinen Deut aufgeben konnten.

Niemand wird behaupten können, daß von dieser Zeit an die Burschenschaft weniger stark gewesen wäre. Die Juden, die sie aufnahm, haben den Anforderungen der Burschenschaft genügt und ihrerseits zu deren Glanz und Herrlichkeit beigetragen. Tüchtige Juden sind Burschenschaftler geworden und die Burschenschaft hat tüchtige Mitglieder in ihnen gehabt. Heine, Auerbach, Laube, Bamberger haben der deutschen Burschenschaft angehört. Außer ihnen noch viele andere, deren Namen Klang haben.

Es ist natürlich, daß von diesen ruhigen Zeiten weniger zu berichten ist. Sie stellen eben den gleichmäßigen, dauernden Zustand dar, der war und blieb der der Vorurteilslosigkeit. So bleibt nur übrig, festzustellen, daß und wie lange der alte Zustand in Beharrung blieb. Die Verfassung der jenaischen Burschenschaft auf dem Fürstenkeller aus dem Jahre 1846 ist ein Beleg dafür, wie weit ab man von dem „deutschen" und dem christlich-religiösen Standpunkt gekommen war. Dort lautet § 1: „Die Burschenschaft auf dem Fürstenkeller ist ein Verein jenaischer Bursche, welche sich zum Zweck gesetzt haben, in einem freien, volkstümlichen Zusammenleben auf der Hochschule jede geistige und leibliche Kunst zum Dienst des Vaterlandes auszubilden." Man sieht, das Erfordernis der „christlich-teutschen" Ausbildung ist in Wegfall geblieben.

Als die Burschenschaft im Jahre 1848 das Wartburgfest feierte, da finden wir unter den Vertretern Namen wie Elias Lang, Eugen Herzfeld, cand. jur. Lewi und andere mehr, die wohl den Schluß zulassen, daß Juden sich damals in beträchtlicher Anzahl in der Burschenschaft befanden. Man fand sie offenbar sogar würdig, ihnen das ehrenvolle Amt des Vertreters auf dem großen Feste anzuvertrauen. Eben dort stellte sich auch die Burschenschaft von neuem ausdrücklich auf den Boden der Gleichberechtigung aller akademischen Bürger. Man proklamierte wiederum, wie schon 1818, wie dreizehn Jahre später zu Frankfurt, den Grundsatz: „Jeder, der das akademische Bürgerrecht besitzt, ist in jeder Burschenschaft aktiv und passiv wählbar." — Ein 1853 geschlossenes Kartell der Tübinger, Erlanger und Heidelberger beruft sich ausdrücklich auf die Verfassung von 1818, ebenso ein Statut aus dem Jahre 1857. Inzwischen war der alte Burschenbund teilweise zerfallen, nur die einzelnen Burschenschaften als solche bestanden weiter und suchten, jede nach ihrer Art und Geschichte, die alte Tradition hochzuhalten. Natürlich waren Bestrebungen, die Burschenschaften wieder zu einem Bunde zu einigen, stets vorhanden. So ging 1863 von Jena die Anregung zur Gründung eines neuen Burschenbundes aus. Verbindungen mit *christlichem* Prinzip sollten davon ausgeschlossen sein. Ein alter Burschenschafter schreibt von der fünfzigjährigen Jubelfeier des Jahres 1867, die er mit der Gründung von 1817 vergleicht, „daß die religiöse und christliche Richtung, welche dort die herrschende war, fünfzig Jahre nachher Mißfallen, ja Haß erregte." Die Burschenschaft hat die große Entwickelung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mitgemacht. Die deutschen Staaten waren keine christlichen Reiche mehr, wenn auch der getaufte Jude und Burschenschafter Stahl sich alle Mühe gab, es zu beweisen. Die Burschenschaft hat nach der christlichen Richtung ihrer Kinderjahre die großdeutsche eingeschlagen.

Noch die revidierten Prinzipien des Jahres 1886, die sich die wieder geeinte deutsche Burschenschaft gab, beruhten

auf der Verfassung von 1818. Auch hier ist vom Christentum als Bedingung zur Aufnahme keine Rede: „Die Burschenschaft ist eine Verbindung gleichgesinnter, unabhängig und ehrenhaft denkender, deutscher Studenten, welche das aufrichtige Bestreben haben, die Studienzeit in treuer Gemeinschaft und gewissenhafter Befolgung ihres Wahlspruches: Ehre, Freiheit, Vaterland! zu verleben. Sie stellt es sich zur Aufgabe, ihre Mitglieder zu tüchtigen, im Denken und Handeln freien und selbständigen Bürgern eines einigen, nach innen kräftigen, nach außen mächtigen deutschen Vaterlandes heranzubilden." Aber trotzdem war in dieser Zeit schon ein Umschwung im Geiste der Burschenschaft eingetreten. Als der Krieg uns das Reich gab, da war ein gut Teil Sehnsucht und Hoffnung der alten Burschenschaft zur Tat geworden. Wo sollte sie ein neues Ziel finden, das an Größe und Würde dem nun erfüllten gleich gekommen wäre? Es gab keins. Ein Jahrzehnt lang schwankte die Burschenschaft unentschlossen hin und her, ein Ziel wünschend und suchend. Da kündete sich ein neues Gestirn an: der Antisemitismus. Und mit Heissah und Halloh an ihn gehängt alle Begeisterungsfähigkeit, ihm zugewendet alle sturmvolle Burschenherrlichkeit, für ihn bereitet alles ehrliche, echte Burschenstreben. Seit dieser Zeit hat sich, wie der Antisemitismus für die Studentenschaft werdende Unfreiheit bedeutet, auch die politische Richtung der Burschenschaft von Freiheit und Fortschritt immer mehr nach rechts gedreht.

Die einzelnen Burschenschaften hatten in den achtziger Jahren, von denen wir sprechen, schon den Gang zum Antisemitismus teilweise angetreten, der ganze Verband, die Burschenschaft in ihrer Gesamtheit, hatte noch keine Stellung dazu genommen. Leicht verständlich; denn jene Einigungsbestrebungen, die den alten Burschenbund erneuern wollten, führten erst im Sommersemester 1881 die Abgeordneten der einzelnen Burschenschaften nach Eisenach, wo man zunächst so viel Fragen allgemeinen Inhalts zu erörtern hatte, daß man zur Behandlung des Antisemitismus nicht kam. Die Burschen, die dort zusammenkamen, standen einander in der Tat noch so fremd gegenüber, daß „die Judenfrage in diese spröden, einander noch fremd gegenüberstehenden Kreise zu tragen, ein für alle Mal ausgeschlossen war."

Wenn wir überlegen: wie kam der Antisemitismus denn in die Burschenschaft hinein, so werden wir auch hier, ohne näher auf die Geschichte des Antisemitismus der siebziger Jahre einzugehen, uns mit der Feststellung des engeren Zusammenhangs der Strömungen des täglichen politischen Lebens mit den die Studentenschaft bewegenden Fragen begnügen müssen. Sobald draußen in den Parlamenten, Zeitungen, im Volke, kurzum im Leben der Parteien der moderne Antisemitismus anhub, fing auch auf den Universitäten die Judenfrage an, die Gemüter in Erregung zu bringen. Aber während die Erfolge des Antisemitismus im Verlauf seiner fünfundzwanzigjährigen Geschichte betrübender, aber nicht direkt umwälzender Natur sind, hat der Antisemitismus auf den Hochschulen dauernde, nachhaltige Wirkungen durch den Ausschluß der Juden aus den Korporationen gezeitigt.

Hineingetragen worden ins Studentenleben ist die judenfeindliche Bewegung durch die Vereine Deutscher Studenten. Zeit und Ort finden sich vielleicht einmal, ihrer ausführlich zu gedenken: hier sei nur betont, daß das Lebenselement der Vereine Deutscher Studenten (V. D. St.) Judenhaß ist. Sie haben auf der Universität zuerst Judenfeindschaft angesagt. Die Reihen der deutschen Studentenschaft entlang sind sie gezogen und haben ihre Lehre mit Eifer und Leidenschaft gepredigt. Das Unnatürliche ist durch sie Gewohnheit geworden: daß eine Vereinigung von Studenten, die eigentlich nach Herkommen und Empfinden alle einer den andern „Bruder" heißen müßten, vom Kampf gegen einen Teil dieser Brüder lebt. In solchem Kampfe konnten die Waffen nicht immer sauber bleiben; leider wurden sie manchmal unehrlich. Den Ruhm aber dürfen die V. D. St. einheimsen, was sie gesät haben, ist fruchtbar aufgegangen. Sie haben einen Geist der Unduldsamkeit, wie er dort früher nie zu finden war, unter den Studenten heimisch gemacht; sie haben zum großen Teil ihr Ziel erreicht. Und wenn bei allem Aerger und Verdruß, allem Haß und aller Verleumdung, die heute den jüdischen Studenten durchs akademische Leben (frei ist der Bursch!) geleiten, nicht tiefe, innerlichste Bitterkeit und mitleidsheischende Verbitterung Platz gegriffen hat, so kann dafür eben nur die wunderliche Kraft der frohen, selbstbewußten Jugend, die sich trotz allem nicht unterkriegen läßt, die Erklärung bieten.

Die Vereine Deutscher Studenten beeinflußten auch die Burschenschaften. Mehr und mehr machte sich Antisemitismus bei ihnen breit. Einzelne Burschenschaften nahmen schon lange, ehe der Burschenbund einen diesbezüglichen Beschluß faßte, keine Juden mehr auf; andere wieder glaubten ihren jüdischen Alten Herren mehr Rücksicht zu schulden und nahmen keinen Anstoß am Judentum einzelner Mitglieder. Wie entwickelte sich nun die Anschauung des ganzen Verbandes?

Gegründet wurde der A. D. C. (Allgemeiner Deputierten-Convent) 1882, seine revidierten Prinzipien von 1886 wiesen noch keinerlei antisemitische Tendenz auf. Für die ganze Bewegung, die in dieser Zeit anhebt, haben wir eine vortreffliche Quelle in den „Burschenschaftlichen Blättern", dem Organ der Burschenschaften, in dem der Streit für und wider den jüdischen Bundesbruder mit Offenheit ausgekämpft worden ist. Die folgenden Ausführungen beruhen denn auch zum Teil auf den „Burschenschaftlichen Blättern". Ihr Gründungsjahr ist 1887, und in den geleitenden Worten findet sich die maßvolle Wendung: „Die Pflege des nationalen Gedankens in maßvoller von jeder einseitigen Tendenz sich freihaltender Weise wird eine ihrer Hauptaufgaben sein".

Es ist in den ersten drei Jahrgängen der „B. Bl." wenig von Juden oder Judenfeindschaft die Rede. Nicht als ob die Schriftleitung keine Ahnung von den Gegensätzen gehabt hätte, die in dieser Richtung die Burschenschaften bewegten. Aber man hielt vielleicht die Zeit noch nicht für gekommen, den Spruch in dieser Sache zu fällen. Außerdem trug ohne Zweifel die Rücksicht auf die vorhandenen jüdischen Burschenschafter dazu bei, jede Erörterung womöglich bei Seite zu lassen. Obwohl es offenbar wurde, daß die Antisemiten in den einzelnen Burschenschaften die Ueberhand bekamen, hielten sich die „B. Bl." immer noch von dieser Frage fern, ja sie bemühten sich sogar zu einem immerhin toleranten Standpunkt zu kommen. So noch im Jahre 1889, bei Besprechung eines Pistolenduells an der Berliner Universität, das dem antisemitischen Treiben des V. D. St. zu danken war: „Ein jeder, der die Verhältnisse an unserer Hochschule kennt, wird diesem Fall eine besondere mehr als persönliche Bedeutung zuschreiben. Er wird ihn als ein charakteristisches Zeichen für die erbärmliche Verhetzung, die in einem Teil der Studentenschaft Platz gegriffen hat und als ein trauriges, hoffentlich warnendes Beispiel dafür ansehen, wozu es führen kann, wenn in die Studentenschaft Gegensätze hineingetragen werden, die in die Studentenjahre nicht passen." Im selben Jahre wird auch ein Versuch, die „B. Bl." zu veranlassen, zu der von ihnen aus gutem Grunde bisher unberührt gelassenen Judenfrage Stellung zu nehmen, abgewehrt. „Die Herausgeber der „B. Bl." sind keineswegs geneigt, das Blatt des A. D. C. zum Schauplatz von Zänkereien über die Judenfrage zu machen und zu den mannigfachen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der deutschen Burschenschaft noch eine neue, prinzipielle auf die Tagesordnung zu stellen. Wenn der . . . den A. D. C. durch und durch verjudet nennt, so ist das eine Entstellung."

Auf die Dauer ging das natürlich auch nicht. Da die Judenfrage in allen Burschenschaften schließlich brennendes Tagesgespräch wurde, so mußten auch Organ und Leitung des Bundes Stellung nehmen. Der Kampf wurde durch ein eigenartiges Vorpostengefecht eröffnet, das sich im Briefkasten der „B. Bl." im Anfang des Jahres 1892 abspielte. Die Redaktion behielt ihre Ruhe und Reserve: da die „B. Bl." das Blatt des ganzen A. D. C. waren, so sollten ihre Spalten Judenfeinden und Freunden in gleicher Weise offenstehen. Beide Parteien nützten denn auch die ihnen gegebene Freiheit weidlich aus. Ein Anonymus, der sich hinter dem Namen Germanicus barg, schnitt die Frage an und forderte die „B. Bl." auf, endlich aus ihrer Zurückhaltung in der Judenfrage herauszutreten. Die Burschenschaft müsse sich dem Judentum gegenüber ablehnend verhalten. „Es wäre das doch keineswegs etwas so Unerhörtes, da ja die alte Burschenschaft eine Vereinigung rein christlicher Jünglinge war. Weshalb die heutigen Burschenschaften, die zu $^3/_4$ in Wahrheit antisemitisch sind und zum größten Teil keine Juden mehr aufnehmen, sich genieren, dies offen zu bekennen, erscheint mir unfaßbar." Die Schriftleitung lehnte die Anregung mit der Begründung ab, daß viele Alte Herren, zumal jüdische, durch die Erörterung dieser Angelegenheit unliebsam berührt würden. Im Uebrigen könnten ja solche Fragen innerhalb der einzelnen Burschenschaften besprochen werden. Ein Teil gab der Schriftleitung recht und betonte das in ausdrücklichen Zuschriften. Aber man fühlt doch, wie eine gewisse Nervosität in dieser Frage Platz greift. Immer weniger Leute verschließen sich der Erkenntnis, daß der gegenwärtige Zustand trotz des ehrlichen Wollens der Beteiligten zur Vogel Strauß-Politik ausartete. Der ganze Organismus der Burschenschaft wurde von dieser Frage erregt, so mußte sie schließlich auf eine Weise gelöst werden. „Und es gibt Fragen, die erörtert werden müssen", heißt es etwa sechs Wochen später wieder im Briefkasten, „trotz aller bisher ihr nahegelegten Zurückhaltung der Redaktion branden z. B. die Wogen der Judenfrage immer und immer wieder gegen die „B. Bl." heran und lassen sich nicht hindern, wenigstens im Briefkasten trotz alles dazu getanen Beschwichtigungsöles noch nachzumurren. Seien wir offen und frei. Es gibt im A. D. C. eine nicht unbeträchtliche Anzahl Bundesbrüder jüdischen Glaubens, aber auch — wohl nicht $^3/_4$ wie neulich gemeint wurde, sondern etwa — $^7/_8$ Antisemiten." Gleich darauf legt ein anderer „entschieden Verwahrung ein gegen die ungeheuerliche Behauptung, daß es im A. D. C. etwa $^7/_8$ Antisemiten gäbe. . . Aber davon abgesehen, erhebe ich Widerspruch gegen ein Aufrollen dieser Frage in den „B. Bl." Hierauf folgt wieder eine Briefkastenerwiderung nach der anderen Richtung, so daß es der Redaktion schließlich zu viel wird und sie „um des lieben Friedens willen, nachdem Für und Wider Raum gefunden hat", weitere Erörterungen abbricht, indem sie die Regelung der Frage dem Burschentag überläßt.

Das war das Wintersemester 1891/2. In dem Streit der Worte und der Briefkastenfehde hatte eigentlich keine Partei gesiegt, es waren ebensoviel Verteidiger wie Gegner aufgestanden. Aber in den Folgen jener Erörterung wurde doch die antisemitische Richtung siegreich. Das zeigt sich schon ganz deutlich im folgenden Halbjahr. Die Schriftleitung bemühte sich zwar noch immer ihre Zurückhaltung zu bewahren, aber sie war ja nicht blind und sah doch, in welcher Richtung die Burschenschaft trieb. Darum stellte sie denn auch in einem längeren Aufsatz über die Vereine Deutscher Studenten fest: „Was hilft es denn auch, die Tatsache verschleiern zu wollen, daß augenblicklich der Antisemitismus mehr denn je sich innerhalb der aktiven Burschenschaft regt, wie ganz bestimmte Anzeichen bekunden, und daß die Zahl derjenigen Burschenschaften zunimmt, welche den Eintritt jüdischer Kommilitonen nicht mehr wünschen . . . . Wir wollen hier nur die nackte Tatsache feststellen, daß gegenwärtig die deutsche aktive Burschenschaft, sowie eine Reihe jüngerer und älterer Ehrenmitglieder den Kampf gegen das Judentum als eine nationale Aufgabe ansehen, an deren Lösung sich die Burschenschaft beteiligen soll, oder sie verlangen, wie wir erfahren, doch zum mindesten, daß die Burschenschaft durch allmähliche Abschließung jüdischer Zukömmlinge sich wieder auf den christlich-nationalen Standpunkt der alten Burschenschaft stellt."

Man sieht, es war schnell ziemlich weit gekommen; die antisemitische Entwickelung innerhalb der Burschenschaft machte Riesenschritte. Ja, man erwartete sogar schon dieses Mal, 1892, eine Stellungnahme des Burschentags in der Judenfrage. „Es wurde von vielen Seiten erwartet, daß auch die Judenfrage auf dem Burschentage zur Erörterung kommen würde. Die Stimmung im A. D. C. ist, wie schon wiederholt in den „B. Bl." angedeutet wurde, eine solche, daß sie sich für den Ausschluß der Juden entscheidet . . . . Der wachsende Widerwille gegen die semitischen Mitbürger hat sich nach und nach auch der aktiven Burschenschaft bemächtigt, welche geneigt ist, den Kampf gegen den verderblichen Einfluß eines fremden Volksstammes vom nationalen Standpunkt aus zu betrachten und zu billigen. Seinen Ausdruck findet dieser Antisemitismus in den Beschlüssen verschiedener Burschenschaften, keine jüdischer Studierende mehr aufzunehmen; mit jedem Semester mehrt sich die Zahl der zielbewußt antisemitisch handelnden Burschenschaften, gegenwärtig ist die Reihe derjenigen, welche meist wohl nur noch Söhne und Verwandte jüdischer Alter Herren aufnehmen, eine verschwindend kleine. Die Ansicht, daß die Burschenschaft wieder wie in ihren ersten Zeiten ausschließlich ein Verband christlich-germanischer Jünglinge sein soll, wird die herrschende, im Verlauf weniger Jahre dürfte sich dieser Reinigungsprozeß vollzogen haben. Es lag also kein zwingender Grund vor, einen Beschluß zu fassen, der die Aufnahme der Juden verbietet, da ja alles auf friedlichem Wege vollzogen werden kann. Insofern entsprach Professor Fischer denn auch der herrschenden Anschauung, wenn er vorschlug, man möchte die Stellung zur Judenfrage jeder einzelnen Burschenschaft überlassen."

Auf diese antisemitische Stellungnahme erfolgte dieses Mal keine Reaktion. Für etwa ein halbes Jahr war Ruhe in dieser Frage. Dann aber entbrannte der Streit in einer Heftigkeit, er artet zu einer literarischen Fehde aus, wie sie die „B. Bl." noch nicht erlebt hatten. Ganze Nummern der Zeitschrift sind ausgefüllt mit Betrachtungen für und wider, auf dem Redaktionsschreibtisch häuft sich ein Material, das nicht bewältigt werden kann, und Männer von klangvollem Namen werfen ihre Autorität für ihre Anschauung in die Wagschale. Die Lösung der Frage wurde dadurch nicht gebracht, aber am Ende dieses Streites stehen die Dinge auf des Messers Scheide: Die Entscheidung mußte fallen.

Begonnen wurde dieses Mal von freundlich gesinnter Seite der Streit. Der Heidelberger Professor O s t h o f f, selbst alter Burschenschafter übersandte den „B. Bl." zwei Reden gegen den Antisemitismus, die er selbst in Marburg gehalten hatte. Die „B. Bl." druckten die auf die Burschenschaft bezüglichen Stellen ab. Offene Briefe an Osthoff, Eingesandts und andere Bemerkungen mehr hagelten nur so. Leider ist es untunlich, diese interessante Preßfehde, die die manigfaltigsten Anschauungen zu Tage förderte, ins Einzelne zu verfolgen; es würde zu weit führen. Wer ihr besonderes Interesse entgegenbringt, findet sie in den „Burschenschaftlichen Blättern" des Wintersemesters 1892/3. Wägt man die Stimmen, die sich in diesem Kampf hören ließen, so dürfte man wieder von Gleichheit reden; aber trotzdem lag nach dieser Fehde der S i e g auf seiten der A n t i s e m i t e n. Denn in allen ihren Ausführungen

konnten sie sich auf die Tatsache stützen, daß die Burschenschaft ja schon zum beträchtlichen Teil antisemitisch sei; während auf der anderen Seite eigentlich nur Wünsche und der gesunde Menschenverstand in die Wagschale geworfen werden konnten. Daß da die Tatsachen über die Vernunft triumphieren durften, ist nichts ungewöhnliches. Bemerkenswert ist noch die Schroffheit, mit der man sich des Oefteren über jüdische Kommilitonen im Allgemeinen ausließ, und nicht unerwähnt dürfen die Aufforderungen an die jüdischen Alten Herren bleiben, ihr Band doch zurückzuschicken. Entweder weil es ihrer unwürdig sei einem Verband anzugehören, der sich nicht scheue, antisemitische Tendenzen offen zu bekennen — so sagten die Freunde — oder wie die anderen meinten, weil sie doch einsehen müßten, daß für sie eigentlich kein Platz mehr in der deutschen Burschenschaft sein könne.

Aber das erhellt klar, die Angelegenheit eilte nunmehr dem Ende, der Entscheidung zu. Die gute Tradition eines halben Jahrhunderts war so schon aufgegeben, die Konsequenz war nur noch ein förmlicher Beschluß, der den Juden den Zutritt zur Burschenschaft vollständig versagte.

Diese letzte Phase der Geschichte der Juden in der deutschen Burschenschaft soll ein dritter und letzter Artikel demnächst schildern.

* * *

Von befreundeter Seite geht uns nachstehender Beitrag zu:

In Nr. 22 Ihrer sehr geschätzten „Mitteilungen" vom 31. Mai wird in dem Artikel „Juden in der deutschen Burschenschaft" die Stellung der deutschen Burschenschaft der Judenfrage gegenüber in der historischen Entwickelung im Beginn des 19. Jahrhunderts dargelegt.

Es darf von Interesse sein zu erfahren, was ein vielgefeierter Forscher, Lehrer und Arzt, ein ob seines lauteren, edlen Charakters viel verehrter Mann aus seinen eigenen Erlebnissen aus einer etwas späteren Zeit über dieses Verhältnis mitteilt. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" erzählt Adolf Kußmaul, welcher in seiner Jugend eine führende Rolle in dem Verbindungsleben der Studentenschaft in Heidelberg gespielt, später viele Jahre als Professor in Freiburg und Straßburg gelebt und im hohen Alter als Excellenz vor wenigen Jahren gestorben, Nachstehendes:

„Mit Wehmut gedenke ich der schönen Tage, wo noch die milde Luft kirchlicher Duldsamkeit in der badischen Heimat lachte und die Gebote der Bergpredigt höher standen als die Dogmen der Konfessionen.

In meiner Erinnerung hebt sich der Glaubensfriede der Väter wohltuend ab von dem wilden Gezänk und Fanatismus der Gegenwart. . . . Zentrum und Antisemiten waren noch unbekannte politische Parteien, an den beiden Hochschulen wurde noch kein Jude grundsätzlich von den Studentenverbindungen ausgeschlossen, schon der Gedanke konfessioneller, evangelischer oder katholischer Verbindungen wäre dem Hohn der Gesamtheit verfallen gewesen.

Aus dieser guten alten Zeit wurde in Karlsruhe erzählt, daß man nichts Arges darin fand, wenn in den Räumen der dortigen Musäumsgesellschaft Habel, der Prälat der evangelischen Landeskirche, der katholische Dekan und der Stadtrabbiner eine Whistpartie zusammen spielten."

Er erzählt von dem Treiben und den Kämpfen der Verbindungen und Burschenschaften nach Sands Verbrechen, von dem heimlichen Fortbestehen derselben trotz Bundes- und Landesverbote. Er selbst war 1840 bei dem ältesten Korps in Heidelberg, der Suevia, eingetreten. Eine angesehene Verbindung, berichtet K., waren die Hanseaten, die der nachmalige Hamburger Bürgermeister Petersen gestiftet hatte. Es gehörten ihnen viele Hamburger an, meist sehr feine und fleißige Leute. . . . Innere Zerwürfnisse der Verbindung führten 1841 zur ihrer Auflösung. Die Hamburger kneipten bis zu ihrem Abgang von Heidelberg mit den Schwaben. „Infolge dieser Vorgänge lernte ich den ebenso fleißigen, als geistvollen Mediziner Eduard Cohen kennen. . . Er ist einer der gesuchtesten Aerzte Hamburgs geworden und Arzt in Bismarcks Familie, wenn der Fürst in dem nahen Friedrichsruh verweilte. Wie hoch ihn dieser schätzte, lehrt ein Brief dankbarster Anerkennung, den er nach Cohens am 4. Dezember 1884 erfolgten Tode den Hinterlassenen schrieb."

An einer andern Stelle schreibt K: „Ungefähr gleichzeitig mit der „Ruperta" bildete sich eine zwanglose Gesellschaft aus Wilden und früheren Burschenschaftern, die meist von Jena gekommen waren, unter dem Namen „Walhalla". Sie war zahlreich und es gehörten ihr viele tüchtige junge Männer an; einige zeichneten sich später im deutschen Reichstage aus. Ich nenne Ludwig Bamberger, Wilhelm Genast, Versmann, Aegidi . . Neben dem strenggläubigen Theologen Specht gehörten ihr drei junge Republikaner an.

Politisches und religiöses Glaubensbekenntnis, heißt es, war unmaßgebend für die Aufnahme in die Korps, nur die persönliche Ehrenhaftigkeit und die Verpflichtung des Gehorsams gegen die Statuten waren erforderlich, um aufgenommen zu werden.

Konfessionelle Verbindungen traten erst dann ins Leben, als die großen Verbände der Korps und Burschenschaften die Aufnahme neben vielem andern auch vom religiösen Glaubensbekenntnis abhängig machten und so Zwist und Feindseligkeit in die Reihen der Studentenschaft trugen."

Deutsche Antisemiten, Russen und Juden.

Unsere Antisemiten jubeln nicht nur den Russen zu, sie wagen es auch die russische Judengesetzgebung mehr oder weniger dem deutschen Reiche zur Nachahmung zu empfehlen. Rußland erntet ja jetzt zur Genüge die Früchte sowohl seiner allgemeinen Mißwirtschaft als auch seiner judenfeindlichen, judenmörderischen Gesetzgebung und Tyrannei. Statt sich die russische Regierung, die doch blamiert genug dasteht, statt sich die bezahlten russischen Judenmörder zum Muster zu nehmen und dem deutschen Volke als Muster zu empfehlen, sollten sie sich doch, wenn schon ihre Kultur nach Osten drängt, lieber solche Männer zum Muster nehmen, die heute allein von den Russen die Achtung der Welt genießen.

Fürst Trubetzkoi sagte einem Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung":

„Ich sehe in den Juden nur solange eine Gefahr, als sie den heute herrschenden Gesetzen unterworfen sind. Es heißt doch eine geringe Meinung von seinem eigenen Volke haben, wenn wir uns vor den Juden fürchten sollten. Der Moskowiter ist so weit entwickelt, daß es mir garnicht zweifelhaft erscheint, daß er im Konkurrenzkampf mit dem Juden lediglich gewinnen kann."

Gerade weil der Fürst nichts sagt, was nicht schon bei uns und von uns tausendmal gesagt worden wäre, verdient dies besondere Beachtung. Was sagt Fürst Trubetzkoi im Grunde anderes, als daß jedes Land die Juden hat, die es verdient, und wie oft ist dies nicht schon gesagt worden! Und wenn es schon eine geringe Meinung vom russischen Volke haben heißt, die sechs Millionen Juden zu fürchten, dann ist es doch unendlich niedriger vom deutschen Volke gedacht, das unzweifelhaft sehr viel kultivierter ist, die nicht nur absolut, sondern auch relativ viel geringere Zahl der Juden zu fürchten.

Wie der bekannte Organisator der Semstwo, Herr Schipow in Moskau, auf den gewaltigen Aufschwung hinweist, den die Juden in Rußland in den letzten fünfundzwanzig Jahren genommen haben, so haben wir mit noch viel mehr Recht auf den kolossalen kulturellen Aufschwung hingewiesen, den die Juden bei uns seit etwa einem Jahrhundert unter sehr weit freundlicheren Gesetzen genommen haben, ein Aufschwung, der bei uns jede differentielle Behandlung ausschließen sollte, schon den bloßen Gedanken an eine solche zu einem nichtsnutzigen und selbstmörderischen Verbrechen stempelt.

Der Kriegsberichterstatter der „Now. Wremia" endlich schreibt in seinem Buche „Die Wahrheit über den Krieg". S. 232:

. . . „Welche Anekdoten werden nicht von den Juden erzählt! Dennoch haben sich nicht wenige von ihnen während dieses Krieges prächtig ausgezeichnet, als tapfere und überlegende Soldaten. Nicht wenige wurden von ihnen mit dem Georgskreuz geschmückt; viele tragen zwei und drei solche Kreuze an der Brust! Man beachte, daß dies Ehrenzeichen durch Stimmabgabe der Mannschaften einer Kompagnie und nicht durch die Vorgesetzten vergeben wird! Und wie werden die Juden von den andern Soldaten geliebt. Auch die Offiziere konnten sie nicht genug loben. Beim russischen Soldaten gibt es weder nationalen, noch religiösen Fanatismus."

Und unsere deutschen Antisemiten und selbst solche Männer, die sich schämen würden, mit Antisemiten zusammen genannt zu werden, fühlen keine Scham, von deutschen Juden, die in jeder Beziehung ihre Pflicht tun, geringer zu denken als russische Offiziere und Soldaten!

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler hat seit wenigen Tagen wieder das Recht der Redefreiheit, das ihm vor 3/4 Jahren durch den Polizeipräsidenten v. Borries in Berlin genommen war. Der Polizeipräsident begründete das Redeverbot damit, daß Graf Pückler von einem Berliner Gericht für unzurechnungsfähig erklärt wurde. Der Einwand des Grafen, daß ihn später ein anderer Gerichtshof für zurechnungsfähig gehalten und zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt habe, wurde damit zurückgewiesen, daß dieses Urteil infolge eingelegter Revision noch nicht rechtskräftig wäre. Nachdem nun das Reichsgericht die Revision des Grafen verworfen hat, ist Graf Pückler persönlich auf dem Ministerium des Innern vorstellig geworden. Vom Minister v. Bethmann-Hollweg hat er darauf folgenden Bescheid erhalten: „Euerer Hochwohlgeboren erwidere ich auf die bei meinem Referenten heute mündlich erhobene Vorstellung ergebenst, daß mit dem Erkenntnisse des Reichsgerichts vom 23. Mai d. J., welches rechtskräftig Sie als strafrechtlich verantwortlich beurteilt und damit die Frage Ihrer Zurechnungsfähigkeit bejaht hat, die Voraussetzung weggefallen ist, die dem hiesigen Herrn Polizeipräsidenten mit diesseitiger Billigung seinerzeit Veranlassung gab, Ihr Auftreten als Redner in Versammlungen nicht zu dulden. v. Bethmann-Hollweg." Damit ist dem Grafen also wieder das Recht der Redefreiheit gegeben, von dem er nun auch reichlichen Gebrauch macht.

Der Graf versichert, daß die ganze Polizei, vom letzten Schutzmann bis zum höchsten Offizier, auf seiner Seite stehe. Er schimpft zwar wieder über den rothen Manasse und fordert, wie bereits mitgeteilt, wieder zum „letzten gewaltigen Sturm," zum Schädeleinschlagen, Einbrechen und dgl. auf, aber er ist jetzt so liebenswürdig, zu bemerken, daß die von ihm gebrauchten blutigen Redewendungen nicht wörtlich aufzufassen seien. Man sieht, der Graf hat etwas gelernt. Aber hat das nicht verzweifelte Aehnlichkeit mit dem bei Verbrechern so beliebten Schaffen eines Alibibeweises gewissermaßen pränumerando? Die irischen Agitatoren waren noch vorsichtiger und riefen der Volksmenge zu: Haut nicht die blutigen Sachsen! Zerschmettert ihnen nicht die Schädel! usw. Es hatte dies jedesmal die Wirkung, daß die braven Iren das Gegenteil taten von dem, was die Agitatoren gesagt, nicht aber gemeint. Vielleicht nehmen sich die anarchistischen Redner den Grafen Pückler zum Muster und erklären auch, daß man ihre polizeiwidrigen Redewendungen nicht wörtlich nehmen solle. Daß aber Graf Pückler so offen Verstecken zu spielen sich herabläßt, und nicht wagt für seine Worte einzustehen, ist gerade kein Zeichen germanischer Tapferkeit.

Auch wenn man gebührend berücksichtigt, daß unsere Irrengesetzgebung an vielen Unklarheiten und Widersprüchen leidet, muß das Verfahren der Regierung im Falle Pückler Bedenken erregen. Schließlich ist ja normalerweise auch geistig Gesunden nicht gestattet, in öffentlichen Versammlungen zum Einschlagen der Schädel aufzufordern. Versammlungen links stehender Parteien pflegen für weitaus harmlosere Bemerkungen aufgelöst zu werden. Wir meinen, die Polizei hätte zu einer Auflösung umsomehr Veranlassung gehabt, als Pückler die Behauptung wagte, die Polizei werde beim Verbrechen keine Schwierigkeiten machen, da sie vom obersten Leiter bis zum jüngsten Leutnant auf seiner Seite stehe. Es ist sicher, daß das Pücklersche Treiben hauptsächlich unsere Regierung bloßstellt.

Zwischen dem Grafen Pückler und dem Landgericht Glogau besteht ein höchst sonderbares Verhältnis. Vor längerer Zeit war vor der Glogauer Strafkammer, wie erinnerlich, ein Termin angesagt worden, in dem sich Graf Pückler wegen Beleidigung und widerrechtlicher Bedrohung verantworten sollte. Nach der Anklage soll Graf Pückler den Vogt Paul vom Vorwerk Kropusch mit seiner berittenen Leibgarde angegriffen und ihn wegen einer angeblichen Beleidigung zu mehrmaliger Abbitte gezwungen haben. Zwei mit Kartoffelbuddeln beschäftigte Frauen wurden bei dieser Attacke von Krämpfen befallen. Wer aber in diesem Termin nicht erschien, das war Graf Pückler. Infolgedessen beschloß auf Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft der Gerichtshof die zwangsweise Vorführung des Angeklagten zu einem möglichst bald anzuberaumenden Termin. Das war am 19. Januar d. J. Einige Tage darauf hat sich — wie damals bestimmt verlautete — Graf Pückler in einem Schreiben an das Glogauer Landgericht mit der Bitte gewandt, von seiner Verhaftung doch Abstand nehmen zu wollen, er wolle auch zum nächsten Termin freiwillig erscheinen. Seit diesen Vorgängen sind 5 Monate ins Land gegangen, aber ein neuer Termin gegen den Grafen Pückler ist bisher nicht angesetzt worden. Auf dem Landgericht ist, wie der „Niederschlesische Anzeiger" mitteilt, über die Behandlung der Angelegenheit das tiefste Geheimnis als Parole ausgegeben und tatsächlich ist über den Stand der Dinge absolut nichts zu erfahren. Wie die Sache zusammenhängt und insbesondere, woher es kommen mag, daß das Landgericht seinem Beschlusse auf möglichst baldige Zwangsvorführung des Angeklagten bis zur Stunde die Tat nicht hat folgen lassen, darüber zerbrechen sich die Gelehrten und Ungelehrten vergeblich die Köpfe. Als Graf Pückler im Jahre 1899 sich wegen seiner ersten Hetzrede vor dem Glogauer Landgericht zu verantworten hatte und mit der Begründung freigesprochen wurde, daß der Graf ein ideal gesinnter Mann sei, dessen Ausdrücke nur bildlich zu verstehen seien, brachte Graf Pückler in seiner ersten Berliner Rede ein „Hoch auf das brave Landgericht Glogau" aus. In ähnlicher Stimmung mag sich Graf Pückler heute befinden.

Vermischtes.

Zu der geplanten Zehn Millionen-Spende für preußische Offiziere macht die „Nation" Dr. Barths folgende satirische Randbemerkungen:

„Da haben einige Nörgler gemeint, daß gerade „die zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" den Kern jener politischen Partei bildeten, die es sich seit Jahrzehnten angelegen sein läßt, die Börse als den Tummelplatz aller niedrigen Instinkte zu denunzieren und die Bankiers als eine besondere Sorte abgefeimter Wuchermacher hinzustellen, denen man gesetzliche Handschellen anzulegen habe. Begreift man denn nicht, daß alle diese Bemühungen nur dem brennenden Wunsche entsprungen sind, die Börsenwelt zur vollen Höhe des moralischen standard der „zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" zu erheben? Wie kann man die Absichten dieses ethisch-patriotischen Erziehungsfeldzuges so arg verkennen!

Wenn nun aber gar auch noch darauf hingewiesen wird, daß speziell die jüdischen Finanzleute daran Anstoß nehmen könnten, daß ihre eigenen Söhne grundsätzlich vom Offizierstande ausgeschlossen würden, so ist diese unpatriotische Empfindlichkeit kaum verständlich. Die Erfüllung der „historischen Mission", um die es sich hier handelt, ist eine schwere, mit großen Opfern verknüpfte; wie die militärische Dienstpflicht überhaupt. In früheren Zeiten pflegte man sich glücklich zu schätzen, wenn man in der Lage war, sich von dieser Dienstpflicht loszukaufen zu können. Die Pflichten des Offiziers aber sind viel schwerere. Erscheint es da unbillig, daß man denjenigen, denen man die Erfüllung dieser Pflichten nicht ansinnt, ein geringes Geldopfer zumutet, so etwas wie eine freiwillige Offizierswehrsteuer?

Sodann ist aber auch noch ein weiterer Gesichtspunkt zu berücksichtigen. Dank der beständig wachsenden Vorurteilslosigkeit gerade auch „in den zum Offiziersersatz vor allem berufenen preußischen Adelsfamilien" mehren sich die Fälle, in denen Sprossen dieser alten Adelsgeschlechter eheliche Verbindungen mit den Töchtern reicher jüdischer Familien eingehen. Eine ziemlich regelmäßige Begleiterscheinung dieser höchst wünschenswerten Verbindungen zwischen Geburt und Reichtum ist die Deckung der Schulden des Schwiegersohnes durch den reichen Schwiegervater. Ist nun rechtzeitig für eine finanzielle Sanierung der betreffenden Adelsfamilien gesorgt, so liegt es auf der Hand, daß sich auch die zu deckenden Schulden der Schwiegersöhne wesentlich reduzieren werden. Eine Beteiligung an der geplanten Liebesgabe könnte also unter Umständen noch ein gutes Geschäft werden.

Es ist charakteristisch für unsere in Materialismus versunkene Zeit, daß für die patriotische Idee, die diesem Zehnmillionenfonds zugrunde liegt, die Vertreter der Großfinanz, die man der Ehre gewürdigt hat, sich an einer historischen Mission wenigstens indirekt zu beteiligen, kein Verständnis gezeigt haben."

Der frühere badische Finanzminister Ellstätter ist Mitte Juni hochbetagt gestorben. In früheren Jahrgängen der „Mitteilungen" ist der Lebenslauf dieses ausgezeichneten Mannes eingehend geschildert worden. Unter der Spitzmarke: „Eine Ironie der Geschichte" veröffentlichen die „Münchener Neuesten Nachrichten" folgenden historisch-anekdotischen Beitrag:

„Der verstorbene badische Finanzminister Ellstätter durfte im Jahre 1854 noch keine Rechtsanwaltschaft in Baden ausüben, seines Glaubens wegen. Er verließ deshalb das Land und ging zur Diskontogesellschaft nach Berlin, wo er mit Miquel und Mathy zusammen praktizierte. Alle drei sind Finanzminister geworden. Mathy war Ellstätters Vorgänger im Amt und berief, nachdem der Minister des Innern, Lamey, inzwischen die Emanzipation der Juden durchgeführt hatte, den in Durlach als Rechtsanwalt etablierten Kollegen von der Diskontogesellschaft als Rechtsreferent ins Finanzministerium. 10 Jahre zuvor war er aus Baden gleichsam vertrieben worden. Nach 4 weiteren Jahren war Ellstätter Minister und seine Wirksamkeit als Reorganisator des gesamten Finanzwesens ist einer der Grundpfeiler gewesen, auf der Baden seine nationale Politik in so vorbildlicher Weise für ganz Deutschland durchführen konnte. Ellstätter war ein Finanzgenie ersten Ranges und nichts ist vielleicht bezeichnender für die ihm zu dankende Höhe des badischen Staatskredits, als die Tatsache, daß badische Staatsobligationen ein Lieblingsanlagepapier der Rothschilds aller Länder waren. Freiherr Willy, der verstorbene Chef der Frankfurter Firma, sammelte in aller Stille, aber mit großem Eifer sogenannte „Gulden-Baden", d. h. die alten Staatsobligationen in Guldenwährung. Dem Sohn des jüdischen Möbelhändlers David Ellstätter war die Ausübung seines Berufes versagt worden, aber die liberale Gesetzgebung des Landes hat das gut gemacht an ihm und er hat seiner Heimat in glänzender Weise dafür gedankt. Im übrigen hat — und auch das war eine Ironie der Geschichte — Ellstätters Ernennung zum Minister auf Jollys Vorschlag Lamey, den badischen Judenemanzipator derart verblüfft verdrossen, daß er Abends in den „Darmstädter Hof" zu Karlsruhe gestürmt kam und den Wirt wütend zurief: „Herr Cerf, nennen Sie sich Hirsch, dann werden Sie Minister." In unverfälschtem Karlsruher Dialekt wurde ihm aber aus der Tafelrunde zugerufen: „Deß hasch jetz dervon mit Deine Jubbe. Du hasch jo kain Ruh g'habbt, bis D' se emanzibiert g'habbt hasch!"

Zwickau, 21. Juni. Als ein schönes Zeichen von Toleranz und gutem Einvernehmen zwischen der jüdischen Gemeinde und den anderen hiesigen Religionsgemeinschaften darf es betrachtet werden, daß der Superintendent der Ephorie Zwickau, Kirchenrat D. Meyer und Kaplan Wenke von der katholischen Gemeinde zu der Feier der Einweihung der Synagoge erschienen waren.

Bamberg. Es verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, in welch schönem Einvernehmen die verschiedenen Konfessionen der hiesigen Stadt leben. Die Persönlichkeit des neuen Erzbischofs Dr. Friedrich Philipp Albert bürgt dafür, daß der Friede auch ferner gewahrt bleibe. Bei seinem Einzug in die hiesige Stadt sprach er den Stadtvertretern, unter denen sich auch ein Israelit befindet, innigen Dank für den herzlichen Empfang aus und fügte hinzu: „Mit einem Herzen voll Frieden und Liebe komme ich hierher; den Frieden zu halten mit Euch, darin erblicke ich das Wesen meiner hohen priesterlichen Aufgabe und ich will in fördern in aller Liebe, denn er ist nötig in der jetzigen schweren Zeit!" Bei einer Serenade hielt der Erzbischof eine Ansprache, in deren Verlauf er folgendes betonte: „Der Gottesfrieden möge einkehren in jedes Haus und Herz allüberall, und ich rufe allen ohne Unterschied zu das Wort und den Gruß: Der Friede sei mit Euch! Möge Gottes Segen auf allen Bambergern ohne Unterschied der Konfession ruhen!"

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.

Bansin. Hotel Aegir (Necker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Necker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.

Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tamlach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz" und „zum roten Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Banhaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montodello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wird unseren Lesern dankbar.

Kitzbühel in Tirol befindet sich schon von Anfang an auf unserer Liste; an dem antisemitischen Charakter des Orts hat sich in der Zwischenzeit auch nichts geändert. Aus unserem Leserkreise wird uns neuerdings ein Prospekt eingesandt, der auf der ersten Seite den Stempel trägt: „Beschluß der Gen. Vers. 1897: Anfragen von Juden haben unberücksichtigt zu bleiben."

Sprechsaal.

Der Antisemitismus — Gespenst, Snobismus, Modesache.

Zu der interessanten Kontroverse in Nr. 25 der „Mitteilungen" zwischen dem richterlichen Beamten israelitischen Glaubens und dem Vorsitzenden des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, Herrn Dr. Theodor Barth, möchte ich einige Bemerkungen machen. Von vorn herein will ich erklären, daß ich den Standpunkt des Richters nicht teilen kann.

Die auch von dem Richter für ideal gehaltenen Zustände können nur herbeigeführt werden durch eine Revolution von oben, und diese Revolution wird am einfachsten bewerkstelligt durch möglichst gesetzliches Verhalten namentlich der oberen Beamtenwelt. Die nach der Verfassung handelnden Minister der Justiz, des Krieges 2c. können bei ihrer Revolutionierung der mehr oder weniger antisemitisch angekränkelten oder für so angekränkelt gehaltenen Kreise immer darauf hinweisen, daß sie den Gesetzen des Landes gehorchen. Es ist dies für sie viel leichter und bequemer, als es f. Z. für die spartanischen Heloten war. Wer aber sollte vor allem und vor allen den Gesetzen des Landes mehr gehorchen als der Justizminister, wer mehr als der Minister, in dessen Ressort die Disziplin und der Gehorsam die Grundpfeiler sind?

Wenn diese Minister und andere höhere Beamte sich stets auf die gesellschaftliche Strömung berufen, so behaupten wir, daß sie dies mit Unrecht tun. Ich weiß wohl, daß der Antisemitismus existiert, aber ich behaupte, daß er in den Kreisen der Bevölkerung, die, wenn auch nicht infolge ihrer Stellung besonders einflußreich, aber doch das Rückgrat des Staates bilden, nicht existiert, und daß er in anderen, einflußreicheren mehr nur snobisch veranlagten Menschen oder als eine Modesache existiert.

Ich bin Jude und verkehre seit dreißig Jahren in Berlin hauptsächlich mit Christen. Ich habe unter diesen meinen Bekannten nicht nur absolut nichts von Antisemitismus gemerkt, sondern ich war oft versucht aus deren Verhalten zu schließen, daß man von dem Antisemitismus viel zu viel Aufhebens mache, daß er nur das Werk einiger Schreier und Anreißer sei. Ich muß dabei bemerken, daß ich mir nicht bewußt bin, etwa besonders liebenswürdig zu sein, und gewiß besitze ich keine besonderen gesellschaftlichen Vorzüge und ebenso wenig eine irgendwie einflußreiche

Stellung oder gar Reichtum, so daß man vermuten könnte, meine Bekannten seien gewissermaßen geblendet oder verstellten sich mir gegenüber. Auch die Bekannten, die ich im Auge habe, zeichnen sich nicht etwa durch einen besonders hohen Bildungsgrad aus, der von vorn herein jeden Antisemitismus ausschließt. Es sind Kaufleute, Beamte, Offiziere, Lehrer, nicht sonderlich hervorragende Schriftsteller etc. Es sind alles Leute, die ich vielleicht am besten nach jeder Richtung hin als zum „mittleren Mittelstand" gehörig bezeichnen könnte. Auch das muß ich bemerken, daß ich keineswegs etwa mein Judentum unter den Scheffel gestellt habe. Ich gehöre zwar nicht zu den streng gläubigen Juden, aber die jüdische Religion scheint mir persönlich als die verständlichste, und diesen meinen Standpunkt habe ich stets verteidigt. Ich habe auch stets in der Unterhaltung betont, daß den Juden mit den antisemitischen Vorwürfen Unrecht geschehe und daß diese Ungerechtigkeit mich veranlasse sehr häufig auch mit der Feder für die Juden einzutreten. Trotz alle dem habe ich in den Kreisen, wie ich sie geschildert, in dreißig Jahren nichts, absolut nichts von Antisemitismus gemerkt, und ich glaube mich berechtigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß in den entsprechenden Kreisen auch kein Antisemitismus existiert, daß man vielmehr nur aus dem Geschrei der unverfrorenen, gewerbsmäßigen Antisemiten mit Unrecht auf die große Verbreitung antisemitischer Gesinnung in den Kreisen schließe, die nach meinem Dafürhalten nicht vielleicht die vornehmste und einflußreichste, aber doch wohl die solideste Schicht der Bevölkerung, nicht zwar Kopf und Herz, aber gewissermaßen das Rückenmark des Staatskörpers bilden.

Die aus Rücksicht auf solche Kreise etwa bona fide glauben keine jüdischen Offiziere und Richter anstellen zu dürfen, fürchten demnach ein leeres Gespenst, einen tatsächlich nicht vorhandenen Antisemitismus.

Es gibt aber auch weite, vielleicht für vornehmer gehaltene und einflußreichere Kreise, in welchen man antisemitisch tut, ohne wirklich antisemitisch zu sein. Es sind dies meist oberflächliche, jeder gesellschaftlichen Unannehmlichkeit gern aus dem Wege gehende Leute, die entweder eine Modelaune glauben mitmachen zu müssen oder aus Snobismus gewissermaßen imaginäre Antisemiten sind, und eben weil ihr Antisemitismus weder auf Vorurteil noch auf Idiosynkrasie, noch auf Dummheit oder Schlechtigkeit beruht, sondern ganz und gar unecht und gemacht ist, die schlimmsten Antisemiten oft zu sein scheinen.

Sonst respektable Leute, die von dem antisemitischen Geschrei hören, die sehen, daß hier und da der Jude nicht für voll angesehen wird, glauben es ihrer Familie und ihrer „Respektabilität" schuldig zu sein, daß in ihren Salons, auf ihren Gesellschaften kein Jude gesehen werde, weil dieser ja nicht bei allen für voll gilt, und sie Wert darauf legen nur mit unzweifelhaft „erstklassigen Menschen" zu tun zu haben. Er spricht dies ebenso wenig gegen die Juden, wie die Abneigung sehr vieler Menschen irgend etwas mit Gerichten zu tun zu haben, etwas gegen die Gerichte spricht, und man braucht ebenso wenig auf deren wirklichen Antisemitismus zu schließen, wie man ein schlechtes Gewissen bei solchen zu vermuten braucht, die ja nichts mit dem Gericht zu tun haben wollen. Daß diese Sorte Leute durch ihr Verhalten dem Antisemitismus Vorschub leisten, daran denken sie ebenso wenig oder, wenn sie daran denken, lassen sie sich dadurch ebenso wenig beeinflussen, wie jene gerichtsscheuen Leute, die durch einen Gang aufs Gericht ein Unrecht verhüten, ein Verbrechen zur Sühne bringen könnten. Die judenscheuen Leute sind in gewisser Weise verächtlicher; sie sind Snobs, und sie schaden darum so sehr, weil sie oft in hervorragender amtlicher oder gesellschaftlicher Stellung sich befinden.

Nicht minder schlimm sind die zahlreichen antisemitischen Mitläufer, die ebenso wie die Mitläufer an der Börse die Kurse, die sozialdemokratischen Mitläufer die Wahlergebnisse beeinflussen, dazu beitragen, dem Antisemitismus auch in den Augen der höchsten Behörden eine Bedeutung zu verleihen, die ihm tatsächlich nicht gebührt. Diese Leute würden morgen ebenso die Juden hoch wie sie sie heute gering schätzen, wenn morgen die entsprechende Losung ausgegeben würde und Verbreitung finden könnte. Diese Leute ebenso wie die snobischen Antisemiten sind vielleicht sogar Antisemiten contre coeur, wie viele Damen contre coeur sich einer ihnen unbequemen, selbst verhaßten und schädlichen Mode unterwerfen. Sie würden sich vielleicht ebenso freuen, nicht als Antisemiten zu gelten, wie Herr Schönstedt, der, wie Herr Dr. Barth wohl mit Recht glaubt, selbst kein Antisemit ist, sich freuen würde, auch nicht als Antisemit zu gelten.

Einem Gespenst geht man am besten mutig zu Leibe. Wenn man ihm ganz nahe ist, dann zerfließt es in ein — Nichts. Der Antisemitismus, den man in manchen Kreisen vorhanden glaubt, existiert bei näherem Hinsehen tatsächlich nicht. Wie man Snobs kuriert, wenigstens solche Snobs wie die, die sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie mit Juden Unter den Linden sich sehen lassen, haben wirklich vornehme Leute oft genug gezeigt. Wenn die Herren Oberlandesgerichtspräsidenten und Minister und Obersten es sich zur Pflicht machten, ihre Ehre dreinzusetzen, selbstverständlich nur verdienstvolle Juden ritterlich und wie es sich ziemt zu behandeln, dann würden sie nicht nur nach Gesetz und Recht, nach Pflicht und Ehre handeln, sie würden sich auch um weite Kreise, um das Vaterland selbst verdient machen, indem sie dazu beitrügen, dieses von einer Schmach zu befreien, statt daß sie jetzt diese Schmach fördern. Und eine Modekrankheit wird am besten dadurch bekämpft, daß die vernünftigen und maßgebenden Personen auf diese Mode keine Rücksicht nehmen, gelegentlich selbst sie lächerlich machen.

Ist das, was hier gesagt worden ist, richtig, dann hat Herr Schönstedt zu handeln, wie Herr Dr. Barth rät, und nicht wie der richterliche Herr israelitischen Glaubens. Und Herr Dr. Schönstedt hat es so leicht; er hat nur nach den Vorschriften der beschworenen Verfassung zu handeln und die nachgeordneten Behörden anzuweisen, das Gleiche zu tun, was zu tun ohnehin ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Und ebenso leicht, vielleicht sogar noch leichter hätte es der preußische Kriegsminister, der Herrscher im Reiche der Disziplin und des Gehorsams.

Ludwig Klausner-Davoc.

Briefkasten.

Dr. L. Die „Kreuzztg." irrt, Anita Augsburg ist weder Jüdin noch jüdischer Abstammung. Sie ist eine Friesin, die Tochter eines evangelischen Juristen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 27. Berlin, 3. Juli 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Herr Expastor Kröscll,

der noch immer die Ehre hat, den pommerschen Wahlkreis Pyritz im Reichstag zu vertreten, liebt es, seinen Wählern in seinem Blatte „Der Mittelstand" zu zeigen, was er für eine große Persönlichkeit sei. So teilte er seinerzeit mit, daß er zu einem Hoffest eingeladen worden sei, und kurz vor dem Schluß des Reichstagssession, daß er „von dem Herrn Staatsminister, Staatssekretär des Innern Dr. Graf von Posadowsk-Wehner eine Einladung zum Abendessen erhalten habe."

Die Pyritzer und besonders die Leser des „Mittelstand" müssen und sollen wohl durch solche Mitteilungen zu dem Glauben gebracht werden, daß ihr Abgeordneter bei Hofe persona gratissima ist. Sie wissen ja nicht, daß ein Abgeordneter in der Regel eine Einladung zu Hofe erhält, wenn er gewisse formelle Vorbedingungen erfüllt und so zu erkennen gibt, daß er eine der formellen Hofeinladungen erhalten möchte. Diejenigen Reichstagsabgeordneten werden nicht eingeladen, welche ihre Karte nicht auf dem Hofmarschallamt abgeben und ihren Namen nicht in die aufgelegte Liste eintragen. Natürlich würde auch ein Reichstagsabgeordneter trotz der bezeichneten Formalitäten nicht eingeladen werden, wenn man bei Hofe Ehrenrühriges über ihn wüßte. Wenn zum Beispiel dem Hofmarschallamt bekannt ist, daß Jemand in Skandalgeschichten verwickelt gewesen ist, die sogar eine Ehescheidung zur Folge gehabt haben, daß Jemand sein Amt hat niederlegen müssen, weil in einem Prozesse allerlei häßliche Dinge über ihn bekannt geworden sind oder ähnliches, dann würde das Hofmarschallamt sich wohl hüten, eine so anrüchige Person zu Hofe einzuladen, auch wenn sie dort nur die sehr bescheidene Rolle eines neunhundertneunundneunzigsten Rades am Wagen zu spielen hat. Aber so ein pommerscher Kleinstädter aus dem Kröscllschen Gefolge hat noch die Vorstellung von einem Hofgast, wie jene brave Bäuerin, die erzählte, wie eine Gräfin ihren Sohn hochschätze, ihm eine prachtvolle, goldstrotzende Garderobe geschenkt habe und alle Tage mit ihm ausfahre. Der Sohn war nämlich der Gräfin -- Kutscher.

Und wie kleinstädtisch gemütlich klingt es, daß der Staatsminister und Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky den Reichstagsabgeordneten Kröscll „zum Abendessen" eingeladen hat. Der Leser des „Mittelstand" denkt da gleich an mit guter Landwurst belegte Butterstullen, Bier 2c., die der Staatssekretär ohne seinen lieben Kröscll nicht verzehren möchte. Ganz natürlich führen dann die beiden Herren keine Gespräche wie der Peter Christian und der Nachbar Gottlieb Lehmkuhl, bewahre! Der Staatssekretär ist schlau, hat's hinter den Ohren. Er will sich von dem Pyritzer Abgeordneten Rats erholen. Aber der Reichstagsabgeordnete für Pyritz ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Er bedingt sich von dem Staatsminister und Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowsky, aus, daß er mindestens den Mittelstand rette, und die Mittel und Wege dazu weiß so ein Mann wie Kröscll zu zeigen, noch ehe sich beide satt gegessen und nach dem dritten Mann zum Skat schicken. Bis der kommt, erzählt Herr Kröscll die Wahrheit über den Konitzer Mord und krempelt den Minister zum Antisemiten um.

Daß der Staatssekretär in Erfüllung seiner Repräsentationspflichten die Abgeordneten und nicht den Reichstagsabgeordneten Kröscll zu einer parlamentarischen Abendgesellschaft einladen muß und der Abgeordnete für Pyritz oder Kyritz da eine sehr bescheidene Rolle spielt, daran denkt der brave Pyritzer „Mittelstand"-Leser nicht im Traume.

Was mögen wohl die Beweggründe sein, die den Herrn Reichstagsabgeordneten Kröscll veranlassen im Gegensatze zu fast allen anderen Herrschaften, die dergleichen Einladungen hinnehmen als das was sie sind, so mit dem Hof und dem Staatssekretär Reklame für sich zu machen? Will er, was etwas Parvenuhaftes verriete, die Pyritzer vergessen machen, daß sein Vater zwar ein ganz gescheiter Radikaler vor dem Herrn war, oder gar daß er ein zwar durchaus anständiges, aber doch nur bescheidenes Handwerk betrieben hat? Der beste Teil der Pyritzer Bevölkerung, der den alten Kröscll, einen ungewöhnlich tüchtigen Mann, auch außerhalb seines ehrsamen Gewerbes, gekannt hat, wird darum doch nicht diesen Vater über solchen Sohn vergessen wollen. Oder treibt ihn ein gewisser Größenwahn, seinen Landsleuten des öfteren vorzuhalten, wie herrlich weit er es doch gebracht hat, daß er, der Sohn des radikalen Schuhmachers, sogar Gast auf einem Hofballe sein darf? Oder ist es ganz gewöhnliche Eitelkeit, die sich öfter in der Zeitung, wenn es auch nur der eigene unbedeutende „Mittelstand" ist, gedruckt sehen möchte? Fast möchte man das Letztere annehmen, besonders wenn man bedenkt, wie er sich hebräischer Kenntnisse rühmte, die er tatsächlich nicht besaß. Gibt es in seiner Vaterstadt ja auch nicht wenige, die behaupten, daß er, der früher mit Juden ganz besonders freundschaftlich verkehrt hatte, Antisemit geworden ist, lediglich weil er glaubte, in dieser Partei am ehesten eine Rolle spielen zu können. Auch sein von uns schon bei einer früheren Gelegenheit geschildertes Verhalten als Gast des „Juden" Ballin und der großkapitalistischen Hamburg-Amerika-Packetfahrt-Gesellschaft spricht für große persönliche Eitelkeit.

Indessen ist bei Herrn Kröfell noch ein anderes Motiv möglich. Herr Kröfell, der ja wohl weiß, daß man in Pyritz die verschiedenen Prozesse und ganz besonders die Skandalprozesse, in denen er, wie unsere Leser wissen, eine besonders für einen Pfarrer und einen als Reformator sich aufspielenden Mann nichts weniger als rühmliche Rolle gespielt hat — einer dieser Prozesse kostete ihn die schöne Kloziner Pfarre — mit großem Eifer verfolgt, fühlt vielleicht das dringende Bedürfnis in den Augen seiner Pyritzer als rehabilitiert zu gelten. Die Einladungen des Hofes und des Staatssekretärs sollen ihm gewissermaßen als Leumundszeugnisse dienen, da der Mann mit pommerschen Begriffen und mit ländlicher Vorstellung von der großen Welt keine Ahnung hat, daß man in dieser von den Fahrten, Abenteuern und Prozessen des Reichstagsabgeordneten Kröfell keine blasse Ahnung hat und am allerwenigsten daran denkt, ihm ein Leumundszeugnis auszustellen und gar ihm Vorspann zu leisten in seinem Bemühen sich die Gunst seiner Wähler zu gewinnen bezw. zu erhalten.

Uns kann es gleichgiltig sein, ob Herr Reichstagsabgeordneter Kröfell mehr von der dem Pfau oder mehr von der dem Fuchs zugeschriebenen Eigenschaft besitzt oder ob das Verlangen nach einer wieder reingewaschenen „weißen Weste" — um uns eines von dem Fürsten Bismark gebrauchten Bildes zu bedienen — zu jenen „Mittelstand"-Notizen begeistern. Zur Charakteristik des Abgeordneten, der an das Ritualmordmärchen glaubt, als Pfarrer den Don Juan spielt und dann noch den Mittelstandserretter in sich entdeckt, scheinen uns diese kleinen von ihm selbst gelieferten Beiträge sehr interessant. Man lernt aus solchen Kleinigkeiten nicht minder wie aus Prozessen seine Leute kennen.

Aus dem Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden.

Die Antisemiten sind sehr rührig in dem Bemühen, Anhänger und damit, was ihnen das Wichtigste ist, Wahlkreise und Mandate zu gewinnen. Der Erfolg entspricht glücklicherweise keineswegs den aufgewendeten großen Mühen und großen Worten, denn die Zahl der antisemitischen Volksvertreter hat sich bisher nur in recht mäßigen Grenzen bewegt. Dennoch sollte man auf gegnerischer Seite dem Treiben der Antisemiten etwas mehr Aufmerksamkeit schenken, als es meistens tatsächlich geschieht. Es möge nur einmal auf den Wahlkreis Eschwege-Schmalkalden hingewiesen werden, der früher bereits von den Antisemiten Lenß und Iskraut, aber auch schon von Liberalen und Konservativen im Reichstage vertreten wurde, und den bekanntlich im vorigen Jahre in einer Reichstagsersatzwahl der Antisemit Raab erobert hat. Durch gewisse, anscheinend erheblich begründete Bedenken gegen die Wählbarkeit des sozialdemokratischen Gegenkandidaten Raabs ist eine nochmalige Neuwahl durchaus nicht unwahrscheinlich. Die Antisemiten rechneten sofort mit dieser Möglichkeit und begannen unmittelbar nach ihrem Wahlsiege im März 1904 von neuem zu operieren und zu agitieren, um sich den Wahlkreis für alle Fälle zu sichern. Herr Raab konnte sich schon im letzten Winter rühmen, daß er nach seiner Wahl bereits in mehr als 40 Orten seines Kreises gesprochen habe. Nebenher geht natürlich die Wühlarbeit kleinerer Agitatoren, von deren Wirken in der Oeffentlichkeit nicht viel Aufhebens gemacht wird. Man hat im genannten Wahlkreise bisher nichts von einer entsprechenden Rührigkeit der andern Parteien, insbesondere der Liberalen, gehört, trotzdem gerade diese letzteren alle Ursache hätten, sich zu regen, weil es ihnen bei den allgemeinen Wahlen im Jahre 1903 gelungen war, den Konservativen den Wahlkreis abzunehmen.

Läßt man Herrn Raab und die Antisemiten in Eschwege-Schmalkalden wie bisher unbehelligt und unwidersprochen weiterwirken, so wird es diesem Abgeordneten bei seinem unverkennbar agitatorischen Geschick nicht schwer fallen, die Wähler vom Lande und vom Mittelstande mit der Zeit so an sich zu fesseln, daß sie in ihm allein den wahren Retter in der Not sehen.

Wie es die Antisemiten verstehen, sich an die verschiedenen Berufs- und Erwerbsgruppen heranzupirschen, dafür erbringt ein Bericht aus Eschwege-Schmalkalden in dem „Deutschen Blatte" des Herrn Liebermann von Sonnenberg einen neuen Beweis. Herr Raab hat kürzlich, wie aus dem Bericht hervorgeht, die Meister der im Kreise Schmalkalden weit verbreiteten Kleineisenindustrie zusammenberufen — es sollen etwa 400 erschienen sein —, um sie zur Gründung einer Organisation der Kleineisenindustrie-Meister, bei deren Begründung selbstverständlich nur von Berufs- und Interessefragen die Rede war, vor allem den Zweck, Herrn Raab bei einer neuen Wahl eine feste politische Gefolgschaft zu sichern. So wird's gemacht. Sogar für die nötige amtliche und behördliche Dekoration hatte Herr Raab, dem in dem Abg. Lattmann ein williger Helfer zur Seite stand, zu sorgen verstanden. Mit besonderer Genugtuung wird in dem Bericht hervorgehoben, daß u. a. ein Bürgermeister und der Kgl. Landrat Herr Dr. Hagen am Vorstandstische Platz genommen hatten. Der Letztere hat außerdem auch das Wort ergriffen. Unleugbar eine geschickte antisemitische Mache! Man sichert sich eine große Erwerbsgruppe durch angebliches Eingehen auf ihre besonderen Wünsche und versteht zugleich den Eindruck zu erwecken, daß die Regierung und deren Vertreter für die Erfüllung gewonnen sind.

Ein großes Geschick, neutrale Kreise für den antisemitischen Gedanken resp. für antisemitische Kandidaten zu gewinnen, besitzt der antisemitische Abg. Amtsrichter Lattmann in Schmalkalden, der auch bei der oben erwähnten Versammlung seine Hand in Spiele gehabt hat. Er spricht bald hier, bald dort in einem Flotten-, einem Kolonial-, einem Krieger-, einem kaufmännischen oder sonst irgend einem Vereine, wobei er mit keiner Silbe des Antisemitismus Erwähnung tut. Er versteht es, sich durch ruhiges und sachliches Auftreten persönlich eine Anhängerschaft zu beschaffen, die er dann im entscheidenden Moment einem Kandidaten seiner Couleur zuzuführen versteht.

Es gibt eine ganze Reihe von Kreisen, wo die Antisemiten teils in offener, teils in versteckter, wie oben geschilderter Form eifrig tätig sind. Man sei daher auf der Hut und beuge bei Zeiten vor.

Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern.

Unter dem Titel: „Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern" ist im Verlag von Georg Rosenberg in Fürth ein Abhandlung von Dr. A. Eckstein in Bamberg erschienen. Einem darüber im „Fränk. Kurier" veröffentlichten Referate entnehmen wir Folgendes:

Im 1. Kapitel „Zur Geschichte des Edikts vom Jahre 1813" geht der Verfasser davon aus, daß der Abend des 18 Jahrhunderts, einer Zeit, welche verrostete Ketten des Vorurteils zerbrach und altehrwürdige Irrtümer in die Rumpelkammer menschlicher Wahnvorstellungen verwies, auch für die Juden die Erlösung von der ein Jahrtausend alten Schmach des Geknechtetseins brachte. In den fränkischen Landesteilen mahnte zuerst ein katholischer Priester, Dr. Franz Oberthür, Professor der christlichen Dogmatik in Würzburg, der als Gelehrter und Politiker am Hof des aufgeklärten und humanen Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal eine nicht unbedeutende Rolle spielte, an die Pflicht, die Lage der Juden zu verbessern.

Angeregt von den Bittschriften der jüdischen Gemeinden, welche nun Mut faßten, in eigener Sache das Wort zu ergreifen, beschäftigte sich Maximilian Josef mit großem Ernst mit der damaligen Judenfrage und verlieh in einer Erklärung vom 15. Januar 1801 dem Wunsch Ausdruck, daß auch „dieser unglücklichen Menschenklasse" — wie man damals die Juden nannte —, nachdem man sie doch aus den Erbstätten nicht verbannen könne, ohne sich einer Grausamkeit und Ungerechtigkeit schuldig zu machen, eine solche Einrichtung gegeben werden möchte, durch welche sie allmählich zu nützlichen Staatsbürgern erzogen würden." Solche Worte und Verheißungen erschienen den damaligen Juden, welche gewohnt waren, nach dem allgemeinen gegen sie herrschenden Vorurteil als Schädlinge des Staates und der Gesellschaft betrachtet zu werden, geradezu als die Worte und Verheißungen eines glückbringenden Messias.

Die Antwort auf die zahlreichen Petitionen der Kultusgemeinden, in welchen in allen Variationen um die Aufnahme als aktive Staatsbürger und um den Genuß der privat- und staatsbürgerlichen Rechte unter Gelobung der treuesten Erfüllung aller Privat- und Bürgerpflichten gebeten war, war die Veröffentlichung des berühmten Edikts vom 10. Juni 1813, welches nur eine Uebergangsstufe bildet und nur ein Erzwingungsgesetz sein sollte, aber ein Halbjahrhundert lang die magna charta für das Verhältnis der israelitischen Glaubensgenossen zum Staat und zur bürgerlichen Gesellschaft gewesen ist. Das Edikt bedeutete zwar einen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand, aber es stand an der Grenzscheide zweier Zeiten und ließ darum die Merkmale von einander entgegengesetzten Anschauungen und Grundsätzen in den inneren Widersprüchen seiner 34 Paragraphen erkennen. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust; eine mittelalterliche und eine neuzeitliche Seele. Insbesondere entfesselten die §§ 12 und 13 des Edikts, welche die mittelalterliche Beschränkung der Juden auf eine bestimmte Anzahl und an bestimmte Orte der Zulassung neuerdings sanktionierten, einen scharfen Kampf. Die Bestimmungen lauteten: „Die Zahl der Judenfamilien an den Orten, wo sie dermalen bestehen, darf in der Regel nicht vermehrt, sondern soll nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß ist." „Die Ansässigmachung über die Zahl an denselben Orten, wo sich bereits Juden befinden, oder die Ansässigmachung an Orten, wo noch keine Juden sind, kann nur nach von der allerhöchsten Stelle und auch von derselben nur an Fabrikanten oder Handwerker oder Ackerbautreibende bewilligt werden." Diese Bestimmungen, welche mit Recht pharaonische Maßregeln genannt wurden, waren nicht nur kulturfeindlich, sondern auch dazu angetan, die Juden physisch und sittlich zugrunde gehen zu lassen.

Im 2. Kapital „Das Edikt und die Verfassung" wird geschildert, daß trotz der Ankündigung des Staatsministers Freiherrn v. Lerchenfeld am ersten Jahrestag der Veröffentlichung der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818, daß die Verfassung ein Tempel sei, der die Bestimmung habe, alle Bürger um den Altar des Vaterlandes zu vereinen, für die Juden nach wie vor der Grundsatz bestand: Gleichheit der Pflichten bei Ungleichheit der Rechte mit den andersgläubigen Untertanen des Staates. Nicht nur die bayerischen Kultusgemeinden vereinigten sich von neuem zu Kampf und Abwehr, um abermals und abermals die Stimme zu erheben, für die Ehre ihres Religionsbekenntnisses und für die Erlangung verfassungsmäßiger Rechte, auch christliche Stimmen ergriffen das Wort, ein katholischer Geistlicher (Xaver v. Schmid: Patriotische Wünsche und Vorschläge zur bürgerlichen Verbesserung der Israeliten 1819) und ein protestantischer Professor (Lips in Erlangen: über die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten 1819) veröffentlichten zugunsten der Juden verfaßte Broschüren und diese Agitation hatte den Erfolg, daß schon am 11. März 1819 der Landtag eine vorzunehmende Revision des Edikts beantragte und der König im Landtagsabschied vom 22. Juli 1819 zustimmte.

Die Macht tief eingewurzelter Vorurteile erwies sich aber einstweilen stärker als die Macht der Vernunft und die Forderung der Gerechtigkeit. Auf eine seitens des Präsidiums gestellte Anfrage über die in Aussicht gestellte Vorlage des Gesetzentwurfs zur Revision des Judenedikts erwiderte die Regierung im Mai 1822, die Revision sei noch nicht zeitgemäß, es stünden den Israeliten vorerst noch Wege genug offen, in der begonnenen Bildung fortzuschreiten und immer zahlreicher in das bürgerliche Geschäftsleben einzutreten.

Erst nach zehnjähriger stiller und geräuschloser Arbeit der vom Staat ihrem Schicksal überlassenen Gemeinden und Familien an der inneren Erhebung und Selbstemanzipation des Judentums wagten es die Juden, die unter dem Druck harter und ungerechter Ausnahmegesetze seufzten, an die seit langem zugesicherte Abänderung und Aufhebung dieser Ausnahmegesetze zu erinnern. Ihre neuerlichen Petitionen, welche der Verfasser im dem 3. Kapitel „Die Emanzipationsbestrebungen von 1831—1837" erörtert, fanden nach den Stürmen der Julirevolution, welche auch in Deutschland die Luft gereinigt hatte, in der Kammer der Abgeordneten einen vorbereiteten Boden und eine empfängliche Stimmung und führten zu dem Landtagsabschied vom 29. Dez. 1831, welcher besagt: „Wir werden eine umfassende Revision der über die Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen bestehenden Gesetze und Verordnungen vornehmen."

Die Hoffnung, daß das Los der Juden in Bayern baldigst eine wesentliche Verbesserung erfahren werde, sollte aber trotz der günstigen Stimmung, welche auch bei der Ständeversammlung vom Jahr 1834 zum Ausdruck gelangte, noch lange Zeit unerfüllt bleiben. Es wurden Erhebungen über die Verhältnisse der israelitischen Gemeinden vorgenommen, die Kreissynoden verhandelten, es wurden Denkschriften und Petitionen ausgearbeitet und den maßgebenden Stellen vorgelegt, es wurde insbesondere darauf hingewiesen, daß von Jahr zu Jahr die israelitischen Auswanderer, weil sie sich im Vaterland einen Herd nicht gründen konnten und unter dem Druck der Ausnahmegesetze schwer litten, dagegen in entfernten Weltteilen bessere Kultur- und gesetzliche Verhältnisse vorzufinden hofften, an Zahl immer zunahmen. Die Anhänger der Grundsätze der Stabilität erwiesen sich unter dem veränderten Kurs, nach welchem das Staatsschiff seit der am 1. November 1837 erfolgten Berufung des Ministers Abel gelenkt wurde, also mächtiger wie die Freunde einer Reform des Judentumes, richtiger der Staatsgesetze über die Juden.

Die Aera Abel, welche der Verfasser in dem 4. Kapitel schildert, war für die Israeliten eine Zeit dumpfer Ergebung, eine Zeit des Duldens und Schweigens. Der Kirchenstreit nahm die Aufmerksamkeit der Regierung und der Stände vollkommen in Anspruch, die Protestanten klagten über Zurücksetzung und Vergewaltigung; woher sollten da die Juden den Mut nehmen, zu reden und zu klagen?

Erst im Jahre 1845 regte es sich wieder in den jüdischen Gemeinden. Man wagte neuerdings Petitionen an die Kammer, und die weitgehenden Hoffnungen, denen man sich hingab, nachdem in der Kammer die lebhaftesten Sympathien für die Sache der religiösen und bürgerlichen Freiheit sich zeigten, erwiesen sich als gerechtfertigt, wur-

den aber trotzdem enttäuscht. Die Regierung gab am 23. Mai 1846 die ebenso wohlwollende als nichtssagende Erklärung ab: „Wir haben vor, die Frage, ob und welche Abänderung der über die Verhältnisse des israelitischen Glaubensgenossen bestehenden Gesetzgebung zeitgemäß und ein Bedürfnis sei, in reife Erwägung ziehen zu lassen." Wieder einmal ließ die Staatsregierung statistisches Material sammeln und Gutachten einholen. Das Gutachten des Magistrats der alten Bischofsstadt Bamberg verdient es, als Dokument des freien Geistes der Nachwelt zum Andenken überliefert zu werden. Die Forderung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit und Freiheit der Juden wird dort u. a. mit folgenden Sätzen begründet: die zivilisierten Völker stehen dermalen auf einem Standpunkt, von wo aus Verfolgung und Unterdrückung Andersgläubiger nicht mehr als ein religiöses Verdienst, sondern als eine entwürdigende Schmach erscheint. Auf diesen Standpunkt sind dieselben durch die Klärung des Christentums gekommen, und es ist hierdurch eine weitere Verfolgung der Juden ebenso unmöglich geworden, als der Ausbruch eines Religionskrieges. Dem Grundprinzip des Christentums genügt aber nicht die Verfolgung Andersgläubiger, sondern es gebietet, alle mit gleicher Liebe zu umfassen. . . . . . Der gewichtigste Grund, der seither einer Emanzipation der Juden entgegenstand, war wohl das in der Befangenheit der Zeit liegende Vorurteil."

Während die Regierungsbeamten noch immer mit der versprochenen „reifen Erwägung" der Emanzipationsfrage beschäftigt waren, kam ein Unwetter heraufgezogen, vor welchem die Stützen der Throne ins Wanken gerieten, der März- oder Frühlingssturm 1848. Auch in den Herzen derjenigen, welche man von den Leiden und Freuden des Volks ausgeschlossen hielt, blühte die Hoffnung, daß jetzt endlich nach so langem Harren die Stunde der Erfüllung geschlagen haben würde und die Emanzipation als reife Frucht vom Baume der Freiheit fallen müßte. Die königliche Proklamation vom 6. März 1848, welche eine Verbesserung der Israeliten in Aussicht stellte, wurde in den Gemeinden mit freudigster Regung aufgenommen.

Das Jahr 1849 war aber für die Israeliten von Bayern schließlich nur ein Sturmjahr, kein Frühlingsjahr. Kaum hatte sich das Unwetter verzogen und der Lärm gelegt, den die hochtönenden Worte von Freiheit und Menschenverbrüderung erregt hatten, da standen die Juden wieder einmal am Grabe von Hoffnungen. Nur den einen Erfolg brachte das Jahr 1848 für die Israeliten mit sich, das Landtagswahlrecht, und das war ein ganz bedeutender Schritt zum Ziele. An den beiden Abgeordneten ihrer Konfession, welche im neuen Landtag im Jahre 1849 erschienen, Abg. Morgenstern von Fürth und Dr. Arnheim von Bayreuth, hatten die Juden nicht blos 2 lebendige Zeugen ihrer bürgerlichen Reife und Mündigkeit, sondern auch einen öffentlichen Anwalt und ein weithin hörbares Organ ihrer Wünsche und Beschwerden.

Im 5. Kapitel seines Werkes beschreibt der Verfasser, wie man neuerdings in der Kammer der Reichsräte im Jahre 1850 die Juden von der bereits eröffneten Pforte der Freiheit zurückwies, und so der Krone die Einlösung ihres Versprechens, den Juden die völlige Emanzipation zu geben, unmöglich machte. Nach mancherlei weiteren Mißerfolgen und Niederlagen, welche die jüdischen Gemeinden und ihre Fürsprecher christlicher und jüdischer Konfession erlitten, nachdem schließlich die Gemeinden einen förmlichen Petitionssturm auf die 2. Kammer ausgeführt hatten, wurde erst 1861 in den beiden Kammern die Aufhebung des Judenedikts vom 10. Juni 1813 einstimmig beschlossen. In der Kammer der Reichsräte bot sich das erhebende Schauspiel, daß die christlichen Kirchen, auf der einen Seite die Erzbischöfe von München und Bamberg und der Bischof von Augsburg, auf der anderen Seite der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, für die Aufhebung der noch bestehenden Ausnahmegesetze sprachen und stimmten.

So war denn endlich nach erfolgter Zustimmung der Krone (Landtagsabschied vom 10. Nov. 1861) die Schranke gefallen, welche die Israeliten seit nahezu 50 Jahren außerhalb des bürgerlichen Rechts und Gesetzes gestellt hatten. Damit war der Kampf um die Emanzipation zu Ende und die völlige Gleichheit in der Sphäre des bürgerlichen Rechts erreicht. Nicht ohne Grund führt der Verfasser zum Schluß aus, daß die Gleichheit in staatsbürgerlicher Beziehung auch heute in mancher Hinsicht einstweilen nicht viel mehr ist als ein beschriebenes Blatt Papier. Die Beweisführungen, mit welchen die Großväter der jetzt lebenden Generation gekämpft und die Vorurteile ihrer Gegner bekämpft haben, könnten vielfach ebensogut gestern und ehegestern geschrieben sein.

Wann wird die Zeit des Kampfes zu Ende sein?

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Rechtsanwalt und Notar Dr. Wohlfarth in Genthin, der bei der Reichstagsersatzwahl in Jerichow im Dezember v. J. unterlegene antisemitische Kandidat, schreibt der „Magdeb. Ztg" (27. Juni), daß er „freiwillig und gern aus der Reformpartei ausgetreten ist und keinerlei Beziehungen mehr zu ihr hat." Die antisemitische „Sachsenschau" widmet ihm folgenden „Nachruf":

„Wenn Herr Rechtsanwalt Dr. Wohlfarth jetzt der „M. Z." mitteilt, daß er gern und freiwillig aus der Reformpartei ausgeschieden ist, nun so wollen wir erklären, daß Herr Wohlfarth es hauptsächlich gewesen ist, der die Parteileitung veranlaßte, ihn als Kandidaten für Genthin aufzustellen und die Warnungen der Magdeburger völlig außer Acht lassen. Verschiedene von unseren Rednern, von denen übrigens kein einziger den Kreis kannte, erzählten uns, Herr Wohlfarth stütze sich bei seiner Kandidatur auf das hohe Ansehen und die allgemeine Beliebtheit, die er im Kreise genieße. Herr Wohlfarth war seiner Sache so gewiß, daß er auch unsere warnenden Schreiben nicht beantwortete. Der Wahlausfall brachte dann nicht nur der Parteileitung, sondern Herrn Dr. Wohlfarth sehr herbe Enttäuschungen. Wir haben dann noch versucht, die unerquicklichen Prozesse wegen Bezahlung der Wahlkosten durch einen Vergleich zu vermeiden, weil sie auch dem Ansehen Dr. Wohlfarths nicht dienlich waren. Herr Wohlfarth antwortete auch auf unser Vermittlungsanerbieten nicht. Die „Volksstimme" bemerkt dazu: „Da Herr Dr. Wohlfarth die „M. Z." für würdig befunden hat, der Welt Kenntnis von seinem Austritt aus der Reformpartei zu geben, darf man wohl annehmen, daß er in Zukunft der nationalliberalen Partei seine schätzenswerten Dienste widmen will. Wir gratulieren." Wir Magdeburger wünschen Herrn Dr. Wohlfarth auch in seiner weiteren politischen Laufbahn alles Gute, wenn es sein kann, sogar ein Reichstagsmandat."

Radauantisemitismus der „Kreuzzeitung". Wer Pech angreift, besudelt sich, und wer sich mit Antisemitismus befaßt, sinkt, ohne es zu wissen und zu wollen, hinab bis zu den Ahlwardt und Pückler, die ursprünglich auch nicht die Berserker waren, zu welchen sie sich nach und nach ausgebildet haben, sondern erst nach und nach durch den Antisemitismus und ihren antisemitischen Umgang in den Sumpf hinab teils gezogen worden, teils gesunken sind. Wie aus einer neulichen Briefkastennotiz bei uns zu ersehen war, hatte die „Kreuzzeitung" von der bekannten Frauen-

rechtlerin Frl. Dr. Anita Augspurg behauptet, sie sei Jüdin. In den Augen des antisemitischen Junkerblatts ist das natürlich eine Beschimpfung. Nun wird das Blatt darauf aufmerksam gemacht, daß Fräulein Augspurg keine Jüdin ist. Die „Kreuzztg." müßte nun als anständiges Blatt eine nach seiner Ansicht beleidigende Aeußerung zurücknehmen, sobald das Unrichtige dieser Aeußerung festgestellt worden ist. Die „Kreuzztg." ist aber nicht mehr blos Junker-, sondern auch Antisemitenblatt, und in dieser seiner letzteren Eigenschaft hat es eben jeden Maßstab für Recht und Billigkeit verloren. Die „Kreuzztg.". behauptet, daß die bürgerliche Frauenbewegung von Jüdinnen geführt sei.

„Die ersten jungen Damen," schreibt sie, „die sich in Preußen zum Maturitätsexamen meldeten, waren fast nur Jüdinnen. ... In Frankfurt a. M. haben die Jüdinnen unter den Teilnehmern an den Gymnasialkursen noch immer die große Mehrheit. Und was den vorjährigen Frauenkongreß betrifft, so haben wir uns durch Augenschein davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Besucherinnen jüdische Gesichtszüge trugen".

Vielleicht hat der Augenschein, der ja so leicht trügt, auch die „Kreuzztg." betrogen. Aber das ist Nebensache. Sie spottet indessen ihrer selbst und weiß nicht wie sehr. Entweder — Oder. Ist die Frauenbewegung eine gute, dann gebührt den Jüdinnen doch umso mehr Ehre, daß sie die Führung übernommen, sich zuerst zu exponieren und zu — arbeiten gewagt haben. Ist die Bewegung dagegen eine schlechte, dann ist es doch kein Kompliment für die germanische Frauenwelt, daß sie sich in dem Maße, wie geschehen, von den absolut, wenn auch vielleicht nicht relativ wenigen Jüdinnen haben ins Schlepptau nehmen lassen. Die „Kreuzztg." kann sich an den Universitäten leicht überzeugen, daß recht viele junge Damen aus hochachtbaren christlich-germanischen Familien dem Studium widmen. Ob dieses ein Glück für die Frauenwelt ist oder keins, tut nichts zur Sache. Die Frauenbewegung als jüdisch abzustempeln, dazu gehört die ganze Nichtachtung für Wahrheit, die ganze Verbohrtheit des Antisemitismus auf seiner untersten Stufe.

Eine Berliner Pückler Versammlung wurde am 28. Juni polizeilich aufgelöst, als der Graf meinte, er fordere jetzt in allem Ernst die Berliner auf, Sturmkolonnen zu bilden und noch in dieser Nacht die Juden aus den Cafés und Restaurants herauszuprügeln.

Vermischtes.

Hannover. Der Wortlaut des Testaments des zu früh verstorbenen Konsuls Simon wird jetzt bekannt. Simon hinterließ ein mehr denn drei Millionen Mark betragendes Vermögen, dessen größter Teil zu einer Stiftung verwendet werden soll, die die Namen der Eltern des Heimgegangenen zu tragen hat: „Alexander und Fanny Simonsche Stiftung". Ueber diese Stiftung sagt Simon:

„Die Grundzüge der Verfassung der Stiftung bestimme ich wie folgt: In der Erkenntnis, daß meine Glaubensgenossen infolge der Jahrhunderte währenden Unterdrückung und Ausschließung von Handwerk, Industrie und Landwirtschaft, von Beamtenstand und ähnlichen Berufen sich notgedrungen dem Handel zuwenden mußten, daß es aber im Interesse meiner Glaubensgenossen und des Vaterlandes liegt, wenn sie sich allen rechtlichen Berufszweigen widmen, ordne ich als Zweck der Stiftung an: Hand und Fabrikarbeit, Handwerk, Landwirtschaft, Garten- und Obstbau unter den Israeliten in größerem Umfang zu verbreiten. Aus den Einkünften der Stiftung sollen: a) israelitische Kinder vom frühesten Alter an, namentlich in den Volksschulen, in jüdischen Waisen- und Erziehungsanstalten, auch insbesondere durch Handfertigkeitskurse oder in sonstiger Weise Handfertigkeitsunterricht erhalten, sowie in den Handgriffen des Garten- und Obstbaus und, wenn angängig, auch in Landwirtschaft unterwiesen werden. b) In Lehrerbildungs- und Vorbereitungsanstalten oder in sonstiger Weise sollen angehende jüdische Lehrer praktische Kurse in Handfertigkeitslehre, in Garten- und Obstbau, Bienenzucht und, wenn angängig, auch in Landwirtschaft durchmachen; insbesondere sollen solche Anstalten, falls dieses zweckmäßig erscheint, Garten- und Ackerland zu Eigentum oder pachtweise erwerben, um die zukünftigen oder auch bereits tätigen Lehrer für die Heranziehung der Jugend zum Landbau und zur Handfertigkeit zu befähigen. Es können solchen jüdischen Lehrern Prämien zuerkannt werden, die mit besonderem Eifer, Geschick und Erfolg Unterricht in Gartenbau und Handfertigkeit an jüdische Schüler erteilen. c) Würdigen, befähigten, bedürftigen israelitischen Arbeitern, Handwerkern, Landwirten und Gärtnern sollen zur Ausbildung ihres Berufes, namentlich beim Beginn ihrer Tätigkeit insbesondere in Form von Darlehen Vorschüsse gewährt werden; je nach den Umständen zu niedrigem Zinsfuß, ausnahmsweise auch unverzinslich. Die zurückgezahlten Darlehen sollen dem Stiftungsvermögen zugeschlagen werden. d) Ein Teil der Einkünfte der Stiftung kann nach bestem Ermessen des Stiftungsvorstandes für allgemeine Zwecke des Garten- und Obstbaus verwendet werden. Der Stiftungsvorstand soll auch ermächtigt sein, einen Teil der Einkünfte zur Erteilung von Handfertigkeits- und Gartenbauunterricht an außerdeutschen israelitischen Schulen zu verwenden. Hierbei soll in erster Linie Galizien ins Auge gefaßt werden.

Ich bestimme folgende Vermächtnisse: 1. dem Hilfsfonds für ehemalige Lehrlinge der israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem (eingetragener Verein) den Betrag von 100 000 Mark, 2 der Israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem die Summe von 100 000 Mark. Ich beschränke nach reiflicher Ueberlegung meine Zuwendung auf diesen verhältnismäßig geringfügigen Betrag, weil ich den dauernden Bestand der Anstalt nur dann für gesichert halte, wenn sie von allen Glaubensgenossen als Gemeingut betrachtet und unterstützt wird."

Der Walzerkönig Strauß. Die „Oesterr. Wochenschr." bringt folgende Zuschrift:

Bürgermeister Dr. Lueger sagte: „Daß die Wiener niemals vergessen mögen, was Strauß und Lanner ihnen waren". Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß der Walzerkönig Strauß Vater und somit auch die ganze Straußdynastie jüdischen Ursprungs ist. Am wenigsten bekannt dürfte diese Tatsache im Rathause sein, denn sonst hätte man nicht gestattet, daß Lanner und Strauß, das berühmte Dioskurenpaar, im Rathauspark aufgestellt werden. Auch hätte Dr. Lueger bei der Denkmalenthüllung am 21. Juni 1905 nicht die Lobeshymnen gesungen und gesagt: „So lange auch nur ein Wiener lebt, wird das Andenken von Strauß und Lanner immer hoch in Ehren gehalten werden!" Nach den heutigen Prinzipien der Rassen- und sonstigen Antisemiten müßten alle Strauß, vom Enkel bis zum Großvater, aus allen Ballsälen verbannt sein, sowie es verschiedene Gesangsvereine gibt, wie Schubertbund, Akademischer Gesangsverein, die keinen Mendelssohn oder Goldmark singen.

Und nun zu Strauß. Es wird heute noch Wiener geben, die sich erinnern werden, daß das Gasthaus in der Floßgasse 7, wo Strauß Vater das Licht der Welt erblickt hat, allgemein „Das Judenwirtshaus" genannt wurde; denn der Vater des berühmten Strauß, der Gastwirt Franz Strauß, war Sohn jüdischer Eltern. Daß dem so ist, wird Ihnen Herr Prof. Eduard Kremser, Chormeister des Wiener Männergesangvereines, bestätigen.

Eine Ludwig August Frankl-Gasse. In der Wiener Gemeinderatssitzung vom 27. Juni stellten Hohensinner und Genossen folgenden Antrag: Die Wahl des Herrn Gemeinderates Dr. Porzer zum zweiten Vizebürgermeister der Stadt Wien weckt die Erinnerung an seinen jüdischen Onkel, den Dichter Ludwig August Frankl, den langjährigen Sekretär der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, der sich durch seine poetischen Schöpfungen einen Ehrenplatz in der deutschen Literaturgeschichte erworben hat und der als einer der besten Söhne unseres Vaterlandes allen Anspruch darauf hat, daß die Stadt, in der er viele Jahre gelebt und gewirkt hat, sein Andenken dauernd im Gedächtnisse der Nachwelt festhält. Die Gefertigten stellen daher den Antrag: Der Gemeinderat wolle beschließen, an den Stadtrat das Ansuchen zu stellen, eine Gasse nach dem Dichter Ludwig August Frankl zu benennen.

In Charkow fand kürzlich ein Konzert des berühmten russischen Sängers Schaljapin ausschließlich für Arbeiter statt. Das Teater war von Fabrikarbeitern überfüllt, die dem berühmten Künstler große Ovationen darbrachten. Hierauf hielt Schaljapin folgende Ansprache an die Arbeiter: „Ich hörte, Brüder, daß Ihr Euch vorgenommen habt, die Juden zu kränken. Tut das nicht, es darf dies nicht geschehen. Die Juden sind ebensolche Menschen wie wir. Sie arbeiten ebenfalls und mühen sich ab. Brüder, gedenket, daß der Erlöser alle Menschen gleich sehr liebte und uns befahl, jeden Nächsten zu lieben."

Ueber einen Ritualmordprozeß schreibt man aus Tiraspol (Rußland). Die Sache verhält sich folgendermaßen: Im Dorfe Malveschta im Tiraspoler Kreise erhoben M. Romaschko und Kusma Syrbul, und die Frauen Stonitschkona und Lukerja Kowalenko mit Hilfe des zwölfjährigen Michael Romaschko eine Anklage gegen den dortigen Einwohner Sch. Landesberg, indem sie ihn der Teilnahme an einem Ritualmord beschuldigten. Am 6. April bei Tag, am Vorabend der jüdischen Osterfeiertage, habe Landesberg einen Jungen Michael Romaschko in den Keller gelockt, um Kartoffeln zu sortieren; er nahm dem Knaben das Hemd vom Leibe, und indem er ihn in einen Kessel setzte, versetzte er ihm mit einer Nadel einige Stiche in die Brust. Hierauf wusch Landesberg Romaschkos Körper mit kaltem und heißem Wasser, schmierte die Stellen mit einer Salbe ein, und ließ ihn nach Hause zurückkehren. Dieses Gerücht wurde der Behörde mitgeteilt, aber alles erwies sich natürlich als eine boshafte Erdichtung. Michael Romaschko wurde der Unwahrheit überführt. Sodann gestand er, daß Kusma Syrbul ihn angestiftet habe, von diesem „Verbrechen" zu erzählen, wofür er ihm zuvörderst Geld versprach, und später, wenn man die Juden ins Gefängnis werfen wird, mit ihm deren Eigentum zu teilen. Gegen obenerwähnte Personen wird jetzt die gerichtliche Verfolgung wegen Verbreitung falscher und aufreizender Gerüchte eingeleitet.

Juden und Quäker in England. Aus London wird der „Voss. Ztg." geschrieben: In einem von Henrygues, dem gelehrten jüdischen Rechtsgelehrten verfaßten Buch über die „Rückkehr der Juden nach England" findet man die Bemerkung, daß in ojelen vom Parlament zur Zeit des Stuartkönigs Karl II. erlassenen Gesetzen gegen die Nonkonformisten Juden und Quäker auf die gleiche Stufe gestellt wurden. Das mag überraschen, ist aber begreiflich, wenn man die religiösen Strömungen in der Mitte des 17. Jahrhunderts auch nur oberflächlich kennt. Die Juden und Quäker waren vor dem Gesetz Dissidenten, gehörten aber nicht zu den Puritanern, deren Häuptling Cromwell der Anglikaner, d. h. die Anhänger der Staatskirche, verfolgt hatte. Auf der andern Seite war Karl II. nur dem Namen nach das Haupt der anglikanischen Kirche, denn er hat sich auf dem Totenbett zur katholischen Kirche bekannt, der er im geheimen wohl immer angehörte, während sein Bruder und Nachfolger Jakob II. öffentlich die Katholiken begünstigte und aus seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche kein Hehl machte, was ihm schließlich die Krone kostete. Nicht zum geringsten Teil hatten es die Quäker und Juden diesem Umstand — dem Katholizismus der letzten Stuart — zu verdanken, daß sie trotz vieler beinahe greifbarer Gegensätze im Glauben und in kirchlicher Gliederung vom Gesetz auf die gleiche Stufe gestellt und gleich behandelt — genauer mißhandelt worden sind. Die Strafgesetze gegen die Quäker wurden im Jahr 1812 abgeschafft, aber die Juden haben bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die politische Gleichstellung mit den anderen britischen Staatsbürgern warten müssen, weil man in ihnen Fremdlinge und Nichtchristen sah, die sich im Gegensatz zu den englischen Untertanen befanden. Daß schon im 17. Jahrhundert die Juden als undesirable aliens angesehen wurden, weil die Kaufleute Londons deren Wettbewerb fürchteten, geht aus einer Eingabe des Lord Mayor und der Aldermen der City of London hervor, die sich über die „heuschreckenartige Ueberschwemmung Londons durch Fremdlinge, Juden und Christen" beklagen, „als ob das Gebiet des Königs eine Jauchgrube wäre, in die sich die menschlichen Abzugskanäle leeren, zur Plage der Untertanen Seiner Majestät". Tatsächlich gehörten Juden und Quäker zu den Ruhigen im Lande. Ihrem Gewerbefleiß, ihrer Nüchternheit, ihrer Ehrlichkeit und der Gewissenhaftigkeit, mit der Quäker und Juden ihren Geschäften nachgingen, ohne sich um die politischen Zänkereien zu kümmern, haben sie es zu verdanken, daß sie, die vor Zeiten grausam Verfolgten, in unseren Tagen zu großem politischen Einfluß und zur Macht gelangt sind, die nicht allein ihrem Reichtum zugeschrieben werden kann. Weder Juden noch Quäker sind in England — Schottland fällt für beide außer Betracht — sehr zahlreich. Die Juden in Großbritannien zählen dem jüdischen Jahrbuch zufolge heute etwa 180 000 Seelen; die Quäker gar nur wenig über 18 000. Und doch haben beide Religionsgemeinschaften auf den Gang der englischen Politik einen Einfluß ausgeübt, der mit ihrer Mitgliederzahl in keinem Verhältnis steht. Seit der völligen Gleichberechtigung der Juden i. J. 1858 sind sie im Oberhause und im Unterhause vertreten. Unter den Staatsmännern jüdischen Ursprungs steht der Earl of Beaconsfield, der als Benjamin Disraeli in der Zeitgeschichte besser bekannt ist, obenan. Freilich war er ein getaufter Jude. Und unter den Gesetzgebern verdienen Lord Rothschild und Baron Henry de Worms, unter den Rechtsgelehrten der Richter Sir George Jessel hervorgehoben zu werden. Der politische Einfluß der Quäker war wohl am größten zur Zeit der zweiten Verwaltung des Herrn Gladstone zwischen 1880 und 1885, als er den großen Redner John Bright und den Sohn eines Quäkerpredigers W. E. Forster in seinem engern Ministerium hatte. Im Unterhaus selbst saßen genau 20 Abgeordnete, die wirkliche Mitglieder der Quäkergemeinde oder doch Söhne von Quäkern waren. Seither hat der politische Einfluß dieser christlichen Mystiker entschieden abgenommen, nicht zum Nachteil Englands, das Gefahr lief, zu „verquäkern", d. h. in der Anhäufung von Reichtümern und beschaulicher Selbstzucht das Endziel des staatlichen Daseins zu erblicken. Josef Chamberlains frischer Imperialismus hat mit der politischen Quäkerei in den letzten 20 Jahren aufgeräumt.

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.

Bansin. Hotel Aegir (Recker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Recker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.

Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priefach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz" und „zum roten Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferselden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk a. Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Banhaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbthl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wird unseren Lesern dankbar.

Das Nordseebad Lakolk a. Röm haben wir wieder auf die Liste gesetzt, da die Verwaltung dieses Bades in einer Zuschrift an die „Staatsbürgerztg" erklärt, daß die Tendenz des Bades sich gegen früher nicht geändert habe.

Die jüdischen Kolonieen in Argentinien.

In der russischen Zeitschrift „Westnik Europi" veröffentlicht N. A. Krjukow auf Grund eigener Beobachtungen eine Studie über die jüdischen Kolonieen in Argentinien.

Der Grund zu der jüdischen Kolonisation in Argentinien ist bekanntlich durch eine Spende des Barons Hirsch von 2 Mill. Pfd. Sterling (40 Millionen Mark) gelegt, und durch weitere Spenden des Barons Hirsch ist dieses Grundkapital auf 9 Millionen Pfund Sterling (180 Millionen Mark) gebracht worden.

Gegenwärtig weist Argentinien vier große jüdische Kolonien auf: Clara und Lucienville in der Provinz Entre-Rios, Santa Fé, etwa 76 Werst nordwestlich von der gleichnamigen Stadt, und Mauricio, 260 Werst westlich von der Stadt Buenos-Aires. Diese Kolonien nehmen einen Flächenraum von 359 758 Hektar ein, wovon 202 412 kolonisiert sind. Insgesamt sind 1394 Familien (7658 Personen) angesiedelt In allen Kolonien gab es am 1. Januar 1904 24 Schulen, die von 776 Knaben und 627 Mädchen besucht wurden. Die Zahl der Bethäuser beträgt 5.

An Vieh besitzen die Kolonien 53 000 Stück Hornvieh, 13 000 Pferde und 3500 Schafe. Mit Weizen sind 21 000 Hektar besäet, mit Flachs 17 000, mit Mais 14 000.

Die meisten Kolonisten sind aus Rußland gekommen; nur in der letzten Zeit hat auch ein Zuzug aus Rumänien und anderen Gegenden stattgefunden.

Jeder Kolonist empfängt Land, Gebäude, Inventar, mit einem Wort alles Notwendige, um seine Wirtschaft anzufangen. Er muß den Preis dafür, den er mit 5% zu verzinsen hat, in 20 Jahren abzahlen. Anfänglich bekam jeder Kolonist 50 Hektar Land zugewiesen, doch stellte sich bald heraus, daß dies bei den argentinischen Verhältnissen nicht ausreicht, um in die Höhe zu kommen. Vorzugsweise findet die Ansiedlung in Gruppen von 4 Höfen statt. Für je 2 Höfe wird ein gemeinsamer Brunnen angelegt. Die einzelnen Ansiedlungsgruppen sind von einander 1 Kilometer entfernt, was für die Kommunikation nicht besonders schwierig ist. Auf je 12 Gruppen entfällt eine Schule. Der weiteste Weg, den die Kinder zurückzulegen haben, beträgt mithin 3 Kilometer.

Die Häuser werden aus Ziegelstein erbaut und mit verzinktem Blecheisen bedeckt. Das Haus, 8 mal 4 Meter im Umfang, mit 3 Fenstern in der Fassade, hat zwei Zimmer und kostet etwa 40 Pfd. Sterling (800 Mark).

Der Kolonist empfängt das fertige Haus, eine eingefriedete Fläche von 25 Hektar und eine uneingefriedete von 125 Hektar. In der eingefriedeten Fläche kann er Gemüse bauen, Bäume pflanzen, Luzernen bauen, auf der uneinge-

friedeten Felder anlegen. Außer Gut und Land erhält er 8 Ochsen zur Arbeit, 12 Kühe, 4 Pferde, 1 Wagen, 2 Pflüge, 1 Egge usw. Die Gesamtschuld des Kolonisten beträgt im Durchschnitt 7000 Pesos (12 000 Mark), wovon 4000 auf das Land, 3000 auf alles übrige entfallen.

Jede Kolonie hat zur Leitung ihrer Angelegenheiten folgende Administration: einen Verwalter (Gehalt 8500 M.), einen Gehilfen desselben (6000 Mark), einen Buchhalter (3500 Mark), 2 Schreiber (à 1000 Mark), alle bei freiem Quartier. Auch die ärztliche Hilfe wird in den Kolonien gut bezahlt. So bezieht ein Arzt etwa 10 000 Mark, ein Feldscher 2000 Mark bei freiem Quartier.

Ernste Feinde der Wirtschaft sind die Ameisen, zu deren Bekämpfung sogar ein besonderer Apparat erfunden ist.

Die Weizenernte in der Kolonie Clara beträgt 53½ bis 67 Pud pro Hektar, doch kommen auch ungünstigere Jahre vor. Die Einerntung kostet etwa 4 Mark pro Hektar, die Arbeit und die Pferde nicht gerechnet.

Schafe kommen in den Kolonien gut fort, doch ist die Zucht derselben für viele Kolonisten noch schwierig, da der Weideraum der Schafe eingehegt werden muß und außerdem gedeckte Stallungen für sie ausgeführt werden müssen, in denen die Schafe in der schweren Regenzeit Schutz finden können. Aeltere Kolonisten beschäftigen sich aber mit Erfolg auch schon mit der Schafzucht.

Unter den Kolonisten, die sich in Rußland mit Kramhandel und Handwerken beschäftigt haben, haben sich nicht wenige als gute, energische Landwirte gezeigt.

Die argentinischen Gerichte gefallen den jüdischen Kolonisten wenig. Die Verhandlungen werden in spanischer Sprache geführt, Dolmetscher gibt es nicht, und die Urteile entsprechen häufig nicht der Gerechtigkeit. In der Kolonie Lucienville hat sich deshalb eine „Primera Sociedad Agricola Israelita" gebildet, welche bereits 60 Mitglieder zählt und zur Schlichtung von Streitigkeiten ein Schiedsrichter-Komitee von 15 Mitgliedern gewählt hat.

Die landwirtschaftliche Saison in Lucienville beginnt Ende Mai. Zuerst wird Weizen gesäet. Mais wird Ende September, im Oktober, ja selbst im Dezember gesäet. Die Fröste sind für Weizen im Juli und August gefährlich, für Mais im April und Mai. — Viele Kolonisten in Lucienville haben begonnen, sich mit der Geflügelzucht zu beschäftigen. Die Hühner vermehren sich erfolgreich und finden überall genügend Futter. Eier finden unbeschränkten Absatz, und zwar zu dem guten Preise von 1 Kopeke pro Stück, während Milch sehr billig ist und nach Abzug der Transportkosten zu den großen Molkereien nicht mehr als 25 Kopeken pro Eimer erzielt.

Die wichtigste Bedingung für den Wohlstand des Uebersiedlers nach Argentinien liegt in seiner Familie. Erfolgreich arbeiten nur diejenigen Kolonisten, welche eine große Familie haben. Der Durchschnittskolonist erzielt im Jahr an Geld für den Verkauf von Getreide und anderen Produkten etwa 1300 Mark. An die Administration sind etwa 600 Mark an Abzahlungen zu leisten, sodaß ihm noch 700 Mark bleiben.

In den günstigsten Verhältnissen befindet sich die Kolonie Mauricio, weil sie einem guten Absatzmarkt, der Stadt **Buenos-Aires**, nahe liegt und auch nicht durch Heuschrecken, Dürre oder allzuviel Regen zu leiden hat. Diese Kolonie hat eine Bevölkerung von 1128 Seelen (164 Kolonisten-Familien) und hatte Anfang 1904 schon 18 267 Hektar Land bestellt. Hornvieh gibt es hier 5611 Stück, darunter 2555 Milchkühe, ferner 3500 Pferde. Auch die Schafzucht hat hier schon einen ziemlich beträchtlichen Umfang, man zählt etwa 300 Schafe.

Wenn die Juden nach Buenos-Aires kommen, so sind alle über ihr seltsames, erschöpftes Aussehen erstaunt; langschößige Röcke, geflickte schmutzige Mützen, Pelzes, auf den mageren Gesichtern Niedergeschlagenheit. Aber in Argentinien werden sie rasch neue Menschen; sie tragen keine Pelzes mehr, ihre Kleidung ist die aller Argentinier, das Gesicht gewinnt einen offenen, kühnen Ausdruck. Besonders das junge Geschlecht, das schon die Schule durchgemacht hat und spanisch spricht, hat sich die Lebensweise, die Manieren, die Bräuche und Interessen der Argentinier angeeignet.

Am meisten aber hat Krjukow in Erstaunen gesetzt, daß sich bei den jüdischen Kolonisten Argentiniens ein richtiges landwirtschaftliches Leben entwickelt. Die Leute verschmelzen mit der Landwirtschaft, weil sie sehen, daß ihre Arbeit keine verlorene ist, die sie zu steigendem Wohlstand führt. In Argentinien sei der Beweis geliefert, daß man bei einer gewissen Organisation, bei einer gewissen Verausgabung von Mitteln die in schmutzigen Städtchen eingepferchte jüdische Bevölkerung in Landwirte umwandeln könne. Nur müsse man im Auge behalten, daß sich eine solche Umwandlung natürlich nicht durch den Erlaß dieses oder jenes Gesetzes, sondern nur durch eine praktische Organisation, durch ein teilnahmsvolles Verhalten zu der Bevölkerung erreichen lasse.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 28. Berlin, 12. Juli 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Juden in der deutschen Burschenschaft III.

Von Bruno Weil-Straßburg i. E.

Wir stehen im Wintersemester 1892/3. Die Dinge sind allmählich auf des Messers Schneide geraten. Der tatsächliche Ausschluß der Juden hatte sich fast völlig vollzogen, sollte man sich auch noch der Förmlichkeit unterwerfen, einen Beschluß zu fassen? Man hätte sich die Mühe eigentlich ersparen können; aber ohne Zweifel waren, zumal noch unter den alten Burschenschaften, eine beträchtliche Menge Leute, deren politische Gesinnung weit weg vom Antisemitismus führte und die darum auch in ihren alten studentischen Verbindungen von Judenfeindschaft nichts wissen wollten. Es sei an dieser Stelle nochmals der enge Zusammenhang der Studentenkorporationen mit dem öffentlichen politischen Leben betont. Binden doch hunderte von Personalurianen Burschenschaft und hohe Politik. Die politische Anschauung der Burschenschaft hat sich von dem nationalen und freiheitlichen Standpunkt, den sie früher inne hatte, zu einem übertriebenen Teutschtum und zur reaktionären Parteipolitik immer mehr entwickelt.

Der Zusammenhang ist klar. Seit den Tagen, wo die Burschenschaft „Juden heraus!“ sich ins Wappen setzte, waren die Brücken zu den politischen Parteien der Freiheit, denen sich die Burschenschaft allezeit angelobt hatte, abgebrochen. Denn die konnten nicht mit einem Verband gehen, der das oberste Prinzip des Liberalismus: Gleichberechtigung aller! so bitter verletzt hatte. Die Burschenschaften selber hatten sich wohl kaum gedacht, daß mit der Aufnahme des Antisemitismus ihre ganze politische Richtung nach rechts schwenken müsse. Aus allerlei Gründen, weil es Modesache war, aus falsch aufgefaßten Nationalitätsbegriffen, vielleicht auch weil die übrigen Verbündeten so handelten, hatte man den Antisemitismus mitgemacht. Man wollte im übrigen nicht ein Titelchen des alten ehrlichen Liberalismus, unter dem man groß geworden war, der das geeinte Vaterland geschaffen hatte, aufgeben. Aber man hatte dem Teufel den kleinen Finger gegeben, nun verlangte er den ganzen Kerl.

Die Freunde der neuen antisemitischen Tendenz waren auf der linken Seite der Parlamente nicht zu finden, und band die Burschenschaft mit denen rechts vorderhand nur diese eine Beziehung, so wuchs sich das allmählich zu einer engen Liaison aus. Seit den Tagen, in denen die Burschenschaft sich dem Antisemitismus gab, hat der Liberalismus einen guten Teil seiner Kraft, der in der Hochschuljugend steckt, verloren; seit diesen Tagen hat die Burschenschaft Verrat an der Freiheit verübt und ihre alte heilige Tradition preisgegeben.

Im Wintersemester 1893 faßte ein außerordentlicher Burschentag zu Berlin den Beschluß, daß von da an im Mitgliederverzeichnis das Glaubensbekenntnis hinzugefügt werden solle. Gründe und Zweck dieser Maßnahme waren durchsichtig. „Und siehe da!“ schreibt die „Deutsche Zeitung“ „Im nächsten Semester waren die Juden, welche noch hin und wieder Aufnahme gefunden hatten, bis auf zwei aus den Reihen der Aktiven verschwunden. Nach einem weiteren Halbjahr war die ganze studierende Burschenschaft judenfrei. Sie hat seitdem an Ansehen nicht verloren.“

In der Tat fand sich, als im Sommersemester 1893 der Beschluß zum ersten Mal zur Durchführung kam, daß der große Verband nach zwei Juden als aktive Mitglieder zählte. Diese beiden Juden gehörten der Straßburger Burschenschaft Germania an, deren Leutemangel damals chronisch und im ganzen D. C. bekannt war. So zählte auch im fraglichen Semester Germania nur 7 Aktive, und man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man die Annahme ausspricht, daß auch diese beiden Juden nicht aus besonderer Toleranz der Germania, sondern mehr aus Selbsterhaltungstrieb Aufnahme fanden. In Klammern muß dabei der Verfasser sich verwundert die Frage nach der Gemütsart dieser beiden jüdischen Jünglinge vorlegen, die während der Antisemitismus in der Burschenschaft um sie herum tobte, mit Stolz eben dieser selben Burschenschaft Mütze und Band trugen!

Auf jenem außerordentlichen Berliner Tag war von unbekannter Hand ein Flugblatt ausgegeben worden, das in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßt war, das den Ausschluß der Juden forderte und die nach zur Burschenschaft gehörenden Juden anwies, ihren Austritt einzureichen. Es wurde hierüber zur Tagesordnung übergegangen, „da der angeschlagene Ton ein zu scharfer war.“

Das „Berliner Tageblatt“ schrieb hierzu unter anderem: „So gelangte an die zu Eisenach versammelten Vertreter der Burschenschaft ein anonymes Schreiben, in welchem denselben in aufdringlichster Weise nahegelegt wurde, endlich antisemitische Tendenzen in das burschenschaftliche Programm aufzunehmen, eine Dreistigkeit, welche damit beantwortet wurde, daß unter allgemeinem Protest über das betreffende Schriftstück zur Tagesordnung übergegangen wurde.“

Diese Bemerkung zeigt, wie wenig man in der Außenwelt erkannte, bis zu welchem Grade der Antisemitismus in der Burschenschaft in Wirklichkeit gediehen war; und daß der „allgemeine Protest“ eigentlich wenig mit der Gesinnung sondern nur mit der Form jenes Flugblattes sich beschäftigte

entging der Presse, soweit sie aus jenen Vorgängen den Antisemitismus der Burschenschaft in Abrede stellte.

Die „Burschenschaftlichen Blätter" hatten über diese Judendebatte des Burschentags nichts gebracht und wurden deshalb im Briefkasten ziemlich heftig angegriffen: „Sehr verehrte Schriftleitung! Mit Spannung habe ich — und gewiß mancher mit mir — den Bericht der „B. Bl." über den heurigen A=D=C=Tag erwartet. Deswegen mit vieler Spannung, weil die zur Zeit wichtigste Frage, die antisemitische, ihrer Lösung innerhalb der Burschenschaft harrte. Beim Durchlesen des Berichtes über den diesjährigen Burschentag habe ich über diese Angelegenheit nichts gefunden. Vielleicht wäre doch eine Notiz über diesen Punkt zweckmäßig gewesen, jedenfalls zweckmäßiger als daß die studentische und andere Welt durch wenige von schmerzlichem Unwillen diktierte Worte der „Akad. Bl." die kaum glaubliche Kunde erhält, daß diese von allen Seiten für spruchreif erklärte Frage überhaupt nicht auf die Tagesordnung gesetzt war. Die durch und durch antisemitische Burschenschaft geht schweigend über eine eminent nationale Frage hinweg in dem Augenblick, wo alle Welt eine offene und ehrliche Aussprache von ihr erwarteten, erwarten muß. Es ist wirklich zu traurig. — Ein junger „Alter Herr" der nicht an der Burschenschaft verzweifeln möchte".

Die Schriftleitung verteidigte ihre Stellungnahme und suchte den heftigen Ausfällen gegenüber etwas zu bremsen. Sie betont nochmals, daß sie darauf Rücksicht zu nehmen habe, daß Antisemiten und Philosemiten das gleiche Anrecht auf die Blätter haben. Noch einmal, kurz vor Toresschluß, entstand der Freiheit ein Verteidiger in Gestalt des um die Geschichtsforschung der Burschenschaft wohlverdienten Dr. Dietz. In nicht sehr glücklicher Weise suchte er aus der Tatsache, daß keine Burschenschaft einen antisemitischen Antrag gestellt hatte, den Schluß zu ziehen, daß der Antisemitismus der Burschenschaft eine in keiner Weise bewiesene Behauptung sei, daß vielmehr die Burschenschaft „in ihrer übergroßen Mehrheit ihren liberalen Traditionen in dieser Frage treugeblieben sei". Die Schriftleitung kennzeichnete dann auch in ihrer Antwort die schiefe Beweisführung von Dietz:

„Wie man einen Schluß auf liberale Traditionen der Burschenschaft aus dem Umstande ziehen kann, daß sie nur zwei Juden unter den Aktiven zählt, ist uns völlig unerfindlich und wahrscheinlich der Mehrzahl unserer Leser auch. Es ist doch wohl nicht Zufall, daß nur zwei israelitische Studierende der deutschen Burschenschaft angehören, sondern dieser Umstand ist durch die Tatsache begründet, daß etwa dreiviertel der Burschenschaften überhaupt keine jüdischen Mitglieder mehr aufnehmen; man widerlege nur diese Behauptung. — Wenn auf dem A. D. C.-Tage keine einzige Burschenschaft es der Mühe wert gefunden hat, auf „dem A. D. C. für den Antisemitismus Propaganda zu machen", so ist diese Zurückhaltung wohl eher auf den leicht begreiflichen Wunsch zurückzuführen, eine Spaltung betreffs dieser Frage zu vermeiden, zumal sich der Ausschluß jüdischer Mitglieder ja auf friedlichem Wege zu vollziehen scheint; aus jener Zurückhaltung eine Gleichgültigkeit der aktiven Burschenschaft gegen die Judenfrage feststellen zu wollen, erscheint uns völlig unzulässig; diese Gleichgültigkeit ist durchaus nicht vorhanden."

Das war doch wenigstens klar und deutlich gesprochen. Daß die Juden aus der Burschenschaft heraus gehörten, schien nunmehr festzustehen; ein halbes Jahrhundert treuer Mitarbeit war diesem Vorurteil gegenüber umsonst geleistet. Nur über den Weg konnte man noch zweierlei Meinung sein. Sollte man die Bahn einschlagen, die viele deutsche Verwaltungen mit so großer Meisterschaft gewiesen hatten, indem sie den Buchstaben jenes prächtigen Gesetzes vom 3. Juli 1869 unangetastet ließen, aber auf dem Wege der Verwaltung den Ausschluß der Juden aus ihrem jeweiligen Verwaltungszweige erreichten? Auch in der Burschenschaft konnte man diese zweideutige Taktik einschlagen. Die Aufnahmebedingungen jeder einzelnen Burschenschaft fordern nahezu Einstimmigkeit bei der Aufnahme. Die Fassung eines Beschlusses: Juden werden in der Burschenschaft nicht mehr aufgenommen, erübrigte sich, sobald man einfach bei der Abstimmung über die Aufnahme eines jüdischen Bewerbers dessen Gesuch abschläglich beschied. So hatten ja auch die meisten Burschenschaften in der Tat gehandelt. Mit Recht wiesen darum die „B. Bl." darauf hin, daß sich der Ausschluß der Juden ja auf diesem friedlichen Wege auch ohne Beschluß zu vollziehen scheine. Aber schneidiger und studentischer schien doch jener andere Weg zu sein, der klipp und klar kundgab, daß der jüdische Kommilitone nicht willkommen sei, daß man den Schleichweg des Ausschlusses mittels Abstimmung bei der Aufnahme verweise, und im Prinzip den Beschluß, Juden nicht mehr aufzunehmen, fasse. Es war da nur ein formelles Bedenken zu erörtern:

Der A. D. C. hatte als Verband wohl mancherlei Befugnisse über die einzelnen Burschenschaften. Aber es war streitig, wieweit dem gegenüber das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Korporationen bestehen blieb. Inwiefern konnte der A. D. C. den einzelnen Burschenschaften Vorschriften über die Aufnahme neuer Mitglieder machen? Konnte er das überhaupt? Die einen bejahten das Recht des A. D. C., einen Beschluß zu fassen, durch den allen Burschenschaften verboten werde, künftig noch Juden als Mitglieder aufzunehmen, während die andern nicht zugeben wollten, daß die Kompetenz des A. D. C. so weit gehe.

Bis zum Jahre 1895 etwa folgte man der oben gekennzeichneten „friedlichen" Taktik. Die Dinge gingen ja auch so ihrem Ende zu. Auch die beiden jüdischen Aktiven des Jahres 1893 waren bald verschwunden und ums Jahr 1894/5 ist der vollständige Ausschluß der Juden aus der deutschen Burschenschaft Tatsache.

Eine Briefkastennotiz im Oktober 1895 fordert dringend, „die aktive Burschenschaft möge auch in diesem Semester antisemitisch bleiben". Der amtliche Bericht des Wintersemesters 1895/6 bewies denn auch, daß der Wunsch des Briefkastenmannes in Erfüllung gegangen war: „Die Gesamtzahl der studierenden Burschenschaften beträgt nach dem uns vorliegenden amtlichen Verzeichnis 1460. Davon sind 1318 evangelisch, 142 katholisch, der mosaischen Religion gehört kein studierender Burschenschafter an".

Eine Aenderung, die in dieser Zeit überaus mißliebig auffällt, findet sich in dem Ton der „Burschenschaftlichen Blätter". Wir hatten Gelegenheit mehrmals deren Objektivität festzustellen, ja sogar einige Mal ihre Toleranz zu rühmen. Um diese Zeit aber finden sich Aufsätze, die sich im Stil wenig von dem des „Bayrischen Vaterlandes" unterscheiden. Ein wüster Ton der Judenhetze findet sich dort, der sich von Gehässigkeiten und Entstellungen nicht frei zu halten vermag, aller Ende mauschelt und auf dem bekannten Standpunkt der Feigheit des jüdischen Studenten steht.

Nicht aus Freude an solchen Tiraden, nur um das Gesagte zu erhärten, ein paar Stichproben:

„Die Schnapsbudiken machten einen trostlosen Eindruck, getünchte niedrige Wände, ein Ladentisch voll Flaschen und dahinter eine orientalische Hebe. Tateleben Seligmund stand vor der Türe und dibberte mit Nachbar Perl Goldfisch." oder:

„Draußen auf der Straße machten sich einige Juden an mich heran, vielleicht war es Herr Achis Löwenzahn, Jankel Muskat oder Mendel Nußbaum, sie stellten sich mir nicht weiter vor. Auf ihre Frage. „Ham se nix z'wechseln?"

winkte ich lebhaft ab, da ich mit keinem dieser Gauners in Geschäftsverbindung zu treten wünschte".

Genug dieses erheiternden Unrats, bei dem man sich doch nur beschmutzen kann.

Die Gerechtigkeit erfordert übrigens die Feststellung, daß einige Zeit nach dem vollendeten Ausschluß der Juden, als das Hetzen eben überflüssig geworden war, der Ton wieder bedeutend anständiger wurde.

Der Burschentag Pfingsten 1896 brachte die Entscheidung. Auf Betreiben eines aktiven Burschenschafters war auf die Tagesordnung folgender Antrag gesetzt: „Die Burschenschaft steht auf dem Standpunkt des deutschen Volkstums; daher können nur Studenten deutscher Abkunft bei ihr Aufnahme finden. Anmerkung: Jüdische Reichsangehörige sind nicht als Deutsche zu betrachten."

Ich glaube, es würde die Wirkung einer solchen unerhörten Anmaßung, wie sie in diesem Antrag liegt, abschwächen, wenn man auch nur ein Wort ihm hinzusetzte.

Es lag wohl mehr an dem oben erwähnten Streite um die Kompetenz des A. D. C., als an etwaiger Toleranz von seiten der Burschenschaft, wenn der Antrag in der vorliegenden Form nicht die benötigte Unterstützung fand. An Stelle dieses Antrags wurde folgende Resolution angenommen:

„Der A. D. C. stellt fest, daß die aktiven Burschenschaften zur Zeit ebenso wie in den letzten Semestern keine jüdischen Mitglieder haben. Im Hinblick auf diese Tatsachen gibt der A. D. C. der Erwartung Ausdruck, daß auch in Zukunft die Burschenschaften in ihrer ablehnenden Haltung gegen die Aufnahme jüdischer Studierender einmütig zusammen stehen werden".

Nun wollen wir an den hiermit vollendeten Ausschluß der Juden aus der deutschen Burschenschaft keine klagvollen Jeremiaden knüpfen. Wir haben versucht, soweit uns das Material zugänglich war, quellenmäßig den Gang der Juden durch die Burschenschaft festzustellen; und da wir der Anschauung sind, daß die Tatsachen durch sich selber am besten wirken, haben wir versucht, den Dingen und manchen Ereignissen gegenüber, die uns in die Seele brannten, objektiv zu bleiben, soweit es unser Temperament zuließ. Nunmehr haben wir noch die Wirkungen jener Pfingstresolution zu Eisenach innerhalb der Burschenschaft zu betrachten.

Ein Teil der Alten Herren der Burschenschaft war in keiner Weise mit dem neuen Kurs einverstanden und protestierte gegen jene Maßregel. Auf den 21. Oktober 1896 wurde eine Versammlung aller Burschenschaften nach Gleiwitz berufen, die Beratungen in dieser Angelegenheit pflegen wollte. Das Ergebnis war ein formeller Protest der in Gleiwitz versammelten Alten Herren, der seiner schönen Gesinnung wegen in der Hauptsache hier wiedergegeben sei:

„Der Freiheitsgedanke und der Geist vorurteilsloser Duldsamkeit hat der deutschen Burschenschaft bisher stets und überall ihre besondere Zier gegeben. Ohne Ansehen der Geburt und des religiösen Bekenntnisses haben alle deutschen Studenten, die sich in idealem Streben für Freiheit, Vaterland und Ehre in ihr zusammengefunden hatten, für die hohen Aufgaben der Burschenschaft zusammengewirkt. Schulter an Schulter haben Christen und Juden in ihr gekämpft für die Errungenschaften der Freiheit und — als es not tat — auch für des Vaterlandes Ruhm und Größe. Eine Scheidung nach konfessionellen Bekenntnissen war unerhört in der deutschen Burschenschaft. Mit banger, ernster Sorge sehen wir Alten Herren unter der jungen Generation eine Bewegung sich entfalten, die „Klassenhaß und „Rassenhaß" predigt und Unduldsamkeit übt. Wir weisen solch finstern Geist, der weder deutsch noch christlich ist, der den altgeheiligten Grundsätzen der deutschen Burschenschaft Hohn spricht und die Bande inniger Freundschaft unter Bundesbrüdern verschiedener Konfession zu zerreißen trachtet, weit von uns zurück. Ein Beharren auf dem eingangs erwähnten Beschlusse muß zu einer Trennung der alten Burschenschafter von den aktiven Burschenschaftern führen. Vereinigungen im Zeichen des Antisemitismus haben nach unserer Ansicht kein Recht, den stolzen Namen „Burschenschaft" weiter zu führen".

Auch in Berlin traten eine Anzahl Alter Herren zu einer Besprechung zusammen und faßten den Beschluß, an sämtliche Alte Herren der Burschenschaft ein Zirkular zu versenden, das folgende Mitteilung enthält: „Eine größere Anzahl alter Burschenschafter war am 27. Oktober zu einer Versammlung zusammengetreten, in der einmütig Stellung gegen den antisemitischen Beschluß des A. D. C. genommen wurde, namentlich weil derselbe sowohl von den Prinzipien der Burschenschaften abweiche, als auch eine Beleidigung der zahlreichen Alten Herren jüdischen Glaubens in sich schließe."

In der aktiven Burschenschaft war man sich nur über das formale, eben jenen schon genannten Kompetenzkonflikt streitig. So teilte z. B. die Breslauer Germania mit, daß sie jene Resolution nicht für bindend halte und sich stets das Recht nehmen werde, über die Aufnahmefähigkeit neuer Mitglieder selbst zu entscheiden. Aber alle diese Proteste bedeuteten wenig mehr als letzte Zuckungen, die auch noch durchgemacht werden mußten, um sich dann in Ruhe des asemitischen, wenn nicht antisemitischen Zustandes der Burschenschaft freuen zu können.

Auf dem Burschentag 1897 kam die Judenfrage nochmals zur Verhandlung; man beließ es bei der Resolution des Jahres 1896. Das offizielle Protokoll meldet folgendes:

„Die Burschenschaft Arminia-Würzburg regte die Verhandlungen über diesen Punkt dadurch an, daß sie einen Zeitungsabschnitt betreffs Aufnahme jüdischer Mitglieder verlor. Im Anschluß daran erklärte denn die aktive Burschenschaft der Raczeks:

In Anbetracht der großen Anzahl unserer Alten Herren, welche sich in der Judenfrage für die Aufnahme von Juden ausgesprochen haben, erklärt die aktive Burschenschaft der Raczeks, daß sie jetzt prinzipiell keine Juden mehr aufnimmt.

Im Anschluß hieran erklärt die Burschenschaft Germania zu Breslau, daß sie zwar nach wie vor die Resolution betr. die Aufnahme jüdischer Mitglieder vom ordentlichen Burschentag Pfingsten 1896 nicht für bindend erachtet, daß sie selbst aber ganz prinzipiell keine jüdischen Mitglieder aufnimmt.

B. Arminia-Marburg erklärt, daß sie der Agitation ihres a. H. Pfeiffer in Frankfurt a. M. für Aufnahme jüdischer Mitglieder vollkommen fernsteht.

B. Cheruscia erklärt die auf dem letzten Burschentag gefaßte Resolution für nicht bindend, da sie an der Abstimmung nicht teilgenommen habe, und behält sich das Recht der Entscheidung über die Aufnahme ihrer Mitglieder entschieden vor. B. Hercynia erklärt, daß ihr a. H. Rechtsanwalt Bieber in der Judenfrage sich in vollkommenem Gegensatz zu seiner Burschenschaft befindet und daß die von ihm geäußerten Ansichten (für Aufnahme von Juden) nicht die der Burschenschaft seien. B. Germania-Berlin hält die auf dem letzten A. D. C.-Tage gefaßte Resolution betreffend die Aufnahme jüdischer Mitglieder für sich nicht bindend; jedoch bleibt sie bei ihrem früherem Standpunkte.

B. Germania-Königsberg gibt zu Protokoll, daß sie ihre Zustimmung zu der auf dem letzten außerordentlichen Tage von der Burschenschaft Saravia beantragten Resolution betreffend die Stellungnahme des A. D. C. zur Aufnahme jüdischer Mitglieder auf Beschluß vom 9. November 1896 zurückgezogen hat. Sie hat das aus Rücksichtnahme auf

die ihrem Philisterium angehörigen (jüdischen) Alten Herren rtt für ihre unbedingte Pflicht angesehen, die die Festlegung eines solchen Prinzips in jedem Fall verletzen mußte."

Die Erregung ging unter den Alten Herren demnach ziemlich hoch. Der zeigt auch z. B. die Tatsache, daß 37 alte Breslauer Germanen, Juden und Christen, infolge dieser Vorgänge austraten. Ueberhaupt verlor die gesamte Burschenschaft in jenen Tagen eine beträchtliche Anzahl tüchtiger Alter Herren. Aber das half alles nichts: das antisemitische Prinzip siegte.

Interessieren mag noch die Abstimmung über jenen Berliner Antrag, der an alle Alte Herren, an Zahl 6124, der Burschenschaft geschickt wurde. Von den Rundschreiben kamen 879 als unbestellbar zurück, 790 zustimmende Erklärungen gingen ein, davon sprachen sich 440 für den Austritt aus der Burschenschaft aus.

Daß unter dem Eindruck der antisemitischen Beschlüsse der Burschenschaft die jüdischen Alten Herren ihr Band zurückschickten, erscheint eigentlich ganz selbstverständlich. Um so unbegreiflicher ist das Verhalten einer Anzahl Juden zu nennen, die auch heute noch Alte Herren der Burschenschaft sind und stolz mit Mütze und Band zu dem Stiftungsfest derer erscheinen, die über ihre antisemitische Gesinnung so gar keinen Zweifel ließen. Seit den Pfingstresolutionen von 1896 und 1897 hat sich nichts geändert. Die Burschenschaft ist „judenrein" geblieben. Materiell mag sie dabei wenig eingebüßt haben. Was uns bedrückt, ist die Einbuße an freiheitlicher Gesinnung, die mit jenem Antisemitismus notgedrungen verbunden war, und die der Tradition der **alten** Burschenschaft so völlig Hohn spricht.

Hermann Nothnagel,

der berühmte Wiener Kliniker und Forscher, ist im 64. Lebensjahre gestorben. Er hat dort nie gefehlt, wo es galt, mit stolzem Freimut, ohne Rücksicht auf das, was oben oder unten genehm wäre, sich zur **Humanität** zu bekennen und ihr zum Siege zu verhelfen. So wurde Nothnagel auch Mitbegründer, Vorstandsmitglied und Ehrenpräsident des österreichischen **Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**. In der am 17. Mai 1892 stattgehabten zweiten Generalversammlung des Vereins charakterisierte er den Antisemitismus mit folgenden Worten:

„Ich weiß nicht, was größer in einem fühlenden Menschen sein muß: ob der **Ekel über das wüste Treiben**, welches sich als Antisemitismus bezeichnet, oder der Zorn über dasselbe, oder eine tiefe Traurigkeit darüber, daß eine solche **Seelenpest** sich verbreiten konnte. . . Wenn eine wahre große Bewegung die Menschen ergreift, so liegt auch ausnahmslos eine bedeutende Idee zu Grunde. Von einem solchen Standpunkte aus die antisemitische Bewegung prüfen zu wollen, wäre eine Versündigung gegen die elementarsten Forderungen nicht nur der Gerechtigkeit und Humanität, sondern selbst des schlichten Verstandes. Keinerlei Idee und keinerlei noch so verschrobenes Ideal liegt in Wahrheit dieser Bewegung zu Grunde, kein zündender Gedanke führt sie, kein leuchtendes Ziel winkt an ihrem Ende. Von alledem das Gegenteil! . . . . Und ich muß sagen, daß es mir widerstrebt, das traurige Gewirr von Beschränktheit und Schwäche, von Neid und Haß, von Allem, was klein und häßlich in der Menschennatur ist, und was in seinem Zusammenwirken die **empörende Fratze des Antisemitismus** erzeugt hat, psychologisch zu analysieren."

Einem Nachrufe, den die „Neue Fr. Pr." dem großen Arzt und vortrefflichen Menschen widmet, entnehmen wir folgende Stellen:

Was ihn mit der Politik in Berührung gebracht und in schwere Kämpfe verwickelt hat, was ihn das Martyrium einer selbständigen, unabhängigen Gesinnung bis zur Hefe kosten ließ, war nichts, was gemeinhin mit Parteien zusammenhängt. Er sah die Niedertracht und konnte sich nicht helfen, seine Hand gegen sie zu erheben. Er hatte dabei nicht mehr Verdienst, als ein Arzt hat, der ein Fenster aufreißt, wenn die Luft im Krankenzimmer durch Fäulnis verpestet ist. Es muß sein, und Nothnagel hat sich nie einer Pflicht entzogen und stets getan, wozu die Natur ihn trieb. Er hatte gar keinen Zusammenhang mit irgend einem systematischen Programm in der Politik, und wenn er zeitweilig ihr dennoch mit Leib und Seele angehörte, und sein Name sogar sprichwörtlich wurde, so lag dies in zwei Ursachen. Nothnagel hatte gar keine Anlage für die technische Politik, aber er hatte eine großmütige Weltanschauung, die freisinniger war als jeder gewählte Freisinn; er konnte es nicht über sich bringen, den Schwächeren leiden zu sehen; er war nicht im stande, an sich zu halten, da er begriff, daß der Streit in Wien seinen Ursprung in dem von den Machthabern begünstigten Versuch hatte, die große Unzufriedenheit mit dem Niedergang des Staates in Gewalt gegen eine Klasse der Gesellschaft auszulösen. Der zweite Grund, der ihn zur Politik hintrieb, war die Einfachheit, die ihn gar nicht zur Frage kommen ließ, die jeder Mittelmäßige und Schlaue sich selbst gestellt hätte. Er hat sich auch später nie in einem gleichgültigen Verhältnis zur Wiener Bewegung denken können. Nothnagel glaubte tun zu müssen, was er auf den französischen Schlachtfeldern getan hat, wo er sich das Eiserne Kreuz holte. Stets hat dem großen Arzt das Auge für die Gefahr gefehlt, in der er sich selbst befand.

. . . . Wie er diese Gewalttaten von Wien haßte, wie glühend diese Leidenschaft in ihm war, das war geradezu prächtig zu hören und zu sehen! Er wußte, daß ihm dieser Kampf großen Kummer bereiten, ja ihn sogar materiell schädigen werde. Wie oft ist er bis zur Unerträglichkeit gequält worden, und wie oft hat er an manchen hohen Stellen gemerkt, daß die politische Ueberzeugung des Arztes nicht gleichgiltig ist. Auch das Schicksal, nämlich jenes Schicksal, das so wienerisch ist, wie der Hang zur Lungenkrankheit, blieb ihm nicht erspart, im Rücken überfallen und schließlich sogar von jenen nicht anerkannt zu werden, für die er sich mit dem vollen Glanz seines Namens und mit der schlichten Vornehmheit seines Geistes einsetzte. Nichts konnte ihn erschüttern, nicht roher Schimpf, nicht feinere Stiche, nicht treulose Verderbtheit, nicht einmal wachsendes Ruhebedürfnis. Tiefer noch bohrte er sich hinein, sprach, schrieb, stellte sich an die Spitze von Versammlungen und Vereinen und tat noch mehr verborgen als öffentlich durch Fürsorge für die Aermsten, die seine Vorzimmer füllten, die arm und krank und oft genug auch Juden waren. Nur in den letzten Jahren ist er schweigsam geworden, war seine Stimme nicht mehr zu vernehmen. Er hatte den Wunsch, als Mitglied des Herrenhauses über religiöse und gesellschaftliche Duldung zu sprechen in jenem prächtigen stilistischen Kleide, das er trotz seiner Einfachheit liebte. Es konnte nicht mehr geschehen, und jetzt wird bekannt, warum. Er war schwer leidend und hat das Geheimnis sorgfältig gehütet, bis heute die erschütternde Nachricht vom Ende kam.

Nothnagel trat in die Politik, weil gesunde Organe das Bedürfnis haben, alle Stoffe der sittlichen Verwesung auszuscheiden. Was ihn am meisten an dem wahrhaft schändlichen Betrug, der in Wien das Volk täuschte, verletzt hat, war der Einschlag von zynischer Frivolität. Er konnte den Zynismus in keiner Form leiden, nicht in der gemeinen, die hier in unserer Stadt zur blinden Anbetung des Erfolges ausartet, jedoch auch nicht in der feinen, die des Mitleids spottet und mit den blitzenden Edelsteinen des Geistes die Hand der Starken schmückt. Er war von einer tiefen Abneigung gegen Nietzsche erfüllt, denn der Arzt, der täglich so viele menschliche Leiden sah, dem sich das Elend so häufig in seiner furchtbarsten Gestalt zeigte, war auch in seinem Beruf so einfach und ernst, daß er die warmherzige Teilnahme nicht verspotten, nicht als Merkmal des Verfalls höhnen lassen mochte. Er wollte in Wien ein Zeugnis für echte Menschlichkeit abgeben, echt wie er selbst war in seinem Denken und Fühlen. Wenn ihm das Glück noch einige Jahre des Lebens beschieden hätte, so wäre es ihm vielleicht gegönnt gewesen, die sicheren Vorboten einer Wendung deutlicher zu merken. Nothnagel hat jedoch nicht umsonst gekämpft und gelitten. In seiner Weltanschauung hat er die Weltkräfte genau erkannt. Sie werden die Lüge zerschlagen, die hier in Wien herrscht, wie das Verbrechen, das hier an dem Volke begangen wurde, überall zum Niedergange geführt hat. Wer daran zweifelt, lese nur, wie die

blutige Schuld in den russischen Aufständen eine schauerliche Sühne findet. Wenn einst dieser Tag der Erkenntnis kommt und der sittliche Abscheu das Joch der geistigen Knechtschaft bricht, in diesen Stunden des Sieges wahrer Menschlichkeit soll Rathnagel von jener Generation nicht vergessen werden, für die er so schwer gelitten hat. Dann mag sie hinausgehen zum Grabe dieses Einfachen, dieses Besten und einige Blumen hinstreuen, sich zu ihm bekennen und verstehen, daß er unterliegen mußte, weil die Zeit noch nicht vollendet war. Eine Träne soll auf die Schollen fallen für den, der viele getrachtet hat.

Amerikanischer Brief.

Im Hinblick auf das bereits in früheren Briefen erwähnte zweihundertundfünfzigjährige Jubiläum der jüdischen Einwanderung in den Ver. Staaten, das im Herbst feierlich begangen werden soll, schwelgt die amerikanische Judenschaft in Reminiscenzen, und es ist nicht zu leugnen, daß manches Interessante dabei zu Tage gefördert wird. Die Einwanderung in den Weststaaten begann erst viel später und im März 1817 ließ sich der erste Jude, ein Uhrmacher, in Cincinnati nieder. Bezeichnend und interessant ist, was dieser erste jüdische Einwanderer über seine Aufnahme berichtet hat. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Einwanderung selbst damals noch nicht so bedeutend war wie in späteren Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts, und daß die christlichen Einwanderer meist noch aus Ländern stammten, in welchen es nur sehr wenige Juden gab. So erst wird man das Folgende verstehen und glauben. Als Joseph Jonas — so hieß der erste jüdische Ansiedler im Ohio-Gebiet — in Cincinnati ankam, wurde er als eine Kuriosität angestaunt. Viele hatten niemals zuvor einen Juden gesehen und sie hatten ganz sonderbare Vorstellungen von Juden. Aus verschiedenen Teilen des Landes kamen sie eigens, um ihn zu sehen, und eine alte Quakerfrau fragte ihn: „Bist Du ein Jude? Du bist also einer aus dem von Gott erwählten Volke. Willst Du mir gestatten, Dich einmal ordentlich anzusehen?“ Sie drehte ihn hierauf hin und her und rief schließlich: „Well, Du bist nicht anders wie andere Leute.“

Wie aus dem Adreßkalender von Cincinnati aus dem Jahre 1818 hervorgeht, war Joseph Jonas bereits in jenem Jahre, also zwei Jahre nach seiner Ankunft, Freimaurer und zwar hatte er bereits einen höheren Grad. In einer hinterlassenen Denkschrift aus dem Jahre 1842 schreibt Jonas: Von der Ankunft des ersten Juden in Cincinnati bis zu diesem Tage waren die Juden sehr geschätzt und standen in hoher Achtung bei ihren Mitbürgern; es fand ein Austausch von Höflichkeiten zwischen ihnen statt und auch Freundschaften wurden zwischen Juden und Christen geschlossen. Viele Personen christlichen Glaubens, die fünfzig bis hundert (englische) Meilen von Cincinnati entfernt wohnten, kamen in die Stadt mit der ausgesprochenen Absicht, einige Kinder Israels, „das heilige Volk Gottes“, wie sie uns nannten, zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten. Weiter wird in der Schrift bemerkt, daß von christlicher Seite zugestanden wurde, daß es unter den Juden in der Stadt wie auf dem Lande die wenigsten Trunkenbolde, Stromer oder sonst den Gesetzen zuwiderhandelnde Personen im Verhältnis zu deren Zahl gebe.

Daß das Verhältnis zwischen Juden und Christen im Großen und Ganzen sich seit nahezu einem Jahrhundert nicht verändert hat — die kolossale Zusammenhäufung von russischen und rumänischen Juden in New York hat nur hier und da einige Ausnahmeerscheinungen gezeitigt — das ersieht man aus einer Zuschrift an den „American Israelite.“

„Ich glaube — so lautet das aus Clarion, Pa, datierte Schreiben —, daß Juden, gleichviel woher sie kommen, wenn sie sich niederlassen, einen Handel anfangen oder sonst ehrlich sich ihren Lebensunterhalt verdienen und anständig sich verhalten, von den Massen geachtet werden.

Meine Erfahrung hat mich das gelehrt. Ich bin an diesen Ort gekommen im Jahre 1853, als ich zwanzig Jahre alt war. Ich war kurz vorher aus Deutschland herübergekommen, heiratete und bekam Familie. Fast die ganze Zeit war ich geschäftlich tätig, habe Söhne im Geschäft, hatte verschiedene Ehrenämter, wurde Mitglied verschiedener Gesellschaften u. s. w. Hier gibt es Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Lutheraner und Katholiken, ich und meine Familie sind die einzigen Juden. Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich in dieser ganzen Zeit, ob es mir gut oder schlecht ging, in Freude und in Not, stets Freunde und Helfer gefunden habe. Wir verkehren gesellschaftlich mit der Elite der Stadt; sie besuchen uns und wir besuchen sie und wir leben in Frieden und Eintracht. Ich bin beständig seit 1854 Leser des „Israelite“ und gebe ihn oft Nachbarn und Freunden zu lesen.“

Es ist sehr bemerkenswert und ist bereits mehrfach aufgefallen, daß die Juden, denen doch nichts mit so großer Bestimmtheit nachgesagt wird, als daß sie eine besondere Begabung für den Handel haben, in Amerika im Wettbewerbe nicht die höchsten Preise erlangt haben, obgleich ihnen hier keinerlei Schranken im Wege stehen. Kein einziges der großen Vermögen, deren es in den Vereinigten Staaten so viele gibt, ist von einem Juden erworben oder zusammengescharrt worden oder, um auch das gleich hinzuzufügen, von Judenstämmlingen. Die Astors, Carnegies, Vanderbilts, Goulds, Rockfeller, Morgan und noch viele andere mehr unter den Reichsten der Reichen Amerikas sind ohne Ausnahme Christen. Dabei stehen Juden an der Spitze großer Bankhäuser, Eisenbahnen, Trusts, und anderer Geschäftsunternehmungen. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß entweder die Juden nicht das alle anderen überragende Handelsvolk par excellence sind — in Wirklichkeit können Engländer, Armenier, Griechen und noch andere in geschäftlicher Beziehung mindestens ebenso viel leisten wie die Juden, und auch in den fortgeschritteneren Teilen Deutschlands stehen die Urgermanen ihnen in kommerziellen und industriellen Unternehmungen nicht im Geringsten nach — oder der Umstand, daß in weniger freien Ländern mit noch von mittelalterlichen Schlacken nicht ganz freier aparter Judenpolitik die intelligentesten Kräfte bei den Juden dadurch daß ihnen viele Wege zur Betätigung künstlich versperrt werden, in die eigentlich gelderwerbenden Geschäfte und Berufe hingedrängt werden, wo sie dann natürlich bessere Chancen in der Jagd nach dem Gelde haben, als ihre Mitbürger, denen alle Wege offen stehen und deren begabteste Köpfe, eben weil sie sich anderweitig betätigen können, sich nicht ausschließlich oder vorzugsweise dem Handel zuzuwenden brauchen.

Die amerikanischen Juden sind nicht wenig stolz darauf, daß einer aus ihrer Mitte, Herr Lubin, der eigentliche Urheber des Planes ist, in Rom eine Art permanenter internationaler Landwirtschaftskammer zu begründen. Es ist in der Tat seltsam, daß ein Mitglied desjenigen Volksstammes, dem man seit lange jedes Interesse und jedes Verständnis für Landwirtschaft abspricht, auf eine solche die Landwirtschaft der ganzen Welt umfassende Idee gekommen ist. Nicht minder sonderbar ist, daß ein so verdienstvoller Mann sich bescheiden im Hintergrunde hält, während man doch sonst den Juden immer Vordrängen und Reklamemachen vorwirft. Lubin, ein ernster und energischer Mann, hat sich mit der Idee viele Jahre herumgetragen. Er glaubt an die Zukunft der Landwirte und er wünscht aufs eifrigste, etwas zur Besserung ihrer Lage tun zu können.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Abg. Oswald Zimmermann gegen die „Deutsche Wacht." In den „Mitteilungen des Landesvereins der deutschen Reformpartei im Königreich Sachsen" erklärt Herr Zimmermann:

Auf verschiedene Anfragen aus Parteireihen sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich die letzten Beziehungen zur „Deutschen Wacht" gelöst und seit März meine Mitarbeiterschaft an diesem Blatt völlig eingestellt habe. Ebenso habe ich mir entschieden verbeten, noch länger als „Herausgeber" der „Deutsch-sozialen Reform" bezeichnet zu werden. Betr. Inhalt und Haltung der „Deutschen Wacht", die ausgesprochenes Privatunternehmen ist, lehne ich jedwede Verantwortung für die Partei und meine Person ab. Herr Reichstagsabgeordneter Gräfe ermächtigt mich zu der Mitteilung, daß er diesen Standpunkt vollauf teile. Als antisemitisches Tageblatt, das den Standpunkt der Deutschen Reformpartei wahrt, kann ich derzeit nur die „Staatsbürgerztg." in Berlin empfehlen.

Die am 9. Juli abgehaltene außerordentliche Hauptversammlung der sächsischen „Reformer" stellte Herrn Zimmermann einstimmig ein Vertrauensvotum aus und berief eine sechsgliedrige Kommission, welche ungesäumt darüber beraten soll, ob die „Deutsche Wacht" wieder als offizielles Organ der Partei fungieren soll, event. soll die Kommission ein anderes Blatt als solches in Vorschlag bringen.

Die Verschlechterung des Dresdener städtischen Wahlrechts und die Antisemiten. Das Dresdener städtische Wahlrecht ist jetzt nach berühmtem Muster geändert, d. h. durchaus reaktionär gemacht worden. Auch das bisherige Wahlrecht war durchaus kein mustergültiges, es war ein Listenwahlsystem, das für die Halb-Millionenstadt längst nicht mehr paßte und dem Kuhhandel der Parteien und Vereine ein allzu weites Feld bot, aber es war immerhin ein gleiches Wahlrecht für alle, die das Bürgerrecht besaßen. Damit war nun auch die Möglichkeit gegeben, daß einmal eine sozialdemokratische Liste siegte, und dieser Eventualität mußte natürlich in der Hauptstadt des roten Königreiches vorgebeugt werden, darüber waren sich sowohl der Rat wie die sämtlichen „Ordnungsparteien" der Stadtverordnetenversammlung einig. Nur über das „Wie?" war man verschiedener Ansicht. Der Oberbürgermeister, Geh. Finanzrat a. D. Beutler, propagierte seit Jahren die Idee eines Berufswahlrechtes, das die „Kontingentierung der Opposition" zum politischen Prinzip erhob. Diesem Wahlrechte widerstrebten nun die „Reformer", die sächsische Spielart der Antisemiten, die im Stadtverordnetenkollegium über eine knappe Mehrheit verfügen, auf das heftigste, da sie mit Recht von dem neuen Wahlsysteme eine Verminderung ihres jetzt herrschenden Einflusses in der Stadtverwaltung befürchten mußten. Sie haben daher vor mehreren Wochen den ursprünglichen Entwurf des Oberbürgermeisters glatt abgelehnt und ihrerseits ein eigenes Projekt ausgearbeitet, das 4fach abgestuftes Stimmrecht je nach dem Alter des Bürgerrechts vorsah. Der Oberbürgermeister ließ jedoch seinen Plan nicht fallen, sondern nahm nur in sein Projekt das Prinzip der Klasseneinteilung nach dem Bürgerrechtsalter statt nach dem Einkommen auf und legte diese Mischung neuerdings dem Stadtverordneten vor, die ihn jedoch mit 34 gegen 32 Stimmen an eine Kommission verwiesen. Hätten die Antisemiten damals den Mut gehabt, die Vorlage a limine abzuweisen, so hätten sie am 6. Juli nicht das Schauspiel erlebt, daß zwei aus ihren Reihen, darunter einer ihrer Führer, durch Stimmenthaltung dem Projekte des Oberbürgermeisters zum Siege durch eine Stimme Mehrheit verhalfen. Kenner dieser Sorte Politiker hatten allerdings immer vorausgesetzt, daß es so kommen würde, und daß die energische Haltung der Antisemiten, mit der diese laut prunkten, nichts als Theatermache sei. Der Effekt ist auf alle Fälle der, daß eine der schönsten Großstädte Deutschlands jetzt ein geradezu vorsintflutliches, jede Ausdehnung der Opposition hinderndes und damit jeden Sporn zum Fortschritt ausschließendes Wahlrecht erhalten hat.

Der frühere Rechtsanwalt und antisemitische Agitator Heinrich Hertwig aus Charlottenburg, der sich seit dem 10. März d. J. in Untersuchungshaft befindet, stand am 7. Juli unter der Anklage der Unterschlagung und Untreue in vier Fällen vor der Berliner Strafkammer. Der Angeklagte ist 44 Jahre alt, seinerzeit einmal in seiner Eigenschaft als Reserveoffizier wegen militärischen Ungehorsams zu 3 Monaten Festungshaft und vor einiger Zeit von der Strafkammer wegen Unterschlagung zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Zur Illustration des Gemütszustandes des Angeklagten verwies der Verteidiger darauf, daß dem Angeklagten in den letzten Jahren Ordnungsstrafen in Höhe von vielen hundert Mark durch die Anwaltskammer auferlegt worden seien, er überreichte ferner ein ganzes Packet von Briefen der Anwaltskammer, die der Angeklagte einfach uneröffnet beiseite gelegt habe. Er sei durch fortgesetzte heftige Zeitungsangriffe in einen Zustand geistiger Depression geraten. Auf Befragen des Vorsitzenden bestätigte der Angeklagte, daß seine Einnahmen in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgegangen seien und er sich in einer mißlichen Vermögenslage befunden habe. Er behauptet, daß zur Verschlechterung seiner Vermögenslage der Umstand wesentlich mit beigetragen habe, daß er aus Bürgschaften, die er für eine ganze Anzahl von Personen übernommen, sehr erhebliche Beträge habe zahlen müssen. — Die Anklage warf dem Angeklagten u. a. vor, in einem Falle Gelder, die für den Weinhändler Hellmann in Würzburg, seinem Mandanten, bei ihm eingegangen waren, nicht ordnungsmäßig abgeliefert zu haben. Der Angeklagte bestreitet in allen Fällen, sich die Gelder rechtswidrig zugeeignet zu haben und behauptet, daß teilweise seine Mandanten, die hier in Frage kommen, ihm das Geld leihweise überlassen haben, teilweise lägen blos Nachlässigkeiten vor. Nach dem ziemlich übereinstimmenden Gutachten der medizinischen Sachverständigen handelt es sich bei dem Angeklagten um ein nicht ganz normales Nervensystem, um starke nervöse Erregung und einen Zustand der Apathie und Agonie, es liegt aber nicht ein Zustand der Willensunfreiheit in dem Maße vor, daß § 51 St.-G.-B. anzuwenden sei. Der Gerichtshof verhängte über den Angeklagten eine Zusatzstrafe von 8 Monaten Gefängnis. Da der Angeklagte sich zur Zeit seiner Verfehlungen in einem Zustande körperlicher und psychischer Schwäche befunden, beließ ihm der Gerichtshof die Ehrenrechte.

Aus der Idealwelt des Antisemitismus. Unter dieser Spitzmarke schreibt die „Nationalztg." im Anschluß an die Nachricht von dem Austritt des antisemitischen Reichstagskandidaten, Rechtsanwalts Dr. Wohlfarth aus der Partei:

„Wo immer die Antisemiten in den Wahlkampf eingreifen: überall beanspruchen sie volle Geltung als Verkörperung nicht nur einer siegreich sich durchbrechenden Weltanschauung, sondern auch als Repräsentanten einer hervorragend praktischen Politik. Und von den Führern wird jeder Kandidat bei den Wählern vorgestellt, als sei er in innigster Weise von jeher mit der Partei durch die Bande persönlicher Freundschaft und tiefster Ideengemeinschaft verbunden. Ist die Wahl vorbei und die Niederlage besiegelt, dann erlebt man in neun von zehn Fällen ganz eigentümliche Dinge.

Entweder stellt sich heraus, daß der Kandidat die antisemitische Gruppe nur als eine Probierstube betrachtet hat, wo der Ehrgeiz, gewählt zu werden, am leichtesten befriedigt werden kann. Oder er ist herangelockt worden, weil die Partei das Vertrauen hatte, mit ihm auf ihre — Rechnung zu kommen. Genug, die Gemeinsamkeit der Weltanschauung, die freundschaftlichen Bande, die „bewährte" Kampfesgenossenschaft löst sich in recht viel Egoismus und spekulative Triebe auf. Die Wähler aber, die man für Treu und Redlichkeit, Reinheit und Wahrheit in der Politik mobil zu machen vorgab, erleben als Nachspiel, daß sehr viel schmutzige Wäsche gewaschen wird.

So jetzt wieder in der Provinz Sachsen. War da nach Herbert Bismarcks Tode bei der Ersatzwahl in Burg-Genthin (Kreis Jerichow) als antisemitischer Kandidat ein Rechtsanwalt Wohlfarth aus Genthin in die Arena getreten, dem es die Flugblätterfabrik in Magdeburg laut bezeugte, daß er der lauterste politische Charakter sei, und daß er von der allgemeinen Beliebtheit im Kreise getragen werde, dieweil er selbst sich mit aller Ueberzeugungstreue zu den „großen“ Prinzipien der Partei bekenne. Und jetzt, sechs Monate später, rechnet er es sich zur besonderen Ehre an, keinerlei Beziehungen mehr zur Partei der Antisemiten zu haben, während das Magdeburger Organ feststellt, daß er sich der Partei aufgedrängt habe, daß ihn selbst während des Wahlkampfes noch „kein einziger“ von den Parteigenossen, die ihn rednerisch unterstützen, kannte, und daß von der ganzen Gemeinschaft nur „unerquickliche Prozesse wegen Bezahlung der Wahlkosten“ übrig geblieben sind.

Wäre es nur ein vereinzeltes Vorkommen, wir würden darüber hinwegsehen. Wo aber diese Nachspiele die Regel sind, so lange das Parteispielen nun schon dauert, kann man doch wirklich keinen Anspruch mehr darauf erheben, ernsthaft genommen zu werden.“

Eine Pückler-Versammlung, die am 4. Juli in Kellers Festsälen in der Koppenstraße abgehalten wurde, war sehr schwach besucht. Graf Pückler sprach etwa eine halbe Stunde lang. Er beschäftigte sich in seinem Vortrage mit den Vorgängen in Rußland und machte dafür einzig und allein die Juden verantwortlich. Hier eine kleine Blütenlese aus den Ausführungen des Dreschgrafen:

Bei der Judenverfolgung in Lodz wurden 347 Juden glattweg totgeschossen. Für den Anfang eine ganz respektable Strecke. . . . Die russischen Kosaken sind die „beste Kavallerie der Welt“. Auf ihren kleinen, feurigen und schnellen Pferden ritten die Kosaken durch die Stadt und schossen immer feste in die Judenfenster. Was gibt es Herrlicheres als solche Judenjagd auf flüchtigen Pferden? Wenn ich nicht Graf wäre, möchte ich Schwadronschef bei den Kosaken sein. 20000 Juden haben Lodz verlassen. Wer sind die Erben? Niemand anders als die Kosaken. Sie sind jetzt wohlhabend, haben goldene Uhren und Ketten; sie haben Geld in der Tasche sowie goldene Broschen und weiße Kleider für ihren Schatz. Ihr roten Kerls von Berlin, werdet ebenso schneidig wie die Kosaken! „Auf, Ihr Bürger von Berlin, Ihr roten Brüder — so animierte der Graf sein Publikum, — Ihr Klamottenbrüder, Penn- und Radaubrüder, Einbrecher und Spitzbuben, auf zur frischen Tat! Aber, so fügte der Dreschgraf hinzu, da eine Auflösung hierauf nicht erfolgte, schnell müsse es gehen, denn niemand könne von ihm, dem Grafen Pückler, verlangen, daß er sein Leben lang Volksreden halte. 6 Jahre stehe er in der Oeffentlichkeit, 3 mal sei er verhaftet und 18 mal angeklagt worden. 2 mal habe er im Gefängnis gesessen, 1 mal auf Festung, 1 mal im Irrenhause (Heiterkeit). Außerdem habe er 40 verantwortliche Vernehmungen gehabt. Jetzt stehe er am Ende seiner Kraft.

Danach scheint den Grafen der schwache Besuch der Versammlung sehr entmutigt zu haben. Zum Schluß versuchte einer der anwesenden Antisemiten, das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!“ anzustimmen, der Versuch scheiterte aber kläglich. Die Polizei schien damit gerechnet zu haben, daß die Versammlung der Auflösung verfallen würde, denn sie hatte 70 Schutzleute zu Fuß und 15 zu Pferde vor dem Lokal und im Hofe postiert. Der überwachende Polizeileutnant löste aber bei den „Kraftstellen“ der Rede, wie bereits aus dem Bericht ersichtlich, die Versammlung nicht auf, sondern hörte lächelnd zu.

Dagegen verfiel eine mehrere Tage später, am 7. Juli, stattgehabte Versammlung der polizeilichen Auflösung.

× **Studentisches.** Ein „Verband schwarzer Korporationen“, der nach seiner ganzen Zusammensetzung antisemitische Tendenzen zu verfolgen scheint, hat sich an der Berliner Universität gebildet. Ihm gehören zur Zeit zwölf Korporationen an: der Verein Deutscher Studenten, der Akademische Turnbund mit drei Vereinen und der „nationale“ Deutsche Verband wissenschaftlicher Vereine, der bei den Lesehallenwahlen stets Hand in Hand mit dem V. D. St. geht, mit fünf Vereinen: außerdem noch die Akademische Liedertafel, der Akademische Quartett-Verein und der Akademisch-Theologische Verein. Die Herren haben bis jetzt noch nicht ihr Programm der Oeffentlichkeit übergeben, man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Korporationen, die sich um den Verein Deutscher Studenten scharen, nicht von Geistesfreiheit träumen werden.

Ueber den „Verein Deutscher Studenten“ hat kürzlich der Herausgeber der „Münchener Hochschulnachrichten“, v. Salvisberg, in dem akademischen Anzeigenblatt sich wie folgt geäußert: „Auch bedarf es keines großen Wissens, um zu erkennen, daß der V. D. St. in dieser Bewegung (dem Kampf um die akademische Freiheit) wieder einmal va banque! spielt. Der „Verein Deutscher Studenten“ ist bekanntlich ein Nebenprodukt jenes bankrotten Antisemitismus, der die 80er Jahre erfüllte und auch auf deutschen Hochschulen viel Schaden und Unheil anrichtete. Seit seiner Gründung im Jahre 1881 hat der V. D. St. noch nirgends gesehlt, wo es galt, Wind zu säen und Sturm zu ernten. Auch ihre stets ostentativ zur Schau getragene affektierte Loyalität hat diese „Zivilgarde der Hohenzollern“ — wie sie Stöcker kürzlich nannte — noch nirgends abgehalten, ihre zersetzende Wirkung geltend zu machen und den politischen und konfessionellen Streit sowie den Rassenhaß in die Studentenschaft hineinzutragen. Wo der V. D. St. auftauchte, war es mit dem Frieden der Studentenschaft zu Ende. Ich verweise nur auf die vielen und unerquicklichen Kämpfe bei den Berliner Ausschuß- und Lesehallenwahlen, auf die unglücklichen Duelle Oehlke-Holzapfel und Eichler-Blum. Man machte in juveniler Kolonialpolitik, mischte sich in die Organisation der freiwilligen Krankenpflege und brachte diese auf akademischem Boden glücklich in das antisemitische Fahrwasser. Mit seiner „Ostmarkenpolitik“ und den damit verbundenen Freischarenzügen nach Böhmen u. s. w. griff der V. D. St. selbst über die Reichsgrenzen hinaus und brachte es auch dort, namentlich in Prag, zu einer verhängnisvollen Verschärfung der politischen Gegensätze. Neuerdings leistete er sich das Unerhörte, sogar die Person des deutschen Kronprinzen gewissermaßen als Reklame für seine politischen und sozialen Aspirationen zu benützen“.

Vermischtes.

Spanien und die Juden. Bekanntlich bemüht sich der spanische Senator Angel Pulido seit zwei Jahren in Wort und Schrift für eine Aussöhnung der Juden mit Spanien, das sie kurz nach der Entdeckung Amerikas vertrieben hat. Die Bemühungen des Senators wurden am skeptischsten von den Juden selbst aufgenommen. Als neulich der König von Spanien auf ein Schreiben des Kardinal-Erzbischofs Salvador Casanas, der um die Verhinderung der Einweihung einer protestantischen Kirche in Barcelona bat, antwortete, daß er sehr betrübt sei über den neuen Angriff auf den Glauben der Väter und auf die Staatsreligion, und daß er alles, was in seiner Macht liege, tun werde, um diesen zum Scheitern zu bringen, bemerkte der in Paris erscheinende „Univers Israelite“, daß, wenn das schon Protestanten gegenüber geschehe, man sich leicht denken könne, wie wenig Aussicht auf Erfüllung die Pläne des Senators Pulido bezüglich der Juden haben können.

Darauf hat nun der Senator Pulido ein langes Schreiben an die Redaktion des genannten Blattes gerichtet, in welchem er zunächst betont, daß der Brief des Königs keinen anderen Wert habe und haben könne, als den eines privaten Katholiken und daher in einem konstitutionellen Lande, das Glaubensfreiheit garantiere, nicht den geringsten Einfluß haben könne. Außerdem kenne man nicht die Entstehung des Schreibens, dessen Inhalt in Erstaunen setze, da er in Widerspruch stehe mit allem, was man von der Denkweise des jungen Königs wisse, der beständig sein Verlangen kund gebe, daß Spanien frei und fortschrittlich sei.

Der Brief, fährt der Senator fort, hat die Liberalen Spaniens zu der energischen Erklärung veranlaßt, daß sie einen Rückfall in religiöse Intoleranz nicht dulden werden, sondern im Gegenteil den Artikel der Verfassung, der von der Glaubensfreiheit handelt, weitherziger angewendet wissen wollen. Wenn die Cortes ihre Sitzungen wieder aufnehmen werden, dann werde die Regierung wegen des königlichen Briefes interpelliert werden und man könne im Voraus versichert sein, diese werden unzweideutig erklären, daß Spanien nicht plötzlich wieder umkehren werde auf seinem Wege zur Zivilisation und Freiheit, die durch Revolutionen und Opfer erworben seien.

Auf die Bemerkung des „Univers", daß, wenn schon der Protestantismus in den Augen der spanischen Regierung ein Skandal sei, man sich nicht einbilden dürfe, daß ottomanische und marokkanische Israeliten sich in Spanien werden niederlassen können, antwortet Pulido:

Die spanischen Regierungen haben einmal nicht die protestantische Kirche als einen Skandal angesehen, sodann ist das Judentum nicht wie der Protestantismus eine proselytisierende Religion und daß daher die jüdische Religion weniger störend sein und weniger mit den katholischen Interessen in Konflikt geraten werde.

Gewiß — so etwa schließt das Schreiben — ist ein großer Teil der Geistlichkeit noch unversöhnlich, aber man kann das nicht von der gesamten sagen, denn hervorragende Bischöfe und Geistliche zollen meiner Kampagne Beifall. Es ist wahr, daß es hier religiöse oder fanatische Geister gibt, die das Vorhandensein anderer Religionen mit Furcht konstatieren und mit Entrüstung tadeln; aber wo gibt es ein Land, in dem nicht Aehnliches vorkäme. Dafür gibt es hier, wo wenigstens tausend Juden wohnen und prosperieren, gar keinen Antisemitismus, und man kann nicht ein einziges Journal nennen, das die Bestimmung hätte, die Juden persönlich oder deren Interessen zu bekämpfen und zu beschimpfen, wie es in Frankreich der Fall ist.

Die Tatsache, daß ich einen öffentlichen Feldzug zu Gunsten der Juden seit zwei Jahren im Parlament, in der Presse und in Schriften führe, und daß man mir daraus keinen Vorwurf gemacht hat, beweist unwiderleglich, daß Spanien nicht ein fanatisches und zurückgebliebenes Land ist, wie man zu behaupten beliebt.

Bevorstehende Judenhetzen in Odessa? Aus Odessa erhält der Petersburger Berichterstatter der „Voss. Ztg." nachstehendes Telegramm: Die Polizei bereitet eine Judenhetze vor. Der Gehilfe des Polizeimeisters, Kisljanowski, sagte zu den zurückgekehrten Kämpfern aus Port Arthur, die um Unterstützung baten: „Nehmt Euch von den Juden, bei ihnen findet Ihr viel Gutes . . ." Auf der Straße hetzen Schutzleute ungeniert das niedere Volk gegen vorbeigehende Juden auf. Die Regierungsmitteilungen über die letzten Unruhen weisen systematisch auf die Juden als deren Urheber hin. Die Polizei verbreitet diese Auffassung nachdrücklich unter den 20 000 jetzt brotlosen Hafenarbeitern, die hungrig und zu jedem Raub bereit sind. Die jüdische Gemeinde von Odessa ist überzeugt, daß bei der bevorstehenden Hetze dem Militär die Hauptrolle zufällt. Graf Ignatiew, der gegenwärtig zur Beruhigung der Bevölkerung nach Südrußland gesandt wurde, sagte einem Abgesandten der südrussischen Judengemeinden: „Die Regierung wird mit Euch Euren Regeln gemäß verfahren: Aug um Aug, Zahn um Zahn!" Die Selbstverteidigung ist wegen des verhängten Kriegszustandes vollkommen unterbunden. Die Odessaer Juden wenden sich im Hinblick an die drohende Gefahr und mit Rücksicht auf die Unterjochung der eigenen Presse an die öffentliche Meinung der ganzen Welt und bitten um Schutz vor einer Katastrophe, der sie machtlos gegenüberstehen.

Briefkasten.

M. M. in Berlin. Besten Dank für Ihren Hinweis, daß die Villa Seeblick, Blücherstraße 4 in Warnemünde (laut Ankündigung in dem von der Geschäftsstelle des Verbandes deutscher Ostseebäder ausgegebenen Anzeiger) Juden nicht aufnimmt. Wir werden dieses Pensionat und Logierhaus auf unsere Liste setzen.

Dr. R. In Oesterreich sind neuerdings zwei solcher Fälle zu verzeichnen. An der k. k. deutschen technischen Hochschule in Brünn wurde der einzige jüdische Professor an dieser Anstalt, Emil Wälsch, zum Rektor für das kommende Studienjahr gewählt. Er hat es aber abgelehnt, das Ehrenamt anzunehmen. Ferner wurde zum Rektor der Czernowitzer Universität der jüdische Professor der Geschichte Dr. Sigmund Herzberg-Fränkel gewählt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 29. Berlin, 19. Juli 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die jüdischen Intellektuellen in Rußland und die Emanzipation der russischen Juden.

Es könnte unangebracht erscheinen zu einer Zeit, da das große russische Reich an inneren und äußeren Wunden blutend und schier verblutend darniederliegt, die Welt noch mit den besonderen jüdischen Schmerzen zu behelligen. Aber abgesehen davon, daß die Aufgabe unseres Blattes ist, speziell sich mit den staatsbürgerlichen Verhältnissen der Juden zu befassen, darf man nicht vergessen, daß es sich in Rußland um nahezu sechs Millionen Juden handelt, daß diese unter allen dem Szepter des Zaren unterworfenen Völkerschaften und Religionsgesellschaften die am meisten bedrückten und verfolgten sind und daß ein großer Teil der Misère in Rußland zurückzuführen ist auf die verwerfliche Judenpolitik der Regierung. Die Korruption der russischen Bureaukratie und Polizei wurde zum Teil großgezogen durch die Tatsache, daß sie an den Juden ein beständiges Ausbeutungsobjekt hatten und obendrein einen Sündenbock, auf den man immer alle Schuld schieben konnte. Eine radikale Aenderung der russischen Judenpolitik würde nicht nur der revolutionären Bewegung wichtige Elemente entziehen, sondern auch eines der Grundübel, an denen Rußland krankt, und das viele andere entstehen läßt, beseitigen, und darum ist in Rußland ganz besonders die Judenfrage viel mehr als eine bloße Judenfrage, ist sie eine Frage ersten Ranges für den russischen Staat.

Indessen die russische Regierung ist den Juden gegenüber mit noch größerer Blindheit geschlagen wie bisher gegenüber den Japanern und gegenüber den immer ungestümer vorgetragenen Forderungen der gesamten Intelligenz und den Ratschlägen der ganzen zivilisierten Welt.

Man versteht sich dazu allen religiösen Gemeinschaften Zugeständnisse zu machen, nur den Juden nicht. Man läßt sich wohl notgedrungen herbei den ausländischen Juden die Paßbeschwerden abzunehmen, aber den einheimischen Juden soll nach wie vor untersagt bleiben sich im eigenen Vaterlande frei zu bewegen. Der Zar entschließt sich dem Volke eine Verfassung zu geben, allerdings eine nach dem Vorbilde jener „Republik mit dem Großherzog an der Spitze“, ein konstitutionelles Regiment auf der Basis der Selbstherrschaft, die Juden aber sollen weder das aktive noch das passive Wahlrecht haben. Einen so intelligenten Teil der Bevölkerung, die regsamsten, sich am eifrigsten fortbildenden und am leichtesten in neue Verhältnisse sich einlebenden Bewohner des Landes will man von der Teilnahme an der politischen Betätigung ausschließen.

Gegen diese ihnen zugedachte mit mannigfachen moralischen und materiellen Nachteilen verknüpfte Hintansetzung sträuben sich die Juden und setzen sich zur Wehr, wie sie auch die Niedermetzelungen und Plünderungen sich nicht mehr ruhig gefallen lassen.

Es hat sich in Petersburg eine besondere Organisation gebildet, der Verein zur Emanzipation der Juden in Rußland, und dieser Verein hat nach allen Städten des von Juden bewohnten russischen Gebietes folgenden Aufruf gesandt:

Nach den Informationen, die uns aus sicherer Quelle zugegangen sind, schließt der Varschlag betreffend die Einberufung van Valksvertretern, der dem Ministerkamitee zur Prüfung varliegt, die jüdische Bevölkerung van jeder Teilnahme an der konstituierenden Versammlung aus. Als Grund für diese Ausschließung wird die Tatsache angeführt, daß die die Juden beschränkenden Gesetze noch nicht aufgehaben seien. Und obgleich der ministerielle Vorschlag zur Basis hat das Reglement der Semstwas von 1864, das hinsichtlich der Juden keinerlei Beschränkung enthält, wird eine, die einzige Beschränkung dieses Reglements von 1864 zum Nachteil der Juden gemacht und beraubt sie nicht nur des Rechts der Wählbarkeit, sondern auch des Rechtes Wähler zu sein.

Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß, wenn dieser Entwurf Gesetz geworden ist, die Juden endgiltig auf die Stufe van Parias hinabgedrückt sein werden, und er demnach einen sehr ernsten Angriff auf die maralischen und materiellen Interessen der russischen Juden enthält.

Aus diesem Grunde und nach reiflichster Prüfung der durch diesen Entwurf für die Juden geschaffenen Lage haben wir beschlossen, mit allen möglichen Mitteln zu warnen und auf der Hut zu sein. Außerdem aber wäre es wünschenswert, daß van diesem Augenblicke an die Juden ihre Ansicht über den Regierungsentwurf in Kallektiverklärungen kundgäben durch in öffentlichen Versammlungen gefaßte Resalutionen, durch Telegramme an die Zeitungen der Hauptstadt usw.

Angesichts der außerordentlichen Bedeutung der Frage bitten wir Sie ahne jeden Verzug Versammlungen und Vereinigungen zu arganisieren und in Resalutianen und Tagesardnungen die Ansichten der jüdischen Bevölkerung hinsichtlich des der Beratung des Ministerkamitees unterliegenden Entwurfs bekannt zu geben.

Wir erwarten mit Ungeduld Ihre Antwort und die Mitteilung der Resalutianen und Tagesordnungen.

Das Bureau der Vereinigung
für die Emanzipation der Juden in Rußland.

Eine große Anzahl jüdischer Körperschaften hat denn auch sehr energische Kollektivproteste an die großen Zeitungen in Petersburg gerichtet. Eine Gruppe Intellektueller in Moskau schrieb beispielsweise: „Man kann uns in ungleichem Kampfe vielleicht ausrotten, aber niemals werden wir wieder Parias sein in dem Lande, in welchem wir geboren sind, und zu dessen Größe wir durch unsere Arbeit beitragen.“ Eine Gruppe Odessaer Juden betrachtet die in Rede stehenden Versuche, die Juden aus der konstituierenden Versammlung zu eliminieren, als eine den Juden ins Gesicht ge-

schlenderie Beleidigung und erklärt die Herausforderung anzunehmen.

Noch wollen wir hoffen, daß die russische Regierung, wie sie sich endlich doch bereit gefunden hat, mit der Friedenskonferenz Ernst zu machen, wie sie zu der Einsicht gelangt ist, daß es ohne eine Art von Verfassung nicht mehr geht, auch den Juden gegenüber mildere Saiten aufziehen wird. Aber wir gestehen, wir haben nur geringe Hoffnung. Die russische Regierung ist so verblendet, daß man fast annehmen möchte, die Götter wollen ihr Verderben.

Die intellektuelle Elite der Juden in Moskau hat an die Vertreter der Semstwos eine lange Denkschrift gerichtet, in welcher auf die gesetzlichen Unterdrückungen und ungesetzlichen Verfolgungen hingewiesen wird, denen die Juden wie keine andere Rasse, keine Religion, keine Gesellschaftsklasse in Rußland ausgesetzt sind. Die Juden haben sich, da sie weder auf Hülfe von der Regierung noch von der Gesellschaft rechnen konnten, sich genötigt gesehen zur Selbstverteidigung zu greifen. Alsdann fährt die Denkschrift fort:

„Aber die bevorstehende Einberufung der ersten Volksvertretung wird wahrscheinlich den inneren Frieden herbeiführen. Um zu diesem Resultat zu gelangen, ist es jedoch nötig, daß Alle diese Versammlung als eine wahre Vertretung der ganzen Bevölkerung betrachten können, aller Klassen und aller Nationalitäten im Verhältnis zu ihrer Zahl.

Es ist nötig, daß vorher alle Nationalitäten und alle Rassen dieselben Rechte erlangen, daß die Gleichheit Aller vor dem Gesetze anerkannt werde als eine wesentliche Bedingung, um die Freiheit des Votums, die Unverletzlichkeit der Person, die Freiheit der Rede und das Recht der Vereinigung und Versammlung zu sichern. Geschieht dies nicht, dann behält die Verwaltung eine mächtige Waffe in ihrer Hand, und sie wird die Stimme des Volkes verfälschen; einerseits durch Versprechungen und Drohungen, andererseits durch den Appell an den Haß gegen gewisse Nationalitäten würde sie in Wirklichkeit einen furchtbaren Druck ausüben und die Einigkeit aller Volksklassen verhindern. Groß wird die Verantwortung derjenigen sein, die an dem Tage, da unser Vaterland im Begriffe steht, eine neue Aera zu beginnen, die Frage der Gleichheit Aller vor dem Gesetz als einen Gegenstand vorläufiger Prüfung betrachten, nicht deren sofortige Notwendigkeit anerkennen werden, die Verantwortung derjenigen, die unempfindliche Zuschauer der mörderischen Kämpfe geblieben sind, welche die Regierung in letzter Zeit zwischen verschiedenen Nationalitäten erregt hat.

Es existiert gegenwärtig in Rußland keine Autorität, keine Macht, die das Gesetz hütet und für die Sicherheit der Individuen sorgt. Das ist eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann nach den Metzeleien von Melitopol und Schitomir, nach den Massakres der Armenier in Nachitschewan, nach den offiziellen und offiziösen Proklamationen, die zur Ermordung ganzer Kategorien der Bevölkerung auffordern. Es wird die erste, die gebieterischste Pflicht der Vertreter der Semstwos sein, dafür zu sorgen, daß Gesetz und Recht gewahrt werden, das einzige Mittel, das Land vor den Schrecken der Anarchie zu retten."

Ein Bannerträger des Grafen Pückler.

Die agitatorische Tätigkeit des antisemitischen Grafen aus Schlesien hat ein Parasitentum gezüchtet, das einen interessanten Beitrag zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland bildet. Als der Verleger der „Staatsbürgerztg." Wilhelm Bruhn nach jahrelanger Ausbeutung des Dreschgrafen sich veranlaßt sah, die Beziehungen zu ihm zu lösen, traten kleinere Geister, oder sagen wir lieber, anspruchslosere Leute, die froh sind, wenn ein paar winzige Brocken für sie abfallen, an seine Stelle. Zu diesen gehörte ein Arbeiter Weißenborn, der es sich zur Aufgabe machte, in den Versammlungen, in welchen der Graf rednerisch auftrat, ihm Handlangerdienste zu leisten oder gar in die Bresche zu springen und die Pücklerschen Ergüsse vorzulesen, wenn dem Grafen der Mund verboten war.

Dieser Herr Friedrich Weißenborn (Meyerbeerstr. 9) übergab uns Ende Dezember vorigen Jahres zu unserem Erstaunen einen Artikel, der die heftigsten Ausfälle gegen einen antisemitischen Agitator D. mit Einzelheiten über seinen unmoralischen Lebenswandel enthielt, zur Aufnahme in die „Mitteilungen". Wir wiesen den „Verfasser" kurz ab und erhielten trotzdem tags darauf ein vom 29. Dezember datiertes Schreiben folgenden Inhalts:

Bezugnehmend auf meine gestrige Unterredung mit Ihnen betreffs des Artikels gegen den p. D. erlaube ich mir Ihnen ergebenst, folgende Zeilen zu schreiben. Was den Artikel gegen D. betrifft, so enthält derselbe die volle Wahrheit und werde ich, falls Sie denselben verwenden, die Verantwortung gern übernehmen. Da dieser Herr in antisemitischen Kreisen und weit darüber hinaus bekannt geworden ist, auch in Kreisen um Bruhn und Genossen eine große Rolle spielt, auch als Reichstagskandidat in Aussicht genommen ist, so liegt nach meiner Ansicht doch genügend Interesse vor, diesem Herrn einmal vor der Oeffentlichkeit, seine scheinheilige christliche Maske als Tugendbold herunter zu reißen. Umsomehr, da es selbst in antisemitischen Kreisen noch mehr solche Elemente gibt. Ich möchte mir deshalb freundlichst erlauben nochmals die Bitte zu wiederholen, den Artikel doch zu veröffentlichen. Da ich als Antisemit selbst durch meine langen Erfahrungen in der Lage bin, Ihnen falls es Ihnen erwünscht ist, weiteres Material zu Artikeln liefern zu können. **Ebenfalls über den Grafen Pückler.** Da ich selbst von diesen Herren Antisemiten in der schmutzigsten Weise behandelt worden bin, und **dieser famosen Partei den Rücken gekehrt habe.**

Zum Schlusse bittet Herr W., ihm Bescheid zukommen zu lassen, ob wir von dem Material gegen D. Gebrauch machen wollen und ob er uns zu diesem Zwecke besuchen dürfe. Selbstverständlich würdigten wir den Briefschreiber keiner Antwort.

Der gute Mann scheint aber der „famosen" Partei nicht für immer den Rücken gekehrt zu haben. Denn nach einer mehrmonatigen Pause taucht er wieder in der Partei auf. In einer Notiz über eine kürzlich stattgehabte Pückler-Versammlung lesen wir nämlich: „Nach dem Pücklerschen Vortrage sprach ein Arbeiter Weißenborn über „Die Presse im Solde des jüdischen Kapitals."

So sieht es in der Gefolgschaft des Grafen Pückler aus!

Hermann Nothnagel und der Antisemitismus.

Am Grabe des Prof. Nothnagel sprach in Vertretung des Wiener „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" der 81jährige Superintendent Professor Dr. Sebering folgende Worte:

„Wer glaubt und hofft, der liebt auch. Diese Schlußfolgerung, trauernde Versammlung, sei angesichts der Majestät dieses Tages unserer Trauerhuldigung feierliches Schlußwort. Als ich vor langen Jahren anläßlich einer Feier des Studenten-Krankenvereines in der Festrede den Konsiliarius Europas, Vater Oppalzer, feierte, später dann an den Gräbern des Sohnes Oppalzer und Duchek, dieser zwei Koryphäen der berühmten Wiener medizinischen Schule und Präsidenten des erwähnten Vereines, im Namen desselben geredet habe, ahnte ich es nicht, daß ich noch einmal als Vorstandsmitglied des Vereines zur Abwehr des Antisemitismus einem fast um 20 Jahre jüngeren hervorragenden Manne den letzten Dank- und Abschiedsgruß ins offene Grab nachrufen werde. Wir stehen am Grabe eines Fürsten im Bereiche der Wissenschaft und was mehr bedeutet — im Reiche der Humanität! Der würdigsten und begeistertsten Priester Einer in diesem Reiche, legte allzufrüh den Wanderstab nieder, und die wir im

Kampfe um die Vermenschlichung der Menschheit den ersehntesten Siegeskranz unseres Erdenringens erblicken, wir trauern tief und beklommenen Herzens über diesen unerwarteten Schlag und Verlust, den unser Verein erlitt durch den Hingang seines eifrigen, unentwegten leitenden Ausschußmitgliedes! Er glaubte, hoffte und deshalb liebte er auch; er glaubte und hoffte, daß, wenn man Vorurteile zwar gegen sich, aber die Wahrheit für sich hat, diese, sobald ihr bester Bundesgenosse, die Zeit, zu ihr gestoßen sein wird, des Sieges vollkommen gewiß sein kann. Wer aber an diesen Sieg glaubt und hofft — an diese Erlösung von Selbstsucht, Selbstüberschätzung, Finsternis und blödem Rassenhaß, als gäbe es eine ganz unvermischte Rasse, als wären nicht alle Geschöpfe eines Schöpfers: der verdient den Namen eines Apostels der lauteren Gottes- und Menschenliebe, den Namen eines Priesters im Reiche der Humanität, der Ideale, für die der Weise von Nazareth seine Bitte in das große, schöne Weltgebet eingeflochten hat „Dein Reich komme zu uns" — das Reich der Gerechtigkeit, Wahrheit, des Lichts und der alles überwindenden, Widerstrebendes bezwingenden, Entzweites versöhnenden, jedes Leid, wo nicht besiegenden, doch es mindestens mildernden, besänftigenden, verklärenden Liebe! Ruhe denn sanft und selig, edles Herz — zwar ferne von deinem dir und mir so lieben Jena!"

Die von Nothnagel in der zweiten Generalversammlung des Vereins am 17. Mai 1892 gehaltene Rede, aus der wir in der vorigen Nr. der „Mitteilungen" einige Sätze gebracht haben, lautet wörtlich:

„Alle, welche heute hier versammelt sind, haben sich in einem Gedanken gefunden, ein gleiches Empfinden beseelt, trägt uns Alle: Die ethische Pflicht, die schmachvollen Angriffe gegen unsere jüdischen Mitbürger abzuwehren, hat diesen Verein ins Leben gerufen. Ich weiß nicht, meine Herren, was größer in einem fühlenden Menschen sein muß: ob der Ekel über das wüste Treiben, welches sich als Antisemitismus bezeichnet, oder der Zorn über dasselbe, oder eine tiefe Traurigkeit darüber, daß eine solche Seelenpest sich verbreiten konnte. Die antisemitische Bewegung vom Standpunkte der fortschreitenden Entwickelung prüfen zu wollen, wäre eine Versündigung gegen die elementarsten Forderungen nicht nur der Gerechtigkeit und Humanität, sondern selbst des schlichten Verstandes. Keinerlei Idee und keinerlei noch so verschrobenes Ideal liegt in Wahrheit dieser Bewegung zu Grunde, kein zündender Gedanke führt sie, kein leuchtendes Ziel winkt an ihrem Ende. Von alledem das Gegenteil; Wozu, meine Herren, soll ich in dem trüben Sumpfe rühren, aus welchem die Giftblasen des Antisemitismus aufsteigen? Sie alle kennen ihn ebensogut, wie ich. Und ich muß sagen, daß es mir widerstrebt, das traurige Gewirr von Beschränktheit und Schwäche, von Neid und Haß, von Allem, was klein und häßlich in der Menschennatur ist, und was in seinem Zusammenwirken die empörende Fratze des Antisemitismus erzeugt hat, psychologisch zu analysieren. Nur von den klaren Höhen der historischen Anschauung möchte ich in dieser Stunde die Sache, für welche wir mit Ernst und Treue zu wirken uns bemühen, in wenigen Bemerkungen beleuchten. Gleichsam zu ihrer Rechtfertigung und mit einem gewissen Hohn weisen die Antisemiten öfters darauf hin, daß ja nicht sie zuerst und nicht gegenwärtig zuerst gegen die Juden Stellung genommen hätten, sondern daß, wie sie meinen, schon seit den ältesten Zeiten dies von allen Völkern geschehen sei. Zunächst ist natürlich in dieser Fassung diese Behauptung nicht zutreffend. Denn gleichwie es heute noch in einer Reihe von Staaten ist, so sind auch früher Jahrhunderte vergangen, in denen die Bekenner des mosaischen Glaubens vollständig unbehelligt neben den anderen Staatsbürgern leben konnten. Und wenn Gegensätze entstanden sind, was lehrt die Geschichte, was war der Grund derselben? Wenn die Stämme mosaischen Bekenntnisses von den Völkern um sie herum (nebenbei: auch diese waren Semiten) angefeindet wurden, dürfen, können wir mit unseren heutigen Anschauungen daraus den Juden einen Vorwurf machen? Diese Frage beantwortet sich für Jeden, der einen Funken von Gerechtigkeitssinn in sich hat, von selbst. Wenn weiter gesagt wird, daß die Römer, welche doch alle anderen unterjochten Völker unter sich duldeten, den Juden mit besonderer Feindseligkeit begegnet seien — woher kam dies und was beweist es? Zunächst muß festgehalten werden, daß die gegen die Juden gerichteten unbegründeten Anklagen nicht blos diese, sondern in gleicher Weise die Christen trafen. Beide waren derselben Abneigung, demselben Haß und denselben grausamen Verfolgungen ausgesetzt. Diese aber entsprangen einem Grunde, welcher Christen wie Juden zur höchsten Ehre gereicht. Weil beide sich weigerten, die römischen Staatsgötter zu verehren, weil sie den Imperatoren keine göttliche Anbetung erweisen wollten, weil sie mit einer unerschütterlichen Treue an die Verehrung ihres Gottes festhielten, die selbst die ungeheure politische Machtfülle des Römerstaates nicht zu brechen vermochte, deshalb bestand jener Gegensatz. Dann existirt für beinahe ein Jahrtausend keine sogenannte Judenfrage. Die Juden erfreuten sich einer unangefochtenen Existenz. Sie lebten unter den anderen Völkern, wie urkundlich festgestellt worden ist, nicht nur unbehelligt, sondern als gleichberechtigte Bürger unter den anderen. Die verwandelten Lebensverhältnisse hatten aus dem in seiner alten Heimat ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke allmälig ein Kaufmannsvolk gebildet. Daneben jedoch trieben sie auch jetzt noch Ackerbau, hatten Grundbesitz in Stadt und Land. Dann etwa um das Jahr 1100 kam ein Umschlag, begann jener Zustand, welcher die vielhundertjährige Leidensgeschichte der Juden einleitet. Es muß jedoch betont werden, daß gerade die Päpste und die Kirche in Erkenntnis ihrer hohen Pflichten und in edlem Gerechtigkeitsgefühl sehr oft und vielfach Milde und Schonung gegen die Juden forderten. Wohl kann es möglich sein, daß bei der damaligen intensivsten Auseinanderschließung der vielfachen Stammesgenossen unter einander auch ein gewisses nationales Moment von Bedeutung war für den jetzt ausbrechenden Haß gegen die Juden, aber jedenfalls war es nicht von maßgebender Bedeutung. Glaubens- und Rassenmotive mochten bei Einzelnen wirken, im Großen aber waren nicht sie das Treibende, sondern auch damals schon für die Mehrzahl nur ein Schleier, welcher noch unreinere und unedlere Beweggründe verhüllen sollte. Der Neid und die Mißgunst, jene häßlichen und widerwärtigen Eigenschaften, die gemeinen Züge im Seelenleben sind die hauptsächlichen und die eigentlichen Ursprünge der um den Beginn unseres Jahrtausends ausbrechenden Judenverfolgung. Die Stellung der Juden im Verkehrsleben wurde durch allerlei Maßnahmen derart verändert, daß sie aus dem Waaren- und Großhandel allmälig auf das Geldgeschäft und den Kleinwaarenhandel zurückgedrängt wurden. Und nun begann jene fürchterliche und grausame Zeit, welche das gemarterte Volk unter die schlimmsten Ausnahmegesetze stellte, von Ackerbau, Gewerbe, Großwarenhandel ausschloß und eine vielhundertjährige Leidensperiode einleitete, die von Blut und Thränen trieft. Erst im vorigen Jahrhundert, als erleuchtete und hochsinnige Männer anfingen, ihre Stimme zu erheben, begann man theoretisch des Verbrechens gegen Humanität und Gerechtigkeit sich bewußt zu werden. Praktisch wurde es, in der Form wenigstens und von Seiten der Staaten als solcher, aufgehoben, als die großen politischen Umwälzungen die rechtliche Gleichstellung aller Staatsbürger ohne Rücksicht auf Nationalität und Konfession herbeiführten.

Wenn trotzdem jetzt von Neuem der Haß gegen unsere jüdischen Mitbürger hervorgehoben ist, jetzt in unserer kulturell und wissenschaftlich so hoch entwickelten Zeit in erschreckendster und für den Menschenfreund beschämendster Weise von Neuem um sich gegriffen hat, was ist, psychologisch untersucht, die letzte und eigentliche Triebfeder davon? Wieder sagen die Einen: der konfessionelle Gegensatz. Das ist unmöglich, denn ein wahrhaft frommer Mensch würdigt jede religiöse Ueberzeugung. Haß gegen Andersgläubige verträgt sich nicht mit der echten Frömmigkeit. Die Anderen meinen: der Rassengegensatz. Das ist ganz unhistorisch, denn bekanntlich gehören namentlich in unseren östlichen Ländern sehr viele Bekenner des mosaischen Glaubens ethnologisch gar nicht zu den Semiten, sondern zu den Slaven. Und dann, wenn wirklich bei Einzelnen ein solcher sogenannter Racengegensatz die Quelle ihres Antisemitismus sein sollte, wie klein, wie verächtlich und in seinen Konsequenzen wie erschreckend ist eine solche Art des Empfindens! Das stärkste Gefühl für das Vaterland ist ein Gebot, politische Gegensätze zwischen Völkern können zu blutigen Kämpfen führen, in denen mit Begeisterung das Dichterwort lebendig wird: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles

einsetzt für die Ehre." Aber für Rassengegensätze als solche soll es keinen Raum in uns geben: Erst Mensch, dann Weißer, Gelber, Rother, Schwarzer; erst Mensch, dann Germane, Slave, Semit, Romane; erst Mensch, dann Jude, Christ und Muselmann. Nein, nicht konfessioneller Gegensatz, auch nicht nationale Abneigung ist das Maßgebende und Treibende für das Wiederaufwachen des Antisemitismus in unseren Tagen. Für die erschreckende Verbreitung, für die empörende Gestaltung dieses Frevels an der Humanität und Gerechtigkeit ist genau dasselbe Motiv die Triebfeder, wie vor 800 bis 900 Jahren: der gemeine Neid, die niederste Mißgunst. Man vergißt bewußt oder unbewußt, daß es Hundert- und aber Hunderttausende von ärmsten Juden giebt, welche bitter und mühselig mit des Lebens Not ringen; man denkt nur daran, daß es den jüdischen Mitbürgern heute ermöglicht ist, in den Wettbewerb in dem Kampfe ums Dasein einzutreten — man haßt den Konkurrenten auf den Gebieten des geistigen und erwerblichen Lebens. Das, meine Herren, ist der wahre Kern des Antisemitismus, ist das Traurige zugleich an demselben, daß er aus dem Gemeinen in der Menschennatur seinen Ursprung nimmt. Alle Deklamationen von sogenannten anderen Beweggründen, Erklärungen, Rechtfertigungen für denselben sind hohl und nichtig. Auf alle gibt es nur eine einzige Antwort: Sei gerecht! Prüfe! Lasse in einem Einzelfalle von Schuld den Schuldigen die ganze Strenge des Gesetzes treffen, aber verallgemeinere nicht! Du versündigst Dich sonst gegen das Herrlichste, was das Sittengesetz lehrt, gegen die Nächstenliebe! Von der Warte der historischen Betrachtung gesehen und psychologisch analysiert, ist die Erscheinung des Antisemitismus einer der schwersten Vorwürfe gegen das menschliche Herz."

Bei einer geselligen Zusammenkunft des Vereins appellierte Nothnagel an die Mitarbeit der Frauen und drückte sich folgendermaßen aus:

„Von der Aufgabe, deren Erfüllung uns allen als hohes und heiliges Ziel vorschwebt, ist ein großer, ja der bedeutungsvollste Teil in die Hände und Herzen der Frauen gelegt. Gesetze, soziale und ökonomische Maßregeln gegen die schmachvollen und traurigen Vorgänge, zu deren Abwehr wir uns vereinigt haben, sind wichtig und notwendig. Den vollen und endgiltigen Erfolg können aber nicht sie verbürgen. Der kann nur erreicht werden, wenn man diesen Angriffen auf dem Boden begegnet, aus welchem sie herausgewachsen sind. Aus dem Niedrigen und Gemeinen sind sie in letzter Instanz geworden, nur das Gute und Edle kann in letzter Instanz sie endgiltig überwinden. Erhaben und groß ist die Aufgabe der Frauen hiebei. Die angeborene Güte ihres Herzens und Wesens läßt sie die Ungerechtigkeit, ihre Milde die Roheit stärker verurteilen, sie sind empfindlicher gegenüber allem Rohen und Gemeinen. Sie sind die Hüterinnen des Reinen und des Milden und deshalb sind sie im Hause und an öffentlichen Stätte ihres Wirkens, in der Gesellschaft der Hort der Liebe, der Gerechtigkeit, der Menschenfreundlichkeit. Und wenn die Frauen sehen, in welcher Weise, wie schmachvoll gegen unsere Mitbürger vorgegangen wird, wie man ihre heiligsten Gefühle verletzt und verhöhnt, wenn sie sehen, wie mit Füßen getreten wird, was Anderen hoch und erhaben steht, wenn die Ungerechtigkeit in der empörendsten Weise, wenn die Mißachtung, die Verletzung der heiligsten Interessen in der rohesten Weise erfolgt, muß da nicht ihre Liebe, ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Güte, ihre Gerechtigkeit flammenden Protest erheben gegen das, was das Heiligste verletzt, was gerade die Frauen pflegen und hüten? So, meine Herren, sind die Frauen die eigentlichen Trägerinnen, die Stützen dessen, was wir verfolgen und was wir wollen. Nur, wenn sie den Boden für uns ebnen, wenn sie überall, wo sie Einfluß haben, für uns wirken, dann erst werden wir von einem Erfolg sprechen können. Tausend Gründe überzeugen viel weniger und die hinreißendste Beredtsamkeit des Mannes überwältigt viel weniger, als die Sanftmut der Frau zu wirken imstande ist. Aber noch Größeres und Erhabeneres ist in ihre Hand gelegt. Die ganze geistige und sittliche Zukunft unseres Volkes ist ihnen anvertraut, denn in ihre Hände sind die Kinderseelen gelegt. Wenn die Mütter, wie sie den Kindern einprägen, ihnen sagen, daß es empörend und gemein sei, zu stehlen, zu lügen, in derselben Weise ihnen einprägen würden, daß es entehrend, niedrig und gemein sei, gegen einen Mitmenschen roh, mißachtend, brutal und in lügnerischer Weise vorzugehen, wenn das den Kindern ins Herz gelegt würde, ist mir um die Zukunft nicht bange. Die Seelen der Kinder sind wie Wachs. Die Mütter können sie formen zum Guten und Bösen. Wenn die Mütter auf unserer Seite stehen, wenn den Kindern von Jugend auf beigebracht wird, daß der Mensch nur nach dem beurteilt werden müsse, was er tut, nicht nach Konfession oder Nationalität, daß man nie eine Allgemeinheit verurteilen darf um Einzelner willen, daß alle Menschen gleich sind von Wesen und Natur, daß nur ihre sittliche Entwicklung den Maßstab für ihre Beurteilung biete, wenn das fest und unauslöschlich und mit eisernen Zügen in die Seelen der Kinder eingegraben wird, dann wird der Antisemitismus, dann wird der Nationalitätenhader, dann erst wird die Feindschaft aufhören, und jeder wird nur nach dem beurteilt werden, was er tut, als Individuum, nach seinen Handlungen, aber nicht nach irgend einem allgemeinen Gesichtspunkte von einem voreingenommenen Standpunkte aus. Dann wird auch gelingen, was wir so heiß ersehnen für das Gedeihen unserer Wirksamkeit und für den Erfolg unserer Bestrebungen. Dann wird es wieder gelingen, den Idealismus, den Sinn für das Gute und Schöne, für Menschenliebe und Gerechtigkeit in die Seele der heranwachsenden Jugend einzuprägen. Dann wird die Zeit wiederkommen, in welcher diese heranwachsende Jugend wieder der Bannerträger des Idealismus sein wird, welche auf ihre Fahne in leuchtenden Zügen das Wort des großen Dichters schreibt: „Den Menschen Liebe — Lied' ist Götterfreude." Auf diese Wirksamkeit unseres Vereines, auf dieses Gedeihen dessen, was wir für die Zukunft wünschen, darauf lassen Sie uns das Glas erheben. Unsere Frauen, sie sollen leben und wirken in unserem Sinne, nach unseren Zielen für unsere Mitbürger begeisterten Herzens."

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom Grafen Pückler. Ein Pückler-Prozeß sollte am 15. Juli vor der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts II stattfinden. Wegen Vergehens gegen den § 130 St.-G.-B., Aufreizung zum Klassenhaß, war Graf Pückler zu Klein-Tschirne angeklagt. Am 13. Dezember v. J. hielt Graf Pückler in dem „Elysium" zu Bernau eine seiner bekannten Reden, in der er „bildlich" seine Zuhörer aufforderte, „die Juden zu verhauen". Der überwachende Polizeiwachtmeister Kaßner nahm indessen keinerlei Veranlassung, die Versammlung aufzulösen. Trotzdem hatte die Bernauer Rede die vorliegende Anklage zur Folge, die vor Gericht von Staatsanw.-Rat Mundry vertreten wurde. Die Verhandlung selbst wurde durch das Nichterscheinen des Grafen Pückler vereitelt. Er zog es vor, ohne jede Entschuldigung an Gerichtsstelle nicht zu erscheinen. Es wurde festgestellt, daß Graf Pückler zu Händen seiner Wirtschafterin Alma Krause in Klein-Tschirne geladen war. Staatsanw.-Rat Mundry nahm nur aus diesem Grunde von dem Antrage einer Verhaftung des Grafen Abstand, die er beantragt hätte, wenn die Ladung dem Angeklagten persönlich zugestellt worden wäre. Der Vertreter der Anklagebehörde beantragte deshalb nur die Vertagung des Termins und Vorführung des Grafen Pückler. Der Gerichtshof beschloß nach dem Antrage, den Termin zu vertagen und den Angeklagten vorführen zu lassen.

Das Auftreten des Grafen Pückler in letzter Zeit erregt nicht sowohl Zorn als vielmehr Mitleid, und höchstens mag man sich entrüsten über die Herrschaften, die den Unglücklichen mißbrauchen, die den Eindruck machen, als wollten sie ein kleinstädtisches Jahrmarktspublikum durch Vorführung einer Kuriosität, gewissermaßen einer gräflichen Abnormität anlocken. Vermutlich zur Erhöhung der Anziehungskraft hat die Pücklervereinigung, gleichfalls nach dem Muster der Jahrmarktsbuden oder der Marktschreier auf Vogelwiesen und Schützenfestplätzen, sich ein blutrotes Banner zugelegt, das beim Eintritt des Grafen Pückler diesem vorangetragen und auf dem Podium aufgepflanzt wird. Auf der einen Seite trägt das, übrigens nur aus Kartonpapier

bestehende, Banner in goldnen Buchstaben mit dem Adler die Aufschrift „Deutschland, Deutschland über alles“ und auf der Reversseite die Inschrift „des Kaisers Freund, der Juden Feind.“ In der Tat übt dieses Plunderweiler Jahrmarktsbrimborium eine große Anziehungskraft auf die reifere Jugend — „reifer“ vom Rowdy-Standpunkt, die Versammlungen sind nämlich vorzugsweise von vielen jungen Burschen im Alter von 14 bis 16 Jahren besucht.

Eine Pückler-Versammlung mit Keilerei fand am 17. Juli in der Tonhalle statt. Die Versammlung nahm insofern ein vorzeitiges Ende, als in der Diskussion ein Christlichsozialer, namens Kluge, auftrat und damit begann, daß Graf Pückler besser getan hätte, in Klein-Tschirne zu bleiben. Bei dieser Aeußerung entzog der Versammlungsleiter dem Redner das Wort, was das Signal zu einem mächtigen Tumult war. Die Anhänger des Grafen Pückler riefen: „Herunter von der Bühne!“ die Christlichsozialen wieder „Weiter reden lassen!“ Es entstand ein Gedränge um den Mann, der seine Zuflucht auf die Bühne nahm, aber wieder heruntergezogen und gestoßen wurde. Bei dem furchtbaren Lärm schloß der Versammlungsleiter die Versammlung.

Ein umfangreiches Schachergeschäft in Reichstagskandidaturen ist zwischen dem **Bund der Landwirte** und der sogenannten **Mittelstandsvereinigung** vereinbart worden. Durch einen Streit zwischen dem früheren Geschäftsführer und dem Vorsitzenden der Mittelstandsvereinigung, nämlich dem Schneidermeister Voigt und dem Tischlermeister Rahardt, ist diese Verteilung des Felles des noch nicht erlegten Bären ans Tageslicht gekommen. Voigt ist aus der Mittelstandsvereinigung ausgeschieden und hat jetzt die Geschäftsführung des Deutschen Handwerkerbundes übernommen. An dieses Ausscheiden Voigts knüpfte sich in letzter Zeit eine heftige Preßfehde zwischen ihm und dem Vorsitzenden der Mittelstandsvereinigung, Tischlermeister Rahardt-Berlin. Die Behauptung Voigts, daß er deswegen aus der Mittelstandsvereinigung ausgeschieden sei, weil diese zu sehr vom Bund der Landwirte abhängig wäre, hatte Rahardt als „geradezu gewissenlos“ bezeichnet und nur zugegeben, daß zwischen Vertretern des Bundes der Landwirte und der Mittelstandsvereinigung „unverbindliche Besprechungen“ stattgefunden hätten. Demgegenüber erklärt jetzt Voigt in einem Zirkular „An meine Freunde in der Handwerkerbewegung“ es seinerseits für „geradezu gewissenlos“, wenn Rahardt immer noch behaupten wolle, die Deutsche Mittelstandsvereinigung sei unparteiisch und unabhängig. Zum Beweise dessen führt er an, daß die „unverbindlichen Besprechungen“ zwischen der Mittelstandsvereinigung und dem Bund der Landwirte zu folgendem recht detaillierten Abkommen geführt haben:

Die Deutsche Mittelstandsvereinigung unterstützt bei den nächsten Reichstagswahlen die vom Bunde der Landwirte aufgestellten Kandidaten in den Wahlkreisen: Prenzlau-Angermünde, Pyritz-Saatzig, Grimmen-Greifswald, Oels-Wartenberg, Jerichow I und II, Wittenberg-Schweinitz, Schwerin-Wismar, Parchim-Ludwigslust, Mecklenburg-Strelitz, Altenburg, Rudolstadt, Sondershausen, Reuß, Kassel-Melsungen, Marburg-Frankenberg, Kaiserslautern, Balingen-Rottweil, Gießen, Waldeck, Detmold, Mörs-Neers und Kreuznach-Simmern.

Ueber Mühlhausen-Langensalza-Weißensee schwebten noch Verhandlungen, da der Bund der Landwirte hier die Unterstützung der Deutschen Mittelstandsvereinigung verlangte, während Rahardt das Umgekehrte wünschte. Rahardt scheint in seinem Heimatswahlkreise selbst kandidieren zu wollen, da seine Wahl in Kalbe-Aschersleben-Quedlinburg durch verschiedene Umstände aussichtslos werden dürfte.

Die Deutsche Mittelstandsvereinigung stellt mit Unterstützung des Bundes der Landwirte Kandidaten auf in den Wahlkreisen: Potsdam, Brandenburg, Frankfurt-Lebus, Sorau, Kottbus, Grünberg, Sagan, Löwenberg, Liegnitz, Landshut, Hirschberg, Görlitz, Kalbe-Aschersleben, Halberstadt, Bitterfeld-Delitzsch, Naumburg-Weißenfels-Zeitz, Nordhausen, Eisenach, Weimar, Jena, Meiningen I und II, Koburg, Dessau-Zerbst, Bernburg-Ballenstedt, Pinneberg, Iserlohn, Gelsenkirchen, Bielefeld, Hanau, Osnabrück, Peine, Lüneburg, Lennep-Mettman, Braunschweig und Randow-Greifenhagen.

Die übrigen Wahlkreise sind von den Herren noch nicht verteilt. Das kommt wohl noch. Mit Recht fragt Voigt, ob Rahardt wirklich glaube, daß sich in einer kurzen und unverbindlichen Besprechung derartige spezielle Abmachungen treffen lassen. Jedenfalls liefert diese Feststellung Voigts den Beweis, wie eng liiert die Mittelstandsvereinigung mit dem Bunde der Landwirte ist, was sie zwecks Gimpelfanges immer so emphatisch bestreitet. Ja, Voigt weiß auch noch mitzuteilen, daß der Vorsitzende der Mittelstandsvereinigung, Herr Rahardt auf Kosten des Bundes der Landwirte nach Hameln gereist war, um die Vertrauensmänner der Handwerker für den Bund der Landwirte einzufangen! Diese Feststellung ist für die Wähler im Lande recht wertvoll; sie werden jetzt wissen, wohin die geflissentlich verschleierte Reise der Mittelstandsvereinigung geht. Recht schnurrig ist es übrigens, daß die antisemitischen Bündler und Bündlergenossen ihrem antibündlerischen Widersacher Voigt in Handwerkerkreisen das Wasser dadurch abzugraben trachten, daß sie — wahrheitswidrig — behaupten, er stehe im Dienste der Antisemiten! Das bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als daß sie den Antisemitismus, dem sie selbst mehr oder minder heimlich dienstbar sind, öffentlich als verwerflich charakterisieren! Eine politische Moral, die sich sehen lassen kann!

Ueber den geplanten Ankauf der „Staatsbürgerztg.“ durch einen Wiener Antisemitenführer hat der Delegierte Herrlein auf dem außerordentlichen Parteitage der sächsischen Reformpartei nach dem „Leipz. Tagebl.“ folgendes mitgeteilt: Dr. Lueger sei vor ca. 3 Monaten in Berlin gewesen, um die „Staatsbürgerztg.“ anzukaufen und durch sie in seinem Sinne auf die öffentliche Meinung einwirken zu lassen. Die Richtigkeit dieser recht unwahrscheinlich klingenden Meldung wurde fest versichert: Lueger soll sogar, als die Verhandlungen sich zerschlugen, gedroht haben, in Berlin ein eigenes Organ christlichsozialer Richtung zu gründen.

Hierzu bemerkt die „Deutsche Wacht“, daß es sich nicht um den Bürgermeister Lueger, sondern um Herrn Vergani handelte.

Die „Deutsche Wacht“ und die sächsischen antisemitischen „Reformer.“ Die „Deutsche Wacht“, das bisherige Organ der Reformer in Sachsen, erklärt, daß das Band, das sie jahrelang mit dem Landesverein der deutschen Reformpartei verknüpft hat, jetzt zerrissen und das Tischtuch zwischen Parteiführer und Parteipresse zerschnitten sei. Auf das Schärfste wendet sich dann das Blatt gegen den Reichstagsabgeordneten Zimmermann, der in freventlichem Uebermute Differenzen persönlicher Natur, die jede Partei durch friedlichen Ausgleich aus der Welt zu schaffen suche, vor das Parteiforum gezogen und häusliche Zwistigkeiten zu einer Skandalaffaire aufgebauscht habe, die schwer schädigend auf die ganze Partei einwirken muß.

Das Blatt schließt seinen Artikel: „Unter dem Leitwort: Deutschnational und evangelisch allewege!“ gehen wir hoffnungsfreudig der Zukunft entgegen und glauben, damit unseren Lesern besser zu dienen als in sklavischer Unterwürfigkeit unter die wechselnden Weisheiten eines herrschsüchtigen Parteiführers, der es fertig gebracht hat, seine eigene Partei von jetzt ab in Sachsen mundtot zu machen.

Wir haben zwischen der evangelischen Sache und der Partei gewählt und verzichten lieber darauf, als Organ von Leuten zu gelten, die den römischen finsteren Ultramontanismus geflissentlich mit dem von uns niemals bekämpften deutschen Katholizismus verwechseln und in unverstandener Humanitätsduselei Freund und Feind nicht unterscheiden können oder wollen."

Auch sonst fehlt es nicht an Mißhelligkeiten und Gegensätzen in der Partei, die jetzt durch die Verschlechterung des Stadtverordnetenwahlrechts und verschärfte politische und persönliche Reibungen offen zum Ausbruch gekommen sind. Schon in der Landesversammlung der sächsischen Reformpartei trat das zu Tage; und jetzt sind zwei hervorragende Mitglieder der Reformerfraktion im Stadtverordneten-Kollegium, Rechtsanwalt Kohlmann und Dr. med. Hopf, aus dieser ausgetreten.

Man schreibt der „Voss. Ztg." aus Sachsen, 16. Juli: „Die antisemitische Reformpartei wird sich voraussichtlich bei den bevorstehenden Landtagswahlen nur in den Wahlkreisen Leipzig-Süd und Freiberg-Tharandt beteiligen. In Leipzig-Süd tritt die Reformpartei für die Wiederwahl des bisherigen Abgeordneten Baumeister Enke ein, der früher auch als antisemitischer Reichstagskandidat aufgestellt war, im Landtage aber der konservativen Fraktion als Hospitant angehört. Im städtischen Wahlkreise Freiberg-Tharandt hat neuerdings der antisemitische Stadtverordnete Kaufmann Ahlhelm-Dresden die ihm angebotene Landtagskandidatur angenommen und in einem anderen Wahlkreise sollen zur Zeit noch Unterhandlungen wegen einer antisemitischen Kandidatur schweben, doch ist sehr fraglich, ob diese dritte Kandidatur noch zu Stande kommt. Die Blütezeit des Antisemitismus ist eben auch in Sachsen vorüber, er leidet schon seit längerer Zeit an innerem Verfall."

Vermischtes.

Wie Ludwig Traube Professor wurde. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht Hofrat Dr. Joh. Merkel-Nürnberg einen Aufsatz über Johann Lukas Schönlein, den Begründer der modernen Medizin. Schönlein wurde 1833 von der bayerischen Regierung seines Amtes als Professor an der Würzburger Universität entsetzt, ging dann nach Zürich und wurde 1840 als Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin berufen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und sein Leibarzt Schönlein, zwei sehr geistreiche Männer und Duzfreunde, ließen oft tête-à-tête beim Wein, Geist und Witz sprühen. Es war um die ersten 50er Jahre, als Schönlein seinen ersten Assistenten und Privatdozenten Traube als Referent im Ministerium zum außerordentlichen Professor vorschlug. Der König bemerkte, als er den Akt unterzeichnen sollte, am Rande: „Niemals, weil Jude!" Schönlein verhielt sich ruhig, ließ es sich aber angelegen sein, bald wieder ein Symposion zu provozieren. Als sich Se. Majestät in heiterster Sektstimmung befand, sprang Schönlein auf, angeblich zu einem Krankenbesuch gerufen, und in höchster Eile legte er noch ein Schriftstück vor mit den Worten: „Unterschreibe diese Kleinigkeit, daß ich dich morgen nicht behellige!" Der König, ohne sich weiter zu informieren, unterzeichnete. Es war das Dekret für Traube, dessen Wortlaut am nächsten Tag in den Blättern zu lesen war: als außerordentlicher Professor der propädeutischen Klinik an der Berliner Universität. Der König, weit entfernt, erzürnt zu sein, lachte über die Schalkhaftigkeit seines Leibarztes. So wurde Traube, der sich um die physiologische Richtung der Medizin besonders verdient machte, klinischer Lehrer."

Auch nicht übel! In der von Kasseler Handwerksmeistern herausgegebenen Beschreibung des Schwälmerhauses auf der hessischen Gewerbeausstellung zu Kassel befindet sich auf Seite 25 bei Beschreibung der Schwälmer Wohnstube auch der Satz: „Auch der altehrwürdige Brautstuhl von origineller Form und stilvoller Schnitzerei ist in diesem Hause noch nicht von Juden erschachert worden."

Diese an den Haaren herbeigezogene Bemerkung veranlaßte den jüdischen Holzhändler und Zimmermeister Herrn Max Freundlich zu einem Schreiben, in welchem die Bitte ausgesprochen wird, daß die Beschreibung des Schwälmerhauses entweder ganz beseitigt oder eine Neuausgabe ohne die jeden anständig denkenden Menschen verletzende, ganz unmotivierte Einschiebung der wenigen Worte besorgt werde. In dem Schreiben wird die Bemerkung als eine „antisemitische Flegelei" bezeichnet.

Die „Staatsbürgerztg." nun rügt nicht etwa das Verhalten der Vereinigung der Kasseler Handwerksmeister, sondern bezeichnet die Beschwerde des Herrn Freundlich darüber als eine „jüdische Herausforderung". Wahrhaftig nicht übel! In alten Zeiten bemühten sich noch die Leute vom Schlage des Patriarchen, sich selbst vorzuargumentieren, warum es vollständig Rechtens sei, daß der Jude unter allen Umständen verbrannt werde. Im zwanzigsten Jahrhundert hat ein Berliner Blatt es so herrlich weit gebracht, daß es die antisemitische Schuld mitteilen und doch ohne weiteres die jüdische Abwehr als „jüdische Herausforderung" bezeichnen kann. Wir sind über diese Verdrehung nicht verwundert, wir haben sie zu oft erlebt, wir verzeichnen sie nur als charakteristisch. Wenn bei der antisemitischen Presse noch eine Spur gesunden Menschenverstandes vorhanden wäre, müßte sie, die sich zur Verteidigerin des Mittelstandes aufgeworfen hat, den Handwerksmeistern eher klar machen, daß sie durch Bemerkungen wie die hier in Rede stehende ohne alle Not nur sich selbst schaden und zwar nicht nur die jüdische Kundschaft, sondern auch die Kundschaft aller auf Anstand, guten Ton und Recht und Billigkeit haltenden Christen sich verscherzen. Nichts verletzt das Publikum mehr als absichtliche Kränkung Dritter, als eine vom Zaun gebrochene Herausforderung, die aber in diesem Falle nicht eine jüdische Herausforderung ist.

Jüdische Dörfer in Deutschland. Während es in Rußland und Oesterreich eine große Anzahl von Städten und Dörfern gibt, in denen die Juden die Mehrheit der Einwohner bilden, dürfte ein solcher Ort in Mitteldeutschland eine Seltenheit und deshalb der Erwähnung wert sein. Es ist das Dorf Rhina in der Provinz Hessen-Nassau, das (nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900) unter 569 Einwohnern 297 Juden zählt. Der Grund für den hohen prozentualen Anteil der Juden dürfte darin zu suchen sein, daß die Juden in Hessen früher nur ein örtlich sehr beschränktes Wohnrecht hatten und daß gerade die Ritterschaft, zu der der Ort Rhina gehörte, den Juden zum Wohnen freigegeben war. Im Gemeinderate zu Rhina sind unter 12 Mitgliedern 9 Juden. Orte, in denen die Juden ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen, gibt es übrigens in Deutschland mehrere; wir nennen z. B. Rexingen (Württemberg) mit 387 Juden unter 1080 Einwohnern. Buttenhausen (Württemberg) mit 229 Juden unter 677 Einwohnern. Gailingen (Baden) mit 666 Juden unter 1702 Einwohnern. Kl. Eichholzheim (Baden) mit 74 Juden unter 223 Einwohnern. Es ist bemerkenswert, daß alle diese Orte in Süddeutschland liegen. In den preußischen Ostprovinzen, insbesondere in Posen, in denen es früher Orte mit sehr dichter jüdischer Bevölkerung gab, existiert unseres Wissens heute kein Ort mehr, in dem der Anteil der Juden unter der Gesamtbevölkerung 20 Prozent erreicht. Die relativ stärkste jüdische Bevölkerung dürften, wie die

Zeitschrift für jüd. Statistik feststellt, in der Provinz Posen die Orte Janowitz mit 223 Juden unter 1566 Einwohnern und Kempen mit 1059 Juden unter 5718 Einwohnern aufweisen, was einem Prozentsatze von 14,24 bezw. 18,52 entspricht.

Prag, 10. Juli. Daß im Prager allgemeinen Krankenhause nicht alles in Ordnung zu sein scheint, hat man erst vor kurzem bei dem Wechsel des Direktors erfahren. Daß aber unter anderen daselbst die Juden in so unerhörter Weise zurückgesetzt werden, hat niemand in der Oeffentlichkeit geahnt. Erst die Entlassung eines Arztes, der durch einige Jahre auf einen Assistentenposten gewartet hat, kurz vor Besetzung dieser Stelle, hat die Sache zum äußersten gebracht. Es fand eine Versammlung der Krankenhausärzte statt, in der beschlossen wurde, eine Petition an die Prager Kultusgemeinde-Repräsentanz zu richten; in der ausgeführt wird:

Die Zustände im allgemeinen Krankenhause haben sich unter deutschnationalem Einfluß im letzten Jahrzehnt für die Ausbildung der jüdischen Aerzte derart ungünstig gestaltet, daß ihnen allmählich eine Klinik nach der anderen versperrt wird.

Besonders kraß sind die Verhältnisse an anderen Kliniken, unter denen in erster Reihe die interne Klinik des Herrn Professor Jaksch und die Ohrenklinik des Herrn Professor Zaufal zu nennen sind. An der Klinik von Jaksch ist der antisemitische Einfluß so mächtig geworden, daß nicht bloß seit einem Jahrzehnt kein jüdischer Assistent angestellt wurde, sondern auch seit mehreren Jahren kein Externarzt die Möglichkeit einer Ausbildung in diesem wichtigen Fache der ärztlichen Wissenschaft genießen konnte. Dasselbe gilt von der Klinik Zaufal, seitdem der Chef, durch eine langwierige Krankheit an der Leitung der Klinik verhindert, diese dem Dozenten Piffel übertragen mußte. Tatsächlich mußten von dem Zeitpunkt an, wo der Dozent die Führung der Klinik übernahm, sowohl der jüdische Assistent als auch der jüdische Externarzt die Klinik verlassen. Seither ist den Juden die spezialistische Ausbildung in Ohren- und Nasenheilkunde in Prag unmöglich.

Aus den mit den Kliniken in enger Verbindung stehenden Instituten für die Lehrfächer „Pathologische Anatomie" und „Gerichtliche Medizin" sind die Juden unter dem Einflusse des deutschnationalen Chefs Hofrat Prof. Chiari und Prof. Dittrich verdrängt worden. Professor Dittrich wählt sogar lieber einen arischen Studenten als einen jüdischen graduierten Arzt zum Assistenten.

Und selbst die wenigen jüdischen Vorstände beugen sich vor dem allmächtigen deutschnationalen Einfluß und setzen die Juden allenthalben zurück. Hofrat Prof. Pick suchte für die Stelle eines zweiten Assistenten einen arischen Arzt in Prag, Wien und Innsbruck, obzwar an seiner Klinik genügend geeignete Aerzte waren, die nur den Fehler hatten, Juden zu sein.

Ausgeschlossen ist für Juden einer spezialistische Ausbildung in jedem operativen Fache, da zu den größeren Operationen, wie selbstverständlich, nur die Assistenten zugelassen werden. Unter solchen Umständen ist die spezialistische Ausbildung sowohl der jüdischen Aerzte als auch des künftigen Nachwuchses für immer unterbunden, falls nicht die Juden zur Selbsthilfe greifen.

Aus diesen Gründen wenden sich die unterzeichneten jüdischen Aerzte an die löbliche Kultusgemeinde, als die für alle jüdischen Angelegenheiten kompetente Behörde mit der Bitte:

„Die jüdische Kultusgemeinde möge den Neubau eines jüdischen Spitals sobald als möglich in Angriff nehmen und dasselbe nach dem Muster des Wiener Rothschildspitals zu einer modernen Krankenheilanstalt mit besonderer Berücksichtigung der operativen Fächer ausgestalten."

Ein judenfeindlicher General. Aus Petersburg wird berichtet: General-Adjutant M. Dragomirow, der frühere General-Gouverneur von Kiew, der sich im Türkenkriege Lorbeeren erworben hat und lange Jahre in Regierungskreisen von großem Einfluß gewesen ist, im jetzigen Kriege aber für seine militärischen Erfahrungen und Kenntnisse keine Verwendung gefunden hat, sucht dafür Ersatz in „literarischer" Wirksamkeit. Es ist von jeher des großen Kriegsmannes kleine Eitelkeit gewesen, sich als Schriftsteller zu produzieren, und er hat ein gutes Gedächtnis für die Personen und die Preßorgane, welche es gewagt haben, ihn auf diesem Pfaden nicht anzuerkennen. In No. 761 des Militärblattes „Rawedtschik", in dem er seine zahllosen geistreichelnden und witzelnden Feuilletons veröffentlicht, beschuldigt Dragomirow neuerdings die Juden des Menschenhasses allen übrigen Völkern gegenüber, der Betrügerei und anderer Laster, die seiner Meinung nach nicht nur keine Sünde, sondern sogar „ein Verdienst vor dem Judenvolk" bilden. In diesem famosen Feuilleton bedient sich Dragomirow öffentlich einer in Rußland äußerst verächtlichen Bezeichnung der Juden, die er „Schidy" schimpft. Dabei versteigt er sich dazu, die auch den Christen heilige Bibel mit öden Witzeleien und abgestandenen Expektorationen herabzusetzen. Erfreulicherweise wird ihm in einem Schreiben an die Redaktion der hiesigen „Nowosti" von Nikolaus Oserow gründlich heimgeleuchtet. Aber man darf sich keiner Täuschung hingeben, daß die antisemitischen Bibelstudien Dragomirows nicht ohne Wirkung bleiben werden. Der „Rawedtschik" wird auch von Untermilitärs, bei denen Dragomirow sehr beliebt ist, viel gelesen. Antisemitische Auslassungen aus der Feder eines populären, als Autorität allgemein anerkannten Generals müssen auf den russischen Soldaten gesteigerten Eindruck machen. Die traurigen Konsequenzen sind so klar, daß sie nicht erst dargetan zu werden brauchen. Die Wirkung antisemitischer Proklamationen ist verschwindend gering im Vergleich zu diesem indirekten Aufruf gegen die Juden, der von einem hohen Militär, einem Adjutanten des Zaren, dem früheren General-Gouverneur eines von Juden dichtbevölkerten Landesteiles ausgeht.

Die jüdische Kolonisation in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird seit 1890 von der „Newyorker Jewish Agricultural" und „Industrial Aid Society" und ihren Zweigvereinen in Philadelphia, Chicago und Boston geleitet. Statt wie bisher völlig mittellose Juden in geschlossenen Kolonien unterzubringen, und ihnen alles, aber auch alles von vornherein zu schenken, werden jetzt nur bemittelte Leute, die bereit sind, einen großen Teil der Kosten der Kolonisation selber zu tragen, angesiedelt. Zu diesem Behufe reisen Agenten der Gesellschaft im Lande umher und halten Umschau nach zur Ansiedlung von Juden geeigneten Ländereien, während tüchtige Fachmänner bereit sind, ansiedlungslustigen Juden mit Rat und Tat beizustehen. Unter Umständen erhalten die Ansiedler erhebliche Barvorschüsse, unter der Bedingung, Kapital und Zinsen in bestimmten Jahresraten zurückzuzahlen. Das Resultat dieser Aktion ist, daß fast in allen Teilen der Vereinigten Staaten gegenwärtig jüdische Farmer zu finden sind, die schon jetzt mit ihrem Lose sehr zufrieden sind und deren Lage sich von Jahr zu Jahr günstiger gestaltet. Verhältnismäßig sehr zahlreich sind diese Farmen in Connecticut, Southern New-Hampshire und Massachusetts, welche zusammen gegen 500 jüdische Kolonisten zählen dürften. Wie erfolgreich diese ehemaligen Handwerker und Kleinhändler sich in kurzer Zeit in richtige Ackerbauer zu verwandeln verstehen, beweist ein

Bericht der in Boston erscheinenden „Post" über eine von Holliston bis West-Medway hinreichende Farmergruppe mit 30 Familien:

„Die Kolonisten sehen alle gesund und munter aus und die Kinder sprechen so gut englisch, daß sie leicht für kleine Yankees gehalten werden könnten. Der älteste Farmer in der Gruppe, Moses Burack, ein noch sehr rüstiger Siebzigjähriger, hat sich mit eigenen Mitteln und von der Gesellschaft nur mit Rat unterstützt in jener Gegend niedergelassen. Freilich hat er schon in seiner früheren russischen Heimat auf dem flachen Lande gelebt und sich teilweise mit der Landwirtschaft beschäftigt. Er treibt mit Erfolg Ackerbau, Vieh- und Vogelzucht und besitzt 12 Kühe, deren Milch er zu guten Preisen verkauft. Sein Schwiegersohn, Jakob Binstock, wohnt seit 5 Jahren in der Kolonie und ist so intelligent, daß die Gesellschaft ihn zu ihrem Vertrauensmann gewählt hat. Sein ältester Knabe, ein tapferer 13jähriger Bursche, erklärte auf eine Anfrage, ob er gleichfalls Farmer werden will, stolz: „Nein, ich gehe zur Universität, und wenn ich ausgelernt habe, komme ich zurück, um meinem Volke zu helfen." Noch länger als Binstok, nämlich schon 6 Jahre, verweilt Pinsky auf seiner Farm. Er und seine Frau hatten es nicht leicht und nicht einmal kam ihnen der Wunsch an, die Farm zu verlassen. Moritz Miasur war ein ziemlich wohlhabender Schneider in Boston, der aus Gesundheitsrücksichten aufs Land zog und daselbst sich sehr glücklich fühlt. Die Metamorphose des Schneiders in einen Bauern war jedoch nicht leicht und konnte nur mit Hilfe der tapferen Frau und 5 erwachsenen Kindern im Laufe von 3 Jahren vollzogen werden. Erst zog die Frau mit den Kindern auf die Farm, während er in der Stadt blieb und weiter schneiderte. Nach 3jähriger Arbeit war er in der Lage, Nadel und Scheere mit Pflugschar und Sense vertauschen zu können. Gegenwärtig besitzt er 8 Kühe, zahlreiche Hühner. Jetzt bringt die Farm der Familie im Sommer 50 und im Winter 30 Dllrs. monatlich. Endlich ist der Kolonist Herr Bravemann zu erwähnen, der nach 7jährigem Aufenthalt in der Kolonie so wohlhabend wurde, daß er imstande ist, sich auf Wunsch seiner Frau eine Stadtwohnung in Holliston zu halten. Die Kolonie besitzt einen Rabbiner und eine eigene Synagoge. Der Berichterstatter der „Post" schließt seinen Artikel mit den Worten: „Alles in allem bringt diese Farmerkolonie bei Holliston den Beweis für die Anpassungsfähigkeit der jüdischen Rasse, sowie dafür, daß die Juden, welche seit 2000 Jahren keinen Ackerbau mehr treiben konnten, noch von ihren Vorvätern her eine große Sehnsucht nach dem Landleben erhalten haben. Andererseits wäre es auch bei größter Schmiegsamkeit nicht möglich, Schneider, Schuster und Altteilenhändler in einer knappen Frist von 5 Jahren in tüchtige, amerikanische Farmer umzuwandeln."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 30. Berlin, 26. Juli 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zu Felix Stähelins Schrift über den „Antisemitismus des Altertums“.

Durch eine zwar nicht erschöpfende, aber doch recht gelehrte und auf ein reiches Quellenmaterial sich stützende Arbeit „Der Antisemitismus des Altertums in seiner Entstehung und Entwickelung“ (Verlag von C. F. Lendorff in Basel) sucht Felix Stähelin nachzuweisen, daß der Antisemitismus älter, um Jahrhunderte älter als das Christentum und dieses daher nicht für den heutigen Antisemitismus verantwortlich sei.

Wir können diese Schlußfolgerung nicht als unbedingt richtig anerkennen, obwohl wir ganz genau wissen, daß der heutige Antisemitismus herzlich wenig mit dem Christentum zu tun hat, ja zu diesem selbst sich in schroffen Gegensatz stellt, und obwohl wir nicht minder wissen, daß die Juden zu allen, also auch in vorchristlichen Zeiten den mannigfachsten Angriffen ausgesetzt gewesen sind. Denn genau so wie sich der heutige Antisemitismus unterscheidet und sich meist auch unterschieden wissen will von der religiösen Judenfeindschaft des Mittelalters, genau so unterscheidet sich diese von dem vermeintlichen Antisemitismus des Altertums, der im Grunde weder Antisemitismus noch Judenfeindschaft, sondern der zu jenen Zeiten ganz gewöhnliche Fremdenhaß war. Die Verfolgung der Juden seitens des biblischen Pharao war rein politischer Natur, und die von Stähelin gleichfalls angeführten Kämpfe mit Amalek waren Kämpfe, wie sie zu jenen Zeiten zwischen verschiedenen Volksstämmen fast das Gewöhnliche waren und außerhalb der Kulturwelt noch heute an der Tagesordnung und selbst der Kulturwelt nicht ganz fremd sind.

Im Altertum war der nicht zum eigenen Stamm Gehörende, der Fremde, der Feind, von dem man sich die sonderbarsten Vorstellungen machte, über den man die wunderlichsten Märchen verbreitete. Wer in der alten Literatur auch nur oberflächlich Bescheid weiß, kennt die albernen Märchen, die oft von ernsten Schriftstellern und Historikern, meist sogar ohne jede böse Absicht, erzählt worden sind. Und erzählen sich die Völker nicht noch heutzutage sonderbare Märchen über andere Völker? Was berichtete und berichtet man uns nicht alles von Russen, Kroaten, ja von Franzosen, Engländern, Amerikanern, und was erzählen sich diese nicht alles von uns, ohne daß ein wahres Wort daran oder daß immer ein besonderer Haß die Ursache ist. Wir sind beispielsweise fest überzeugt, daß jede französische Frau eine Ehebrecherin, leichtsinnig, putzsüchtig bis zur Verschwendung ist. Wirkliche Kenner des Landes stellen den französischen Frauen, selbst dem Gros der Pariserinnen, ein ganz, aber auch ganz anderes Zeugnis aus. Noch im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts konnte man in England hören und lesen, daß „foreigners don't wash“, daß Ausländer sich nicht waschen, von Frömmigkeit, Manieren keine Ahnung haben und was dergleichen mehr über „foreigners“, nicht zum mindesten auch über Deutsche, Franzosen zc. gefaselt wurde. Was man von Chinesen, Japanern und anderen uns ferner stehenden Völkern sich selbst in geb ldeten Kreisen überall erzählte und noch erzählt und was gar diese sich über uns „Barbaren“ zu erzählen wissen, das erreicht oft den Grad höchster Lächerlichkeit.

Man wird nun mit Recht fragen, woher es komme, daß gerade die Juden unter diesem Fremdenhasse **überall** zu leiden hatten, während es nicht bekannt ist, daß andere Völker in gleichem Maße überall zu leiden hatten. Nahe wie diese Frage liegt, die Antwort liegt fast noch näher. Die Afghanen, die Perser, die Norweger, die Isländer werden nicht so gehaßt oder geschmäht wie die Deutschen, die Engländer und namentlich werden sie es nicht bei so vielen Völkern. Der Grund ist, daß die erstere Völkerreihe nicht mit so vielen Völkern in mehr oder weniger enge Berührung kommt, wie die letztere. Die Juden aber waren zur Zeit, als der Fremdenhaß noch viel, noch ungemein viel intensiver, verbreiteter und allgemeiner war als heute, mit fast allen Völkern der bekannten Welt in Berührung yekommen.

„In keinem Londe oußerhald Polästinos — schreibt Stähelin (Seite 32—33) — hotten sie (die Juden) sich (nun) in so gewoltiger Mosse ongesiedelt wie im ptolemäischen Aegypten. Von den sieben bis ocht Millionen Menschen, die die stöndige Einwohnerzohl dieses Londes bildeten, wor schließlich eine volle Million jüdisch. Und wenn sich die Judenschaft ouch ouf olle Loudschaften Aegyptens verteilte, so scheint sie doch in der Hauptstadt Alexondreio besonders dicht gesessen zu hoden. Zwei von den fünf Quortieren derselben wurden ihnen als Ghetto eingeräumt, doch wohnten oußerdem in der ganzen übrigen Stodt Juden da und dort zerstreut, und ihre Proseuchen woren überollhin verteilt. Aber auch in den ondern Ländern des Mittelmeerbeckens breitete sich die Judenschoft immer weiter ous, und seit der Zeit um Christi Geburt god es überhoupt in der bekannten Welt wohl nur wenige Städte, in denen sich nicht eine jüdische Kolonie befunden hätte. Die Könige der hellenistischen Reiche legten dieser Exponsion des rasch sich vermehrenden Volkes kein Hindernis in den Weg, sondern gewährten den Juden moncherlei Vergünstigungen.“

Man ersieht daraus beiläufig, daß bereits damals die Intelligenz, deren Vertreter im Altertum weit mehr als jetzt die Könige waren, den Wert der Juden für ihr Land erkannt hatte, während die Massen sich mehr von dem gewohnten Fremdenhaß und vielleicht auch vom Brotneid beeinflussen ließen.

Dazu kommt aber noch Folgendes. Die Juden waren „eine ganz außergewöhnlich privilegierte und halbwegs autonome Kaste, aber nicht vollberechtigte Bürger" in den Griechenstädten. „Die Juden scheinen in Aegypten (S. 36—37) zeitweise die Kontrolle der auf den Wasserstraßen fälligen Zölle und Abgaben sowie das Monopol des Papyrushandels besessen zu haben. Diese starke Beteiligung an chikanösen und blutsaugerischen, aber desto rentableren Finanzgeschäften kann nicht dazu beigetragen haben, die Abneigung der Volksmassen gegen die Juden zu vermindern. Vielmehr sammelte sich in Aegypten und in der Stadtbürgerschaft von Alexandreia ein glühender Haß gegen sie, und so ist Alexandreia recht eigentlich die Geburtsstätte nicht nur des theoretischen, sondern auch des praktischen Antisemitismus geworden".

Daß auch dieser Haß gewissermaßen in der Natur der Sache, nicht an den Juden und dem Judentum lag und auch gegen Zollkontrolleure und Monopolisten anderer Abstammung sich gerichtet hätte, wird man einsehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verhaßt die französischen Zollpächter vor dem Ausbruch der Revolution waren, wie wenig beliebt selbst noch heute sogar bei uns Steuererheber, Gerichtsvollzieher zc. sind, auch der eigenen Rasse, Nationalität und selbst wenn sie vollberechtigte Bürger sind. Wenn die heutigen Antisemiten die Entrechtung der Juden fordern, dann würden die Folgen einer solchen erst recht trübe für den Landesfrieden sein. Man duldet eher, daß Mitbürger Ehre, Macht und Einfluß erlangen als Leute, von denen Bürger sind.

Selbst im Altertum übte gerade zu der Zeit, da man am meisten auf die Juden schimpfte, das Judentum (S. 51) „einen mächtigeren, weitergreifenden Einfluß aus als jemals vorher und nachher. Die Diaspora hatte den Höhepunkt erreicht und zugleich mit ihr auch die rührige Propaganda. Zahllose Heiden, deren religiösen Bedürfnissen der Polytheismus nicht mehr genügte, wandten sich dem Judentum zu und schlossen sich ihm als Proselyten in mehr oder weniger enger Weise an. Ein seltsamer Riß trennte die Geister: während die einen dem Judentum mit tiefster Verachtung gegenüberstanden, konnte dieses mit berechtigtem Hochgefühl auf seine zunehmenden Erfolge blicken. Die kühnsten Hoffnungen lebten wieder auf."

Sei es, daß man sich mit der Zeit an einander gewöhnt, der Fremdenhaß infolge dessen nachgelassen hatte, oder daß die Juden nicht mehr von römischen Kaisern mit Privilegien ausgestattet wurden oder aus noch anderen Gründen, genug die Juden hatten viele Jahrhunderte Ruhe vor Verfolgungen und erst das Christentum oder richtiger die christliche Kirche begann im Mittelalter mit judenfeindlichen Maßnahmen und Verdächtigungen, die sogar bis zur Blutbeschuldigung ausarteten. Es ist ganz unverständlich, wie Stähelin die christliche Blutbeschuldigung auf das von Apion erzählte Blutmärchen zurückführen kann. Stähelin selbst schreibt von Apion:

„Er war ein Zeitgenosse der Kaiser Tiberius und Gaius (besser bekannt unter den Namen Caligula. Anmerkung der Redaktion); von Tiberius bekam er wegen seines ruhmredigen Wesens den Spitznamen „Allerweltsschelle" (cymbalum mundi). Seine polemischen Ausfälle gegen die Juden waren im dritten Buche seiner „ägyptischen Geschichte" enthalten; die Art, wie er sie begründet, vermag keine hohe Achtung vor seiner Gelehrsamkeit in uns zu erwecken. Die Geschichte des Auszugs aus Aegypten gibt er im allgemeinen nach Lysimachos. Gleich diesem setzt er das Ereignis viel zu spät an, im 8. vorchristlichen Jahrhundert, und zwar verlegt er es genau in das Jahr 752, läßt es also gleichzeitig mit der Gründung von Rom und Karthago erfolgen. Auch die Zahl der Ausziehenden gibt er wie Lysimachos auf 110,000 an. Die Erzählung, mit der er den jüdischen Sabbat motiviert, nimmt sich wie eine bösartige Karikatur derjenigen aus, die bei Timagenes zu lesen war".

Nach Apion nun hätte Antiochus IV. im Jahre 170 oder 168, als er in den Tempel der Juden eindrang, im Allerheiligsten ein Eselsbild gefunden, dem die Juden göttliche Ehren erwiesen, und außerdem dort einen noch schauerlicheren Fund gemacht.

„In einem Verließ entdeckte er nämlich einen gefangenen Griechen, der auf einem Speisesofa hinter einem Tisch voller Leckerbissen lag. Flehentlich bat dieser Gefangene, er möchte ihn befreien, und erklärte auf die Frage des Königs, er sei auf einer Reise durch das Land von den Juden aufgegriffen und eingesperrt worden und werde nun gemästet, um in wenigen Tagen geschlachtet zu werden. Es bestehe nämlich ein geheimes Gesetz bei den Juden, wonach alljährlich an einem bestimmten Tage ein Grieche, den man eingefangen und ein Jahr lang im Tempel gemästet, in einem Walde unter feierlichen Zeremonien abgeschlachtet werde, worauf die Juden von seinen Eingeweiden äßen und den Griechen ewige Feindschaft schwüren, die Ueberreste des Körpers würden zuletzt in eine Grube geworfen."

Es ist kaum anzunehmen, daß das Märchen des Apion allgemeiner bekannt gewesen ist, und vollends unwahrscheinlich ist es, daß es nach etwa tausendjährigem Schlummer — denn soviel Zeit verging, bis die Beschuldigung den Juden verhängnisvoll zu werden angefangen hat — gewissermaßen von selbst Einfluß auf die Christenheit gewonnen haben sollte. Nein, das Blutmärchen ist eine spätere, ebenso aus den Fingern gesogene Beschuldigung wie das Märchen des Apion. Allenfalls haben die geistlichen und mönchischen Abschreiber es aufgegriffen und wieder besseres Wissen mit diabolischem Vergnügen verbreitet. Wohl haben mehrere Päpste und Bischöfe in anerkennenswerter Weise gegen die infame Beschuldigung energisch Front gemacht, aber im Großen und Ganzen hat die Kirche nicht mit genügendem Nachdruck immer von neuem die gefährliche und grausame Lüge so bekämpft, wie sie es hätte tun können, und wie sie es zur Ehre und im Interesse gerade der Christenheit hätte tun müssen.

Im Großen und Ganzen aber hat heute das Christentum mit dem Antisemitismus in Kulturländern nur noch wenig zu tun. Der Fremdenhaß von ehedem hat sich in der ganzen zivilisierten Welt ganz wesentlich gemildert, wenn er auch nicht vollständig geschwunden ist. Die Kirche hat heute nicht den Einfluß mehr, eine wirkliche Judenfeindschaft bis zu fanatischen Ausbrüchen zu steigern, wenigstens in Deutschland nicht. Das wissen die Antisemiten auch sehr gut und sie benutzen die Kirche nur so nebenbei, soweit es sich machen läßt. In diesem Bewußtsein haben sie sich auch „Antisemiten" genannt, sich gewissermaßen einen „wissenschaftlichen" Namen gegeben. Ja, viele von ihnen stellen sich dem Christentum feindlich gegenüber, weil sie wohl wissen, daß selbst ein Stöcker nicht alles mit ihnen mitmachen möchte und könnte, und daß das wahre Christentum nicht nur weltenfern vom Antisemitismus, sondern geradezu im Gegensatz zu ihm steht. Die christliche Kirche mag wohl judenfeindlich gewesen sein, hier und da es noch sein, antisemitisch kann sie nicht sein.

Der moderne Antisemitismus ist unendlich verwerflicher im Prinzip, als es der Judenhaß im Altertum, die Judenfeindschaft der mittelalterlichen Kirche gewesen ist. Der Fremde kann sich einleben; bei näherer Bekanntschaft kann sich der Haß gegen ihn verlieren und mildern, wie er sich in unzähligen Fällen verloren, ja in Freundschaft verwandelt hat. Die christliche Kirche kann toleranter gegen die Juden werden, ist es im Laufe der Zeit auch geworden. Der Antisemitismus hingegen, der sich auf Rassenhaß stützt, ist die Lehre von der ewigen Verdammnis auf Erden einer gewissen Rasse, der Verdammnis aller dieser Rasse Angehörenden, die, sie mögen tun, was sie wollen, der Bedrückung, der Unterjochung, der Verfolgung nicht entrinnen können, nicht entrinnen sollen. Das ist ein Rückschritt über das christliche Mittelalter, über das heidnische Altertum weit hinaus, ist ein Rückfall in die Barbarei, aus der es keinen Aufstieg gibt. Herr Stähelin, der den Antisemitismus als einen „heidnischen Instinkt" bezeichnet, beurteilt ihn viel zu

milde und tut gleichzeitig den Heiden Unrecht Nicht ein „heidnischer Instinkt“, ein barbarischer ist er, der noch abstoßender wirkt als selbst der alte barbarische Instinkt, weil er nicht wie dieser mit seiner Umgebung und mit seiner Zeit im Einklang, sondern mit beiden in schroffem Widerspruch steht und darum eben um so schrecklicher sich abhebt, so viel Zorn und Ekel bei allen gebildeten und gar bei allen edlen Menschen hervorruft.

Jüdische Aerzte.

In der Berliner Aerzte-Korrespondenz finden wir folgendes „Medizin und Religion“ überschriebene Mahnwort:

„Der undesangene Leser der „Aerztlichen Mitteilungen“ wird bei Durchsicht der neuesten Rubrik „Stellennochweis“ van der wirtschaftlichen Abteilung des Deutschen Aerztevereinsdundes (Leipziger Verband) staunend den Kapf schütteln. Von 56 Angedaten: Assistenten, Vertreter, Praxisstellen haben 32, alsa mehr als die Hälfte, den Zusatz „Christ“ aber „evongetisch“, „pratestantisch“. Ist es nur ein Zeichen von Undesangenheit, wenn der Leser bisher der Ansicht gewesen ist, daß vor allem eine gründtiche Kenntnis der wissenschafttichen und praktischen Medizin, ein gefestigter Charakter, gute Umgangsformen die Fähigkeit eines tüchtigen Arztes bedingen? Was hat aber um Himmelswillen die Tätigkeit des Arztes mit der Religian und Kanfession zu tun? Haben nicht deutsche Aerzte verschiedenen religiösen Bekenntnisses, die wir mit Stalz die Unsern nennen, unsere Wissenschaft auf das Glänzendste gefördert? Standen nicht in den letzten Johren olle deutschen Aerzte Schulter an Schulter im Kampf um die wirtschaftliche Hebung unseres Staudes? Zeigt nicht die tägliche Erfahrung, daß christliche Aerzte on jüdischen Krankenanstatten, in jüdischen Fomitien, sowie jüdische Aerzte an christlichen Krankenhäusern mit großem Ersalg ihre Tätigkeit ousüben? „Die Aerzte sind die Führer der Natian“ wird in unsern Blättern mit Stolz zitiert; der ärztliche Beruf ist ein freier, ein unobhängiger noch oben und noch unten! Wie stimmt dies abendezeichnete Verfahren mit diesen hachtönenden Worten überein? Man sollte doch meinen, doß dos dem Arzte innewahnende Gerechtigkeits- und Unobhöngigkeitsgefühl ihn in erster Reihe verpflichte, sich den engherzigen und rückständigen Anschouungen gewisser Kreise kroftvoll entgegenzustehen und nicht derartige ungerechte und kulturfeindtiche Bestrebungen gutzuheißen. Darum fart mit diesen „konfessionellen“ Angedaten, die durch Aussäen van Zwietracht die bisherige erfreuliche Einmütigkeit der Kallegen auf das Ernstlichste gefährden!“

Die „Krenzztg.“, die schon lange sich dem Nioeau der niedrigsten antisemitischen Presse immer mehr nähert, bemerkt dazu, daß die Mehrheit des deutschen Volkes auf die Religion und Konfession des Arztes Wert lege, weil sie caeteris paribus zum jüdischen Arzt allgemein nicht dasselbe Vertrauen besitze wie zum christlichen. In ihrem Unverstande hat die „Kreuzztg.“ keine Ahnung, welchen Vorwurf sie den christlichen Aerzten Deutschlands damit macht. Caeteris paribus, das soll so viel heißen, daß, wenn nicht der jüdische Arzt besonders tüchtig ist, die Mehrheit des deutschen Volkes einen christlichen Arzt vorzieht. Da sie nun fünf Zeilen vorher sagt — ob mit Recht, können wir in diesem Augenblick nicht feststellen —, daß die jüdischen Aerzte, „wohl fast die Mehrheit“ bilden, so geht daraus, daß so viel jüdische Aerzte doch existieren, unwiderleglich hervor, daß dann die jüdischen Aerzte weit tüchtiger sein müssen, weil sonst die Mehrheit des deutschen Volkes christliche Aerzte wählen würde.

Wohl gemerkt, dieses schlimme Zeugnis stellt die „Kreuzztg.“ den christlichen Aerzten aus, nicht wir. Wir behaupten nur, daß der Patient sich nicht einen Pfifferling um die Religion oder Konfession seines Arztes kümmert, wenn dieser nur tüchtiger Arzt ist, sein Vertrauen genießt und sonst ihm zusagende Eigenschaften hat. Daß dem so ist, beweist zum Beispiel wohl am besten die Tatsache, daß ein früherer konservativer Landtagsabgeordneter, der im Abgeordnetenhause stramm antisemitische Reden hielt und als Protektor eines Ahlwardt bekannt war, einen jüdischen Hausarzt hatte und vielleicht noch heute hat. Wie wenig die Konfession und Nationalität etwas mit der ärztlichen Behandlung zu tun hat, geht weiter zur Genüge daraus hervor, daß selbst Päpste, Kaiser, Könige und auch Sultane mit Vorliebe jüdische Leibärzte gewählt haben und zwar selbst in einer Zeit, da die Juden der übrigen Bevölkerung recht fern standen.

Ein gewisses Lächeln aber muß die Bemerkung der „Kreuzztg.“ hervorrufen, daß „die Nation sich die Führer aus der eigenen Rasse und nicht aus den Reihen einer fremden Rasse wählt.“ Spottet ihrer selbst. War nicht der Kreuzzeitungspartei eigenster Führer und Begründer, Licht und Leuchte, „einer fremden Rasse“ entnommen? War nicht Stahl, ihr Stahl, ein Jude?

Amerikanischer Brief.

Es ist an dieser Stelle schon einmal bemerkt worden, daß aus Anlaß des vierteltausendjährigen Jubiläums der jüdischen Einwanderung in Amerika die amerikanische Judenschaft eifrig Reminiscenzen feiert. Besonders interessant ist der Nachweis, daß mit Ausnahme der von Briten Abstammenden kein Volksstamm so viel Recht habe, Amerika als sein Vaterland zu betrachten als gerade die Juden, und daß die Amerikaner am allerwenigsten das Recht haben, den Juden Vaterlandslosigkeit und Mangel an Patriotismus vorzuwerfen, die so zu sagen mit zu den Vätern des Vaterlandes im wörtlichen Sinne, nämlich zu den ersten Begründern der freien amerikanischen Republik gehören.

Für uns persönlich ist ein solcher Beweis überflüssig. Jeder hat das Recht, dasjenige Land als sein Vaterland zu betrachten, in welchem er geboren ist, dessen Gesetze er befolgt, dem er angehören will. Es ist ebenso natürlich, ein Vaterland wie einen Vater zu haben, und nichts ist lächerlicher und unnatürlicher zugleich, als den Juden die Zugehörigkeit zu einem Lande abzusprechen, in dem sie seit Jahrhunderten ansässig sind. Wenn man nicht sogar sein Vaterland wählen könnte, welchen Sinn hätte dann die Naturalisation, wie wäre es möglich, daß ein Hohenzoller mit den höchsten patriotischen Aufgaben in Rumänien, ein Bernadotte mit diesen in Schweden hätten betraut werden können? Und haben nicht Millionen und abermals Millionen Germanen die allerverschiedensten Länder sich zu neuen Vaterländern erwählt und sind sie nicht meist gute Bürger in diesen? Mit welchem Recht will man den Juden, deren besondere Assimilationsfähigkeit sogar allgemein anerkannt ist, die Zugehörigkeit zu den Ländern absprechen, in welchen sie geboren sind, in welchen sie seit sehr, sehr vielen Jahrhunderten wohnen, Steuern zahlen, ihre bürgerlichen Pflichten erfüllen, blos weil sie vor zweitausend Jahren unter gänzlich anderen Verhältnissen ein anderes Vaterland gehabt haben? Bekannt ist, daß schon mit Columbus Juden nach Amerika gekommen sind, daß sie sogar seine Expedition ermöglicht haben.

Doch zurück zu den amerikanischen Juden. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung dürfte die Bevölkerung Amerikas etwa zwei und eine halbe Million Seelen gezählt haben, darunter etwa dreitausend Juden. Von diesen dreitausend hatten die meisten sich der dem Anschein nach doch wenig aussichtsvollen amerikanischen Revolution angeschlossen. Alle nicht, wie auch nicht alle von britischer Abstammung einer Parteirichtung angehört haben, ein Beweis beiläufig für die gleichfalls lächerliche und durch einen bloßen Umblick in jedem Lande zu widerlegende antisemitische Behauptung, daß die Juden solidarisch sind und nicht wie andere Leute auf verschiedenen politischen Standpunkten stehen. So ist ein gewisser Pollok, ein Jude, wiederholt vertrieben worden,

weil er zum König von England hielt, und kein Geringerer als Burke trat später im englischen Parlament für seine Schadloshaltung ein. Ein gewisser Isaac Hart hat sogar den Tod erlitten für seine treue Anhänglichkeit an England. Der weitaus größte Teil der Juden aber war ebenso wie der überwiegende Teil der übrigen Bevölkerung von der Notwendigkeit einer Trennung von England überzeugt und trat für diese ihre Ueberzeugung mit Gut und Blut ein.

In der „New Era“ zählt Eugene Johnson eine ganze Reihe von Juden auf, die sich in der Revolution gegen England im Felde, zum Teil als Offiziere, hervorgetan haben. Durch Geldunterstützung und finanzielle Operationen hat sich in hohem Grade Haym Solomon um die junge Republik verdient gemacht. Noch andere Juden hatten Geldmittel vorgestreckt, die ihnen erst viele Jahre später mehr oder weniger zurückgezahlt wurden.

In Charleston, damals die größte jüdische Gemeinde in Nordamerika, wohnten kaum fünfhundert Juden, Frauen und Kinder mitgerechnet. Dennoch stellten sie eine ganze Kompagnie Soldaten, so daß fast jeder jüdische Mann zur Waffe gegriffen haben muß, und zwar, wie betont werden muß, aus freien Stücken. Diese Kompagnie tat gute Dienste bei der Verteidigung des Hafens von Charleston.

Auch die damals etwa dreihundert Seelen zählende jüdische Gemeinde in New York trat zum großen Teil tatkräftig für die Republik ein, wenn es auch nicht an solchen fehlte, die loyal zu England hielten. In jedem Falle taten die Juden ihre Bürgerpflicht, indem sie Partei ergriffen, und es spricht für ihren gesunden Sinn und für ihren Patriotismus, daß sie in der Mehrzahl sich der dem Lande nützlichsten, wenn auch damals wenig aussichtsreichen Unabhängigkeitspartei anschlossen.

Gewiß sind nicht alle heutigen amerikanischen Juden Nachkommen jener dreitausend, aber es sind auch nicht die heutigen Millionen der nordamerikanischen Union Nachkommen jener Amerikaner, die die Unabhängigkeit der Ver. Staaten erkämpft haben. Im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl haben die Juden damals mehr als ihnen zukam für die Befreiung des Landes und die Begründung der Republik getan, in der sie denn auch heute mehr als in jedem anderen Lande in keiner Weise geschmälerte Gleichberechtigung genießen.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Juden, die in Amerika einwandern, sich leicht und vollständig assimilieren. Nur ein Beispiel, wie ein in Deutschland geborener, allerdings bereits im Alter von sechs Jahren mit seiner Familie nach Amerika gekommener Jude, auch im Wohltun sich vollständig amerikanisiert, d. h. das Wohltun praktisch angefangen und in großem Maßstabe durchgeführt hat.

Nathan Strauß, der 1848 in Bayern geboren wurde, hat sich durch seine praktischen Wohltaten außerordentliche Verdienste um New York erworben. Im Jahre 1892, entnehmen wir einem Aufsatze von Albert B. Paine, wurde die Aufmerksamkeit des jüdischen Philanthropen auf die durch den Genuß ungesunder Milch verursachte große Kindersterblichkeit gelenkt. Er richtete hierauf ein Laboratorium ein, in welchem Milch sterilisiert wurde, und er verteilte im ersten Sommer umsonst 34 000 Flaschen Milch, was eine merkliche Abnahme der Kindersterblichkeit zur Folge hatte. Als ihm im folgenden Sommer seine Frau erzählte, wie sie gesehen, daß arme Kinder ihre Cents zusammen taten, um im Parke die dort verkaufte ungesunde Milch zu fünf Cents die Flasche gemeinsam zu erstehen und unter sich zu verteilen, traf Strauß Einrichtungen, daß in allen dicht bevölkerten Teilen der Stadt pasteurisierte Milch zu einem Cent die Flasche verkauft werden konnte, d. h. weit unter dem Kostenpreise. Die Differenz sowie die Kosten der Einrichtung und des Betriebs zahlte Strauß aus seiner Tasche. In ähnlicher Weise sorgte er dafür, daß die Armen in verschiedenen Teilen der Stadt für fünf Cents Nachtquartier und Frühstück erhalten konnten. Im Verein mit Pierpont Morgan eröffnete er eine Stätte, wo die Armen Lebensmittel zum denkbar niedrigsten Preise erhalten konnten, d. h. der Arme erhielt sein Brot, seine Kohlen zu demselben Engrospreise, als wenn er eine ganze Schiffsladung kaufte. In welchem Umfange von dieser Einrichtung Gebrauch gemacht wurde, geht daraus hervor, daß schon 1894 mehr als zwei Millionen solcher zum Einkauf berechtigender Fünf Cents-Gutscheine ausgegeben und allein $37^1/_2$ Millionen Pfund Kohlen verkauft worden sind. Ferner sorgte Strauß durch Errichtung zahlreicher Molen mit Bänken und Zelten, daß Erholungsbedürftige frische Luft genießen konnten.

Es soll hier nicht weiter aufgezählt werden, was Strauß noch alles für seine Mitbürger getan hat, sondern wir beabsichtigten nur zu zeigen, daß er das in echt amerikanischem Stile, als guter amerikanischer Patriot getan hat.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Abg. Zimmermann und die „Deutsche Wacht“. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Führer der „Reformpartei“ und dem bisherigen Organ der sächsischen Antisemiten nehmen eine immer schärfere Form an. Von den polemischen Ergüssen bringen wir eine kleine Blütenlese.

Die „Deutsche Wacht“ schreibt:

Herr Zimmermann versucht krampfhaft, in der Oeffentlichkeit den Glauben zu erwecken, als ständen die sächsischen Reformer geschlossen hinter ihm. Wenn er sich aber in unsere Geschäftsstelle bemühen wollte, so würden wir ihm gern den untrüglichen schriftlichen Beweis dafür geben, daß die große Mehrheit der Reformer Sachsens voll und ganz auf Seite der „Deutschen Wacht“ steht. Mit rapider Schnelligkeit löst sich ein Stein nach dem andern aus dem Zimmermannschen Gebäude, und bald werden nur noch einige „geborstene Säulen“ von der entschwundenen Pracht zu erzählen wissen, die einst „um Zimmermann herum“ geherrscht hat.

... Eine größere Anzahl Mitglieder des Reformvereins für Radebeul und Umgegend, die an der außerordentlichen Tagung des Landesvereins der Reformpartei in Dresden am 9. Juli teilgenommen, übermittelt uns heute folgendes Schreiben: An die „Deutsche Wacht“, Dresden. Nachdem das in der außerordentlichen Hauptversammlung vom 9. Juli 1905 der sächsischen Reformpartei beschlossene Einigungsverfahren zwischen Herrn Abg. Zimmermann und den Inhabern der „Deutschen Wacht“ an dem Verhalten des Herrn Zimmermann gescheitert ist, bedauern wir heute, s. Z. aus taktischen Gründen mit für das Vertrauensvotum des Herrn Zimmermann gestimmt zu haben. Wir stellen ausdrücklich fest, daß wir in Sachen der zwischen Parteileitung und Presse ausgebrochenen Differenzen auf seiten der „D. W.“ stehen.

Herr Zimmermann läßt nun in den Spalten der „Staatsbürgerztg.“ recht grobes Geschütz auffahren, indem er sagt:

Bis jetzt hat sich noch kein Reformer, ja noch kein anständiger Mensch in Sachsen gefunden, der nach Kenntnis der Sachlage für die „Wacht“ gegen Abg. Zimmermann eingetreten wäre!

.... Die „Wacht“ hat, nachdem die Partei sich von ihr losgesagt, keinerlei Bedeutung mehr. Ihre klägliche Lage ist allgemein so bekannt, daß sie durch Renommistereien sich nicht der Lächerlichkeit preisgehen sollte. Das Blatt wird sich beeilen müssen, alle Schimpfereien gegen die Reformpartei herauszubekommen, ehe ihm der Atem ausgeht.

Die „Deutsche Wacht“ zeiht den Abg. Zimmermann der „groben Unwahrheit“ und fährt dann fort:

„Die gröbliche Beschimpfung aber, die in dem Satze liegt: „Bis jetzt hat sich noch kein anständiger Mensch in Sachsen gefunden, der für die „Wacht“ und gegen Herrn Zimmermann eingetreten wäre“, wird, so glauben wir bestimmt, dem Beleidiger teuer zu stehen kommen. Die Herren, die uns ihre vollste Zustimmung versichert haben, werden Herrn Zimmermann gewiß die Antwort nicht schuldig bleiben. Wenn Herr Zimmermann zum Schluß über die klägliche Lage der „Wacht“ Betrachtungen anstellt, so können

wir ihm nur raten, recht vorsichtig auf das eigene Wohl bedacht zu sein, damit die uns angedichtete Atemnot nicht eher bei ihm als bei uns eintritt. Wir haben, dessen kann Herr Zimmermann versichert sein, Zeit genug, ihm, nicht der Reformpartei, mit welcher Herr Zimmermann sich immer verwechselt, dann mit Anklagematerial zu dienen, wenn es uns beliebt.

Schließlich gibt die „Deutsche Wacht" der „Staatsbürgerztg." den Rat „sich mehr um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, als sich zum Sprachrohr Zimmermannscher Herzensergüsse zu machen. Sonst müßten wir auch ihr gegenüber aus der bisher beobachteten Reserve heraustreten."

Das Berliner Antisemitenblatt revanchiert sich mit Ausdrücken, wie „lächerliche Phrase", „kindische Verdächtigung", „ein Brett vor dem Kopf" und meint, seine Zeit und sein Papier seien zu schade, als daß es sich mit dergl. Anpöbelungen noch weiter befassen könnte; es überlasse die „D. W." gern ihrer wütenden Ohnmacht, aus der heraus sie wie ein altes Waschweib keift und schimpft.

Wir sind neugierig, was bei dieser schmutzigen Wäsche herauskommen wird.

Aus der Redaktionsstube der „Staatsbürgerztg." Der „Hannov. Cour." behauptet, in der „Staatsbürgerztg." „regten sich Federn, die ehedem der „Welt am Montag" dienstbar waren und die noch jetzt, nachdem sie sich zweimal täglich im Antisemitismus der Schattierung Pückler entrüstet, unter Deckadressen für liberale Blätter Artikel schreiben."

Pückler und Genossen. Am 21. Juli wurde eine Versammlung durch den aufsichtführenden Polizeihauptmann aufgelöst, als Graf Pückler zum Verhauen der Juden und zur Plünderung der Großbazare aufforderte.

Warum Graf Pückler nicht vor Gericht erscheint. In einem Flugblatt, das in Massen auf den Berliner Straßen vertrieben wird, gibt der Graf die Antwort darauf in seiner Weise. Er ist friedliebend und weiß, daß er sich mit den Richtern doch nicht vertragen würde. Wörtlich heißt es in dem Flugblatt: „Am vergangenen Sonnabend, da sollte wieder mal Vorstellung sein in Moabit; ich habe ja öfters das große Vergnügen, auf dem Anklagebänkel zu sitzen, um dort zu kämpfen für die Freiheit und für die Ehre des deutschen Volkes. Leider hatte ich meine Vorladung zum Termin verloren und wußte daher nicht genau, wann und in welchem Zimmer die Verhandlung stattfinden würde; ich beschloß daher, lieber garnicht hinzugehen. Vielleicht war es auch besser so; denn in meiner trotzigen Kampfesstimmung hätte ich möglicherweise wieder kolossalen Krach bekommen mit den Herren vom grünen Tisch; wahrscheinlich hätte die Vorstellung geendigt mit drei Tagen Gefängnis in Moabit. Vielleicht waren die Richter auch ganz erfreut über mein Nichterscheinen; denn ich glaube, den Herren ist der ewige Krach mit dem Dreschgrafen auch schon langweilig geworden. Das beste wäre für beide Teile, wir schlössen jetzt endlich einen dauernden Frieden zusammen, die Richter in Moabit und ich; dann würde man von uns sagen: Der Dreschgraf und die Richter, — des langen Haders müde, — erweichten ihren harten Sinn — und schlossen endlich Frieden.

Zu unseren Enthüllungen über den „Arbeiter" Weißenborn bemerkt die „Staatsbürgerztg".:

„Wir trauen dem „Arbeiter" Weißenborn schon zu, sich so betätigt zu haben, wie von den „Abwehr-Mitteilungen" geschildert wird. In den Kreisen der Berliner Antisemiten gilt Weißenborn längst als eine anrüchige Persönlichkeit, von der sich jeder am liebsten fernhält. W. gehört infolge von Vorkommnissen, die ihn die Bekanntschaft mit dem Staatsanwalt leicht hätten machen lassen können, einer antisemitischen Partei-Organisation nicht mehr an, wo man ihn übrigens nie gern sah. Er gehört zu denjenigen, die sich mit Vorliebe „Arbeiter" nennen, dabei emsig denjenigen suchen, der die Arbeit erfunden hat, um diesem gehörig den Kopf zu waschen. Arbeiten mag Weißenborn nicht, umso intensiver hat er sich, und zwar lediglich, um dabei etwas für sich herauszuschlagen, in den letzten Jahren denjenigen an die Fersen geheftet, von deren öffentlichem Auftreten er sich für seine Person Nutzen versprach. Den Herren von den „Abwehr-Mitteilungen" brauchen wir wohl nicht entgegenzuhalten, daß es solche Eindringlinge wie Weißenborn nicht nur unter den Antisemiten gibt, sondern in allen Parteien."

Merkwürdig, daß die brave „Staatsbürgerztg." so lange keine Zeit gefunden hat, den Grafen Pückler, dem sie doch zum größten Dank verpflichtet ist, von diesem „anrüchigen" Eindringling zu befreien.

Uebrigens wird jetzt daran erinnert, daß Weißenborn auch in den meisten christlichsozialen und konservativen Versammlungen, z. B. während des Wahlkampfes von 1903 im ersten Wahlkreis als antisemitischer Renommierarbeiter in der Debatte aufgetreten ist.

Vermischtes.

× **Der Akademische Bund „Ethos".** Man schreibt uns: Seit einem Jahre ungefähr macht sich an verschiedenen Hochschulen, besonders in Berlin-Charlottenburg, ein sogenannter Akademischer Bund „Ethos" breit, der die Studentenschaft aus dem unergründlichen Sündenpfuhle, in dem sie angeblich befinden soll, herausreißen will. Die Herren Studierenden, die an der Spitze dieses Bundes stehen, spielen sich trotz ihres jugendlichen Alters mit Vorliebe als gereifte Männer von Wissen und Erfahrung auf, obgleich die Lektüre des von ihnen herausgegebenen „Bundesblattes" manchen Zweifel an ihren intellektuellen Fähigkeiten aufkommen läßt. Man lese nur das Elaborat eines cand. rer. techn. — überschrieben: Die Ziele des Akademischen Bundes „Ethos" —, das mit den Worten beginnt: „Wer sich unser heutiges Studentenleben betrachtet, muß, wenn er ehrlich sein will, offen sagen, daß dasselbe in gar vielen Beziehungen zurückgegangen ist." — Was soll das heißen: das Studentenleben ist zurückgegangen?

Und dann heißt es weiter: „An die Stelle der alten schönen Ideale ist eine traurige Oberflächlichkeit getreten. Besonders aber gilt das vom Geschlechtsleben, das an Deutschlands hohen Schulen, wie meine eingehenden Studien und Erhebungen schlagend dartun (die eingehenden Studien und Erhebungen des Herrn cand. rer. techn.!) furchtbar in den Pfuhl der Gemeinheit herabgezogen wird."

„Wer sich etwas näher darüber unterrichten will," fährt der Schreiber fort, „lese meine in Stuttgart eben erschienene kleine Schrift: Akademische Freiheit und Charakterbildung." Also eine Broschüre hat der Verfasser obiger schöner Sätze bereits auch verfaßt.

Doch diese kleinen Excerpte seien nur gegeben, um den Wert der Schreiberei des cand. rer. techn. klarzulegen und in kurzen Worten das Hauptziel des Bundes zu präzisieren.

Charakterisiert wird die ganze Tätigkeit des Bundes durch folgende Notiz im Bundesblatte: „Die am 28. Mai 1905 stattgehabte Bundesversammlung sprach sich mit überwiegender Mehrheit gegen die Aufnahme von Semiten aus." Das sagt genug. Man wird sich nun über den Wert der Bundesbestrebungen im Klaren sein. Leute, die so kleinlich denken, wollen die deutsche Studentenschaft moralisch regenerieren!

Um noch über die Tätigkeit des Bundes einige Worte zu sagen, muß betont werden, daß die Herren vom „Ethos" sich der Fürsorge weiter kirchlich-sozialer Kreise zu erfreuen scheinen und daß sogar auf Fürbitte des Prof. Pfleiderer die Berliner Universitätsbehörde aus allgemeinen Universitätsmitteln (!) dem Bunde 300 Mark zur Verfügung stellte.

Wahrscheinlich ist die Summe dem famosen „Studentenfond“, der van den Studierenden aufgebracht werden muß, entnommen worden. Der „Studentenfond“ soll eigentlich dazu dienen, bedürftigen Studenten eine Unterstützung zu gewähren. Bis jetzt aber hat man sich an der Berliner Universität damit begnügt, Summen auf Summen aufzuhäufen. Und wie kommt man nun dazu, aus allgemeinen Mitteln in ganz außergewöhnliche Weise eine studentische Karporation zu unterstützen? Weil der Bund Ziele zu verfalgen vorgibt, die den leitenden Herren genehm sind? Ja, dann könnten die studentischen Bibelkränzchen, die Missiansvereine, die Krankenpflegerkarporationen mit der gleichen Forderung an den hohen Senat herantreten.

Der Bund hat zunächst Ortsgruppen in Berlin, Charlattenburg und Stuttgart gegründet und soll schon etwa 160 Mitglieder zählen, allerdings sind dabei eine Anzahl „Altfreunde“ mitgerechnet.

In der Studentenschaft steht man diesen Bestrebungen etwas skeptisch gegenüber.

× **Gegen den Herausgeber der „Akademischen Blätter“** wendet sich Dr. Paul von Salvisberg in seinen Münchener „Hochschulnachrichten“ mit aller Schärfe. Das Verbandsorgan der Vereine Deutscher Studenten hatte anläßlich des Kampfes um die akademische Freiheit infalge von Meinungsverschiedenheiten mit den „Hachschulnachrichten“ den Herausgeber Dr. van Salvisberg persönlich angegriffen und behauptet, die „Hochschulnachrichten“ seien van den Behörden abhängig und Dr. van Salvisberg sei ein „amtlich subventionierter Schriftsteller“.

Auch der Herausgeber der „Burschenschaftlichen Blätter“, Dr. Böttger gefiel sich in üblen Nachreden.

Dr. van Salaisberg schließt seine Ausführungen über diesen Punkt mit den Worten: „Van einem anständigen Burschenschafter darf man erwarten, daß er eine als unwahr erwiesene Behauptung zurücknimmt, den Herausgeber, wie den verantwortlichen Redakteur der „Akademischen Blätter“ dagegen, deren Kampfesart jeden Vergleich ausschließt, werde ich gerichtlich abstrafen lassen.“ —

Sa urteilt ein auf akademischem Gebiete erfahrener Schriftsteller über Dr. Paul Baecker, der eine führende Stellung in den Alten-Herrenkreisen der Vereine Deutscher Studenten einnimmt.

Antisemitische Hotels und Restaurants. In der „Danziger Ztg.“ finden wir nachstehende Einsendungen:

Montag abend kam ich als Geschäfsreisender hier an, um 10—14 Tage mich aufzuhalten, zu welchem Zwecke ich mir ein Zimmer mietete.

Am Holzmarkt erkundigte ich mich in einem Zigarrengeschäft nach einem anständigen Restaurant, um zu Abend zu speisen, und wies mich der Verkäufer in das dort vis-a-vis belegene Restaurant. Ich setzte mich dort an einen Tisch und bestellte Speisenkarte.

Der Kellner erklärte mir: „Hier ist ein antisemitisches Lokal, mein Herr“, und bediente mich nicht. Ich verließ natürlich, weil ich mein Geld überall verzehren kann, das Lokal, möchte aber doch die Sache der Oeffentlichkeit unterbreiten. Nach meiner Meinung hat wohl der Besitzer eines Lokals das Recht, Getränke und Speisen an Personen, die angetrunken sind oder durch ihre reduzierte Kleidung sich mißliebig machen, zu verweigern, aber wegen einer anderen Konfession darf er doch mich nicht öffentlich beleidigen.

Danzig, den 14. Juli 1905.

Julius Cohn.

* * *

Trauriges Zeichen von Indolenz im freisinnigen Danzig. Veranlaßt durch ein höchst berechtigtes Eingesandt eines Herrn Julius Cohn („Danz. Ztg.“ Nr. 329, zweites Blatt), welcher am Abend des 14. Juli cr. von der Reise hier ankam und bei Nachfrage nach einem anständigen Lokale, indem er sich erfrischen könne, leider in das Restaurant B. auf dem Holzmarkte gewiesen, dort aber als israelitischer Herr vermutet und ihm der Aufenthalt eben dieserhalb und noch mehr die Verabfolgung von Speise und Trank verweigert wurde, begab ich mich, um von der unfaßbaren Sache mich zu überzeugen, am 17. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, in das betreffende Lokal.

Soviel mir als eingeborener Danziger von jeher bekannt ist, ist jeder Gastwirt auf seinen Konsens hin verpflichtet, jedermann, welcher solvent ist, sich anständig benimmt und unbeschadet deshalb, ob er Christ, Mormone, Heide oder welcher Ansicht er sonst sei, Speise und Trank zu verabfolgen.

Eine Verweigerung dieser Gastwirtspflicht deutschen Reichsangehörigen gegenüber ist ebenso sehr eine Beleidigung und mit den deutschen Reichsgesetzen nicht vereinbar, wenn sie aus politischen, religiösen oder ähnlichen Gründen motiviert wird.

Ich ließ mir vom Kellner ein Glas Bier bringen und fragte, von heftigem Unwillen erfaßt: „Sagen Sie mal, wenn ich nun ein Jude wäre, und Moritz Rosenblüth hieße, würden Sie mir kein Bier verabfolgen?“ — „Nein“, war seine Antwort, „Juden werden hier nicht geduldet, Sie müßten es doch wissen, daß seit 14 Jahren hier an Juden nichts verabfolgt wird.“ So wörtlich.

Ich wußte es wirklich nicht, weil ich es in meinem ganzen Sein bisher für unmöglich hielt, daß eine so unerhörte Ansicht heutzutage noch bestehen könne, und zwar in einer Stadt wie Danzig, wo blühender Handel von jeher auch in den Händen angesehener, jüdischer Kaufherren lag und noch liegt, wo jeder Mensch, der sich in Danziger Verhältnisse paßte, beliebt und angesehen war, es noch ist und es auch fernerhin sein wird. „Dann bedauere ich Ihren Wirt und seine Gäste“, erwiderte ich dem Kellner, „und die Sache wird ein Nachspiel haben und in die Oeffentlichkeit bringen.“

Wenn nun schon eine so korrupte Menschen- und Weltanschauung in diesem Lokale herrschen durfte, so müßte denn doch wenigstens ein sichtbares und lesbares Schild der famosen Geistesrichtung am Lokale angebracht sein, um jeden Nichtchristen oder Mißbeliebten vor dem Eintritte in diesen Kulturtempel zu warnen. Dies aber ist nicht der Fall! Ich meine, jeder gebildete rechtschaffene Mitbürger unseres lieben Danzig müßte gegen das hier beliebte Verfahren wirksamen Protest erheben. A. M . . . . . .

Ein Hamburger Leser schreibt uns, daß, als er in Schwartau (bei Lübeck) das Restaurant Hotel zum Kronprinzen betrat, ihm gesagt worden sei: „Für Juden haben wir nichts.“

Was die Juden dem Antisemitismus zu danken haben. In einem Artikel der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das Freie Wart“, der an die Angelegenheit des Henckelschen zehn Millionen-Fands anknüpft, sucht der Verfasser das Paradoxan zu beweisen: Die Juden hätten einen erheblichen Teil ihrer wirtschaftlichen Erfalge dem Antisemitismus zu verdanken. Er führt diesen Gedanken wie folgt aus: „Indem man es den Juden unmöglich machte, ihre Söhne im Staatsdienste unterzubringen, waren sie fartdauernd genötigt, sie dem Handel und der Industrie zuzuführen. Das mußte zu ihrem Heil ausschlagen, weil sie den riesigen wirtschaftlichen Aufschwung der letzten vierzig Jahre voll ausnutzen und so die Reichtümer sammeln kannten, auf denen heute ihre Machtstellung beruht. Die antisemitische Bewegung in den achtziger Jahren kam dieser Entwicklung noch zu Hilfe. Während nämlich der Antisemitismus dem wirtschaftlich schwachen Juden den Lebenskampf schwer macht, ist er geradezu der Schutzengel für die reichen Juden gewarden und zwar ganz besanders deshalb, weil er es ihnen ermöglicht, ihre Kinder gut zu erziehen. Das bekannte Wort, wonach der Geldsack und der Bettelsack alle drei Generatianen in derselben Familie vorkammt, findet im allgemeinen offenbar auf die Juden keine Anwendung, und das verdanken sie in erster Linie dem Antisemitismus. Denn die Klippen, an denen

Söhne reicher christlicher Familien scheitern, räumt der Antisemitismus den jüdischen sorgsam aus dem Wege. Zunächst weiß der jüdische Jüngling, daß er nicht an der Staatskrippe unterschlupfen kann, er muß etwas lernen, weil er sonst nicht unterkommt! Er kann als Student am Korpsleben nicht scheitern, weil ihn im allgemeinen kein Korps aufnimmt — was bleibt ihm übrig, als zu arbeiten? Er kann nicht Reserveoffizier werden, spart dadurch wertvolle Zeit und viel Geld und wird nicht in das „noble Leben" hineingezogen, das so viele Söhne reicher Familien ihrem Beruf entfremdet — kurz alles wirkt mit, ihn seiner kaufmännischen und gewerblichen Tätigkeit zu erhalten. Statt mäßig bezahlte Stellungen als Richter, Verwaltungsbeamte, Offiziere usw. zu erstreben, zu denen ihn vielleicht sein sozialer Ehrgeiz hinzöge, muß sich der Sohn jüdischer Eltern Industrie, Handel, Bankwesen, Presse usw. als Feld seiner Tätigkeit auswählen, Berufe, für die ihn angeborene Anlagen noch besonders geeignet machen. Den Erfolg dieser überaus klugen Maßnahmen der regierenden Kreise sehen wir in der wirtschaftlichen Macht unserer jüdischen Mitbürger vor Augen. Es ist nämlich ein Gesetz des Lebens, daß alle staatliche Unterdrückung zum Heil des Unterdrückten ausschlägt."

Zu vorstehenden Auslassungen bemerkt die „Staatsbürgerztg.": „Wenn das von jüdischer Seite eingesehen wird, dann verstehen wir es nicht, warum der Antisemitismus bekämpft und gegen die angebliche Unterdrückung ewig gezetert wird".

Wir können wohl begreifen, warum die „Staatsbürgerztg." das nicht versteht. Ihr geht ganz natürlich jedes Verständnis dafür ab, daß man noch andere, höhere Interessen zu verfolgen wünschen kann als nur geschäftliche. Noch weniger kann sie natürlich begreifen, daß Juden aus reinem Gerechtigkeitsgefühl gegen Zustände kämpfen, die ihnen möglich machen, dem Vaterlande, der Wissenschaft, der Welt nach bestem Können zu dienen. Die Leute der „Staatsbürgerztg." denken nur ans Geschäft, und wenn nur etwas für sie abfällt, geniert es sie wenig, selbst Antisemiten zu sein.

London. Im Unterhause fragte Mr. Sloan den ersten Sekretär für Irland, wie viel Juden infolge des Boykotts in Limerick genötigt waren, dieses Antisemitennest zu verlassen und in welcher Lage die in Limerick zurückgebliebenen Juden sich befinden. Mr. Long sagte: 37 Angehörige der jüdischen Religion haben seit dem Beginn der judenfeindlichen Agitation Limerick verlassen. Von den 121 Verbliebenen sind gegen 30 sehr arm. Dem Rest jedoch geht es nach wie vor gut. Die Anfrage des Mr. Sloan, ob die Notlage der 30 armen Juden eine Folge der Hetzereien des Pastors Creaph ist, ließ der Sekretär von Irland unbeantwortet.

Petersburg, 15. Juli. Die „Gesellschaft zur Verbreitung der Bildung unter den Juden" übt eine bedeutungsvolle und überaus segensreiche Tätigkeit über ganz Rußland aus. Abgesehen davon, daß sie für die Verbreitung von Wissen unter den Juden sorgt, gewährt sie der lernenden Jugend noch materielle Unterstützung. In einer ad hoc einberufenen Generalversammlung der hiesigen Mitglieder wurde eine Resolution angenommen, welche erklärte, daß die Wirksamkeit der Gesellschaft unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, solange die Juden als Parias behandelt, von den höheren Unterrichtsanstalten und den Hochschulen ausgeschlossen werden, eine segensreiche nicht sein könne, und daß deshalb mit allen gesetzlichen Mitteln eine Aenderung dieser Verhältnisse erstrebt werden müsse. Als der allgewaltige Trepow davon erfuhr, wandte er sich sofort an den Pertersburger Stadthauptmann und ersuchte ihn — natürlich streng vertraulich — Repressalien gegen die Gesellschaft zu ergreifen. Der Stadthauptmann wandte ein, daß gegen dieselbe nicht das Geringste vorliege, und daß er sich infolgedessen außer Stande sehe, im Sinne Trepows vorzugehen. Hierauf wandte sich der Diktator an den Minister des Innern Bulygin, der unverzüglich die Statuten der Gesellschaft einer gründlichen „Aenderung" unterzog. Vor Allem darf fernerhin keine Versammlung ihrer Mitglieder ohne die Erlaubnis des General-Gouverneurs stattfinden; die Tagesordnung muß ihm vorher zur Bestätigung eingereicht werden; die gewählten Mitglieder des Vorstandes bedürfen der Bestätigung des Stadthauptmanns, der ihre „politische Zuverlässigkeit" attestieren muß. Der Verein hat nicht das Recht, seine Unterstützungen irgend Jemandem direkt zuteil werden zu lassen, sondern kann nur Mittel anweisen, die den Lernenden von den Vorgesetzten, falls sie dies für richtig befinden, übergeben werden. Die einzelnen Mitglieder haben nicht das Recht, sich mit den Aufgaben des Vereins zu befassen, und schließlich kann der Minister des Innern die Gesellschaft ohne weiteres schließen. Hierdurch ist die Bedeutung der Gesellschaft auf Null reduziert. Und das nur aus dem Grunde, weil ihre Mitglieder gewagt haben, dasselbe zu sagen, was heute Jedermann in Rußland ungestraft sagen darf!

In einem amtlichen Communiqué war, um den Eindruck der Meuterung auf dem „Knjas Potemkin" abzuschwächen, behauptet worden, daß die Urheber derselben „jüdische Revolutionäre" gewesen seien. Wie aus Odessa telegraphirt wird, erläßt Matutschenko, der Führer der Revolutionäre auf dem „Potemkin", eine Erklärung, daß sich unter der Besatzung dieses Schiffes und des Minenbotes, das mit ihm zusammen meuterte, kein einziger Jude befunden hat. Bekanntlich dürfen die Juden in der Marine überhaupt nicht dienen.

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radelberg.
Bansin. Hotel Aegir (Necker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Necker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Penston Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz" und „zum roten Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr.

Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferselden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk a. Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Banhaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroebens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermtone a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Warnemünde. Villa Seeblick.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wird unseren Lesern dankbar.

Aus Borkum wird der „Frankf. Ztg. geschrieben: „Haben Sie sich schon das Borkumlied gekauft?" So habe ich hier wiederholt en passant fragen hören, heuer und in früheren Jahren, als ob es sich dabei um eine köstliche Perle friesischer Poesie handelte, die beileibe keiner einzuhandeln unterlassen darf. Allabendlich kann man diese Glanzleistung insularen Stumpfsinns in dem einen oder andern Strandhotel (NB. 1. Ranges!) brüllen hören, wirklich brüllen; denn singen kann man diesen unverfälschten Ausbruch teutomanischen Kraftbewußtseins nicht mehr nennen. Gewöhnlich erheben einige halbwüchsige Jungen den Schlachtruf: „Borkum! Borkum!" Das ist das Signal für die Musik. Und nun folgt die leider so gefällige Melodie mit dem blöden Text und der Schlußstrophe antisemitischen Inhalts. Recht bedenklich und traurig ist es, wenn man ergraute Häupter beiderlei Geschlechts sich an dem Radau beteiligen sieht. Da möchte man am liebsten fragen: „Sind Sie eigentlich noch so kindisch oder schon wieder?" Die hiesige Badeverwaltung stellt sich kein besonders günstiges Zeugnis aus, wenn sie diesem Unfug passiv zusieht. Die Musikkapelle steht doch unter ihrer Aufsicht — also! Es gibt eine große, ja ich möchte behaupten, eine überwiegende Menge von Gästen hier, die gerne anständige Musik ohne den obligaten Radau genießen möchte. Auf diese Rücksicht zu nehmen, sollte ohne jede weitere Perspektive das einfache Anstandsgefühl gebieten, wenn es schon an einer tieferen ethischen Erziehung mangelt. Aber da liegt eben der Hund begraben. Sich auf dem schönen Nordseeeiland einmal gründlich auszulümmeln, scheint für manchen der einzige Zweck seines Aufenthalts hier zu sein.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 31. Berlin, 2. August 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Vom Abg. Kröfell.

In Pyritz fand am 27. Juli eine von antisemitischer Seite einberufene Volksversammlung statt, über welche die „Ostsee-Ztg." wie folgt berichtet:

Ein herrlicher Sommertag. Julihitze brütet über den krummen, traulichen Straßen des Städtchens mit dem holprigen Pflaster, über das gerade die paar Omnibusse rasselnd dahinfahren, die Stille des Nachmittags für Minuten störend. Wo kühlender Schatten, da stehen, an beiden Seiten der Straßen, Bänke und Stühle, und im harmlosen Geplauder ergehen sich die Bewohner . . . Das Idyll der Kleinstadt. Wer sollte meinen, daß von Zeit zu Zeit das Bild sich verschiebt und, wo eitel Friede und Freundlichkeit zu weilen schien, die Hydra erbitterten Streits ihr Haupt erhebt? Auch gestern war Gelegenheit, dies Zerrbild politischen Kampfes zu beobachten. Das Schlachtfeld bot Plaths Konzertsaal. Und die Recken, die ihre Kraft erprobten, waren die Herren Böckler und Kröfell. Für 8¾ Uhr Abends war eine Volksversammlung angesagt, zu der „mit wenigen Ausnahmen" jedermann Zutritt hatte. Zu den wenigen Ausnahmen zählten vor allem die Leute, die sachkundig hätten Opposition machen können, dieselben Leute, die vom „Löwen" des Abends arg angegriffen worden waren. Und dann die „Herren vom Kreisblatt": Herr Kröfell liebt nicht Berichte in gegnerischen Blättern. Er gibt auch Grund dazu. Und drittens wohl jeder, der „nicht genehm" war. Doch nur Wenige sammelten sich im „Salon der Zurückgewiesenen", fast Alle zahlten ihren Obolus — einen Groschen, wenig genug für das Gebotene — und traten ein. Von fernher waren die Getreuen gekommen, und der große Saal war mäßig gut besetzt. Punkt 9 Uhr begann die Versammlung.

Der Wahrheit die Ehre: Herr Kröfell ist ein guter Regisseur. Den ganzen Saal durchwandelnd, schritt er vom Ausgang zur Bühne vor. Zu einer echten, rechten Theaterbühne mit gemalten Kulissen. Inmitten der Bühne ließ sich Herr Kröfell nieder. Neben ihm rechts der Reichstagsabgeordnete Böckler, der als Assistent erschienen war, links ein „Allzeit-Getreuer". Damit werden, die Bühne angenehmer zu füllen, etwa 12 Beisitzer ernannt. „Gewählt" wäre kein treffender Ausdruck. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt", umringten die also Geehrten das Triumvirat „die Würde des Amtes zu üben." Und nun erhob sich der Herr Kröfell, um den Begriff einer Volksversammlung zu definieren, wie er ihn faßt: eine Versammlung sorgfältig auserlesenen Volkes. Schade, daß diesmal die Vorsicht mißlang! Und nun proklamierte Herr Kröfell, daß 3 handfeste Männer an den Türen das Hausrecht wahren! Und weiter erläßt er den Befehl: Notizen zu machen ist verboten! Interessant ist des Verbotes Begründung: Weil es Schweinehunde gibt, die aus einem hingeworfenen Wort einen Strick zu drehen imstande sind. Den Herren vom Kreisblatt wurde „selbstverständlich" der Eintritt verwehrt; nur dem neuen Chefredakteur Dr. Kaufhold wurde gnädigst gestattet, an der Versammlung des „Volkes" von Pyritz teilzunehmen. Denn er ist an all den Verbrechen des Blattes ja unschuldig. Aber ausdrücklich wurde er verwarnt, in Zukunft sich eines anständigen Tones zu befleißigen, denn in Pyritz . . . . sei man es so gewohnt.

Und nun kam Herr Böckler zu seinem Rechte; er sprach über Mittelstand, Reichstag und Reichsregierung, wie ein Antisemit eben zu sprechen gewohnt ist, wetterte gegen Großhandel und Waarenhäuser, gegen Singer und die Sozialdemokratie, die „nicht nur den Palästen, sondern auch der letzten Bauernhütte" den Krieg angekündigt habe, und selbstredend gegen „Juden und Judengenossen". Es waren die alten Piecen, und nur einen neuen Ton brachte der Vertreter von Pomerellen in seine Darlegungen: daß er als besondere Uebel der Großstadt in liebenswürdiger Aneinanderreihung — Dirnen, Zuhälter und — Juden bezeichnete. Herr Böckler sprach lange . . . nervös zog sein Kollege vom Reichstag immer wieder die Uhr aus der Tasche. Endlich wars soweit. Böckler schloß, poetisch gestimmt, mit einem Verse die fast einstündige Rede. Erleichtert atmete Herr Kröfell auf: der Clou des Abends konnte beginnen. „Doch mit des Geschickes Mächten — Ist kein ew'ger Bund zu flechten — Und das Unglück schreitet schnell."

Herr Dr. jur. Kaufhold fand, daß das soeben besprochene Thema doch mit der Konkursangelegenheit, über die nun referiert werden soll, nur geringen Zusammenhang habe; man möge also erst die Debatte über den ersten Punkt absolvieren. Das war so einleuchtend, daß Herrn Kröfell bange wurde; denn schon wars ½11 Uhr geworden. So stand er denn auf und redete kontra: Die Leute seien hergekommen, um seine Rede zu hören, und da er mindestens eine Stunde beanspruche, so werde es spät genug werden: wenn er gesprochen, dann möge die Debatte ganz nach Belieben bis zum Morgen dauern. Die Abstimmung ergab einstimmige Ablehnung des Antrages Dr. Kaufholds. Die nach Lage der Dinge voraussichtliche — Ablehnung rief donnernden Applaus hervor, der sich deutlich gegen den Antragsteller richtete. Man klatschte wie besessen. Immer aufs Neue freundlich dankend verbeugte sich Kaufhold.

Dankend und nickend schritt er durch den Saal — victus, non fractus.

Im Vollgefühl seines Triumphes nimmt Herr Kröfell das Wort: Er bedaure zwar die Unhöflichkeit der Form, mit welcher der Antrag einstimmig abgelehnt worden sei, aber daran sei eben der — gute Geschmack der Pyritzer schuld, und diesen werde ihnen niemand mehr nehmen. Nun kommt der Herr Referent auf sein Thema, den Konkurs des Pyritzer landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsvereins. Ab ovo beginnt er: mit einer ganz amüsanten Geschichte, mit der Geschichte einer Haidefahrt, die wegen (wirklich oder angeblich) verfrühter Anzeige im Kreisblatt zwei Jahre hindurch gewaltige Scherereien verursacht hat. Der Redner hat damit sein Ziel erreicht: man lacht und nimmt das Kommende in vorzüglicher Stimmung hin. So die Entwicklungsgeschichte des Genossenschaftswesens, an dem viel gesündigt worden ist, „unerhört viel" in Pyritz. Hier hätten drei Faktoren regiert: Dummheit, Faulheit und Nachlässigkeit. Der Gipfel der Gemeinheit aber sei, ihm (dem Redner) alles in die Schuhe zu schieben. Schuld an allem seien die „Hochkonservativen" züchten jährlich Dutzende von Sozialdemokraten (Zuruf: Tausende), während die Mittelstandsleute versuchen, die Sozialdemokraten zu versöhnen und heranzuziehen, und man habe ja die Erfahrung gemacht, daß unter den Sozialdemokraten manche „anständige und manierliche" Leute sich befinden. Und nun kommt Herr Kröfell auf den Konkurs selbst zu sprechen. Neues bringt er nicht vor; das Ganze ist im Wesentlichen nur eine, etwas erweiterte und allerdings auch verschärfte Wiedergabe des Protestes, den Herr Kröfell am 15. Juni d. J. auf dem Verbandstag des Verbandes pommerscher landwirtschaftlicher Genossenschaften abgab. Damals wurde eine Diskussion nicht beliebt, und auch wir halten es für angezeigt, Herrn Kröfells Behauptungen, mögen sie begründet oder nichtbegründet sein, hier nicht ausführlich zu wiederholen. Nur eines sei erwähnt: am bittersten klagte Herr Kröfell darüber, daß der Geschäftsführer der Gesellschaft wenige Tage vor der Generalversammlung — es handelt sich um 3 oder 4 Tage — den Konkurs angemeldet habe. Herr Kröfell meint, die paar Tage hätten gewiß nichts ausgemacht. Und da darf man ihm beipflichten: wenn der Konkurs nötig war, so wär er's gewiß schon längst . . . Um Mitternacht etwa schloß der Sprecher den Vortrag. Nicht allzu lange darauf war auch die Versammlung beendet.

Einem Berichte des amtlichen Pyritzer Kreisblattes entnahmen wir noch folgendes:

Herr Kröfell griff die Konservativen an. „Die Juden und die Konservativen, die machen das Geschäft!" „Konservativ bis auf die Knochen sein, heißt „Menschen ruinieren!" Das sind einige Stilblüten, wobei Abgeordneter Kröfell vergaß, daß er noch am 24. Januar 1903, als es sich um die Aufstellung des konservativen Reichstags-Kandidaten für Pyritz-Saatzig handelte, und er sich als konservativer Kandidat anbot, erklärt hat, er selbst sei konservativ bis auf die Knochen. Schimpfwörter regnete es nun auf Schimpfwörter. Schmähungen und Verleumdungen en masse und eine immer gröber wie die andere. Jeder, der nur irgendwie einmal an leitender Stelle des Ein- und Verkaufs-Vereins gestanden, wurde in geradezu diabolischer, aufhetzender und unverantwortlicher Weise heruntergerissen und verhöhnt. „Gemeiner Lump", „Hallunke", „Schweinehund", „niederträchtiger Kerl" „gemeiner Hallunke, der die bekannten Eingesandts im Kreisblatt geschrieben hat", usw. usw., und unserm Berichterstatter entflogen unwillkürlich die Worte: „Der Mann hat ja eine sehr gute Bildung genossen!" Regierungsrat Schlange, Justizrat Aulig, Lange-Klücken, und alle die anderen Herren kamen aber trotzdem noch halbwegs davon, auf den Geschäftsführer Dröscher aber goß es — wie draußen in der Natur der Regen — in Strömen hernieder. Das ging doch über alles, was wohl bisher jemals in einer Versammlung — selbst in einer privaten, und die gestrige war eine sehr politische — gehört worden ist. „Die Gewissenhaftigkeit des Herrn Dröscher scheint in jenem Körperteil zu sitzen, den man gewöhnlich vor den Blicken anderer zu verbergen pflegt," dieser boshafte Witz erzielte riesigen Beifall beim Publikum wie beim Redner selbst. Und so ging das weiter, immer ein Schimpfwort toller wie das andere.

. . . Nun aber kommen wir zu einem anderen, noch viel heikleren Punkte für den Abg. Kröfell! Bisher ist es nur die Eigenschaft einiger sozialdemokratischer Abgeordneten gewesen, unter dem Schutze der Immunität Verdächtigungen und versteckte Vorwürfe gegen unsern preußischen Richterstand bezw. Staatsbeamte bezüglich einseitiger tendenziöser Urteile, Beschlüsse oder Verfügungen zu erheben! Aber immer ist auch der Präsident des Reichstags sofort bei der Hand, um die betreffenden Abgeordneten sofort zur Ordnung zu rufen. Für uns war es daher bisher rein undenkbar, daß es jemals eine unter polizeilicher Aufsicht stehende öffentliche Versammlung geben könnte, in der derartige völlig unqualifizierbare Angriffe gegenüber richterlichen Behörden erhoben werden könnten! Die Sozialdemokraten — selbst deren verbissenste Anhänger — würden sich wohlweislich davor hüten! Der Abg. Kröfell hätte nun bei der Besprechung der verschiedenen richterlichen Entscheidungen und Beschlüsse in Sachen des Ein- und Verkaufsvereins und aller damit zusammenhängenden Dinge zweifellos seine Ansicht dahin aussprechen können: „In der und der Sache ist meines Erachtens vom Gericht bezw. von der Staatsanwaltschaft ein unrichtiger Beschluß, eine meinem Rechtsempfinden nicht entsprechende Entscheidung getroffen worden." Das hätte ihm gewiß kein ehrlicher, durchaus sachlicher Gegner verargt, und er hätte diese seine Ansicht auch auf seine Art und nach seinem Dafürhalten begründen können. Aber eine derartige Insinuation, wie sie gestern abend der Reichstagsabgeordnete Kröfell gegenüber dem Staatsanwalt Grafen von Bredow in Stargard beging, sollte man mit Fug und Recht kaum für möglich halten! „Der Staatsanwalt Graf von Bredow," so rief er aus, „ist schnell bei der Hand, wenn es sich um Beleidigungen handelt, wenn z. B. jemand ruft: „Max, was machst du da", oder „Ferdinand, wie schön bist du", oder wenn im Protokollbuch wahrheitsgemäß verzeichnet wird: „Hans Lange stiehlt das Protokoll!" Dann wird mit fieberhafter Hast zugegriffen und Strafantrag gestellt. Aber wenn es sich um groben Betrug handelt, wie er beim Ein- und Verkaufsverein vorgekommen ist, dann hat die Sache keine Eile." Auch die übrigen richterlichen Personen kamen kaum besser weg.

Ferner teilt das Pyritzer Kreisblatt Folgendes mit: „Wir haben noch gestern Veranlassung genommen, uns Aufklärung zu verschaffen über eine Angabe des Abg. Kröfell, die in der Versammlung berechtigte Sensation erregte und die, wenn sie wahr wäre, auch berechtigten Anspruch darauf hätte.

Der Abg. Kröfell teilte nämlich in der Versammlung mit, daß er sich nicht in den Vorstand des Ein- und Verkaufs-Vereins sozusagen hineingedrängelt habe, sondern daß er sich auf ausdrücklichen Wunsch des Verbandsdirektors der Pommerschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, des Herrn Eugen von Brockhausen, ebenfalls Mitglied des Reichstags und auch des preußischen Abgeordnetenhauses, in den Vorstand habe wählen lassen und darin eingetreten sei.

Was werden aber nun unsere Leser dazu sagen, wenn wir hiermit feststellen, daß der Herr Verbandsdirektor von

Brockhausen auf eine gestrige telephonische Anfrage in Stettin sofort erklärt hat, daß **diese Mitteilung durchaus unwahr ist**, und daß er ferner sofort die Ermächtigung gegeben hat, von dieser seiner bestimmten Erklärung den entsprechenden Gebrauch zu machen!"

Antisemitismus und Kultur.

Die „Staatsbürgerztg.", die nicht genug sich entrüsten kann, wenn ein jüdischer Trödler einem einen minderwertigen Rock anschmiert oder sonst ein Jude sich irgend ein Unrecht anderer Art zu Schulden kommen läßt, zeigt ein weitgehendes Verständnis für die amerikanische Lynchjustiz.

Die vielen Fälle von Lynchjustiz gegenüber Negern in Amerika, so philosophiert — wir bitten um Entschuldigung für dieses Wort — das Berliner Antisemitenblatt, sind die instinktive Abwehr der weißen Rasse, die in dem Gesetz nicht genügend Schutz gegenüber den Farbigen für sich findet. Und, meint die „Staatsbürgerztg.", der Glaube, daß man durch Verbesserung im Erziehungswesen sie beseitigen könne, ist zum mindesten frommer Köhlerglaube, wenn nicht absichtlicher Unverstand.

Das Organ des Reichstagsabg. Bruhn übersieht blos — etwa auch absichtlich? —, daß in Amerika nicht nur Neger, sondern auch Weiße fleißig gelyncht werden. In der Zeit von 1882 bis 1903 sind wegen Mordes gelyncht, d. h. getötet worden, und zwar meist auf besonders qualvolle Weise, 783 Neger, aber auch 628 **Weiße**, wegen Notzucht 109 **Weiße**, wegen Pferdediebstahl 264 usw. Im März 1891 sind in New Orleans **elf Italiener** gehenkt worden. Es ist eben die alte Erfahrung, man bleibt bei einer Sorte nicht stehen. Wir haben es jetzt in Rußland wieder erlebt: bei den Juden fängt man mit dem Morden und Plündern an, dann geht es munter ohne Unterschied der Konfession, Klasse, Rasse fort Wenn aber das Antisemitenblatt mit seiner Rassenweisheit Recht hätte, wenn solch ungesetzliches Morden tief in dem Rassenunterschiede liegt, mit welchem Recht will sie dann die chinesischen Boxer, die Herero und Hottentotten, die auch aus Rassenabneigung morden, zu verurteilen wagen? Sie wird erwidern, die amerikanischen Lyncher morden nur Verbrecher.

Ganz richtig. Aber die Antisemiten haben ja sogar in der Metropole der Intelligenz ihrem Apostel, dem Grafen Pückler-Kl. Tschirne gern gelauscht, als er zum Totschlagen der Juden aufforderte; sie hatten ja so viel Verständnis und Mitgefühl für die russischen Räuber, Brandstifter, Frauenschänder und Massenmörder, so lange diese ihre Tätigkeit auf Juden beschränkten! Danach ständen die Antisemiten unter den amerikanischen Lynchern, aber mit den chinesischen Boxern und afrikanischen Wilden auf einer Stufe? Durchaus nicht! Sie stehen nicht nur unter den amerikanischen Lynchern, sondern auch unter den Herero und Hottentotten. Denn die Herero und Hottentotten sind eben Wilde, die keinen rechten Begriff haben von den Wohltaten, die wir ihnen mit unserer Kultur zu bringen gedenken. Man kann nicht gut erwarten, daß sie in den wenigen Jahren, die ihnen in jedem Betracht, in Farbe, Religion, Bildung usw. ganz und gar fremden Deutschen sollen als Mitbürger ansehen gelernt haben, sintemalen die deutschen Antisemiten, die doch etliche Schulbildung hätten genießen können, die rings um sich gesittete Menschen gesehen haben, noch immer nicht die Juden, die mit ihnen seit Jahrhunderten zusammen leben, die mit ihnen die gleichen Opfer dem Vaterlande bringen, nicht als Mitbürger ansehen können, sie vielmehr genau so behandeln möchten, wie die Herero die vor kurzem ins Land gekommenen und sich als ihre Herren ihnen fühlbar machenden Deutschen behandelt haben.

Doch der Wahrheit die Ehre! Die „Staatsbürgerztg." verurteilt „vom Kulturstandpunkte aus" die „instinktive Abwehr der weißen Rasse" (nämlich a la Lynch). Aber, fügt sie tiefsinnig hinzu, das Geheimnis ihrer Entstehung liegt tief in der menschlichen Natur verborgen.

Danach gibt die „Staatsbürgerztg." selbst zu, daß ein Gegensatz besteht zwischen dem Kulturstandpunkt und dem Rassenstandpunkt. In der Tat besteht ein solcher, und zwar ist er der denkbar schroffste. „Tief in der menschlichen Natur" liegt gar vieles „verborgen", und der Vorwurf, den man von Anfang an dem Antisemitismus gemacht hat, ist eben, daß er, was „tief in der menschlichen Natur verborgen liegt", und was man nimmer und nimmer wieder zu schauen begehren sollte, wieder heraufholt, die bestialischen Leidenschaften weckt und anstachelt, daß die Menschen ihren mühsam erworbenen Kulturstandpunkt verlassen, vergessen und wieder hinabsinken auf den Standpunkt der bête humaine, der Barbaren, der Wilden.

Ein ganz geheimes amtliches russisches Hetzzirkular.

In früheren Zeiten, als die Kirche in Rußland über noch fanatischere Gläubige, die Regierung über noch dümmere Untertanen verfügen konnte, war es das leichteste Ding von der Welt, die Massen zur Niedermetzelung der Juden aufzuhetzen. Heute, da selbst in Rußland die Macht der Finsternis etwas gebrochen ist, müssen schon kompliziertere Mittel angewendet werden, um das gleiche Ziel, das immer nur wieder ein Mittel zum Zweck, nämlich zur Ablenkung der Empörung des Volkes gegen die verbrecherische Bureaukratie ist, zu erreichen. Heute muß die Polizei schon auf offener Straße sich als Beschützerin der Räuber und Mörder bloßstellen, heute muß sie offen mit den Mördern gemeinsame Sache machen, muß sie selbst Raub- und Mordgesindel herbeiholen. Aber selbst diese Mittel haben sich schon etwas abgenutzt, und die Regierung muß lange durch eine besondere Presse die Bevölkerung bearbeiten, muß die Juden als Anstifter der Volksaufstände, Urheber des Krieges, der Schiffsmeutereien verleumden, wie man in früheren Zeiten die Juden als Brunnenvergifter, Hostienschänder, Verbreiter der Pest und anderer Seuchen verleumdet hat.

Folgendes, von der „Tribune Russe" veröffentlichte Rundschreiben zeigt, wie die Machthaber in Rußland es heute anfangen, den Haß auf die Juden zu lenken. Es lautet:

Ganz geheim.

An alle Bezirkspolizeichefs und an den Polizeimeister der Stadt Kowno.

Der kommandierende General des Wilnaer Militärbezirks bringt zu meiner Kenntnis, daß in Wilna und in anderen Städten des Bezirks die Anwesenheit von Chinesen bemerkt worden ist, die als umherziehende Kaufleute Bänder und andere Seidenwaren verkaufen, was man vor dem jetzigen Kriege mit Japan nicht bemerkt hat.

Ihr Erscheinen während des Krieges ist kein genügender Grund zu der Behauptung, daß sie die Aufgabe haben für Japan zu spionieren; nichtsdestoweniger wird es gestattet sein, einen dahingehenden Verdacht zu hegen, um so mehr als diese Chinesen enge Beziehungen zu einem Teile der jüdischen Bevölkerung zu haben scheinen.

Indem ich diese Tatsachen zu Ihrer Kenntnis bringe, schlage ich Ihnen vor, sofort die nötigen Befehle zu erteilen, daß eine Untersuchung in den Ihrer Verwaltung unterstehenden Ortschaften veranstaltet werde. Sie werden festzustellen haben, ob die verdächtigen Personen wirklich der chinesischen Rasse angehören. Sie werden sie in der Voraussetzung, daß sie geheime Agenten Japans sind, einer geheimen Ueberwachung unterwerfen und mir ohne Verzug einen detaillierten Bericht erstatten.

Im Falle Sie irgend etwas Verdächtiges entdecken, würden Sie alle nötigen Maßregeln zu ergreifen haben, um diese gefährliche Tätigkeit in ihrer Wurzel zu treffen.

Gez. der Gouverneur Verlodkine.

Man begreift leicht, welche gefährliche Waffen gegen die Juden die Polizei durch solch eine amtliche Insinuation des Verrats erhält und man weiß, wie diese Waffen benutzt worden sind und werden.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler sprach am 25. Juli in der Tanhalle; die Versammlung wurde aber polizeilich aufgelöst, nachdem der Redner etwa eine Viertelstunde gesprochen hatte. Der Andrang war derart groß, daß der Saal bereits eine Stunde vor Beginn der Versammlung geschlossen worden war. Es mußten daher hunderte von Personen wieder umkehren. Graf Pückler sprach über den Mädchenhandel und verstieg sich dabei zu seinen altgewohnten Schimpfereien, die von lärmendem Beifall begleitet waren. Der die Aufsicht führende Polizeioffizier sah sich, um größerem Tumult vorzubeugen, veranlaßt, die Versammlung für aufgelöst zu erklären.

Am 27. Juli sollte sich der Graf vor dem Gericht in Glogau wegen Nötigung und Bedrohung des Vogts eines benachbarten Gutes und der Gutsleute zum zweiten Male verantworten. Der erste Termin im Januar mußte wegen Nichterscheinens des Grafen vertagt werden. Auch dieses Mal war der Angeklagte nicht erschienen; das Gericht beschloß seine Verhaftung. — Zu dem Termin war auch ein medizinischer Sachverständiger geladen worden, dessen Urteil der gräfliche Delirant wahrscheinlich fürchtete. — Die Verhaftung des Grafen hat bisher nicht erfolgen können, weil der mutige Herr sich gedrückt hat, vermutlich ins Ausland geflüchtet ist. Er hat übrigens allen Anlaß, die deutschen Gerichte auf längere Zeit zu meiden. Außer dem Glogauer Prozeß wird er schon am 26. August wieder vor dem Moabiter Gerichtshof erwartet, wo er sich wegen Aufreizung zum Klassenhaß, begangen in einer Bernauer Versammlung, verantworten soll. Auch die Konfiskation seiner letzten Flugblätter und die Auflösung seiner Versammlungen ließ neue Prozesse erwarten. Graf Pückler hat aber auch noch die sechs Monate Gefängnis abzusitzen, zu denen er in seinem letzten Berliner Prozeß verurteilt wurde. Zu der Nachricht, daß Graf Pückler nach England geflüchtet sei, bemerken die „Deutschsozialen Blätter" des Abg. Liebermann von Sonnenberg: „Das wird überraschen; man mußte eher annehmen, daß er zu den Kosaken gehen würde, für die er ja schwärmt. In Rußland wäre er auch nicht so aufgefallen."

Zu der Flucht Pücklers bemerkt das christlichsoziale „Reich":

„Graf Pückler-Klein Tschirne war ursprünglich von edelsten Idealismus beseelt. Er hat ein Vermögen geopfert, seine Gedanken zum Siege zu bringen. Aber er besaß nie die Kenntnisse, die ein öffentliches Wirken erheischt. Um Berlin in Bewegung zu bringen, übersteigerte er immer mehr seine Redeweise, bis sie aus dem burschikos-junkerlichen ins Lächerliche fiel. Als die Kleinbürger sich von ihm zurückzogen, warf er sich den Sozialisten in die Arme, die keine Saite seines Wesens verstehen konnten. Zuletzt waren dann die Anarchisten und „lieben Eindrecher" seine Zuflucht. Dabei entfalteten sich unter dem nervenzerrüttenden öffentlichen Kampfe immermehr die stets vorhandenen kranken Triebe. Es kann einem leid tun um den kranken Mann, der mit dem besten Willen die Sache, die er vertrat, nur kompromittierte. Viel Schuld liegt auf seiner Umgebung, die ihn blind verhimmelte aber — ausnutzte."

Der „Frankf. Ztg." wird aus Schlesien geschrieben: „Die Affaire Pückler gestaltet sich immer wunderlicher. Es war fast eine ständige Wiederkehr derselben Meldung: „Graf Pückler sollte sich heute vor Gericht verantworten, war aber nicht erschienen: Vorführungsbeschlüsse — Haftbefehle." So wars auch, wie schon berichtet worden ist, am 28. Juli in Glogau. Wir verstehen nur nicht, wie der Angeklagte Pückler auch diesmal wieder ausbleiben konnte. Die Strafsache beschäftigte das Glogauer Gericht bereits seit bald einem Jahre. Endlich am 29. Jan. ds. Js. stand der Termin zur Hauptverhandlung an. Wer aber wieder mal „kniff", das war der gräfliche Angeklagte. Entgegen dem Antrage des Staatsanwalts beschloß das Gericht damals nur die Vorführung, nicht die Verhaftung Pücklers. Dann ruhte die Sache 6¼ Monate lang, trotzdem die Vorführung Pücklers zu einem „recht bald anzuberaumenden Termin" beschlossen war. Die Presse — auch wir — besprach diese höchst auffällige Tatsache. Plötzlich, als man allgemein schon annahm, die Sache sei unter den Tisch gefallen, wurde, als infolge der öffentlichen Mahnung soll hier unerörtert bleiben — ein Termin in der an sich nicht sehr bedeutenden Strafsache auf den 27. Juli anberaumt. Zu diesem sollte Pückler doch aber laut Gerichtsbeschluß vom 10. Januar vorgeführt werden. Ist dieser Beschluß ausgeführt worden? Es erscheint nämlich sehr auffallend, daß Pückler wieder entwischen konnte. Pückler hat an mehreren Abenden vor dem Termin in Berlin Versammlungen abgehalten, die zwar sämtlich der Auflösung verfielen. Wenn wir nicht irren, hat er auch noch am Abend (zwei Tage. D. Red. d. „Mitt.") vor dem Termin in Berlin öffentlich gesprochen. Man hätte also seiner unschwer habhaft werden können. Jener Beschluß scheint demnach nicht beachtet worden zu sein; vielleicht hat Pückler aber auch später seine Aufhebung durchgesetzt, wie früher schon einmal, als er versichert hatte, daß er sich stellen werde. Andernfalls hätte man Pückler in Berlin packen und zu dem Termin in Glogau transportieren können und müssen. Unsere Gerichte sind doch wahrlich nicht zaghaft. Sonst ist man mit Zwangsmaßregeln immer recht schnell bei der Hand. Jetzt wird es lange dauern, bis Pückler verhaftet ist; denn er ist verduftet und zwar nach England oder nach der Schweiz. Er hat ja allerdings jetzt die ihm vom Berliner Landgericht I zudiktierten sechs Monate Gefängnis „abzumachen", und das machte ihn wohl reiselustig. Oder will er vielleicht auswärts nur seine Begnadigung abwarten? Es ist aber geradezu unglaublich, daß bisher der Mann der Justiz fortwährend ein Schnippchen schlagen kann. Das gereicht der Justiz gewiß nicht nicht zum Ansehen. Zu dem Termine am 27. in Glogau war übrigens auf Antrag der Staatsanwaltschaft der dirigierende Arzt der Irrenanstalt Plagwitz, Dr. med. Petersen-Barstel, als Gutachter über den Geisteszustand des Grafen Pückler-Klein-Tschirne geladen und erschienen. Der Sachverständige ließ sich die Akten zur Information aussolgen."

Die verlogene „Kreuzztg." Im Augustheft der Zeitschrift „Deutschland" schreibt Graf Hoensbroech:

„Am 29. Juni brachte das „Berliner Tageblatt" eine Zuschrift unter der Spitzmarke: „Ferentlarvte Dante", worin die Mitteilung gemacht wurde, nicht Dante, sondern ein jüdischer Arzt namens Chasdni Kalsch sei der Verfasser der „Divina Commedia". In einem Nachwort ließ die Redaktion keinen Zweifel darüber, daß sie diese literarische Entdeckung nicht ernst nehme, sondern sich darüber lustig mache: „Wer's nicht glaubt, zahlt 'nen Taler." Am Abend desselben Tages las man in der „Kreuzztg." nach einigen albernen und gehässigen Angriffen auf die Juden im allgemeinen: „Natürlich ist es wieder das „Berliner Tageblatt", das sich als Sprachrohr für die unsäglich lächerliche Behauptung hergibt, daß der Dichter der „Göttlichen Komödie" ein Jude gewesen sei. Folgendermaßen lautet die Mitteilung." Es folgt der Abdruck der Zuschrift an das „B. T.", aber nicht der Abdruck der Zusatzbemerkung der Redaktion. Dann fährt die „Kreuzztg." fort: „Wenn man also in Zukunft im „B. T." dem Namen Kalsch begegnet, dann wird man wissen, daß dieser Mann bisher Dante geheißen hat." Die „Kreuzztg." unterschlägt also die Bemerkungen des „Berliner

Tageblattes", die klar erkennen lassen, daß das „B. T." die Zuschrift nicht ernst genommen hat; die „Kreuzztg" fälscht also den Tatbestand und tischt ihren ahnungslosen Lesern eine derbe Unwahrheit, in diesem Falle eine Lüge auf. Warum erwähne ich dies? Weil es die ganze Art der „Kreuzztg." kennzeichnet: unwahrhaftig bis ins innerste Mark. Schon Bismarck hat sie wiederholt der Verleumdung geziehen, und wie im großen, so macht sie es auch im kleinen. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß so manche wirklich gute, arglose Menschen noch an die „Kreuzztg." und an ihr zur Schau getragenes Christentum glauben; sie werden schmählich von ihr hinters Licht geführt. Ich weiß, daß auch Kreuzzeitungsleser „Deutschland" lesen, und deshalb habe ich die vorliegende, ihre Art kennzeichnende Unwahrhaftigkeit bloßgestellt. Es stehen mir viele andere ähnlich typische Fälle aus den Spalten der „Kreuzztg." zu Gebote. Ein Blatt, das von Christentum geradezu trieft und dabei die Grundlage der christlichen Gesinnung, die Wahrhaftigkeit, so beständig außer acht läßt, um verhaßte Gegner herabzusetzen, ist eine besonders widerliche Erscheinung in der deutschen Tagespresse."

Die „Tägliche Rundschau" schreibt über den verstorbenen Professor Nothnagel: „Er kam an die Wiener Hochschule, aber er konnte hier nicht recht Boden fassen. Erst als er sich an die Spitze eines politischen Vereins stellen ließ, wuchs sein Ruf, und sein Ruhm wurde alsbald durch die Welt posaunt. Er war nämlich Präsident des neugegründeten „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" geworden. Der blonde germanische Recke wurde an die Spitze der Bewegung gestellt, die den bösen Wiener Antisemitismus erwürgen sollte. Mit einem Zauberschlag war Nothnagel der berühmteste Arzt Europas, und sein Einkommen hob sich in manchem Jahr nahezu auf eine Million Kronen."

Das mit seiner „Vornehmheit" bei jeder Gelegenheit prahlende Organ des Salonantisemitismus möchten wir daran erinnern, daß der Ruhm Nothnagels schon fest begründet war, als er (Anfangs der 90er Jahre) in dem Kampfe gegen den Antisemitismus sich an die Spitze stellte. Ein Blatt, das sich eines größeren Leserkreises in gebildeten Kreisen zu erfreuen behauptet, sollte sich von solchen auf Täuschung berechneten Mätzchen freihalten.

Mittelstandsbewegung und Hausbesitzer. Nachdem die Mittelstandsvereinigung sich auf dem Verbandstage der Fleischer und auf anderen mittelstandlichen Tagungen bereits deutliche Absagen geholt hatte, ging sie in der vergangenen Woche auf dem Hausbesitzertage in München mit ihren „Idealen" krebsen. Für sie führte hier das Wort der Mittelstandsretter und Architekt Küster aus Hannover, der einen langatmigen Vortrag über die hehren Ziele der Vereinigung hielt. Er schien den Hausbesitzertag für einen guten Resonanzboden seiner Ausführungen zu halten. Vielleicht dachte er mit stiller Freude daran zurück, daß der Vorstandsdirektor der Hausherren, Baumeister Hartwig-Dresden einst antisemitischer Reichstagsabgeordneter war. Aber er ist in seinen Erwartungen bitter getäuscht worden. Und als er sich aufs hohe Pferd setzte und der Versammlung zurief: „Ein Erfolg der Mittelstandsvereinigung ist der, daß jetzt schon ein ganz anderer Zug durch die Parlamente geht. Haben Sie das noch nicht gemerkt?", da tönte ihm ein mehrfaches: „Nein, nein!" entgegen. Er schloß seine wenig interessanten Ausführungen mit der Aufforderung, der Zentralverband der städtischen Haus- und Grundbesitzer wolle seine Vereine veranlassen, sich der Mittelstandsbewegung anzunehmen.

Nun erhob sich Verbandsdirektor Hartwig und erklärte: „Ich möchte nur feststellen, daß natürlich keine Rede davon sein kann, daß der Zentralverband irgend wie an die Mittelstandsvereinigung herantritt." (Lebhafte allgemeine Zustimmung.) Die Sache findet schließlich ihren Abschluß mit der Einbringung folgender Resolution: Der Zentralverband tritt in keine Debatte ein, sondern nimmt nur von dem Vortrage Kenntnis, lehnt es aber ab, auf diese Angelegenheit einzugehen, da dieselbe sich auf politischen Gebiete bewegt und mit den Fragen des Haus- und Grundbesitzes nichts zu tun hat. (Lebhafter Beifall.) Dieser Antrag wird dann von dem Verbandstage mit allen gegen vier Stimmen angenommen.

Also auch bei den Hausbesitzern haben sich die Mittelstandsretter eine gründliche Abfuhr geholt.

Die „Staatsbürgerztg." und der Befähigungsnachweis. Die antisemitische „Sachsenschau" (30. 7.) bringt folgende Briefkastennotiz:

„Eine Ansicht wird dadurch nicht richtig, daß sie in der „Staatsbürgerztg" vertreten wird. Die „Staatsbürgerztg" vertritt wohl **theoretisch** den Befähigungsnachweis, aber **nicht praktisch**. Denn der Inhaber der Druckerei ist kein gelernter Drucker. Die Broschüre über den Befähigungsnachweis, welche in dem Leitartikel besprochen wird, ist in einer Druckerei hergestellt, welche einer aus Kaufleuten bestehenden Genossenschaft gehört. Die Besitzer sind keine Drucker. Der Mann, der über den Befähigungsnachweis der Handwerker geschrieben hat, war früher Kaufmann. Er besitzt also auch nicht mehr Befähigung zur Beurteilung der Sache als wir beide. Haben Sie denn in der vorigen Nummer der „Sachsenschau" nicht die Artikel über die Lage in den Druckereien und über die große Danziger Genossenschaftsbäckerei gelesen, aus denen klar hervorgeht, daß das reelle Gewerbe größtenteils durch gelernte Leute geschädigt wird und daß wie in Danzig die Gründung von handwerkergenossenschaftlichen Großbetrieben das Erlernen des Handwerks und den Befähigungsnachweis völlig überflüssig macht? Sie scheinen wie manche Fromme nur das zu lesen und zu prüfen, was Ihrer vorgefaßten Meinung entspricht, gegenteiligen Ansichten aber nur aus dem Weg zu gehen. Solche Leute sind aber nicht zu überzeugen. Da ist jede Diskussion überflüssig. Wer übrigens nach der Lektüre des Artikels in der „Staatsbürgerztg" noch nicht ein Gegner des Befähigungsnachweises geworden ist, der müßte es werden, wenn er — logisch denken kann. Lesen Sie ihn nur noch einmal, vielleicht hilft es."

Ein antisemitischer „Volksvertreter". Die „Oesterreichische Wochenschrift" schreibt: Aus der Sitzung des Gewerbeausschusses, der bekanntlich den Sommer über in Permanenz ist, erzählt die „Arbeiter-Ztg." folgende merkwürdige Szene: „Abgeordneter Schneider kam vollständig besoffen zur Sitzung. Zuerst versuchte er mit lallender Stimme verschiedene Abgeordnete in ein Gespräch zu ziehen; als sich aber niemand mit ihm einlassen wollte, setzte er sich nieder und schlief sofort ein. Dann schlief und schnarchte er durch die ganzen zweieinhalb Stunden, die die Sitzung dauerte. Einmal kam ein Diener und überbrachte ihm einen Zettel. Schneider aber war so volltrunken, daß er nicht imstande war, seine Brillen aufzusetzen. Mitten in dem Versuche, den Zettel ohne Brillen zu lesen, wurde er wieder vom Schlafe übermannt und schnarchte dann zum Entsetzen der Redner nur noch lauter." Wir haben bei Mitgliedern des Gewerbeausschusses Erkundigungen eingezogen, welche den geschilderten Vorfall in der Tat bestätigen. Es wurde uns noch mitgeteilt, daß Abgeordneter Schneider erst zur letzten Abstimmung geweckt werden konnte. Die Szene hat begreiflicherweise im Gewerbeausschusse lebhaftes Mißfallen erregt, und es ist nur zu verwundern, daß der Vorsitzende kein Mittel fand, einem derartigen, die Würde des Ausschusses so tief verletzenden Unfug zu steuern.

Vermischtes.

Der Karelltag des „Bundes jüdischer Corporationen" hat kürzlich folgende Resolution angenommen: „Der Bund jüdischer Corporationen", der Verband der „Vereine jüdischer Studenten", ist seiner ganzen Tendenz nach nicht konfessionell, wie in der Oeffentlichkeit vielfach angenommen wird. Er sucht vielmehr seine Mitglieder zur Stellungnahme zu allen kulturellen und sozialen Fragen innerhalb des Judentums anzuregen. Infolge der judenfeindlichen Entwickelung, die das deutsche Studentenwesen innerhalb der letzten Jahrzehnte genommen hat, ist die Existenz der V. J. St. mehr als berechtigt, sie ist einfach eine Notwendigkeit. Was nun den sogenannten „Kampf um die akademische Freiheit" betrifft, so sieht der B. J. C. in ihm nur einen Versuch, im Namen der akademischen Freiheit eines der wichtigsten Rechte der Studentenschaft, die Koalitionsfreiheit, zu ungunsten der katholischen Korporationen zu unterdrücken. Man mag sich zum Ultramontanismus stellen, wie man will, auf jeden Fall ist die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Corporationen ein Unrecht, und, wenn sie gar im Namen der akademischen Freiheit geschieht, eine innere Unwahrheit. Zufolge der akademischen Freiheit muß allen Studenten das Recht eingeräumt werden, sich auf Grund eines jeden Prinzips zusammenschließen zu dürfen, gleichviel ob die Majorität der Studentenschaft mit diesem sympathisiert oder nicht. Der B. J. C. lehnt es daher wie bisher ab, sich an dem Kampf gegen die katholisch-ultramontanen Studentenverbindungen zu beteiligen."

Heinrich Heine gegen die Blutlüge von Damaskus. Es ist bekannt, in wie entschiedener Weise Heine im Jahre 1840 anläßlich der Blutlüge von Damaskus für die Juden eingetreten ist. Aus jener Zeit stammt der nachfolgende, bisher ungedruckte Brief des Dichters, den die „Allgem. Ztg. d. Judent." veröffentlicht. Er ist an seinen alten Freund Dr. Gustav Kolb, der damals Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" war, oder vielmehr an diese selbst gerichtet. Heine ist während der Damaskus-Affaire, bei welcher die Jesuiten die Juden beschuldigt hatten, einen alten Kapuziner, Thomas, in Damaskus ermordet zu haben, um dessen Blut zu Ostern zu gebrauchen, sehr tapfer für das Recht seiner ehemaligen Glaubensgenossen in der „A. A. Z." eingetreten. In seiner „Lutetia" hat er im zehnten Brief und in einer späteren Notiz die ganze Sache in ausführlicher, objektiver Weise besprochen und sogar damals sehr energisch gegen Thiers und die französische Regierung Partei ergriffen. Darauf bezieht sich auch das folgende, in der Frankfurter Stadtbibliothek befindliche Schreiben:

„An die Redakzion.

Gestern sagte mir jemand, daß Herr Kolb nach Neapel gereist sey, ist dies der Fall, so muß ich die Freunde, die in seiner Abwesenheit seine Geschäfte versehen, darauf aufmerksam machen, daß ich, wie ich Herrn Kolb bereits wohl bemerkt, meinen Freund Crémieux veranlaßt habe, in allen Vorfällen, wo er irgendwo eine Rektifikation von Alexandrien aus mitzuteilen hätte, sich direkt an die allgemeine Zeitung zu wenden. Geschieht dieses, so hoffe ich, daß die Allgemeine meinem Freunde, aus Liebe zu mir und aus Achtung für seinen eignen Werth, ihre Unterstützung nicht versagen wird. Der Artikel gegen die Unglücklichen von Damaskus in der Allgemeinen Zeitung ist sicher nicht von Heilbronn, sondern von einem gewissen preußischen Baron Katt, und enthält Lügen, die einer Berichtigung wohl bedürften. Ich erhielt eine solche von einem hiesigen Gelehrten mit der Bitte, sie an die Allgemeine Zeitung zu schicken; sie war aber so schlecht geschrieben, daß ich sie zurückbehielt und sie wiedergeben werde mit der Ausrede, daß sie nicht aufgenommen werde. Dieses bemerke ich für den Fall einer desfalsigen Anfrage."

Ueber den jüdischen Friedhof in Amsterdam wird in einem Aufsatz: „Die Juden in den Niederlanden", unter anderem folgendes berichtet: „Aus den Namen, die auf diesen Grabsteinen stehen, spricht zu uns ein Stück der niederländischen Geschichte, und zwar der glänzendsten Zeit der Republik. Hier liegt der marokkanische Gesandte bei den Generalstaaten, Don Samuel Palache (gest. 1616), der Resident in Algier, David Salomon de Azevedo (gest. 1699), der Agent der schwedischen Königin Christine, Don Manuel Texeira (gest. 1705), ferner Don Manuel Baron de Belmonte, der 40 Jahre lang (bis 1706) durch seine Gewandtheit, trotz aller Ränke Ludwigs XIV., das Verhältnis zwischen Spanien und der Republik aufrecht zu erhalten wußte, der berühmte und gefeierte Arzt Joseph Bueno (gest. 1641), der den Prinzen Moritz von Oranien in seiner letzten Krankheit behandelt hat und welchen der letztere gern zum Professor in Leiden ernannt hätte, wenn das Vorurteil jener Zeit hätte überwunden werden können, ein anderer Arzt Abraham Gomez de Sossa (gest. 1667), der Leibarzt des Prinzen Ferdinand, Gouverneurs der südlichen Niederlande unter Philipp III., ferner Moses Uri Halevy, der erste Rabbiner der portugiesischen Gemeinde in Amsterdam, ferner die durch ihren fabelhaften Reichtum bekannten Manasse ben Israel, David Pardo und Isak Aboab de Fonseca. Den ungemein blühenden Handel mit der Levante und mit den Küstenstaaten des mittelländischen Meeres und mit Brasilien verdankt die Republik ausschließlich oder zum größten Teil diesen portugiesischen Juden.

Persien. Die Juden in Schiras haben in den letzten Wochen unter heftigen Ausbrüchen des muhammedanischen Glaubensfanatismus zu leiden. Aus ganz unbedeutendem Anlaß entfesselten mehrere Mollas (Geistliche) eine arge Hetze gegen sie und versuchten, sie durch Einschüchterung jeder Art und offene Gewalttaten zur Annahme einer schimpflichen, sie kennzeichnenden Kleidertracht zu zwingen. Nach einem Bericht des Herrn Schouker, des Direktors der Schulen der Alliance Israélite in Schiras, vom 10. Juni, erfolgte am Sonntag morgen, den 4. Juni, ein Ueberfall auf die friedlich im Bazar ihrer Beschäftigung nachgehenden jüdischen Händler. Ein Teil von ihnen wurde verwundet, vielen wurden die Hüte zerschnitten, die Kleider zerfetzt. Trotz des sofortigen Eingreifens des englischen Konsuls, der sich, begleitet von seinen 6 bewaffneten Judern, mit Herrn Schouker in das Judenquartier begab und trotz des Versprechens des Gouverneurs, die Schuldigen zu bestrafen, kam es an den folgenden Tagen zu noch schlimmeren Aufruhrszenen. Am 6. Juni gegen 3 Uhr nachmittags wurden die Läden der Muhammedaner auf Geheiß des Großmolla Agha Mirza Ibrahim geschlossen. Den Gläubigen wurden alle Arbeiten untersagt, sie sollten also nur an die angefangene heilige Sache denken. Das war zugleich eine Art Absage an den prinzlichen Gouverneur, denn in Persien pflegt der Klerus die Läden schließen zu lassen, wenn er aus irgend einem Grunde eine Volkserhebung plant. Herr Schouker sandte an diesem Tage eine Depesche an das Zentral-Komitee der Alliance und begab sich mit seinem Gehilfen und einigen Söldnern ins Judenquartier, wo er auch die Nacht zubrachte, um den Unglücklichen Mut einzuflößen. Schon bestürmten Tausende den Großmolla, das Zeichen zum Glaubenskrieg gegen die Juden zu geben, da schickte S. Kaif. Hoheit, der Gouverneur, der für sich selbst ärgerliche Folgen fürchtete,

den einflußreichsten Würdenträger, Kowâm El Mulk, nach dem Bazar und ließ zur Oeffnung der Läden auffordern. Neue Gerüchte wurden verbreitet: Man lehre in den neuen jüdischen Schulen den Koran. Um diese Lüge zu widerlegen, mußte der Gouverneur durch seinen Chefsekretär, obwohl dieser erst 10 Tage vorher dem gesamten Unterricht beigewohnt und ihm einen genauen Bericht darüber erstattet hatte, die Schulen nach Koranexemplaren durchsuchen lassen, natürlich vergebens. Die Verfolgungen ließen jedoch nicht nach. Am Abend vor dem Wochenfest ließ Agha Mirza Ibrahim im Judenquartier durch Anschlag bekannt machen, daß die Juden anstatt der Hüte vom schwarzem Filz türkische Feze oder eine Art Mützen, die denen der Clowns ganz ähnlich sind, tragen sollten. Zugleich erhielt Herr Schauker den Besuch eines der fanatischsten Geistlichen, der ihn aufforderte, seinen Glaubensgenossen die Aenderung der Hüte zu befehlen. Auch redete der Besucher von dem angeblichen Koranunterricht und hatte es überhaupt darauf abgesehen, auf der Stelle Händel anzufangen, wurde aber so höflich behandelt, daß er sich unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Der Direktor sandte eine Abschrift der Bekanntmachung an den Gouverneur und an den englischen Konsul. Unter solchen Verhältnissen stockte jegliche Erwerbstätigkeit der Juden, die vielfach aus geschäftlichen Gründen die Umgegend aufzusuchen pflegen, sich aber aus ihren Wohnungen nicht zu entfernen wagten. Not und Elend nahmen zu. Soweit der Bericht.

Das Zentral-Komitee der Allianc ließ auf die erwähnte Depesche hin eine Unterstützungssumme von 1000 Frc. nach Schiras telegraphisch anweisen und wandte sich an das französische Ministerium des Aeußeren mit der Bitte, durch Vermittelung des Vertreters in Teheran bei der persischen Regierung vorstellig zu werden, was auch telegraphisch geschah. Die Antwort des französischen Botschafters in Teheran wurde in diesen Tagen dem Zentral-Komitee mitgeteilt. Sie lautet: Die Juden in Schiras hätten unter der Roheit der Fanatiker viel zu leiden gehabt, nun aber sei die Ordnung wiederhergestellt. Der Botschafter äußert seine Sympathie gegenüber den dortigen Juden und gibt seinem Bedauern Ausdruck, daß sie so ungerechterweise der Wut eines unwissenden und gegen sie aufgehetzten Pöbels anheimgefallen wären. Er gibt sich der Hoffnung hin, daß dank seiner Intervention und derjenigen der andern europäischen Bevollmächtigten, die sich ihm anschlossen (u. a. der englische und der italienische Botschafter), derartige Ausschreitungen nicht mehr stattfinden würden.

Sprechsaal.

„Der Jude auf Reisen."

Ein Feuilleton der „Kreuzztg." vom 29. Juli beschäftigt sich mit „dem" Juden auf Reisen, in Bädern und Sommerfrischen. Ich will dem Verfasser von vorn herein zugestehen, daß er das Thema mit nicht übermäßiger Lieblosigkeit behandelt, ja daß er in mancher Beziehung leider auch recht hat. Ich werde ihm daher mit möglichster Sachlichkeit, aber mit etwas mehr Verständnis der Gründe antworten und ihm beiläufig zeigen, daß es nicht Juden allein sind, über die man auf Reisen klagt.

Oder ist dem Verfasser niemals zu Ohren gekommen, wie man sich über die Berliner, über die Engländer, über die Amerikaner auf Reisen beklagt? Die „Großmäuligkeit" der Berliner ist mindestens ebenso verrufen, als das was der Kreuzzeitungsautor, vermutlich zu Ehren des ehemaligen Kreuzzeitungsredakteurs Freiherrn v. Hammerstein-Woßu, die „Chuzpe" der Juden nennt. Und genau so wie der Verfasser von wohlerzogenen und gebildeten Juden klagen über Juden auf Reisen gehört hat, hat nicht nur Schreiber dieser Zeilen auch häufig Berliner sagen hören, daß sie hierhin oder dorthin nicht gehen wollen, weil sie dort zu viele Berliner treffen, und von Engländern und Amerikanern, daß sie sich ihrer Landsleute auf Reisen direkt schämen. Aber die klagenden Engländer und Amerikaner gaben gleich den richtigen Grund an, daß nämlich die wohlerzogenen englischen und amerikanischen Reisenden nicht hervortreten und darum gar nicht bemerkt werden, während die zu Hause obskuren Leute auf Reisen sich „mausig" machen. Von Brown und Smith und auch von so etwa hundertundfünfzigtausend Berlinern gilt genau dasselbe, was der Kreuzzeitungsautor von „Herrn Itzig vom Holendamm und Herrn Levy vom Mühlentor" sagt. Aber schwerlich hat man von Juden schon solche Heldentaten auf Reisen und in Sommerfrischen gehört, wie von sehr hohen Aristokraten und von solchen Pöbeleien, wie sie die Antisemiten, also der „Kreuzztg." eigenste Schutzbefohlene verüben.

Um die Nichtswürdigkeit „der" Juden auf Reisen zu zeigen, erzählt der Herr Feuilletonist:

„Auf einem Dampfschiffe des Thuner Sees sah ich einen alten schwächlichen Herrn vergeblich nach einem Platze suchen; schließlich ging er auf einen Juden zu, der auf einer Seitenbank des Schiffes saß und die Hand auf den einzigen noch unbesetzten Klappstuhl stützte. Höflich bat der Greis um diesen Stuhl, dessen der Jude offenbar nicht bedurfte. Dieser ließ den Stuhl frei mit den Worten: „Na, weil Sie's sind!" Zwei jüdische Frauen, welche zu jenem Manne gehörten und in der Nähe saßen, wieherten vor Lachen. Der alte Herr blickte erstaunt auf; als er aber sah, mit wem er es zu tun hatte, überzog ein wehmütiges Lächeln sein Gesicht und er ging mit dem Klappstuhl nach der anderen Seite des Schiffes, weitab von den Juden".

Ist es nicht unglaublich einseitig und ungerecht, für die Ungezogenheit dieser Gesellschaft von drei Juden „die" Juden verantwortlich zu machen? Weiß der Verfasser nicht, daß „das Alter zu ehren" ein jüdisches Gebot ist? Vor Tausenden von Jahren schon galt den Juden das Alter als ehrwürdig. Und dem schwachen Tiere selbst beizustehen, ist den Juden uralte Pflicht, geschweige denn einem schwächlichen Greise. Die Juden könnten, wenn sie ebenso ungerecht wären, wie die „Kreuzztg.", sagen, das, was sie rügt, ist so unjüdisch wie möglich, das haben die Juden erst von den Flegeln im Lande gelernt.

Es wird nun weiter geklagt, daß das Judentum in gewissen aufgezählten Bädern und Sommerfrischen in ganz unverhältnismäßiger Anzahl vertreten sei. Dieselbe Klage hat ungefähr gleichzeitig die der „Kreuzztg." gesinnungsverwandte „Staatsbürgerztg." bezüglich Schandaus vorgebracht, doch galt ihr Schmerz hauptsächlich der Tatsache, daß dort, also in dem gänzlich verjudeten Bade, die „Staatsbürgerztg." nicht ausliegt, wohl aber die „Mitteilungen a. d. V. z. A. d. A." Die Klagen sind charakteristisch für die Ungerechtigkeit, die man Juden gegenüber nun einmal nicht lassen zu können scheint.

Nachdem man den Juden alle möglichen Berufe verschlossen hat und noch verschließt, wundert man sich, daß sie in den sehr wenigen, die ihnen überlassen waren, überwiegen. Die „Mitteilungen" zählen in jedem Jahr zahlreiche Bäder und Sommerfrischen auf, die sich den Juden verschließen. Ist es da zu verwundern, daß diese sich dann in einigen besonders zahlreich zusammenfinden? „Der Jude, heißt es in dem hier in Rede stehenden Feuilleton, weiß ganz gut, daß er nicht beliebt ist." Ist es da zu verwundern, daß er diejenigen Sommerfrischen aufsucht, in welchen er weniger zu fürchten braucht, angepöbelt zu werden?

Es kommen noch andere Momente hinzu, die dazu beitragen, daß die Juden in Bädern im Allgemeinen und in gewissen im Besondern unverhältnismäßig vertreten sind. Es ist eine bekannte und allgemein zugestandene Tatsache, daß die Juden auf ihre Gesundheit viel mehr bedacht sind, daß sie den Wert des Lebens höher schätzen, als die meisten

Anderen; sie gehen daher, deren hygienischen Wert anerkennend, verhältnismäßig häufiger in Bäder als Andersgläubige, zumal die bekannte jüdische Wohltätigkeit auch ärmeren Leuten eher den Besuch eines Bades ermöglicht. Die Juden sind ganz vorzugsweise Städte-, sogar Großstädte-Bewohner, die mehr auf eine Erholung angewiesen sind, als Landbewohner und Kleinstädter. Ihre Beschäftigung erheischt gleichfalls mehr ein Ausspannen. Als emsige Geschäftsleute, die nicht so ausspannen können, wie Beamte, Offiziere, Gutsbesitzer etc., bevorzugen sie ganz besonders solche Bäder und Sommerfrischen, die leicht in wenigen Stunden zu erreichen sind und doch den gewohnten großstädtischen Comfort bieten, wie beispielsweise Heringsdorf, Harzburg, Schandau. Von solchen Bädern aus können sie nötigenfalls, wenn in dem ja nicht still stehenden Geschäft ein persönliches Eingreifen nötig oder nützlich ist, in wenigen Stunden in Berlin sein, sie sind in der Lage, oder wenn sie, was auch nicht selten der Fall ist, überhaupt nicht abkommen und, nur ihre Familien wegschicken können, was sie als meist gute Ehemänner und Väter zu tun lieben, über Sonntag diese Bäder und ihre Familien zu erreichen.

Wenn man diese und noch etliche Momente weiß, dann wird man manches begreifen und nicht als „Chuzpe" — um den Kreuzzeitungsjargon beizubehalten — auslegen, was eher Folge einer gewissen Notlage ist.

Gern gebe ich zu, daß es wünschenswert wäre, wenn gewisse Juden ihr Benehmen auf Reisen gründlich änderten, aber wünschenswert wäre es auch, wenn Berliner, Engländer, Amerikaner und die Antisemiten — man wolle darauf achten, daß wir nicht sagen, die Berliner, die Engländer, die Amerikaner — ihr Betragen gleichfalls änderten. Den Juden wird es dabei gerade von denen, die sich am meisten darüber beklagen, am schwersten gemacht, sich zu ändern.

Wenn es der „Kreuzztg." so viel darum zu tun ist, daß die Juden „sich deutschen Sitten und deutscher Gesinnung mehr anpassen", daß „die jetzt bestehende Entfremdung zwischen Germanen und Juden sich zu guten Beziehungen verändere" — in diesem Punkte bin ich mit dem Blatte einer Meinung —, dann sollte sie nicht der Absonderung, der künstlichen Trennung in Schule, Haus und Staat so oft das Wort reden, wie sie es tut. Ich hoffe dann nicht nur, ich bin fest überzeugt, daß die noch bestehende Entfremdung, sogar in erstaunlich kurzer Zeit, verschwinden wird.

Zum Schluß noch eine ganz kleine Auseinandersetzung mit dem Herrn Feuilletonisten, die zeigen wird, wie Unrecht er und Andere den Juden tun.

Nach einem Hinweis auf Heinrich Heine, der recht gehabt habe, als er seine Stammesgenossen das Volk der Rachsucht nannte, fährt er fort:

> Von Juden, welche die Fehler ihrer Rasse zugeben, wird dann in jüdischen Blättern gesagt, daß sie lichtscheue Tröbler seien, die ihre Seele für eine Glasperle verschachern; ihre Schriften werden als widerlich, als frivole, grenzenlos blöde Elaborate und als Sudeleien bezeichnet, während wir Arier aus solchen Schimpfereien entnehmen, daß die Vorwürfe nicht unbegründet sein können.

Dazu möchte ich nur bemerken, daß es allgemein bekannt und zugegeben wird, daß die Juden stets die strengste Selbstkritik geübt haben und üben. Das wird ihnen allerdings erschwert, wenn während einer antisemitischen Strömung alles und jedes benutzt wird, um ihnen alles mögliche nachzusagen und mit Erfolg die blödsinnigsten Vorwürfe zu machen. Alsdann nimmt endlich die laute Selbstkritik gar zu leicht den Anschein des Verrats am eigenen, ohnehin angefeindeten Volksstamm an. Man zürnt dann dem Verräter, nicht dem Kritiker. Das Beispiel von Heinrich Heine aber ist so ungünstig und verkehrt als möglich gewählt. Macht man nicht gerade den Juden den Vorwurf, daß sie ihren Heine abgöttisch verehren, daß sie wo möglich seinen Ruf begründet, hinausposaunt und erhalten haben? Und wer hat die Schriften Heines als widerlich und frivol verurteilt, die Juden oder die konservativen, klerikalen und vor allem die antisemitischen Gesinnungsgenossen der „Kreuzztg."

R.

Briefkasten.

Abonnent. Besten Dank für die Uebersendung mehrerer Nummern des „Koblenzer Volksfreund", aus denen die antisemitische Tendenz niedrigster Sorte des Blattes allerdings zur Genüge hervorgeht.

J. H. in Culm. Die interessante Reminiscenz soll gelegentlich verwertet werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 32. Berlin, 9. August 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der „Nutzen“ des Antisemitismus.

Ich glaube Oskar Wilde ist es, der in seiner herzerschütternden Seelenoffenbarung aus dem Zuchthause den Gedanken flüchtig berührt, daß das Paradoxe auf geistigem Gebiete dem Perversen im Sinnesleben entspricht. Verfolgt man diesen Gedanken weiter, dann findet man, daß beide Verirrungen innig mit einander verschmolzen sind. Wie das Perverse eine Verzerrung des Naturtriebes darstellt, so ist das Paradoxe eine Verrenkung des logischen Denkens. Wie die Perversität auf ungesunder Beanlagung und auf Uebersättigung beruhen kann, so ist auch das Paradoxe entweder die Ausströmung eines sprunghaften, unharmonischen Geistes, oder auch die gesuchte Manier eines geistig Blasierten. Und beide bilden heute eine große Anziehungskraft, weil die überreizten Naturen, an denen unser nervöses Zeitalter so reich ist, stets nach neuen Reizmitteln und nach immer stärkeren Pikanterien haschen. Im Romane sucht man heute häufig das Pikante, im Essai das Paradoxe. Was bliebe an einem großen Teile unserer übermodernen Litteratur, wenn man ihm diesen Reiz nehmen würde? Jede Mode wird nachgemacht, das ist im geistigen Leben nicht anders wie im äußeren. Das litterarische Gigerltum ist heute eine nicht mehr seltene Erscheinung. Das Paradoxe ist modern und kann auch die geistige Leere verhüllen, warum also soll es keine Nachahmer finden? Kann man nicht durch den Inhalt imponieren, so will man wenigstens durch die Form auffallen. Viele unserer neuen Schriftsteller sind daher bemüht, sich vor allem eine besondere Manier auszubilden, ein eigenes patentiertes Verfahren, mit dem sie im schweren Konkurrenzkampfe zu glänzen suchen. So trägt in einer Zeit, wo über den alten Zopf so sehr gespottet wird, jeder seinen natürlichen oder künstlichen Zopf, nur freilich modern frisiert und zugestutzt. Die Furcht vor dem Trivialen und die Sucht, originell zu sein, muß eben zur Unnatur führen.

Auf keinem Gebiete aber hat sich die Paradoxie so breit gemacht wie auf dem der Judenfrage. Das ist begreiflich. Die ganze Judenfrage ist eben das schreiendste Paradoxon unserer Zeit, und wo die breite Straße der Vernunft in Vergessenheit geraten ist, da ist es besonders leicht, neue Irrwege zu schaffen. Wer aber mit aller Gewalt neue Bahnen schaffen will, der wird oft auf Dornen und Steine stoßen oder in den Sumpf geraten. Es ließe sich ja nichts dagegen sagen, wenn man den Antisemitismus von der heiteren Seite anfassen würde. Die lachende Philosophie ist noch die erträglichste, und man kann oft den Widerwärtigkeiten des Lebens nur mit Humor beikommen. Wenn man aber mit ernster Miene die absurdesten Behauptungen über eine tief ins Leben einschneidende Frage aufstellt, dann hört die Sache auf, harmlos zu sein. Es ist fast unglaublich, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Schriftsteller jüdischen Stammes — ich erinnere nur an Harden, Rathenau und Weininger — gaben ein derart verzerrtes Bild vom jüdischen Wesen, daß nicht nur Christen, sondern auch jüdische Laien selbst daran irre wurden. Und mit jedem Tage tauchen hier neue Ideen und neue „Lösungen“ auf. Jeder versucht seinen Witz daran und experimentiert, um eine neue Methode zu finden. Den Antisemitismus als geistige und sittliche Verirrung bekämpfen? Nein, das ist undankbar und trivial. Aber — den Antisemitismus rechtfertigen, namentlich als Jude, oder gar ihn vertiefen und ihn zu einem hohen Problem zu erheben, das ist originell und einträglich. Und so fährt man auf dieser Bahn fort und ein Paradoxon löst das andere ab.

In der Tat gedeihen auf diesem von Torheit und Böswilligkeit gedüngten Felde die wundersamsten Pflanzen und man verlernt allmählich das Staunen. Manche Erscheinungen der letzten Zeit sind derart, daß man nicht weiß, ob man dabei lachen oder weinen soll. Eine solche tragikomische Episode war vor einigen Wochen der ins Wasser gefallene Plan des Millionenfonds für Offiziere aus dem verarmten Adel. Die Idee war von köstlicher Naivität und sie würde einem Backfisch alle Ehre machen. Die Juden haben am Anfang des lichtvollen 20. Jahrhunderts und 50 Jahre nach ihrer Emanzipation es noch nicht dahin gebracht, daß ihre Söhne für würdig erklärt werden, das hohe Amt eines Reserveoffiziers zu bekleiden. Natürlich kommt bei der bekannten Vorurteilslosigkeit unseres Offizierkorps nur die militärische Fähigkeit in Betracht, und diese fehlt eben, so lange die Kandidaten keinen Taufschein haben. Nun mutete man diesen Juden, deren Söhne nicht einmal Reserveoffiziere werden können, die hohe Ehre zu, die Schulden der adligen Offiziere zu bezahlen, damit sie dann umso fröhlicher über die gewöhnlichen Bürger und vor allem über die Juden höhnen können. Das war etwas, das sogar einen Hypochonder zum lachen bringen könnte. Das einzige ernste und erfreuliche Moment dabei war, daß unsere reichen Juden dieses Mal mehr Rückgrat zeigten und die Zumutung der schlesischen Durchlaucht ironisch ablehnten. Sie hatten wohl vor Jahren für die Stadtmission des Herrn Stöcker hohe Summen hergegeben, für adlige Offiziere aber scheinen sie nur dann Geld übrig zu haben, wenn diese „Auserwählten der Nation“ zu gleicher Zeit ihre Töchter mit in den Kauf nehmen,

Nun wird natürlich dieses Tema in der Presse ja nach der politischen Farbe verschieden behandelt. Es werden die tollsten Betrachtungen daran geknüpft und es wird bald ein Leitartikel-Millionenfonds daraus.

Eine Betrachtung im „Freien Wort", die jüngst in den „Mitteilungen" kurz wiedergegeben war, hat mich besonders interessiert, weil sie von liberaler Seite ausgeht, sich ganz vernünftig anhört und doch durch und durch parador ist. Es ist eben das Wesen des Paradoxen, daß es der Vernunft so nahe kommt und doch falsch ist. Darin besteht sein Reiz, aber auch seine Gefahr. Der Verfasser witzelt über den Millionenfonds und meint dann ganz ernst, daß die antisemitische Bewegung den Juden zum Vorteil gereichte und daß sie ihr eigentlich Dankopfer zu bringen verpflichtet wären, da sie ihr ihre wirtschaftlichen Erfolge verdanken. Dieses neue Dogma wird mit folgenden Argumenten sanktioniert:

„Indem man es den Juden unmöglich machte, ihre Söhne im Staatsdienste unterzubringen, waren sie fortdauernd genötigt, sie dem Handel und der Industrie zuzuführen. Das mußte zu ihrem Heil ausschlagen, weil sie den riesigen wirtschaftlichen Aufschwung der letzten vierzig Jahre voll ausnutzen und so die Reichtümer sammeln konnten, auf denen heute ihre Machtstellung beruht."

Das ist mehr neu als wahr. Es dürfte sogar schwer fallen, so viele Schiefheiten in so wenigen Zeilen zusammen zu fassen. Zunächst spielen die Juden in Deutschland in der Industrie keine große Rolle. Daß sie im Handel viel bedeuten, das hat tiefere Ursachen. Sie waren Jahrhunderte lediglich auf den Handel angewiesen, man drängte sie auf dieses Gebiet und sie bemächtigten sich seiner mit der ganzen Energie und der Klugheit ihrer Rasse. Was das mit dem Staatsdienste zu tun haben soll, ist einfach unverständlich. Diejenigen Männer, welche Neigung für den Staatsdienst hatten, sind wohl Gelehrte, Politiker und Schriftsteller, aber kaum Kaufleute geworden. In Baden, wo schon vor 40 Jahren ein Jude Finanzminister werden konnte, haben die Juden den wirtschaftlichen Aufschwung der Zeit in nicht geringerem Maße mitgemacht als im stockreaktionären Preußen. Ein wirtschaftlicher Aufschwung bedingt freie Entfaltung und Freude am Vaterlande. Je größer die Freiheit ist, ein desto besserer Boden ist für den wirtschaftlichen Fortschritt vorhanden. Der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland wäre ein noch viel größerer, wenn hier nicht alles militärisch und büreaukratisch zugeschnitten wäre und wenn der Kaufmann hier gesellschaftlich und staatlich mehr bedeuten würde. Und nun gar von einer Machtstellung der Juden zu sprechen, das ist schon nicht mehr parador, das ist komisch. Soll sich etwa darin ihre Machtstellung zeigen, daß sie nicht einmal Reserveoffiziere werden können, daß sie in den norddeutschen Staaten tatsächlich Bürger zweiter Klasse sind? Machtstellung? Ein Schutzmann bedeutet in Berlin für die Regierung mehr als ein jüdischer Kommerzienrat. Eine Machtstellung, die mehr Pflichten und weniger Rechte hat, mag ethisch sehr schön sein, im Leben aber nimmt sie sich kläglich aus.

Wenig Wahres und viel Schiefes enthalten auch die folgenden Sätze:

„Die antisemitische Bewegung in den achtziger Jahren kam dieser Entwicklung noch zu Hilfe. Während nämlich der Antisemitismus den wirtschaftlich schwachen Juden den Lebenskampf schwer macht, ist er geradezu der Schutzengel für die reichen Juden geworden und zwar ganz besonders deshalb, weil er es ihnen ermöglicht, ihre Kinder gut zu erziehen. Das bekannte Wort, wonach der Geldsack und der Bettelsack alle drei Generationen in derselben Familie vorkommt, findet im allgemeinen offenbar auf die Juden keine Anwendung, und das verdanken sie in erster Linie dem Antisemitismus. Denn die Klippen, an denen Söhne reicher christlicher Familien scheitern, räumt der Antisemitismus den jüdischen sorgsam aus dem Wege. Zunächst weiß der jüdische Jüngling, daß er nicht an der Staatskrippe unterschlupfen kann, er muß etwas lernen, weil er sonst nicht unterkommt! Er kann als Student am Korpsleben nicht scheitern, weil ihn im allgemeinen kein Korps aufnimmt — was bleibt ihm übrig, als zu arbeiten? Er kann nicht Reserveoffizier werden, spart dadurch wertvolle Zeit und viel Geld und wird nicht in das „noble Leben" hineingezogen, das so viele Söhne reicher Familien ihrem Beruf entfremdet — kurz alles wirkt mit, ihn seiner kaufmännischen und gewerblichen Tätigkeit zu erhalten. Statt mäßig bezahlte Stellungen als Richter, Verwaltungsbeamter, Offizier usw. zu erstreben, zu denen ihn vielleicht sein sozialer Ehrgeiz hinzöge, muß sich der Sohn jüdischer Eltern Industrie, Handel, Bankwesen, Presse usw. als Feld seiner Tätigkeit auswählen, Berufe, für die ihn angeborene Anlagen noch besonders geeignet machen. Den Erfolg dieser überaus klugen Maßnahmen der regierenden Kreise sehen wir in der wirtschaftlichen Macht unserer jüdischen Mitbürger vor Augen."

Wahr ist, daß die antisemitische Bewegung mit all ihren Begleiterscheinungen den ärmeren Juden, der ohnehin einen schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen hat, in erster Reihe traf. Das ist bei allen Störungen, die das soziale Leben streifen, nicht anders. Die schwachen Existenzen sind immer die ersten Opfer. Die goldene Rüstung schützt nach besser als die eiserne gegen feindliche Geschosse. Daß aber die reichen Juden vom Antisemitismus Vorteil gezogen haben, das ist absurd. Ihre Kinder gut zu erziehen, daran hat sie niemand gehindert, und das ist auch eine alte Tradition bei Juden. Daß sie vom hohlen Scheinwesen des Korps ausgeschlossen sind, ist gewiß kein Schaden, man darf aber auch nicht vergessen, daß das Verbindungswesen eine andere Entwickelung genommen hätte, wenn mit dem feudalen Moder aufgeräumt worden wäre und wenn neue, frische Elemente ihm eine andere Richtung gegeben hätten. Auch das ist wohl kein tragisches Geschick, ohne den Titel Reserveoffizier in der Welt herumlaufen zu müssen. Man kann aber auch mit dem Titel ein tüchtiger Mensch sein. Nicht darauf kommt es an, ob man einen Titel besitzt, sondern wie man ihn trägt. Die größte Klippe bei der Entwickelung des Charakters und der angeborenen Fähigkeiten ist nicht der Titel, sondern die Genußsucht, und die ist bei den reichen Juden ebenso groß wie bei den reichen Christen. Es bleibt also nicht viel Gesundes an diesem ganzen Gedankengange, und für den Schlichtdenkenden unterliegt es keinem Zweifel, daß die Juden sich geistig, sittlich und wirtschaftlich gesunder entwickelt hätten, wenn es keinen Antisemitismus gegeben hätte. Hindernisse, die von der Natur geschaffen sind, wirken anspornend und stärkend. Künstlich aufgerichtete Hindernisse aber absorbieren viel Kraft und Energie und machen einseitig.

Der Verfasser schließt mit der Maxime:

„Es ist nämlich ein Gesetz des Lebens, daß alle staatliche Unterdrückung zum Heil des Unterdrückten ausschlägt."

Nun, in dieser absoluten Form ist der Satz kaum richtig. Wir kennen in der Geschichte viele Beispiele dafür, daß die staatliche Unterdrückung viel Unheil für die Dauer angerichtet hat. Auch die Gegenwart lehrt uns, daß die Unterdrückung Böses schafft. Man braucht nur seinen Blick nach Rußland oder Rumänien zu richten, um zu sehen, wieviel dauernden Schaden auf kulturellem, sittlichem und sozialem Gebiete die Politik der Unterdrückung gebracht hat. Gewiß gibt es nichts Böses, das nicht auch etwas Gutes an sich hat, aber von einem Vorteil der Juden am Antisemitismus zu sprechen, ist parador. Ebenso geistreich könnte man ja schließlich beweisen, daß jede physische und moralische Epidemie bei all dem Unheil auch manches Gute brachte. Einen Vorteil hat der Antisemitismus nur den Geschäftsantisemiten und politischen Charlatanen gebracht, sonst aber niemand auf Erden.

Nur einen Vorteil könnte die antisemitische Bewegung der deutschen Judenheit bringen, und dieser liegt nicht auf wirtschaftlichem Gebiete. Die häßliche Judenhetze und noch mehr der sogenannte vornehme Antisemitismus sollte in den Herzen der Juden einen edlen Trotz wecken auf dem Wege des sittlichen und kulturellen Fortschrittes

mit um so größerem Eifer fortzufahren, die Schwächen des Ghettos ganz abzustreifen, um so zu demonstrieren, welch bitteres Unrecht ihnen geschieht, und wenigstens solche Leute zu belehren, die belehrt sein wollen. In der Tat beweist die Statistik, die unbefangenste aller Wissenschaften, wie sehr die Fehler, die ein Erbe finsterer Zeiten bilden, sich von Jahr zu Jahr vermindern. Auch positiv finden wir die jüdischen Bürger auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft zum Wohle der deutschen Kultur wirken. Trotz aller Gehässigkeit haben sie häufig eine offene Hand, wenn es gilt, Not zu beseitigen und Elend zu mildern. So zeigen sie der Welt, daß sie keine Veranlassung zu Haß und Verfolgung gegeben haben, und gar mancher wurde durch diese wirksame Abwehr zur Einkehr gezwungen und er schämt sich heute seiner früheren Gesinnung. Wenn es auch Ausnahme-Erscheinungen gibt, so liegt das daran, daß die jüdische Gesamtheit, wie jede menschliche Gemeinschaft, nicht aus lauter edlen Charakteren besteht. — Andere Vorteile aber hat der Antisemitismus nicht gebracht und nicht bringen können. Schaden aber hat er auf allen Gebieten gebracht und nicht nur für Juden.

Die Judenheit ist ein lebendiger Organismus, der von den Strömungen des Lebens beeinflußt wird. Daß er auch in schwerer Zeit gedeihen kann, das beweist, daß der Kern gesund und lebensfähig ist. Eine gesunde Beeinflussung der jüdischen Entwickelung aber erwarten wir nur von der wahren Freiheit und vom Fortschritt der Idee der Menschlichkeit. Wir wünschen den jüdischen wie den nichtjüdischen Bürgern eine gesunde Entfaltung auf moralischem und auch auf wirtschaftlichem Gebiete, aber wir erhoffen alles von der Liebe und nicht vom Haß der Menschheit.

F. S.

Der Akademische Bund „Ethos“ und die Juden.

So lautet, wie man uns schreibt, der Titel eines Aufsatzes in der letzten Nummer des Bundesblattes des neugegründeten akademischen Bundes „Ethos“, dessen Tendenzen wir in einer der letzten Nummern beleuchtet haben. Der Verfasser geht bei seinen Betrachtungen über dieses Thema von den Bundessatzungen vom Jahre 1904 aus, die den jüdischen Studierenden noch den Eintritt in den Bund gestatteten.

Schon nach fünf Monaten des Bestehens des „Ethos“-Bundes stellte sich aber die „zwingende Notwendigkeit“ heraus, von diesen ursprünglichen Bundessatzungen abzuweichen. Und die Herren vom „Ethos“ änderten die diesbezüglichen Paragraphen dahin ab, daß „nur ein Student deutschen Stammes an einer Hochschule des deutschen Sprachgebietes“ Mitglied des „Ethos“ werden könne. — Ein Jude ist natürlich ihrer Ansicht nach nie und nimmer ein Student „deutschen Stammes“.

Die Berliner und die Charlottenburger Ortsgruppe, die noch auf Grund ihrer alten Satzung bei den betreffenden Hochschulen angemeldet waren, reichten nun neue Satzungen mit der neuen Fassung ein. Aber der Rektor der Universität bestätigte die Statutenänderung nicht, weil der revidierte — die Judenfrage behandelnde Paragraph — in einem inneren Widerspruche mit dem § 1 der Satzungen stehe, wonach der Bund sich von „jeder politischen, konfessionellen und parteistudentischen Bestrebung“ fernhalten wolle.

Der Rektor der Technischen Hochschule scheint die Statutenänderung genehmigt zu haben.

Nach Konstatierung dieser Tatsache fährt der Verfasser fort: „Ohne zu untersuchen, ob die Meinung des Rektors berechtigt sei, gab sich der Vorstand, durch die Zeit gedrängt, damit zufrieden und wandelte den Paragraphen nun dahin um, daß $^3/_4$ Mehrheit für den Eintritt eines neuen Mitgliedes erforderlich sein solle, eine Forderung, die praktisch ja auch zu dem erstrebten Ziele führt.“ — Es wird dann weiter ausgeführt, blos der Umstand, daß jetzt die Berlin-Charlottenburger Satzungen von den allgemeinen Bundessatzungen abweichen, und vornehmlich der Umstand, daß über die Judenfrage, soweit sie für den „Ethos“ in Betracht komme, noch die größe Verwirrung zu herrschen scheine, und ferner die bedauerliche Tatsache, daß der Ausschluß der Juden verschiedene Austrittserklärungen bewirkt habe, zwinge zu einer nochmaligen Prüfung der Angelegenheit. Der Sprecher des Bundes wirft nun die Frage auf: „Was bestimmt uns, die wir von einer Aufnahme der Juden nichts wissen wollen, denn im tiefsten Grunde dazu? — und er beantwortet sie dahin, daß nach seiner Meinung bei Erörterung sittlicher Fragen sich stets ein Gegensatz zwischen arischem und nichtarischem Fühlen bemerkbar mache (!) und daß er sich für verpflichtet halte, diesen Glauben in praktische Taten umzuwandeln. „Wir müssen“, heißt es in dem wunderbaren Geschreibsel weiter, „mit der Erfahrungstatsache (!) rechnen, daß der arische Mensch in der Unterhaltung über die tiefsten und intimsten Gegenstände (!) in Gegenwart jüdischer Elemente, denen er sich innerlich besonders fremd fühlt, nicht so aus sich herausgehen würde. Er würde sein Eigenstes, Gefühltestes einfach verschweigen.“

Weiter ruft der Herr aus: „Man möge uns getrost unfreies Denken, Intoleranz vorwerfen. Was wir erklären, ist von uns innerlich erlebt worden! Und wenn wir auf Grund dieses innerlichen Erlebnisses (!) den Ausschluß der nichtarischen Elemente fordern, so gehorchen wir nur der inneren Stimme der Wahrhaftigkeit“.

Zum Schluß heißt es noch: Weil der Akademische Bund „Ethos“ aber das, was er erstrebt, erreicht durch freundschaftliche Aussprache von Mensch zum Menschen, sich sittlich immer reiner und vollkommener zu machen, so muß er den Ausschluß der Juden aufs entschiedenste verlangen“.

Man muß sich über die reichen „Erfahrungen“ wundern, die diese jungen Herren vom „Ethos“, die doch gewiß erst noch vor kurzem die Schulbank gedrückt haben, schon gesammelt haben. Was haben sie nicht alles schon „innerlich erlebt!“ Ihr „Gefühltestes“ drängt sie jetzt zum Sprechen und zur Bekundung ihres „arischen Menschen“, den sie vielleicht in Pücklerversammlungen entdeckt haben.

Doch nicht alle Mitglieder scheinen diesen reaktionären Auffassungen zu huldigen. Einige sind schon, wie der Verfasser bedauert, infolge des Ausschlusses der Juden aus dem Bunde ausgetreten. Den Austritt anderer scheint man zu befürchten, denn, heißt es klagend weiter: „Weshalb sich von uns wenden? Wir würden es einfach nicht verstehen!“ und noch weiter: „Wenn von uns aber wirklich erkannt, erlebt worden ist, daß wir auf dem Wege zu unserem Ziele die Juden nicht als Weggenossen neben uns dulden dürfen, dann müssen wir auch dem Rektor gegenüber dies betonen“. Also der Rektor soll nochmals aufgefordert werden, die Statutenänderung zu genehmigen. Tut er das nicht, nun dann wird eben der erste Paragraph, der in seiner jetzigen Fassung eine politische Betätigung ausschließt, umgeändert.

Der Verein deutscher Studenten wird an den Herren vom „Ethos“, seine helle Freude haben. Und die Freude über die neuen Gesinnungsgenossen wird um so größer sein, als seines Bleibens im „Bunde schwarzer Korporationen“ nicht lange gewesen ist. Er ist bereits wieder wegen „Unstimmigkeiten“ ausgetreten.

Das Band, das Juden mit Juden verknüpft.

In weiten, durchaus nicht antisemitischen Kreisen und nicht grade in zurückgebliebenen Ländern herrscht trotz aller das Gegenteil beweisenden Erscheinungen und Tatsachen leider noch immer vielfach die falsche Vorstellung, daß die Juden, wo sie auch immer seien, das Land ihres Aufenthalts nicht als ihr Vaterland betrachten, sondern sich nach Palästina zurücksehnen.

Nun ist es gewiß begreiflich, daß die Juden in Ländern wie Rußland und Rumänien nicht mit ganzer Glut das Land lieben, in welchem sie mißhandelt werden. Aber es ist falsch und töricht zugleich, das Gleiche von Juden in Deutschland, England und anderen freien Ländern anzunehmen, lediglich weil Juden früher Palästina als ihr eigentliches Vaterlond ansahen und anderswo es noch heute als solches sich wünschen.

In Wirklichkeit — so führte in einem langen, sehr bemerkenswerten Vortrage, den der Rabbiner Dr. *Krauskopf* als Präsident auf der jüngsten *Konferenz amerikanischer Rabbiner* gehalten hat, — etwa aus — gibt es *keine jüdische Nation*. Denn eine Nation ist eine politische Volksgemeinschaft ohne Unterschied der Rasse, der Farbe, des Glaubens, die von derselben Regierung regiert wird, denselben Gesetzen unterworfen ist, derselben Fahne huldigt und dasselbe Land oder zu diesem gehörige, dieselbe Regierung und Fahne sowie dieselben Gesetze anerkennenden Länder bewohnt Die zehn Millionen Juden hingegen wohnen über den ganzen Erdball zerstreut, hatten seit mehr als achtzehnhundert Jahren nicht ein einziges gemeinsames politisches Band, besitzen nirgends unter ihrer Oberhoheit stehendes Gebiet, sprechen nicht dieselbe Sprache, haben nicht denselben Gottesdienst, kennen kein gemeinsames religiöses Haupt und haben überhaupt nichts gemeinsam als Gott und die Vergangenheit.

Denen, die da behaupten, die Sonderstellung der Juden sei dadurch zu erklären, daß sie einer anderen, und zwar einer niedrigeren Rasse, angehören, erwidert Krauskopf mit dem Hinweis auf die außerordentlichen Verdienste, welche die Semiten in religiöser und ethischer Beziehung der Menschheit geleistet haben, und auf die Tatsache, daß es eine *reine Rasse überhaupt nicht gibt*; Juden wie Arier seien gemischten Bluts. Weder sind die Juden reine Semiten, noch die Germanen reine Arier. Wenn die Juden es darauf abgesehen hätten, sich durchaus ungemischt zu erhalten, dann wäre in ihren heiligen Schriften sicher nicht erzählt worden, daß Abraham eine *Aegypterin*, Moses die Tochter eines *midianitischen* Priesters, geheiratet habe, David der Nachkomme einer *Moabiterin* gewesen, Salomo mit einer großen Anzahl *ausländischer* Prinzessinnen, Esther mit einem *persischen* König verheiratet gewesen seien. Es wäre im zweiten Buch Mosis nicht erwähnt worden, daß eine große Volksmenge den aus Aegypten ausziehenden Israeliten gefolgt sei, die sich doch nachher mit den Juden verschmolzen haben. Die *Edomiter* gingen in das Volk der Hebräer auf, und Herodes der Große war ein Edomiter. In Alexandria vermischten sich Juden, Aegypter und *Griechen*. Die ersten Verbreiter des Christentums waren Juden und sie brachen einer weiteren Vermischung der Juden mit *anderen Völkern* Bahn. Die *Chazaren* und andere Volksstämme nahmen das Judentum an. Josephus und der Talmud erzählen, daß die Juden damals mit großem Erfolg Proselyten machten. Ein Kirchenkonzil nach dem anderen erließ strenge Gesetze gegen und setzte selbst die Todesstrafe fest auf den Uebertritt zum Judentum. Folglich mußten *Juden und Christen sich häufig vermischt* haben. Während der Judenverfolgung in *Spanien* kamen Mischehen so häufig vor, daß das noch heutigen Tages gehörte Wort entstand: Man sieht nie einen Spanier, ohne einen Juden zu sehen. Und da die Juden nicht nur in Spanien vor die Wahl gestellt worden sind, entweder überzutreten oder den Tod zu erleiden, und viele den Uebertritt wählten, so ist doch klar, daß das *arische* Blut einen starken Zusatz *jüdischen* Bluts haben muß.

„Die Behauptung — fährt Krauskopf fort, daß nur ein Jude Anspruch auf unsere Sympathie und Liebe habe, daß ein geheimes Seelen- und Rassen-Band uns mit einander verknüpft und uns kalt und gleichgiltig allen anderen gegenüber sein lasse, ist sonach in der Theorie falsch und wird durch die Tatsachen widerlegt. *Unsere Liebe kennt keinen Unterschied* zwischen Ariern und Semiten. Wir sympathisieren mit den Nöten dieser wie jener. Wir schätzen ebenso alles Wahre und Edle beim Nicht-Juden, wie wir das Gute und Wahre beim Juden bewundern. Gleichviel welchen Ursprungs wir sind, und was für Blut in unseren Adern fließt, wir sind Menschen und nichts Menschliches ist uns fremd, und kein Mitmensch steht außerhalb unserer Bruderliebe".

Nachdem der Vortragende noch darauf hingewiesen, daß es auch kein eigentlich religiöses Band ist, das die Juden zu einer Einheit macht, da es Juden gibt, die so orthodox sind wie die ehemaligen Pharisäer, während andere, wenn sie überhaupt einen Glauben haben, eher Unitarier als Juden sind, erklärt er, das Band, das die Juden umschlingt, sei *sozialer Natur*.

„Da das Band, das die Juden in der ganzen Welt mit einander verbindet, weder in der Nationalität, noch in der Rasse, noch auch in der Religion, seinen Grund hat, müssen wir es anderswo suchen, und da glaube ich, daß bei näherer Untersuchung es in der Hauptsache sich als sozialer Natur herausstellen wird. Der Mensch ist ein geselliges Wesen. Um gesund und glücklich zu leben, muß er mit solchen verkehren, die die gleiche Natur und Kultur, die gleiche Vergangenheit und Gegenwart haben, und deren Lage und Daseinsbedingungen ungefähr dieselben sind. Und solche Leute fanden die Juden meistens unter den Nachkommen ihrer eigenen Vorfahren.

Gleich das erste Auftreten der Juden auf dem Welttheater war ein Protest gegen die herrschenden religiösen und moralischen Anschauungen. In die Welt, die voll war von Götzendienst, Tyrannei und Unmoralität, donnerten sie die Lehre hinaus, daß es nur *einen* Gott gebe, und dieser der Gott Aller sei, und nur eine Bruderschaft, und diese umfasse die ganze Menschheit. Das war ihre Lehre, wohin sie immer kommen mochten, und wo sie immer sie lehrten, war die Antwort Verachtung und Verfolgung. Und wo immer sie gehaßt und verfolgt wurden, schmiegten sie sich nm so enger an ihre Leidensgefährten an, um sich gegenseitig zu trösten, zu schützen und zu begeistern. Gleiches Lehren und gleiches Leiden sonach stellten in der alten Welt das Bruderband her zwischen Juden und Juden.

Diese dem Juden so eingeimpfte Disposition zum geselligen Verkehr mit den anderen Juden wurde gewaltig vertieft durch die ihm von der Christenheit zu Teil gewordene Behandlung.

Die ungerechte Behandlung, die sie gemeinsam erleiden mußten, band die Juden fest aneinander. Sollten sie ja alle, sie, die Menschen, Gottesmörder, die von Gott Verfluchten, sein. Je weiter die Kirche Boden gewann, desto weiter dehnte sich der Haß gegen die Juden aus. Die Menschen bereiteten ihnen eine verdammte Existenz, und sie sagten dann, sie seien von Gott verdammt. Die Völker jagten die Juden von Land zu Land, und dann hieß es, die Juden seien verworfen. Durch die unmenschlichste Behandlung stieß man sie hinab zu der Hefe der Menschheit, und dann sprach man von ihnen als den von Gott Erniedrigten und Bestraften. Die Kirchen lebten von den jüdischen Geistesprodukten, von dem Herz, dem Geiste, der

Seele der Juden, dennoch nannte man diese seelen-, herz- und gottlos.

Was konnte natürlicher sein, als daß die Juden, überall zurückgewiesen, erniedrigt, geächtet, sich ihren Leidensgenossen anschlossen, um gemeinsam über ihr trauriges Loos zu klagen, um Sympathie zu suchen, nach der das Herz sich sehnte; Achtung, die sie zu verdienen hofften und deren sie bedurften, um ihre Menschenwürde aufrecht zu erhalten, Aufheiterung und Ermutigung, die ihrem Geist not taten, um den ungleichen Kampf fortsetzen zu können, Geselligkeit, nach der ihr geselliger Instinkt schmachtete. Nicht Nation, Rasse und Religion, sondern die gemeinsam ausgestandene ungerechte und empörende Behandlung, das ist das Band, das die Juden mit einander verband. Dieses Mitleid mit einander, mit den in gleicher Weise Betroffenen erzeugte einen Instinkt der Zusammengehörigkeit, der tiefer wurzelte als nationales Band oder Rassengemeinschaft, der jede Faser der Juden stempelte und der die traurige Geschichte seiner Entstehung in jeden Tropfen jüdischen Blutes einschrieb.

In hohem Grade bildet Leiden noch heute das die Juden aneinander fesselnde Band".

Soweit etwa Dr. Krauskopf. Wenn man sieht — und man braucht nicht lange zu suchen, um es zu sehen —, daß innerhalb derselben Rasse und selbst Nationalität die blutigsten Kriege geführt werden, daß die gemeinsame Religion die Völker noch niemals abgehalten hat und nicht abhält, einander zu zerfleischen, muß man auf den Gedanken kommen, daß nicht Rasse, Nationalität und Religion, sondern etwas anderes das Band bilden muß, das Juden zwar nicht so eng, wie vielfach angenommen wird, aber doch bis zu einem gewissen Grade und inniger als viele andere Völkerfamilien verbindet. Und dieses ist den Juden G e m e i n s a m e ist eben die B e h a n d l u n g, die ihnen zuteil geworden ist und zuteil wird. Wiederum machen wir die Erfahrung, daß das, worüber geklagt wird, grade von den Klagenden selbst verschuldet wird.

Die Rabbinerkonferenz war nur zum Teil der Meinung ihres Präsidenten. In einer einstimmig angenommenen Resolution gab sie zwar zu, daß Verfolgung und Aechtung zwar die Abgeschlossenheit der Juden verursacht haben und noch verursachen, daß aber das wirkliche Band der Einheit der Juden das historische Bewußtsein sei, ein Priestervolk unter den Nationen zu sein, und daß dem Juden von Geburt an die Mission obliegt, Zeugnis abzulegen und tätig zu sein für die Verwirklichung des Reiches e i n e s Gottes, das e i n e Menschheit in sich schließt. Dies legt ihm die Pflicht auf, Märtyrertum zu ertragen, bis erkannt sein wird, daß Gott eins und sein Name eins. Das wirkliche Einigungsband ist demnach nicht ein von außen auferlegtes, sondern ein innerliches.

Auch in dieser mystisch klingenden Resolution können Antisemiten keinen Anlaß finden für ihre antisemitischen Treibereien. Es ist eine religiöse Ueberzeugung, so gut wie die Anderer und besser wie die Vieler.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler's Schicksal scheint sich nunmehr in nächster Zeit erfüllen zu sollen; zum mindesten darf man aber wohl annehmen, daß ihm die wüsten Hetzreden auf einige Zeit unterbunden werden. Der Herr Graf, der sich wieder einmal der drohenden Verhaftung durch die Flucht zu entziehen hoffte, ist auf dem Wege von Cottbus nach Berlin auf dem Görlitzer Bahnhof in Berlin verhaftet und nach dem Glogauer Gefängnis transportiert worden. In S c h i e r k e im Harz, wo er sich zur Erholung von seinen anstrengenden politischen Strapazen zu erholen gedachte, war ihm, nachdem seine Anwesenheit dort bekannt geworden war, der Boden etwas zu heiß geworden.

Am Donnerstag dieser Woche soll die Verhandlung vor dem Glogauer Gericht, die vor 14 Tagen wegen Nichterscheinens des gräflichen Angeklagten ausgesetzt werden mußte, stattfinden. Berliner Blätter wollen wissen, daß Pückler für Freitag schon wieder eine Versammlung in Berlin angekündigt habe; ob er aber auch in der Lage sein wird, in dieser Versammlung persönlich zu erscheinen, möchten wir vorerst doch noch stark bezweifeln. Das Schuldkonto des Herrn Grafen ist schon so außerordentlich stark belastet, daß der Staatsanwalt unmittelbar nach der Glogauer Gerichtsverhandlung dem Herrn Grafen wohl eine freundliche Einladung in die gastlichen Räume nach Plötzensee zugehen lassen wird.

Das A n s e h e n d e r J u s t i z b e h ö r d e n ist durch die ganz unverständliche Nachsicht, die einem Manne gegenüber geübt wird, der die Justiz fortgesetzt zur verhöhnt und verspottet, ohnehin schon in nicht wieder gut zu machender Weise g e s c h ä d i g t worden. Die „G e r m a n i a", das Hauptorgan der Zentrumspartei in Norddeutschland, knüpft an die juristische Seite der Affaire Pückler — die seichten krypto-antisemitischen Witzeleien hätte sich der Feuilleton-Plauderer des Blattes, ohne seine materiellen Ausführungen dadurch abzuschwächen, ruhig schenken können — folgende ernste Betrachtungen:

„Die Tragikomödie des an unheilbarem Judenkoller leidenden Dreschgrafen erfährt durch seine Verhaftung eine erhebliche Unterbrechung in der Reihe der Vorstellungen. Dadurch kommt ein gewisses Publikum bedauerlicherweise um manchen schönen „Feez". Es war wirklich ein Genuß für halbwüchsige Handlungslehrlinge und angehende Gesellen, wenn der Dreschgraf zwischen den Idealen des altpreußischen Konservatismus und den Zukunftsluftschlössern der Sozialdemokratie unter wütender Kanonade gegen die jüdischen Erbfeinde das schönste Bündnis zustande brachte.

Aber die Sache hat leider mehrere Seiten und zwar einige recht p a t h o l o g i s c h e, über die einen Ton zu reden sich verlohnt. Was den Grafen selbst angeht, so genügt es wohl kaum, für seine rhetorischen Exzesse sein cholerisches Temperament zur Erklärung heranzuziehen. Das Mindeste wäre, daß er an einer fixen Idee leidet. Aber es zeigen sich in seinen Aeußerungen, die man — unglaublich! — in zahllosen Exemplaren als Flugblätter im Namen einer ernst sein wollenden Partei verteilte, ein unverkennbarer Zug von V e r f o l g u n g s w a h n s i n n in Verbindung mit T o b s u c h t s a n f ä l l e n. Zwar ist vor Gericht Graf Pückler als geistig normal erklärt worden. Indes ist dies eines jener Urteile, die man wohl hinnimmt als in gutem Glauben ergangen, ohne sie aber für richtig zu halten. Gemeingefährlich kann man wiederum das Treiben des Grafen schwerlich nennen; denn seinen harmlosesten Zuhörern muß das Hanswurstige seines Auftretens zum Bewußtsein gekommen sein. Eine Ausdrucksweise von solcher Rohheit der Form kann in Anbetracht der Erziehung, die in den Kreisen des Grafen Pückler üblich ist, nicht mehr für normal gelten. Sie ist schlechthin pathologisch. Daraus ergab sich, wie von selbst, die w i d e r s p r u c h s v o l l e H a l t u n g d e r P o l i z e i. War der Graf geistig gesund, so konnte man ihm nicht wegen gemeingefährlichen Irrsinns den Mund verbieten; war er wirklich gestört, so mußte er zu seinem eigenen Besten und im Interesse der Allgemeinheit in eine Anstalt kommen.

Nun lagen gerichtliche Urteile von verschiedenen Seiten vor, die vollstreckbar waren, Gefängnisstrafen von erheblicher Bedeutung. Der Graf wurde nicht gefunden. Gegenüber der F i x i g k e i t, mit welcher im Kulturkampf die Zentrumsredakteure und gesperrten Geistlichen hinter Schloß und Riegel gebracht wurden, wirkt dieses Verhalten der

Polizei in Berlin und an anderen Orten geradezu erheiternd. Zu Terminen erschien Graf Pückler nicht, weil er verreist war, weil seine Haushälterin die Ladungen verlegte, und aus mancherlei ebenso wichtigen Gründen. Jeder darf sich so etwas nicht erlauben. In Berlin fand eine Pücklerversammlung nach der anderen statt — selbstverständlich mit Wissen der Polizei. Es hat aber energischer Beschlüsse der beteiligten Gerichte bedurft, um des Dreschgrafen endlich habhaft zu werden. Wenn auch kein Grund vorliegt, diese Geschichten aufzubauschen, so bleiben sie doch eine recht unerfreuliche Erscheinung im öffentlichen Leben.

In recht kurzen Zwischenräumen erschienen vor noch nicht allzulanger Zeit Berichte in den Zeitungen, daß wieder einmal ein Redakteur gefesselt, wie ein gemeiner Verbrecher, ins Gefängnis transportiert worden sei. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um Preßvergehen, also keinesfalls um etwas Ehrenrühriges. Solche Behandlung erregt natürlich die gerechte Entrüstung aller Gebildeten, namentlich, wenn es sich um Abführung in die Untersuchungshaft, nicht in die Strafhaft handelt.

Aber duo si faciunt idem, non est idem! Journalisten stammen selten aus gräflichem Geblüte. Vor unserer Verfassung und vor dem Gesetze dürfte es nicht einmal einen Schein verschiedenartiger Behandlung geben; dafür leben wir in einem Rechtsstaate. Aber der Dreschgraf lief mit all seinen Strafen, die er auf dem Kerbholz hatte, gesund und munter in der Welt umher. Um das merkwürdig zu finden, braucht man kein verruchter Demokrat zu sein. Es verträgt sich schlechthin nicht mit dem Rechtsbewußtsein des modernen Staatsbürgers.

Wenn daher die philosemitische Presse, die sich ohnehin stets des Tropfens demokratischen Salböls rühmt, über den Fall Pückler mehr Worte macht, als er wert zu sein scheint, so ist doch zu bedenken, daß auch bei dergleichen politischen Quisquilien recht ernsthafte Rechtsfragen in Betracht kommen können. Meinetwegen mag Graf Pückler ruhig den Rekord des größten — Mundes für sich in Anspruch nehmen — das ist sein Privatvergnügen. Wahrscheinlich wird es ihm übrigens in Plötzensee sehr verkürzt werden, denn auf dem Gefängnishof gibt es keine Volksversammlungen.

Im Ernst gesprochen aber sollte man den Grafen überhaupt nicht ins Gefängnis sperren, sondern in sachverständige psychiatrische Pflege nehmen. Wenn das nicht erwirkt werden kann, muß es eine Lücke in der Gesetzgebung geben. Für einen Richterspruch, der so klipp und klar ist, wie das allgemeine Urteil des gesunden Menschenverstandes: „Der Dreschgraf ist verrückt" — müßte es auch eine juristische Formel geben".

In Sachsen wird anläßlich der Spaltung im Lager der antisemitischen Reformpartei von den feindlichen Brüdern weiter herüber und hinübergeschossen. Was dabei herauskommt, bietet aber weit mehr Stoff für den Karikaturisten als für den ernsthaften Politiker. Der Radebeuler Reformverein hatte geglaubt, der „Deutschen Wacht" dadurch zu Hilfe kommen zu sollen, daß er ostentativ seinen Austritt aus der Reformpartei erklärte. Jetzt aber wird bekannt, daß an dieser Haupt- und Staatsaktion im ganzen — 10 Mann beteiligt waren. Die „Staatsbürgerztg." revanchiert sich für diese Kundgebung auch sofort durch eine boshafte Reminiszens. An den letzten sächsischen Parteitag hatte nämlich derselbe Radebeuler Verein, der jetzt so voll und ganz und unentwegt für die „Deutsche Wacht" eintritt, eine Beschwerde über die „Deutsche Wacht" gerichtet, in der es hieß, das Blatt biete „zumal in Ansehung des Umstandes, daß der Schriftführer der Partei politischer Redakteur der Zeitung ist, herzlich wenig in bezug auf politisch-wissenschaftliche und national-volkswirtschaftliche Artikel." !

Auch durch den Beschluß, nunmehr bei den Deutschsozialen des Herrn Liebermann von Sonnenberg um politische Unterkunft anzuklopfen, hat sich der Radebeuler Verein nur lächerlich gemacht. „Die Leute aus Radebeul haben, bemerkt die „Sachsenschau" dazu nicht mit Unrecht, mit ihrem Anschluß an die deutschsoziale Partei einen Schwabenstreich getan. Sie wollen von Zimmermanns konservativ-klerikaler Stellung nichts wissen und schließen sich erst recht den noch weiter rechts stehenden Deutschsozialen an."

Bei dieser Gelegenheit bestätigt das genannte Magdeburger Antisemitenblatt in dankenswerter Weise eine Erfahrung, die andere Leute — die Antisemiten natürlich ausgenommen — schon längst gemacht haben, daß nämlich die sogenannten Führer der Antisemiten fast ausnahmslos eitle, ehrgeizige Streber sind. Die „Sachsenschau" will das von Zimmermann zwar nicht aus eigener Kenntnis behaupten. Sollte es aber doch der Fall sein, „so tragen, fügt das Blatt hinzu, die Gesinnungsgenossen die Schuld, indem sie ihm eine übergroße Meinung von seiner Person beibrachten. Dieselben Vorwürfe sind aber auch schon den Abg. Liebermann von Sonnenberg, Bruhn und verschiedenen anderen Abgeordneten und Rednern gemacht worden." — Und diejenigen, die diese Vorwürfe erhoben haben, gehörten, wie wir hinzufügen möchten, bis dato zumeist dem engeren Verkehrskreise der antisemitischen Heroen an; sie waren also „Wissende".

Einem Bericht der „Deutschen Hochwacht" entnehmen wir noch folgende orientierende Mitteilungen über die wechselvollen Schicksale der „Deutschen Wacht" und über ihr Zerwürfnis mit Zimmermann:

„Die „Deutsche Wacht" hat jahrelang, im Besitze einer Aktiengesellschaft unter der Direktion des Herrn Zimmermann, große Opfer seitens der Parteianhänger gefordert, und gewiß mögen manche von diesen aufgeatmet haben, als das Blatt im gefährlichsten Augenblicke in Privatbesitz überging. Nun hat es Herr Zimmermann anscheinend nicht verstanden, sich mit den neuen Besitzern des Parteiblattes gut zu stellen; sonst wäre die Lösung seiner Verträge, erst mit Herrn Faber und dann mit dessen Nachfolgern Knabe und Woll, nicht erfolgt. Es ist wohl anzunehmen, daß an sich die redaktionelle Mitarbeit des einflußreichen Herrn Zimmermann den neuen Leitern des Blattes höchst erwünscht sein mußte. Aber auch nach dem Ausscheiden Zimmermanns ist die „Deutsche Wacht" parteitreu und gut reformerisch geblieben; wenigstens ist uns kein erheblicher Unterschied gegen früher aufgefallen. Erst in letzer Zeit hat sich ein gewisser Gegensatz zwischen den führenden Personen der sächsischen Reformer und dem Parteiblatte auch öffentlich bemerkbar gemacht. Es ist für uns schwer, uns zu den Gründen dieser Erscheinung zu äußern; aber wir vermuten, daß Herr Zimmermann, der seine Wahl zum Landtagsabgeordneten den Konservativen zu danken hat, nach dieser Richtung hin einige Rücksicht zu nehmen hatte, während die „Deutsche Wacht" nach wie vor radikal blieb — wohl deshalb, weil sie in dem Radikalismus ihre eigentliche Daseinsberechtigung sieht. Zudem neigten wohl einige Führer der sächsischen Reformer ein wenig nach dem Zentrum hin, während die „Deutsche Wacht" auf scharf aggressivem evangelischen Standpunkte steht. Endlich brachten einige Maßnahmen der reformerischen Mehrheit des Dresdner Stadtverordneten-Kollegiums — die sich mit dem Programm nicht recht in Einklang bringen lassen und daher von der „Deutschen Wacht" nicht gebilligt wurden — das Faß zum Ueberlaufen."

Pfarrer Benhardt-Fambach, der am 30. v. M. in Herges im Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden, den jetzt der Antisemit Raab vertritt, eine Werbeversammlung für die Reiffeisen-Vereine abhielt, scheint sich nach der Schilderung des antisemitischen „Deutschen Blattes" seinen einstigen Amtsbruder Krösell als Volksredner zum Muster genommen zu haben. Das genannte Blatt berichtet nämlich:

„In anschaulicher Weise schilderte Vortragender die Auswucherung der Landbevölkerung durch die Juden früher und jetzt. An drastischen Beispielen zeigte er der Versammlung wie der Jude besonders beim Viehhandel die Bauern bewuchere und wie die christliche Bruderliebe in den Reiffeisen-Vereinen diesen Vampyren das Handwerk zu legen suche.

Doch bevor der Herr Pfarrer seinen Vortrag begann, verwahrte er sich dagegen, daß er nicht etwa zu den Antisemiten gerechnet werde, mit Graf Pückler habe er nichts gemein, sondern er neige mehr zum Liberalismus".

Die Liberalen im Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden werden sich für einen solchen „Gesinnungsgenossen" bestens bedanken.

Hundstagsscherze. Die „Staatsbürgerztg." hat von jeher der Rubrik „Briefkasten" in ihren Spalten eine liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet. Von hier aus versandte sie unter fingierter Chiffre vergiftete Pfeile nach allen Seiten. In der Nummer vom 3. August erhalten nicht weniger als drei Juden oder „Judenfreunde" Antwort auf Fragen, die sie an die Redaktion der „Staatsbürgerztg." gerichtet haben — sollen. Und mit welcher Eleganz diese neugierigen Frager aus dem gegnerischen Lager abgetrumpft werden! Jedem teutonischen Manne muß das Herz im Leibe lachen, wenn er liest, wie der „Staatsbürgerztg."-Redakteur mit einem Herrn „Levi" umspringt, der angeblich immer und immer wieder Fragen an den Briefkastenonkel zu stellen hat. „Levi" hat sogar, wie aus der Notiz hervorgeht, der Redaktion der „Staatsbürgerztg." etwas „angeworfen" und doch ist sie immer und immer wieder auf seine Fragen eingegangen. Jetzt hat sie den Herrn „Levi" aber satt bekommen und giebts ihm zum Abschied noch einmal ordentlich: „Was wir von Ihresgleichen zu halten haben, wissen wir," ruft sie ihm zu: „Wir werden übrigens auf Ihre Anwürfe nicht mehr eingehen." — Der „Levi" wäre also abgetan. Hoffentlich erscheint bei weiterem Stoffmangel nicht wieder ein anderer „Levi" im Briefkasten.

Dann korrespondiert ein anderer Herr mit der Redaktion. Und dieser Mensch, der „Aventiuren" gehabt haben will, die ihm nun die „Staatsbürgerztg" in irgend welcher Form „abnehmen" soll — dieser Mensch ist so dreist und rühmt sich der Redaktion gegenüber mit seinen jüdischen Freunden!! Kann man es da der gekränkten Redaktion verdenken, wenn sie ihm unwillig schreibt:

„Suchen Sie sich für Ihre Aventiuren andere Abnehmer, die Sie bei Ihren jüdischen Freunden leicht finden werden." —

Dann ist noch ein wißbegieriger Schlächtergeselle da, der gern wissen möchte, wo sich in Berlin ein koscheres Geschäft befindet. Und „ausgerechnet" wendet er sich mit dieser Frage an die „Staatsbürgerztg." und schreibt ihr in seinen sonntäglichen Mußestunden einen Schreibebrief, da er gern über koschere Wurstgeschäfte Bescheid wissen möchte. Er hat wahrscheinlich mit Fleischerkreisen wenig Verbindung, der wißbegierige Geselle, und so muß er sein Heil bei der „Staatsbürgerztg" suchen. Wie bient ihm aber diese? Statt ihm sachgemäße Auskunft zu geben, schreibt sie: „Im übrigen wünschen wir nicht nähere Bekanntschaft mit Ihnen zu machen." Allerdings ist die „Staatsbürgerztg." auf die Fleischer nicht gut zu sprechen, seit diese der Mittelstandsvereinigung in unzweideutiger Weise die Tür gezeigt haben.

Na, hoffentlich haben diese antisemitischen Scherze der Hundstagszeit wenigstens hier und dort einem „strammen" Antisemiten den Morgenkaffee wohlschmeckend gemacht; sonst wäre ja der Zweck der Uebung verfehlt.

Von einem „tapferen Mädchen aus Baden" hat sich, wie Herr Th. Fritsch, der Begründer der „Antis. Korresp." in seinem „Hammer" jetzt selbst sehr kleinlaut eingestehen muß, der Herausgeber dieser antisemitischen Zeitschrift eine gehörige Abfuhr zugezogen. Der „Hammer" hatte in mehreren Artikeln es als eine Folge des jüdischen Einflusses hingestellt, daß Ehre und Tugend der Frauen so gering geachtet werden. Mit Bezug hierauf erhielt nun der „Hammer" von weiblicher Seite aus Baden, die er selbst wie in der Spitzmarke angegeben den Lesern vorstellt, eine Zuschrift, der wir u. a. folgende Sätze entnehmen:

„Ich kann mich nicht dazu entschließen, den Grund für diese Denkungsweise, die nicht allein den jüdischen, sondern auch vielen christlichen (allerdings scheinchristlichen!) Lebemännern eigen ist, in der „freieren Ethik" des Judentums zu suchen. Ich glaube viel sicherer zu gehen, wenn ich die Frau selbst zur Verantwortung ziehe.

Hoch klingt das Lied von Frauenwürde, Frauenhoheit und Frauentugend, und mit Recht; denn wo eine Frau oder Jungfrau ihre ganze sittliche Kraft — die genährt wird durch den Glauben an einen höheren, heiligen Willen — einsetzt, um ihre heiligsten Güter zu wahren, braucht sie keinen Antisemitismus und keine Frauen-Rechtlerinnen zur Schutzwehr. Tugend schützt sich durch sich selbst.

Aber — schalten alle Frauen weise im häuslichen Kreise? — Mehren alle den Gewinn mit ordnendem Sinn? — Es würde gewiß der Mühe lohnen, wollte man eine Statistik aufstellen über die Fälle, wo der Mann erst durch seine Frau zum Säufer wurde und mit Selbstmord endete. — Nicht jeder Mann ist so radikal wie jener Mannheimer, der vor etlichen Wochen seine Frau, die in angetrunkenem Zustand nach Hause kam, totschlug. — Wenn erst das weibliche Geschlecht sich dem Trunk ergibt, dann werden Weiber zu Hyänen!

Auf Ihre Worte: „Die Frau wird für ein jagdbares Wild erklärt", muß ich (allerdings zur Schande für mein ganzes Geschlecht!) erwidern, ich kann es keinem Mann verübeln, der so denkt. Schon vor Jahren hörte ich einen Redner bezüglich der Frauen-Frage sagen: „Unsere Mädchen werden dressiert zur Jagd auf den Mann" — und ich mußte ihm zustimmen. Schauen wir uns mal unsre Jungfrauen an; statt der züchtigen, verschämten Wangen ein unausgesetztes Flirten und Girren, das jeden unverdorbenen Mann mit Abscheu erfüllen muß.

In einem größeren Dorfe Baden's konnten in diesem Jahre mehrere Mädchen nicht konfirmiert werden, weil Mutterpflichten ihrer warteten. — Das ist bezeichnend; und man sieht also, wie schwer es der Männerwelt gemacht wird, der Frau die ihr gebührende Achtung zu zollen.

In erster und letzter Linie kommt es auf den sittlichen Willen des Menschen an, ob er das Gemeine bekämpfen oder sich von ihm beherrschen lassen will. Schiller ruft uns zu: „Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." — Mir dünkt, wir können unserm Schiller das schönste Denkmal dadurch setzen, daß wir, im Einklang mit dem Ideal christlicher Sittlichkeit, den Willen zur sittlichen Tat werden lassen. —

Man wird es begreiflich finden, daß Herr Fritsch in langatmigen Ausführungen sich alle Mühe gibt, diese unbequemen Darlegungen und Mahnungen des „tapferen Mädchens aus Baden" zu entkräften. Wenn er aber zum Schluß schreibt: „Für die Fehler der Frauen sind die Männer verantwortlich" so hat er sicherlich diese Erfahrung in erster Linie aus dem Verkehr mit seinen antisemitischen Gesinnungsgenossen und teutonischen Kraftjünglingen geschöpft.

Vermischtes.

Der Ausschuß der deutschen Turnerschaft der Anfang August in Königsberg i. Pr. tagte, hat sich durch die mannigfachen antisemitischen Anzapfungen von seinem bisherigen korrekten Standpunkt, daß konfessionelle und politische Streitigkeiten von den Turnvereinen unter allen Umständen ferngehalten werden müssen, nicht abdrängen lassen. In dem Geschäftsbericht, den der um die Sache der

deutschen Turnerschaft hochverdiente greise Vorsitzende Dr. Goetz-Lindenau erstattete, heißt es u. a.:

„Im letzten Jahre machten sich gewisse Partei-Bestrebungen in der deutschen Turnerschaft geltend. Leider hat der Versuch, dem im 15. Kreise (Oesterreich) entstandenen Parteikampfe, der zum Ausschluß von über 40 meist Jahrzehnte lang der Turnerschaft angehörenden Vereine geführt hatte, durch Gründung eines neuen Kreises 15b die Spitze abzubrechen und den feindlichen Brüdern ein getrenntes, aber friedliches Nebeneinanderarbeiten möglich zu machen, keine Gegenliebe gefunden und ist mißglückt. Ein von einigen Vereinen ausgesprochener Wunsch, trotz der Neubildung einer deutsch-österreichischen Turnerschaft und des Zugehörens zu ihr, auch der Deutschen Turnerschaft noch angehören zu können, mußte selbstverständlich zurückgewiesen werden. Ebenso entschieden müsse von der Deutschen Turnerschaft die ihr als Ganzem und ihren Führern gegenüber immer wieder gemachte, öffentlich ausgesprochene Behauptung des ausgeprägten Bestrebens, das Judentum zu unterstützen und zu fördern, als hohle Phrase zurückgewiesen werden, — die Judenfrage habe für den Ausschuß und die ganze Deutsche Turnerschaft im Kampfe der letzten Jahre überhaupt gar keine Rolle gespielt. Aufnahme der Mitglieder ist Sache der einzelnen Vereine."

Ein jüdischer Arzt. Man schreibt uns: „Schon seit geraumer Zeit wird von antisemitischer Seite großes Gewicht auch auf das Religionsbekenntnis des Arztes gelegt, und die „Kreuzztg." ging neulich gar so weit zu behaupten, das deutsche Volk wähle die Aerzte natürlich lieber aus seiner Rasse. Wir haben bereits diese Behauptung theoretisch und historisch widerlegt. Nehmen wir heute einen konkreten Fall. Vor einigen Tagen feierte in Berlin der Geheime Sanitätsrat Dr. Oskar Rotmann seinen siebenzigsten Geburtstag. Dr. Rotmann hat die drei Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht, und in allen drei Kriegen hat er sich Auszeichnungen erworben . . . Für die Teilnahme an dem Zuge nach Alsen erhielt Rotmann den Roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern, und 1870 erhielt er bei Vionville das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Man sollte glauben, ein solcher Mann, der nebenbei ja auch ein sehr tüchtiger und sehr beschäftigter Arzt ist, verdient wohl auch von christlichen Deutschen in Krankheitsfällen zu Rate gezogen zu werden, eher, als ein Mann, der notdürftig sein Examen bestanden hat und zufällig, vielleicht nur dem Namen nach, Christ ist. Das Volk kümmert sich auch wenig um die Ratschläge und Ansichten der „Kreuzztg." und wählt sich seine Aerzte, wenn ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, wie leider jetzt vielfach geschieht, und was wir unlängst gerügt haben, ohne Rücksicht auf deren Konfession, sondern nur nach deren Tüchtigkeit. Der Zufall will es, daß wir vor kurzem eine Dame, die Schwester eines protestantischen Geistlichen und einen früheren Rittergutsbesitzer, den Vater eines preußischen Admirals und eines deutschen Konsuls mit großer Verehrung und Dankbarkeit von Herrn Geheimrat Dr. Rotmann sprechen hörten. Ob sie auch nur wußten, daß er Jude ist, das habe ich aus deren Reden nicht entnommen".

Juden als Soldaten. Selbst nicht ganz antisemitisch infizierte Leute halten es für eine feststehende Tatsache, daß Juden keine tapfere Soldaten sein können. Wie oft dies auch aus der Kriegsgeschichte alter, neuerer und neuester Zeiten widerlegt worden ist, es hilft nichts. Selbst wenn die außerordentliche Tapferkeit eines jüdischen Soldaten unmöglich nicht geleugnet werden kann, wird der Fall als ein ganz besonderer Ausnahmefall hingestellt oder auf irgend welche absonderliche Motive zurückgeführt. Dabei ist tapferes Benehmen in der Schlacht nicht einmal immer ein Beweis wirklicher Tapferkeit. Wo Notwendigkeit, eiserne Disziplin, Scham und ein gewisser durch die Kriegsfurie erzeugter Kriegsfuror treiben, ist nicht immer Tapferkeit in des Wortes wirklicher und sittlicher Bedeutung, was noch so sehr wie Tapferkeit aussieht.

Wir wollen nun ein Zeugnis für unzweifelhafte jüdische Tapferkeit anführen, die nicht als Ausnahmefall betrachtet werden kann, weil es sich um eine größere Anzahl Juden handelt. Auch ist in diesem Falle kein direkter oder indirekter Zwang und Druck die zur „Tapferkeit" treibende Peitsche gewesen.

In Port Arthur hatte sich ein Verein dortiger Juden gebildet zur Pflege jüdischer Verwundeter. Während der heftigsten Kämpfe, unter einem beständigen Regen von Granaten und anderen Projektilen suchten sie in den vorgerücktesten Stellungen nach verwundeten und toten jüdischen Soldaten, um sie verpflegen bezw. nach ritueller Vorschrift begraben zu können. Das taten diese Juden freiwillig, ohne Zwang, ohne Aussicht auf irgend welche Anerkennung. Auf ihren Rücken trugen sie mit Gefahr ihres Lebens die Toten oder Verwundeten sieben Werst, bis sie sie in Sicherheit hatten.

Wir fragen die verstocktesten Antisemiten selbst, ob sie das Tapferkeit nennen oder nicht? Wir fragen sie, welch unlauteres Motiv sie hier ausfindig machen können. Sie würden keins finden, sie könnten höchstens als Motiv religiösen Eifer nennen. Aber die Tapferkeit dieser Juden von Port Arthur können sie nicht wegleugnen, und so können Juden auch tapfer sein, aus ganz freien Stücken, und die von diesen Juden gezeigte Tapferkeit ist unseres Erachtens nicht geringer, sondern viel, viel größer, als die der Soldaten, die auf Kommando tapfer dem Tode entgegen gehen, weil ihm entrinnen wollen meist den sicheren Tod bedeutet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 33. Berlin, 16 August 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3578.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Jüdischer Patriotismus.

Die Juden sollen nach einem der antisemitischen Axiome keinen Patriotismus kennen. Einen halbwegs vernünftigen Beweis für die Richtigkeit dieser Beschuldigung zu erbringen, hat man für überflüssig gehalten, vielleicht im Bewußtsein, daß dies unmöglich ist, daß es unmöglich ist, zu beweisen, daß ein Volksstamm von vielen Millionen der natürlichsten Gefühle bar sei. Der Vorwurf, daß die Juden sich zu leicht entschließen, ihr Vaterland zu verlassen, den wir vor kurzem in einem antisemitischen Blatte gelesen, klingt gar seltsam in Deutschland, das drei Millionen im Reich geborene Deutsche im Auslande, meist auch als nicht mehr Reichsangehörige, statistisch nachzuweisen in der Lage ist.

Wir wollen im Folgendem zeigen, nicht daß die Juden Patrioten sind — das zu beweisen halten wir für überflüssig — sondern daß die Juden sogar sich große Mühe geben, jüdische Patrioten zu erziehen, patriotische Proselyten zu machen.

Die Juden, die aus unendlich triftigeren Gründen aus Rußland und Rumänien, als Germanen aus Deutschland auswandern, wenden sich zu einem nicht unbeträchtlichen Teile nach Frankreich, wo zwar auch der Antisemitismus seine Giftsaat ausstreut, wo aber die Juden nach Gesetz, Recht und — in der Praxis im Allgemeinen sich vollständiger Gleichberechtigung erfreuen. Die jungen Einwanderer werden in jüdischen Schulen unterrichtet und systematisch mit französischem Geist erfüllt. Bei einer Preisverteilung an die Schüler forderte der Präsident des Schulkomites, Herr Levy, die Schüler auf, gute Franzosen zu werden und so sich dankbar dem Lande zu erweisen, daß trotz allerlei feindseliger Agitation den Grundsätzen seiner Verfassung gemäß handle. „Zeigt Euch würdig der großen Gastfreundschaft, die Euch gewährt wird, und denket daran, daß Ihr verpflichtet seid zu einem untadelhaft moralischen Lebenswandel, um Euren Mitbürgern Achtung abzunötigen. Wir werden uns für die Opfer, die wir Euch gebracht haben, belohnt erachten, wenn Ihr nützliche Mitglieder der Gesellschaft werdet, die Euch aufgenommen hat, wenn Ihr innig das Land liebt, welches das Verdienst hat, nicht nur Toleranz zu üben, sondern, was besser ist, die Juden als gleichberechtigt zu behandeln."

In den Vereinigten Staaten von Amerika, wohin sich die aus den halbasiatischen Ländern Europas auswandernden Juden mit besonderer Vorliebe und in sehr großen, nach vielen Zehntausenden jährlich zählenden Schaaren wenden, geben sich die ansässigen Juden alle erdenkliche Mühe, die Ankommenden zu amerikanisieren, und zwar nicht nur oberflächlich durch Annahme amerikanischer Tracht und Sitten, sondern sie zu amerikanischen Patrioten im besten Sinne des Wortes zu machen. Es würde, so führte in einer Jüdischen Versammlung, die sich mit der Frage der Amerikanisierung der jüdischen Einwanderer beschäftigte, der bekannte Finanzmann und Philanthrop Jacob Schiff aus, zuerst erforderlich sein, klar zu machen, was man unter einem guten Amerikaner versteht. Er meinte, ein solcher habe zunächst Achtung vor den Rechten seiner Mitmenschen und sei durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Individuen die Gesetze achten und befolgen müssen, die das für diese verantwortliche Volk selbst sich gebe. Wer so denke, der sei für das amerikanische Bürgerrecht qualifiziert.

Den Einwanderern müsse, so führte der Hauptredner, Dr. David Philippson aus, die wahre Bedeutung der Freiheit klar gemacht werden, wie sie die Begründer der Amerikanischen Republik verstanden und die besten Geister erklärt haben. „Sie müssen begreifen lernen, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit und Losreißen von alten Ueberlieferungen bedeutet. Es muß ihnen eingeimpft werden die Pflicht und Verantwortlichkeit des Bürgers, und sie müssen empfinden lernen, daß hohen Idealen nachstreben mehr sei, als Geld zusammenscharren und Aemter erjagen; sie müssen zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß jedes einzige Individuum mit dazu beitragen könne, den Staatskörper vor Korruption und Verfall zu schützen Sie müssen einsehen lernen die Notwendigkeit der Moral im öffentlichen sowohl wie im Privatleben. Sie müssen wissen, daß ein Amerikaner die Oberhoheit von Gesetz und Recht anerkennt, von Klassen- und Kasten-Unterschieden nichts wissen darf, daß Bestechung und dergleichen den Staat unterwühlen und an den Eingeweiden des Staatskörpers nagen." Die bereits amerikanisierten Juden möchten auf allen möglichen Zugängen die jüdischen Ansiedelungen aufsuchen und den Bewohnern die erhebende Botschaft von den amerikanischen Idealen bringen, wie sie Washington dem amerikanischen Volke hinterlassen und Linkoln mit seinem Leben besiegelt hat, die Ideale, die ein Lowell besungen und ein Beecher gepredigt hat, etc. etc.

Nun fragen wir, welche von den zahlreichen Völkerschaften, die in den Vereinigten Staaten ihr Heim gefunden haben, gibt sich die gleiche oder nur ähnliche Mühe, die neu ankommenden Stammesgenossen so zu rechten Bürgern der neuen Heimat zu machen? Da wir die Argumentierungsweise der Antisemiten nachgerade gut kennen, wissen wir auch, wie sie auf unsere Frage antworten werden. Sie werden sagen, die Juden haben es nötiger als Andere, zu

Patrioten besonders erzogen zu werden, einmal weil sie mißliebiger sind, sodann weil es ihnen schwerer fällt, Patrioten zu werden und zu sein. Diese Begründung aber ist durchaus falsch. Die Juden sind bei dem Gros der amerikanischen Bevölkerung viel weniger unbeliebt nicht nur wie die Neger, Chinesen und Japaner, sondern auch wie Italiener, Slaven und Iren. Von den Snobs sehen wir natürlich ab, die sich gern ein vornehmes Air geben dadurch, daß sie sich nach europäischer Manier hier und da von Juden absondern, ebenso sehen wir ab von den dünkelhaften Knownothings, die jeden eingewanderten Ausländer für minderwertig halten. In gewisser Hinsicht haben die jüdischen Einwanderer, von denen hier in erster Reihe die Rede ist, allerdings es nötiger, im obigen Sinne amerikanisiert, bezw. französiert zu werden. Kommen sie ja aus halbbarbarischen Ländern, wo sie seltsame Begriffe genug vom Staat und von der Regierung in sich aufgenommen haben, wo sie gewohnt gewesen sind, in allen Nichtjuden ihre erbarmungslosesten Feinde zu sehen und zu fürchten. Das wissen die bereits amerikanisierten Juden sehr wohl, und sie bemühen sich im Interesse des Vaterlandes wie ihrer neu angekommenen Glaubensgenossen die Metamorphose möglichst zu beschleunigen. Als gute amerikanische bezw. französische Patrioten sind sie am besten in der Lage, den Unterschied zwischen russischen Halbmenschen und französischen und amerikanischen Vollbürgern sich recht einleuchtend zu machen. Sie wissen von sich, daß sie Patrioten sind, wissen, daß die Ankömmlinge in ihrer Heimat es nach der ihnen dort zu Teil gewordenen Behandlung kaum sein können und lehren ihnen nun die Pflicht und die Schönheit der Liebe zu einem väterlichen Vaterlande. Jedenfalls ist das Bemühen der jüdischen Patrioten in Amerika und Frankreich, ihrem Vaterlande neue Patrioten zu gewinnen, edler und klüger als das der Antisemiten in vielen europäischen Ländern, die sich bemühen, zwischen Bürgern Zwietracht zu säen und diesen einen verzerrten Patriotismus einzuimpfen, jenen den wahren Patriotismus zu erschweren.

Die Altansässigkeit der Juden in Rußland.

Man liebt es überall, die Juden als lästige Einwanderer zu bezeichnen, und fast unwillkürlich verbindet sich in dem Leser oder Hörer, weil Wandern einen vorübergehenden Zustand bezeichnet, die Vorstellung, daß die Juden, wie sie eben erst eingewandert seien, als Fremde wieder bald auswandern sollten. Man vergißt zum Beispiel, daß Juden bereits in Deutschland lebten, als ein nicht unbeträchtlicher Teil der Vorfahren der heutigen deutschen Bevölkerung die Deutschen nur als ihre feindlichen Nachbarn kannten, mit denen sie in steten Kriegen lebten. In Rumänien werden die Juden offiziell als Fremde behandelt, obgleich sie seit Jahrhunderten im Lande leben und in der Tat zu keinem andern Lande Beziehungen haben, so daß sie gewissermaßen politisch in der Luft schweben. Bei der Behandlung, deren sich die Juden in Rußland zu „erfreuen" haben, werden sich viele und nicht am wenigsten die Russen selbst wundern, wenn sie erfahren, daß Juden auf russischem Territorium so an zweitausend Jahren ansässig sind, also sich ihre Bürgerrechte eigentlich zur Genüge ersessen haben sollten. Ersitzt man ja in sehr weit kürzerer Zeit alle möglichen Rechte, sogar Besitz- und Adelsrechte. In der Tat haben es die Juden in Rußland in längst vergangenen Zeiten in dem damals doch noch weit barbarischeren Rußland bei weitem besser gehabt als jetzt.

In einem Artikel „Rußland" in der „Jewish Encyclopedia", dem großartigen, seiner Vollendung rasch entgegen gehenden Sammelwerke, lesen wir, daß bereits im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt Juden aus Palästina, Medien etc. in Armenien und im Kaukasus angesiedelt wurden. Es gab armenische Städte damals mit einer jüdischen Bevölkerung von zehntausend bis dreißigtausend Seelen. Aus Inschriften, die in Petersburg aufbewahrt werden, ist zu ersehen, daß zu Beginn der jetzigen Zeitrechnung Juden in der Krim wohnten und dort ihre Synagogen hatten und Gemeinden bildeten. Von hier aus wurden jüdische Gemeinden an den Küsten des Kaspischen Meeres und an den Ufern der unteren Wolga gegründet. Im achten Jahrhundert bekehrten sich die Chazaren zum Judentum, was die Ansiedlung von Juden an dem unteren Don und dem Dniepr zur Folge hatte. Nach dem Untergang des Chazarenreichs zogen die Juden nach der Krim, dem Kaukasus, aber auch nach dem russischen Fürstentum Kiew. Während des elften und zwölften Jahrhunderts breiteten die Juden sich im nördlichen Rußland aus. Im Jahre 1388 verlieh Withold den Juden von Kiew und anderen russischen Fürstentümern urkundlich volles Bürgerrecht, und eine Anzahl Juden diente in der Leibgarde der russischen Fürsten. Das erste Anzeichen der Anwesenheit von Juden in dem moskauischen Rußland findet man in der Chronik des Jahres 1471.

Als der erste Romanow im Jahre 1613 den Thron bestieg, wurden die Juden den Lithauern, den Deutschen, Tartaren, Tscherkessen, die alle tolerant behandelt wurden, gleichgestellt. Als sein Nachfolger Alexis zur Herrschaft gelangte, hatten die Juden Zutritt zu allen Städten, auch Moskau. In einem 1654 erlassenen Ukas wird ausdrücklich bestimmt, daß Lithauer, Katholiken, Juden Tartaren und verschiedene nichtchristliche Völker in Moskau Zutritt erhalten sollten.

Je erleuchteter die Zeiten werden, desto dunkler wird es in Rußland, das in Betreff der Behandlung der Juden nicht nur hinter allen Kulturvölkern, sondern auch hinter dem ehemaligen Rußland zurückgeblieben ist.

Man wird zugeben, daß die Juden mit mehr Recht Rußland ihr Vaterland nennen können, als nicht wenige Träger stolzer und stolzester Namen, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht auch sich so berühmt wie diese historische Namen gemacht haben. Vielleicht stünde es heute um Rußland sehr viel besser, wenn den Juden gestattet gewesen wäre, sich um ihr Vaterland an hervorragenden Stellen Verdienste zu erwerben.

Zur Judenfrage in Rußland.

In Kreisen, die mit den russischen Verhältnissen weniger vertraut sind, sind die in dem neuen Gesetz zur Erleichterung des Daseins der Juden in Rußland teilweise enthaltenen Erweiterungen der Bewegungsfreiheit vielfach als eine Besserung der Lage der Juden aufgefaßt worden. Die „Köln. Ztg." tritt in einer Petersburger Korrespondenz vom Anfang dieses Monats dieser Auffassung entgegen:

Nach § 2 des neuesten Gesetzes dürfen Apothekergehülfen, Zahnkünstler, Feldschere und Geburtshelferinnen, Maurer, Steinhauer, Bauhandwerker, Stuckateure, Gärtner, Pflasterer und Erdarbeiter, wenn sie die entsprechenden Zeugnisse über ihren Beruf beizubringen vermögen, auch außerhalb der der Judenbesiedelung freigegebenen Ortschaften im Ansiedlungsbezirk ihrem Beruf nachgehen. Für den Kenner der Verhältnisse bedeutet das Gesetz nichts anderes als eine Reglementierung und Erweiterung der Bestechung der niederen Polizeibeamten. Es heißt nicht: Der Zahnkünstler X kann im Dorfe Stepankowice seinem Gewerbe nachgehen, sondern es heißt, der Gemeindeschreiber von Stepankowice kann von X für die Ausstellung des Zeugnisses, daß er wirklich Zahnkünstler sei, eine entsprechende Belohnung fordern. Das ist keine Uebertreibung. Je nach den örtlichen Verhältnissen finden sich der Dorfälteste, der

Kreispolizist und andere Würdenträger noch hinzu, die gleichfalls vom jüdischen Zahnkünstler leben wollen. An diesen Dingen werden auch die besten Absichten der Regierung in Petersburg, die letzthin durch einen Senatsbeschluß zutage getreten sind, nichts ändern. Der Beschluß sagt: „Schriftlich oder mündlich abgeschlossene Pachtverträge auf Land zur Ackerbestellung, die den Gesetzen über das Wohnrecht der Juden auf dem flachen Lande zuwiderlaufen, berechtigen die administrativen Verwaltungsbehörden nicht, den jüdischen Pächter gewaltsam von der Pachtung zu entfernen; es ist ein Gerichtsbeschluß notwendig." Dieser Beschluß würde, wenn sich die niederen Provinzbehörden daran kehren wollten, die gesamten gegen die Juden erlassenen Gesetze umwerfen, da die Gesetzesübertretung ja nicht mehr verhindert werden kann! Ein tüchtiger Rechtsanwalt wird es stets möglich machen, einen deswegen anhängig gemachten Prozeß in die Länge zu ziehen und in den Senat zu retten. Ist das aber gelungen, dann hat das Eintreffen der Entscheidung gute Weile. Der Pächter hätte Jahre Zeit: Die praktische Folge des Senatsbeschlusses wird sein, daß die Juden aus den schon eng werdenden Kolonien zu Tausenden Land bei den angrenzenden Großgrundbesitzern pachten werden, natürlich mittels mündlicher Vereinbarung. Die gewissenhaftern Behörden werden die Pächter verklagen. Durch Kollektiv-Pachten der jüdischen Ackerbaukolonien werden die Vertragsobjekte in den meisten Fällen so groß sein, daß die Anrufung des Senats möglich wird. Die Prozeßkosten trägt das sehr bemittelte Zentralkomitee der jüdischen Kolonisationsgesellschaft. Infolgedessen wird entweder der Senat von einer Flut von Kassationsklagen überschwemmt werden, oder die Regierung wird die Entscheidung wie bisher dem Ermessen der Ortsbehörde überlassen müssen. In hiesigen Verwaltungskreisen, die den Senatsbeschluß nicht billigen, besteht die Annahme, der Senat wolle einen Ausgangspunkt schaffen, von dem aus alle Beschränkungen gegen die Juden beseitigt werden könnten. In der Tat wird es schwerlich eine günstigere Gelegenheit geben, die *Unvernunft der Judengesetzgebung* nachzuweisen, als im Anschluß an die zu erwartenden Prozesse.

Nehmen wir einen bei den jüdischen Bauern häufigen Fall. Jemand hat sechs Deßjatinen (die Deßjatine = 1,09 ha) Land, fünf Söhne und drei Töchter, von denen alle je 36 Rubel bares Geld mitbekommen. Die Töchter heiraten. Die Söhne haben, da das russische Gesetz es ihnen unmöglich machte, nichts anderes gelernt als Ackerwirtschaft. Der der Kolonie benachbarte Großgrundbesitzer, bei dem wieder nach dem russischen Gesetz die überschüssigen Arbeitskräfte aus der Kolonie nicht als Scharwerker, Knechte usw. in Dienst treten dürfen, will, um sein Land nutzen zu können, Teile verpachten. Vier von den fünf Söhnen des jüdischen Kolonisten sind bereit, Land zu übernehmen. Im Gouvernement Wilna kostet z. B. die Pacht für die Deßjatine 7 Rubel; jeder könnte also 2 bis 3 Deßjatinen, zusammen 10 bis 12 Deßjatinen pachten. Die vier Arbeitskräfte fänden nützliche Betätigung, der Großgrundbesitzer könnte sein Land verwerten, die Zahl der Verbraucher im Lande wäre gehoben usw. Da kommt der gewissenhafte Kreischef: Das Gesetz verbietet Juden, Land zu pachten. Was wird aus den vier Juden, die der Vater nicht mehr behalten kann? Auswandern können sie nicht, weil sie nicht reich genug dazu sind. Die jungen Leute kommen nach Wilna. Dort unterbieten sie, solange sie noch eigenes Geld haben, die andern Arbeiter, um später von neuen Zuzüglern unterboten zu werden. Gesund, kräftig und voll Energie zum Leben sehen sie sich plötzlich vor die Alternative gestellt, langsam hinzusiechen oder sich den Lebensunterhalt auf verbrecherischem Wege zu beschaffen. Die schwächern Elemente werden zu Dieben, Mädchenhändlern, die stärkeren, glücklicheren, sind einem politischen Agitator in die Hände gefallen. Es gibt auf der ganzen Welt keine Großstadt, in der das Elend tiefer und gemeiner wäre, als in dem russischen Ghetto, in den kleinsten Städtchen des Ansiedlungsbezirkes, aber in ganz Rußland gibt es auch keine Gruppe in der Gesellschaft, die bewußter die Revolution schürte, als das organisierte jüdische Proletariat! Daß die Zustände so sind, wie ich eben andeutete, dafür wird aber *kein rechtlich denkender Mensch die Juden verantwortlich* machen können. Die Anmaßung, stark pulsierendes Leben durch geschriebene Gesetze aufhalten zu wollen, hat sie bewirkt. Möchte doch die russische Regierung einsehen, daß sie nicht eher Herr der Revolution zu werden vermag, als bis sie alle gesunden Kräfte der russischen Staatsbürger zu gesunder Betätigung frei läßt.

Der Pückler-Prozeß in Glogau.

Graf Pückler ist wegen Beleidigung und Bedrohung eines Vogtes, begangen bei einer der berühmten Reiterattacken, am 10 d. Mts. von dem Glogauer Landgericht zu einer Gesamtstrafe von 350 Mark verurteilt worden; er soll nach Zeitungsmeldungen aus Glogau jedoch Revision gegen das Strafkammerurteil eingelegt haben und sogar nunmehr selbst den Antrag auf Untersuchung seines Geisteszustandes stellen wollen; dieser Zusatz macht uns, nachdem Pückler bisher in allen Verhandlungen sehr energisch gegen derartige von der Staatsanwaltschaft ausgehende Anträge remonstriert hat, gegen die ganze Meldung etwas mißtrauisch. Wir geben aus der Glogauer Verhandlung nach einem uns zur Verfügung gestellten Bericht eine etwas ausführlichere Darstellung des Auftretens des Herrn Grafen, als sie in der Tagespresse enthalten war, weil sie eine bezeichnende Illustration dafür bietet, was ein Graf Pückler dem Glogauer Gericht zu bieten wagt; die Verhandlungen über den materiellen Inhalt der Klage übergehen wir dabei, weil sie den in den „Mitteilungen" s. Z. erwähnten Tatbestand lediglich bestätigen:

Auf die Frage des Vorsitzenden, *was er denn* eigentlich mit seiner *Reiterattacke bezweckte* erklärte Graf Pückler: Ich wollte eine Bauernbewegung ins Leben rufen. Und statt dreißig bis vierzig Bauern, die jetzt mit mir mitritten, wären vielleicht 300 bis 400 gekommen, wenn die freisinnige Presse und die Juden nicht gegen mich agitiert hätten. Dann würden diese Reiterfeste, die ich veranstaltet habe, bald große Bedeutung gewonnen haben. Mein Ziel war, *tüchtige Patrioten* heranzuziehen. — . . . Das Volksfest ist eine scharfe und schneidige Waffe in der Hand eines energischen Gutsbesitzers; es strömen bei solcher Gelegenheit viele Leute zusammen und ich habe dann Gelegenheit, *den antisemitischen Gedanken in die Massen zu schleudern*. Feudale Herren, die von der Nation geliebt werden, die jahraus, jahrein laufende um ihre sieggewohnten Fahnen sammeln, nur solche Herren können uns retten vor der furchtbaren Katastrophe eines blutigen Bürgerkrieges. Die Behörden sind daher verpflichtet, diesen Volksführern entgegenzukommen in des Wortes vollster Bedeutung. Hier im Glogauer Kreise jedoch befinden sich die *Behörden* leider stets *auf Seiten der Feinde des Vaterlandes*, und wenn ich zu Hause bin, dann vergeht fast keine Woche, in der ich nicht eine Anklage oder ein Strafmandat erhalte. Ja, meine Herren, *ein solches Hundeleben ist eben nicht zum Ertragen!* Ich habe daher der Heimat den Rücken gekehrt und den Schwerpunkt meiner Tätigkeit nach Berlin verlegt, weil ich dort ungleich mehr Begeisterung und Verständnis für meine Tätigkeit finde. Es ist aber traurig, meine Herren, wenn die Behörden einen nationalen Mann nach dem andern ruinieren und vernichten. Wenn der letzte Kämpfer ins Grab gesunken ist, wird in Deutschland die Ruhe und die Finsternis des Grabes herrschen. Möchten Sie alle, meine Herren, den gewaltigen Ernst der Zeit erkennen. *Christus* selber, der auch heute zugegen ist in dieser so überaus ernsten Sitzung, *erteilt Ihnen vielleicht den Befehl, mich unverzüglich freizusprechen, und dann müssen Sie folgen diesem göttlichen Befehl und wenn Sie es nicht tun, o Gott, ich weine, ich weine für Sie, m. H., denn Ihre Strafe wird dann entsetzlich* sein. Möchte der ernste Augenblick Sie finden als deutsche Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Ob ich hin und wieder den Vogt Panti attackiere oder den Stations-Vorsteher von Klein-Tschirne etwas beschimpfe, das ist *ganz gleichgültig*, darauf kommt es nicht an, *das sind Lappalien, die nicht der Rede wert* sind; es

handelt sich gegenwärtig um das deutsche Volk, es handelt sich um Sein und Nichtsein, um Tod und Leben! Das müssen Sie bedenken, meine Herren.

. . . Leider ist man allzu leicht geneigt, gegen Rittergutsbesitzer Partei zu nehmen, obgleich diese einen schweren Stand haben. Es ist heute sehr schwer, gute Leute auf das Land zu bekommen. Ich beschäftige daher keine deutschen Leute mehr und nehme nur Polen. Mit denen kann man ganz anders umgehen. Eine kleine Backpfeife oder ein guter Rippentriller ist ein ganz vorzügliches Mittel, um diese Leute zur Räson zu bringen. (Heiterkeit.) Ich will dann noch einige Worte über mein Reiterkorps sagen. Man muß dem Strome der Zeit folgen und für tüchtige Kerls sorgen. Deutschland braucht tüchtige Kerle. Denn das Vaterland muß errettet werden von der furchtbaren jüdischen Gefahr, von der es bedroht wird. Auf die Dauer kann das Vaterland die jüdische Herrschaft nicht ertragen. Wenn der Geldsack noch weiter regiert, dann wird bei uns bald die Stille des Grabes herrschen. Ja, meine Herren, Sie müssen das Herz auf dem rechten Flecke haben. Ich bin vielleicht, meine Herren, der einzige Mann, der mit Gottes Hilfe eine Besserung der traurigen sozialen Verhältnisse herbeiführen kann. Ich glaube sicher, daß ich allein imstande bin, das zu Wege zu bringen. Und dabei habe ich stets nur den Ruhm und die Ehre des deutschen Vaterlandes im Auge. Ich bitte daher um meine Freisprechung."

Der Erfolg dieser Rede war, daß der Gerichtshof nach längerer Beratung beschloß, nachmals in die Verhandlung einzutreten und den Sachverständigen über den Geisteszustand des Angeklagten zu hören.

Sachverständiger Psychiater Dr. Petersen-Baistel gab darauf folgendes Gutachten ab:

Es läßt sich nicht ohne weiteres diese Frage beantworten, ob der Angeklagte geistig zurechnungsfähig ist und ob ihm der § 51 zur Seite steht. Ein Urteil läßt sich nur darüber abgeben, wenn der Geisteszustand durch längere Beobachtungen festgestellt ist. Der Sachverständige hat den Angeklagten nie untersucht und auch das Aktenmaterial, das ihm zur Verfügung stand, sei nicht vollständig gewesen. Der Angeklagte sei ein exzentrischer Herr und ein eigentümlicher Charakter. Er war, wie er einmal selbst gesagt hat, zu Zeiten mehr als hochgradig nervös, das beweise sein ganzes Auftreten und z. B. die Vergiftungsgeschichte in der Schweiz. Der Sachverständige schließt seine Ausführungen damit, daß er erklärt, kein positives Urteil über den Geisteszustand des Grafen abgeben zu können. Er kommt auch noch darauf zurück, daß Pückler von seiner göttlichen Mission gesprochen und erklärt habe: das kann nur einer sagen, der Christus kennt. Er hatte auch erklärt, er würde den Kampf überhaupt nicht führen, wenn nicht Christus bei ihm gewesen wäre.

Verteidiger Dr. Müller bittet, bei einer eventuellen Beobachtung des Angeklagten doch weniger einschneidend zu verfahren, wie das bisher geschehen sei. Eventuell bitte er, sich nicht für die Anstalt in Leubus auszusprechen, da der Oberarzt dieser Anstalt Dr. Kunowsky seiner Zeit das Gutachten über den Grafen in einer leichtfertigen Weise abgegeben habe. Der Vorsitzende rügt diesen Ausdruck. Staatsanwalt: Die Wahl der Anstalt ist nur Sache der Landesregierung.

In dem Schlußwort führte Graf Pückler nach Folgendes aus:

„Ich bitte ebenso höflich, wie dringend, davon abzusehen, mich zur Beobachtung meines Geisteszustandes in einer Heilanstalt unterbringen zu lassen. Mit meiner sogenannten „Verrücktheit" geht es nun schon drei Jahre so. Neunzehnmal habe ich nun schon vor Gericht gestanden. Jetzt habe ich in Berlin eine große Partei hinter mir. Die Sache geht ausgezeichnet, und es würde für mich eine große Störung sein, wenn ich in meiner politischen Tätigkeit jetzt durch eine ärztliche Untersuchung behindert werden würde.

Der Gerichtshof zog sich hierauf zur Beratung zurück und verkündete nach kurzer Zeit das oben mitgeteilte Urteil. Dem Vorsitzenden hatte Pückler vorher eine Forderung zugehen lassen, der eingeschriebene Brief, der die Forderung enthielt, ist jedoch von diesem nicht angenommen worden.

Ueber Mangel an respektvoller Behandlung kann sich übrigens der Herr Graf sicherlich nicht beklagen. Ueber seine Vorführung berichtete der „Niederschl. Anz." in Glogau:

„Zum Termin wurde Graf Pückler aus dem Gefängnis, in welchem er sieben Tage in Geduld verbracht hatte, in einer gedeckten Droschke vorgeführt und zwar in Gesellschaft eines Gefangenaufsehers. Unterwegs blieben jedoch die Insassen des Wagens nicht unerkannt, und viele folgten dem Wagen bis zum Schloß, woselbst bereits Neugierige warteten, die aber von Polizeibeamten in respektvoller Entfernung gehalten wurden. Die Droschke fuhr übrigens in den Schloßhof hinein, und, ohne mit dem Publikum in Berührung zu kommen, — über den „Aufgang für Herrschaften", sowie durch die Bureaus und Arbeitszimmer der Staatsanwaltschaft — gelangte der Angeklagte in den Sitzungssaal und nahm sofort auf der Anklagebank Platz. Graf Pückler trug Zylinderhut, hellen Sommerüberzieher und schwarzen Rockanzug."

In einer Kritik des auffallend milden Urteils führt ein Jurist in der „Freien Deutschen Presse" Folgendes aus:

„Das neue Urteil des Glogauer Landgerichts gegen den Dreschgrafen von Klein-Tschirne gehört zu den in letzter Zeit leider immer zahlreicher werdenden Erkenntnissen, die Juristen und Laien zu schweren Bedenken Anlaß geben müssen. Nachdem das Gericht die Zurechnungsfähigkeit Pücklers festgestellt hat, ist es schlechterdings unbegreiflich, warum eine Geldstrafe als genügende Sühne der ganz ungewöhnlich brutalen Straftat erachtet worden ist — trotz der Vorbestraftheit des Angeklagten wegen Roheitsdelikten und trotz seines nicht nur nicht reumütigen, sondern über alle Maßen überhebelichen Verhaltens dem Gericht gegenüber. Diese Bestrafung ist objektiv geeignet, den Grafen zur Fortsetzung seines ekelhaften Treibens zu ermutigen und weite Kreise zu Vergleichen zwischen den Strafbemessungen zu veranlassen, die gegenüber dem gräflichen Liebeltäter einerseits und etwa bürgerlichen Redakteuren anderseits stattfinden. Selbst wenn man sich aber hinsichtlich des Urteils mit einem „Nichtverstehen" begnügen wollte, weil die Momente der Urteilsfindung den Nichtbeteiligten nicht gänzlich bekannt sind, so ist eine ernste Kritik doch sicherlich angezeigt gegenüber der Behandlung, die der Vorsitzende in der Verhandlung dem Grafen hat zuteil werden lassen. Der Angeklagte durfte ungehindert mit seiner Mißachtung der öffentlichen Ordnung förmlich renommieren, die zur Anklage stehende Tat als „eine ganz unwichtige Sache" bezeichnen, sich im schnodrigsten Herrentone über über alles und manches andere auslassen — derselbe Angeklagte, der gerade dem Glogauer Gericht seine ständige Mißachtung bezeigt, indem er alle Ladungen einfach in den Papierkorb wirft und in den Terminen einfach ausbleibt. Das schlimmste aber ist, daß ein Graf Pückler in einem deutschen Gerichtssaal sich den Ausspruch erlauben konnte, „eine kleine Backpfeife oder ein guter Rippentriller seien gute Mittel, um polnische Arbeiter in Raison zu bringen." In dieser nach Pferdestall duftenden Redensart liegt eine unerhörte Beleidigung der Arbeiter, die ein deutscher Richter nicht energisch genug zurückweisen kann. Alles in allem ist es höchste Zeit, daß der Sonderstellung, die der gräfliche Gewohnheitsdelinquent von Kl.-Tschirne in unserer Gerechtigkeitspflege genießt, ein Ende gemacht wird. Denn kein schwererer Verlust kann einen Staat treffen, als der des Vertrauens in die Unparteilichkeit seiner Justiz, deren krasses Gegenteil bekanntlich „Klassenjustiz" heißt."

Das öffentliche Auftreten in Berlin dürfte freilich in Zukunft dem Herrn Grafen einige Schwierigkeiten bereiten. Die Berliner Saalbesitzer wollen dem Grafen Pückler nur dann Räume zu Versammlungen zur Verfügung stellen, wenn er durch Hinterlegung einer entsprechenden Summe bei den in Frage kommenden Saalbesitzern für den etwa entstehenden Schaden Sicherheit leistet. Diese Maßregel ist eine Folge der in letzter Zeit wiederholt erfolgten Auflösungen der Pücklerschen Versammlungen. Die Besitzer zweier großer Etablissements haben dem Grafen Pückler bereits mitgeteilt, daß sie ihm die Räume nicht mehr hergeben werden.

Uebrigens scheinen ihm auch einige neue Prozesse zu blühen. Darauf läßt u. a. die Tatsache schließen, daß die Polizei jetzt endlich gegen die Zettelverteiler vorgeht, die die Flugblätter verteilen, welche die bekannten wüsten Brandreden enthalten.

Aus dem antisemitischen Lager.

Für die bevorstehende Reichstagsersatzwahl in Essen haben die deutschsozialen Antisemiten dem Kandidaten der Stöckerschen Christlichsozialen, Behrens, die weitgehendste Unterstützung zugesichert. Herr Liebermann von Sonnenberg wird am 18. d. Mts. in Essen zu Gunsten des christlichsozialen Kandidaten sprechen und Herr Stöcker wird unmittelbar vor dem Wahltermin am 15. September in Essen eintreffen, „um seinem Freund Behrens" zu helfen. Die Essener Antisemiten Liebermannscher Kouleur hatten auch pro forma an

den Zentrumskandidaten Giesberts die Anfrage gerichtet, wie er sich zu einer Reihe von Punkten ihres Programmes stelle. Ueber die Antwort, die der antisemitische Essener Verein erhielt, berichtet der Schriftführer der Ortsgruppe im „Deutschen Blatt“ aus der betreffenden Vereinssitzung, in welcher das Schreiben bekannt gegeben wurde, folgendermaßen:

„Heiterkeit entstand, als der Brief des Herrn Giesberts vorgelesen wurde. Der spricht sich in allgemeinen Redensarten für den Schutz der Landwirtschaft und des Handwerkerstandes aus, drückt sich aber in genialer Weise um unsere einzelnen Forderungen herum. Zuletzt schreibt er mit großem Pathos: Punkt 19 (Judenfrage) ist für mich unannehmbar, da ich auf dem Boden voller religiöser Toleranz stehe und deshalb keine Ausnahmegesetze gegen die Angehörigen anderer Konfessionen billigen kann. Daß hierob auch allgemeines Schütteln des Kopfes entstand, ist wohl nicht verwunderlich“.

Welche Rolle die antisemitische Hetze in dem Wahlkampfe noch zu spielen berufen sein wird, läßt auch der bezeichnende Wunsch des Schriftführers des Vereins erkennen, daß Essen nach den Wahlen hoffentlich den „Ruhm“ für sich beanspruchen könne, „die Hauptstadt des Antisemitismus in Nordwestdeutschland“ zu sein.

Zu dem Beschlusse des Radebeuler Vereins, aus der sächsischen Reformpartei auszutreten und sich den Liebermann von Sonnenbergschen Deutschsozialen anzuschließen, bemerkt das „Deutsche Volksblatt“, das Organ der hessischen Antisemiten und Bündler:

„Letztere Partei wird wohl wenig Freude an der Acquisition von Leuten haben, die auf solche Art ihr altes Lager beschmutzt und den Gegnern Waffen gegen den Antisemitismus in die Hand gespielt haben. Wir Hessen sagen zu einem solchen Verhalten — Pfui Teufel!“

Letztere Bemerkung ist doch etwas sehr unvorsichtig angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß die hessischen Antisemiten jahrelang den Bund der Landwirte als „Lügenbeutelbund“ auf das schärfste bekämpft haben und doch im vorigen Jahre sich ewige Treue schwuren. Heute ist Herr Hirschel wohlbestallter Beamter dieses preußischen „Lügenbeutelbundes“. Wie nun, wenn die Radebeuler Antisemiten den Spieß umdrehen und erklären: Wie kann Herr Hirschel sein „altes Lager“ so „beschmutzen!“

Eine Bündler- und Antisemiten-Parade veranstalteten die hessischen Antisemiten am letzten Sonntag in Altenburg bei Alsfeld. Es traten ein knappes Dutzend Redner auf; man hatte sich sogar Herrn Oertel aus Berlin verschrieben. Nach den Schilderungen des „Gieß. Anz.“ scheint eine recht animierte Stimmung geherrscht zu haben. Der Antisemit Hirschel bezeichnete die Großstadt als den Komposthaufen, auf dem aller Unrat der Welt sich aufhäufe! Nach Köhler verkörpern der Bauernstand und der „echte deutsche Uradel“ das deutsche Volk. Also die Millionen städtischer Mittelstand, Arbeiter, Handwerker, die Vertreter der akademischen Berufe und andere ehrliche und tüchtige Menschen zählen bei Köhler nicht mit.

Die Kriminalstatistik und die Juden. Die politische Tagespresse derjenigen Parteien, die den Antisemitismus grundsätzlich bekämpfen, hat die falschen antisemitischen Darstellungen über den Anteil der Juden an der Kriminalität vielfach unwidersprochen passieren lassen, obwohl ihr in den „Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“, wie in den von dem Verein herausgegebenen Flugschriften über diese spezielle Frage ein reichhaltiges Material zur Widerlegung der falschen Behauptungen der Antisemiten zur Verfügung stand. Um so anerkennenswerter ist es, daß die „Freie deutsche Presse“ einer erneuten tendenziösen Darstellung antisemitischer Preßorgane mit einer ihr aus ihrem Leserkreise zugehenden sachgemäßen Erwiderung entgegentritt.

Dieses Mal handelt es sich darum, daß aus dem 146. Band der Statistik des Deutschen Reiches die an sich richtige Tatsache herausgerissen wurde, daß die Steigerung der Kriminalität bei dem dem jüdischen Religionsbekenntnis angehörenden Teile der Bevölkerung in dem Dezennium von 1892—1901 das größte Wachstum aufweist. Die Steigerung beträgt nämlich bei den Evangelischen 16,5 Proz., bei den Katholiken 18 Proz, bei beiden christlichen Konfessionen zusammen 17,1 Proz., und bei den Juden 31,4 Proz. Demgegenüber aber wird die Tatsache, daß der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Kriminalität trotz der Steigerung immer noch nicht unerheblich geringer ist, als der Anteil der Christen, nämlich um 17,2 Proz, verschwiegen. Es kommen auf je 100 000 strafmündige Zivilpersonen im Durchschnitt der Jahre 1892—1901 bei der christlichen Bevölkerung 1206, bei der jüdischen 1030 Verurteilungen. Es liegt auf der Hand, daß für ungünstige Schlußfolgerungen, die man aus der Kriminalstatistik auf die Moralität einzelner Bevölkerungsklassen ziehen wollte, lediglich die absoluten Ziffern ihres Anteils in Betracht kommen könnten, und daß in dieser Hinsicht ein Vergleich der Ziffern einer 10jährigen Periode mit den gleichen in dem vorhergehenden Dezennium ganz nebensächlich ist. Es handelt sich also im vorliegenden Falle um das keineswegs neue Manöver, eine Statistik zu parteiischen Schlußfolgerungen zu benützen, indem man unwesentliche Ziffern herausgreift und andere wesentliche unterdrückt.

Aber selbst wenn wir uns lediglich auf den Gesichtspunkt der Steigerung beschränken, so ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß der größere Anteil, den die Personen jüdischen Bekenntnisses an dieser haben, keineswegs dazu berechtigt, a f ein Nachlassen der Moralität der jüdischen Bevölkerung zu schließen. Hierbei muß man zunächst untersuchen, auf welche Deliktsgruppen die Steigerung sich verteilt. Bei der ersten Gruppe, Verbrechen und Vergehen gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion ist das Wachstum, welches sich aus Vergleichung der Perioden 1882—1891 und 1892—1901 ergibt, sehr bedeutend; es kommen nämlich in der zweiten Periode auf 100 000 strafmündige Zivilpersonen bei den Christen 167 Verurteilungen gegen 124 in der ersten und bei den Juden 234 gegen 104. Das starke Wachstum des Anteils der Juden an dieser Gruppe ist fast ausschließlich die Ursache des gewachsenen Anteils an der Kriminalität überhaupt, denn bei der zweiten Gruppe: Verbrechen und Vergehen gegen die Personen wuchs der Anteil der Christen von 401 auf 523, der der Juden von 330 auf 382; bei der dritten Gruppe, Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen, bei ersteren von 500 auf 513, bei letzteren von 346 auf 410. Bei der vierten Gruppe, Verbrechen und Vergehen im Amte, stellen sich die Ziffern auf 5 gegen 4 und 5 gegen 3. Betrachtet man aber weiterhin die einzelnen Delikte, die zur ersten Gruppe gehören, so ist der Anteil der Juden an den schweren Delikten, nämlich Hoch- und Landesverrat, Religionsdelikt, Majestätsbeleidigung Gewalt und Drohungen gegen Beamte, Gefangenenbefreiung, Arrestbruch, Münzvergehen und Verbrechen, Meineid, versuchter Verleitung zum Meineide, falschen Anschuldigungen zum kleineren Teile stehen geblieben, zum größeren gefunken. Eine nicht unerhebliche Zunahme weist dagegen der Anteil der Juden an den leichten Delikten, Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern, sowie sonstige gewerbliche Ordnungsvorschriften auf Einen außerordentlich hohen Anteil der Juden aber zeigen die Verurteilungen wegen Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen betreffend die Sonntagsruhe. Es kommen nämlich auf 100 000 Personen bei den Juden 125,6 Verurteilungen gegenüber 18,5 bei den Christen. Dies bildet fast ausschließlich die Erklärung der hohen Zu-

nahme der Kriminalität bei den Juden, ebenso wie der Zunahme bei der Gesamtbevölkerung; denn das Gesetz über die Sonntagsruhe ist erst im Jahre 1896 in Kraft getreten.

Es wäre aber auch falsch, aus dem starken Anteil der Juden an Verstößen gegen die gewerblichen sozialen Schutzvorschriften auf Mangel an sozialem Empfinden zu schließen. Ihr hoher Anteil erklärt sich vielmehr daraus, daß sie sowohl an der städtischen Bevölkerung prozentual erheblich höher beteiligt sind, als an der Landbevölkerung, daß sie ferner zu den Handel- und Gewerbetreibenden ein verhältnismäßig sehr großes Kontingent stellen, und noch dazu ein ganz bedeutend höheres zu den selbstständigen Personen, die in diesen Erwerbszweigen beschäftigt sind.

„Zuviel aus dem Alten Testament". Die sächsischen Lehrer, die ja auch ziemlich stark in den Vereinen der Reformpartei vertreten sind, haben sich leider vielfach antisemitischer Beeinflussung zugänglicher erwiesen als ihr Kollegen in Preußen und in anderen Bundesstaaten. Das beweist auch neuerdings die Stellungnahme der Leipziger Lehrer gegen das Alte Testament im Religionsunterricht; man merkt deutlich, daß die landläufige antisemitische Phraseologie an ihnen nicht spurlos vorübergegangen ist.

Nach dem kürzlich erschienenen „Allgemeinen Bericht über die städtischen Volksschulen zu Leipzig, das Schuljahr 1904/1905 betreffend" hat sich die Direktorenkonferenz und der Lehrerverein u. a. auch mit einer Kritik des zurzeit im Religionsunterricht der Volksschulen zu behandelnden Stoffes beschäftigt. Wer jedoch glaubt, daß es sich dabei um eine gründliche Nachprüfung des dem Religionsunterricht offiziell zugeschriebenen erzieherischen Wertes oder gar um einen reformatorischen Vorstoß im Sinne der bekannten Bremer Resolution gehandelt habe, ist sehr im Irrtum.

Ihr bißchen Kraft reichte gerade aus, um in aller Devotion eine Befreiung von dem „Zuviel aus dem Alten Testament" zu fordern. Man lese genau; keine Befreiung vom Alten Testament überhaupt, noch weniger eine Befreiung vom Religionsunterricht — nur eine Befreiung von dem „Zuviel" aus Moses und den Propheten. „So viel ist wohl klar", heißt es in dem Bericht, daß immer noch das Alte Testament auf Kosten des Neuen viel zu sehr, namentlich in den unteren Klassen, bevorzugt wird. Es wird so leicht übersehen, daß die altorientalische Lebens- und Weltanschauung von unserm christlichen, deutschen und modernen Empfinden meilenweit entfernt liegt. Wir quälen (wörtlich: quälen!) unsre 7 bis 8jährigen Kinder mit Erzählungen, die zum Teil in der Geschichte des Volkes Israel auch keinen höheren Wert beanspruchen können, als die Ereignisse aus der profanen Geschichte irgend eines andern Volkes . . . Die Gottesidee, die sich an den Namen Jehovah knüpft, ist so sehr national gefärbt, daß sie den Vergleich mit unsrer Gottesanschauung, mit dem Glauben an Einen Gott und Vater aller Menschen, wie wir ihn bekennen, gar nicht aushalten kann . . . Ihre Lebensgrundsätze, ihre Weltanschauung, ihre Ethik können für unsre Kinder sehr häufig gar nicht als Vorbilder dienen. Darum gehören sie wohl in die orientalische Sagengeschichte, aber nicht in den Religionsunterricht. Wann erscheint der Reformator, der unsre christlichen Schulen von dem Zuviel aus dem Alten Testament befreit?"

Der Ruf nach dem Messias am Schlusse des Berichts läßt erkennen, — bemerkt die sozialdemokratische „Leipziger Volksztg." der wir diese Notiz entnehmen, von ihrem Standpunkt aus nicht ohne eine gewisse Berechtigung hierzu — wie stark und ausgeprägt das Gefühl der Hilflosigkeit und Schwäche ist, mit dem die Vertreter der Leipziger Lehrerschaft einer so wichtigen und tiefeinschneidenden Frage, wie der des Religionsunterrichts in der Schule, gegenüberstehen. Sie möchten nicht völlig hinter den Forderungen der Zeit zurückbleiben, aber auch nirgends anecken, denn die Behörde versteht in solchen Dingen keinen Spaß.

Vermischtes.

Der Selbstmord eines jungen Berliner Physiologen, Dr. Borchert, hat nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch im großen Publikum lebhaftes Aufsehen erregt. Da das konfessionelle Moment in die Affaire mit hineinspielt — Borchert war Jude und es heißt, daß für die Ablehnung der Privatdozentur, die ihn in den Tod getrieben hat, seine Angehörigkeit zum Judentum mitbestimmend gewesen sei — so können wir die Tatsache nicht ignorieren, obwohl uns von anderer Seite versichert wird, daß die Konfession des Bewerbers bei der Ablehnung der nachgesuchten Zulassung als Privatdozent gar keine Rolle gespielt hat. Der „Vorwärts", der die Affaire augenscheinlich etwas stark durch die parteipolitische Brille ansieht, schildert die Vorgänge folgendermaßen:

„Bisher war es auch an der Berliner medizinischen Fakultät wie auch anderswo — wenigstens offiziell — Brauch, die Zulassung zur Lehrtätigkeit allein von den wissenschaftlichen Qualitäten des Bewerbers abhängig zu machen. Seine Arbeiten wurden einem ordentlichen Professor, in dessen Lehrfach sie gehörten, zur Prüfung übergeben, und auf dessen Referat hin erfolgte die Abstimmung der Fakultät öffentlich, wobei nur einfache Majorität entschied. Man sah sich nun veranlaßt, durch kleinliche Schikanen, wie z. B. die Forderung, daß der Bewerber die Doktorwürde an einer preußischen Universität erlangt haben mußte, den Meldungen ein Hemmnis entgegenzusetzen. Zwar konnte der Minister, der nachher diese Befugnis der Fakultät übertrug, diese Forderung fallen lassen, jedenfalls war dadurch schon eine Erschwerung geschaffen. Dies schien aber nicht genügt zu haben, denn es wurden neue Bestimmungen erlassen, die neben den wissenschaftlichen Qualitäten noch die Bedürfnisfrage einer neuen Dozentur in Betracht zogen. Außerdem findet die Abstimmung fortan geheim statt und zur Zulassung ist Dreiviertel-Majorität erforderlich. Natürlich wird von jetzt an die Zulassung zur Dozentur völlig von dem guten Willen der ordentlichen Professoren abhängig. Ist ein Bewerber wissenschaftlich noch so hervorragend, paßt er aber nur über einem Viertel der Fakultät nicht, so wird er eben abgelehnt, denn absolutes Bedürfnis an Dozenten ist heute ebensowenig an der Berliner medizinischen Fakultät, wie es — bei derselben Zahl von Dozenten — voraussichtlich in zehn Jahren sein wird.

In Wirklichkeit jedoch wird ein Teil von Bewerbern, der mehr gute Beziehungen zu den Ordinarien als hervorragende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hat, auch jetzt zur Dozentur zugelassen werden und nur den aufstrebenden Außenseitern, die nicht vielleicht einem Korps angehörten oder gar Juden sind, der Weg erschwert. Man glaubt und hört nämlich vielfach, daß durch diese neuen Bestimmungen den jüdischen Aerzten die Zulassung zur akademischen Lehrtätigkeit erschwert werden soll; es sollen in einem Teil der Ordinarien zu viel Juden unter den Privatdozenten sein — und wenn man die Verhältnisse an den Berliner königlichen Instituten näher kennt, so wird man die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer solchen Auffassung nicht von der Hand weisen können. Ganz abgesehen davon, daß kein Jude in den letzten Jahren ordentlicher Professor in Preußen geworden ist, findet man z. B. an den Berliner königlichen Kliniken und Instituten nur vereinzelte jüdische Assistenten, und diese wieder nur bei einzelnen Professoren, die wegen ihrer Vorurteilslosigkeit in dieser Beziehung ebenso bekannt wie selten sind.

Herr Borchert war Physiologe, das heißt er stand der ausübenden ärztlichen Tätigkeit fern und daß er nicht die wissenschaftliche Befähigung zum Dozenten gehabt hat, kann man auch nicht gut annehmen, da er, wie wir hörten, Herrn Geh. Rat Professor Fritsch, der längere Zeit auf Reisen war, vertreten haben soll, und während dieser Zeit auch mit Erlaubnis der Fakultät Vorlesungen abhielt. Im übrigen geht aus der Entscheidung der Fakultät nicht hervor, ob die wissenschaftliche Qualität des Herrn B. in Betracht gezogen wurde. Da bleibt eben die Bedürfnisfrage, und die vermag natürlich nur die hohe Fakultät zu entscheiden, es ist ja möglich, daß das Bedürfnis, das bis vor kurzem noch bestand und dem Verstorbenen vertretungsweise die venia legendi (die Erlaubnis zu Vorlesungen) erteilen ließ, plötzlich verschwunden ist. Jedenfalls fällt es einem Unbefangenen und Eingeweihten schwer, daran zu glauben.

Daß die preußische Reaktion auch in wissenschaftliche Kreise eingedrungen ist, das weiß heute jedermann, der Fall Arons steht auch heute noch unvergessen da als abschreckendes Beispiel preußischen

Rückschrittes, sollte der Fall Borchert ein neues Wahrzeichen preußischer Intoleranz sein? Es mehren sich die Zeichen, daß auch in den führenden medizinischen Kreisen Beschränktheit der Anschauungen immer mehr einzieht und die Wissenschaft und Forschung nicht als freier Kampfplatz aller Forscher, sondern nur der privilegierten angesehen wird."

Der Breslauer „Volkswacht" werden zu der persönlichen Seite des beklagenswerten Vorfalles aus ärztlichen Kreisen, zu denen Borchert während seiner Breslauer Studienzeit in freundschaftlicher Beziehung stand, noch einige interessante Mitteilungen gemacht. B. war der Sohn eines Landgerichtsrats, der einige Zeit in Oels amtierte. Des Vaters patriotische Gesinnung war so über alle Zweifel erhaben, daß der Kriegerverein Oels ihn sogar zu seinem Vorsitzenden wählte. Der alte Borchert ist Landwehroffizier, welche Eigenschaft er sich im französischen Kriege erworben hatte. Auch er hätte es sicher noch viel weiter in seiner Karriere gebracht, wenn nicht eben die Zugehörigkeit zum Judentum hinderlich gewesen wäre. Ein Onkel des Verstorbenen war der berühmte Breslauer Botaniker Ferdinand Cohn, dessen Verdienste um die Wissenschaft außerordentliche sind. Der junge Borchert hatte mit 17 Jahren das Reifezeugnis des Gymnasiums und war mit kaum 22 Jahren praktischer Arzt, gewiß eine nicht alltägliche Leistung. Borchert hatte allerdings nichts vom „praktischen" Arzt an sich. Er lebte nur ganz seiner Wissenschaft. Und wenn vielleicht in jeder anderen wissenschaftlichen Disziplin auch außerhalb der Universität dem Forscher Gelegenheit gegeben ist, der Wissenschaft zu dienen, so erscheint dieses in der Medizin unmöglich. Vielleicht hätte ein anderer sich doch noch dem brotgebenden Beruf des praktischen Arztes zugewendet, dem unpraktischen Borchert, der sein ganzes Dasein der wissenschaftlichen Forschung weihen wollte, der dem realen Leben wie ein unwissendes Kind gegenüberstand, war dies unmöglich. Wie sein Onkel, der Botaniker Ferdinand Cohn — auch ein Jude — verlangte es ihn, sein Schaffen selbstlos in den Dienst der Wissenschaft zu stellen.

Die Juden und die Hygiene. Die politisch farblose, im Lande ziemlich stark verbreitete „Deutsche Warte" in Berlin schreibt unter dieser Spitzmarke:

„Wer genügend Individualität besitzt, um mit offenen Augen und Ohren das Gute überall ehrlich anzuerkennen, einerlei, ob es Freund oder Feind, politischen oder religiösen Bundesgenossen oder Gegner betrifft, der wird sehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir von unseren Mitmenschen viel mehr lernen können, als wir dies uns in beschränkter Einseitigkeit so häufig zugestehen wollen. Fanatismus verschließt uns so manches relativ Gute und macht uns buchstäblich und sprichwörtlich blind gegen den Nutzen von Sitten und Gewohnheiten, welche seit Jahrtausenden sich als gut und praktisch bewährt haben.

Nur ein paar kleine hygienische Streiflichter. Wieviele beschränkte Köpfe gibt es doch in der Welt, welche die anerkannt bedeutenden, ja großartigen geschäftlichen Erfolge der Hebräer mit neidischen Blicken betrachten und absolut nichts Gutes dahinter suchen wollen, und ohne die geringste persönliche Provozierung förmlich darauf ausgehen, Haß und Zwietracht auf Erden zu säen und in blindem Fanatismus zu schüren. Von solchen können gewisse Naturvölker allerdings mit Recht auf sich selbst zurückschließend sagen: Wir Heiden sind doch bessere Menschen!

Doch zur Sache. Wie streng befolgt der Hebräer die Satzungen seiner Religion, namentlich wenn es sich um Befolgung jener uralten Gesundheitslehren und pädagogischen Gebote handelt. Sein oftmaliges und langes Fasten, sein strenges Meiden gewisser als „unrein" bezeichneter Speisen zum Beispiel gewöhnt ihn von frühester Jugend an an eine so strenge Selbstzucht, wie wir sie bei keiner anderen Nation finden. Die Folgen davon sind, daß der Körper sich stählt, der Geist klar wird, und er schon als Kind eine gesunde Reife des Verstandes ausweist, welche ihn oftmals weit über seine anders erzogenen Schulkameraden erhebt, nicht weil er um so viel „schlauer und geriebener", sondern um so viel gesunder ist! Diese körperliche Gesundheit wiederum, das strenge Einhalten von Baden und Fasten schon von der Kinderstube an, hat seine Rückwirkung auf das Familienleben. Mit welcher Ehrfurcht begegnen israelitische Kinder ihren Lehrern und Eltern! Der Wahrheit die Ehre! Wie überaus selten hört man in jüdischen Kreisen von jenen immer mehr zunehmenden grauenhaften Verbrechen, von denen uns die Zeitungen Tag für Tag melden! Gatten-, Bruder-, Kindermorde nehmen trotz aller aufgestapelten Schulweisheit Jahr für Jahr zu, — woher kommt es, daß solche Ungeheuerlichkeiten fast nie bei den Hebräern vorkommen? Wohl nur, weil ihre Sinne nicht überreizt sind, das vierte Gebot ihnen wohlbekannt ist, und all ihr geschäftlicher Erfolg nur auf die Verheißung desselben zurückzuführen ist.

Trunksucht, dieses häßliche Laster, ist ebenfalls ein Fehler, den wir bei dem Hebräer vergebens suchen. Sein Kopf bleibt nüchtern, was Wunder, wenn er durch Fleiß, Sparsamkeit und Genügsamkeit sein Geschäft in die Höhe bringt, und zu wohltätigen Zwecken — und keineswegs nur für seine Glaubensgenossen! — Summen zu zeichnen vermag, welche gerade fürstlich sind?

Wer sich nicht selber belügen will, muß ehrlich anerkennen, daß ein Leben auf streng hygienischer Basis wohl dazu geeignet ist, den einzelnen und ganze Völker zu Zufriedenheit und Wohlstand zu führen und der Lösung der sozialen Frage viel näher zu bringen, als Bände trockener Theorie."

Amerikanischer Brief.

Dem vor einigen Wochen verstorbenen Staatssekretär John Hay sind gar viele warme und anerkennende Nachrufe in Amerika gewidmet worden, die der tüchtige Staatsmann, Schriftsteller, Dichter und Mensch wohl verdient hat. Aber geradezu rührend ist der Eifer, mit welchem die Juden Amerikas das Andenken des Entschlafenen zu feiern noch fortwährend bemüht sind. In allen Synagogen des Landes, in Schulen, Versammlungen, Vereinen werden die Verdienste, die Hay sich um sein Vaterland und besonders auch um die Juden erworben hat, eingehend geschildert. Wiederholt hat Hay sich der unterdrückten Juden in Rumänien und Rußland angenommen. Er hat dies nicht nur aus staatsmännischen Gründen getan, sondern weil er ein Menschenfreund, ein Gentleman im besten Sinne des Wortes war, der es für seine Pflicht hielt als Staatssekretär gegen Zustände zu protestieren, die ihn privatim mit der größten Entrüstung erfüllten. Obwohl gläubiger Christ, hatte er die aufrichtigste Achtung vor der religiösen Ueberzeugung Anderer, Juden wie Mohamedaner. Die amerikanischen Juden haben ihm nicht vergessen, daß er in einer seiner zu Gunsten der Juden geschriebenen Noten erklärt hat: „Die Lehren der Geschichte und die Erfahrung unseres eigenen Volkes zeigen, daß die Juden in hohem Maße die geistigen und moralischen Eigenschaften besitzen, die sie zu gewissenhaften Bürgern qualifizieren." Auch als es sich darum handelte, Fonds für die unglücklichen russischen Juden aufzubringen, war Hay einer der Ersten, die eine beträchtliche Summe beisteuerten. Was die Unterzeichner des Berliner Vertrages, die doch am meisten von dem kleinen Rumänien verhöhnt wurden, nicht taten, das tat Hay, obwohl die Ver. Staaten den Vertrag nicht unterzeichnet hatten. Er protestierte gegen die Umgehung des Vertrages. Und was keine der europäischen Mächte wagte oder wollte, dazu hatte Hay den

Mut, nämlich das damals noch nicht gedemütigte Rußland wiederholt aufzufordern, eine jüdische Protestnote gegen die Kischinewer Metzeleien zu befördern; er wagte ferner, in Rußland darauf zu bringen und immer von neuem zu verlangen, daß die Pässe amerikanischer Bürger jüdischen Glaubens auch in Rußland als vollgiltig anerkannt werden.

Ueber die Paßfrage sind in Amerika sowohl wie in Europa irrtümliche Ansichten verbreitet. Die Paßfrage ist nach keineswegs zur Zufriedenheit geregelt. Die Regelung ist erst etwa so wie die russische Volksvertretung in Aussicht gestellt, und wenn sie beschlossen wird, dann soll sie auch erst am 1. Januar 1906 in Kraft treten. Geschieht dies, dann soll allerdings der ausländische Jude, der nach Rußland kommen, dort sich aufhalten aber reisen will, nicht anders wie jeder andere Ausländer behandelt werden.

Es ist bekannt, daß die russischen Gesetze ganz besonders da sind, um umgangen zu werden. Es ist kein Geheimnis, daß ein großer Teil des russischen Beamtenheeres von dieser Umgehung der Gesetze lebt und, wer sein Geschäft gut versteht, d. h. tüchtig im Erpressen und im Annehmen von Bestechungsgeldern ist, sogar recht fett dabei wird. Aber auch so ist der russische Beamte so sehr von der Nichtsnutzigkeit seiner vaterländischen Gesetze überzeugt, daß er ihre Umgehung selbst dann für normal hält, wenn er persönlich keinen Vorteil davon hat. In den „Vereinigten Sonntagsmagazinen" erzählt da ein jüdischer Journalist sehr drollig seine Erlebnisse mit einem amerikanischen Paß für Rußland. Der Name des Journalisten wird zwar aus guten Gründen nicht genannt, aber Garantien für die Wahrheit des Erzählten werden gegeben. Besagter Journalist wollte nach Rußland reisen. Als er mit seinem Paß auf dem russischen Konsulat erscheint, dort auf die üblichen Fragen antwortet und schließlich auch sagt, er sei Jude, zuckt der Beamte mit den Schultern und sagt: Sie wollen sagen: Unitarier. Der Journalist wiederholt, er sei Jude. Darauf setzt der Konsulatsbeamte ihm auseinander, daß, wenn er Jude sei, er auch Unitarier sei und daß alle Juden, die nach Rußland reisen wollen, ihr Paßvisum erhalten, indem sie erklären, sie seien Unitarier. Der Journalist besteht darauf, daß er Jude und nicht Unitarier sei. „Alsdann, erwidert der Beamte, kann ich Ihren Paß nicht visieren, denn in Rußland besteht ein noch nicht abgeschafftes, wenn auch vielleicht veraltetes Gesetz, daß Juden in Rußland nicht reisen dürfen". Da der Jude durchaus Jude und nicht Unitarier sein wollte, konnte der Beamte ihm nicht helfen. Schließlich wandte sich der jüdische Herr an einen Senator, zeigte ihm den Paß und sagte, dieser amerikanische Paß sei nicht das Papier wert, auf dem er geschrieben sei, denn er könne ihn nicht visiert erhalten, um nach Rußland zu reisen. Der Senator wollte das nicht glauben, da man ja nicht mehr im Mittelalter lebe. Schließlich fragte er ihn, ob sein Vater vielleicht ein russischer Flüchtling sei, oder ob er vielleicht etwas gegen Rußland geschrieben habe. Der Journalist erwiderte, sein Vater sei Preuße gewesen und sei nicht weiter als bis nach Danzig gekommen, und er selbst habe nie etwas über Rußland geschrieben. Der Senator erklärte hierauf, er sei Mitglied des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, dem gerade jetzt drei Verträge vorlägen, die Rußland gern durchzusetzen wünsche. Er werde ihm ein Schreiben an den russischen Botschafter Grafen Cassini geben, das er am besten persönlich überbringe. Graf Cassini sagte in der Audienz, er habe zum ersten Male mit der Paßfrage zu tun — die Geschichte spielte sich vor etwa vier Jahren ab — und in Paßangelegenheiten hätten die Konsulate allein zu entscheiden. Indessen könne er unmöglich das Schreiben eines so hohen Herrn wie des Senators unberücksichtigt lassen. Ob er $1\frac{1}{4}$ Dollar bei sich habe, die Gebühren für ein Paßvisum. Das Geld war zur Stelle, und in einer Woche hatte unser Journalist den Paß zurück mit dem Vermerk, daß der Inhaber die Erlaubnis habe, mit seiner Frau und einem kleinen Sohne drei Monate in Rußland zu reisen. Das war gegen Ende des Monats Mai.

Ende August befand sich der jüdische Journalist, mit etwa zweihundert amerikanischen, englischen, deutschen und französischen Touristen vor Kronstadt. Die Prüfung der Pässe nahm gegen sieben Stunden in Anspruch und verursachte den Reisenden einen Verlust von einem ganzen Tag. Dem Journalisten wurde inzwischen von dem Kapitän mitgeteilt, daß der Chef der Behörde sich ihm vorstellen möchte. Erstaunt fragte er nach dem Grund und erhielt zur Antwort, daß einige Freunde des Journalisten in Rußland ihn gebeten hätten, ihn zu begrüßen und ihm die Wege zu ebnen und alles für ihn tunlichst angenehm zu machen. Da der Journalist aber nur einen Bekannten in Petersburg, und in ganz Rußland hatte und er diesen überraschen wollte, so wußte er, daß der Beamte ihn belog.

Bei einem Glase Wein, Oliven etc. bemühte sich der Offizier zu erforschen, was er in den nächsten Tagen vorzunehmen gedenke, was seine Pläne und sein Programm wären. Er erwiderte, daß er noch nichts bestimmt habe, es sei denn, daß seine Frau mit der übrigen Gesellschaft nach Moskau reisen solle, während er in Petersburg bleiben und Kronstadt, Zarskoje Selo, Peterhof und einige andere Ortschaften zu besuchen gedenke. Der Offizier schlug vor, daß der Fremde das Aquarium besuchen solle, das tat er denn auch. Während er beim Eingang das Plakat zu entziffern sich bemühte, redete ihn ein würdevoll aussehender Offizier erst französisch, dann deutsch und zuletzt englisch an, bot ihm in liebenswürdigster Weise seine Dienste an, ja lud ihn und seine drei Begleiter als Gäste ein. Sie erhielten die beste Lage, und nach der Vorstellung bewirtete der Offizier sie mit einem prächtigen Abendbrot. Der Journalist wollte sich revanchieren und lud ihn auf den folgenden Tag zu einem Diner ein. Er sagte zu, aber zur festgesetzten Zeit kam statt seiner ein junger Offizier mit einem Entschuldigungsschreiben, in welchem gesagt wurde, der Ueberbringer sein Neffe, der grade zufällig nach Moskau kommandiert sei, werde seiner Familie auf dem Wege darthin mit Vergnügen zur Seite stehen.

Am andern Morgen stellte sich wieder ein Offizier ein, der dem Journalisten wieder seine Dienste anbot, und kurz und gut, der jüdische Journalist befand sich von dem ersten Augenblick seiner Ankunft in Rußland, bis er das Land verließ, unter polizeilicher Aufsicht, aber er verdankte dieser sehr vergnügte Stunden und hatte die ganze Zeit die besten Fremdenführer. Seine Frau hatte in Moskau noch ein kleines Paßabenteuer. Es wurde ihr bemerkt, daß der Paß nur auf drei Monate laute, in Mai ausgestellt und daher im August nicht mehr gültig sei. In Wirklichkeit lautete der Paß, wie ja auch natürlich, auf drei Monate von dem Eintritt in Rußland. Indessen der junge Offizier, der sie nach Moskau begleitet hatte, vermittelte, und eine kleine Gabe von acht oder zehn Rubel brachte die Episode zum Abschluß.

So viel Mühe und Kosten macht sich die russische Regierung, um einen ausländischen Juden nicht aus den Augen zu verlieren.

In einem Briefe an den „New Yorker Volksadvokat" schildert ein jüdischer Kriegsgefangener, wie gut er und seine jüdischen Mitgefangenen von den Japanern behandelt werden. Sie schienen von den Japanern besser als die anderen russischen Gefangenen behandelt zu werden. Am Passahabend erhielten sie aus verschiedenen Städten Eier, Wein etc. In der Synagoge durften sie das Festabendmahl genießen. Die Synagoge war gepfropft voll von Japanern, die sehr andächtig zuhörten und sich von selbst erboten, sie bei der Tafel zu bedienen. Das wurde indessen abgelehnt, und die Gefangenen bedienten sich selbst.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 34. | Berlin, 23. August 1905. | 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Das russische Volksvertretungsgesetz und die Juden.

Als man zum ersten Mal während der revolutionären Bewegung in Rußland davon munkelte, daß dem Volke eine Verfassung gegeben werden solle, hieß es gleichzeitig, die Juden sollten von dem Wahlrecht ausgeschlossen werden. Die „Verfassung" ist da, wie es aber mit dem Wahlrecht der fünf Millionen und noch mehr Juden steht, das wird man authentisch vielleicht erst erfahren, wenn es an die Wahlen geht.

In dem Verfassungs- bezw. Volksduma-Gesetz ist von *Juden nirgends die Rede*, wenn man sie nicht unter den „fremden Untertanen" verstehen will, für die wie für die Nomaden, Polen, Finländer usw. noch ein besonderes Gesetz in Aussicht gestellt ist. Es wäre sonst unbegreiflich, was sonst die „fremden Untertanen" in einem Volksvertretungsgesetz zu schaffen haben. Fremde Untertanen wählen doch überall selbstverständlich nicht. Die fremden Untertanen, von denen die Rede ist, müssen also eine ganz aparte Gesellschaft sein. Allerdings wären diese „fremden Untertanen" in Rußland eine noch seltsamere Spezies als die „Fremden" in Rumänien. Politisch in der Luft schwebende Fremde sind allenfalls denkbar; sie können Wilde, Beduinen aus der Sahara sein, bevor sie von Jacques annektiert worden ist. Die Juden in Rumänien sind zwar alles das nicht, wohnen zwar seit sehr vielen Jahrhunderten in Rumänien, aber sie sind doch als freie, keinem untertane Menschen *denkbar*. Undenkbar aber wären die „fremden *Untertanen*", die keinem *untertan* sind, die erst auf die Suche nach einem Fürsten gehen müßten, dem sie untertan sein sollen. Soll aber unter „fremden Untertanen" verstanden werden, dem Zaren Untertane, die aber nicht eigentlich Russen sind, dann würde das Volksdumagesetz auf gar viele Bewohner des russischen Reiches nicht anwendbar sein.

Lassen wir aber die „fremden Untertanen" als unverständlich ganz bei Seite, und nehmen wir an, daß, da von den Juden nicht ausdrücklich die Rede ist, sie auch als mit inbegriffen unter die Wähler anzusehen sind, so sind die Juden doch stiefmütterlich genug bedacht. Sie sind nicht nur aus freier Wahl sondern gezwungen in Rußland *Städtebewohner*. Die Städte aber haben nur wenige Vertreter in die Duma zu entsenden, und die großen Städte, in welchen die Juden vorzugsweise wohnen, also Odessa, Riga, Kiew, nur je einen Abgeordneten, genau so wie viel kleinere Städte, in denen fast gar keine Juden wohnen. Dazu kommt, daß das von Juden dicht bewohnte *Polen* überhaupt erst noch mit einem Wahlgesetz beglückt werden soll. Indessen auch in den Städten sind nur vergleichsweise wohlhabende Leute wahlberechtigt. Die Armut der Juden in Rußland aber ist bekannt. Es sind nicht viele Juden, die Immobilien im Werte von mindestens 1500, in Petersburg von 3000 Rubel besitzen; jedenfalls ist ihre Zahl im Vergleich zu den 5 bis 6 Millionen russischer Juden eine verschwindend kleine. Mit der Wahlberechtigung der Juden, selbst wenn sie nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, ganz entrechtet sein oder als „fremde Untertanen" ein besonderes Wahlrecht erhalten sollten, ist es also im günstigsten Falle nicht weit her.

Indessen halten wir aufrecht, was wir damals, als erst andeutungsweise von dem Verfassungsentwurf die Rede war, gesagt haben: Die Juden brauchen es nicht zu bedauern, von der Berechtigung, in eine solche Volksvertretung zu wählen oder gewählt zu werden, ausgeschlossen zu sein. Diese Volksvertretung *ist* keine Volksvertretung, *soll* es nicht sein und *wird* es nicht sein, wenn sie überhaupt sein wird. Denn es wird ein sehr zweifelhaftes Glück sein, Mitglied der Duma zu sein, der schon jetzt die Umstellung mit Kosaken in Aussicht gestellt wird, deren Kompetenzen sehr beschränkt sind und der jeden Augenblick bald vom Präsidenten, der eine Kreatur der Regierung sein kann und voraussichtlich sein wird, vom Minister, und zuletzt auch noch vom Zaren Zügel angelegt und Schranken gesetzt werden können, deren Mitglieder trotz der zugesicherten Redefreiheit, da diese nur auf im Grunde untergeordnete Fragen beschränkt ist, jederzeit in Gefahr sind, aufgehoben zu werden.

Diese russische Verfassung hat für das russische Volk nicht den Wert des Papiers, auf dem sie steht, sie kann im Gegenteil dazu dienen und hat schon jetzt dazu gedient, das Volk noch weiter zu knebeln. Die russische *Presse*, die *zu loben gezwungen ist*, lobt die Verfassung derartig, daß jeder die Unzufriedenheit, die bittere Enttäuschung herauslesen kann. Die ganz und gar verblendete russische Bureaukratie hat geglaubt, dem Volke wie hungrigen Wölfen etwas hinwerfen, es so für den Augenblick befriedigen und bis auf bessere Zeiten, d. h. bis sie kecker auftreten kann, hinhalten zu können. Aber sie dürfte sich sehr getäuscht haben. Das russische Volk, die russische Intelligenz lassen sich nicht so betrügen, wie die Zaren sich durch die Bureaukratie bis jetzt noch immer haben betrügen lassen. Das ist eine Verfassung, eine Volksvertretung à la Potemkin, und die Juden brauchen sich nicht sonderlich zu grämen, daß sie mit ihr nichts oder doch nicht viel zu tun haben dürfen. Das russische Volk wird mehr, bald mehr haben wollen und mehr haben müssen, und dann wird man

nicht umhin können auch den Juden gerecht zu werden. Man wird ihnen auch gerecht werden wollen. Denn ein Volk, das selbst frei sein will, kann nicht die Knechtung anderer Mitbürger wünschen. Je freier ein Land, desto besser stehen sich auch in politischer Hinsicht die Juden.

Die russischen Anleihe-Verhandlungen und die jüdischen Bankiers.

Herr Witte verhandelt in Portsmouth u. a. auch mit Vertretern großer amerikanischer Bankinstitute, darunter auch angesehenen Juden, wegen neuer russischer Anleihen. Diese Verhandlungen gehen parallel mit den Friedensverhandlungen, was ja auch sehr natürlich ist, da die Frage der von Rußland an Japan zu zahlenden Kriegskostenentschädigung mit den neuen großen Anleihebedürfnissen Rußlands in enger Verbindung steht.

Die Anwesenheit einer Anzahl hervorragender Bankiers, zum Teil jüdischer Konfession, in Portsmouth wird nun in der antisemitischen Presse — allen voran die „Kreuzztg." — so gedeutet, als ob die Regelung der Judenfrage in Rußland und die Gewährung einer großen für das Zarenreich so notwendigen Anleihe in unmittelbarem Zusammenhang und in unmittelbarer Wechselwirkung stehen. Wie unberechtigt diese Auffassung ist, zeigt der Inhalt der oben mitgeteilten Verfassungsurkunde, die hinsichtlich der Judenfrage Alles beim Alten läßt. Aber auch finanzpolitisch ist diese Insinuation, wie die „Russische Korrespondenz" nachweist, vollkommen haltlos.

Es ist richtig, daß in Portsmouth auch drei hervorragende Vertreter der amerikanischen Juden anwesend waren, aber wer die Vergangenheit dieser Männer kennt, weiß, daß sie viel zu weitblickend sind, um Fragen von der außerordentlichen Bedeutung jener, die zur Erörterung stehen, unter einen begrenzten Gesichtspunkt zu bringen.

Männer wie Jakob H. Schiff, die führende Persönlichkeit in dem Welthause Kuhn, Loeb u. Co, und Strauß, der die Vereinigten Staaten diplomatisch in Konstantinopel vertreten hat, sind vor allem und in erster Reihe Amerikaner; das ist für jeden, der sie kennt, nicht zweifelhaft. Schiff steht überdies in engen und ausgezeichneten Beziehungen zu dem Präsidenten Roosevelt. Da nun der Präsident der Vereinigten Staaten sich stark für den Frieden engagiert hat, so ist es klar, daß hervorragende Männer des amerikanischen Lebens auch ihrerseits bei einer sich bietenden Gelegenheit alles tun werden, damit die Initiative des Präsidenten zu einem glücklichen Abschluß gelangt. Soweit Geschäftsleute in Betracht kommen, werden für sie noch zwei weitere Erwägungen maßgebend sein. Da die japanischen Anleihen zu einem ganz überwiegenden Teil in den Vereinigten Staaten untergebracht sind, so liegt auch ein starkes pekuniäres Interesse der Vereinigten Staaten vor, die finanzielle Kraft des siegreichen östlichen Inselstaates zu stärken. Das geschähe, wenn Rußland in den Stand gesetzt würde, dem japanischen Kaiserreich — wie man sich jetzt diplomatisch ausdrückt — seine „Auslagen für Kriegszwecke" wieder zurückzuerstatten. Und schließlich: Amerika hat durch die bisherige Gewährung der japanischen Anleihen für seine Industrie und seinen Handel in Ostasien schon ausgezeichnete Vorbedingungen geschaffen. Gelänge es, auch noch eine große russische Anleihe in den Vereinigten Staaten unterzubringen, so würde damit die Republik jenseits des Ozeans zugleich einen starken Anspruch erlangen, bei dem Wiederaufbau des Zarenreiches gleichfalls in entscheidender Weise beteiligt zu werden.

Diese großen generellen Gesichtspunkte erklären hinlänglich das Interesse von Roosevelt und das Interesse jener wirtschaftlichen Kreise, die die japanischen Anleihen auf den Markt gebracht haben.

Die entscheidende Frage bleibt nur: Kann Rußland die Garantien bieten, auf Grund deren jene große finanzielle Transaktion durchgeführt werden soll, die zur Wiederherstellung des Friedens wie zur wirtschaftlichen und militärischen Wiederaufrichtung des Zarenreiches notwendig ist?

Für das russische Reich ist eine bessere Zukunft nur zu erwarten, wenn im Innern Friede herrscht, und wenn die Hilfsquellen des Landes durch eine ehrliche und sachkundige Verwaltung erschlossen werden. Der Friede im Innern wie eine Regeneration der Verwaltung wird sich aber nur schaffen lassen, wenn das Zarenreich in die Reihe der verfassungsmäßig regierten Länder eintritt. Jede neue Anleihe, die Rußland ohne diese Voraussetzung gewährt wird, stärkt den Absolutismus, steigert mithin die heutige innere Zersetzung, bringt eine Verlängerung des Kampfes der Bevölkerung gegen den Absolutismus, und führt das Land damit näher an den Staatsbankerott heran. Jede Anleihe hingegen, die gewährt wird unter der Bedingung des Erlasses einer verständigen Verfassung, fördert nicht allein die politische Kultur in einem der größten Reiche der Welt, sondern rettet überdies Rußland vor dem Staatsbankerott und die Gläubiger Rußlands vor dem Verlust ihrer Kapitalien.

Daß hervorragende amerikanische Bankiers, die den Wert politischer Freiheit auch in wirtschaftlicher Beziehung aus eigener Erfahrung einzuschätzen wissen, einer Kombination ihr höchstes Interesse entgegenbringen, die in all diesen Beziehungen von entscheidender Bedeutung werden kann, ist klar. In dieser Hinsicht dürften sie weitblickender sein, als es leider viele ihrer europäischen Kollegen sind.

Wenn diese Bankiers zugleich Juden sind, und wenn sie, wie es hier der Fall, zum Teil bekannt sind wegen ihrer großen Opferfreudigkeit zu gunsten ihrer Glaubensgenossen, so wird die russische Judenfrage sie freilich nicht gleichgültig lassen, aber es muß ihnen klar sein, daß die Behandlung, die die Juden in Rußland erfahren, heute kein Problem ist, das, losgelöst von der Gesamtheit der politischen Fragen, in Rußland erledigt werden kann. Das weiß man in Newyork so gut wie in Rußland in den Kreisen der Juden.

Nur eine Verfassung, die die große Masse des russischen Volkes befriedigt, würde auch die Garantie bieten, daß für die Juden in Rußland bessere Zeiten heraufziehen. Solange eine solche ausreichende Verfassung nicht gewährt ist, wird die Willkür der Regierung jede Konzession, die in dieser oder jener Beziehung dieser oder jener Religionsgemeinschaft oder diesem oder jenem Volksstamme gewährt ist, bei erster Gelegenheit wieder zurücknehmen können.

Wie die russische Regierung sich zur Judenfrage allein stellt, kann daher vom Standpunkte des weitblickenden Politikers niemals als ausschlaggebend erachtet werden. Die Stellung zu den Juden ist nur bezeichnend als ein einzelnes Symptom für den Geist, der die russische Regierung überhaupt beherrscht, und eine russische Regierung, die Vertrauen verdient, wird sich eben gleichmäßig human zu Finländern, zu Deutschen, zu Polen, zu Armeniern, zu Protestanten, zu Katholiken wie zu Juden stellen.

Nur unter dieser Voraussetzung ist eine segenbringende allgemeine Beruhigung in Rußland möglich, und wir wissen, daß diese Erwägungen auch den hervorragenden Finanzmännern, die mit Witte verhandelt haben, gegenwärtig sind.

Das ist, wie die Leser sehen, die gleiche Auffassung, die die „Mitteilungen" in dieser Frage von jeher — und auch in dem leitenden Aufsatz der vorliegenden Nummer — vertreten haben.

Von einer Persönlichkeit, die mit den verschiedenen russischen Parteien, die für die Gewährung einer Konstitution eintreten, die engste Fühlung unterhält und die namentlich Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen russischen Oppositionsparteien herabzumindern sucht, erhält die „Frankf. Ztg." zu demselben Thema noch folgende Zuschrift:

„In Ihrem I. Morgenblatt vom 16. August bringen Sie ein New Yorker Telegramm, das anknüpfend an die Besprechungen Wittes mit hervorragenden amerikanischen Bankiers bemerkt: Es hätten diese Erörterungen zu einem greifbaren Resultat im Hinblick auf die russische Judenfrage noch nicht geführt.

Die Kürze einer solchen Depesche kann zu Mißverständnissen führen und tatsächlich haben ähnliche Nachrichten der vorhergehenden Tage schon unerfreuliche Erscheinungen in Rußland gezeitigt. Die „Nowoje Wremja", deren reaktionäre und antisemitische Tendenzen hinlänglich bekannt sind, weist darauf hin, wie New Yorker jüdische Organe die Frage erörtern, ob man Wittes Fürsprache in der Judenfrage in Anspruch nehmen solle oder nicht, und die Ausstreuungen reaktionärer Kreise in Petersburg gehen, wie ich weiß, noch einen Schritt weiter. Man behauptet, daß seitens der Juden Anstrengungen gemacht werden, um durch die Hergabe von Geld Rußland einen schimpflichen Frieden annehmbarer zu machen und um im selben Augenblick sich in Rußland selbst alsdann Sondervorteile zu sichern.

Die Wirkung, die durch solche Darstellung erzielt werden soll, ist offensichtlich. Der Haß der reaktionären Kreise gegen die Juden soll vermehrt werden und das Mißtrauen jener oppositionellen russischen Kreise, die keine Juden sind und die mit der Verfassungsfrage zugleich die Judenfrage lösen wollen, soll gegen die Juden rege gemacht werden, denen unterstellt wird, eigenmächtig und losgelöst von der Masse des russischen Volkes Sondervorteile zu suchen.

Nun ist meiner Ansicht nach nicht zu fürchten, daß jene hervorragenden Männer, die die Verhandlungen mit Witte führen, die Gefahren eines Sonderabkommens verkennen sollten. Sie werden sich sagen, daß bei dem heutigen Stande der russischen Entwicklung die Judenfrage nur gelöst werden kann im Zusammenhang mit der Gesamtheit der politischen Fragen in Rußland. Eine freiheitliche Konstitution, die von der Zustimmung des russischen Volkes getragen wird, kann allein die Gewähr bieten, daß auch die staatsbürgerlichen Rechte der Juden im Zarenreich bleibend Anerkennung finden. Die Polen und Finen wissen bereits, was Gnadenbeweise des heutigen Regiments in Rußland zu bedeuten haben. Man hat ihnen Erleichterungen gewährt, um sie zu beruhigen, und die Administration hat diese Erleichterungen sogleich wieder vernichtet. Den Juden würde es schlimmer ergehen. Jede einseitige Besserung ihrer Lage würde den Haß bei den reaktionären Parteien in Rußland steigern und bei den Oppositionsparteien eine Antipathie hervorrufen, die jetzt nicht vorhanden ist. Bei einer solchen Stimmung des russischen Volkes wäre es aber der zarischen Regierung alsdann ein Leichtes, jede gewährte Konzession ohne weiteres wieder zurückzunehmen. Solche Erwägungen werden natürlich so welterfahrene Männer wie die Unterhändler in Amerika gleichfalls anstellen. Für jeden politischen Kopf kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Judenfrage in Rußland sich nur als ein Teil der russisch-politischen Gesamt-Probleme darstellt, und daß die Judenfrage heute nicht mehr isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit der Verfassungsfrage gelöst werden kann.

Es mag sein, daß auch heute ein kleiner exklusiver jüdischer Kreis in Rußland, der die Fühlung mit der Masse seiner Glaubensgenossen verloren hat, von einer anderen Lösung träumt. Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß die Masse der Juden in Rußland sich mit der Masse des russischen Volkes solidarisch fühlt, und diese Elemente sind politisch reif genug, um diese Solidarität nachdrücklich auch in der Oeffentlichkeit zu betonen. Das angesehene jüdische Organ „Der Fraind" in St. Petersburg schreibt bereits in seiner Nummer vom 14. August, daß Sonderbegünstigungen niemals in Frage kommen könnten und daß es sich nicht um Einwirkungen auf diese oder jene Person handeln könne, sondern um die Ersetzung des jetzigen Systems durch ein anderes: „Ohne Rücksicht darauf, daß Ihr in dem freien Amerika lebt und wir hier in Rußland nur das Wort Freiheit zu hören bekommen, so haben wir dennoch die Vorstellung, die Ihr von uns haben könntet, überlebt . . . . Hunderttausende des jüdischen Volkes haben mit dem System des Fürbitteneinlegens gebrochen und wollen nicht mehr zu diesem System zurückkehren".

Solche interessanten Aeußerungen sind dazu angetan, der reaktionären „Nowoje Wremja" ihr Spiel zu verderben; sie möchte so gern die russischen Juden in den Augen der liberalen Westeuropäer als Fahnenflüchtlinge diskreditieren, die für kleine Sondervorteile sogleich bereit sind, die gemeinsame Sache des gesamten vorwärtsstrebenden russischen Volkes preiszugeben."

„Deutschland allzeit voran."

Das neue holländische Ministerium zählt zu seinen Mitgliedern einen Juden, den Dr. jur. van Raalte, der sich etwa keineswegs besonders lebhaft nach dem Portefeuille gedrängt hat. Es mußte ihm vielmehr sehr dringend zugeredet werden, ehe er sich zur Annahme entschlossen hat. Der preußische Justizminister Schönstedt hat in Herrn Dr. Raalte einen Ressortkollegen. Sollte einmal eine internationale Konferenz der Justizminister stattfinden — was ja heutzutage und zumal bei Nachbarländern keineswegs ausgeschlossen ist — dann dürfte der preußische Justizminister, dem es ja so sehr schwer fällt, einen noch so befähigten jüdischen Juristen anzustellen oder gar avancieren zu lassen, wohl einigermaßen in Verlegenheit geraten. Im Uebrigen gab es in Holland schon vor fünfzig Jahren einen jüdischen Justizminister Godefroi, während in Deutschland noch heute manche Teutonen die Krämpfe kriegen, sobald einmal ein jüdischer Rechtsanwalt zum Notar ernannt oder ein jüdischer Assessor in einem entlegenen Nest als Richter angestellt wird.

Und nun lese man die langen Listen der Ernennungen, Beförderungen und Ehrungen von Juden in Frankreich, Italien, England, den Vereinigten Staaten und selbst in dem stark antisemitisch infizierten Oesterreich. Daß es bei uns in Deutschland so ganz anders ist, bedauert Schreiber dieser Zeilen keineswegs vorzugsweise im Interesse der hintangesetzten deutschen Juden, da er auf dem, allerdings vielleicht anfechtbaren, Standpunkt steht, daß Jeder, der ein Staatsamt übernimmt, ein großes Opfer bringt, indem er mehr oder weniger seine Freiheit und Unabhängigkeit, sein Behagen und selbst sein persönliches Glück preisgibt, sondern im Interesse des deutschen Vaterlandes, das sich um die Dienste tüchtiger und strebsamer Talente bringt.

Welche Kräfte ein Land auf diese Weise verliert, das sieht man so recht an den selbst den Amerikanern imponierenden, geradezu ungeheueren Erfolgen der unter den ungünstigsten Bedingungen den Kampf ums Dasein auf dem heißen Boden amerikanischer Großstädte aufnehmenden Einwanderer aus Rußland. Es sind keineswegs blos wirtschaftliche Erfolge, um die es sich handelt, sondern um solche auf nahezu allen Gebieten menschlicher und bürgerlicher, nicht zuletzt wissen-

schaftlicher und künstlerischer Betätigung. Selbst die einwandernden russischen Jüdinnen entwickeln eine erstaunliche Energie. Vor kurzem erst erzählten die Zeitungen die Geschichte des Fräulein Pastor, das als Zigarrenarbeiterin sich zu einer erfolgreichen Schriftstellerin ausbildete und dann eines der angesehensten Mitglieder der New Yorker Plutokratie heiratete. Was aber will das sagen im Vergleich mit der Energie und Zähigkeit einer anderen russischen Landsmännin, die kürzlich in New York zur Anwaltspraxis zugelassen worden ist.

Sophie Rosenberg hatte in Warschau das Gymnasium mit den höchsten Ehren absolviert. Die Zarin überreichte ihr eine Silbermedaille, was damals großes Aufsehen machte, weil die Empfängerin eine Jüdin war. Von der Unterrichtsbehörde wurde sie als Dozentin für Sprachen, deren sie sieben beherrschte, angestellt. Sie heiratete alsdann einen Herren Mayer, den ersten Sekretär des österreichischen Konsuls, worauf das junge Paar nach den Ver. Staaten auswanderte. In Cleveland, wo die junge Frau Verwandte hatte, übernahm Herr Mayer eine Stelle als Zeichner in einem Architektenbureau an, entschloß sich aber 1885 zum juristischen Studium und wurde 1892 Rechtsanwalt. Als Herr Mayer zu erblinden drohte, entschloß sich Frau Mayer selbst Jura zu studieren, denn sie hatte für ihren Mann und für — sechs Kinder zu sorgen. Im Juni bestand sie glänzend das Staatsexamen und nun ist sie als Anwalt zugelassen worden.

Tausende strebsamer Leute müssen Jahr aus, Jahr ein Rußland verlassen, das doch nichts so sehr braucht als tüchtige Menschen. Hunderte von Talenten entzieht sich selbstmörderisch auch das deutsche Vaterland, weil es leider nicht „allzeit voran" ist, sondern sich in der Behandlung der Juden nicht zwar von Rußland und Rumänien, wohl aber von sämtlichen Kulturstaaten der Welt beschämen und durch das Lärmen etlicher dornierter Politiker ins Hintertreffen drängen läßt.

Vom Grafen Pückler.

Der „Dreschgraf" wird den Antisemiten zusehends unbequemer. Daher nehmen auch diejenigen antisemitischen Gruppen, die von Anfang an dem gräflichen Agitator mißtrauisch gegenübergestanden haben, wiederholt Veranlassung, weit von ihm abzurücken. Das Organ des „Deutschen Volksbundes" unterzieht die Frage einer näheren Erörterung, auf welche „Führer"-Qualitäten Graf Pückler denn eigentlich in der antisemitischen Bewegung Anspruch machen könne, und kommt dabei zu dem Resultat, daß er jeglicher Eigenschaften eines Führers ermangele und am „Herrenwahn" leide. Aus der Beweisführung sei folgender nicht uninteressanter Abschnitt im Wortlaut wiedergegeben:

Der Schreiber dieses Aufsatzes hat einmal einen Vortrag mitangehört, worin der Graf ziemlich wörtlich sagte: „Der liebe Gott hält sein Wort; die Juden sind sein auserwähltes Volk, und sie werden, wenn sie im Lande ihrer Väter versammelt sind, noch eine große Kulturmission zu erfüllen haben. Wir dürfen die Juden nicht hassen, den sie sind unsere Nächsten (!); wir sollen für sie beten zu Jehowah, daß der Herr Christus wieder auf die Erde komme und sie alle auf die Knie fallen und Buße tun in Sack uud Asche."

Nun, aber einstweilen sollen wir sie an die Laternenpfähle hängen und pitsch-patsch hinter die Ohren schlagen, den roten Manasse und die greuliche Sara, das dicke Biest.

Wer soll daraus klug werden? Wer will einen Heros anerkennen, der die Juden für unsere Nächsten und für das auserwählte Volk hält, der zu Jehowah betet und sich von einer Kulturmission (!) dieses Volkes für unser Germanien Segen verspricht? Wen gelüstet es nach den Segnungen einer solchen Kultur?

Nein, da fassen wir allerdings unsere Zeit etwas anders auf. Und nun, wo Pückler „modern" wird und all das semitische Elend wieder vor sich sieht — was macht er da? Er droht, ohne die Drohung auszuführen. „Jetzt, wenn wir auf die Straße treten, wollen wir die Judenläden plündern und alle Juden, die uns begegnen, totschlagen." Und er tritt auf die Straße, setzt sich in eine Droschke und fährt ins Deutsche Wirtshaus, wo keine Juden zum Totschlagen sind, oder nach dem Bahnhofe, um nach Klein-Tschirne zu reisen. Die Rabaubrüder aber bleiben vor dem Versammlungslokale stehen, prügeln sich womöglich untereinander und lassen sich von germanischen Schutzleuten auseinandertreiben. Das soll ein Anführer sein?

Freilich, Pückler ist Graf und Rittergutsbesitzer; er hält nur die Fahne hoch. Das übrige, das Totschlagen, hat das „Volk" zu besorgen. Oder er nimmt in der nächsten Versammlung und vor allem vor Gericht alles zurück und sagt, er habe das bloß bildlich gemeint. Wie nun — ist das ein Führer?

Als Graf Pückler zum ersten Male den Mund auftat und ein sackgrobes Wort gegen die elende Judenknechtschaft losließ, da horchten auch wir auf nnd dachten: Wie, sollte da hinten in Klein-Tschirne wirklich ein Mann mit klangvollem Namen mit in die radikale Kerbe hauen und „die da oben" ein wenig wachzurütteln versuchen? Und nun dieses Getreide ohne Ziel und Zweck!

Wir dachten, vorerst würde sich der Graf mal ein wenig auf seine pp. Hosen setzen und die ganze große, so unendlich wichtige und schwierige Frage studieren, um sich zu einem brauchbaren Führer heranzubilden. Aber er verstand eben unsere Zeit nicht und glaubte, mit ein paar Schlagwörtern und kräftigen Flüchen und — mit dem guten Willen sei dieser Gefahr zu begegnen. Ein verhängnisvoller Irrtum, und dazu echt junkerlich — Herrenwahn!

So sehen wir denn in dem Grafen Pückler einen opferfreudigen und tiefüberzeugten, fanatischen Schwärmer, der zur Mitarbeit an unserm Werke absolut nicht zu gebrauchen ist. Und das wird auch nicht anders werden, solange er auf eigene Faust — mit oder ohne einen Sancho Pansa — seine Donquichotterien unternimmt."

Die „Deutsche Hochwacht" polemisiert in ihren weiteren Ausführungen gegen ein Phantom wenn sie behauptet, die „gegnerische Presse" lasse die antisemitische Bewegung in der Person Pücklers gipfeln; das ist nirgends geschehen. Auch ganz losgelöst von der Person Pücklers, ist und bleibt die antisemitische Bewegung für eine Kulturnation eine Schmach. Recht interessant ist jedoch noch der folgende Zusatz des antisemitischen Blattes:

Graf Pückler hat nie den antisemitischen Organisationen einen Einfluß auf sich eingeräumt; sie können also auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden — mit Ausnahme allerdings eines Falles, wo man von einer einzigen Seite aus mit ihm Geschäfte machte."

Herrn Bruhn, dem smarten Verleger der „Staatsbürgerztg." und einstigen Manager des Antisemitengrafen wird also hier wieder einmal von „befreundeter" Seite bescheinigt, daß er den Grafen Pückler geschäftlich ausgebeutet hat.

An den letzten Pücklerprozeß in Glogau knüpfen schlesische Blätter noch einige beachtenswerte Betrachtungen. Zunächst ist der immerhin sonderbare Umstand zu verzeichnen, daß der gräfliche Angeklagte wiederum nicht die Anklagebank zu betreten genötigt war. Graf Pückler pflegt die odiöse Anklagebank stets zu meiden und sich — wir haben das in Glogau schon wiederholt selbst bemerkt — seitlich der Anklagebank an der zu dieser gehörigen offenen kleinen Tür aufzuhalten. Nun liegt gewiß keine Notwendigkeit vor, daß jeder Angeklagte auf die Anklagebank muß, ja die Institution einer Anklagebank ist überhaupt entbehrlich; aber solange man sie hat, muß sie zum unfreiwilligen Aufenthalt für alle Angeklagten dienen. Wir erinnern uns auch, daß die Glogauer Strafkammer sonst die Angeklagten stets höflich auffordert, jenen ominösen Raum zu betreten. Man sollte auch von der geringsten unterschiedlichen Behandlung absehen, auch entweder allgemein vom „Herrn Angeklagten" sprechen, was wir durchaus billigen, oder allgemein schlankweg von „dem Angeklagten"! Aber auch sonst noch bot die Verhandlung manches Bemerkenswerte. Das gilt namentlich von der Handhabung der Sitzungspolizei durch den Vorsitzenden der Ferienstrafkammer. Es ist geradezu unglaublich, was sich der edle Graf wieder mal vor einem deutschen Gerichtshof herausnehmen konnte, ohne in Ordnungsstrafen genommen zu werden. Auf eine Vorhaltung des Vorsitzenden sagte Graf Pückler: „Das können Sie nicht beurteilen". Erregt wandte sich der Vorsitzende gegen den Zu-

hörraum, aus dem ob dieser Bemerkung des Edlen Heiterkeit ertönte, und verbat sich solche fürderhin. Von einer Ordnungsstrafe blieb der Herr Graf auch dann verschont, als er in seiner Verteidigungsphilippika, zu deren Anfertigung ihm die behaglichen Räume des Glogauer Gerichtsgefängnisses sieben Tage Zeit und Gelegenheit boten — er hatte sie sogar schriftlich fein ausgearbeitet und nachher dem Glogauer konservativen Blatte überlassen — sagte: „Die Glogauer Gerichte nehmen leider stets gegen die Gutsvorsteher und Rittergutsbesitzer Partei", also den Glogauer Gerichten direkt den Vorwurf der Parteilichkeit machte. Ungerügt blieb ebenso die weitere Bemerkung Pücklers: „Leider befinden sich die Glogauer Behörden stets auf Seiten der Feinde des Vaterlandes." Anderseits aber bot die ganze Verhandlung, wie der „Niederschl. Anz." sehr richtig bemerkt, ein Bild von der grenzenlosen Zerfahrenheit und des Verfalls Pücklers, sodaß man eigentlich eine sechswöchige Untersuchung Pücklers in einer Irrenanstalt erwartet hatte. Das Gericht scheint ja auch in der Tat gewisse Bedenken in Bezug auf den Geisteszustand Pücklers gehabt zu haben. Sonst würde bei der Roheit des gräflichen Vorgehens das Urteil kaum zu verstehen sein. Die 350 Mark Geldstrafe werden jedenfalls den Grafen wenig treffen. Vielleicht bringt der Graf nächstens wieder mal wie 1899 ein „Hoch auf das liebe, brave Landgericht Glogau" aus — über schlechte Behandlung kann er ja wirklich nicht klagen. Derselbe Gerichtshof hat unmittelbar darauf die Dienstmagd Schirschnitz aus Polkwitz wegen Rückfallsdiebstahls, begangen durch Entwendung von fünfunddreißig Pfennigen aus einem Kästchen, und wegen Sachbeschädigung, begangen durch Einschlagens eines Fensters, wie der „N. Anz." berichtet, zu zwei Jahren ein Monat Zuchthaus verurteilt.

Seit dem Tage der Haftentlassung hält sich Pückler auf seinem Gute Klein-Tschirne auf und spielt sich mehr als je als König in seinem kleinen Reiche auf. Alle Morgen wird drei Stunden lang geritten und es muß sozusagen alles, was ein Bein hat, an den Ritten teilnehmen. Die Pücklergarde zählt gegenwärtig sieben Köpfe und setzt sich zusammen aus den drei Wirtschaftsbeamten, dem Gärtner, Käser, Stellmacher und dem Kutscher. Punkt 5 Uhr meldet der Diener dem Grafen, daß das Reitervolk auf dem Hofe versammelt sei, und bald erscheint der Graf, seine Mannen mit einem jovialen „'n Morgen Polen!" begrüßend. Die Reiter sind natürlich uniformiert und zwar tragen sie blaue Westen, rote Jacken und als Kopfbedeckung einen „Burenhut" mit Feder, recht buntscheckig. Die Auszeichnung des Adjutanten besteht in einem goldenen Eichenblatt am Kragen. Wie die wilde Jagd geht es über Felder und Gräben und attackiert werden jetzt nur noch die eigenen Leute, die „Polenmädels und so", denen die Attacken riesigen Spaß machen. Graf Pückler gedenkt, in 2—3 Wochen wieder eines seiner Reiterfeste zu veranstalten, wozu die Bauern aus der Umgegend eingeladen werden sollen. Er tritt mit seinen Attacken bereits vor die Oeffentlichkeit und so hatten beispielsweise die Passagiere des Frühzuges an einem der letzten Sonntage das Vergnügen, eine Attacke mitzuerleben. Graf Pückler attackierte nämlich seine auf dem Felde an der Bahnstrecke arbeitenden Leute, gerade als der Zug vorbeifuhr, nach dem Kommando „Stoppen" hieß es „zum Parademarsch formieren" und dann ging es neben dem Zuge her und mit ihm um die Wette.

Aus dem antisemitischen Lager.

Eine antisemitische „Abhandlung". Unter der Ueberschrift „Was unsere Väter von den Juden schrieben" veröffentlicht die „Staatsbürgerztg." eine „Abhandlung" von einem gewissen Rosse, die, an sich absolut wertlos, weil charakteristisch für die antisemitische Methodik, unsere Aufmerksamkeit verdient.

Die Antisemiten lieben, um ihre Blöße zu bedecken, wissenschaftliche Gewandung. Wie das klingt: „Abhandlung!" Die Abhandlung besteht aus 204 Zeilen, von denen der Verfasser 147 Zeilen aus der Gottfriedschen Chronik des 17. Jahrhunderts abgeschrieben hat. Ganze 57 Zeilen also sind eigener Rossegeist. Diese 57 Zeilen zerfallen in zwölf Teile, die dazu dienen, ein Dutzend Excerpte einzuleiten, jedesmal zu verbinden und abzuschließen. Also irgendwelcher Geist kann in dieser Rosse-Abhandlung gar nicht stecken. Es ist eine Art Quartaner-Aufsatz, in welchem mechanisch eine Reihe gegebener Sätze zusammengekoppelt sind. Das wird in dem Hauptantisemitenblatt der Reichshauptstadt den antisemitischen Lesern als eine „Abhandlung" vorgesetzt.

Es muß also das wesentliche in den Excerpten liegen; diese sollen der heutigen Welt enthüllen, was die Väter von den Juden schrieben, oder nach der Rosse-Einleitung „ein anschauliches Bild geben, wie unsere Väter von den Juden dachten."

Zu diesem Zweck läßt der Verfasser der „Abhandlung" den Chronisten Mordgeschichten erzählen, die Juden in Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien in den Jahren 1017 bis 1475 begangen haben sollen. Nämlich: Verspottung der christlichen Religion durch Spielen der Passion an einem Charfreitag, diverse Ritualmorde, Brunnenvergiftung und Wucher. Auch den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg soll ein Jude vergiftet haben.

In jeder andern Zeitung nun würde aus solcher Chronik die Moral gezogen worden sein, wie entsetzlich einfältig und barbarisch in mancher Hinsicht unsere Väter waren. An die Brunnenvergiftung scheint selbst die Rosseweisheit nicht mehr zu glauben, denn es heißt in der 16 Zeilen langen Einleitung:

„Mag auch manches, was in der Chronik den Juden vorgeworfen wird, unwahr sein, daß ihnen aber derartiges zugeschrieben wird, gibt uns ein Bild von der Meinung der Väter über sie. Vieles davon gehört noch heute zu den ständigen Vorwürfen gegen die Juden, wie Verächtlichmachung der christlichen Religion, Ritualmord, Wucher".

Die „Staatsbürgerztg." und ihr Gelehrter Rosse verfolgen vielmehr den Zweck, den heutigen Christen das Beispiel ihrer Väter zur Nachahmung zu empfehlen, da es mit dem Grafen Pückler einstweilen wohl aus ist. Aber dazu hätte der blöde Chronist aus dem 17. Jahrhundert nicht erst ausgegraben zu werden brauchen. Man hätte die Konitzer, die Kischinewer und andere Zeitgenossen als Zeugen für die Schlechtigkeit der Juden anrufen können. Herr Rosse hätte das gewiß in einer ebenso geschickten und gelehrten „Abhandlung" besorgt und mit seinem Rossegeist die antisemitischen Leser erfüllt.

An den nächsten Berliner Stadtverordnetenwahlen will sich auch die neugegründete krypto-antisemitische „Mittelstands-Vereinigung" beteiligen. Die Vereinigung, die angeblich durch den in corpore erfolgten Beitritt der Handwerkerinnungen etwa 20 000 Anhänger besitzen soll, will jedoch nur dort eigene Kandidaten aufstellen, wo die alten Parteien die Forderungen der Vereinigung abgelehnt haben. Die Vereinigung, aus der der antisemitische Abg. Bruhn vor einigen Wochen ausgetreten sein soll, bezeichnet sich selbst als politisch farblos, in den Satzungen heißt es auch unter c: „Parteipolitische und religiöse Bestrebungen sind ausgeschlossen!" In der Praxis hat das Eingreifen der Mittelstands-Vereinigung in die politischen Wahlen aber bisher regelmäßig zu einem Zusammenwirken mit den Antisemiten und dem Bund der Landwirte geführt. Bei den Wahlen zur Berliner Stadtverordneten-Versammlung wird es wahrscheinlich nicht anders sein.

Der Zwist im Lager der sächsischen Antisemiten verspricht noch manchen Beitrag zu dem schier unerschöpflichen Kapitel antisemitischer Charakterlosigkeit. Die Dresdner „Deutsche Wacht“, das bisherige offizielle Organ der sächsischen Reformpartei, dem dieser Charakter aber vor einigen Wochen auf Betreiben des antisemitischen Reichs- und Landtagsabg. Zimmermann abgesprochen worden ist, revanchiert sich hierfür durch die aktenmäßige Feststellung, daß Herr Zimmermann, der Führer der Reformpartei in Sachsen, schon seit Jahren mit den Konservativen, denen er das langersehnte Landtagsmandat zu verdanken hat, liebäugele und diesen direkt Zutreiberdienste leiste. So hat Zimmermann u. a. im 25. sächsischen Wahlkreise die Aufstellung einer antisemitischen Kandidatur zugunsten des konservativen Parteiführers Opitz zu hintertreiben gesucht, allerdings ohne Erfolg; die Reformpartei dieses Kreises stellte sich in schärfsten Gegensatz zu dem „Chef“ der Partei und beschloß ein selbstständiges Vorgehen durch Aufstellung eines eigenen Kandidaten. Dadurch hat es die Reformpartei freilich auch bei dem Bunde der Landwirte verschüttet, der durch die „Sächs. Pol. Nachr.“ ihr folgendermaßen den Text liest:

„Wenn die Reformer ihre Aufgabe allerdings darin erblicken, ihren besten Bundesgenossen — den Bund der Landwirte — zu bekämpfen, so wird für die Zukunft eine recht traurige Aussicht eröffnet. Herr Zimmermann ist weitsehend genug, um die üblen Folgen dieses Vorgehens klar zu erkennen, und es ist schlimm, wenn sich Parteiangehörige gegen die bessere Einsicht des Führers auflehnen. Die Reformer im 25. ländlichen Wahlkreise arbeiten so im Interesse unserer schlimmsten Gegner, der Freisinnigen und Sozialdemokraten.“

Die „Deutsche Wacht“ kanzelt daraufhin Herrn Zimmermann und seine neuesten Bundesgenossen, wie folgt, ab:

„Hier werden also in größter Schamlosigkeit echt deutsche und nationale Männer als Vorfrucht der Sozialdemokratie denunziert, weil sie den zwischen den Herren Mehnert und Zimmermann abgeschlossenen Kuhhandel nicht mitmachen und der eigenen Partei zur politischen Bedeutung verhelfen wollen. Herr Zimmermann aber wird gelobt, weil ihn seine „bessere Einsicht“ glücklich von den radikalen Wasserstiefeln bis in die reinen Höhen der Geheimratsluft geführt hat. Wahrlich, ein Schauspiel für Götter spielt sich vor unseren Augen ab: Herr Zimmermann Arm in Arm mit seinen früheren verbissensten Feinden Mehnert und Opitz, die eigenen Parteigenossen in die Schranken fordernd, weiter dürfte es wohl nimmer gehen!“

Es gibt freilich böse Leute, welche die Entrüstung der „Deutschen Wacht“ als recht deplaziert ansehen, welche der Meinung sind, wenn der Krakehl zwischen Zimmermann und der Gefolgschaft der „Deutschen Wacht“ nicht störend dazwischen gekommen wäre, so hätten auch die „Wachtmänner“ über den Kuhhandel Zimmermanns den Mantel antisemitischer Nächstenliebe gehängt. Kann schon stimmen!

Die „Deutsche Hochwacht“ und die pommersche Geistlichkeit. Ein betriebsamer sozialdemokratischer Agitator, der Stettiner Schuhwaarenhändler Appel, hat in einem hektographierten Schreiben an eine Reihe pommerscher Geistlicher diese gebeten, ihm die Liste ihrer Konfirmanden mitzuteilen, damit er deren Eltern Offerte machen könne. Das Schreiben bekundete eine bei einem sozialdemokratischen Agitator — Appel war auch sozialdemokratischer Kandidat bei der letzten Reichstagswahl in dem jetzt durch den Antisemiten Krösell vertretenen Wahlkreise Pyritz-Saatzig — recht befremdliche „Vorurteilslosigkeit“, und der „Vorwärts“ hat denn auch wenige Tage nach Bekanntwerden dieses Zirkulars dem Schreiber einen parteioffiziellen Rüffel erteilt. Die jetzt in Stettin erscheinende antisemitische „Deutsche Hochwacht“ hat aber nichts Eiligeres zu tun, als Herrn Appel — wohl aus Dankbarkeit für die sozialdemokratische Unterstützung der Wahl des Herrn Krösell — helfend zur Seite zu springen, indem sie zu der Mitteilung über das Sammeln von Konfirmandenlisten durch ihren sozialdemokratischen Schützling folgendem Kommentar gibt:

„Die „Auserwählten“ beziehen seit Jahren gegen koscheres Geld Listen der Kinder, die eingesegnet werden sollen und schlachten diese Listen und mithin die Konfirmation geschäftlich aus. Als Juden und Anhänger des Talmud dürften dieselben die christliche Religion und deren Vertreter mindestens ebenso scharf bekämpfen, wie ein „Zielbewußter“. Wenn diesen findigen Israeliten mit „Vorurteilslosigkeit“, um das Wort der „Ostsee-Zeitung“ zu gebrauchen, von beamteter Seite die Konfirmandenlisten zur Verfügung gestellt werden, so sehen wir keinen Grund, warum der Gewährsmann der „Ostsee-Zeitung“, der freisinnige Herr Pfarrer, sich gerade über Herrn Appels Schreiben aufregt. Herr A. betritt doch mit seinem Schreiben keine Schleichwege, sondern wendet sich offen an die Spitze, unter deren Amtstätigkeit seit vielen Jahren der widerliche Handel mit Konfirmandenlisten geblüht hat, wahrscheinlich doch in dem Glauben, daß die Geistlichen diesen Handel nicht nur dulden, sondern sogar unterstützen. Tatsache ist, daß in Stettin jeder unterrichtete Kaufmann weiß, daß dieser Handel in voller Blüte steht. Nicht Eingeweihte werden erstaunt sein, wenn sie an ihre Konfirmanden oder deren Eltern die Frage richten, ob sie zur Konfirmation mit Preislisten, Reklameschriften belästigt wurden? Fast ohne Ausnahme wird diese Frage mit ja beantwortet werden, denn nicht nur Stettin mit Vororten, sondern selbst entlegene Dörfer sind bearbeitet. Da nun die Konfirmanden mit „Vorurteilslosigkeit“ ausnahmslos von jüdischer Seite bearbeitet wurden, werden sie zum christlichen Ehrentage nach den jüdischen Geschäftshäusern dirigirt. Genosse Appel hält sich jedenfalls nicht für schlechter als wie die Juden und bittet auch um sein täglich Brot, welches ihm von jener Seite abgetrieben wird wie manchem braven, deutschen Handwerker und Kaufmann“.

Mit Bezug auf diese giftigen Ausstreuungen veröffentlicht nun die „Ostsee Ztg.“ das folgende ihr von dem Pastor primarius an St. Jakobi, Dr. Konrad Scipio, zugegangene Schreiben:

„Vor einigen Tagen ging mir Nr. 186 eines mir bis dahin unbekannten von Antisemitismus triefenden Stettiner Blättchens „Deutsche Hochwacht, unbestechliche völkische Tageszeitung“ anonym unter Kreuzband aber mit dem Namenstempel des Blattes zu. Darin war roth angestrichen die von der „Ostsee-Ztg.“ neulich gebrachte Mitteilung über das Sammeln von Konfirmandenlisten durch Herrn Appel wiedergegeben u. A. mit folgendem Zusatz: (folgt das obige Citat)

Diese Auslassung mir roth angehakt zuzusenden, kann für eine einfach menschliche Logik nur dann Sinn und Verstand haben, wenn damit der Unterstellung Ausdruck gegeben werden soll, daß ich irgendwie mit dem dort besprochenen Handel mit Konfirmandenlisten in Beziehung stände. Der Eindruck solcher Insinuation wird auch nicht abgeschwächt durch eine gewundene Retraktation in der heutigen Nr. 194 desselben Blattes. Nicht um des Blattes willen, das ich gern seinem „völkischen“ Gewissen überlasse, sondern um unserer Gemeinde willen, erkläre ich Folgendes: Innerhalb der vollen zwanzig Jahre, während deren ich jetzt an St. Jakobi als Prediger und Seelsorger arbeite, ist mir nie in irgend einer Weise eine derartige Zumutung der Geschäfte treibenden Kreise unserer Bevölkerung, wie sie das Blatt charakterisiert, bezüglich der Mitteilung von Konfirmandenlisten oder dergl. zu Theil aber auch nur bekannt geworden und eben so wenig habe ich deshalb zu derartigen Zumutungen Stellung nehmen müssen. Die ganze Sache ist mir zum ersten Male durch Nr. 186 der „Deutschen Hochwacht“ von diesem Jahre bekannt geworden.

Es ist mir einerlei, ob die Eltern meiner Konfirmanden die betreffenden Einkäufe bei Evangelischen, Katholischen, Juden oder Dissidenten machen, ich wünsche ihnen nur, daß sie bei anständigen Kaufleuten gut und preiswert kaufen können. Die Sekte der Nazarener hat von ihren Anfängen an auf Rassen, Hautfarbe der Menschen oder die Verschiedenheit theoretischer Ansichten nicht gar großes Gewicht gelegt.“

Vermischtes.

Prof. Franz Reuleaux †. Durch das am 19. d. Mts. erfolgte Hinscheiden des berühmten Technologen, welcher eine Zierde der deutschen Wissenschaft war, hat auch der Verein zur Abwehr des Antisemitismus einen seiner Mitbegründer verloren, der an den Bestrebungen des Vereins bis an sein Lebensende regsten Anteil genommen hat. Das Andenken dieses ausgezeichneten Mannes wird von seinen Mitstreitern im Verein alle Zeit in Ehren gehalten werden.

Die „Allgemeine deutsche Universitätszeitung“, mit der medizinischen Beilage „Aeskulap“ hat nach zwanzigjährigem Bestehen ihr Erscheinen eingestellt. Die Allg. d. Universitätszeitung“ war wohl das einzige akademische

Organ, das die reaktionären Strömungen im akademischen Leben und insbesondere auch den Antisemitismus auf den Universitäten entschieden bekämpfte. Ihre Leitung lag bis zuletzt in den Händen des Geh. Sanitätsrats Dr. Küster, der auch in den achtziger Jahren die Reformburschenschaftsbewegung ins Leben gerufen hat.

Die „Kreuzztg." entrüstet sich ganz furchtbar über folgende in mehreren Berliner Blättern enthaltene Mitteilung:

„Der Rabbinatskandidat Dr. Julius Cohen in Berlin, Sebastianstraße 21, und der Obertertianer Karl Glaser in Charlottenburg, Lutherstraße 52, haben am 29. Juli v. J. den Studenten der Medizin Georg Fischer aus Charlottenburg und am 11. August v. J. den Rabbinatskandidaten Theodor Pelz aus Berlin vom Tode des Ertrinkens gerettet. Der Regierungspräsident von Potsdam bringt diese Taten lobend zur öffentlichen Kenntnis. Bemerkenswert ist dabei, daß diesmal nicht nur der Mut und die Entschlossenheit, sondern ausdrücklich auch die Selbstverleugnung hervorgehoben wird, von denen die Taten zeugen."

Das Hauptorgan der Konservativen hält es nun für „keine Schmeichelei", „wenn jemandem — sei er nun Deutscher oder Jude — eine gute Tat als ein besonderer Akt der Selbstverleugnung angerechnet wird". Das kommt immer auf den Einzelfall an, so generell wird die „Kreuzztg." auch kaum diesen Satz gemeint haben. Im übrigen hat das die liberale Presse auch gar nicht behauptet, sondern der Regierungspräsident von Potsdam, der der „Kreuzztg." viel, viel näher stehen dürfte als den Liberalen.

Zu der Errichtung der Gießener Bismarcksäule ist — was an sich in keinerlei Hinsicht bemerkenswert wäre — auch durch Spenden aus jüdischen Kreisen beigetragen worden. Die „Deutsche Volkswacht", das Organ der hessischen Antisemiten hat jedoch, als sie dies hörte, einen förmlichen Wutanfall bekommen. Bei der Begrüßung der zum Festkommerse erschienenen Gäste hatte der Sprecher der Studentenschaft ganz beiläufig gesagt:

„Herr Kommerzienrat Heichelheim hat das getan, was jedem Studenten, solange es überhaupt eine Poesie des Studentenlebens gibt, äußerst willkommen ist: er hat uns mit ein paar hundert Mark unter die Arme gegriffen."

Wutschnaubend schreibt hierzu die „Deutsche Volkswacht":

„Besteht denn die ganze Poesie des Studentenlebens nur in einigen hundert Mark Judengeld? Sollte das wirklich die Anschauung der gesamten Gießener Studentenschaft sein? Dann können uns diese Herren herzlich leid tun. Wenn die Herren Studenten diesmal auf die finanzielle Unterstützung nicht studentischer Kreise angewiesen waren, dann hätten sich in Gießen gewiß noch national gesinnte deutsche Männer gefunden, die zu diesem Zwecke gern ihr Scherflein beigetragen hätten man brauchte dann nicht zu den Juden betteln zu gehen. Es sei nur daran erinnert, daß s. Zt. seitens der sonst so „freisinnigen Gießener Bürgerschaft recht ansehnliche Beträge zur Errichtung eines Bismarckdenkmals auf dem Taufstein aufgebracht wurden. Wir glauben, der selige Bismarck würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß die Gießener Bismarcksäule nur mit Hilfe jüdischen Geldes erbaut werden konnte."

In der nächsten Nummer sah sich jedoch das Antisemitenblatt zur Aufnahme folgender Erklärung des Rektors der Gießener Universität genötigt:

Rektorat
der Ludwigs-Universität. Gießen, 12. August 1905.

In Nr. 60 der „Deutschen Volkswacht" vom 5. August d. J. findet sich eine falsche Darstellung der Art, wie sich Herr Kommerzienrat Heichelheim an der Bismarcksäule beteiligt hat, die mit Rücksicht auf den gleichzeitig vorgenommenen groben Ausfall gegen seine Beteiligung eine Zurückweisung und Aufklärung des Sachverhalts von mir verlangt.

1) Die Gießener Studentenschaft ist nicht „zu den Juden um eine finanzielle Unterstützung betteln gegangen," sondern Herr Kommerzienrat Heichelheim hat mir aus freiem Antriebe einen freiwilligen Beitrag zu dem Bismarckturm übergeben.

2) „Die Herren Studenten waren diesmal nicht auf die finanzielle Unterstützung nichtstudentischer Kreise angewiesen;" der Bismarckturm wäre auch ohne den freiwilligen Beitrag des Herrn Heichelheim aus eigenen Beiträgen der Studentenschaft und von Dozenten der Landesuniversität errichtet worden.

3) „Der selige Bismarck würde sich dreimal im Grabe herumdrehen," wenn er den groben Ausfall in Ihrem Blatte noch hören könnte, denn die Bedeutung des Bismarckturmes als nationales Denkmal der Gießener Studentenschaft wird durch den generösen freiwilligen Beitrag des Herrn Kommerzienrats Heichelheim in keiner Weise herabgewürdigt.

Ich ersuche Sie auf Grund des Preßgesetzes die Aufnahme dieser Mitteilung in die „Deutsche Volkswacht" gefl. veranlassen zu wollen und bitte um Zusendung eines Beleges.

gez. Vossius.

Die agrarisch-antisemitische „Deutsche Tageszeitung" hatte in ihrer sattsam bekannten gehässigen Weise einem freisinnigen Berliner Blatt anläßlich einer Polemik insinuiert, dasselbe sympathisiere mit den Arbeitgebern der Berliner Pelzwarenbranche, weil sie Israeliten seien. Dazu schreibt nun die „Neue Pelzwarenzeitung": Unter den sechs Vorstandsmitgliedern des Arbeitgeberverbandes der Berliner Pelzwarenbranche sind fünf evangelischer Konfession, und unter den 280 Mitgliedern des Arbeitgeberverbandes befinden sich nur 35 Israeliten. Es ist, bemerkt das Fachblatt dazu mit Recht, der „D. T." vorbehalten geblieben, in rein wirtschaftliche Kämpfe die Konfessionsfrage hineinzuziehen.

Griechen und Juden in Rumänien. Die Griechenfrage ist jetzt wie der „Frankf. Ztg." aus Bukarest geschrieben wird, an der Tagesordnung. Das ist für die Antisemiten eine sehr unangenehme Ueberraschung. Wohl haben sie im Grunde als politische Macht längst ausgespielt, aber in latentem Zustande wirkt der Antisemitismus fort, — und wohl kaum ein maßgebender Faktor der Politik bleibt von ihm unberührt. Da kamen die Ereignisse in Mazedonien. Es erfolgte die Bildung der Antigriechischen Liga und das Meeting, in dem gegen die von Griechen an Kutzowlachen verübten Verbrechen protestiert wurde. Da scheinen denn unseren Politikern die Augen aufgegangen zu sein, und sie sehen mit einem Mal, was sie bislang nicht gesehen haben oder auch nicht sehen wollten. Sie hatten immer die Judengefahr an die Wand gemalt, hatten gegen diese angebliche Gefahr in jeder Form gekämpft, hatten sich nicht gescheut, den Juden selbst jene Rechte abzusprechen, wie das der Versammlungsfreiheit und der freien Meinungsäußerung, die von der Verfassung jedem Einwohner Rumäniens gewährt werden; sie hatten den Juden nicht nur jedes öffentliche Amt versperrt, sondern auch die meisten freien Berufe und sogar wirtschaftlich ihnen allerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Und das Ergebnis? Nach den bescheidensten Schätzungen haben 60,000 Juden das Land verlassen; lauter kräftige, tüchtige, arbeitsame Leute, die kein anderes Vaterland als Rumänien kannten und zum Teil als Soldaten treu gedient haben, und die das von ihnen erworbene Gut nie aus dem Lande fortgeschafft hätten.

Während diese fehlerhafte ungerechte Politik systematisch betrieben wurde, ließen sich die Griechen hier häuslich nieder; sie wurden Kaufleute, Dorfwirte, Gutspächter. Obgleich verschiedene bekannte Antisemiten in ihren Schriften wiederholt festgestellt haben, daß die Griechen die Bauern auf's Schlimmste ausbeuten, zogen sie doch daraus keine Konsequenzen und hetzten gegen die Juden weiter. Die Bevorzugung der Griechen ging soweit, daß, während Juden von den Kammern stets mit der Forderung der Bürgerrechte zurückgewiesen wurden, die Griechen dutzendweise das rumänische Bürgerrecht erlangten, ja, bereits in ihrer ersten Generation als Abgeordnete, Bürgermeister usw. die Geschicke des Landes zu leiten berufen wurden. In einer liberalen Kammer befand sich ein Abgeordneter aus Galatz, ein Herr

Sekiaris, der noch nicht einmal die rumänische Sprache erlernt hatte, und es sollen sehr viele angesehene rumänische Politiker, die, wenn nicht der rumänischen Sprache unkundig, doch es vorziehen, unter sich und in ihren Familien griechisch zu sprechen. Diesen Griechen wurde die Erwerbung der bürgerlichen Rechte dadurch erleichtert, daß sie — wie der hochoffiziöse „Conservatorul" selbst konstatirt — auf Grund falscher Atteste als Kutzowlachen sich ausgeben und derart die Vorteile ausnutzen, die ein Absatz der Verfassung den Rumänen, die nicht rumänische Staatsbürger sind, bei Erwerbung des Bürgerrechtes gewährt. Dieser selbe „Conservatorul" findet jetzt sein Herz für die Juden wieder. Er hebt hervor, daß die Juden wohl ihre Fehler hätten, was ja niemand bestreitet, daß sie aber doch gute Patrioten seien, die im Lande bleiben und zur Vermehrung des Wohlstandes und des Fortschrittes desselben im Gegensatz zu den Griechen redlich ihr Teil beitragen. Ob danach zu erwarten ist, daß man den Juden mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, ist fraglich. Ein Schritt zur Besserung erscheint aber getan, und viele von den Antisemiten aller Nüancen im Laufe der Jahre verbreiteten Irrtümer — sonderbarerweise sind hierzulande die eingewanderten Griechen die eifrigsten Judenhetzer — sind jetzt von der öffentlichen Meinung als Irrtümer erkannt worden.

Antisemitische Badeorte, Luftkurorte und Heilanstalten. Ueber die Zustände in Borkum veröffentlicht das „Berl. Tagebl." folgende Zuschrift eines Düsseldorfer Kunsthändlers:

Vor sechs Tagen habe ich in Borkum, Hotel zur Deutschen Warte, eine Gemäldeausstellung mit Verkauf eröffnet. Das Geschäft ging soweit gut. Mittwoch auf Donnerstag wurden nachts an meinen Geschäftsräumen durch mehrere Antisemiten die Eingangstüren, welche an der Straße liegen, durch Fußtritte eingedrückt und zwei Gemälde herausgeholt mit der Bedrohung, dieselben zu zerschlagen, und gleichzeitig gerufen: „Der Jude muß aus Borkum." Der Hausbursche des genannten Hotels hat die Leute aufgefordert, das Lokal sofort zu verlassen. Nach wiederholten Ermahnungen haben sie sich endlich entfernt. Morgens erzählte mir der Bursche den Vorgang, und darauf habe ich Anzeige bei der Polizei erstattet.

Auf Freitag, 11. August hatte ich Gemäldeauktion anberaumt. An diesem Morgen wollte ich in mein Geschäft gehen und sah zu meinem großen Erstaunen in ganz Borkum an allen Häusern, Läden 2c. große Plakate mit der Aufschrift: „Raus mit dem Juden aus Borkum." Um zehn Uhr hatte ich die Auktion anberaumt. Plötzlich kam eine Schar Kinder mit Gewehren (die sogenannte Schwarzweiß-Kompagnie) heranmarschiert, besetzte meine Lokalitäten und fing das sogenannte „Borkumer Lied" zu singen an. Es dauerte keine zwei Minuten, da kam eine große Anzahl Antisemiten und rief: „Der Jude muß hinaus!" Der Tumult wurde so groß, daß ich sofort die dortige Behörde um Schutz ansuchen mußte. Gleich kamen zwei Gendarmen, welche die Kinder und die übrigen ersuchten, aus dem Geschäftsraume zu gehen. Das taten sie auch, aber auf der Straße ging die Sache noch schlimmer, es wurde gerufen: „Wo ist der Jude, heraus mit dem Juden." Ich glaube, es waren ungefähr zwanzig Anführer welche die Kinder antrieben. Die Gendamerie hatte keine Macht, die Tumultuanten von der Straße zu entfernen. Die Sache wurde immer schlimmer, schließlich schossen die Juden aus ihren Gewehren, ob dieselben mit Patronen geladen waren, weiß ich nicht, jedenfalls knallten die Schüsse. So gegen ein Uhr war der Auflauf soweit vorbei, aber von der Kompagnie wurden zwei Mann (Jungen) vor mein Geschäftslokal postiert, um Wache zu halten. Meine Geschäftsräume habe ich vor Furcht schließen müssen, um eventuell nicht verhauen zu werden, und damit meine Gemälde nicht durch Antisemiten zerstört wurden.

Durch meine Aufforderung an den Gendarmen wurden schließlich die sogenannten Rädelsführer um ihren Namen ersucht, ob dieselben ihren Namen richtig angegeben haben, weiß ich nicht.

Mein Logiswirt kam nachmittags zu mir und ersuchte (die Leute, Antisemiten, hätten schon gesagt, daß meine Wohnung besetzt wäre) mich, sofort die Wohnung zu verlassen. Ich habe mich nicht mehr getraut, auf die Straße zu gehen, und ersuchte ich den Logiswirt, mir meine Kleidungsstücke nach meinem Geschäftslokal zu besorgen. Um mich vor weiteren Unannehmlichkeiten zu schützen, habe ich meine Sachen sofort einpacken lassen und bin anderen Morgen $4^1/_2$ Uhr von Borkum gegangen.

Hochachtungsvoll

J. . . . . S. . . . .

Daß solche Zustände in Borkum seitens der Polizei geduldet werden, ist allerdings unbegreiflich. Warum schreitet der Minister des Innern, dem das skandalöse Treiben der Borkumer Antisemiten doch nicht unbekannt geblieben sein kann, nicht endlich energisch gegen diesen Unfug ein? Und was sagt der Herr Reichskanzler Fürst Bülow, der in Norderney doch mit nicht wenigen jüdischen Badegästen die gleiche Luft atmet und in denselben Wellen badet, zu dieser Pflanzstätte antisemitischer Kultur in seiner nächsten Nachbarschaft?

Der Düsseldorfer Herr hätte sich freilich diese Unannehmlichkeiten sparen können, wenn er das als antisemitisch überall bekannte Borkum gemieden hätte, wie dies alle andern Juden tun.

Unserer Liste antisemitischer Erholungsorte sind noch hinzuzufügen:

Bad Landeck: Logierhaus Elysium, an dem eine Tafel mit der Inschrift prangt: „Wohnungen für christliche Kurgäste".

Folgende Heilanstalten werden dem G. f. d. J. d. J. als antisemitisch angegeben:

Kreischa bei Dresden, Sanatorium Dr. Bartels.
Woltersdorf b. Berlin, Sanatorium Dr. Marcinowski.
Interlaken (Schweiz), Sanatorium Dr. Heller.
Zürich (Schweiz), Sanatorium Dr. Bircher.
Baden-Baden, Sanatorium Dr. Frey.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) **vierteljährlich** bei der Post.

Nr. 35. Berlin, 29. August 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3578.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Reminiszenzen aus dem Leben des verstorbenen Landgrafen Alexis von Hessen.

Aus dem Regierungsbezirk Cassel wird uns geschrieben:

In der verflossenen Woche starb Se. Hoheit der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld auf seinem Stammsitze Schloß Augustenau zu Herleshausen im Kreise Eschwege in seinem bald vollendeten 76. Lebensjahre. Mit ihm ist ein Fürst dahingegangen von seltener Herzensgüte und von vorurteilslosester Gesinnung. Aufrichtig und gerade in Wort und Tat, eifrig bemüht, seine nicht unbedeutenden Geistesgaben in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, erfüllt von glühender Liebe zu seinem Hessenlande und deutschen Vaterlande, also steht sein Charakterbild da, das — was sonst selten bei fürstlichen Personen vorkommt — nicht von der Parteien Gunst und Haß entstellt wird. Er war geliebt ob seiner Milde von jedem seiner Arbeiter, er war geschätzt und verehrt ob seiner schlichten Einfachheit und seines selbstlosesten Gemeinsinnes im Bürger- und Adelstande. Als Mitglied des preußischen Herrenhauses hatte er Beziehungen zu den höchsten militärischen und politischen Kreisen. Am kaiserlichen Hofe war er ein sehr häufiger Gast, mit vielen deutschen und europäischen Fürsten stand er im vertraulichen Briefwechsel. Einem Patriarchen gleich hat der Verstorbene auf seinem schlichten Landsitze inmitten der bäuerlichen und gewerblichen Bevölkerung gelebt, berührt von den großen politischen Fragen der Zeit, aber auch achtend auf das Kleine und Kleinste, was in seiner örtlichen Umgebung vorging.

Was uns veranlaßt, dieses so ausgezeichneten Fürsten an dieser Stelle zu gedenken, das ist in erster Reihe seine ablehnende Stellung zum Antisemitismus, seine vorurteilslosete Gesinnung gegen Juden und Judentum. Daß er mit vielen jüdischen Geschäftsleuten in permanenten geschäftlichen Verbindungen stand, beweist nichts, das tun auch andere, weniger vorurteilslos Denkende, wenn sie nur ihren Vorteil dabei sehen. Der Verblichene tat mehr.

Als Ende der achtziger Jahre die agrarisch-antisemitische Strömung so gewaltig anschwoll, da ward auch in dem sonst liberalen Wahlkreis Eschwege-Witzenhausen-Schmalkalden das für unbenkbar Gehaltene zur Tatsache: es wurde ein antisemitischer Kandidat zum Reichstag aufgestellt und — gewählt. Ein wüster Wahlkampf entstand, der freisinnige Professor Heller-Marburg wurde von den Agrarantisemiten mit Schmutz beworfen. Die Sturmflut riß alles nieder, als zuverlässig liberal gehaltene Leute gingen ins antisemitische Lager über, weil der Antisemit hohe Getreide- und Viehpreise versprach. Dem sonst konservativen Landgrafen war eine solche wüste Hetze, wie sie niemals vorher im Wahlkreise vorgekommen war, sehr zuwider. Er ließ auf seinen vielen im Wahlkreise gelegenen Rittergütern bekannt machen, daß er eine solche stürmische Agitation nicht liebe. Ohne jemand in seiner politischen Ansicht beeinflussen zu wollen, wünsche er doch, daß dem freisinnigen Professor Heller von seinen Beamten und Arbeitern mit Achtung und Ehrerbietung entgegengekommen werde. Er gestattete jedoch nicht, daß der antisemitische Kandidat Pfarrer Iskraut, dem sogar leidenschaftliche Pastoren die Kanzel zur Verfügung gestellt, in einer zum landgräflichen Gutsbezirke Nesselröden gehörigen Gastwirtschaft die beabsichtigte Wahlrede halten durfte.

Im Jahre 1897 beging die Synagogen-Gemeinde Herleshausen aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens ihrer Synagoge eine kleine Gedenkfeier. Landgraf Alexis hatte von dieser Absicht gehört und ließ um ein Festprogramm bitten, da er als kleiner Junge der Einweihung beigewohnt. Seitens des Vorstandes wurde darauf dem hohen Herrn eine Einladung zur Gedenkfeier zuteil. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien der Landgraf und wohnte dem Fest- und Abendgottesdienste — es war an einem Freitag — bis zum Schlusse bei. Beim Abschiede reichte er den Vorstehern und dem Lehrer die Hand und dankte dem letzteren für die ihn so erbauende Festpredigt. Und als etwa 2 Wochen später im landgräflichen Schlosse ein größeres Galadiner stattfand, an welchem die Spitzen der Bezirks- und Provinzialbehörden, der kommandierende General, teilnahmen, da bildete dieser Synagogenbesuch ein längeres Gesprächsthema.

Es ist nur natürlich, daß auch die jüdischen Einwohner Herleshausens dem toleranten greisen Fürsten gegenüber es ihrerseits auch nicht an Aufmerksamkeiten fehlen ließen. Als im Jahre 1899 der verstorbene Fürst seinen 70. Geburtstag feierte, da entsandte auch die jüdische Gemeinde eine Deputation, bestehend aus dem Vorstand und ihrem Lehrer, welche die Glückwünsche der Gemeinde überbrachten. Der Fürst war über diese Aufmerksamkeit sichtlich erfreut, er hob hervor, daß er viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde persönlich kenne und mit allen jüdischen Einwohnern immer gern gute Nachbarschaft gehalten habe. Wie aufrichtig diese Freundschaftsbezeugungen gemeint waren, geht daraus hervor, daß der sonst sehr wortkarge Greis einige Tage später dem erwähnten Lehrer einen längeren Besuch machte, um nochmals ihm und der Gemeinde für die erwiesene Aufmerksamkeit zu danken.

Wie er bei aller Wahrung seines strengkirchlichen Standpunktes Toleranz übte, so machte es ihm auch viel

Freude, wenn er auch bei Anderen eine Betätigung toleranter Gesinnung wahrnahm. Einer seiner Gutsinspektoren — eine derbe, aber grundehrliche Natur — war gestorben und hinterließ letztwillig, daß seine Leiche in Gotha verbrannt werde. Ein größeres Leichengefolge erschien vor dem Trauerhause, um die Leiche nach dem Bahnhof zu geleiten, nur Pfarrer und Kirchendiener fehlten. Da tat es doch dem guten, alten Herrn in der Seele weh, daß der Verstorbene, dessen Treue und Pflichtbewußtsein er so oft erprobt hatte, nun so ohne Sang und Klang, ohne ein Wort des Abschiedes von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit hinweggetragen werden sollte. Der schon vom Alter gebeugte Fürst trat daher vor den Sarg und hielt eine kurze aber tiefergreifende Ansprache. Im Leichengefolge befand sich auch der damalige jüdische Lehrer. Als derselbe bei der Ueberführung der Leiche in den Eisenbahnwagen vom Landgrafen bemerkt wurde, schritt dieser ostentativ auf ihn zu und schüttelte ihm in auffallender herzlicher Weise die Hand. Diese Auszeichnung sollte wohl weniger eine persönliche Ehrung des genannten Lehrers sein als vielmehr eine demonstrative Kundgebung gegen diejenigen, die — nicht da waren.

Auf den Heimgang eines solch wahrhaft frommen und edlen Menschen paßt das Schriftwort: Das Andenken der Frommen ist ein Segen".

Der Jude als Feldsoldat.

Die „St. Petersburger Zeitung" verbreitet zur Freude unserer antisemitischen Presse eine Statistik des „Rußki Invalid", der zufolge die Einberufung von Juden bei den Mobilisierungen des Jahres 1904 einen starken **Ausfall** an Gestellungspflichtigen ergeben hat. Von den Erschienenen seien sehr viele dienstuntauglich gewesen, woraus man habe schließen können, daß die Pünktlichkeit weniger dem Pflichtgefühl als der Hoffnung auf Befreiung vom Dienst entsprungen sei. Diese Schlußfolgerung sei unterstützt worden durch die Tatsache, daß ein großer Teil der sich krank meldenden Juden Bruchschäden oder durchbrochene Trommelfelle aufzuweisen hatte, Mängel, die bei den übrigen Reservisten nur in Ausnahmefällen beobachtet worden seien.

Wir lassen dahin gestellt, ob die mitgeteilte Statistik zuverlässig oder korrigiert ist. In Rußland, diesem Lande unbegrenzter Unmöglichkeiten ist ja alles möglich. Wenn sogar Kanonen, Kriegsschiffe, Soldaten, Matrosen, Millionen und Liebesspenden gebucht, aber nicht vorhanden sind, dann können auch die Stammrollen, wie übrigens in früheren Fällen schon häufig nachgewiesen worden ist, falsche Eintragungen haben. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Statistik direkt gefälscht und jetzt grade veröffentlicht worden ist, um die minimale, wenn nicht gar vollständige Nichtberücksichtigung der Juden bei Erteilung des Wahlrechts vor der Welt einigermaßen zu rechtfertigen.

Wenn aber selbst die Statistik eine gerechte und zuverlässige wäre, wer bürgt dafür, daß die Juden, denen die Einberufungskarten nicht haben zugestellt werden können, vor der Mobilisierung und nicht vor drohenden „Pogroms" sich entfernt haben? Wer bürgt dafür, daß sie die diversen Verstümmelungen nicht in von der Regierung oder Polizei veranstalteten bezw. geduldeten Judenhetzen erlitten haben? Man hat ja von solchen Judenhetzen nach gerade genug gehört, und von sehr vielen wahrscheinlich auch nicht gehört.

Wenn man es auch nach westeuropäischer Anschauung nicht billigen wird, so wird man es doch sehr wohl begreiflich finden können, daß bei den Zuständen, unter welchen die Juden in Rußland im Kriege wie im Frieden zu leiden haben, ihr Patriotismus kein sonderlich ausgeprägter ist, daß sie sogar, gleich vielen anderen, nicht jüdischen Russen, sich gern vor dem Transport nach der fernen Mandschurei drückten, zumal behauptet wurde, die Juden würden auf dem Kriegsschauplatze einer ebenso unfreundlichen und gefährlichen Ausnahmebehandlung unterworfen wie daheim. Dann hätte also die russische Regierung selbst Schuld, daß die jüdische Mobilisierung so ungünstig ausfiel.

Sei dem aber auch wie ihm wolle, so hat man von antisemitischer Seite keineswegs das Recht, aus der zuverlässigen oder nur fragwürdigen russischen Statistik den Schluß zu ziehen, „daß die jüdische Rasse auch dann nicht für das Vaterland zu haben ist, wenn es sich um den Rest seiner bedrohten Ehre handelt." Man wende das Auge nach anderen Ländern Warum sind Juden in anderen freieren, zivilisierteren Ländern tüchtige Soldaten und Offiziere? In den Vereinigten Staaten beispielsweise haben, wie wir des öfteren nachzuweisen Gelegenheit hatten, Juden an allen Kriegen des Landes in unverhältnismäßig großer Zahl sich rühmlichst beteiligt, an den Kriegen, die das Land zur Erringung seiner Unabhängigkeit gegen England geführt hat, an dem Kriege gegen Mexico, am großen Bürgerkriege, und jüngst noch an dem Kriege gegen Spanien. Und um so beweiskräftiger ist das Beispiel Amerikas, als hier die **Teilnahme** der Juden eine **freiwillige** war. Im Verhältnis zur jüdischen Einwohnerzahl war die Beteiligung der Juden eine außerordentlich große, und daß sie Tüchtiges geleistet, dafür spricht die große Zahl Derjenigen, die es auf den Schlachtfeldern bis zu Generalen gebracht haben. Mit Recht ist denn auch der Vorschlag gemacht worden, daß Witte seine Anwesenheit bei der Friedenskonferenz benutzen solle, um sich zu überzeugen, wie Juden in einem freien Lande unter günstigten Bedingungen sich entwickeln können, und was Juden für ein solches Vaterland zu tun im Stande sind. **Witte** soll auch seine Ueberzeugung dahin ausgedrückt haben, daß in der Lage der Juden Rußlands eine große Erleichterung eintreten müsse. Wenn dies geschehen sein wird, dann werden auch die Juden in Rußland an patriotischer Gesinnung sich von keinem übertreffen lassen. Wie die Dinge aber liegen, wäre es ein außerordentliches Wunder, wenn die Juden so sehr viel besser wären als die nichtjüdischen Russen, die gegen ihr Vaterland rebellieren, die den Behörden Widerstand leisten, ihren Verpflichtungen gegen das Vaterland sich nach Möglichkeit entziehen, gegen ihre militärischen Vorgesetzten meutern und in offener Schlacht den Führer zur Uebergabe von Kriegsschiffen zwingen. —

Das russische Wahlgesetz und die Juden.

Wie verschwindend klein die Zahl der Bürger ist, denen das russische Wahlgesetz das Wahlrecht erteilt, geht aus einigen Berechnungen hervor, die man jetzt angestellt hat. In Petersburg werden nur 9500 Personen, darunter 137 Israeliten, das Recht zur Beteiligung an den Reichsduma-Wahlen haben, in Moskau gegen 12 000, in Odessa und Kiew gegen 7000 Personen.

Der **Minister des Innern**, Bulygin, hatte die Absicht, die **Juden** mit den Wandervölkern Asiens von der Teilnahme an der Volksvertretung **auszuschließen**. Seinen Vorschlag begründete er wörtlich folgendermaßen:

„So lange die Juden nicht als Abgeordnete in den Semstwo und Städten zugelassen sind, wäre es nicht folgerichtig, sie in die Reichsduma eintreten zu lassen; erst müssen die bestehenden Vorschriften und Beschränkungen verschiedener Art aufgehoben sein. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die Frage der Beteiligung der Juden an den Wahlen nicht unabhängig von der Durchsicht aller die Juden betreffenden Gesetze entschieden werden kann. Daher schlägt der Minister des Innern vor, diese Frage bis auf weiteres offen zu lassen, ähnlich, wie es bezüglich der Beteiligung der Juden an den Semstwo- und Stadtverordnetenwahlen geschah. Eine solche Entscheidung erscheint um so angemessener, als in der nächsten Zeit die Durchsicht aller die Juden beschränkenden Gesetze bevorsteht und im Anschluß daran eine endgültige Entscheidung möglich sein wird".

Dem *Ministerkomitee* war eine Entscheidung über die Frage, wie aus den Debatten hervorgeht, wenig angenehm, dennoch hat es nicht gewagt, sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen und offen dem Vorschlag Bulygins zuzustimmen. Der *offizielle Bericht* sagt über den Verlauf der Verhandlung wörtlich folgendes:

„In Betreff des Vorschlages, die Juden nicht zu den Wahlen für die Duma zuzulassen, so lange die für sich zu Recht bestehenden Ausnahmegesetze nicht durchgesehen sind, ist das Komitee der Ansicht, daß darüber weder formell noch sachlich ernste Zweifel aufkommen können. Wie bekannt, ziehen sich die Durchsichten dieses oder jenes Teiles der Judengesetzgebung schon gegen hundert Jahre hin, und es läßt sich auch heute nicht voraussagen, wann die Möglichkeit eintreten wird, sie endgültig abzuschließen. Infolgedessen würde eine Bezugnahme auf diese Frage in einem Akt von der großen Bedeutung des Manifestes wegen deren Unbestimmtheit leicht Anlaß geben, gegen die Regierung den Vorwurf der Unentschlossenheit zu erheben, weil diese sich scheue, ihre ablehnende Haltung offen zum Ausdruck zu bringen. In sachlicher Hinsicht muß das Komitee sich klar darüber sein, welche Folgen eine Absage oder eine Zusage in dieser Frage hervorrufen könnten. Die Absprechung eines Rechts, das von den Juden unter Berufung auf das Reskript vom 18. Februar als bereits von Euer Kaiserlicher Majestät der ganzen Bevölkerung des Reichs geschenkt betrachtet werden kann, wird diese Nationalität unbedingt noch mehr erbittern, nachdem sie, dank ihrer wirtschaftlichen und rechtlichen Stellung schon heute zum größten Teil in den Zustand der Revolution übergegangen ist. Zur Beruhigung dieser Nationalität muß mit allen nur möglichen Mitteln geschritten werden und alles muß vermieden werden, was den Zündstoff vermehren könnte. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß eine Abhaltung der Juden von der direkten Teilnahme an den Wahlen noch lange nicht hieße, die Wahlen für die Reichsduma vor den indirekten Einflüssen der Juden zu bewahren, da diese immer mit Hülfe von Christen geltend gemacht werden könnten. Schließlich, was folge daraus, wenn den Juden wirklich das Wahlrecht gewährt wird? Bei dem vom Hofmeister Bulygin vorgeschlagenen Wahlcensus ist die große *Masse der Juden*, das *Proletariat*, in Wirklichkeit *von den Wahlen ausgeschlossen*. In die Reichsduma können demnach nur einige wenige Juden kommen, die auf die Anschauungen von 4—500 Abgeordneten kaum einwirken könnten. Unter solchen Bedingungen stellt die vorgeschlagene Fernhaltung der Juden in politischer als auch in praktischer Beziehung eine Maßregel dar, die keinerlei zufriedenstellende Ergebnisse verspricht und infolgedessen der Ablehnung anheimfallen muß sowohl mit Rücksicht auf die Gerechtigkeit als auch auf Erwägungen der politischen Vorsicht".*)

Dieses *amtliche* Memorandum bestätigt nur das, was wir in der letzten Nummer der „Mitteilungen" über den Wert dieser „Volksvertretung" für das gesamte russische Volk gesagt haben.

Der in der revolutionären Bewegung viel genannte *Priester Gapon* veröffentlicht ein Sendschreiben, aus welchen wir folgenden Abschnitt im Wortlaut wiedergeben, der die antisemitische Darstellung widerlegt, als ob alles Leid des russischen Volkes von den Antichristen, den Juden herstamme, auch die Rechtlosigkeit, Unwissenheit und bittere Not durch sie verursacht sei, und daß sie die wahren Feinde Rußlands seien, die überall Unruhen und Aufruhr stifteten:

„Damit du, unglückliches russisches Volk, klar erkennst, daß alles, was ich gesagt habe, Wahrheit ist, und damit du zu deinem Wohle das ganze falsche, boshafte Getriebe der *kaiserlichen Beamtenwirtschaft* aufs deutlichste durchschaust, will ich dir einige direkte und genaue Fragen vorlegen, und du berate dich mit deinem Verstand und Gewissen, bevor du mir antwortest.

Wer hat den Bauern an Stelle von Land, Freiheit und Gleichheit nur kleine Landstücke mit großen Einlösungszahlungen gegeben, wer hat die Bauern mit großen Steuern und Abgaben, ohne ihre Einwilligung, belegt, wer ihre Rechte durch verschiedene gesetzliche Verordnungen beschränkt, sodaß ihre Freiheit nur eine lächerliche, verstümmelte ist, ohne gleiche Verteilung des Bodens? Die Gutsbesitzer aber, die Popen und Beamten führen wie früher ihr freies, zügelloses Leben. Wer trägt die Schuld daran? Die Juden? Nein, nicht die Juden, sonder Kaiser Alexander II., den du, russisches Volk, mit Unrecht deinen Befreier nennst, und dessen räuberische Beamten und stolze Höflinge — alles rechtgläubige Christen — ihm das unwissende, vertrauensvolle Volk betrügen halfen.

In wessen Händen befindet sich noch bis jetzt nach dieser trügerischen Befreiung unser ganzes Land, unsere Ernährerin, unser mit deinem Blut und Schweiß getränkter russischer Boden? Wer ist es, der dich, arbeitendes Volk, daran hindert, das Land zu benutzen? Sind es die Juden? Nein! Der Zar mit seinen Verwandten, der Staat, die Gutsbesitzer und andere Blutsauger — alles rechtgläubige Christen. Von allen Seiten haben sie die armen Landstücke der Bauern mit ihren Wäldern und Weideplätzen umgeben, wie mit Fallen umstellt, sodaß der arme Bauer nicht einmal seine Hühner herauslassen, geschweige denn sein elendes Vieh, wenn er solches besitzt, auf die Weide treiben kann. Ueberall drohen die unbarmherzigen Gutsbesitzer mit ihren Strafen.

Wer hat aus den Junkern Semstwovorsteher gemacht, die den Bauern wie ein lebloses Spielzeug behandeln? Wer läßt sie unablässig bewachen? Ist es nicht der Zar und seine Minister? Wer erpreßt aus dem Volke schonungslos Steuern, Abgaben und Bestechungen verschiedener Art; wer reißt die Bauern von ihrer Landarbeit los und wirft sie wegen Armut ins Gefängnis, wer schlägt sie mit Ruten und Peitschen, versetzt ihnen Maulschellen, belegt sie mit unanständigen Schimpfwörtern und verspottet sie schlimmer als der schlimmste Tatar? Sind es die Juden? Nein, nicht die Juden tun dies, sondern die Minister, Gouverneure, Polizeikommissäre, die Bischöfe mit ihren Priestern, diesen falschen Dienern Gottes, die das russische Volk ausrauben und ihm nichts Gutes zuteil werden lassen.

Und was geschieht mit dem blutigen Geld des Volkes ohne sein Wissen und seine Kontrolle? Wird es für die Bedürfnisse des Volkes, für seine Aufklärung, für das Wohl und den Ruhm unseres russischen Vaterlandes verwendet? In wessen Händen befindet es sich, und wer verfügt darüber? Die Juden? Nein, nicht die Juden, sondern der Zar und seine liederliche Sippschaft, seine Minister und die ganze Bande ihrer Anhänger weltlichen und geistlichen Standes. Für den kaiserlichen Hof und die kaiserlichen Verwandten werden alljährlich 16 Millionen Rubel, das heißt 16 tausend mal tausend Rubel verausgabt; alles schwer erworbene Volksgelder. Außerdem noch 2 Millionen jährlich für die kaiserlichen Stallungen; dann befinden sich in den Händen der kaiserlichen Verwandten 8½ Millionen Desjatinen Erde und Wald. Der Zar selbst aber besitzt noch viel mehr, und viele Millionen Einkünfte von diesen Ländern und Grundstücken wandern in seine Tasche und in die seiner Verwandten und Anhänger. Sie vergeuden diese Millionen, und das Volk hungert. Diese Volksfeinde verschwendeten schonungslos die Ersparnisse der Bauern und Arbeiter, befestigten Port Arthur und machten es, wie sie sagten, uneinnehmbar; sie bauten, wie sie sagten, unbesiegbare Panzer- und Kriegsschiffe und eine Eisenbahn in dem fremden, fernen Mandschurien, die niemand brauchte. Sie verbrauchten, wie sie sagten, Millionen von Rubel zum Ankauf von gutem und reichlichem Proviant, von Waffen und verschiedenen Kriegsmaterial für unsere armen Soldaten. Das alles taten unsere rechtgläubigen, christlichen Missetäter und nicht die Juden. Den Juden ist in Port Arthur und Mandschurien das Leben und der Aufenthalt sogar verboten, und nur ihr Blut für das fremde, überflüssige Mandschurien zu vergießen, ist ihnen erlaubt".

---

*) Für die Satzungeheuer lehnt der Referent der „Voss. Ztg.", der wir diese Mitteilungen entnehmen, die Verantwortung ab, da er sich, wie er schreibt, bemüht hat, nicht nur den Sinn der Ausführungen, sondern auch die Form wiederzugeben, die für die Denk- und Schreibweise des heutigen Rußland kennzeichnend ist.

Aus dem antisemitischen Lager.

Böckler und Krösell. Auch im Lager der Berliner antisemitischen Reformpartei scheint der nachgerade sprichwörtlich gewordene antisemitische „Futterneid“ selbst auf langjährige politische und persönliche Freundschaftsbündnisse einen zerstörenden Einfluß auszuüben. Zwischen Herrn Dr. H e i n r i c h B ö c k l e r, dem langjährigen Redakteur der „Staatsbürgerztg.“, und Herrn B r u h n, dem betriebsamen Verleger des Blattes, ist, nachdem sie beide bei den letzten Wahlen das lang ersehnte Reichstagsmandat erlangt haben, eine E n t f r e m d u n g eingetreten, die schon vor einiger Zeit zu einer Lösung des Redaktionsverhältnisses des ersteren bei der „Staatsbürgerztg.“ geführt hat. Jetzt hat nun Herr Böckler einen neuen politischen Freundschaftsbund — auf wie lange wohl? — mit der antisemitischen Leuchte von Pyritz, dem antisemitischen Reichstagsabgeordneten und Expastor Krösell, geschlossen. Das Organ Krösells der „Mittelstand“ macht in seiner letzten Nummer an leitender Stelle bekannt, daß vom 1. September ab Herr Böckler die Redaktion des Blattes übernimmt. Ob Herr Böckler auch weiterhin dem Fraktionsverbande der Reformpartei angehören wird, bleibt abzuwarten.

Der Zwist in der antisemitischen Reformpartei in Sachsen nimmt geradezu groteske Formen an. Jetzt behauptet die abgesetzte „Deutsche Wacht“, der Parteiführer Zimmermann, der bekanntlich die ausgesprochen antikatholische Haltung der „Wacht“ entschieden mißbilligte, sei ins k l e r i k a l e Lager eingerückt. Dies schließt sie aus einem Zimmermann freundlichen Artikel der „Sächs. Volksztg.“, des Organes der sächsischen Zentrumspartei. Sie behauptet, derselbe sei entweder von Zimmermann, dessen Stil er deutlich verrate, selbst verfaßt, oder zum wenigsten mit seiner Sanktion in das Zentrumsblatt gekommen.

Die „Staatsbürgerztg.“ erklärt diese Behauptungen der „Deutschen Wacht“ als erfunden. Um die vollständige Unwahrheit dieser Anschuldigungen zu erweisen, habe der Abg. Z i m m e r m a n n sofort gegen die „Deutsche Wacht“ Klage eingereicht.

Zu dem bevorstehenden großen Pückler-Prozeß finden schon jetzt fortgesetzt Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter statt. Am 26. September wird gegen den Grafen Pückler wegen Anreizung zum Klassenhaß, begangen durch eine Rede in Bernau, verhandelt werden; bei weitem umfangreicher wird aber ein darauffolgender großer Prozeß sich gestalten, der dem Grafen wegen seiner letzten B e r l i n e r R e d e n und vor allem der auf den Straßen verteilten Flugblätter gemacht wird. Es handelt sich hier um vier vom Grafen Pückler verfaßte Flugschriften „Die Hyänen des Schlachtfeldes“, „Die Totengräber des Mittelstandes“ usw. Diese sogenannten Reden sind nur zum Teil wirklich gehalten worden, einige hat der Graf nur als Flugblatt unter die Masse verbreitet. Sie enthalten die offene Aufforderung an die Arbeiter, „Einbrecher und Raubaubrüder“, die Juden zu berauben und totzuschlagen, die Polizisten würden sie dabei unterstützen. Graf Pückler hat vor dem Untersuchungsrichter alle Angaben über die mitschuldigen Drucker und Verbreiter der Reden verweigert. Die Druckfirma ist bei allen Flugblättern verschieden, bei einigen findet sich ein offenbar fingierter Name und bei einer Rede fehlt sie gänzlich. Um die Drucker und Verbreiter festzustellen, werden jetzt die V o r s t a n d s - M i t g l i e d e r der „P ü c k l e r - V e r e i n i g u n g“ vernommen, ohne daß bisher ein Resultat erzielt wurde.

Inzwischen amüsiert sich der Schloßherr von Klein-Tschirne durch Veranstaltung von R e i t e r f e s t e n; er hat sich auch, nach dem „Niederschl. Anz.“, wieder ein sechzehn Mann starkes Trompeterkorps beigelegt — mit Musik geht es jetzt durch die Nachbardörfer. Neulich wurde auch der Stadt Beuthen a. d. Oder ein Besuch abgestattet, auf deren Marktplatz die gräfliche Kapelle ein Ständchen steigen ließ. An dem nächsten Reiterfest, das mittags 1 Uhr beginnt, werden verschiedene Besitzer aus den Nachbardörfern teilnehmen. Es sollen „zwei Schwadronen gebildet“ werden, die Führung übernehmen der jetzige Inspektor des Grafen, Guhlke, sowie der frühere Inspektor, jetzige Besitzer des „Goldenen Ankers“ in Glogau, Hans Kirchner; der letztere ist bekanntlich ein Genosse des Grafen in Leid (Festung Weichselmünde) und Freud'. Graf Pückler behält sich natürlich das Oberkommando vor. Nach der Reiterei findet im Schloßhof zwanglose Kneiperei statt.

Die judenreine Antisemitenkneipe. Die „S t a a t s b ü r g e r z t g.“ macht redaktionelle Reklame für das wiedereröffnete „D e u t s c h e W i r t s h a u s“, dessen Wahlspruch heißen werde: „Im Deutschen Haus mach' Station, dort triffst Du weder Hirsch noch Cohn, da spricht man Deutsch und mauschelt nicht, da schmeckt nach Knoblauch kein Gericht.“ Wir sind nicht so überzeugt, daß man im „Deutschen Wirtshaus“ nicht mauscheln wird, da jetzt am meisten die Antisemiten mauscheln. Ist das Mauscheln ja sogar in die Spalten der Berliner antisemitischen Presse gedrungen, ja selbst die sich gewiß für vornehm haltende „Kreuzztg.“ verfällt mitunter in den Mauscheltou ihres früheren Chefredakteurs v. Hammerstein-Woßu. Das aber ist ganz bestimmt ein Irrtum der „Staatsbürgerztg.“, daß die Juden sich über das Fortbestehen der Antisemitenkneipe ärgern. Das Gegenteil ist der Fall. Denn sie haben eine größere Garantie, in anderen Lokalen von den Anhängern des Grafen Pückler und ähnlichen Antisemiten nicht mit antisemitischen Flegeleien angerempelt zu werden. Es wäre nur zu wünschen, wenn die Herrschaften stets unter sich blieben, und wenn man stets genau wüßte, wohin man nicht gehen soll, wenn man sein Glas Bier in Ruhe und in anständiger Gesellschaft trinken will.

Herr Adolf Bartels befindet sich wieder einmal auf dem Kriegspfade gegen das J u d e n t u m in der d e u t s c h e n L i t t e r a t u r. In Nr. 48 der „Deutschen Welt“, der bekannten Feuilletonbeilage der „Deutschen Ztg.“ kündigt er eine fürchterliche „Musterung“ an:

„Man hat aber in neueren Zeiten das Judenium in ganz u n v e r a n t w o r t l i c h e r Weise in unsere Literaturwissenschaft eindringen lassen, an vielen d e u t s c h e n U n i v e r s i t ä t e n l e h r e n j ü d i s c h e P r o f e s s a r e n d e u t s c h e L i t e r a t u r und die Zahl der jungen Juden, die mit Arbeiten über unsere Dichtung den Doktortitel erwerben und dann weiter in Literatur, Theater und Kritik machen, ist Legion — man sehe nur einmal die Literaturangaben hinter Max Kochs Literaturgeschichte nach. Das sind ganz u n h a l t b a r e Zustände, und wir haben keine Ursache, den Professoren der Scherer-Schule, die sie heraufgeführt haben, sanderlich dankbar zu sein. Ich denke, noch einmal eine g r ö ß e r e A r b e i t über diese Dinge zu schreiben und beschränke mich hier daher auf den blaßen Fingerzeig. Wer wie ich einigermaßen arientiert ist, der wird mir freudig zugestehen, daß meine Farderung „Wer den Dichter will verstehen, muß aus Dichters Landen kommen,“ d. h. natürlich zunächst einmal, aus deutschem Volkstum stammen, vallberechtigt ist. Jüdische Kritik wollen wir nicht verschmähen, so oft sie uns auch verkennt, und so aft sie im Banne jüdischen Geschäftsgeistes gemein wird, jüdische Erzieher können wir aber nicht gebrauchen. Das m ö g e n s i c h a u c h d i e d i e P r a f e s s a r e n b e r u f e n d e n S t e l l e n g e s a g t s e i n l a s s e n.“

Bum! Es zeugt in der Tat von einer unverantlichen Unkenntnis der leitenden Stellen in litterarischen Dingen, daß sie eine so hervorragende Kraft, wie die des Herrn Bartels, noch immer nicht gebührend zu würdigen verstehen.

Ein böser Reinfall. Die „Deutsch-sozialen Blätter“ des Herrn Liebermann von Sonnenberg, der in Groß-Lichterfelde bei Berlin heimisch ist, hatten s. Z. unter der Spitzmarke „Wenn sonst alle Stränge reißen“ berichtet: „Der wegen Meineidsverdacht verhaftete jüdische Dr. Jaspis in Groß-Lichterfelde soll geistig nicht ganz normal sein, sondern an Querulantenwahnsinn leiden. Natürlich, wenn ein reicher Hebräer in die Hände des Staatsanwalts fällt, ist er regelmäßig nicht ganz normal.“

Nun, Herr Dr. Jaspis ist kein Jude, kein reicher Hebräer, sondern der Sohn des früheren Generalsuperintendenten von Pommern, was Herrn Liebermann von Sonnenberg um so mehr bekannt sein dürfte, als Herr Dr. Jaspis aller Wahrscheinlichkeit nach auch sein Parteigänger gewesen ist.

Meiningen. Anfang August hat sich hier der als grimmer Antisemit bekannte und in der antisemitischen Bewegung im hiesigen Kreise an erster Stelle stehende Kassierer der Meiningischen Kreissparkasse, Kirsch, das Leben genommen. Ueber die Gründe des Selbstmordes giebt folgende Notiz des „Werraboten“ Aufschluß: Vor einigen Tagen hat sich, wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, der Kassierer der hiesigen Kreissparkasse, Kirsch, erschossen. Anläßlich des Selbstmordes durchliefen die wildesten Gerüchte unsere Stadt, die zunächst ganz unkontrollierbar waren, weshalb wir auch bis jetzt keine Notiz davon genommen haben. Jetzt können wir aber auf Grund ganz authentischer Informationen berichten, daß schwere Unterschlagungen aufgedeckt worden sind. Es handelt sich nach den bisherigen Feststellungen um 36600 Mark. Der Fehlbetrag wird jedoch — nach einer Mitteilung des Vorstandes der Kreissparkasse — soweit er nicht durch namhafte Forderungen des Kirsch'schen Nachlasses an dritte Personen Deckung finden wird, aus dem vorhandenen Rückhalt der Kreissparkasse ersetzt werden.

Treuen i. V. im August. Eine Annonce des hiesigen Konfektionshauses Paul Lewin veranlaßte den Inhaber eines hiesigen Waarenhauses, folgendes Inserat zu erlassen:

Es ist lächerlich, wenn jemand annonciert, die Preise sind durch Masseneinkäufe unerreicht billig. Dem stelle ich gegenüber, daß ich fast meine sämtliche Waren gegen 30 Tage Kasse bezahle, daß mein Geschäft vielseitig ist und daß ich dabei nicht die Hälfte Unkosten habe. Was die Juden bieten, werden die Christen wohl auch fertig bringen. Louis Schmidts Warenhaus, Pfarrstraße.

Die darauf von Herrn Lewin angestellte Beleidigungsklage hatte den Erfolg, daß Herr Schmidt zu 30 Mk. Geldstrafe, Tragung sämtlicher Kosten und zur Publikation des Urteils in beiden Blättern verurteilt wurde. In der Begründung des Urteils wurde gesagt:

„Das Schöffengericht hat nicht verkannt, daß dem Angeklagten, der in seinem Geschäft die gleichen Waren führt wie der Privatkläger, ein Recht zustand, sich gegen die Reklame zu wehren. Er ist aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte bei der Wahrung seines Rechtes zu weit gegangen ist. Wenn auch der Verteidigung zugegeben ist, daß der Ausdruck „lächerlich“ oft in abgeblaßtem Sinne, etwa in dem des Wortes „unhaltbar“ verwendet wird, hat es im vorliegenden Falle eine weniger harmlose Bedeutung, wie aus der Ueberschrift und der Hervorhebung im Druck erhellt. Dadurch wird der Art des Privatklägers, Reklame zu machen, der Stempel der Verächtlichkeit aufgeprägt, zugleich der Privatkläger selbst dem Gespött preisgegeben. Letzteres wird außerdem unmittelbar erreicht durch den Nachsatz: „Was die Juden bieten usw.“ Diese mit dem sonstigen Inhalte der Annonce nicht im Zusammenhang stehende Hineinziehung des Religions- und Rassengegensatzes bezweckt nichts anderes, als daß der Privatkläger recht auffällig als Jude gekennzeichnet werde und sein Geschäft, wie die Kollektiv-Bezeichnung „die Juden“ ergibt, der Art von Geschäften zugehörig hingestellt werden, die als „Ramschgeschäfte“ wenig Vertrauen genießen und verdienen. Hiernach ist die Annonce des Angeklagten, sowohl in ihren einzelnen Teilen als durch die Druckanordnung geeignet, den Privatkläger an der Ehre zu kränken. Das Gericht ist weiter zur Ueberzeugung gelangt, daß sich der Angeklagte nicht nur der Rechtswidrigkeit seines Tuns voll bewußt gewesen ist, sondern sogar den Privatkläger hat beleidigen wollen. Letzteres hat es daraus geschlossen, daß er trotz Abratens des Zeugen Reich darauf gedrungen hat, daß der Nachsatz: „Was die Juden usw.“ mit aufgenommen werde. Handelte aber der Angeklagte nicht nur in Ausführung eines ihm zuzubilligenden Rechtes, sondern war es ihm darum zu tun, zugleich den Privatkläger an seiner Ehre zu kränken, so konnte ihm der Schutz des § 193 St.-P.-O. nicht zugebilligt werden. Da der Angeklagte nicht vorbestraft ist, hat das Gericht lediglich auf Geldstrafe erkannt, deren Höhe es mit Rücksicht auf die Gröblichkeit der Beleidigung und die guten Vermögensverhältnisse des Angeklagten einerseits, andererseits aber unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Konkurrenzkampf des modernen Wirtschaftslebens leicht zu Vergehungen vorliegender Art führen kann, auf 30 Mk. festgesetzt.

Vermischtes.

Die konfessionellen Vorbehalte in manchen Annoncen der ärztlichen Fachpresse sind, wie wir dem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Beiblatt der „Aerztlichen Mitteilungen nebst Anzeigen“ entnehmen, in der diesjährigen, am 22. Juni in Straßburg stattgehabten Hauptversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen zur Sprache gekommen. Dem Geschäftsbericht des Generalsekretärs Kuhns entnehmen wir hierüber folgende Ausführungen:

„Weitere recht erhebliche Unannehmlichkeiten sind uns aus den konfessionellen-Zusätzen in den Anzeigen unserer Stellentafel erwachsen. Im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung unserer Stellenvermittlung waren wir von Anfang an von dem Bestreben geleitet, den Wünschen der Kollegen möglichst entgegen zu kommen. Wir suchten daher auch dem Verlangen nach Aerzten eigner Konfession nachzukommen.

In der von uns seit Februar v. Js. regelmäßig im Verbandsorgan veröffentlichten Stellentafel machten wir demgemäß auch dahingehende Zusätze zu den einzelnen Anzeigen. Nebenbei bedeutete das für das Bureau eine bedeutende Entlastung, da infolgedessen eine Menge von Rückfragen nach der Religion der Bewerber wegfielen.

Ich muß bemerken, daß von vornherein das Verlangen nach Aerzten bestimmter Religion sich nicht gegen jüdische Kollegen wandte, daß vielmehr teils für ausschließliche katholische Gegenden evangelische Aerzte verlangt wurden. Erst später kam dann mehr der Ausdruck „Christ“ vor.

Einige Zeit später wurden auf die Beschwerde eines israelitischen Arztes aus Frankfurt a. M. sämtliche konfessionellen Zusätze weggelassen.

Es dauerte aber nicht lange, so entstanden daraus für uns die allergrößten Unannehmlichkeiten. Die Verbandsmitglieder sprachen uns das Recht ab, die gewünschten Zusätze zu verweigern und verlangten kategorisch die Wiedereinführung. Auf unsere Einwendungen gegen den Ausdruck „Christ“, der sich gegen israelitische Aerzte wende — gegen die anderen Zusätze ist bisher weder von katholischer noch von protestantischer Seite Bedenken erhoben worden —, erklärten sie, ihr Verlangen beruhe keineswegs auf Antisemitismus, aber sie könnten wegen der Gesinnung der Bevölkerung ihrer Gegend einen Juden als Vertreter oder Assistenten nicht nehmen, wenn sie ihre Praxis nicht schwer schädigen wollten; das könne man ihnen nicht zumuten. Ein Kollege, der seine Praxis mit Grundstück abgeben wollte, gab an, er könne die Verantwortung nicht übernehmen, einem israelitischen Kollegen sein Grundstück zu verkaufen, da er seiner Kenntnis der Verhältnisse nach überzeugt sei, daß er sich nicht halten könnte und demnach über kurz oder lang unter Verlusten wieder wegziehen müßte.

Gleichzeitig enthielten solche Schreiben oft die Drohung, für den Fall der Verweigerung der gestellten Forderung, auf

die Stellenvermittlung zu verzichten bezw. aus dem Verbande auszutreten.

Um weiterer Verbitterung vorzubeugen, mußten wir uns nach mehreren Monaten zur Wiederaufnahme der Zusätze entschließen, umsomehr als wir auch bei beteiligten israelitischen Kollegen wenig Dank für unsere Maßregel geerntet hatten.

So kam es vor, daß sich jüdische Vertreter oder Assistenten für eine ganze Anzahl von Stellen meldeten, aber nur abschlägige oder gar keine Antwort erhielten. Sehr oft wurden wir deshalb zur Rede gestellt und Aufklärung verlangt. Es kam aber auch vor, daß einem jüdischen Kollegen schon Zusage erteilt war, daß aber nachträglich Auskunft über Konfession eingezogen und die Zusage zurückgenommen wurde.

In einem Falle wurde dem Kollegen bei seiner Ankunft erklärt, wenn er Israelit sei, so sei eine Anstellung nicht möglich. Der von uns Hingewiesene schrieb dann sehr ungehalten, „man hätte ihm das gleich mitteilen sollen, dann hätte er Zeit und Geld gespart und wäre nicht in eine für ihn so peinliche Lage gekommen".

Daß Zusätze bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt sind, dürfte auch daraus hervorgehen, daß in einem Falle ein katholischer Kollege, der seine Praxis abgeben wollte, den Zusatz „Protestant" verlangte. Er schrieb: „Es muß ein evangelischer Kollege hier in dem ganz evangelischen Orte sein; ich selbst bin Katholik und gehe hauptsächlich von hier fort, weil ich durch meine Konfession schwer geschädigt bin".

Ein jüdischer Kollege bat um Zuweisung eines christlichen Nachfolgers. Er bemerkt dazu: „Ein christlicher Kollege hat an meiner Stelle bei weitem mehr Chancen als ein israelitischer Kollege".

Da sich neuerdings die konfessionellen Zusätze — unter denen übrigens auch die Bezeichnung „Israelit" nicht fehlte — besonders der Zusatz „Christ" sich wieder stark vermehrt hatten, so liefen erneute Beschwerden sowohl aus Frankfurt a. M. als auch anderen Orten ein.

Der Vorstand beschäftigte sich mehrfach sehr eingehend mit der Sache und kam nach gründlicher Prüfung zu folgender Ansicht:

In Anbetracht, daß man

1. nicht alle Augenblicke die Geschäftsordnung ändern könne,
2. daß es Verhältnisse gäbe, die im beiderseitigen Interesse konfessionelle Zusätze rechtfertigten,
3. daß ihre ausnahmslose Unterdrückung eine schwere Schädigung der äußerst wichtigen Stellenvermittlung und des Verbandes selbst bedeuten würde, —

in Berücksichtigung aller dieser Punkte hält er sich nicht für berechtigt,

Mitgliedern auf bestimmtes Verlangen konfessionelle Zusätze in ihren Stellenanzeigen zu verweigern, ist aber bereit, sie nach Möglichkeit zu beschränken! —"

Die israelitische Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover gibt den Teilnehmern des deutschen Anwaltstages, der vom 13.—15. Sept. in Hannover tagt, Gelegenheit zum Besuch der Anstalt.

Wer für dieses Unternehmen, das die soziale Stellung und die wirtschaftliche Lage der Juden durch Förderung körperlicher Arbeit zu heben bestimmt ist, Interesse hat, sollte es nicht versäumen, mit eignen Augen einen Blick in die wirtschaftlichen Verhältnisse des von weiland Konsul Moritz Simon begründeten Instituts zu tun. Die Anstalt mit ihren schönen Gebäuden — dem Knaben- und Mädchenhaus, sowie den Wirtschaftsgebäuden — umfaßt einen Komplex von ca. 80 Morgen; sehenswert sind besonders die gärtnerischen und landwirtschaftlichen Anlagen. Die Zahl der Zöglinge ist auf 90 Knaben bezw. Gehülfen und auf fast 60 Mädchen gestiegen.

Die Verwaltung der Anstalt, die in Erfahrung gebracht hat, daß seitens des Anwaltstages am 14. Sept. nachmittags und am 15. Sept. vormittags Sitzungen oder Festlichkeiten nicht vorgesehen sind, wird sich darauf einrichten, zu dieser Zeit Besucher zu empfangen und führen zu lassen.

Die Juden und der Sport. Die Dresdener „Deutsche Wacht," bezeichnete es kürzlich als einen Mangel an Standesbewußtsein, daß die deutschen Turner, die am Bundesturntage in Indianapolis teilnahmen, einen Herrn Simon Walff als Führer und Sprecher ausgesucht, und daß deutsche Blätter spaltenlange Artikel über die Sieger der Kieler Regatten geschrieben haben. Die „Deutsche Wacht" fügte hinzu: „Mögen die Herren Huldschinsky und Simon auch noch so oft in der Nähe des Kaisers geweilt haben und seine Gäste gewesen sein, so bleiben sie deshalb doch, was sie waren, Seefahrer zwar, doch solche aus dem alten Adelsstamm, der schon trockenen Fußes einst durch das Rote Meer ging."

Seefahrer waren die Juden schon vor der Zeit, in der sie als Mitarbeiter des Kolumbus die Neue Welt entdecken halfen; noch höher ehrt sie aber das antisemitische unfreiwillige Zugeständnis, das „sie stets bleiben, was sie waren." Dagegen sticht die Wandelbarkeit antisemitischer Politiker, die wir in der letzten Nummer der „Mitteil." an einigen neuen charakteristischen Fällen beleuchtet haben, nicht eben vorteilhaft ab.

Pleite einer Getreidefirma. Unter dieser Spitzmarke lesen wir in der „Staatsbürgerztg.":

„Großes Aufsehen erregt in Norden der Konkurs der jüdischen Firma H. Samson, Getreide- Import- und Exportgeschäft. Zahlreiche Landwirte, die Gelder für geliefertes Vieh zu fordern haben, sind geschädigt. Die Firmeninhaber nebst Buchhalter sind seit Sonnabend nach London geschäftlich „verreist". — Die ostfriesischen Bauern machen die Geschäfte am liebsten mit jüdischen Vieh- und Kornjuden, trotzdem genügend christliche Geschäfte vorhanden sind, die Folgen bleiben aber schließlich wie in diesem Falle nicht aus. Alle Aufklärungsversuche nützen so gut wie gar nichts, weil der ostfriesische Landwirt sich selber für viel zu schlau hält, um solchen Mahnungen Folge zu leisten, und weil er der Meinung ist, daß ihm ja nichts passieren könne. Wohin solch ein Standpunkt führt, ist in Fällen, wie dem vorliegenden, klar erkennbar."

Die ostfriesischen Bauern haben ganz recht, wenn sie auf die Aufklärungsversuche, die aus solcher wenig aufgeklärten Quelle stammen, nichts geben. Ist der „Staatsbürgerztg." nicht bekannt, daß auch christliche Firmen schon „Pleite gemacht" haben? Und wenn man nach dieser Weisheit weder mit christlichen noch mit jüdischen Firmen Geschäfte machen sollte und dürfte, mit Firmen welchen Glaubens und welcher Abstammung sollen dann die ostfriesischen und anderen Bauern und Bürger Geschäfte machen? Sollen eigens buddhistische und gelbe Firmen sich auftun? Aber auch Buddhisten und Gelbe sind nicht vor Fallissements geschützt. Und was dann? Der Gedanke liegt doch nicht gar so fern, daß die jetzige kritische Lage des Vieh- und Fleischmarkts die Insolvenz eines „Viehjuden" so gut wie eines „Viehchristen" verschulden kann, ohne daß die Religion und die arische oder nicht-arische Abstammung irgend etwas damit zu tun hat. Oder ist diese Erkenntnis wirklich zu hoch für die „Staatsbürgerztg"? Alsdann würden wir ihr empfehlen, von den ostfriesischen Bauern zu lernen statt sie zu belehren.

Beschimpfung eines jüdischen Landwehrmannes durch einen Vorgesetzten. Ein Landwehrmann aus E. war im Monat Juni d. J. zu einer vierzehn-

tägigen Uebung einberufen. Nachdem er seinen Dienst tadellos verrichtet hatte, redete ihn am Tage der Entlassung der Hauptmann vor versammelter Mannschaft mit den Worten an: „Na Sie sind aus E; ich habe gehört, daß es dort viele schmierige Viehjuden gibt.“ Der Landwehrmann richtete wegen der ihm widerfahrenen Beleidigung eine Beschwerde an das Bezirkskommando. In dem hierauf erteilten Bescheid erklärte, wie wir der Zeitschrift „Im deutschen Reich“ entnehmen, der Kommandeur, nach den angestellten Ermittelungen habe der Hauptmann nicht gewußt, daß sich ein Landwehrmann jüdischen Glaubens in der Kompagnie befunden habe. Trotzdem sei es in keiner Weise zu billigen, daß der Hauptmann vor der Kompagnie durchaus ungehörige Aeußerungen getan habe, die geeignet waren, Mannschaften jüdischen Glaubens zu verletzen. Das Erforderliche habe er veranlaßt und er spreche sein Bedauern über diesen Vorgang aus.

Ueber ein Urteil des Kasseler Schöffengerichts sind die Antisemiten Liebermann von Sonnenbergscher Observanz sehr ungehalten. Der Klage lag folgender Tatbestand nach Schilderung des antisemitischen „Kasseler Sonntagsblatts“ zu Grunde.

Ein Herr Freundlich aus Kassel, ein Jude, hatte gelegentlich der letzten Reichstagswahl an den nunmehrigen antisemitischen Abgeordneten Amtsrichter Lattmann, einen Brief geschrieben in dem es u. a. hieß: Der Antisemitismus sei ein pöbelhaftes Gebahren, eine Bewegung, die in verschiedenen Berufskreisen, aus gewöhnlich nicht sehr achtungswerten Gründen, ihr Unwesen treibe, er sei überhaupt keine politische Gesinnung, sondern ein Agitationsmittel und auf die Dummheit gewisser Leute berechnet. Besonders sei der weitgehende Haß eines Richters gegen das Judentum, wie ihn Lattmann in seinen Wahlreden zum Ausdruck gebracht, eine Gefahr für die Rechtsprechung, da auch die Richter nur Menschen seien und man die Reinheit des Gewissens, die mit dem Antisemitismus nichts gemein habe, nicht aus dem corpus juris lernen könne. Die sonstigen politischen Anschauungen Lattmanns könne er wohl achten, aber bezüglich seiner Stellung zum Antisemitismus sei das Gegenteil der Fall. Diesen Brief Freundlichs beantwortete Lattmann mit der Mitteilung an Freundlich, daß der Brief veröffentlicht, jedenfalls aber in der nächsten Versammlung besprochen werde. Darauf sandte Freundlich einen zweiten Brief an Lattmann, in dem er von einem Lappen Papier ohne Ueber- und Unterschrift spricht, der ihm zugegangen sei und woraus er ersehen habe, daß die Politik nicht nur den Charakter, sondern auch den Anstand verderbe. Den ersten Brief bezeichnete Lattmann in einer Wahlversammlung als „flegelhaft“. Freundlich verklagte darauf Lattmann wegen Beleidigung und dieser erhob Widerklage.

Beide Klagen kamen vor 14 Tagen — zwei Jahre nach der Wahl! — von dem Schöffengericht zur Verhandlung, das folgendes Urteil fällte: Beklagter und Kläger (also Amtsrichter Lattmann sowohl als Freundlich) werden wegen Beleidigung jeder zu 30 Mk. Strafe verurteilt.

Da formale Beleidigungen in beiden Fällen vorlagen, so mußte das Gericht selbstverständlich zu einer Verurteilung beider Prozeßgegner gelangen. Wenn Herr Lattmann in eigener Sache das Urteil hätte sprechen dürfen, würde es wohl allerdings anders gelautet haben.

Arthur Bonus, der feinsinnige Essayist, hat wieder einmal den grimmen Zorn unserer Teutomanen entfesselt, weil er auch kleineren Kulturvölkern die Berechtigung zu einer historischen Mission zugesteht. Er knüpft an die jüngsten Ereignisse auf der skandinavischen Halbinsel an und kommt dabei zu folgenden Schlußfolgerungen, die man als allzu kühne Zukunftskombinationen ablehnen kann, deren historische Parallele aus dem biblischen Altertum jedoch unanfechtbar ist:

„In der Tat scheint hinter den norwegischen Aspirationen der feste Wille zu einer nicht nur eigenen, sondern auch eigenartigen, ja sogar überhaupt neuartigen Politik zu stehen. Norwegen will eine eigene äußere Politik, weil es — überhaupt keine will. Es will, wie Björnson es einmal ausdrückt, die äußere Politik abschaffen. Es will dafür alle Kräfte auf die innere Politik konzentrieren und hier eine moderne Gesellschaft hinzustellen versuchen, aus deren Vorzügen und Nachteilen andere dann lernen können. . . .

Der Gedanke, die äußere Politik auszuschalten und allein einer gerechten Ordnung der inneren Dinge, gesellschaftlichen Verhältnisse usw. zu leben, hat schon einmal ein kleines Volk angetrieben — kein anderes als das alte Israel. Der Versuch verlief tragisch, doch nicht ohne eine Welt zu segnen. Und eigentümlich, mit welcher Selbstverständlichkeit wir die Partei des kleinen Volkes, das sein eigenes Leben leben wollte, gegen die großen Völker nehmen, die es daran hinderten!

Die Analogie ist gut; sie reicht weiter als auf das, was wir verglichen; und hiermit kehren wir zu unserem Ausgang zurück: Ist nicht das charakteristische Merkmal dieser rassigen norwegischen Literatur, daß sie ganz und gar im Kulturpolitischen aufgeht? Also in der Tat genau in dem, was sie als den Inhalt ihrer Politik angibt. Die Rechnung scheint in der Tat stimmen zu wollen! Und dann, woran die Analogie Israels so frappierend erinnert, dieser starke religiöse Ton, der ja nichts anderes bezeichnet — durch und durch unkirchlich, wie er ist — als die Tiefe und Macht der Ueberzeugung, und dies, daß sie keine Ressortteilung, sondern eine den ganzen Menschen ergreifende ist. Ist es doch schon jetzt ganz deutlich, daß die Hauptverkündigung der Norweger, dieses, worauf sie in Schwermut und Fröhlichkeit, in Verzagtheit und Zuversicht immer wieder zurückkommen, das, was in jedem norwegischen Buch fast uns ergreift und durchschüttelt: Wahrheit in allen Verhältnissen — daß dies das Grundethos in der Religion der Zukunft sein wird, wie sie auch sonst aussehen mag“.

Wahrscheinlich ist es die von Bonus hervorgehobene hohe sittliche Bedeutung der Wahrheit, die ein antisemitisches Organ so sehr gegen den Verfasser in den Harnisch bringt. Wahrhaftigkeit und Antisemitismus können sich allerdings so wenig mit einander verbinden, wie Feuer und Wasser.

Wer ist ein Deutscher? Auf diese Frage gibt ein Artikel des in der Verteidigung des Deutschtums der siebenbürgischen Sachsen gegen die Magyarisierungsversuche im Vordertreffen kämpfenden „Deutsch-ungarischen Volksfreund“ eine Antwort, der wir folgende Schlußsätze entnehmen:

„Ein echter Deutscher ist nur derjenige, der sich auch immer und überall als solcher betätigt, der nicht nur deutsch spricht und schreibt sondern auch deutsch fühlt, für deutsche Kultur und Bildung in die Schranken tritt, sein Deutschtum und sein Volksbewußtsein nicht nur in der Westentasche trägt, der deutsch am liebsten spricht und denkt und, wenn es sein muß, für seine deutsche Muttersprache auch zu kämpfen und zu leiden vermag.

Zwei Dinge hat der liebe Gott dem Menschen als Morgengabe in die Wiege gelegt, woran er jedes seiner Kinder dereinst wiedererkennen wird, das ist sein Glaube und seine Muttersprache. Wer diese Beiden als köstliches Kleinod besitzt, der soll sie treu und rein bewahren, damit er einst ohne Vorwurf vor seinen Schöpfer hintreten kann und sprechen: „Sieh, Herr, ich hab nichts verdorben!“

In diesem Sinne sollen auch wir Deutsche sein, furchtlos und frei, immer unverzagt und mutig, treu in dem Gedanken, daß nicht Jeder ein Deutscher ist, der deutsch spricht, daß das Deutschtum ein Gut ist, das täglich und stündlich verteidigt werden muß, um desto heller in der Geschichte der Menschheit voranzustrahlen.“

Ob die Antisemiten wohl diesen, von einem Organ, das selbst stark antisemitisch ist, gestellten Anforderungen an das Deutschtum, wenn auch nur in einer geringen Anzahl, wirklich entsprechen mögen? Das Hamburger antisemitische „Deutsche Blatt“, dem wir dieses Excerpt entnehmen, scheint die Anmaßung zu besitzen, dies anzunehmen.

Wer ist denn da der Christ? In der bekannten Dolomiten-Sommerfrische Landro starb an der gemeinschaftlichen Tafel der Hofrat K. aus Budapest. Nachdem der Tod festgestellt war, mußte die Leiche aus Rücksicht auf die ohnehin durch den traurigen Vorfall höchst aufgeregten Kurgäste aus dem Hotel fortgeschafft werden, sie sollte also in die Totenkammer überführt werden, aber der Ortsgeistliche weigerte sich, der Leiche eines Juden, wenn auch nur für kurze Zeit, dort Obdach zu gewähren. Und so wäre es geschehen, daß die Leiche über Nacht obdachlos unter freiem Himmel geblieben wäre, wenn nicht der das Sperrfort kommandierende Ober-

leutnant sich ins Mittel gelegt hätte. Er ließ die Leiche in das Fort schaffen, die Besatzung des Forts zimmerte über Nacht aus einigen Brettern einen schlichten Sarg, und am anderen Morgen konnte die Leiche auf einem Wagen in die Heimat des Verstorbenen transportiert werden; der Oberleutnant und ein Kadett gaben in voller Parade dem Toten das letzte Geleite. Der Vorfall hat begreiflicher Weise die Sommergesellschaft stark erregt. Die Unduldsamkeit des Priesters wurde allgemein getadelt und umsomehr das Verhalten des Fortkommandanten gepriesen, das als ein schöner Zug von Ritterlichkeit auch weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Und so fragen wir: wer ist der Christ, der Geistliche oder der Soldat?

Aus Sand in dem schönen Tauferstale wurde kürzlich in der „Brixer Chronik" nachstehende Notiz veröffentlicht:

„Was unsere Sommergäste betrifft, so finden sich darunter gewiß sehr viele liebwerte Freunde aus aller Herren Länder, alte Bekannte und solche, die zum erstenmal unser Oertchen besucht haben. Allein bedauernswerter Weise nistet sich auch bei uns alle Jahre stärker jene mißliebige Rasse von Leuten ein, die sicher nur zur Schaffung eines besonderen Renommees für unsern Ort als Sommerstation geeignet sind. Glücklicherweise erscheint für unsere Ortschaft keine Fremdenliste, sonst dürfte sie ungefähr so beginnen:

Rosenblüt und Sonnenglut,
Itzigkohn und Weiß und Blut
Und dann jach noch daneben
Sommerweiz und Lilienkron
Und der kleine Weanerkohn
Und sein Mamaleben;
Sonntag, Schwarz und Blütenklee,
Berta, Judith, Simmerle,
Levi, Roth und Reiter,
Karpfl und so weiter!

Da staunen noch viele Leute, daß bei uns so häufig der Sturmwind geht; muß er es nicht, um wenigstens einigermaßen noch den Knoblauchbazillus zu vertreiben und die Luft rein zu halten!"

Wie der Zeitschrift „Im Deutschen Reich" versichert wird, sind die Bewohner des Orts Sand-Taufers so harmlose und gutmütige Menschen, daß es dem Korrespondenten der „Brixer Chronik" kaum gelingen dürfte, dort Unfrieden zu stiften.

Ueber das Verhältnis des italienischen Juden zu Italien spricht sich Primo Levi, einer der bekanntesten jüdischen Publizisten Italiens, in der letzten Nummer der „Nuova Antologia" folgendermaßen aus:

In Italien, sagt Primo Levi, ist das Judentum intellektuell noch weniger von der italienischen Nation zu trennen, als dies anderswo möglich wäre. Zum Beweis für den Anteil der Juden am geistigen und politischen Leben der Italiener führt Levi Augusto Franchetti, Alessandro d'Ancona, Tullo Massarani an. Er erinnert daran, wie Novigli mit Fabrizi vom Ring der Konspiratoren umschlungen war, wie Maurogonato mit Manin, Dina mit Cavour regierten und Sarah Nathan die Leiden der Verbannung mit Mazzini geteilt habe. Levi meint, die Juden hätten den ihnen innewohnenden Nationalismus innerhalb der sie beherbergenden Nationen und in deren Sinn betätigt. Selbst die so schlecht behandelten russischen Juden feien chauvinistische Panslavisten.

Der römische Korrespondent der „Deutschen Ztg.", des Organes des Herrn Dr. Friedrich Lange, gibt sich zwar alle Mühe, diese Ansicht Levis zu widerlegen, muß aber doch zugeben, daß in Italien eine antisemitische Bewegung bisher nicht habe Wurzeln fassen können. „Bis jetzt existiert der Antisemitismus in Italien fast nur beim katholischen Klerus. Ein antisemitisches Organ, das von dieser Seite vor einigen Jahren ins Leben gerufen ward, ging nach einigen Wochen wieder ein. Uebrigens hat der Antisemitismus auch die Kurie nicht abgehalten, getaufte Juden in ihre Dienste zu ziehen. So war der frühere Präsident der Opera dei Congressi, Paganuzzi, ein Jude, und der gegenwärtige, Grosoli, ist es gleichfalls".

Die englische Regierung und die jüdische Einwanderung. Nachdem die Fremdenbill, die trotz aller Ablehnungsversuche doch dazu bestimmt ist, die unbequeme jüdische Einwanderung nach London zu erschweren, im Unterhause durch das gewalttätige Eingreifen der Regierung, welche mit Hilfe von Schlußanträgen und Unterdrückung aller Debatten die Opposition mundtot zu machen wußte, zur Annahme gelangt ist, setzten die Gegner der Bill alle ihre Hoffnungen auf das Oberhaus. Man rechnete bestimmt, daß die Lords an der untauglichen, ihren Zweck verfehlenden Bill zahlreiche und sehr wichtige Aenderungen vornehmen werden. Jedenfalls war man fest davon überzeugt, daß das englische Oberhaus dieses oder jenes Amendement annehmen oder doch wenigstens einige redaktionelle Aenderungen des Wortlautes der Bill vornehmen werde. In allen diesen Fällen hätte das Gesetz nochmals an das Unterhaus gelangen müssen, wodurch verhindert werden konnte, daß die Bill schon im Jahre 1906 publiziert werde. Allein eben dieses wollte die Regierung durchaus haben. Sie wußte, daß ihr Leben nur noch von kurzer Dauer sein wird, und befürchtete mit Recht, daß eine liberale Regierung die ganze Bill zurückziehen werde. Sie bestand daher strikte darauf, daß das Oberhaus auch nicht ein Jota an der Bill ändere, und die Herren Lords beugten ihre stolzen Nacken und gehorchten. Man weiß eben, daß das Oberhaus unter einer konservativen Regierung regelmäßig zu einer Registrierbehörde degradiert wird, welche die Dekrete des Ministeriums gehorsam registriert. Nach dreistündiger Verhandlung in der Kommission wurden sämtliche Abschnitte der Bill in derselben Gestalt und Form, wie sie aus dem Unterhause hervorgingen, angenommen.

Der Gouverneur von Jowa über die Juden. Zu einer von dem Rabbiner Simon Glaizer verfaßten „Geschichte der Juden des Staates Jowa" hat der Gouverneur dieses Staates, Albert Cummings, das Vorwort geschrieben. Ist das schon an sich bemerkenswert und bezeichnend, so ist es noch mehr der Inhalt des Vorworts. Der Gouverneur schreibt:

„Die Juden von Jowa sind würdige und ehrenhafte Bürger der Republik. Betrachtet man die wunderbare Entwickelung, dann ist es kein geringes Kompliment, das jedem Volksstamm gemacht werden kann, daß er in der rapide vorwärts schreitenden Entwickelung seinen Mann steht, und das kann mit vollem Recht von den Juden des Staates Jowa gesagt werden. Geduldiger und ausdauernder Fleiß ist eines der charakteristischen Merkmale, das die Juden seit Jahrhunderten ausgezeichnet hat. Bei uns haben sie aber Anspruch auf noch höhere Anerkennung, denn sie schreiten voran mit dem Geist der Zeit und halten Schritt mit der schnell sich vorwärts bewegenden Kolonne, die die Geschichte macht und die Zivilisation verbessert. Es macht einem großes Vergnügen zu erklären, daß die Juden von Jowa ein mächtiger Faktor in unserem Geschäftsleben, treue Verteidiger des Friedens und der Ordnung und starke Verteidiger aller Grundsätze einer guten Regierung sind".

Dieses Zeugnis des Gouverneurs Cummings, das sich von der gewöhnlichen Lobhudelei fernhält und in erfreulicher Weise jeden patronisierenden Ton vermissen läßt, entspricht den Zeugnissen hervorragender amerikanischer Staatsmänner, Gelehrter, Geistlicher etc., die wir im Laufe der Jahre zu zitieren Gelegenheit gehabt und genommen haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 36. Berlin, 6. September 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Die letztwöchige Ausgabe der „Mitteilungen", die als Nr. 35 mit dem Datum des 30. August erscheinen sollte, trägt infolge eines Versehens der Druckerei die Nummer und das Datum der Ausgabe aus der vorhergehenden Woche (Nr. 34 vom 23. August). Die Leser der „Mitteilungen" werden die irrtümliche Angabe inzwischen wohl schon selbst berichtigt haben. Die Redaktion.

Der Fall Borkum.

In der Sommerfrische Borkum ist im vorigen Monat ein jüdischer Bilderhändler, der dort eine Bilderausstellung mit Verkauf veranstaltet hatte, durch den ortsansässigen und ortsfremden antisemitischen Pöbel gewaltsam zum Verlassen der Insel gezwungen geworden. Man brauchte von diesem Vorfall, nachdem der Betroffene selbst und einige Badegäste sich bereits in der Presse beklagt haben, nicht weiter Notiz zu nehmen, wenn nicht die antisemitische Presse ein derartiges gewaltsames Vorgehen gegen einen Gewerbetreibenden als „gutes Recht" der Borkumer erklärt hätte. Diese antisemitische Doktrin verleiht dem Borkumer Fall eine größere Bedeutung, hebt ihn über eine eine einfache lokale Pöbelei hinweg, und erfordert daher eine ganz entschiedene Zurückweisung.

Ein Recht, sich gegen irgend welche Bürger abzusperren kann kein Ort in Deutschland etwa unter Berufung auf die Reichs- oder Landesgesetzgebung für sich beanspruchen. Man kann zugeben, daß, wenn von einem Badeorte bekannt ist, daß dort Juden nicht gern gesehen werden, weil die Antisemiten ihn für sich mit Beschlag belegen, Juden, die aus Gesundheitsrücksichten oder um sich zu erholen einen Badeort oder eine Sommerfrische besuchen wollen, einen so verrufenen Ort kluger und vorsichtiger Weise am besten meiden sollten.

In dem vorliegenden Falle handelt es sich aber überhaupt nicht um Sommerfrischler, sondern um einen seinem Gewerbe obliegenden Geschäftsmann. Hat in dem Kulturlande Deutschland irgend eine Kategorie von Privatleuten das Recht, einem seine Steuer entrichtenden Geschäftsmanne zu verbieten, dort sein Geschäft zu betreiben, wo kein gesetzliches Hindernis vorliegt, und wo er am besten sein Geschäft machen kann oder machen zu können glaubt? Haben in dem Kulturstaate Preußen eine Handvoll roher Gesellen das Recht, das einzig und allein die autokratische russische Regierung sich herausnimmt, nämlich Juden auf einen gewissen Rayon zu beschränken, ihnen den Aufenthalt in gewissen Städten zu verbieten? Kulturländer rüsten Kriegsschiffe aus, um Wilde zu züchtigen, wenn diese einen Staatsangehörigen vertrieben haben, Kulturländer haben Kriege geführt, um fremde Länder zu zwingen, ihre Häfen und Städte Fremden zu öffnen, und in Deutschland wagt man zu behaupten, daß es „das gute Recht" einzelner Individuen sei, deutschen Mitbürgern den Handel an gewissen Orten des eigenen Vaterlandes zu verbieten?

Ueber den einzelnen Fall kann man gelassen zur Tagesordnung übergehen und sich damit begnügen, die zuständigen Stellen auf den Unfug aufmerksam gemacht zu haben, die dann das Weitere zu veranlassen haben. Nicht aber kann man ruhig dulden, daß in Deutschland als Recht angesehen und gelehrt wird, daß man Juden heute wie im Mittelalter gewisse Straßen und Ortschaften zum Aufenthalt verbieten darf.

In der Regel wird man kluger Weise solche Plätze meiden. Aber es ist schon oben gesagt worden, daß selbst Sommerfrischler in ihrer Wahl nicht immer frei sind. Soll aber der jüdische Feuilletonist oder Schriftsteller, der beispielsweise ein Werk über die Nordseebäder schreiben, der jüdische Forscher, der aus wissenschaftlichen Gründen diese und jene Heilquellen, die Flora und Fauna studieren will, sich dadurch abhalten lassen, seine Studien einstellen, weil es Antisemiten so gefällt? Man weiß, daß Forscher sich nicht haben abhalten lassen, selbst von Wilden bewohnte Länder zu bereisen. Deutsche Bürger haben sich, um Geschäfte zu machen, hinausgewagt zu Chinesen und Japanern, als diese noch zu den Barbaren gezählt wurden, haben sich zu den Hottentotten, Buschmännern, Kaffern, Rothäuten begeben, soll einem deutschen Bürger verwehrt sein, auf eine deutsche Insel sich zu begeben, um dort ein harmloses Geschäft zu betreiben? Soll Borkum ihm unzugänglicher sein als Inseln in der Südsee? Soll er Antisemiten mehr zu fürchten Ursache haben als Hereros?

Item, wir haben alle, die es mit den Sitten, den Gesetzen, der Ehre und dem guten Ruf des deutschen Vaterlandes gut meinen, jedes Interesse daran, dem Unfug mit den judenreinen Bädern und Sommerfrischen ein Ende zu machen durch Anwendung der Gesetze und dadurch, daß alle anständigen Elemente, wenn sie irgend können, Kurorte, in welchen eine solche kulturwidrige Atmosphäre vorherrscht, als in physischer, geistiger und moralischer Hinsicht gesundheitswidrig meiden.

* * *

Der „Frkf. Ztg." geht aus Anlaß des vorstehend erwähnten Falles noch folgender **Protest** einiger **Kurgäste aus Borkum** zu:

„Wenngleich es allerwärts bekannt ist, daß seit Jahren auf der Insel Borkum eine jeder zivilisierenden Nation unwürdige Judenhetze geduldet wird, so wollen wir dennoch nicht unterlassen, nochmals auf diese bedauernswerten Zustände hinzuweisen. Wir haben uns während unseres hiesigen Aufenthaltes persönlich überzeugen können, daß die antisemitische Strömung auf Borkum die Grenzen alles dessen, was man kurzweg als anständig zu bezeichnen gewöhnt ist, überschritten hat. Nicht allein, daß alltäglich in den größten Hotels des Ortes abstoßende Spottlieder auf die Juden angestimmt werden, und zwar von den Hotelgästen, unter Begleitung von Musikkapellen, nicht allein, daß jedem Juden, der die Insel betritt, der Aufenthalt daselbst ohne triftigen Grund untersagt wird (also eine direkte Verletzung der Gesetze) nicht allein, daß Zettel mit ungebührlichem Text, wie: „Raus mit den Juden" in den Straßen zur öffentlichen Bekanntmachung angebracht werden, sondern das auf diese Weise systematisch gepflegte Radauamüsement eines ist. „gebildeten" Pöbels hat kürzlich dazu geführt, daß ein auf die Insel gekommener jüdischer Gemäldehändler durch gräbliche Angriffe vom Ort vertrieben worden ist. Dem Mann ist es nur mit knapper Not gelungen, seine Bilder vor den Angriffen zu retten. Auch die liebe Jugend beteiligte man nach eigentümlichen Erziehungsgrundsätzen an der Aktion! — Wir, als Kurgäste von Borkum, protestieren gegen dieses ungezogene Vorgehen der hiesigen Antisemiten. Wenn die nach der Insel kommenden Fremden nicht genug Anstand kennen, um sich an einem Ort, wo sie die Gastfreundschaft genießen, den Verhältnissen angemessen zu verhalten, so wäre es die Pflicht der Behörden, diesen Ausschreitungen ein Ende zu machen. Das öffentliche Singen des Spottliedes dürften die Gasthofbesitzer nicht dulden, und Gäste, die sich den Vorschriften widersetzen, müßten ersucht werden, die Insel zu verlassen. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, in maßgebenden Kreisen endlich Interesse für die Sache zu wecken, damit gegen diesen Unfug wirksam vorgegangen würde. Oder hat nicht ein Preußenkönig gesagt: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden"?

Das Treiben auf Borkum lehrt auch recht anschaulich eine Illustration in der **Scherlschen „Woche"**. Sie zeigt das sogenannte „schwarz-weiß-grüne Regiment von Borkum", das heißt die zu antisemitischen Radauzwecken bestehende Organisation halbwüchsiger Jungen „besserer" Kreise, die sich im Falle des insultierten Bilderhändlers besonders hervortat. Inmitten der großenteils schon ziemlich erwachsenen Büblein prangen einige **höhere Staatsbeamte**, so der Staatssekretär Frhr v **Richthofen**, Eisenbahndirektionspräsident **Kranold** und andere als „Ehrengäste". Nach den Textbemerkungen der „Woche" bildet das Regiment eine „Organisation zur körperlichen Kräftigung und vaterländischen Erziehung".

Major Franchetti.

Der streng **katholische**, einem altbretonischen Adelsgeschlecht entsprossene **französische General Faverot de Kerbrech** spricht in seinen jüngst veröffentlichten Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg*) in den Worten höchster bis zur Begeisterung gesteigerter Anerkennung von dem Heldenmut des jüdischen Majors Franchetti. Einer von Professor Dr. Martin Philippson hierüber in der „A. Z. d. J." veröffentlichten Inhaltsangabe entnehmen w r folgendes:

„Franchetti," sagt von Kerbrech (S. 196), „war schön wie Adonis, groß und schlank. Er hatte graublaue Augen, mit langen Wimpern und schwarzen Brauen. Seine ebenholzschwarzen, leicht gewellten Haare ließen den matten und warmen Ton seiner Haut um so mehr hervortreten. Er hatte eine wohlgeformte Nase, seidenweichen Schnurrbart und Zähne, die Perlen glichen."

Freiwilliger im Jahre 1855, im ersten reitenden Jägerregiment, war er Wachtmeister beim Ausbruch des italienischen Krieges, 1859. Wimpelträger des Marschalls Baraguey d'Hilliers, wurde er wegen seines ausgezeichneten Verhaltens im Gefecht bei Melegnano im Armeebefehl angeführt. Baraguey d'Hilliers war dort tollkühn mit den ersten Zuaven bis zum Schloßplatz vorgedrungen, von dessen Gebäuden aus die Oesterreicher ein konzentrisches Feuer auf die Angreifer richteten. „Sie dienen hier als Zielscheibe", sagte der Marschall zu Franchetti, „senken Sie meinen Wimpel". „Wenn man die Ehre hat, Sie zu begleiten, Exzellenz, kann man Ihren Wimpel nicht hoch genug halten", antwortete Franchetti.

Der heroische Marschall wurde nicht verwundet, aber Franchettis Arm wurde durch eine Flintenkugel „zerschmettert. Dafür wurde er zum Leutnant befördert. „Bei dem Einzuge in Paris, am 14 August, wurde niemand so mit Beifall überschüttet wie Franchetti, mit seinem Arm in der Binde. Auf den Balkons klatschten ihm die anmutigsten Frauen der Hauptstadt zu und warfen auf ihn Haufen von Blumen, von Grüßen und Handküssen begleitet . . ."

Auch den Feldzug in Syrien machte Franchetti als Zugführer seines Regiments mit. In Algier diente er mit Auszeichnung, nahm aber 1864 seine Entlassung und genoß die Freuden des Familienlebens zur Seite einer anmutigen und geliebten Gattin.

Aber bei dem Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs sagte sich Franchetti, daß sein Degen noch seinem Lande nützlich sein könne. Er bildet eine erste Gruppe reicher und eleganter junger Leute, tüchtiger Reiter wie er, die ihn zu ihrem Führer ernennen. Er fügt Berufsleute, Jäger und Bereiter, hinzu und erhält von der Kaiserin die Erlaubnis, diese Elitetruppe mit den Pferden des kaiserlichen Marstalls beritten zu machen. So entsteht die Schwadron Franchetti, die sich auf allen Schlachtfeldern um Paris auszeichnen sollte.

„Kaum gebildet, wirft die Schwadron sich dem Feinde entgegen, mit dem sie schon am 14. September ein blutiges Gefecht hat Sie wird bald unter den unmittelbaren Befehl des Generals Ducrot gestellt, und seitdem wird täglich einer ihrer Züge ins Hauptquartier befohlen, führt Rekognoszierungen aus und plänkelt mit dem Feinde. Bei jedem Gefecht wird die Schwadron Franchetti im Armeebefehl angeführt, und die Plänkler, die sich besonders ausgezeichnet haben, werden mit Belohnungen bedacht. Der erste Dekorierte ist Franchetti selber, am 15. Oktober" . . .

Franchetti wurde am 2. Dezember in der dreitägigen Schlacht bei Champigny tötlich verwundet. „Infolge einer schmerzlichen Ironie des Schicksals hatte Franchetti dem General Ducrot am Abend des 30. November geschrieben: „Mein guter Stern beschützt mich immer, denn niemand meiner Leute ist getroffen, obwohl Kugelspuren an den Sätteln und den Karabinerläufen sichtbar sind und mehrere Reiter von Kugeln durchlöcherte Kleider und verwundete Pferde haben." Zwei Tage später erhielt er die tötliche Verwundung und am 5. war unser armer Kamerad tot!"

„Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Trauer. Sein Leichenbegängnis, am 7. Dezember, nahm den Umfang einer Volkskundgebung an. Es war düsteres und eisiges Wetter. Der Zug bildete sich am Grand Hotel. Die Schnüre des Leichentuchs wurden gehalten von Oberst Quiclet, von der Nationalgarde zu Pferde; vom Vicomte Friedrich von Beaumont, Ordonnanzoffizier des Generals Trochu; vom Marquis du Lau, Ordonnanzoffizier des Kriegsministers; und von mir, in meiner Eigenschaft als Befehlshaber der Plänkler der zweiten Armee. Die Boulevards, über die der Weg ging, waren von einer dichten, erregten und traurigen Menge bedeckt. Auf dem Friedhofe nahm die Szene einen unvergeßlich großartigen Charakter an. Die Offiziere und Mannschaften der Schwadron Franchetti gruppierten sich um den Sarg ihres Führers. Alle weinten. Unaufhörlich scholl der Kanonendonner herüber. Hauptmann Benoit-Champy sagte, mit einer von

*) Mes souvenirs. La guerre contre l'Allemagne 1870/71. Paris. Plon-Nourrit 1905.

Schluchzen gebrochenen Stimme, im Namen aller dieser tapferen, schmerzlich bewegten Freiwilligen ihrem trefflichen Major ein gerührtes Lebewohl. Und die Grabrede des Großrabbiners machte auf die Anwesenden den tiefsten Eindruck. . . ."

Außer Franchetti war noch ein anderer Israelit, Beaulieu, in der unmittelbaren Umgebung des durchaus katholischen Generals Ducrot. Das sind Tatsachen, die sowohl diese frommen Katholiken als auch ihre tapferen jüdischen Untergebenen ehren.

Uebrigens gab es in der glänzenden und heroischen Schwadron Franchetti noch mehrere israelitische Freiwillige, die von General von Kerbrech rühmend hervorgehoben werden: die Unteroffiziere Crémieux und Radigues, auch der Leutnant Lucian Worms, der wegen seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Bugenvel (18. Januar 1871) den Orden der Ehrenlegion erhielt. Drucrot selber gibt in seinem Werke über die Verteidigung von Paris der Schwadron, ihrem heldenhaften Führer, ihren Offizieren und Soldaten das ehrenvollste Zeugnis.

Sollten die deutschen Israeliten nicht ebensoviel Mut, Vaterlandsliebe und militärische Begabung besitzen, wie ihre französischen Glaubensbrüder? Und hat eine gewissenhafte Heeresverwaltung das Recht, das Vaterland im Ernstfalle der Dienste solcher Männer zu berauben?

Aus dem antisemitischen Lager.

Ein verunglücktes gräflich Pücklersches „Reiterfest". Zu dem für letzten Sonntag angekündigten großen Reiterfest des Dresch-Grafen Pückler war aus Glogau und Umgegend eine nach Tausenden zählende kolossale Volksmenge nach Klein-Tschirne geströmt. Die Besucher des „Festes" erlitten aber eine arge Enttäuschung, da die „ergebenst eingeladenen" Bauern Se. gräfliche Gnaden vollkommen im Stiche gelassen hatten, so daß das Reiterfest nicht zustande kam. Eine große Menschenmenge strömte nun vor das gräfliche Schloß, das durch Scheunenruinen und eingefallene Schweineställe romantisch umrahmt wird. Hier benutzte der „Volksführer" Pückler die gute Gelegenheit, vom Schloßfenster aus eine donnernde Rede gegen die Juden und speziell das Judentum in Glogau zu halten. Seine mit den üblichen Kraftausdrücken geschmückten Tiraden wurden mit ironischem Applaus und großer Heiterkeit aufgenommen. Er forderte auf, die Juden hinauszuhauen, ihnen die Fenster einzuschlagen. „Nehmt die Sarahleben, die alte Kuh, und werft sie zum Fenster hinaus." . . . „Werbet deutsche schneidige Kerls und erlöst das Deutsche Reich vom jüdischen Jobbertum." Die johlende Volksmenge rief ob dieser „schneidigen Rede" den Grafen mehrfach „heraus." Diesen Rufen folgte der Graf aufs höchste geschmeichelt jedesmal und verneigte sich dankend wie ein Künstler vor dem mit ihm seinen Ulk treibenden Publikum. Nachdem seine Kapelle noch einige Herz- und Trommelfell zerreißende Stücke zum besten gegeben hatte, verabschiedete sich der Graf mit einem Hoch auf das „deutsche Roß", das den Mann von Sieg zu Sieg trägt und zu einem schneidigen forschen Kerl erzieht. Obwohl das „Reiterfest" ausgefallen war — den Ausfall hatte der Graf damit entschuldigt, daß die „busligen Bauern" nicht gekommen seien, — kam das Publikum doch auf seine Kosten, und der Graf hat insofern seinen Zweck erreicht, als er seine Rede an den Mann bringen konnte.

Ein nettes Stückchen Ostmarkenpolitik wird dem „Berl. Tagebl." aus Schroda unter dem 29. August mitgeteilt: „Zu der heute stattfindenden Beerdigung des hiesigen Bezirksadjutanten Leutnants Riedel waren sämtliche Offiziere und die Kapelle des Füsilier-Regiments v. Steinmetz Nr. 37 aus Krotoschin hier eingetroffen. Sämtliche Offiziere begaben sich zum Mittagsmahl in das hiesige polnische Hotel Hüttner, während man die Musikanten in das Hotel „Deutsches Haus", welches diesen Namen vor nicht allzu langer Zeit auf Veranlassung eines einflußreichen Ostmarkenpolitikers von hier erhalten hat, schickte. Der augenblickliche Besitzer dieses deutschen Hotels ist Jude. Das erklärt wohl alles. Ein sonstiger Kommentar ist gewiß überflüssig."

Ein tragikomisches „Versehen" ist der antisemitischen „Deutschen Hochwacht" bei der Glossierung dieses Kulturbildes aus der Ostmark passiert. Sie erklärte nämlich resolut:

„Um aber der Freisinnspresse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, geben wir zu, daß die Offiziere in ihrer Taktlosigkeit danebengehauen haben. Wenn es nur das jüdische und das polnische Hotel in Schroda gibt, so hätten sie ohne Zögern das jüdische wählen müssen, selbst auf die „Gefahr" hin, mit „ganz gewöhnlichen" musizierenden Kameraden zusammen in einem Hause speisen zu müssen."

Ueber Nacht muß aber der „Hochwacht" doch eine bessere Erkenntnis gekommen sein. In der nächsten Nummer erschien nämlich eine Berichtigung, es dürfe „natürlich" nicht heißen „die Offiziere hätten das jüdische Hotel wählen müssen, sondern: das polnische. Wir stellen diesen bedauerlichen und direkt sinnentstellenden Fehler hiermit richtig." Danach scheinen dem Antisemitenblatt von empörten Gesinnungsgenossen wegen der ersten „falschen" Stellungnahme sehr energische Vorstellungen gemacht worden zu sein, und die konsequente „Hochwacht" hat schleunigst pater peccavi gesagt.

Antisemitische Taktlosigkeit eines Eisenbahnschalterbeamten. Auf dem Bahnhof in Halberstadt hat sich vor einigen Wochen ein Schalterbeamter den „Witz" gemacht, einem ihn um Auskunft angehenden polnischen Juden in seiner Antwort in Sprache und Gebärden nachzuahmen. Auf eine von dritter Seite hiergegen eingereichte Beschwerde hat der Vorsteher der Königl. Eisenbahnbetriebs-Inspektion Magdeburg, wie uns mitgeteilt wird, unterm 24. Juli folgende Antwort erteilt:

„Auf das gefl. Schreiben vom 12. d. M. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß der Beamte am hiesigen Fahrkartenschalter wegen seines unpassenden Benehmens dem polnischen Juden gegenüber eine Zurechtweisung erhalten hat".

Das beleidigte „sittliche Empfinden." In einem Wiener Blatte, das sich keineswegs durch besondere Judenfreundlichkeit auszeichnet, fanden wir dieser Tage folgenden Bericht:

„Aus Tulln wird uns vom 26. d. M. geschrieben: Vor dem Strafrichter des hiesigen Bezirksgerichtes, Adjunkten Dr. Ganzwohl, hatte sich heute der Wiener Hoffischhändler Johann Singhofer wegen Ehrenbeleidigung zu verantworten. Der in Greifenstein mit seiner Familie zum Sommeraufenthalt befindliche Kaufmann Bernhard Kleinmann aus Wien hatte folgende Klage erhoben: Am 4. d. M. wartete Kleinmann auf seine Frau und seine Kinder, die aus dem öffentlichen Bade in Altenberg, wo Singhofer wohnt, kommen sollten. Der Beklagte begann im Vorbeigehen den Wartenden zu verhöhnen und sagte: „Judenbagage, ihr kommt daher, um euch die L. . . . abzuwaschen, fahren Sie nach Krakau." Als Kleinmann sagte, er wolle gar nicht baden, hob Singhofer die Faust und schrie: „Nicht reden, ich erschlage Sie." Dann befahl er dem Kutscher, mit Wagen und Pferd ins Wasser zu fahren, damit die jüdischen Badegäste auf diese Weise herausgejagt werden. Der geständige Angeklagte behauptete, er sei in seinem sittlichen Empfinden beleidigt gewesen. Der Richter verurteilte ihn zu hundert Kronen Strafe."

Der Bericht spricht für sich selbst, und es ist eigentlich wenig dazu zu bemerken. Immerhin verdient das kleine Genrebild aus der österreichischen Gegenwart einige Beachtung. Es ist ein kulturgeschichtliches Symptom, das, wenn es vereinzelt dastünde, kaum irgendwelche Bedeutung beanspruchen würde. Auch Dummheit und Rohheit wollen sich ausleben,

müssen sich ausleben. Das liegt einmal so in der menschlichen Natur, die sich durchaus nicht lediglich aus idealen Ingredienzien zusammensetzt. Wenn aber das Symptom auf eine soziale Massenerscheinung hinweist — und wer hätte den Mut, zu behaupten, daß das hier nicht der Fall sei? — dann ist es doch wohl angemessen, es näher ins Auge zu fassen. Der Antisemitismus als Erzieher! Hier ist einmal ein weithin leuchtendes Beispiel dafür. Daß er die Massen verroht, daß er sie in der Auffassung der Dinge gut um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen und damit einen sittlichen und überhaupt einen kulturellen Schaden angerichtet hat, der auch in hundert Jahren nicht völlig wieder gut zu machen sein wird, das ist ja zur Genüge bekannt. Hier zeigt sich aber wieder einmal, wie der Antisemitismus als Erzieher selbst in den sogenannten besseren Kreisen zu wirken vermag.

Vermischtes.

Ueber die Mittelstands-Phrasendrescherei der Antisemiten, die jetzt wieder anläßlich der Ablehnung des allgemeinen Befähigungsnachweises auf dem Kölner Handwerkskammertage in der antisemitischen Presse die üppigsten Blüten treibt, hat, wie erinnerlich, s. Z. schon Professor Förster, der Urheber der Antisemitenpetition, sich mit bitterem Spott geäußert. Der Mittelstand? Wenn die sogenannten Mittelstandspolitiker nur selbst sich erst einmal über den Begriff Mittelstand einigermaßen klar werden möchten! Wer gehört denn eigentlich zum Mittelstand? Professor Suchsland, die bekannte „wissenschaftliche" Autorität des Bundes der Landwirte, hat kürzlich versucht den Mittelstand also zu definieren:

1. Der Mittelstand ist die Gesamtheit aller wirtschaftlichen Existenzen, die irgend welche, den Staatsgesetzen nicht zuwiderlaufende Erwerbsquellen mittleren Umfanges (600 — 9500 Mark) haben und in der dauernden Benutzung ihrer Erwerbsquellen von dem Willen einzelner Dritter unabhängig sind.

2. Der gewerbliche Mittelstand besteht aus der Gesamtheit aller wirtschaftlichen Einzelheiten, deren jede durch die Verbindung eines an sich zum Lebensunterhalt nicht ausreichenden Kapitals mit einer fachmännisch ausgebildeten Arbeitskraft entstanden ist und ihrem physischen Träger neben erwünschter Selbständigkeit des Handels ein um den Unternehmergewinn höheres Einkommen ermöglicht, als es die Summe aus seinen Kapitalszinsen und der ortsüblichen Entlohnung einer entsprechenden gewerblichen Hilfskraft darstellt."

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß selbst ein antisemitisch mittelständisches Blatt, die Magdeburger „Sachsenschau", sich über diese Defition der wissenschaftlichen Leuchte der Agrarier folgendermaßen lustig macht: „Schon diese Definition beweist, daß sich der Begriff „Mittelstand" selbst in den Köpfen der Führer noch nicht geklärt hat. Wahrscheinlich hat jeder Führer des Mittelstandes seinen eigenen Begriff vom Mittelstande und die einzelnen Anhänger auch. Die Suchsland'sche Definition hat wenigstens das Eine für sich, daß sie kein anderer versteht."

Geradezu köstlich aber ist die scharfsinnige Unterscheidung einiger Mittelstandsorgane, welche den Mittelstand wiederum in einen „kapitalistischen" und in einen „proletarischen" abgrenzen. Damit ist aber die Klassenteilung selbstverständlich noch nicht erschöpft. Spöttisch bemerkt das genannte Blatt hierzu: „Wir werden noch die Abteilungen „handwerksmäßig gebildeter proletarischer Mittelstand", „Meister gewesener kapitalistischer Mittelstand", „beinahe Prokurist gewordener proletarischer kaufmännischer Mittelstand" 2c. erhalten. Jeder Deutsche hat den Anspruch darauf, sein eigenes fest abgegrenztes Fach zu finden. Das kann auch seine Frau für die Steuern, die ihr Mann bezahlt, mit Fug und Recht verlangen. Wir brauchen also am deutschen Vaterlande nicht zu verzweifeln. Und das liebe Vaterland mag auch ruhig sein. Heil!"

Konfessionelle Verträglichkeit auf den italienischen Universitäten. In einem höchst lesenswerten Feuilleton „Ueber die medizinischen Studien und die ärztliche Praxis in Italien" (Deutsche medizinische Wochenschrift 24. 8. 1905) teilt Prof. Carrara in Turin unter anderm auch Nachstehendes mit:

„Einen großen Vorzug der italienischen Universitäten bildet ihre Toleranz in religiöser Beziehung. Bei uns bestehen keinerlei konfessionelle Vorurteile; der Antisemitismus ist unbekannt. Zahlreiche der bewährtesten Professoren, Fakultätspräsiden und zuweilen auch Rektoren sind Juden, ohne daß das jemals zu Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben hätte. Diese Toleranz bringt es mit sich, daß den Studenten schon beim Eintritt in die Universität Aufklärung und Gedankenfreiheit in praktischer Gestalt entgegentritt, wodurch zweifellos ein gesunder Einfluß auf ihre Entwickelung ausgeübt wird".

Antisemitische Sommerfrischen, Bade- und Luftkurorte, Sanatorien usw. In Nr. 34 der „Mitt." vom 23. Aug. hatten wir fünf dem „Gen.-Anz. für die gesamten Interessen des Judentums" als antisemitisch bezeichnete Sanatorien in unser Verzeichnis mit aufgenommen. Von den Leitern von vier dieser Institute gehen uns nunmehr teils direkt, teils durch Vermittelung eines unserer Schweizer Freunde Zuschriften zu, in denen sie gegen die Charakterisierung ihrer Anstalt als antisemitisch sehr entschieden protestieren.

Die Leiter des Sanatorium D. Dr. Frey-Gilbert in Baden-Baden schreiben uns, daß ihre Anstalt gerade bei Israeliten sehr beliebt und viele Juden als ständige Gäste alljährlich zu ihnen zur Kur kommen; auch gegenwärtig seien etwa ein Drittel der Kurgäste Juden. Die Anstalt würde auch von vielen jüdischen Professoren und Aerzten empfohlen; niemals sei auch der Leitung des Sanatoriums eine Klage aus jüdischen Kreisen über etwaige in die Erscheinung getretene antisemitische Tendenzen zu Ohren gekommen.

Herr Dr. med. O. A. Grandjean-Hirter, der Inhaber des Sanatoriums Dr. med. Moritz Heller in Interlaken schreibt, daß weder er noch sein verstorbener Schwager Dr. med. Moritz Heller sich jemals an konfessioneller Hetze beteiligt haben, daß sie viele alte und erprobte Freunde auch unter den Anhängern der israelitischen Konfession zählen und „als freisinnig und akademisch gebildete Menschen hoch über allen konfessionellen Fragen stehen". Auch gegenwärtig befänden sich in der Anstalt mehrere israelitische Kurgäste; zwischen diesen und der Leitung der Anstalt bestehe ein freundliches und gegenseitig vertrauensvolles Verhältnis. Herr Dr. Grandjean-Hirter protestiert am Schlusse seines Schreiben — allerdings unter einer von einer falschen Voraussetzung ausgehenden Apostrophierung unseres Vereins — dagegen das „ungesunde Kraut des Antisemitismus in ein bisher neutrales Land zu verpflanzen, wo die gebildeten Menschen der verschiedenartigen Konfessionen bemüht sind, in Frieden und gutem Einverständnis mit einander die kurzen Tage des menschlichen Daseins zu verleben".

Der Inhaber des Züricher Sanatoriums Dr. M. Bircher-Benner schreibt in einem Briefe an einen unserer Schweizer Freunde u. a.: „Von der Publikation meiner Heilanstalt als antisemitisch wußte ich bis zu Ihrer Mitteilung nichts. Da ich nie mit jemanden über Antisemitismus oder Semitismus gesprochen habe, so ist es mir auch unerfindlich, wem ich diese Benennung verdanke. Meines Wissens habe ich bis heute mit Christen und Juden verkehrt, ohne einen Unterschied zu machen und zwar aus meiner Weltanschauung heraus, ohne nach rechts oder links zu fragen. Ich glaube auch nicht, daß von dem Personal meines Sanatoriums der kleinste Anlaß — mit oder ohne mein Wissen — zu einer Qualifikation als „antisemitisch" gegeben worden ist". — Von befreundeter jüdischer Seite, deren Anverwandte wiederholt

und längere Zeit in dem Sanatorium verweilt haben, wird ebenfalls gegen die Bezeichnung der Anstalt als antisemitisch Einspruch erhoben mit dem Hinzufügen: „Keine von diesen Personen jüdischen Glaubens hat auch nur ein einziges Mal den leisesten Anstand wegen ihrer Konfession gehabt; im Gegenteil sind Alle des Lobes voll über die takt- und rücksichtsvolle Behandlung, die seitens des Anstaltsleiters wie auch seines ganzen Personals allen Patienten gleichmäßig zu Teil wird".

Der dirigierende Arzt des Kurhauses Woltersdorfer Schleuse, Dr. J. Marcinowski, der mit jüdischen Familien auf das Herzlichste befreundet ist, ist gleichfalls sehr entrüstet, daß seine Anstalt als antisemitisch charakterisiert wird: „Meine Anstalt, schreibt er uns, ist immer von zahlreichen Juden besucht worden und unter diesen befinden sich viele, die mehr wie einmal wiederkehrten, so daß schon dieser Umstand allein ein beredtes Zeugnis gegen Sie ablegt. Meine jüdischen Gäste sind gern bereit, dies zu bezeugen."

Wir haben diese vier Zuschriften in ihren hauptsächlichsten Teilen wörtlich wiedergegeben, weil sie keinen Zweifel darüber lassen, daß man diesen Anstalten in der Tat schweres Unrecht zufügen würde, wollte man sie als antisemitisch bezeichnen. Wir möchten aber doch nicht unterlassen zu bemerken, daß, soweit sich der Unmut einzelner dieser Zuschriften in zum Teil recht temperamentvoller Weise gegen uns richtet, diese Adressierung eine unzutreffende ist. Wir haben ausdrücklich in der Nummer 34, in der wir diese Sanatorien in unsere Liste antisemitischer Kurorte aufgenommen haben, den „Generalanz. für die gesamten Interessen des Judentums" (Berlin C Roßstr. 3) als Quelle angegeben, dessen Gewährsmann seine bona oder mala fide aufgestellte Behauptung zu verantworten haben wird.

Die Figur des roten Itzig im Grafen von Charolais.*)

Von Fabius Schach.

(Nachdruck verboten.)

In unserer modernen Litteratur gehören die Stücke, die im jüdischen Milieu spielen, zu den schwächsten. Es ist eben schwer, aus dem jüdischen Leben in Deutschland etwas Dramatisches zu gestalten. In Rußland, wo die jüdischen Tragödien voll Leben und Kraft sind, da giebt es wohl eine Fundgrube von Gestalten für den dramatischen Dichter. In Deutschland aber ist die jüdische Individualität durch die lange Assimilation bereits zu einem verblaßten Schemen abgestumpft, und von einem jüdischen Leben kann hier eigentlich noch kaum die Rede sein. Wohl mangelt es auch nicht an tragischen und heroischen Erscheinungen, aber die Konflikte sind seelischer Natur und sie sind oft so fein nuanciert, daß man sie wohl lyrisch, aber nicht dramatisch erfassen kann.

Auch die vereinzelten Judenfiguren in den modernen Stücken sind selten als künstlerisch gelungen zu bezeichnen. Das spezifisch Jüdische offenbart sich eben in Deutschland nur noch in einer eigenartigen Note, in einem Seelenton, und es fällt schwer, dem Juden in dieser eigenartigen Beschaffenheit gerecht zu werden. Entweder man gelangt zu einer plumpen tendenziösen Schöpfung, oder man schafft blutleere Gestalten, Gestalten, bei denen die konstruierende Vernunft mehr als das unmittelbare Leben mitwirkt. Aus diesem Dilemma kommt man nicht heraus. Dramatisch erfassen heißt eigentlich, eine Person in ihrer Wesenheit, in ihrer Individualität darstellen. Man muß also seinem Problem gegenüber nicht losgelöst vom Milieu und von der Gesamtheit, aber frei von Voreingenommenheit stehen. Im Juden aber sieht man heute meistens nur den Juden oder doch in erster Reihe den Juden. Man steht ihm a priori parteiisch gegenüber und man konstruiert sich oft einen jüdischen Typus, wo gar nichts typisch Jüdisches vorhanden ist. So kommt man weder zur realistischen Darstellung des Gewordenen noch zur psychologischen Auffassung des Werdenden im Juden.

Die Figur des roten Itzig im Grafen Charolais von Richard Beer-Hofmann bildet eine rühmliche Ausnahme. Vielleicht — weil sie einer längst verflossenen Zeit angehört. Die Geschichte wirkt fast immer versöhnend und verklärend, der Nebel der Gefühle ist gewichen, wir verstehen den Menschen der Geschichte besser und wir vermögen eher ihm gerecht zu werden. Man ist nicht mehr von „der Parteien Haß und Gunst" beeinflußt und versteht das Ewigmenschliche leichter. Und wohl auch darum, — weil der Dichter hier selber Jude ist und das Jüdische wenigstens mit seinen Ahnen miterlebt. Die Objektivität ist eine schöne Sache, damit aber kann man nüchterne Formeln und trockene Register anfertigen, aber nicht Kunstwerke schaffen. Die Verheerung des Hasses auf seelischem Gebiet will, wie alles Gewaltige, erlebt sein, wenigstens mit der Seele erlebt sein. Nur ein Jude empfindet es, wie der Judenhaß weh tut, weil er das Beste, den Glauben an die Gerechtigkeit, zerstört; und nur ein Jude kann die Opfer des Hasses in ihrer ganzen Kraßheit darstellen.

Wie Graf von Charolais dichterisch hoch über den Bühnenstücken der letzten Jahre steht, so darf auch die Figur des roten Itzig als die gelungenste unter all den Judenfiguren der neuesten Produktionen angesehen werden. Sie ist kernig gesund, naturgetreu, psychologisch fein erfaßt und wirkungsvoll dargestellt.

Ich weiß es, die abscheulichen Judenhetzen des gemeinen und des vornehmen Pöbels der letzten Jahrzehnte haben in manchem modernen Juden eine krankhafte Empfindelei erzeugt, die sich oft in allerlei Wunderlichkeiten kundgibt. Die Juden zeigen sich oft als echte Antipoden der Antisemiten und machen das Konträre der antisemitischen Weltanschauung zum Ausgangspunkt ihres Denkens und Empfindens. Wollen die Antisemiten mit Vorliebe jüdische Scheusale auf der Bühne sehen, so möchten sie dagegen nur jüdische Ehrenmänner und Musterbürger dramatisch dargestellt wissen. Oder noch lieber — gar keine Juden auf der Bühne. Man soll gar nicht daran erinnert werden, daß es Juden auf Erden gibt. Beides ist Unnatur. Wenn die Bühne das Leben in seiner Mannigfaltigkeit darstellen soll, so muß sie das Recht haben, alles, was zum Leben gehört, zum Objekt der künstlerischen Gestaltung zu machen. Nun bilden die Juden in Deutschland trotz ihrer Minorität zweifellos eine wichtige Erscheinung des Lebens und sie stehen in so enger Fühlung mit allen Strömungen und Richtungen, mit allen Kämpfen und Konflikten unserer Zeit, daß man sie gar nicht ignorieren kann. Und die Juden sind keine Engel und keine Teufel, sie sind Menschen, mit Eigentümlichkeiten, Tugenden und Schwächen, wie die andern auch. Der Dichter soll sie weder mit der rosigen noch mit der schwarzen Brille sehen, er soll sie mit dem natürlichen freien Auge des Künstlers und des Psychologen schauen und sie naturgetreu ohne jeden moralischen Beigeschmack schildern. Ich weiß mich frei von dieser Empfindelei. Mich hat die

*) Die bramatische Figur, die einem unserer Mitarbeiter die Anregung zu dieser seelischen Analyse gegeben hat, erweckt, wie man zu dem Werk als Ganzem auch stehen mag, zweifellos ein starkes Interesse. Ob der Dichter freilich die Figur in allen ihren Entwicklungsphasen mit denselben Augen gesehen hat wie ihr Kritiker, wollen wir dahingestellt sein lassen. Als ein Beitrag zur Psychologie des Hasses wird aber, wie wir annehmen, diese kritische Studie unsern Lesern nicht unwillkommen sein. D. R. d. M.

Figur des roten Itzig nicht abgestoßen, sondern wie ein Stück Lebenswahrheit angezogen.

Man hat, als das Stück im vorigen Winter in Berlin zuerst aufgeführt wurde, von einer Shylok-Figur gesprochen. Ich will hier nicht untersuchen, ob nicht auch Shylok besser ist als sein Ruf, aber — mit Analogien wird man in der Litteratur ebensowenig wie im Leben fertig. Die Seelen der Menschen gleichen ebensowenig einander wie ihre Nasen. Im Seelenleben gibt es keine Kongruenz, hier will Jeder als Einziger erfaßt und verstanden werden. Jede Seele hat eben nicht nur ihre eigene Beschaffenheit, sondern auch ihre eigene G.schichte, ihre eigenen Freuden und Leiden, ihre eigenen Kämpfe und Stürme, ihre eigenen Tiefen und Höhen.

Der rote Itzig ist ein Produkt des Hasses. Er ist das, was die traurigen Verhältnisse aus ihm gemacht haben und machen mußten. In der Schule des Leidens ist sein Charakter geschmiedet worden, und die menschliche Entartung hat seine Natur geformt. Er ist von Natur aus intelligent, talentiert, mutig und unternehmend. Auch sein Gemüt ist, wie fast immer beim Juden, gut prädisponiert. Er zeigt eine sehr große Anhänglichkeit für seine Familie, was immer das Zeichen eines reichen Gemüts ist. Nun erlebt er als heranreifender Mensch das erschütterndste, furchtbarste Schicksal. Sein braver, von ihm heißgeliebter Vater muß auf dem Scheiterhaufen sein Leben aushauchen, weil er seiner angestammten Religion treu bleibt und sich nicht zur widerlichen Heuchelei einer Scheintaufe entschließen kann. Diese gräßliche Prozedur geschieht unter einem schauderhaften Zeremoniell, unter Entfaltung der ganzen Pracht und Macht der allgewaltigen katholischen Kirche. Noch schlimmer: das geschieht unter der Anrufung Gottes, zu seiner Verherrlichung und zu seinem Ruhme, unter Weihrauch und Gesang. Der junge Itzig ist Zeuge dieser unmenschlichen Handlung, und alles Gute erstarrt in ihm, alles in ihm schreit nach Rache und Vergeltung. Der Glaube an die Gerechtigkeit ist gewichen. Er haßt nun alles, was sich christlich nennt, mit einem ehrlichen, glühenden Hasse. Kann eine solche furchtbare Tat andere Früchte zeitigen? Muß nicht im Jüngling der Haß zu dieser Religion und zu ihren Anhängern auflodern? Muß ihm nicht alles Gute, was im Namen dieser Religion gepredigt wird, als Lüge und Heuchelei erscheinen, wo er die Kluft zwischen Wort und Tat in so furchtbarer Gestalt erlebte? Muß er nicht alle Menschen, die dieser Religion huldigen, als seine Feinde, als die Feinde seines Glaubens und seines Stammes betrachten? Was weiß er von den menschlichen Lehren dieses Glaubens? Er kennt nur das praktische Christentum, das sich ihm in einer nicht gerade menschlichen Gestalt zeigt.

Bei solcher Entwickelung entstehen aus starken Naturen G e n i e n d e s H a s s e s. Itzig ist im Hasse groß geworden und der Haß ist zu seinem Lebenselement geworden. Wäre er Soldat, so würde er Feldherr geworden sein und hätte große Schlachten geliefert. Wäre er Staatsmann, so würde er Pläne geschmiedet haben, um Völker zu vernichten und Nationen zu zerstören. Er lebt aber im engen Milieu, und alles Größe zersplittert sich bei ihm in lauter Kleinigkeiten. Das ist wiederum eine tragische Seite seines Charakters. Er ist Kaufmann, er handelt mit seinem Gelde und wuchert an den verhaßten Christen. Das ist nicht nur sein Geschäft, das ist auch seine innere Genugtuung, er weidet sich an der Notlage seiner Opfer. Natürlich wächst diese Freude, je vornehmer und hochstehender seine Schuldner sind. Er fängt an, das Geld zu lieben, das Geld ist seine Seele. Und das Geldgeschäft ist keine Tugendschule. Was ihm noch an Bitterkeit fehlte, das wird ihm ergänzt durch die Erfahrungen, die er täglich mit seinen Kunden macht. In den Geldangelegenheiten, wo bekanntlich die Gemütlichkeit aufhört, da schaut er manchen Ritter und Edelmann im Négligée und es zeigt sich ihm das wahre Bild.

Charakteristisch ist die Antwort, die er Romont auf seine Bemerkung, daß er auf das Judengeld spucke, gibt. Mit bitterem Hohne ruft er ihm zu:

„Wenn ihr es zahlen sollt's,
Da spuckt's ihr alle drauf;
Was spuckt's ihr nicht darauf,
Wenn ihr es von mir neammt's?"

Itzig ist ein geriebener nüchterner Geschäftsmann und daneben ein Menschenverachter. In dieser Doppelrolle sehen wir ihn in jeder seiner Handlungen. Er leiht dem alten General von Charolais Geld, des Zinses wegen und auch, weil es ein General und ein Graf ist. Nun stirbt plötzlich der General, und der vornehme christliche Staat hält es nicht für nötig, die lediglich für seine Interessen gemachten Schulden des Generals anzuerkennen und als Staatsschulden zu betrachten. Itzig sieht sich um seine Hoffnungen betrogen. Da entsteht in ihm ein teuflischer Plan. Es giebt ein Gesetz im Lande, das die Möglichkeit zur Beschlagnahme der Leiche des Schuldners bietet. Geld wird vielleicht dabei nicht herauskommen, aber es ist immerhin eine Hoffnung. Und dann — die Gelegenheit, einen vornehmen Christen zu demütigen, die unmenschlichen und widernatürlichen Gesetze des Staates ad oculos zu demonstrieren. Er geht also hin und läßt die Härte des Gesetzes walten. Härte? Was gehen ihn menschliche Rücksichten an? Er hat sein Leben lang unter dem Joche dieser Gesetze geseufzt, warum soll er nicht auch einmal Nutzen von diesen Gesetzen ziehen? Er ist die Seele des Gläubigerkonsortiums, er führt die anderen Gläubiger, er berät sie und sie lassen sich gern von ihm leiten und beraten, weil sie dabei gut fahren. Ganz kalt und berechnet geht er zu Werk und er bleibt, wenigstens äußerlich, der nüchterne Kaufmann, bis an seine Menschlichkeit appelliert wird und dadurch alles in ihm aufgewühlt wird. Die alten Wunden werden aufgerissen und aus seiner Seele strömt das Gift, das man ihm eingeimpft hat.

Den Dialog zwischen dem Grafen Charolais und Itzig halte ich für eine der stärksten Szenen der neuesten Litteratur. Charolais, eine Träumernatur, ein halber Hamlet, ist in größter Aufregung. Ihm war, da er keine Mutter gekannt, sein Vater alles, seine Heimat, seine innere und äußere Zuflucht; und nun ist er jetzt so arm, daß er nichts auf der Welt besitzt, das ihm angehört, nichts, das ihn liebt. Dazu gesellt sich das schmachvolle Bewußtsein, seinem armen Vater nicht einmal ein würdiges Begräbnis bereiten zu können. In seiner Not entschließt er sich, trotz der Widerrede Romonts, mit Itzig zu verhandeln, und wenn es sein muß, sein Mitleid zu wecken und an das Menschliche in ihm zu appellieren. Er weiß, daß Itzig im Recht ist, er verachtet ihn nicht, er will nur von seiner Güte die Erfüllung seiner Bitte. Aber je mehr er den Menschen, den Sohn in Itzig anzurufen versucht, desto mehr ruft er alle bösen Geister in ihm wach, desto mehr lodert die alte Erinnerung in der gequälten Brust des Juden auf und sie wird zu einer giftigen Bitterkeit.

Charolais ruft ihm zu, er sei ja auch ein Mensch und nicht nur ein Jude. Itzig antwortet:

„E Mensch? wie Ihr? seit wann bin ich e Mensch?
Mei Lebtag hat man mich's nicht fühlen lassen,
daß ich e Mensch bin; h e u t grab soll ichs sein?
Weil's Euch so paßt? Und für die fünf Minuten,
Die's Euch grab paßt? Nein, heut will i c h nicht! Nein!
E Jud bin ich! Was wollt's Ihr von dem Juden?
— Denn etwas wollt's Ihr doch, wenn Ihr mir so kommt's!

Je weicher Charolais wird, desto galliger zeigt sich Itzig. Charolais bittet flehentlich um die Herausgabe der Leiche, weil sein Leben daran hänge. Itzig erwidert:

„Herr Graf, gebt's mir heraus, mei Geld,
mei Leben hängt daran! Nix nur e so,
wie Ihr „mei Leben" sagt's. Ihr mant's, 's kränkt Euch.
Wenn i c h ka Geld hab, wer beschützt mich dann
noch von die hohen Herrn? Se lassen ruhig
totschlagen mich. Ihr seht's: bei mir, da hängt
wirklich mei Leben dran; mei L e b e n!"

Das ist keine Phrase in dem Munde eines Juden des Mittelalters. Das ist die Psychologie des Geldes für den verfolgten heimatlosen Juden. Ihm war das Geld die einzige Woffe in der Not, die einzige Zuflucht. Das Geld mußte ihm das Recht, die Kraft, die Natur ersetzen.

Nun sucht Charolais den liebenden Sohn in Itzig zu wecken. Er spricht zu ihm:

„Denk doch, daß du hier ständest, und es wär
Dein Vater! Denk an dich, an deinen Vater!“

Und da kommt der ganze verhaltene Groll, die ganze wurmende Vergangenheit mit all ihren Leiden in Itzig zum Ausbruch. Er erwidert:

„Ich denk' ja schon die ganze Zeit daran! —
— Der freilich is verfault nix in e Kerker!
Die Stadt, wo er geboren war, die hat sich
viel kosten lassen seine Leichenfeier!
Vor Sonnenaufgang war'n schon ausgerückt
Soldaten, die Verein', die Bruderschaften,
de ganze Geistlichkeit! Was für en Ehr'
das für e Juden is! Der König selber
is dagesessen auf den großen Platz,
der ganze Hof — — und alles für e Juden!
Und läuten ham se lassen alle Glocken,
und mit die Fahnen sind se vor mei Vatter
vorbeigezogen; Reden ham se auch
gehalten, spanisch un lateinisch, und
den ganzen Tag — — in Juli, wo doch heiß is — —
ham se dort ausgehalten auf den Platz,
— — und alles wegen meinen Vattern. — Bis dann
am Abend, — — wie schon dunkel war — — der König
mit eigner Hand hat angezind't den Holzstoß — —
wo drauf mei Vatter war. Und weil das alles
noch nix genug Ehr' war für meinen Vatter,
ham se begonnen, schön zu singen, und
— — weil er doch Jud' war — — ham se ihm zu Ehren
ihm vorgesungen uns're alten Psalmen,
und ihm zu Ehren unsern Gott gelobt!! —
Ich weiß nur nix, ob er es auch bemerkt hat?
Denn da hat er schon angefangen zu brennen,
von unten her, und hat zu schrei'n begonnen,
und hat geschrie'n, ganz laut hat er geschrie'n — —
mei Vatter! laut! und ich hab ihn gehört! — —
Schma Jisroel!! — — Nun? Wollt's ihr noch, Herr Graf,
ich soll an meinen Vatter denken, damit
Ihr mir jetzt leid tut's, weil der tote Vatter
von Euch jetzt faulen muß?!“

Welch' furchtbares Geständnis! Wie viel Schmerz und Qual muß dieser Mann erlebt haben! Wahrlich, wäre er wirklich zur Bestie geworden, niemand hätte das Recht, ihn anzuklagen. Wos an ihm gesündigt worden ist, das ist tausendmal schlimmer, als was er gesündigt haben mag.

Und als Charolais voller Verzweiflung ausruft:

„Was mir mein Vater war,
das wirst Du — kannst du ja gar nie verstehen!“

da ruft ihm Itzig entgegen:

„Ich kann nicht? Was is schwer da zu versteh'n?
Und wenn es schwer wär? Halt's Ihr mich für dumm?
Daß ich Euch ja versteh', werd ich Euch weisen!
Nicht wahr: Ihr mant's, Ihr habt's sonst nix gehabt,
als nur den Vatter, kane Mutter und
ka Bruder! nix! Und wie e Mensch, der Weiber
und solche Sachen hat im Kopf, seht's Ihr
nix aus! Und weil Ihr auch noch arm seid's und
nix habt, was Euch e Freid' kennt' machen, und
weil Ihr so alt schon seid's, daß Ihr's begreift's —
so steigt's Euch zehnmal stärker in die Nosen,
was das bedeut': „E Vatter!“ Was? — Ich sag Euch,
vorgestern war noch aner auf der Welt,
der nix hat anderes gekennt, als Euch!
Dem hätt's Ihr antun können. was Ihr wollt's!
Dieb, Räuber, Mörder hätt's Ihr werden können,
er hätt nix aufgehört, Euch lieb zu haben,
und hätt' gebettelt gern, wenn's Euch nur gut geht!
An' unbescheidenen Wunsch hat er gehabt:
Daß Ihr die Augen sollt's zudrucken ihm,
und nix, er Euch. Und jeden Abend hat er
gebetet: „Herrgott! ehnder daß mei Kind
etwas geschehen soll, laß' lieber mich
zehntausend Tode sterben!“ — Seht's Ihr, so,
so reich wart's Ihr vorgestern noch; Und heut?
Und wenn Ihr geht's rund um de ganze Welt —
und wenn Ihr alt werdt's hundert Jahr' — so findt's
Ihr das nicht wieder! Das is aus — für immer!
Hofft's nix! E Freund? Ich dank schön! Und e Weib —
is nur e Weib! Und Kinder? — Kinder! — Aus is!
So senn bei uns die Väter und die Mütter —
viel anders wer'n se bei Euch auch nix sein!
Nu? hab ich gut verstanden Euch, Herr Graf!“

Eine gewaltige Auffassung von Eltern- und Kinderliebe offenbart sich in diesen Worten. Wie groß muß das Menschliche in diesem Manne gewesen sein! Und wieviel Jammer und Unrecht mußten an ihn herantreten, um diese Gefühle in Haß und Gift zu wandeln! Charolais ist eben Träumer, er kennt das Leben nicht, und er versucht immer wieder, das menschliche Gefühl in der Brust seines Gläubigers anzurufen, ohne zu achten, daß er gerade das Gegenteil von Güte dadurch erzielt. Als er Itzig fragt, ob er gar kein Gefühl für ihn habe, antwortet Itzig ehrlich und offen:

„Ich? — für Euch? — Gefühl?
Damit's mir geht mit mei Gefühl eso,
wie's mir schon is gegangen mit mei Geld?
Ich wer' Euch geben mei Gefühl — vollwichtig,
und schön, und rein und blank — so wie mei Geld —
Ihr werdt's es nehmen — wie mei Geld — und wenn ich
dann kommen wer', Ihr sollt's zurück mir's geben,
werdt's Ihr mir sagen, wie ihr's habt's gesagt
schon zu mei Geld: „Du Jud, ich spuck Dir drauf!“

Diese bittern Worte wecken, wenn man sie recht versteht, keine Verachtung, sondern Mitleid. Im Grunde sehnt sich der arme Itzig selber darnach, gut sein zu dürfen. Aber er hegt Mißtrauen gegen alles, was ihm entgegentritt, und dieses Mißtrauen vergiftet in ihm jede menschliche Regung. Er friert in seiner innern Kälte, aber er meidet die Wärme, weil er Angst hat, sie könnte die Wärme des Scheiterhaufens sein. Und als Charolais ihm schließlich entgegendonnert:

„Sieh mich nicht an mit diesem bösen Blick —
geh, geh, — ich habe Angst vor dir, du böser,
du böser Mensch!“

da offenbart Itzig zum Schluß seine ganze Seele. Mit giftigem Hohn erwidert er:

„E böser Mensch! Und warum,
soll ich e guter sein mit Euch? Nur einen,
en einz'gen Grund sagt's mir, Herr Graf! Meint's Ihr,
weil überhaupt e jeder Mensch soll gut sein
zum anderen? Ja? — Nehmt's erst heraus, Herr Graf,
mei Herz, was so zusamm'gekrampft is von die
gebrannten Lad', was man ihm angetan;
stecht's mir die Augen aus, und gebt's mir andre,
die nix entzindt noch sind vom vielen Wanen;
den Buckel schneidt's mir weg, der krumm is, weil
er bucken hat gemußt sich vor de andern;
gebt's and're Füß' mir, die nix sind gewesen
ihr Lebtag müd, und immer auf der Wander;
schlagt's ein den Kopp, reißt's das Gehirn heraus,
daß ich vergessen kann; und ganz zuletzt
schneidt's mir die Adern auf — heraus laßt's rinnen
mei Blut, damit nix von mei Vatter, und
mei Vatters Vatter, und von all de andern,
ka Tropfen Bitt'res, Wehes in mir bleibt —
und wenn ihr alles das getan, Herr Graf, —
und ich dann noch lebendig bin — dann will ich
mit Euch so reden, wie e Mensch — ich mein'
e guter Mensch — soll zu e Menschen reden!
— Bis dahin laßt's mich sein, was ich für Euch —
— und wenn ich wär', ich weiß nicht was — doch bleib':
e Jud', e Jud', e ganz gemeiner Jud'!“

Diese furchtbare Anklage wirkt geradezu erschütternd. Man sieht hier, wie Itzig zu dem geworden ist, was er ist, und es dürfte schwer fallen, in so wenigen Worten die Leidensgeschichte einer Seele zu geben.

Ja, die Verachtung und der Haß, sie haben in ihm alles Weiche und Gute zurückgedrängt. Auf Schritt und Tritt findet er nur Haß und Verachtung, Beschimpfung, Demütigung und Prügel. Selbst der biedere Haudegen Romont, eine durchaus gerade und gerechte Natur, weiß für den Juden keine andere Behandlung als Worte der Schmach und Schläge. Wie soll da das Menschliche nicht absterben?

Itzig denkt eben, daß von den Christen für einen Juden gar nichts Gutes kommen kann. Charolais klagt ihm:

> Hab ich's getan?
> Was hetz'st du allen Haß, der in dir ist,
> jetzt gegen mich auf, kann denn ich dafür?
> Was hab denn ich dir schon getan?

Itzig ist um keine Antwort verlegen. Er erwidert:

> „Noch nichts!
> Wir seh'n uns heut ja auch zum ersten Mal,
> und den Profit (den runden Arm) hab ich schon jetzt dabei;
> genug, fürs erste Mal genug!"

Wie der Christ in dem Juden in dieser finstern Zeit nur den Juden sah, so sieht Itzig im Grafen Charolais wie in jedem Christen den Gegner, den Feind, der nur auf die Gelegenheit wartet, ihm zu schaden, ihn zu kränken und zu vernichten.

Es ist hier eine Psychologie des Judenhasses geboten, wie sie feiner dramatisch selten zum Ausdruck kam. Itzig ist ein sehr guter Menschenkenner. Er hat gleich den Charolais als Mann von vornehmer Gesinnung erkannt, aber gerade darum weidet er sich an seinem Schmerze, denn er repräsentiert ihm in seiner Person die ganze Schar seiner Feinde. Und dabei steht er den menschlichen Gefühlen, wenigstens mit dem Vorstande, nicht fern. Ein tiefer Schmerz und eine glühende Sehnsucht offenbart sich in seinen Schilderungen. Ja, gerade weil er diese Gefühle so tief empfindet, möchte er alles das, was man in ihm entweiht hat, die Harmonie, die man in ihm zerrissen hat, rächen. Ein weiterer Zug seines Charakters ist die Flucht vor sich selber. Er wappnet sich mit der eisernen Maske der Vernunft, um nicht schwach zu werden und mit seinem Gefühle nicht durchzugehen. Er hat sich eben sein System zurecht gelegt, oder richtiger, es ist ihm durch das Leben zurecht gelegt worden, und er handelt darnach.

Und dennoch, auch in dieser vergifteten Gestalt tritt uns Itzig entgegen als ein Mensch, den man bedauern muß, dem man aber die Achtung nicht versagen kann. Er ist nicht feig, wie der Müller, er frömmelt nicht wie der Paramentenmacher. Er geht seinen geraden Weg. Er hat die Ideen und nicht sie, er ist der Initiator und er führt die Pläne auch durch. Er weiß, daß er als der Härteste von allen gilt, aber er schreckt nicht vor den Folgen seiner Handlungen zurück. Gegen Romont zeigt er einen männlichen Mut. Er läßt sich nicht wie die andern von ihm verscheuchen. Er antwortet mit Recht, er sei im Gasthause, wo nur der Wirt zu befehlen habe. Freilich gegen die höhere Instanz der Hand Romonts, gegen die Schläge, ist er machtlos. Itzig ist ein ganzer, in sich geschlossener Charakter, ein Mann mit guten Eigenschaften ausgestattet, an dem aber viel gesündigt worden ist und in dem der seit seiner Jugend genährte Haß alles in Galle verwandelt hat.

Es geht hier dem Dichter, wie schon gar vielen vor ihm. Die Nebenfigur gelingt oft besser, wie die Hauptfiguren. Itzig ist ein Meisterstück feiner psychologischer Zeichnung.

Verfehlt und unberechtigt ist nur die Sprache, die der Dichter den Itzig sprechen läßt. Es ist ein Gemisch von Wienerisch und Galizisch, und diese Sprache angewandt auf die Hauptstadt Burgunds und auf eine Zeit „vor vielen hundert Jahren" wirkt geradezu unangenehm. Ich gehöre gewiß nicht zu denen, die sich einer ethnographischen oder völker-psychologischen Erscheinung schämen, weil sie jüdischen Ursprungs ist. Ich lese den russischen Jargon gern und freue mich über seine kraftstrotzende junge Litteratur. Ich halte diese Sprache für mindestens so schön und so berechtigt — wenn man dieses dumme Wort überhaupt anwenden will — wie Serbisch oder Bulgarisch. Aber daß die Juden vor hunderten von Jahren in Burgund viel anders gesprochen haben, als die Christen, ist sehr unwahrscheinlich. Man muß überhaupt nicht glauben, daß die Juden sich stets durch die Sprache absonderten. Von den Juden der slavischen Länder steht es fest, daß sie ursprünglich die slavischen Sprachen gesprochen haben und erst durch die eingewanderten deutschen Juden die deutsche Sprache angenommen haben. Der Jargon in Rußland ist in seinem Hauptbestandteile eben das Deutsch voriger Jahrhunderte, allerdings konserviert, von der natürlichen Entwickelung abgeschnitten und mit fremden Elementen vermengt. Die Juden der romanischen Länder haben höchst wahrscheinlich stets die Sprachen ihrer Länder korrekt gesprochen. Wenigstens sprechen die sephardischen Juden im Orient, die aus Spanien eingewandert sind, noch heute das reine klassische Spanisch des zwölften Jahrhunderts.

Und angenommen, die Differenzen des Temperaments und der sozialen und religiösen Verhältnisse hätten auch hier der Sprache der Juden einen anderen Klang verliehen, lohnt es sich, wo man doch nichts Genaues weiß, den Versuch zu machen, dieses künstlich zu schaffen? Aus welchen Elementen will man diese Eigentümlichkeiten konstruieren?

Und wozu? Der historischen Treue wegen? Der Dichter läßt den Vater des Wirts, den Müller und sogar die Magd ein gutes Deutsch sprechen, die werden wohl in Burgund auch nicht dieselbe Sprache wie der Graf oder der Gerichtspräsident gesprochen haben. Hier also verzichtet man auf die historische Treue, warum nun gerade beim Juden ein entgegengesetzter Standpunkt? Es ist gewiß berechtigt, die Derbheit und Feinheit, die Kälte und Wärme, die Tiefe und Flachheit, den Stand und die Bildung eines Menschen auch in der Sprache zum Ausdruck zur bringen, — — — aber künstliche Idiome zu schaffen, wo sie gar nicht notwendig sind, ist vom Uebel. Uriel Akosta und Nathan der Weise sprechen eine reine Sprache und verlieren dadurch nicht an Kraft. Auch der Itzig würde viel gewinnen, wenn er eine reine Sprache sprechen würde.

Uebrigens ist auch der Name Itzig sehr unglücklich gewählt. Ich glaube kaum, daß im Mittelalter sich jemals ein Jude in Burgund Itzig genannt hat. Die Bildung Itzig (richtiger Izik, Izka) von Isaak zeigt auf slavischen Ursprung und ist bei den deutschen Juden wahrscheinlich erst durch die innige Berührung mit den Juden des Ostens in den letzten Jahrhunderten heimisch geworden.

Kurzum, die Sprache und der Name bilden einen Mißgriff, was umsomehr zu bedauern ist, da die Figur vortrefflich gezeichnet ist. Leider ist heute noch die Unsitte allgemein, bei den jüdischen Figuren in der Litteratur und auf der Bühne dick aufzutragen und das abscheuliche Mauscheln als unentbehrlich zu halten. Ich meine, in einer Zeit, wo man glücklicherweise die Koulissenreißerei und das pathetische Deklamieren überwunden hat, sollte man endlich auch das Mauscheln in die Rumpelkammer werfen. Nicht durch Schminke und Fratzen, sondern durch die Verkörperung des Wesens wirkt der Schauspieler. Im Interesse des Stückes kann ich den Schauspielern nur raten, auch bei dieser Rolle des roten Itzig wohl im Temperament, in der Lebensart den Juden zu markieren, aber nicht in der Aussprache. In unserer modernen Zeit, wo wir uns rühmen, mit allen alten Zöpfen aufzuräumen, sollte man endlich darnach trachten, auch den Judenrollen gerechter zu werden und sie feiner zur Darstellung zu bringen.

Verl[illegible]r und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 37. Berlin, 13. September 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Antisemitisches über Cholera, Fleischnot usw.

Im finsteren Mittelalter, als die medizinische Wissenschaft noch durch große Unwissenschaftlichkeit sich auszeichnete, die Dummheit dafür ihre Orgien feiern durfte, hieß es bei jeder Seuche, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Vielleicht auch war es selbst damals noch weniger Dummheit als Judenfeindschaft (in modernes teutonisches Deutsch übersetzt: Antisemitismus), die dieses an Blödsinnigkeit alles, sogar das Ritualmordmärchen übertreffende Märchen ersonnen hatte, um eine Extra-Gelegenheit zu Judenmetzeleien und Plünderung zu haben. Heute wagt man selbst Antisemiten nicht mehr das Brunnenvergiftungsmärchen aufzuschwatzen, aber die Juden müssen doch herhalten, vielleicht auch zu demselben Zweck, zu welchem im finsteren Mittelalter ausgesprengt wurde, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Plus ça change, plus c'est la même chose.

Also die Juden sind an dem Auftreten der Cholera in Deutschland schuld. Zwar weiß man ganz genau, daß die Flissaken sie eingeschleppt, zwar ist noch nirgends bekannt geworden, daß unter den Cholerakranken und Choleraverdächtigen Juden besonders sich befinden — natürlich sind Juden vor Cholera auch nicht sicher —, zwar sind im Gegenteil vorzugsweise Nicht-Juden betroffen, deren Ansteckung fast durchweg genau festgestellt ist, trotzdem verlangt die „Staatsbürgerztg." in ihrem Cholera-Artikel vom 6. d. M.: „Rußland möge seine verseuchten Juden für sich behalten wie seine verseuchten Schweine." Es muß zugestanden werden, daß das erleuchtete Blatt nicht auf den ersten Anlauf die Juden verantwortlich macht. Erst wird von russischen Auswanderern gesprochen, dann wird die Cholera auf russisch-jüdisches Konto gesetzt, und zuletzt sind es blos noch die russischen Juden, die nicht über die Grenze gelassen werden dürfen, „weil man gesehen habe, welches Unheil die Mandelstamm und Silberfarb anzurichten vermögen, und man auch gesehen habe, mit welcher Gleichgültigkeit sie das Leben ihrer Mitbürger auf das Spiel setzen."

Der russischen Regierung, die in den Augen der Antisemiten freilich eine Idealregierung ist, weil sie die Juden unmenschlich behandelt, werden keine Vorwürfe gemacht, obwohl sie, wie Dr. Dworetzki aus Moskau in einer Reihe von Aufsätzen in der „Münchener Mediz. Wochenschrift" ausführlich dargelegt hat, vertragswidrig das Auftreten der Cholera in Rußland verheimlicht, ja die remonstrierenden Aerzte verfolgt hat. Das ist eben antisemitische Kollegialität. Daß die Grenzsperre nicht nur ein veraltetes, sondern ein schädliches, ganz und gar zweckwidriges Bekämpfungsmittel ist und darum nicht mehr angewendet wird, das braucht antisemitische Rückständigkeit nicht zu wissen. Aber so viel hätte die Redaktion einer politischen Tageszeitung doch sehen müssen, daß zu einer Zeit, da man in ganz Deutschland über die Aussperrung der russischen Schweine klagt und ungestüm die Oeffnung der Grenzen fordert, ihr Verlangen, die russischen Juden wie die russischen Schweine zu behandeln, gerade in ihrem Sinne unangebracht ist. Oder war die Versuchung, Juden und Schweine, die beiläufig, wie die „Staatsbürgerztg." sehr wohl weiß, gar nicht zusammengehören, zusammenzustellen, so unwiderstehlich? Das ist antisemitische Geistesarmut.

In der Sitzung der Berliner Stadtverordnetenversammlung, in welcher über die Fleischnot verhandelt wurde, war auch der Stadtverordnete Justizrat Cassel, für Maßregeln eingetreten, die zu einer Linderung der Not beitragen könnten. Die „Staatsbürgerztg." bemerkte in ihrem Sitzungsbericht, sie wisse nicht recht, „was der jüdische Herr Cassel für ein Interesse an der Verbilligung des Schweinefleisches hat." Bei der ungeheuren Engherzigkeit und Selbstsucht der Antisemiten versteht man leicht, daß ein antisemitisches Blatt sich das Verhalten des jüdischen Herrn Cassel nicht erklären kann. So sei denn zu Nutz und Frommen, zur Belehrung und Bekehrung der Antisemiten darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Justizrat Cassel in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter nicht Jude, sondern Vertreter der Berliner Bevölkerung, wie er als Landtagsabgeordneter ebenfalls nicht Jude, sondern Volksvertreter ist und darum für die Verbilligung eines unentbehrlichen Nahrungsmittels eintritt, auch wenn er persönlich nicht das allergeringste Interesse daran hat. Daß das Antisemiten so unbegreiflich ist, beweist am besten, wie wenig sie geeignet sind, das Volk in Stadt und Staat zu vertreten. Sie sind nicht Stadt-, nicht Volksvertreter, sondern einzig allein Antisemiten, d. h. Menschen, die nur eine Idee haben und noch dazu eine verkehrte. Nach antisemitischer Logik und antisemitischer Auffassung von Volksvertreterpflichten hat ein Mann, der kein Interesse an der Verbilligung eines Volksnahrungsmittels hat, für diese nicht einzutreten, und hat er gar, zum Beispiel wenn er Schweinezüchter ist, ein Interesse an Verteuerung dieses Volksnahrungsmittels, dann darf er natürlich sogar auf Verteuerung hinarbeiten. Und das sind die Leute, die über jüdische Interessenpolitik lärmen!

Das Hauptorgan der Berliner Antisemiten hat indessen noch anderes zu tun, als nur mit Cholera und Fleischnot sich zu beschäftigen. Nichts entgeht seinem Spürsinn und auch die kleinste „Ungerechtigkeit" läßt seinen Zorn aufwallen.

Da hatte ein Berliner Lokalblatt in fünf Zeilen berichtet, daß ein Frl. Friederike Münchmeyer ihr 30 jähriges Jubiläum als Dienstmädchen bei Frau Rosa Beer feiere und ein Muster von Treue und Fleiß sei, dagegen die Silberne Hochzeit des Antisemiten Ludwig Werner in drei Zeilen abgefertigt.

Darüber hat die „Staatsbürgerztg." trotz Cholera und Fleischnot, Unruhen in Japan, Metzeleien im Kaukasus Zeit und Laune sich zu entrüsten. Sie jammert:

. . die brave Friederike kriegt 5 Zeilen, weil sie es bei der Jüdin Rosa Beer 30 Jahre ausgehalten hat; der vermaledeite antisemitische Reichstagsabgeordnete Werner muß sich mit 3 noch dazu unrichtigen Zeilen bescheiden.

Was sagt aber das entrüstete Blatt dazu, daß die meisten Blätter die Silberne Hochzeit des Herrn Werner überhaupt nicht erwähnt haben? Es ist auch nicht einzusehen, welches besondere Interesse das Familienfest eines antisemitischen Abgeordneten für die Oeffentlichkeit haben könnte. Ihre Silbernen Hochzeiten interessieren Niemand als ihre politischen Genossen. Dagegen hat heutzutage, wo alles über Dienstbotenmangel und ganz besonders über den häufigen Dienstbotenwechsel klagt, die Tatsache, daß ein Mädchen es dreißig Jahre auf einer Stelle ausgehalten hat, zumal in Berlin wohl ein gewisses allgemeines Interesse.

Der Schmerz der „Staatsbürgerztg." hat indessen wohl einen anderen Grund; denn wenn Jemand mit ungleichem Maße mißt, ist sie es gerade, die jede noch so geringe Ausschreitung eines Juden breittritt, dagegen die sehr großen Sünden Anderer und namentlich ihrer Gesinnungsgenossen fast durchweg mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Der Grund, warum das Antisemitenblatt dem Dienstmädchen die fünf Zeilen in einem anderen Blatt mißgönnt, ist, daß das Mädchen dreißig Jahre es bei einer Jüdin ausgehalten hat. Das zeigt doch, daß sich mit jüdischen Herrschaften noch leben läßt und daß ein Dienstmädchen selbst im dreißigjährigen Verkehr mit einer jüdischen Familie die den Juden nach antisemitischer Lehre ja fremd sein sollenden Tugenden der Treue und des Fleißes nicht zu verlieren braucht. Daher die Tränen des braven Herrn Bruhn und seiner antisemitischen Redakteure.

Wir würden Herrn Bruhn raten, um sich in Zukunft weniger zu betrüben, dem Beispiel seines ehemaligen Freundes zu folgen, des Grafen Pückler. Dieser Edelste der Nation hat es nämlich aufgegeben in Berlin Kohl zu reden und baut jetzt in Klein-Tschirne seinen Kohl. Er redet nicht mehr bildlich, er handelt bildlich. So hat er neulich nach einem Bericht des „Geselligen" ein Reiterfest veranstaltet, zu dem aus nah und fern Tausende von Zuschauern gekommen sind. Das Programm des Festes war ein recht einfaches. Etwa in der Mittellinie eines großen Feldes hatte der Graf eine Reihe großer Strohpuppen aufstellen und diese als „Juden" ankleiden lassen. Gegen diese richtete sich die von ihm geleitete Reiterattacke. Mit langen Knüppeln wurden die Feinde bearbeitet, bis alles dem Erdboden gleich gemacht war. Dann führte die Reiterschar nach dem Kommando des Grafen einige Reiterstückchen vor. Graf Pückler hat natürlich auch Reden geredet und, was besonderen Anklang gefunden zu haben scheint, die Zuschauer bewirtet. Das lassen wir uns noch gefallen. Das schadet den Juden nicht, dem edlen Ritter macht es Spaß und Andern auch. Es muß ein herzerfreuendes Plaisier sein zu schauen,' wie unter den wuchtigen junkerlichen Hieben die Strohmakkabäer fallen und stumm um Pardon flehen, der natürlich nicht gegeben wird. Wehe den Besiegten! Wir aber gönnen ihm dieses Vergnügen von Herzen. Judenschädel einzuschlagen ist ihm nicht gegönnt, so möge er sich denn immerhin mit den für seinen Zeitvertreib angemessenen Strohköpfen begnügen.

Amerikanischer Brief.

(Witte und die Juden in Amerika.)

Von dem Augenblick, da bekannt wurde, daß die Friedenskonferenz in Amerika stattfinden sollte und daß Witte der Hauptfriedensdelegierte sei, hat sich der amerikanischen Judenschaft eine ganz außerordentliche Erregung bemächtigt, als sollte auf der Konferenz der Friede zwischen Rußland und den Juden beraten und beschlossen werden. Man braucht diese Erregung keineswegs auf das Konto der jüdischen Solidarität zu setzen, dem Gefühl der Rassengemeinschaft oder der Glaubensgemeinschaft zuzuschreiben. Man darf nicht vergessen, daß vielleicht die Hälfte der amerikanischen Judenschaft russischen Ursprungs, zu einem großen Teil obendrein erst so zu sagen gestern oder vorgestern aus Rußland eingewandert ist, und daß die andere Hälfte der amerikanischen Judenschaft durch diese Einwanderung direkt wie indirekt, pekuniär, gesellschaftlich und sonst noch zu leiden hat. Die große Erregung, sowie das lebhafte Interesse hat sonach sehr reale Ursachen und ist keineswegs nur sentimentaler, ja auch nur überwiegend sentimentaler Natur.

Die Erregung und Erwartung waren um so größer, als man auch mit Recht annahm, der Friedensdelegierte werde Geld zu beschaffen haben und zu diesem Zweck sich in erster Reihe an die Juden wenden, die obendrein auch durchweg Führer der amerikanischen Judenschaft sind.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diesem gemeinsamen Gefühl auch eine Einigkeit über die zu tuenden Schritte entsprochen hätte. Gab es ja sogar nicht wenige, die alle Schritte für überflüssig, ja schädlich hielten. Es gab welche, die meinten, daß Witte, eben weil er als Philosemit bekannt ist, dessen Gattin eine Jüdin ist, dessen Freunde hervorragende Juden sind, sich am allerwenigsten eigne, auch als Friedensvermittler zwischen Rußland und den Juden zu dienen. Alsdann gab es welche, die behaupteten, man würde den russischen Juden nur schaden, wenn man die russische Finanznot benutzen würde, um günstigere Bedingungen für die Juden zu erlangen. Andere wiederum waren der entgegengesetzten Meinung. Rußland weiche nur der Gewalt, sagten sie, beuge sich nur der Notwendigkeit, und da müsse man die günstige Gelegenheit benutzen, um menschliche Daseinsbedingungen für die Glaubensgenossen in Rußland durchzusetzen.

Tatsächlich ist eine jüdische Deputation, bestehend aus den hervorragendsten jüdischen Finanzmännern, zu Witte gegangen, hat der bekannte jüdisch-amerikanische Staatsmann Simon Wolf eine lange Epistel an Witte geschrieben, hat Witte mit der Deputation konferiert und Wolf geantwortet, daß er später seinen Brief eingehend beantworten werde. Was auf der Konferenz verhandelt worden ist, darüber liegen authentische Berichte nicht vor. Die Herren Schiff Seligmann, Strauß behaupten, daß sie mit Witte über Geldangelegenheiten überhaupt nicht verhandelt haben, was allgemein angenommen worden war, daß sie vielmehr mit ihm ohne jede Hintergedanken an die Anleihe mit ihm lediglich die Judenfrage besprochen haben. Ob nicht sowohl auf Seite der Herren Bankiers als auch auf Seite des Herrn Witte der Gedanke an die aufzunehmende Anleihe trotzdem die Verhandlung beeinflußte, läßt sich schwer feststellen. Witte wird aber auch in der Judenfrage keinerlei praktische Versprechungen gemacht haben können. Ist er ja bis zu einem gewissen Grade durch sein früheres Verhalten gebunden. Er hat es im Interesse der Juden durchzusetzen verstanden, daß das Ministerkomitee zu der Judenfrage nicht gleich entschieden Stellung genommen, sondern die Entscheidung der einzuberufenden Duma überlassen hat. Er kann also tatsächlich vorläufig weder etwas tun, noch etwas versprechen.

Trotzdem dürfte Wittes Aufenthalt in Amerika von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der Juden Rußlands sein. Er hat selbst eingestanden, daß die amerikanische Antipathie gegen Rußland zum großen Teil auf die Behandlung der Juden in Rußland zurückzuführen ist. Die Amerikaner können mit ihren Vorstellungen von den Pflichten einer Regierung und den Rechten der Bürger eine Behandlung, wie sie den Juden in Rußland zu Teil wird, nicht vereinen, und sie leiden selbst als Amerikaner unter der durch diese Behandlung herbeigeführten Massenauswanderung russischer Juden. Witte wird auch Gelegenheit erhalten und genommen haben, sich zu überzeugen, welch wohltätigen Einfluß auf die gesellschaftliche und bürgerliche Bildung der Juden die Gleichberechtigung mit andern Bürgern ausübt. Es wird ihm ferner angedeutet worden sein, daß die Befreiung der Juden von ihren Fesseln wirtschaftlich von größtem Vorteil für Rußland sein müßte und daher auch für ausländische Gelder eine größere Garantie für die Sicherheit des herzugebenden Kapitals und der Zinsen sein würde.

Sonach kann vorläufig als Ergebnis des Witteschen Aufenthaltes in Amerika nur ein non liquet hingestellt werden. Es kann aber an ihn die Hoffnung geknüpft werden, daß Witte nach seiner Rückkehr in Rußland mit größerer Ueberzeugung und mit entschiedenerem Eifer als bisher für die Notwendigkeit der Judenemanzipation beim Zaren und bei seinen Ministerkollegen und endlich bei den Dumamitgliedern eintreten wird.

In einem Briefe an den „American Hebrew" in New-York schreibt der bekannte französische Nationalökonom Leroy-Beaulieu, der eben von einer Reise nach den Balkanländern und Rußland zurückgekehrt ist: „Was ich in Rußland und Rumänien gesehen habe, hat mich sowohl erfreut als betrübt. Welches unverdiente Elend und Leiden, aber auch welcher Mut und welche Entschlossenheit, welche edlen und zähen Anstrengungen, sich von der Tyrannei ungerechter Gesetze zu befreien! Man erinnert sich vielleicht der Hoffnungen, die ich auf den Krieg in der Mandschurei gesetzt hatte. Ich habe im vorigen Jahre wiederholt gesagt, daß dieser mörderische Krieg und selbst die Niederlage Rußlands eine Verjüngung des ganzen Reiches und infolgedessen die Milderung oder Aufhebung der judenfeindlichen Gesetze zur Folge haben werde. Ich bin noch dieser Meinung. Meine Reise in Rußland hat mich überzeugt, daß die Stunde der Judenemanzipation nicht mehr fern ist."

Man erinnert sich des an dieser Stelle wiederholt erwähnten Falles Dewey. Herr Dewey, der Staatsbibliothekar, hatte bekanntlich Juden die Aufnahme in einen Klub verweigert. Auf die Beschwerde der Juden wird Herr Dewey nun seinen Posten aufgeben müssen, der ihm einen Jahresgehalt von 20 000 M. einträgt.

Aus dem antisemitischen Lager.

Herr Bruhn, der Verleger der „Staatsbürgerztg." und antisemitische Reichstagsabgeordnete ist in Ahlbeck von dem Direktor der dortigen Kurkapelle, mit dem er in eine Meinungsverschiedenheit geraten war, verprügelt worden. Herr Bruhn will aber erklärlicher Weise die für ihn sehr betrübliche Tatsache nicht gelten lassen und zwingt das „Berl. Tagebl.", das zuerst von diesem Vorfall berichtet hatte, zu einer Berichtigung nach der anderen, aus der man jedoch etwas Authentisches über die Motive zu dem Streit nicht erfährt, da seine Angaben von denen des Direktors der Kurkapelle erheblich abweichen; die Prügel empfindet Herr Bruhn jedoch als eine brennende Schmach. Da er aber ihren Empfang nicht gut in Abrede stellen kann, legt er in diesen „Berichtigungen" den größten Wert darauf, daß auch sein Gegner Schläge von ihm empfangen hat; die Streitfrage, wer als erster bezw. zweiter Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen ist, wird wahrscheinlich nie entschieden werden. Warum hütet Herr Bruhn das Geheimnis seiner Prügel aber so ängstlich vor den Lesern der „Staatsbürgerztg.", die bis jetzt von dem Vorgange noch gar keine Kenntnis erhalten haben? Das läßt doch — mit Herrn Sabor zu sprechen — tief blicken.

Der deutschnationale Handlungsgehilfenverband und die Antisemiten. Der innige Zusammenhang zwischen beiden, der bekanntlich oft in Abrede gestellt wird, ist neuerdings wieder einmal auf dem 10. Stiftungstage der Berliner Ortsgruppe der Deutschnationalen in charakteristische Erscheinung getreten. Festredner war Herr Adolf Stein, der Intimus Stöckers; unter den Ehrengästen befand sich auch Herr Bruhn, der den Glückwunsch des „Deutschen Antisemitenbundes" übermittelte. Professor Förster, der frühere antisemitische Reichstagsabgeordnete, sprach im Namen des antisemitischen „Deutschen Volksbundes". An der Tafel der Ehrengäste hatten u. a. Platz genommen Vertreter des Alldeutschen Verbandes, des Vereins Deutscher Studenten, des Deutschen Antisemitenbundes, des Bundes der Landwirte, des Deutschen Turnerbundes, des Wahlvereins der deutschsozialen Partei, des Deutschen Volksbundes und zahlreicher Bürgervereine, alles Organisationen mit mehr oder minder scharf ausgeprägten antisemitischen Tendenzen. Der neue Gauvorsteher des Gaues Brandenburg, Herr Bechly, der die Nachfolgeschaft des nach Hamburg übergesiedelten Herrn Döring, des bekannten Agitators der Liebermannschen deutschsozialen Antisemiten, übernommen hat, sorgte auch in seiner Begrüßungsansprache für die nötige antisemitische Stimmung, indem er sich nach dem Bericht der „Staatsbürgerztg." gegen alle die Bestrebungen wandte, die dem „D. H.-V." in Berlin das Wasser abzugraben versuchten:

> „Noch herrscht hier zwar die rote und goldene Internationale, noch ist hier in Berlin „Mausche oben", aber die morschen Säulen, die den Bau noch stützen, sind schon unterwühlt und zernagt von der Arbeit all der nationalen Vereinigungen, und wenn eines Tages die rotgoldene Herrschaft in der Reichshauptstadt zusammenbrechen werde, dann werde auch der „D. H.-V." in erster Linie unter denen genannt werden, die dazu mitbeigetragen haben."

In der Zwischenzeit interessieren sich die um das Wohlergehen der großen städtischen Kommunen so besorgten Herren vielleicht auch einmal für den an anderer Stelle behandelten kommunalen „Sumpf" in Dresden, wo die Antisemiten in der Stadtvertretung die Herrschaft besitzen.

Antisemiten und Bündler im 19. hannoverschen Wahlkreise. Man schreibt uns: Die Cuxhavener Antisemiten werden ohne allen Zweifel bei den nächsten Reichstagswahlen ihren dortigen Führer, den Austernhändler Koch, als Kandidaten für den 19. hannoverschen Reichstagswahlkreis aufstellen. Ein anderer Führer der Cuxhavener Antisemiten hat neulich aus der Schule geplaudert und einem Vertrauensmann der Nationalliberalen des Wahlkreises mitgeteilt, daß Kochs Kandidatur bei der nächsten Reichstagswahl jedenfalls ins Werk gesetzt werden würde. Alle Anstrengungen, welche die Cuxhavener Antisemiten bislang im hiesigen Wahlkreise gemacht haben, z. B. die Gründung von Ortsgruppen, die Berufung Liebermanns von Sonnenberg nach Otterndorf usw., sind keineswegs darauf abzielend gewesen, Dr. Hahn wieder in den Sattel zu heben, sondern sind lediglich als vorbereitende Handlungen für Kochs demnächstige Kandidatur zu betrachten. Dr. Hahn's Rehabili-

tierung halten die Cuxhavener Antisemiten für *ausgeschlossen* und deshalb denken sie nicht daran, sich für eine nach ihrer Ansicht verlorene Sache ins Zeug zu legen.

Mit der deutschen Mittelstandsvereinigung ist die *konservative „Kreuzztg."* sehr unzufrieden. Namentlich ärgert sie es, daß der Generalsekretär Eisenträger gefordert habe, es müßten Männer in den Reichstag gewählt werden, die auf das Programm der Mittelstandsvereinigung eingeschworen seien, und die Situation im Parlament folgendermaßen geschildert habe: Auf der einen Seite sehe man im Reichstag eine *kleine Schar unentwegter Mittelständler*, die sich ins Feuer stellen, um zu erreichen, was zu erreichen sei; auf der *anderen* Seite Parteien, *die im wesentlichen alles ablehrten*; im Hintergrunde die Regierung, die hier und da Zugeständnisse mache, aber in den wichtigsten Fragen versage. Schmerzlich bewegt bemerkt dazu die „Kreuzztg":

„Der hier ausgesprochenen *Mißachtung* dessen, was die mittelstandsfreundlichen Parteien, insonderheit die *Konservativen* in Reichstag und Landtag für Handwerk und Kleingewerbe getan und erzielt haben, müssen wir entschieden entgegentreten. Auf diese Weise wird sich die Mittelstandsvereinigung keine Freunde machen. *Was nützt dem Mittelstand ein kleines Häuflein Unentwegter*, das etwa noch um einige Mann verstärkt werden würde? Nicht das „unentwegte" Reden fördert die Mittelstandsinteressen, sondern das unabläßige Eintreten großer Parteien für diese Interessen. Wir können der Mittelstandsvereinigung also nur empfehlen, *keine Sonderbündelei* zu treiben, denn durch diese würde sie lediglich die Interessen derer schädigen, die zu vertreten sie sich als ihre Aufgabe gestellt hat. Jedenfalls ist die Rede Eisenträgers, insbesondere seine Bezugnahme auf das kleine — gemeint ist wohl das *antisemitische* — Häuflein, nicht geeignet, das *Mißtrauen* zu beseitigen, das der Mittelstandsvereinigung von den alten, großen Parteien entgegengebracht wird."

Ueber Herrn Kröfell berichtet das „Pyritzer Kreisblatt" aus einer Schöffengerichtssitzung der letzten Tage:

„Der Druckerei-Direktor Wilhelm Kröfell aus Pyritz war in einer *gegen ihn angesetzten Strafsache* nicht erschienen und wird beantragt, denselben nochmals zum 19. September zu laden mit der Mitteilung, daß bei seinem Ausbleiben trotzdem gegen ihn verhandelt werden würde. Hierbei kommt zur Sprache, daß von Kröfell bei Gericht ein ärztliches Attest eingereicht worden ist, wonach derselbe wegen *nervöser Aufregung der Herznerven* innerhalb der nächsten zwei Monate sich jeder geistigen Anstrengungen enthalten und Wald- oder Seeluft genießen soll".

Böckler und Kröfell. Durch den Eintritt des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Böckler in die Redaktion des Kröfellschen Blattes in Pyritz waren anscheinend einige Leser des „Mittelstand" etwas beunruhigt worden. Herr Kröfell aber beruhigt sie durch folgende Briefkastennotiz:

„Sie sind im Irrtum. Wenn die verantwortliche Redaktion unseres Blattes dem Herrn Abgeordneten Böckler übergeben ist, so ist damit nicht gesagt, daß Herr Abgeordneter Kröfell sich von derselben zurückzieht. Das Gegenteil ist richtig: Herr *Kröfell* behält nach wie vor die *Oberleitung* des Blattes sowie die Direktion der gesamten Druckerei; darin wird sich bei *Lebzeiten* des Herrn Kröfell *nie* etwas ändern. Auch die Betätigung des Herrn Kröfell an den Artikeln des „Mittelstandes" werden Sie nach wie vor wohl nicht zu entbehren brauchen, zumal auf dem Gebiet, welches Sie bisher mit Interesse verfolgt haben. Sagen Sie das, bitte, auch Ihren vielen Bekannten! Im übrigen sind sich die Herren *Kröfell* und *Böckler* über das, was für den Mittelstand in Stadt und Land gut und nötig ist, nicht nur im Reichstag, sondern auch in der Leitung unseres Blattes *durchaus einig*. Herzl. Dank für Ihre liebenswürdige Sorge!"

Nach dieser frohen Verkündigung werden die Anhänger des Ritualmord-Gelehrten und Expastors wohl erleichtert aufgeatmet haben. Herr Böckler läßt wiederum in mehreren Zeitungen, anknüpfend an eine in der Presse ausgesprochene Vermutung, daß durch die Verbindung mit Kröfell seine fernere Zugehörigkeit zur deutschen Reformpartei in Frage gestellt sein könne, erklären, daß er *keine* Veranlassung habe, seine Parteistellung oder Zugehörigkeit zu einer Organisation irgendwie zu ändern. Er gehöre *nach wie vor der Reformpartei* an und sei nicht in den „Deutschen Volksbund" eingetreten. Was sachlich übrigens auch vollkommen belanglos wäre. Man nimmt es mit der Zugehörigkeit zu einer besonderen antisemitischen Gruppe augenblicklich im Lager der Antisemiten nicht eben genau. Hans von *Mosch* und der derzeitige Schriftleiter der „Deutschen Hochwacht" Th. *Hübbe*, also die beiden Hauptagitatoren des *„Deutschen Volksbundes"*, sind, wie ihr Organ mitteilt, gleichzeitig auch *Mitglieder der Berliner Ortsgruppe der deutschsozialen Partei*. Ob Herr Liebermann von Sonnenberg, der doch die „reinliche Scheidung" liebt, hiervon wohl Kenntnis haben mag? Bei dieser Gelegenheit teilt die „Deutsche Hochwacht" auch mit, daß der wildkonservative Reichstagsabgeordnete *Pauli-Potsdam* gleichzeitig Mitglied des „Deutschen Volksbundes" ist. Unter Kameraden ist das ja auch ganz egal!

Die Antisemiten unter sich. Aus *Frankfurt* a. M. wird gemeldet: Der *Deutsche Verein* zu Frankfurt am Main beschloß in seiner letzten Mitgliederversammlung einstimmig, *aus der deutschen Reformpartei auszuscheiden und sich der deutschsozialen Partei anzuschließen*. Einige andere hessische Reformvereine beabsichtigen dem Beispiel der Frankfurter zu folgen.

In der Wahlbewegung für die sächsischen Landtagswahlen, die in dieser Woche stattfinden, wird das Austreten der beiden *Landtagskandidaten der antisemitischen Reformpartei* viel besprochen. Der Kaufmann und Stadtverordnete *Ahlhelm* aus Dresden, der dort wesentlich an der unlängst vollzogenen Verschlechterung des städtischen Wahlrechts beteiligt war und der jetzt als Kandidat der vereinigten Reformer und Konservativen dazu ausersehen ist, im städtischen Wahlkreise Freiberg-Tharandt den bisherigen nationalliberalen Abgeordneten Stadtrat Braun in Freiberg zu verdrängen, gebärdet sich hier überaus radikal. Und dabei hat er kürzlich in einer Wahlrede die Unvorsichtigkeit begangen, zu erklären, daß man *mit den Anschauungen der sächsischen Konservativen keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorzulocken* vermöge. Dadurch ist er natürlich bei seinen konservativen Bundesgenossen sehr in Ungnade gefallen und seine Wahlaussichten sind infolgedessen stark herabgemindert. Auch der zweite Kandidat der Antisemiten, Gutsbesitzer *Bohne*, der im ländlichen Wahlkreise Borna-Frohburg gegen den konservativen Parteiführer Opitz-Treuen aufgestellt ist, hat durch eine unvorsichtige Offenherzigkeit den ganzen Zorn der eingefleischten Agrarier gegen sich heraufbeschworen. Er hat sich nämlich in einer radikalen Anwandlung erkühnt, den *Bund der Landwirte* als einen *Wucherverein* zu bezeichnen. Nun erklärt er, daß er es nicht so schlimm gemeint habe, bittet de- und wehmütig in den Blättern des Wahlkreises um Verzeihung und verspricht im Falle seiner Wahl ganz besonders auch für das Wohl der Landwirtschaft zu sorgen.

Der Prozeß gegen den vormaligen Direktor der Dresdner Allgemeinen Versicherungsanstalt Lehleitner und dessen Neffen wird Ende September vor dem Landgericht verhandelt. Das „B. T.“ weiß über die Vorgeschichte dieses Prozesses folgende Mitteilungen zu machen.

Die aus den kleinen und mittleren Bürgerkreisen hervorgegangene alte und durchaus rechtschaffene Krankenkasse und Versicherungsanstalt war viele Jahrzehnte gut verwaltet, bis beim Auftauchen des Zimmermannschen antisemitischen Agitationsrummels ein Hauptheld aus der Reformclique, Lehleitner, an die Spitze geschoben wurde. Der Bequemlichkeit halber nahm dieser noch seinen Neffen herein. Man zerbrach sich in Dresden den Kopf über die Herkunft dieses Mannes, aber vor allem über die Herkunft der Mittel zu seiner Lebensweise, als teure Villegiatur, Jagd usw. Die Dresdener Reformer behandelten die Anstalt als ihre Domäne, um von hier aus Einfluß auf die kleinen Bürgerkreise und besonders die Handwerker zu haben. Der Aufsichtsrat wurde ausschließlich mit Häuptern der Partei, Stadtverordneten, Volksschullehrern, Aerzten, Buchdruckereibesitzern, Postbeamten usw. besetzt. Die Spatzen pfeifen die Art der „Verwaltung“ seit Jahren von den Dächern; jetzt hat die Staatsanwaltschaft schon seit Monaten Lehleitner Onkel hinter den eisernen Gardinen, und auch den nach Rußland ausgerissenen Neffen erwischte man in Oberschlesien. Nun werden die Dresdener Reformer, die den Aufsichtsrat bildeten und die, wie die ganze Stadt Dresden genug gewarnt waren, vor der Strafkammer Rede darüber stehen müssen, wie man mit den Spargroschen der Versicherten gewirtschaftet hat. Man prophezeit in unterrichteten Kreisen so etwas wie ein Panama in Dresden. — Niemand weiß das besser als der sonst so dramabarisierende Herr Zimmermann, der mit einem Ruck von seinen Gesinnungsgenossen abgerückt ist.

Dresden. Vor etwa drei Monaten wurde in der Presse darauf hingewiesen, daß ein Dresdner Stadtverordneter mehr diesem seinem Amte als seiner Offerte es verdankte, daß er aus der Reihe vieler Bewerber berufen worden sei, eine große Kohlenlieferung für die Stadt auszuführen. Damals beauftragten die Stadtverordneten den Vorsteher mit der Weiterverfolgung und Klarstellung der Angelegenheit. Doch alles ist bis jetzt still geblieben. Jetzt wird nun in verschiedenen Blättern berichtet, daß von konservativer Seite eine Interpellation über die Angelegenheit geplant ist. Der Herr Kohlenlieferant ist Antisemit.

Ueber Antisemitismus in Kriegervereinen wird dem „Berl. Tagebl.“ aus Anhalt geschrieben: Das sozialdemokratische „Volksblatt für Anhalt“ brachte unlängst folgende Notiz aus dem anhaltischen Harzstädtchen Harzgerode:

> Der Antisemitismus, dieses bisher hier ganz unbekannte Pflänzchen, scheint jetzt im hiesigen Militärverein einen guten Nährboden gefunden zu haben. Die kürzlich erfolgte Wahl eines Israeliten zum Hauptmann hat es den „Urteutschen“ im genannten Verein angetan, die nun mit allen Mitteln diesen Fleck auf ihrem teutschen Schilde so schnell wie möglich wieder reinwaschen wollen. Man spricht schon von der Gründung eines zweiten Vereins.

Was sagt der Kriegerbundsvorstand, was insbesondere Herr v. Spitz, sein Vorsitzender, dazu? Bisher erklärte man in diesen Kreisen mit großem Nachdruck, daß die Kriegervereine keine Politik treiben, keiner Religion zu nahe treten, daß sie lediglich die Sozialdemokratie bekämpfen wollten. Die ehemaligen Soldaten aus allen bürgerlichen Parteien, aus allen Konfessionen sollten gleich willkommen sein, das ist der stete Lockruf aus dem Kriegervereinslager, zu dem allerdings das Harzgeroder Beispiel eine seltsame Illustration abgibt. Die Satzungen der Kriegervereine verbieten sogar die bloße Erörterung politischer und religiöser Fragen, — in Harzgerode treibt man im Kriegervereine offen antisemitische Politik. Das wirkt um so pikanter, wenn man hört, daß erst vor einigen Jahren der jüdische Kommerzienrat Plauth in Jeßnitz, der selbst ein eifriges Mitglied des anhaltischen Kriegerverbandes ist, zusammen mit dem evangelischen Kommerzienrat Ba denwerper in Dessau, diesem Verbande, von dem auch die Harzgeroder „Kameraden“ im Bedarfsfalle unterstützt werden, eine nicht unerhebliche Zuwendung in Gestalt einer Stiftung gemacht hat. Freilich, vom jüdischen Geld sagen auch die antisemitischen Krieger: Non olet!

Neueste Pückleriana. Der Dreschgraf hat sein anmaßendes Verhalten den Gerichten gegenüber noch nicht geändert. Am 8. September sollte er vor dem Glogauer Amtsgericht kommissarisch vernommen werden (wahrscheinlich wegen seiner Berliner Reden). Er zog aber wieder vor, unentschuldigt durch Abwesenheit zu glänzen. Ueber etwa gegen ihn getroffene Maßnahmen verlautet nichts. Die zuständigen Stellen hüllen sich in Schweigen. Graf Pückler produziert sich auch als Musikdirektor. In der „Deutschen Musiker-Zeitung“ Nr 35, zweite Beilage, findet sich das folgende Inserat:

> Ich suche für mein berittenes Trompeterkorps sofort einige tücht. Trompeter.
> Nur gewesene Kavalleristen oder Artilleristen werden berücksichtigt.
> Offerten an
> Graf Pückler, Klein-Tschirne,
> Kr. Glogau, Reg.-Bez. Liegnitz i. Schl.

Einzelne Komponisten werden vom Musikdirektor Graf Pückler ihres Glaubens wegen wohl nicht gespielt werden.

Ein antisemitischer alldeutscher Redakteur als Einbrecher. Aus Leitmeritz wird dem „Vorwärts“ geschrieben: Vor dem hiesigen Schwurgericht hatte sich Montag der ehemalige Redakteur des Aussiger „Deutschen Tageblattes“, Rudolf Petz, wegen Verbrechens des Einbruchsdiebstahls zu verantworten. Petz hatte am 10. Juli nachts als Redakteur in der Redaktion des eigenen Blattes eine versperrte Schublade erbrochen und mit 766 Kronen das Weite gesucht. Als er das Geld durchgebracht hatte, stellte er sich in Aussig der Behörde, die ihn dann nach Leitmeritz auslieferte. Bei der Verhandlung wurde festgestellt, daß Petz bereits folgende Vorstrafen hat: 1890, Verbrechen des Diebstahls, fünf Monate schweren Kerkers; 1891, Verbrechen des Diebstahls, sechs Monate schweren Kerkers; 1892, Uebertretung des Diebstahls, einen Tag Arrest; 1892, Uebertretung des Diebstahls, einen Monat Arrest; 1893, Verbrechen des Diebstahls, neun Monate schweren Kerkers; 1895, Verbrechen des Diebstahls, sechs Monate schweren Kerkers; 1896, verbotene Rückkehr (Petz ist aus Wien ausgewiesen); 1896, Uebertretung des Betruges und der Veruntreuung, einen Monat Arrest; 1901 (Berlin), Betrug, drei Wochen Gefängnis; 1901 (in Dittmann, Bayern), Betrug, einen Monat Arrest; 1904, Uebertretung des Betruges und der Veruntreuung, eine Woche Arrest; 1904 (Leipzig), Diebstahl und Betrug, einen Monat Gefängnis. Wenige Monate nachdem er die letzte Strafe abgesessen hatte, wurde er würdig befunden, in die Redaktion des alldeutschen Blattes einzutreten, wo er im Namen des deutschen Volkes die Sozialdemokraten beschimpfen durfte. Ja, er genoß, wie die Anklageschrift feststellt, das besondere Vertrauen des Herausgebers. Das Urteil lautete auf fünf Jahre schweren Kerkers.

Vermischtes.

Jüdische Aerzte. Zu den in Nr. 30 und 35 der „Mitteilungen“ erwähnten Verhandlungen bez. dem Beschluß des Vorstandes der Aerzte-Vereinigung wird uns noch mitgeteilt, daß eine ansehnliche Zahl jüdischer Aerzte, Mitglieder des Leipziger ärztlichen wirtschaftlichen Verbandes, unbefriedigt von der Erklärung des Generalsekretärs, gegen dieselbe Stellung genommen haben. — Sie begründen diese Stellungnahme damit, daß durch diese sogenannten konfessionellen Angebote jüdische Aerzte grundsätzlich von vornherein ausgeschlossen sind von den Bewerbungen um die weit größere Anzahl der in dem offiziellen Stellennachweis ausgeschriebenen Stellen.

Weitere Mitteilungen über den Verlauf dieser Angelegenheit, die das Interesse nicht nur jüdischer Aerztekreise in Anspruch nimmt, werden s. Z. folgen.

Die Einweihung des neuen Anstaltsgebäudes der Straßburger Israelitischen Kunst- und Gewerbeschule ist am 4. d. M. unter starker Beteiligung der staatlichen und kommunalen Behörden erfolgt. Der Unterstaatssekretär der Reichslande, Dr. von Schraut, hielt dabei folgende Ansprache:

„Der Herr Statthalter hat mich beauftragt, Ihnen seinen Dank für die freundliche Einladung und seine besten Wünsche für das Gedeihen der Anstalt auszusprechen. Ihre Anstalt hat schon viele Jahrzehnte gewirkt; ihre Geschichte, die uns der allgeehrte Herr Präsident soeben mitgeteilt hat, ist eine ununterbrochene Ehrentafel von Arbeit, Opferwilligkeit und sichtlichen Erfolgen. Sie haben hierdurch Ihr volles Verständnis dafür bekundet, wie nützlich humanitäre Einrichtungen sind, die den Unbemittelten eine berufsmäßige Ausbildung und die Erziehung zur Selbständigkeit ermöglichen. In unserer wirtschaftlich, technisch und sozial so bewegten Zeit kann der Einzelne nur durch eigene wirtschaftliche Einsicht und Charakterstärke vorwärts kommen und sich im Beruf und im öffentlichen Leben nach dem alten Satze zurechtfinden: „Prüfet alles und das gute behaltet.“ Namentlich im Handwerk kommt auf die persönliche Geschicklichkeit und Tüchtigkeit das meiste an. Anerkennung verdient daher jede werktätige Hilfe, die der Jugend die Erreichung dieses Zieles erleichtert, und volle Anerkennung gebührt auch allen denen, die mit Rat und Tat, ohne ein Opfer zu scheuen, die Gewerbeschule fördern. Auch die Regierung wird die Entwicklung dieser Anstalt wie alle für das Handwerk nützlichen Einrichtungen mit Interesse verfolgen. Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß der Schule auch fernerhin ein günstiges Geschick beschieden sein möge, zum Vorteil Ihrer Zöglinge und zum Nutzen des Handwerks.“

Zu den Kosten für den Erwerb des Grundstückes, auf dem das neue Gebäude sich erhebt, haben hochherzige Gönner Spenden beigetragen, darunter der kaiserliche Statthalter Fürst zu Hohenlohe-Langenburg 3000 Mk.

Ueber Toleranz äußerte sich auf dem Straßburger Katholikentag der Reichs- und Landtagsabgeordnete de Witt in folgender bemerkenswerter Weise: „Man muß auch die religiöse Ueberzeugung achten den Grundsätzen der bürgerlichen Toleranz gemäß, das entspricht nicht nur dem Prinzip der Liebe, sondern auch dem Prinzip der christlich n Demut. Geringschätzung und Verletzung anderer Anschauungen ist immerhin ein Zeichen kleinen, unedlen Geistes, weshalb wir sowohl den Pfaffenkoller einerseits, wie die Ketzerriecherei anderseits verurteilen. Mit Recht hat unser Kaiser betont, daß die wahre Geistesfreiheit in der Achtung der Ueberzeugung Andersdenkender bestehe. Von der Achtung und Schonung, die wir für die Andersdenkenden verlangen, nehmen wir auch jene religiösen Gemeinschaften nicht aus, die nicht auf christlicher Grundlage stehen, aber mit uns ihren Gott suchen“.

Jüdische Handwerker. Nach antisemitischer Lehre scheuen die Juden kö.perliche Arbeit und ganz besonders das Handwerk. Zwar brauchten die Antisemiten sich nur in Deutschland umzusehen, um zu finden, daß es sehr viele jüdische Handwerker gibt. Sie brauchten nur Umschau in Ungarn, Rumänien, Rußland zu halten, um zu finden, daß die Juden auch die schwersten Arbeiten nicht scheuen. Sie hätten nur die Verhandlungen der englischen Fremder-Kommission zu verfolgen brauchen, und sie hätten erfahren, daß Juden ganze Industrien in England eingeführt haben. Aber man kann von Antisemiten nicht erwarten, daß sie solche Anstrengungen machen, um sich selbst ad absurdum zu führen. Vielleicht korrigieren sie aber doch in etwas ihre falsche Ansicht, wenn sie folgende Zusammenstellung der jüdischen Handwerker lesen, die in den Vereinigten Staaten aus New York, um dieses von den Einwanderern etwas zu entlasten, nach dem Inlande befördert worden sind, um dort Beschäftigung zu finden. Es waren dies allein im Jahre 1904 im Ganzen 3539, und zwar:

56 Bäcker, 9 Barbiere, 145 Schmiede, 17 Buchbinder, 106 Schlächter, 1 Kistenmacher, 11 gewöhnliche und 4 bessere Maurer, 6 Bürstenbinder, 40 Kunsttischler, 282 Zimmerleute, 5 Zigarrenarbeiter, 1 Zigarettenmacher, 63 Bureauarbeiter, 13 Böttcher, 3 Drogisten, 6 Kutscher, 8 Elektriker, 114 landwirtschaftliche Arbeiter, 7 Kürschner, 7 Glaser, 34 Sattler, 73 Eisen- Messing- und Kupferarbeiter, 1115 Arbeiter, 108 Schlosser, 55 Maschinenarbeiter, 87 Anstreicher, 40 Hausierer, 1 Photograph, 10 Bleiarbeiter, 7 Buchdrucker, 61 Drucker, 224 Schuhmacher, 1 Hemdenarbeiter, 339 Schneider, 69 Gerber, 15 Lehrer, 109 Klempner, 7 Kofferarbeiter, 18 Tapezierer, 4 Kellner, 13 Uhrmacher, 29 Weber, 15 Drechsler. 191 werden als „operators (?)“ aufgeführt.

Die Mehrzahl dieser Handwerker stammt aus Rußland, nämlich 2695. Im Ganzen hat eine Gesellschaft über 30 000 Juden, die alle möglichen Handwerke betreiben, aus New York fortgeschafft.

Also es giebt jüdische Handwerker und Arbeiter in sehr erklecklicher Anzahl und zwar nicht nur in Amerika, England und Rußland. Wenn die Antisemiten sich nur in Berlin umtun wollten, würden sie erstaunen, wie viele Juden und Jüdinnen im Schweiße ihres Angesichts in Fabriken, Werkstätten, oder in der eigenen Behausung mit ihrer Hände Arbeit sauer genug ihr kärglich Brot verdienen. Es wohnen Juden nicht blos im Tiergarten — sondern auch im Scheunen-Viertel, und in letzterem und in dessen Umgegend sehr viel mehr als in ersterem. Man darf nur nicht absichtlich nicht sehen wollen.

Mit Professor Dr. Georg Asher, dem am 12. v. Mts. verstorbenen vielseitigen Gelehrten, hat ein schicksalreiches Leben seinen Abschluß gefunden. Einer Biographie, die wir in der „A. Z. d. J.“ finden, entnehmen wir folgende interessante Notizen:

Georg Michael Asher wurde 1827 in St. Petersburg geboren. Infolge einer Judenverfolgung unter Kaiser Paul mußten seine Eltern aus Rußland flüchten und zogen nach Berlin — nachdem sein Vater, der ursprünglich Kaufmann in London, dann Diamantenhändler war und dem der Aufenthalt in Petersburg, ja die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars für den Fall angeboten worden war, daß er zum Christentum übertrete, es abgelehnt hatte, um diesen Preis in Rußland zu bleiben. Adolf Asher, der bekannte Hebräist und Verlagsbuchhändler, Begründer der Firma A. Asher & Comp. in Berlin, dessen Name in der jüdischen Literatur durch die vorzügliche Ausgabe des Benjamin von Tudela einen guten Klang hat, wurde von der Bücherliebhaberei her zum Buchhandel geführt. Ein Schüler des Grauen Klosters und im Besitz einer nicht gewöhnlichen Bildung, erwarb er sich so umfangreiche und gründliche bibliographische Kenntnisse, daß er auch in Fachkreisen in hoher Schätzung stand. Ein Zeichen dafür ist,

daß ihm das Britische Museum und die Bodlejanische Bibliothek in Oxford damit betrauten, für ihre Sammlungen auf dem Kontinent die Ankäufe zu machen. Asher war in allen größeren Bibliotheken heimisch. Sein besonderes Verdienst ist, den Bücherverkehr zwischen England und Deutschland organisiert zu haben, wie er auch sonst ganz allgem.in den intern.tionalen Buchhandel wesentlich gefördert hat. Auch die Neigung seines Sohnes gehörte von Jugend auf der Wissenschaft. Auch er sollte Buchhändler werden, und mußte, um dieses Fach gründlich praktisch zu erlernen, zunächst als Setzer in einer Druckerei und dann in einer Buchhandlung als Gehilfe arbeiten. Ohne Lehrer lernte er nun aber lateinisch und griechisch, machte als Extraneus das Abiturientenexamen und widmete sich an den Universitäten Berlin und Heidelberg historischen und rechtswissenschaftlichen Studien. 1863 wurde Asher in Heidelberg Privatdozent für römisches Recht und erhielt nach einigen Jahren den Professortitel. 1870/71 machte er — bereits Professor — als freiwilliger Krankenpfleger den Krieg gegen Frankreich mit und widmete sich speziell der Aufgabe, auf den Schlachtfeldern und in Lazaretten Sterbenden und Schwerverwundeten, die selbst nicht mehr schreiben konnten — Deutschen wie Franzosen — Briefe an ihre Angehörigen zu schreiben. Nach dem Kriege nahm Asher seine Lehrtätigkeit in Heidelberg nicht mehr auf. Der Einladung einer einflußreichen russischen Persönlichkeit folgend, begab er sich nach Petersburg und von da nach Saratow und widmete dem Studium der Geschichte und der sozialen, wirtschaftlichen und Rechtszustände der deutschen Kolonien an der Wolga mehrere arbeitsreiche Jahre. Es war ihm aber nicht vergönnt, diese Studien zu vollenden, denn ein Ausweisungsbefehl der russischen Regierung nötigte ihn, Rußland binnen 3 Tagen zu verlassen.

Nachdem hat Asher als Privatgelehrter meist in London und Paris gelebt. Literarisch ist er auf den verschiedensten Gebieten und in mehreren Sprachen — englisch und französisch war ihm so geläufig wie seine Muttersprache — tätig gewesen. Das Interesse für die Bibliographie hat er von seinem Vater geerbt. Allein und gemeinsam mit Spiro u. a. hat er mehrere größer angelegte bibliographische Untersuchungen veröffentlicht. Er schrieb ferner ein umfangreiches Quellenwerk über den Seefahrer Hudson unter dem Titel „Hudson the navigator" im Auftrage und auf Kosten der Londoner Geographischen Gesellschaft in englischer Sprache.

Das Andenken Emil Zolas zu trüben versucht im Augenblicke die sogenannte nationalistische Presse in Paris, indem sie ostentativ die Aeußerungen des italienischen Journalisten Lombroso zitiert (der nicht zu verwechseln ist mit dem italienischen Gelehrten Lombroso), Aeußerungen, die darauf hinauslaufen, daß Frau Emilie Zola irgendwo gesagt habe, ihr Mann hätte für seine Artikel über Dreyfus 50 000 Frs. jährlich vom „Figaro" bekommen. Hierauf entgegnete der „Figaro": „Madame Zola hat diese Mitteilung dementiert und wir können uns diesem Dementi nur beigesellen. Außen seinen literarischen Arbeiten, die ihm natürlich gezahlt werden mußten, hat Herr Zola drei Artikel geschrieben, die sich auf die Angelegenheiten Dreyfus' bezogen. Auf seinen Wunsch — und unsere Bücher beweisen es — hat er für diese Bücher kein Honorar erhalten, und übrigens hörte nach seinem dritten Artikel aus verschiedenen Gründen seine Mitarbeiterschaft beim „Figaro" auf. Herr Lombroso war also in dieser Sache schlecht unterrichtet."

Die angebliche Drückebergerei der Juden bei den diesjährigen russischen Mobilisationen. Wir haben schon vor 14 Tagen die Vermutung ausgesprochen, daß die tendenziösen Behauptungen in der Statistik des „Rußki Invalid" wahrscheinlich zum größten Teil antisemitischer Schwindel seien. Unsere Vermutung wird zur Gewißheit durch die von sachkundiger Seite festgestellte Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl jener 4664 Juden, denen die Mobilmachungsordres nicht zugestellt werden konnte, entweder verstorben sind oder Rußland längst auf Nimmerwiedersehen verlassen haben. Trotzdem werden sie aber nach den bekannten Gepflogenheiten der antisemitisch durchseuchten Heeresverwaltung in den Registern weiter geführt, um so jahrein jahraus auf „die vielen Tausend zur Rekrutierung nicht erschienener Juden" hinweisen zu können. Das geht unzweideutig aus der Schlußbemerkung des „Invalid" hervor:

„Das Resultat war, daß von 54,269 Reservisten nur 21,371 Mann, d. h. 40 pCt. zum Militärdienst herangezogen werden konnten."

Also nicht weniger wie 54,269 Juden = 2,19 pCt. der gesamten jüdischen männlichen Bevölkerung des europäischen Rußland waren als Reservisten einberufen. Bei gleicher Verteilung der Militärlasten würde die Gesamtzahl der im europäischen Rußland einberufenen Reservisten nicht weniger wie 105,282 betragen haben. Selbst ein in militärischen Dingen vollkommen Unbewanderter muß zugeben, daß ein solches Massenaufgebot weder möglich, noch beabsichtigt war. Die Juden wurden eben wieder in weit höherem Maße als die Nichtjuden herangezogen. Sie konnten diese Last nicht tragen und haben nur 21,371 Mann gestellt, d. h. eine Zahl, die immer noch viel stärker als die der Christen war. Eine einfache Berechnung ergiebt, daß die 21,371 eingezogenen und nach dem Kriegsschauplatz geschickten Juden nicht weniger wie 0,86 pCt. der gesamten männlichen jüdischen Bevölkerung ausmachten. Da die männliche Bevölkerung des europäischen Rußland 50,496,535 ausmacht, so würde das Ergebnis der Mobilmachung allein im europäischen Rußland eine Armee von 434,037 Mann auf die Beine bringen, eine Stärke, welche das russische Heer in der Mandschurei zu keiner Zeit erreicht hat. Noch absurder sind die Angaben über die Ergebnisse der Mobilmachung im Odessaer Militärrayon. Hier wohnt eine männliche jüdische Bevölkerung von 361,680 Seelen, welche 12,914 Reservisten = 13,54 pCt. hatte. Würden die Christen in gleicher Anzahl zum Militärdienst einberufen worden sein, dann hätte das kleine Gebiet nicht weniger wie 150,421 Reservisten gestellt, was, da nur bis zu dem Jahrgang 1887 zurückgegriffen wurde, doch geradezu absurd genannt werden muß. Von den in den Listen figurierenden jüdischen Reservisten waren 7560 = 2,11 pCt. gegen 0,86 Juden im ganzen übrigen Rußland zur Stelle. Und dennoch ist diese Zahl dem „Rußki Invalid" noch viel zu gering! Die Juden haben während des Krieges mindestens 50,000 Soldaten im Felde gehabt; sie haben in Port Arthur alle Not und alles Elend durchkosten müssen, viele Tausende sind in der Schlacht geblieben oder zu Krüppeln geschossen worden. Zum Dank dafür werden sie von dem offiziellen Organ des Kriegsministeriums als Feiglinge und Drückeberger hingestellt, welche ihrer Feigheit wegen von der darob erbitterten Bevölkerung eine derbe, aber wohlverdiente Lektion erhalten haben. „Dank vom Hause Romanow!"

Das Wahlrecht der Juden in Rußland. Der in jüdischen Angelegenheiten fast stets sehr gut unterrichtete „Fraind" — ein im jüdischen Jargon mit hebräischen Lettern gedrucktes Blatt — weist darauf hin, daß eine große Anzahl jüdischer Gemeinden des Reiches sich an das Ministerium des Innern mit dem Antrag gewandt haben, die Wahlen für die städtische Vertretungen hinauszuschieben. Der Gedanke, der diesem Antrage zugrunde liegt, ist der folgende:

Zur Reichsduma haben die Juden das Wahlrecht, zu den städtischen Vertretungen hingegen haben sie es nicht. Die wenigen Juden, die in den städtischen Vertretungen sitzen und zwar selbst in Städten, die bis zu 90 Prozent von Juden bewohnt sind, wurden bisher von der Regierung ernonnt. Diese ernannten Vertreter haben aber, wie erinnerlich sein dürfte, von der allgemeinen Freiheitsbewegung gleichfalls ergriffen, fast sämtlich ihre Mandate niedergelegt. Sie wollten nicht Stadtverordnete von Regierungsgnaden sein. Die Bewegung setzt sich nunmehr in den erwähnten Petitionen fort; es wird das Ministerium des Innern ersucht, entsprechend dem Wahlgesetz für die Reichsduma auch den Juden für die Stadtparlamente das aktive und passive Wahlrecht zu gewähren; und bis dies geschehen, die Wohlen für die Duma in den Städten hinauszuschieben.

Für den Einfluß des antisemitischen Agitators Kruschewan, der die Judenmetzeleien in Kischinew inszeniert hat, spricht es nun, daß unter seiner direkten Einwirkung auf das Ministerium des Innern, wie der „Fraind“ mitteilt, eine entsprechende Petition der jüdischen Gemeinde von Kischinew abgelehnt worden ist. Bei andern Gemeinden steht die Entscheidung noch aus.

Die Juden in Südafrika.

Auf einer am 9. Juli in Johannesburg stattgehobten Konferenz hielt Rabbiner Dr. J. H. Hertz einen Vortrag, in welchem er über die gewaltige Teilnahme der Juden an der Entwickelung Südafrikas nachstehende wertvolle Daten mitteilte. Zur Widerlegung der so oft wiederholten Behauptung, der erste Jude habe Südafrika erst betreten, nachdem die Diamantfelder von Kimberley entdeckt waren, führt Dr. Hertz eine große Anzahl von Daten an, aus denen hervorgeht, daß Juden zu allen Zeiten an der Entwickelung Südafrikas mitgearbeitet haben. Abgesehen von der unzweifelhaft bestehenden Tatsache, daß semitische Völker schon zur Zeit Salomons in Südafrika Gold gesucht haben, abgesehen ferner davon, daß schon im Jahre 1848 die portugiesischen Juden Abraham of Bijn und Joseph Zapateire de Lomega aus Westafrika die Nachricht gebracht haben, man könne, längs der Guineaküste segelnd, Indien erreichen, haben selbst die Juden im vorigen Jahrhundert bereits für die Kultivierung des Landes viel getan. So waren die Gebrüder Julius, Adolph und James Mosenthal die ersten in Südafrika, welche die Woll- und Fellindustrie einführten. Auch der Handel mit Angorawolle, welche jetzt noch in großen Massen aus der Kapkolonie importiert wird, hat dieser Firma seine Entstehung zu verdanken. Aaron und Daniel de Paß zählten zu den ersten Pionieren des Namaqualandes. Dieselben waren auch eine ganze Reihe von Jahren die ersten Reeder in Kapstadt und standen daselbst an der Spitze der Segelschifferei und der Fischerei-Industrie. Benjamin Norden und Simon Marcus zählten zu den ersten industriellen Pionieren des Landes und haben schon im Jahr 1830 in Südafrika eine große Rolle gespielt. Daß die Juden mit die ersten waren, welche die Straußenzucht eingeführt haben und bei dem beginnenden Diamantensuche die ersten auf dem Platze waren, soll nur nebenbei erwähnt werden. Auch im politischen Leben spielten die Juden schon frühzeitig eine große Rolle. Julius Mosenthal gehörte schon in den fünfziger Jahren zum Kap-Parlament. Simon Jacobs war Mitglied des höchsten Gerichtshofes sowie der exekutiven Körperschaft, worauf er von 1861—66 das Amt eines Generalstaatsanwalts bekleidete. Ferner sind die Brüder Saul, Henry und Justice Solomon zu erwähnen, welche im politischen Leben des Landes gleichfalls eine hervorragende Rolle spielten. Nathaniel Isaacs besaß schon 17 Jahre bevor der erste Bur Natal betreten hatte, daselbst große Ländereistrecken. Ebenso war Daniel de Paß Besitzer großer Zuckerplantagen daselbst. Einige Jahre bevor die Juden in England das Recht erhielten, als Mitglied des Parlaments gewählt zu werden, war Jonas Bergtheil Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft in Natal. Auch in der ehemaligen Oranje-Republik haben die Juden frühzeitig eine große Rolle gespielt. So war Isaak Bowman zweimal Oberbürgermeister von Bloemfountein und Gustav Bowman erster Geometer der Republik. Was Transvaal anbelangt, so war ein holländischer Jude M. de Vries 1868 Staatsanwalt in Pretoria. Daniel M. Kisch war 1875 Parlamentsmitglied und von 1877—81 Generalauditor daselbst. Unvergeßlich werden endlich die großen Verdienste bleiben, die Mr. Sam Marks dem Lande während der letzten Krisis geleistet hat. Infolge der ihm von allen Seiten gezollten Verehrung hat er wesentlich zum Zustandekommen des Friedensvertrages von Vereentging beigetragen. Aber auch als Krieger haben sich die Juden in Südafrika in hervorragender Weise ausgezeichnet. So haben vierzehn Juden an dem Krieg mit den Matabele teilgenommen. Im Kaffernkrieg farben Kapitän Joshua Norden und Leutnant de Paß den Heldentod. Im letzten Krieg mit den Buren kämpften die Juden bei beiden Parteien. Da man jetzt durch die Tatsache, auf Seiten der Besiegten gefochten zu haben, weder Ehre noch Vorteile einheimsen kann, so wird wohl nie bekannt werden, wie viele Juden auf Seiten der Buren gekämpft haben. Dagegen weiß man, daß auf Seiten der Engländer nicht weniger als 2000 jüdische Soldaten standen. Zum Schlusse gab noch Redner über die Zahl der Bevölkerung in Südafrika folgende Daten an. Es wohnen in der Kapkolonie 20 000, in Natal 1700, in Rhodesia 600, in der ehemaligen Oranje-Republik 1500, in den portugiesischen Kolonien 300 und in Transvaal 25 000 Juden. Es wohnen also zur Zeit zirka 50 000 Juden in Südafrika.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 38. Berlin, 20. September 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3876.

Alle Insendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen“ rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

☛ Exemplare der „Mitteilungen“ stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Eine Regenschirm-Affaire vor Gericht.

-o- Eine an und für sich unbedeutende Sache hat eine in Mannheim verhandelte Beleidigungsklage gezeitigt, deren Ergebnis die Verurteilung des Versicherungs-General-Agenten W. Hartenfels in Frankfurt a. M. zu einer Geldstrafe zur Folge gehabt hat. Was uns diesen Fall der Erörterung in der Oeffentlichkeit wert erscheinen läßt, ist die eigentümliche Begründung des außerordentlich milden Urteils.

Zwar handelt es sich um eine rechte Bagatelle. Der Angeklagte hatte gegen den jüdischen Geschäftsreisenden Carl Reiß in Mannheim den Verdacht, dieser habe seinen Regenschirm in der Bahn absichtlich gegen seinen, des Angeklagten, vertauscht und sich dieser Tat noch anderen gegenüber gerühmt. Ohne sich über die Verläßlichkeit der Angaben seiner Gewährsleute im Mindesten zu vergewissern, hatte Hartenfels Reiß in einer Eingabe an die Polizeidirektion in Mannheim als schlauen Geschäftsjuden bezeichnet, ihm Gewissenlosigkeit vorgeworfen und behauptet, daß er sich das amüsante Abenteuer habe leisten wollen, irgend einem gutmütigen, arglosen Germanen das eigene alte Möbel anzudrehen und mit neuem Schirm bewaffnet siegreich am heiligen Sabbath nach Hause zurückzukehren usw. Der Klage vorausgegangen war ein Brief des Klägers und ein Schreiben des klägerischen Rechtsbeistandes an H., in denen unter Darlegung des Sachverhaltes um Zurücknahme der verleumderischen Anschuldigungen ersucht wurde. Hartenfels revozierte nicht, und es kam am 6. Juni 1905 zur schöffengerichtlichen Verhandlung in Mannheim. Der Angeklagte wurde zu einer Geldstrafe von 30 Mk. — auf Grund der §§ 185, 186 verurteilt. — In der Begründung des Urteils heißt es nun:

Bei der Strafausmessung berücksichtigte das Gericht einerseits, daß „der Privatbeklagte, wie er behauptet, mit Juden schon recht üble Erfahrungen gemacht und infolgedessen die dadurch herbeigeführte seelische Depression ihn zu der Annahme veranlaßt habe, in dem Privatkläger den Dieb seines Regenschirmes gefunden zu haben. Andererseits jedoch ist das Gericht der Ueberzeugung, daß die Aeußerungen des Privatbeklagten entschieden den Rahmen des § 193 St. G. B. überschreiten, an sich schwer beleidigend sind und berücksichtigte auch, daß der Privatbeklagte auch noch in der heutigen Hauptverhandlung, obwohl das Verfahren gegen Privatkläger, welches auf die Anzeige des Privatbeklagten eingeleitet worden war, eingestellt worden war, erklärte, er habe immer noch den Verdacht, der Privatkläger sei der Dieb seines Regenschirmes. Eine Geldstrafe von Mk. 30,— eventl. 6 Tage Haft, erschien dem Gericht angemessene und hinreichende Sühne.“

An dieser Begründung befremdet in hohem Maße, daß das Gericht in den durch nichts erwiesenen Behauptungen des Angeklagten, er habe mit Juden üble Erfahrung gemacht, einen Strafmilderungsgrund erblickt hat.

Es ist das um so unverständlicher, als das Gericht in den Urteilsgründen nach einem, das Verhalten des Angeklagten scharf brandmarkenden Passus als strafverschärfendes Moment hervorhebt, daß Hartenfels noch in der Hauptverhandlung den Verdacht des Diebstahls gegen den Kläger aufrecht erhalten hat. —

* * *

Mit dieser Darlegung wäre die Regenschirmaffaire für uns eigentlich erledigt gewesen, wenn nicht auf eine Mitteilung des Sachverhaltes von Seiten des Reiß an die Direktion des Versicherungsgesellschaft, bei der der Angeklagte tätig ist, ein Brief H.'s an Reiß gelangt wäre, der neben dem geistvollen Vermerk „Betrifft Eisenbahn-Unglücksversicherung“, allgemein bekannten antisemitischen Redewendungen, wohlfeilen Witzeleien und der Angabe der Quellen seines antisemitischen Wissens, als da sind: Das Judentum in der Musik, Schopenhauers und Bismarcks Aussprüche über Juden usw. die Versicherung enthielte, daß der Direktion seiner Gesellschaft seine Gesinnung durchaus bekannt sei.

Welches aber ist die Gesellschaft, die der antisemitische Herr Hartenfels vertritt: Die „Viktoria zu Berlin“, die so häufig von antisemitischer Seite als „jüdisch“ bezeichnet wird; dieselbe Viktoria, die als

solche Gegenstand heftigster Angriffe von jener Seite war und noch ist.

Und da beklagen sich gewisse Herren Antisemiten, wenn wir von „Geschäftsantisemiten“ sprechen!

Das Rassenvorurteil.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.)

Der berühmte Verfasser der „Philosophie der Langlebigkeit“, die vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte, eine Zeit lang in Paris das Buch war, schnell zehn Auflagen erlebt hat und in fast alle Kultursprachen übersetzt worden ist, hat unter obigem Titel ein Werk (Le Préjugé des Races par Jean Finot, bei Felix Alcan, Paris 1905) erscheinen lassen, das nicht verfehlen wird, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und das unser Interesse ganz besonders in Anspruch nimmt.

Warum das Werk, das von 518 Seiten nicht drei auf die Juden verwendet, uns so interessiert? Ganz einfach, weil mit dem Rassenvorurteil auch der Antisemitismus steht und fällt. Denn das ist klar: wie es sich immer in Rußland und anderen in der Kultur zurückgebliebenen Ländern verhalten mag, in Deutschland läßt sich mit dem religiösen Motiv wenig gegen die Juden machen. Die frommen Christen in Deutschland haben vom Christentum denn doch höhere Vorstellungen, als daß sie aus Frömmigkeit gegen Andersgläubige zu Ungerechtigkeit oder gar Brutalitäten sich aufhetzen lassen würden. Eine noch größere Zahl Deutscher ist in religiösen Fragen zu indifferent, als daß sie sich zu Bubentaten fanatisieren lassen sollte. Eingestehen hingegen, daß man den Wettbewerb der Juden fürchte, daß man sie berauben wolle, ist heutzutage einigermaßen „genant“, so hat man sich denn bona und mala fide auf die Rassenfrage geworfen und predigt auf Grund der angeblichen wissenschaftlichen Forschungen die Berechtigung der Arier und ganz besonders der vermeintlichen arischen fine fleur, der germanischen Rasse, die angeblich niedrigere und schlechtere semitische Rasse zu drangsalieren, zu knechten oder gar auszurotten.

Man wird nun begreifen, welches Interesse für uns das Werk eines hochangesehenen Gelehrten haben muß, der uns klar beweist, daß alles, was über Menschenrassen selbst wirkliche und gar sogenannte Gelehrte geschrieben und gefaselt haben, der hellste Unsinn ist; daß es keine Menschenrassen, sondern nur eine einzige Menschheit gibt; daß es Arier vermutlich überhaupt nie gegeben hat; daß es kein nur viertelwegs ungemischtes Volk auf Erden gibt, es sei denn vielleicht irgendwo auf einer weltverlorenen Insel, in einer ganz versteckten Gegend eine in jeder, namentlich auch numerischer und intellektueller Hinsicht überhaupt nicht in Betracht kommende Gruppe.

Die Legende von den überlegenen und inferioren Rassen hat der in seinem Vaterlande überhaupt nicht ernst genommene französische Graf Gobineau, der ebenso wie der nicht minder oberflächliche Chamberlain besonders wegen der den Germanen angewiesenen Vorzugsstellung bei den Deutschen Anklang gefunden hat, erfonnen, eigentlich nur um dem demokratischen Geist als Damm entgegengestellt zu werden. Er hat sie mit einem ganzen Arsenal von Argumenten ausgestattet, die von den Rassehetzern benutzt werden, um der Verfolgung, ja, wenn möglich Ausrottung aller vermeintlich niedrigen Rassen zu verteidigen. Auf Grund dieser unerhört leichtfertigen Legende werden nicht blos Völker gegen Völker, sondern Mitbürger gegen Mitbürger aufgehetzt.

Finot versteht sehr geschickt, noch ehe er an die ungemein detaillierte, streng logische und klare Darstellung herangeht, die er durch unzählige von einer ganz außerordentlichen Gelehrsamkeit, Belesenheit und Beherrschung des ungeheuer reichen, wissenschaftlichen Materials zeugnisablegende Beweise stützt, den Leser von vorn herein auf seine Seite zu bringen, indem er zeigt, wie entsetzlich, wie verfehlt und wie — überflüssig die konsequente Befolgung der Rassendoktrin ist.

Da sollen ja die langschädeligen, hochgewachsenen, blonden Völker die zum Herrschen bestimmten sein. Aber wo sind sie, wo herrschen sie denn? Abgesehen davon, daß es langschädelige, großgewachsene Individuen überall, selbst unter den Negern gibt, sind die Idealmenschen der Rassentheoretiker doch nur in der Minderzahl, verdrängt, überholt von den Kurzschädeligen, Brünetten usw. Ja, seufzen die Rassengläubigen, das ist ja das Unglück, daß die Mischrassen, die niedrigeren Rassen, die reinen und höheren Elemente verdrängen. Es wird daher verlangt, daß die vornehmen Rassen geschützt werden, daß man sie auch durch die Gesetzgebung zu kräftigen und zu mehren trachten solle.

Um die Menschheit vor Entartung zu schützen, ihr die höheren und allein sittlich denkenden und empfindenden hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Langschädel zu erhalten, verlangt zum Beispiel Lapouge die künstliche Befruchtung geeigneter Frauen durch eine arische Elite, und er berechnet, daß ein tüchtiger Zuchtarier so seine 200,000 Geburten zu Stande bringen könnte. Natürlich müssen gewissenhafte Arier — und welcher Arier wäre nicht gewissenhaft und pflichtbewußt? — jede Verbindung mit einer kurzschädeligen, mit einer kleinen und gar noch obendrein brünetten und schwarzhaarigen Frau als eine Sünde gegen das Ariertum meiden und es als seine Pflicht ansehen, für eine möglichst reichliche Nachkommenschaft zu sorgen. Man scheut sich nicht zu verlangen, daß der weit überwiegenden Mehrzahl der Menschen das Erhalten von Nachkommenschaft verboten werde, man empfiehlt Abtreibung, Kindesmord. Am niederträchtigsten ist der deutsche Rassenpriester Ammon. Er empfiehlt, die von ihm für inferior gehaltenen Rassen durch Alkohol zu vergiften, sie zu demoralisieren, dafür zu sorgen, daß sie alle möglichen Krankheiten sich zuziehen, damit sie, verderbt und geschwächt, vom Erdboden verschwinden.

Die auf diese liebenswürdige Weise um die Vervollkommnung der Menschheit so besorgten Rassenfanatiker vergessen in ihrem Eifer, wie Finot bemerkt, nur ganz und gar, daß in Indien die vermeintlich vornehme Rasse seit undenklichen Zeiten den denkbar weitestgehenden Schutz wirklich genossen hat. Dort wurden die Sudras, die auf der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft sich befanden, auf eine Weise behandelt, wie die Kurzschädel in Europa niemals behandelt werden könnten. Die Ehe mit den Sudras war streng verboten, und selbst die leiseste Berührung mit diesen Unglücklichen wurde als eine Todsünde angesehen. Das Lesen der heiligen Schriften war ihnen auf das strengste untersagt usw. Ratzel sagt uns sogar, daß gewisse Kasten Gegenstand größerer Verachtung waren als Tiere. Die Pulayas von Travankor hatten nicht das Recht Brahmanen aus einer geringen Entfernung als 96 Schritte anzusehen. Beschäftigt bei den öffentlichen Arbeiten waren sie gezwungen, deutliche Zeichen ihrer Kaste zu tragen, damit sie von weitem erkannt werden und Mitglieder einer höheren Kaste daher vermeiden konnten, sich ihnen zu nähern. Wenn sie über die Landstraßen gingen, mußten die Pulayas sich verstecken, sobald Reisende aus einer anderen Kaste sich ihnen näherten. Dieses Gefühl der Ungleichheit hat bei den Indern dermaßen Wurzel gefaßt, daß es häufig vorkam, daß Leute verhungerten, weil sie nicht die Nahrungsmittel anrühren wollten, die durch die Berührung von Pulayas unrein geworden waren.

Was war nun das Ergebnis dieser idealen Trennung der Bevölkerung, dieses übertriebenen Kultus des edlen Blutes und der übermäßigen Rassenreinheit? Das ungeheure Indien war jederzeit die Beute derjenigen, die sich seiner bemächtigen wollten. Seit Alexander, der es erniedrigt und erobert hatte, haben seine Herren nur den Namen gewechselt.

Die Scythen (1. Jahrhundert), die Araber (7.), die Afghanen (12.), die Mongolen (14.), dann die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen und schließlich die Engländer, das ist die Reihe von Eroberungen, die eine kleine Anzahl Eindringlinge trotz der Hunderte von Millionen Menschen gemacht haben, obgleich oft auf tausend Einwohner kaum ein einziger Fremder kam.

Ohnmächtig dem äußeren Feinde zu widerstehen, zeichnete sich Indien auch durch eine Art intellektueller Unbeweglichkeit aus. Es war in Wahrheit ein Land des Unglücks und des Todes . . . . Zweifellos würde das Schicksal Europas das gleiche sein, wenn die Ideen der Rassentheoretiker eines Tages triumphieren sollten.

Es gibt bei den Menschen keine Rassen wie bei Pflanzen und Tieren. Bei diesen letzteren greift bei jeder neuen Rasse eine tiefgehende Aenderung Platz, nicht blos eine äußerliche, sondern eine ganz wesentliche, denn selbst das Plasma ändert sich. Es gibt bei den Menschen hingegen nur Individuen, nur eine Menschheit. Rassen wie Klassen sind künstliche Einteilungen, die der Geist zu seiner Bequemlichkeit macht, die aber in Wirklichkeit nicht existieren. Das Milieu schafft die Verschiedenheiten. Selbst Buffon schon sagte, die Rasse sei nur eine Abart, die durch klimatische Einflüsse, durch die Ernährung und die Sitten geschaffen werde. Nicht die Schädelform, nicht die Kopfgröße, weder Wuchs noch Farbe noch Haar usw. können als Merkmale einer Rasse betrachtet werden. Während bei den verschiedenen Pflanzenarten und Tierrassen, sogar ursprünglich nahe verwandten, selbst die wichtigsten Funktionen und Merkmale sehr verschieden sind, sind sie bei den Menschen, wie verschieden auch sich diese äußerlich gestaltet haben, ganz und gar gleich. Bei verschiedenen Schafrassen beispielsweise ist die Zeit der Trächtigkeit sehr verschieden, bei den Menschen ist die Dauer der Schwangerschaft überall gleich. Weiße und gelbe Frauen, zivilisierte und wilde, sind gleich lange schwanger. Während bei den Tieren die Fruchtbarkeit je nach der Rasse wechselt, ist sie bei den verschiedenen sogenannten Rassen der Menschen gleich, d. h. es können überall die Frauen viele, wenige oder auch gar keine Kinder zur Welt bringen. Daß in manchen Ländern die Fruchtbarkeit eine geringere ist, hat nichts mit Rassenverschiedenheit zu tun, sondern mit gesellschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten.

Klima, Ernährung, die Beschaffenheit des Bodens, der elektrische Gehalt der Luft, ihr Feuchtigkeitsgehalt, die Nähe des Meeres, Berge, Täler und Wälder haben Einfluß auf Schädelbildung, Nasenform, Farbe der Haut und Beschaffenheit des Haares. Dazu kommt der wichtige Faktor der Kreuzung. Nach verhältnismäßig wenigen Generationen werden unter einigermaßen günstigen Umständen selbst aus Negern Weiße, aus Asiaten Europäer. Die Uebergänge der Menschenvarietäten sind so mannigfaltig und fein, daß es unmöglich ist, zu bestimmen, wo die eine anfängt und die andere aufhört, ja wo die eine ist und wo die andere nicht ist. Von denselben Eltern entstammen Kinder, die blond oder brünett sind, groß oder klein, dunkel- oder helläugig. Ja die physiologische Gestaltung der Menschen wird ganz merkwürdig auch durch moralische Gründe beeinflußt. Die Freiheit und die Achtung, die die Einwohner eines Landes genießen, das Gefühl der Gleichheit vor dem Gesetz und die Achtung der Menschenwürde, der Unterricht, die Zollgesetzgebung, die Verkehrsanstalten und noch vieles andere beeinflussen die Körperbildung. Norton (in St. Leone) versichert, daß in dem von ihm studierten Lande die freigeborenen Negerkinder schönere Augen haben, eleganter aussehen und sich leichter den Europäern nähern als in den Ländern, wo sie schlecht behandelt werden. Dieselbe Bemerkung haben Lewis und d'Orbigny gemacht. Dan konstatiert noch, daß Neger in höheren Stellungen Gesichtszüge annehmen, die sie Kaukasiern ähnlich machen. Dr. Warner macht in der „Quart. Review“ vom Juni 1851 die Bemerkung, daß die in Newyork gefundenen Negerschädel aus alter Zeit einen viel kleineren Hohlraum haben als die der heutigen Neger.

Aber, wird man sagen, was braucht man viel nach den wissenschaftlichen Bezeichnungen und Ableitungen zu fragen, es ist doch Tatsache, daß wir beispielsweise bei uns einen jüdischen Typus kennen, und daß wir die Juden von Germanen unterscheiden können. Darauf antwortet Finot, daß das nicht wahr oder doch nur halbe, bezw. bedingte Wahrheit sei. Einen jüdischen Typus gibt es nicht. Es gibt deutsche, englische, französische, amerikanische, russische usw. Juden. In der Tat wird Jeder sofort russische von deutschen Juden, und nicht leicht wird er Juden von Südländern unterscheiden können. Ja es gibt sehr viele unzweifelhafte Juden, die für Germanen, und unzweifelhafte Germanen, die für Juden gehalten werden. Wie sich gar nach Kreuzungen zwischen Juden und Germanen die jüdischen Abstammungszeichen verlieren, davon kann sich jeder gleichfalls leicht überzeugen. Das, was man als jüdische Physiognomie zu bezeichnen liebt, ist, wie schon früher einmal an dieser Stelle in einem Aufsatze über das Verschwinden der jüdischen Physiognomien ausgeführt worden ist (Nr. 33, Jahrg. 1903) vielmehr die Ghetto-Physiognomie, die, je weiter wir uns von den Ghettozeiten entfernen, desto mehr verschwindet. Jeder ist erstaunt, wie schnell und vollständig schon in der zweiten und gar dritten Generation in Amerika aus dem charakteristischen polnischen oder russischen Juden auch rein äußerlich ein ganz anderer, ein hochgewachsener, kräftiger Mensch wird.

Wenn irgend eine Rasse sich von der kaukasischen, germanischen, angelsächsischen unterscheidet, dann ist es doch gewiß die Negerrasse. Die tiefschwarze Farbe, die wulstigen Lippen, die breite Nase und das wollige Haar sind doch hinlänglich deutliche, unverkennbare Merkmale. Dennoch werden infolge wiederholter Kreuzungen, des anderen Milieu, der anderen Ernährung, Beschäftigung, der bürgerlichen Gleichstellung usw. selbst von den bekanntlich in dieser Beziehung sehr empfindlichen, geradezu fast hellseherischen Amerikanern Nachkommen von Negern sehr oft nicht erkannt.

Die Aehnlichkeit der Negerabkömmlinge mit den Weißen in den Ver. Staaten vereitelt oft alle listigen Bemühungen sie zu erkennen. John S. Durham erzählt im „Atlantic Monthly“ eine kuriose Geschichte von zwei Brüdern, Buchdrucker ihres Zeichens, die in Philadelphia Beschäftigung suchten. Einer arbeitete zwei Jahre in einer Druckerei mit Weißen, ehe jemand ausfindig machte, daß er ein Neger sei. Die Weißen verlangten, als die Entdeckung gemacht war, entschieden seine Entlassung. Sein Brotgeber, der sehr zufrieden mit ihm gewesen war, sah sich zu seinem größten Verdruß genötigt, ihn zu entlassen. Der Entlassene bat nun seinen bisherigen, ihm wohlwollenden Chef, ihm den Gefallen zu tun und seinen Bruder anzunehmen, der bisher von seinem Verdienst mitgelebt hätte, da er so in der Lage sein würde, jetzt von dem Verdienst seines Bruders zu leben. Das geschah, und wieder arbeitete der Neger lange Zeit mit den Weißen zusammen, ehe die Negerabstammung des neuen Kollegen entdeckt wurde.

Der berühmte Neger-Pädagoge Booker Washington erzählt, wie oft die Eisenbahnbeamten in Amerika in größter Verlegenheit sind, wenn sie festzustellen haben, ob ein Reisender Neger oder Weißer ist, und ob er in den für Farbige bestimmten Waggons untergebracht werden muß oder nicht. Die amerikanischen Gerichte haben schon oft europäischen Südländerinnen bedeutende Entschädigungssummen zuerkennen müssen, weil diese unrechtmäßigerweise für Farbige gehalten

und mit Gewalt in die für Neger reservierte Wagen gebracht worden waren. Frau Mary Church Terell, die Präsidentin der großen „Vereinigung farbiger Frauen", hat Herrn Finot bestätigt, daß es häufig unmöglich sei, Weiße von Negern zu unterscheiden. Sie selbst könne nach Belieben in Wagen fahren, die für Weiße bestimmt sind, und in Hotels absteigen, in welchen Farbige um keinen Preis aufgenommen werden. Dennoch waren ihre Eltern Sklaven, und verdankt sie ihre Freiheit erst dem Sezessionskriege.

Zugegeben, werden die antisemitischen und anderen Rassenfanatiker sagen, daß es schwer ist, auf Grund der äußeren Merkmale immer das Richtige zu treffen. Aber schließlich verlangen heute ja selbst die bösartigeren Antisemiten nicht ernstlich, daß die Juden ausgerottet, die Amerikaner nicht, daß die Neger wegen ihrer Rasse wieder zu Sklaven gemacht werden. In den Vereinigten Staaten wehre man sich nur gegen die geistige und moralische Minderwertigkeit der Farbigen, und in Deutschland bekämpfe man in der Hauptsache nur den dem germanischen so entgegengesetzten, verderblichen jüdischen Geist.

Wir werden in einem zweiten Aufsatze unter Zugrundelegung des Finotschen Werkes zeigen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Wir werden sehen, daß, wenn man schon nichts auf die immerhin sichtbaren Rassen- bezw. Varietäten-Merkmale geben darf, die geistigen Unterschiede der verschiedenen Rassen und Völker erst recht sich verflüchtigen und unfaßbar sind und darum auch nicht den Vorwand bieten dürfen zur Unterjochung, Verfolgung oder sonst differentiellen Behandlung von Menschen einzig und allein wegen ihrer Abstammung. Es gibt keine einer Rasse, selbst einem Volke nur angeborene Denkweise. Diese wird noch mehr als die körperliche Beschaffenheit durch das Milieu beeinflußt und ausgebildet.

Amerikanischer Brief.

(Witte und die amerikanischen Juden.)

Die bisherigen Veröffentlichungen über die Unterredung Wittes mit der jüdischen Deputation beruhten durchweg auf unverbindlichen Mitteilungen, Gerüchten und Kombinationen. Jetzt liegen offizielle Mitteilungen vor, aus welchen das wichtigste und interessanteste hier möglichst kurz wiedergegeben werden soll.

Der Urheber des Gedankens, Witte überhaupt um eine Audienz anzugehen, ist Herr Adolf Kraus, der Präsident des bekannten jüdischen Ordens Bnei Brith. Er setzte sich mit dem russischen Konsul in Chicago Baron Schlippenbach in Verbindung und dieser erwirkte von Witte eine Unterredung. Kraus bat telegraphisch mehrere hervorragende Juden, ihn zu Witte zu begleiten, von denen aber nur Einer zugegen sein konnte. An dem für die Unterredung festgesetzten Tage besuchten ein Vertreter Wittes und Baron Schlippenbach Herrn Kraus in dessen Hotel und teilten ihm mit, daß in Anbetracht der Abwesenheit der anderen jüdischen Notabilitäten und ferner, daß Witte jetzt doch nicht in der Lage sei, der Angelegenheit genügende Aufmerksamkeit zu schenken, die Konferenz besser verschoben würde.

Die Konferenz fand denn auch erst am Abend des 14. August statt. An dieser nahmen teil die Herren Kraus, Jakob Schiff, Oscar S. Strauß, Isaac Seligman und Adolf Lewison. Die Konferenz mit Witte und dem Baron Rosen dauerte drei Stunden, und die Frage der Behandlung der Juden in Rußland wurde eingehend diskutiert. Es wurde von der jüdischen Seite betont, daß die russischen Juden berechtigt wären zu demselben gesetzlichen Schutze und denselben Rechten wie Andere und darum auch diese erhalten müßten.

In seinem Berichte an die Ordensmitglieder konstatiert Kraus, daß Witte sowohl wie Baron Rosen auf ihn den Eindruck gemacht hätten, sie seien von dem Wunsche beseelt, gerecht zu sein. Kraus konstatiert ferner, daß von Finanzangelegenheiten nicht im geringsten die Rede gewesen sei. Ob ein Nutzen und welcher den Religionsgenossen in Rußland aus dieser Unterredung erwachsen werde, könne erst die Zukunft lehren. Sicher sei, daß kein Schaden aus ihr entstehen könne.

Es war nämlich mehrfach gegen die Absicht, mit Witte über die Judenfrage zu verhandeln, protestiert worden, weil viele von einer solchen Verhandlung nur Nachteile fürchteten. Ja es hieß sogar, daß russische Juden eine Massendemonstration gegen das Vorhaben des Herrn Kraus beabsichtigten.

Von den Vertretern der amerikanischen Judenschaft, die mit Witte unterhandelt haben, ist nunmehr ein Resumé über die Konferenz an Witte gerichtet und veröffentlicht worden.

Wir halten es für angebracht, heißt es u. a. in der Schrift, bevor Sie in Ihr Vaterland zurückkehren, Ihnen wenn auch nur zu besserem Verständnis oder zu leichterer Rückerinnerung schriftlich einige Erklärungen zu unterbreiten, die wir in der Konferenz abgegeben haben. Wir glauben, daß die Ansicht der russischen Regierung, die russische Judenfrage sei eine rein innere Angelegenheit, die andere Völker und Regierungen nichts angehe, nicht länger aufrecht erhalten werden kann.

Wenn eine Regierung durch Ausnahmegesetze oder andere Mittel große Massen ihrer Untertanen zwingt, in andere Länder auszuwandern, um ihre Lage zu verbessern, dann darf das Volk in denjenigen Ländern, die solchen vor Verfolgung und Unterdrückung Flüchtenden Asyl gewähren, mit Fug und Recht die Umstände kritisieren, die eine solche Einwanderung verursacht haben, und kann ebenso mit Recht darauf bestehen, daß diese Zustände in solcher Weise und in solchem Maße verbessert werden, daß die Ursachen der erzwungenen Auswanderung aufhören. Und zwar kann dies geschehen, ohne daß gerechterweise der Vorwurf gemacht werden darf, daß man sich in fremde Angelegenheiten mische.

Dies, glauben wir, ist die Haltung des amerikanischen Volkes im allgemeinen. Wir als Juden haben an der Lage der Juden in Rußland noch ein durch die Bande der Abstammung und des Glaubens durchaus gerechtfertigtes, vermehrtes Interesse und halten es daher für unsere einfache Pflicht alles zu tun, was in unserer Macht steht, um eine Besserung herbeizuführen.

Wie wir Ihnen in unserer Konferenz erklärten, ist es unsere entschiedene Ueberzeugung, daß nur durch die Gewährung der vollen bürgerlichen Rechte für die jüdischen Untertanen des Zaren gänzlich die Verhältnisse beseitigt werden, die die Ursache so vieler Störungen in Rußland und abfälliger Kritik im Auslande waren.

Sie haben uns geantwortet, daß die russischen Juden im allgemeinen zur Ausübung der vollen Bürgerrechte nicht genügend vorbereitet seien, und daß sie bei der Stimmung des russischen Volkes nicht auf gleichem Fuße mit diesem gestellt werden könnten, ohne ernste innere Unruhe hervorzurufen, und Sie meinten, daß es vielleicht ratsam und ausführbar wäre, die bestehenden Ungleichheiten allmählich zu beseitigen und auf diese Weise die eventuelle Gewährung vollständiger bürgerlicher Gleichstellung vorzubereiten.

Darauf betonten wir, daß die Million oder noch mehr russischer Juden, die nach den Vereinigten Staaten gekommen sind, gute Bürger geworden sind, trotzdem sie die größte Finsternis mit dem stärksten Tageslicht politischer und bürgerlicher Freiheit vertauscht haben, und daß sie sich den Verantwortlichkeiten, die ihnen als Bürger dieser

Republik auferlegt worden sind, vollständig gewachsen gezeigt haben.

Es ist auch, soweit die moderne Geschichte und die Erfahrung lehren, niemals anders gewesen. Es haben Napoleon im Jahre 1808, Deutschland in einer etwas späteren Zeit und England sogar zur Zeit Cromwells, ohne daß der Staat Schaden litt, die vollen bürgerlichen Rechte den Juden gewährt, die damals doch unter viel düsteren Verhältnissen lebten, als die, unter welchen sie jetzt in Rußland leben.

Wenn es auch wahr sein mag, daß unter einem Teil der russischen Bevölkerung gegen die Juden eine Feindschaft herrscht, für die bis zu einem gewissen Grade die russische Regierung verantwortlich ist, sind wir doch der Ansicht, daß die sofortige bürgerliche Gleichstellung der Juden mit der übrigen Bevölkerung nicht mehr Friktionen verursachen würde, als jeder einzige der zu diesem Ziele führenden Schritte.

Gerade der von Ihnen gemachte Einwurf scheint uns ein guter Grund zu sein, weswegen die Regelung ein für allemal erfolgen sollte, statt daß man sie sich lange hinziehen und so bei jeder neuen Etappe neue Ruhestörungen hervorrufen läßt.

Die Behauptung, daß in den Reihen derjenigen, die die Autorität der Regierung in Rußland zu untergraben suchen, sich eine große Zahl Juden befinde, mag vielleicht begründet sein. In der Tat würde es eher überraschen, wenn einige von denen, die so furchtbar unter der Verfolgung und unter Ausnahmegesetzen zu leiden haben, schließlich sich nicht gegen ihre grausamen Unterdrücker aufgelehnt haben würden.

Aber es darf bestimmt behauptet werden, daß im ganzen die jüdische Bevölkerung Rußlands die Gesetze befolgt, und es ist kaum zu beweisen, daß, wenn sie erst Bürgerrechte mit all den Gelegenheiten, die diese im Gefolge haben, erhalten, die Juden in Rußland ebenso wertvolle Staatsbürger und glühende Patrioten sein werden, wie es die Juden in jedem Lande gewesen sind, das ihnen Bürgerrechte verliehen hat.

Die Tatsache wird nicht bestritten werden, daß in den Vereinigten Staaten die Juden begeisterte Amerikaner, in England loyale Engländer, in Frankreich patriotische Franzosen und in Deutschland gute Deutsche geworden sind.

Das Volk der Vereinigten Staaten hat, wie Ihnen bekannt sein muß, alles genau verfolgt, was in Rußland in diesem wichtigen Zeitabschnitt seiner Existenz vorgegangen ist. Die Sympathien der Amerikaner haben sich z. B. von Rußland abgewandt, weil sie, die Freiheit und Gerechtigkeit lieben, entsetzt waren über die Greuel von Kischinew und über die schrecklichen Zustände, die, wenn sie auch schon lange existieren, doch erst jetzt zur vollen Erörterung gekommen sind.

Der Einfluß der Juden in den Vereinigten Staaten, besonders der politische, ist bereits von großer Bedeutung und er nimmt noch stetig zu, da er durch die bedeutende Einwanderung russischer Juden immer wieder neue Kräftigung erhält.

Kann man erwarten, daß der Einfluß der amerikanischen Juden auf die öffentliche Meinung ausgeübt wird zu Gunsten des Landes, das ihre Stammesbrüder systematisch erniedrigt und ihnen das Leben fast unerträglich macht?

Wie viele Juden auch auswandern mögen, es werden immer Juden in Rußland zurückbleiben, und so ist es ganz klar, daß die russische Judenfrage in Rußland geregelt werden muß — prompt und gründlich geregelt in dem erleuchteten Geiste, den Ihr kaiserlicher Herr bei so vielen andern Gelegenheiten gezeigt hat.

Alsdann wird ein für alle mal ein Faktor beseitigt sein, der Rußland daheim und im Auslande schädigt. Wir hoffen daher ernstlich, daß der Meinungsaustausch, der zwischen uns stattgefunden hat, zu derjenigen Lösung führen wird, die, wie wir überzeugt sind, Sie und die besten Geister in Ihrem Vaterlande in Wirklichkeit wünschen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband betreibt seit einiger Zeit im Stillen eine rege Agitation gegen den Anschluß der Kaufmannsgerichte an den Verband deutscher Gewerbegerichte. Die antisemitischen Handlungsgehilfen wollen einen besonderen Verband der Kaufmannsgerichte und lassen deshalb kein Mittel unversucht, ihren Plan zur Durchführung zu bringen. In wenigen Städten ist es ihnen auch gelungen, die Beisitzer der Kaufmannsgerichte für ihre Idee einzufangen.

Auch in Berlin haben sie den Versuch, jedoch ohne Erfolg, gemacht. Zu der Besprechung, in der der Beschluß für die Errichtung eines besonderen Verbandes der Kaufmannsgerichte gefaßt werden sollte, sind nicht, wie man annehmen sollte, alle Arbeitnehmer-Beisitzer eingeladen worden. Sie hielten vielmehr eine Auslese und luden nur diejenigen, von denen sie annahmen, daß sie für ihren Antrag zu haben sind; darunter auch Prinzipale.

Die Propaganda wird unterstützt durch ein Zirkular, das angeblich von dem Kaufmannsgericht in Altona ausgehen soll und in Tausenden von Exemplaren an sämtliche Kaufmannsgerichte gegangen ist. Eine persönliche Unterschrift oder eine Beglaubigung durch den Vorstand des Kaufmannsgerichts in Altona trägt das Zirkular nicht, so daß man nicht weiß, ob dasselbe wirklich offiziell ist oder nur das Produkt einer im Kaufmannsgericht zu Altona vorhandenen Personengruppe.

Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband bezweckt mit seinem Antrag eine völlige Trennung der Kaufmannsgerichte von den Gewerbegerichten. Auch soll dabei ein kleines Geschäft nicht ausbleiben. Gelingt ihnen der Plan, so werden sie sicherlich versuchen, ihre Zeitschrift „Das Kaufmannsgericht" zum Organ des Verbandes zu machen, um dadurch die Kaufmannsgerichte in antisemitisches Fahrwasser zu bringen.

Mit welchen Mitteln der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband arbeitet, um seine Bestrebungen nach außen hin unter dem Anschein der Unparteilichkeit in die Welt treten zu lassen, dafür liefert eine Zuschrift eines Berliner Prinzipalsbeisitzenden an die „Voss. Ztg." ein Beispiel. An ihn war eine Einladung zu einer Versammlung, die über die Frage beraten sollte, ob sich für die Kaufmannsgerichte der Anschluß an den Verband deutscher Gewerbegerichte empfehle, mit der Ueberschrift gelangt: „Sehr geehrter Herr Amtsgenosse!" In der Meinung, daß die Einladung ebenfalls von Prinzipalsbeisitzern ausgehe, erschien er zu der Versammlung und erfuhr, daß sie ausschließlich von deutschnationalen Handlungsgehilfen ausgegangen war, die zu der Versammlung ihre Parteigenossen unter den Beisitzern vollzählig oder fast vollzählig, die andern in geringer Auswahl eingeladen hatten, sodaß die Mehrheit ihnen von vornherein gesichert war. Als dieses Vorgehen aufgedeckt wurde, verließen sämtliche andern Eingeladenen die Versammlung und ließen die „Deutschnationalen" unter sich. Nachdem so das Bestreben, eine deutschnationale Berliner Kundgebung unter anderer Firma erscheinen zu lassen, vereitelt war, ist die Kundgebung in Berlin überhaupt unterblieben.

Vermischtes.

Frankfurt a. Main. Inbezug auf die Verwendung bei Vertretungen und die Anstellung von jüdischen Lehrerinnen an Volks- und Mittelschulen zu Frankfurt a. Main wird folgendes berichtet: „Angestellt kann eine jüdische Lehrerin erst dann werden, wenn an einer Schule der Prozentsatz der jüdischen Schüler auf fünf gestiegen und dadurch die Erteilung einer Anzahl aon israelitischen Religionsstunden notwendig geworden ist. Die übrigen zu 24 fehlenden Stunden dürfen dann auf irgend eine Art ausgefüllt werden, bestehen aber meist aus technischen Stunden, wie Turnen, Singen, Handarbeit, Zeichnen und Schreiben. Einzelfälle derart sind folgende: a) In der Schule X soll eine jüdische Lehrkraft angestellt werden. Sie wird von einer höheren Schule berufen, an der sie lange hilfsweise tätig war. Sie erhält ihren Stundenplan, bestehend aus Stunden in Religion und technischen Fächern. Sie kommt am ersten Schultag in die Schule und bekommt den Bescheid, daß man sie nicht verwenden könne, da die Bestätigung ihrer Anstellung seitens der Regierung bis dahin ausgeblieben sei. Sie geht zurück an die höhere Schule und wird dort später angestellt. Indessen bleibt die Stelle in der Schule aon einer nichtjüdischen Hilfskraft besetzt, bis nach $2^1/_2$ Jahren (Ostern 1905) eine andere jüdische Lehrerin dort mit ähnlichem Stundenplan angestellt wird. b) In der Mittelschule Y ist eine jüdische Lehrerin als Religions- und Klassenlehrerin vertretungsweise tätig. Sie soll angestellt werden. Die Regierung bestätigt aber die Anstellung nur unter der Bedingung, daß die besagte Lehrerin, eine anerkannt tüchtige Kraft, nicht in Geschichte und Deutsch unterrichtet. c) Bei kürzeren oder längeren Vertretungen, zu denen sich alle Schulamtsbewerberinnen gleichmäßig melden, werden Jüdinnen erst dann herangezogen, wenn alle anderen Lehrerinnen der beiden anderen Konfessionen beschäftigt, also keine anderen mehr verfügbar sind. Dann werden die zu der Vertretung eventuell gehörenden Religionsstunden von Mitgliedern des Kollegiums gegeben. Jedenfalls ist auch hier die Bemerkung zu machen, daß bei solchen Vertretungen die in letzter Minute frei werdende Christin der anderen Konfession der schon lange wartenden Jüdin vorgezogen wird." Diese Mitteilungen einer für das höhere Schulfach mit bestem Erfolg geprüften und trotzdem auch immer erst an letzter Stelle berücksichtigten Lehrerin (sie hat vor zwei Jahre das beste Examen gemacht, wird aber, obwohl einige ihrer damaligen Kolleginnen schon angestellt sind und der Lehrermangel ein großer ist, dann erst geholt, wenn nichtjüdische Kräfte absolut nicht mehr zu haben sind) werden von anderer Seite dahin ergänzt, daß die Zahl der hierort in städtischem Dienst stehenden jüdischen Lehrkräfte keineswegs dem Prozentsatz jüdischer Schüler entspricht. Man schreibt dies dem von Kassel aus ausgeübten Druck zu. Ein hiesiger Schulrat hat einer Schulamtsaspirantin, die sich beschwerte, gesagt: „Ja, hat man Ihnen denn beim Eintritt in das Seminar nicht gesagt, daß Sie auf eine Anstellung nicht rechnen können?"

Zu den Baukosten für die Straßburger neue Israelitische Kunst- und Gewerbeschule hat nicht allein der kaiserliche Statthalter, wie schon erwähnt, eine Spende von 3000 Mk. beigetragen, auch der Bischof von Straßburg, Dr. Fritzen, sowie der Präsident des evangelischen Konsistoriums Augsburger Konfession haben Beiträge gestiftet; der Bischof Dr. Fritzen begleitete den Beitrag mit einem sehr schmeichelhaften Anerkennungsschreiben.

Metz. Auf eine an das Kaiserliche Bezirks-Präsidium zu Metz gerichtete Eingabe betreffs der (in Nr. 23 der „Mitteilungen" erwähnten) Nichtberücksichtigung der israelitischen Konfession bei der Gedenkfeier in Gravelatte, hat das Israelitische Konsistorium für Lothringen folgenden Bescheid erhalten:

„Dem Israelitischen Konsistorium beehre ich mich mit Bezug auf die Anfragen vom 28. Mai und 6. Juni an Se. Exzellenz den Kommandierenden Herrn General des 16. Armeekorps und an mich, ergebenst mitzuteilen, daß bei der Einweihung der Gedenkhalle in Gravelotte Gebete für die in den Schlachten bei Metz gefallenen Krieger nicht verrichtet worden sind. Einem Befehl Sr. Majestät des Kaisers entsprechend, wurde der hiesige Militär-Oberpfarrer Herr Friedrich ersucht, ein kurzes Weihegebet zu sprechen. Der Bitte des katholischen Garnisonpfarrers und Geheimkämmerers Sr. Heiligkeit des Papstes, zur Weihe der Halle gleichfalls reden zu dürfen, wurde nach eingeholter Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers stattgegeben. Wenn auch selbstaerständlich in den Reden der Treue und des Opfermutes der im Kampfe Gefallenen gedacht worden ist, so lag doch dem Festakte nicht der Gedanke zu Grunde denselben zu einer gottesdienstlichen Feier für die Gefallenen auszugestalten.

gez. Graf Zeppelin."

Auf diesen Bescheid hat das Israelitische Konsistorium erwidert: „Metz, den 15. Juli 1905. Euer Hochwohlgeboren beehren wir uns auf die geehrte Zuschrift vom 22. Juni 1905 zu erwidern, daß die dem Konsistorium gewordene Antwort als eine erschöpfende und befriedigende nicht bezeichnet werden kann, namentlich unter Berücksichtigung des Umstandes, daß in den letzten Jahren bei offiziellen Gelegenheiten die israelitische Konfession keine Berücksichtigung gefunden hat. Es muß dies umso mehr befremden, als wir hier in einem Lande wohnen, wo seit mehr denn 100 Jahren, offiziell wenigstens, die jüdische Konfession den andern vollständig gleich gestellt ist. Wir müssen daher annehmen, daß dieses auf einem Versehen beruht und leben in der Hoffnung, daß es genügen wird, hierauf hinzuweisen, um in Zukunft ebenso wie andere Konfessionen behandelt zu werden."

Ein jüdischer Bürgermeister einer christlichen Gemeinde in Mähren. Wie aus Ung.-Brod gemeldet wird, ist Herr Karl Weiß aus Olschowetz, der bis jetzt sechs Jahre als erster Gemeinderat tätig war, dieser Tage per Akklamation von sämtlichen Ausschußmitgliedern zum Bürgermeister gewählt worden. Der Fall ist umso beachtensamer und interessanter, als Herr Weiß nahezu der einzige jüdische Einwohner dieser Gemeinde ist, inmitten einer rein christlichen Bevölkerung lebt, bei welcher er dieses Vertrauen sich erworben hat.

Eine jüdische Patrizierfamilie in Basel. In der Monatsschrift „Im deutschen Reich" lesen wir:

Während meines Ferienaufenthalts in Grindelwald fand ich im Anzeigenteil mehrerer Schweizer Blätter die Ankündigung, daß der in Basel verstorbene, aus einem Orte bei Kowno stammende Hausierer Jossel Kohan Sonntag den 23. Juli beerdigt und man sich zum Zwecke der Beteiligung in der Friedrichstraße versammeln werde. Wieder einer jener russischen Auswanderer, dachte ich, der durch die Auswüchse des Zarismus vaterlandslos geworden, von Land zu Land getrieben, endlich eine Zuflucht in der gastfreien Schweiz gefunden, wo er sich vielleicht nur kümmerlich als Hausierer ernährt, aber doch als freier Mann zuletzt eine friedliche Ruhestätte in einem Lande gefunden hat, in dem man wegen seines Glaubens oder seiner Abstammung keine blutigen Verfolgungen erleidet. Die Zahl der in der Schweiz wohnhaften Juden ist bis jetzt noch keine große, aber ihre Bedeutung für die industrielle

Entwickelung wird jetzt mehr und mehr gewürdigt, und auch auf anderen Gebieten haben sich bereits einzelne Juden in erfreulicher Weise Ansehen verschafft und bewiesen, daß sie die Wohltat, freie Bürger eines freien Landes geworden zu sein, vollauf würdigen und durch echte treue Vaterlandsliebe zu vergelten bestrebt sind. Um so interessanter ist der Nachweis, daß schon im vierzehnten Jahrhundert dies in der Schweiz einzelnen eingewanderten Juden glückte, und daß erst ein Jahrhundert später deren Nachkommen das gewonnene hohe Ansehen entweder durch eigene Schuld oder — was zwar chronistisch nicht nachweisbar, aber sehr wahrscheinlich ist — durch antisemitische Anzettelungen und Verleumdungen wieder eingebüßt haben. Das Mittel dazu scheinen antisemitische Hetzschriften und Spottbilder geliefert zu haben, die als traurige Beweise für den elendesten Mißbrauch gelten müssen, der sehr bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst mit dieser von judenfeindlichen Skribenten getrieben worden ist. Bekanntlich sind solche traurigen Erzeugnisse im Germanischen Museum und anderen Sammlungen vorhanden und zum Teil von dem neuerdings oft genannten Schriftsteller Liebe kulturwissenschaftlich, aber mit bedauerlicher Einseitigkeit verwertet worden.

In dem letzten Hefte der Baseler „Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde" bespricht August Burckhardt-Basel die Geschichte einer aus Colmar stammenden, in Basel heimisch gewordenen jüdischen Familie Eberler-Grünenzweig, die bald nach ihrer 1362 erfolgten Einwanderung in ihrer neuen Heimat großen Wohlstand und sogar eine politische Bedeutung erworben hat. Nachkommen des ersten Einwanderers Eberler wurden aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts nicht nur in einen bösen Erbschaftsstreit, sondern auch in eine Münzbetrugs-Angelegenheit verwickelt (ihre Teilnahme daran nimmt August Burckhardt wenigstens als bewiesen an), und damit begann der rasche Niedergang des angesehenen Geschlechts, das in einem von Professor H. Pantaleon überlieferten Verse aus jener Zeit ausdrücklich als zum Baseler Patriziat gehörig bezeichnet wird. Das einen roten Eber in gelbem Felde aufweisende Wappen eines zu dieser Familie gehörigen „Junkers" Grünenzweig ist auf einem Gobelin sichtbar, der aus dem Familienschatz des Mathes Eberler stammt und noch heute im historischen Museum in Basel verwahrt wird.

An dieselbe jüdische Patrizierfamilie in Basel soll aber auch ein in einer privaten Schweizer Kunstsammlung befindliches Spottglasgemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erinnern. Wie die „Neue Zürcher Zeitung" berichtet, zeigt dieses Glasgemälde ein Wappenschild, das ein weißes Schwein, das auf gelben Stelzen geht, im roten Felde enthält. Auf blauem, oben von gotischem Astwerk umrahmten Damastgrund liegt eine Bandrolle mit der Aufschrift: „Ich bin ein sw (-in, oder su) und fressen dreck und nim yn inhs mul und louf hinweg." Als Trabanten umstehen das Wappen zwei Säue und links ein Eber, dieser in Wams, Stiefeln und Barett, während die eine Sau mit Narrenkappe, Schelle und Halskette geschmückt ist. Das mittlere Schwein trägt den im Spottvers als Nahrung genannten Gegenstand auf dem Kopf. Am Fuß der Scheibe liegt auf grünem Rasenboden links ein Mutterschwein mit drei Jungen und Schellenhalsband, rechts ein ebenso dekorierter Eber. Offenbar ist dieses kulturgeschichtlich interessante Glasgemälde eines jener derbsinnlichen Erzeugnisse, durch die sich das mittelalterliche Vorurteil gegen die Juden mitleidslos kundzugeben pflegte, wenn sie erst den Neid durch eine günstigere Lebensstellung erweckt und diese dann durch irgend ein Mißgeschick verloren hatten. In dieser Beziehung ist der Antisemitismus sich zu allen Zeiten gleich geblieben, indem er stets dazu anleitet, gefallenen Größen einen Eselstritt zu geben oder die verbissene Wut über in bevorzugter Stellung befindliche vereinzelte Juden an deren minder glücklichen Glaubensgenossen bösartig austoben zu lassen. Solcher Antisemitismus, der jetzt in Rußland so unheilvoll für die Verfolger wie für die Verfolgten wirkt, kann in der freien Schweiz hoffentlich nicht mehr aufkommen. Hier hat auch der arme hausierende russische Jude Brot und Frieden gefunden und wird auch eine begüterte jüdische Familie, ungestört durch niedrigen Neid, zu dem Ansehen gelangen können, dessen sie sich durch Bildung und Gesinnung würdig erweist.

Ein jüdischer Minister in Westaustralien. Mr. Matthew L. Moß ist in das neue Ministerium von Western Australia als Minister ohne Portefeuille berufen worden und wird gleichzeitig die Verwaltung des Rechtsdepartements dieses Staates erhalten. Moß, der ein hervorragender Rechtsanwalt ist, war schon zweimal Minister ohne Portefeuille.

Jakob Holländer von der John Hopkins Universität, welcher vor zwei Jahren Finanzminister von Portorico war und die Insel durch eine geschickte Steuergesetzgebung aus allen finanziellen Nöten befreit hatte, ist jetzt vom Präsidenten Roosevelt als sein Spezialgesandter nach San Domingo gesandt worden, um die Finanzlage dieser Republik zu studieren. Die Uebertragung dieser Mission ist auf Osterbay, dem Sommersitz des Präsidenten, erfolgt. Prof. Holländer wird seine Reise auf dem Kreuzer der Vereinigten Staaten „Galveston" antreten und seine Untersuchung bis Oktober beendigen müssen, da er als ordentlicher Professor der Nationalökonomie an der Johns Hopkins Universität sein Katheder nicht lange leer stehen lassen kann. Prof. Holländer ist erst 35 Jahre alt, Direktor der jüdischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Baltimore, Vizepräsident des amerikanischen jüdischen Geschichtsvereins, Mitglied des Komitees der Jewish Publication Society, Direktor der Makkabäer.

In der russischen Reichsduma werden die **Juden** trotz der ihnen eingeräumten Wahlrechte nur spärlich vertreten sein. Jüdische Kandidaten werden bestimmt nur in Wilna, Odessa und Warschau gewählt werden. Die jüdischen Kreise hegen auch die Hoffnung, daß die liberale Partei in Petersburg die Kandidatur eines Juden aufstellen wird. Wahrscheinlich wird einer der berühmten Advokaten in Betracht kommen. Im ganzen hätten somit die Juden höchstens drei Vertreter in der Reichsduma. In Wilna verfügen die Juden über ein absolutes Uebergewicht bei den Wahlen, denn auf die gesamte Zahl von 2017 Stimmberechtigten entfallen 1068 Juden. Die Kandidatur eines Juden aus Wilna wird überdies auch von Seite der polnischen Wähler eine Unterstützung erfahren. Dafür bleiben den Polen die jüdischen Stimmen bei den Wahlen in den Landgemeinden aller Gouvernements von Litauen gesichert. In Wilna werden die Juden die Kandidatur des Chirurgen Dr. Romm aufstellen, in Odessa die des ausgewiesenen Rechtsanwalts Pergament.

Der Bombenwerferei in Rußland ein Ende zu machen, gibt es ein sehr einfaches Mittel, das den antisemitischen Dichterheros Max Bewer, wie er in der neuesten Nummer des „Hammer" erzählt, von einen Herrn von H., der Rußland aus häufigem Aufenthalt genau kennt, mitgeteilt worden ist. Es brauchten sich nur 6, 12 oder 24 national und monarchisch gesinnte russische Jünglinge zu ähnlichen Geheim-Komitees, wie die sozialdemokratischen bezw. die nihilistischen zusammen zu schließen. Sie müßten durch gedruckte Proklamationen erklären, die erste Bombe, die jetzt wieder gegen das kaiserliche Schloß gerichtet wird, würde mit einer Bombe in die erstbeste gefüllte Synagoge erwidert. Zugleich müßte die Regierung er-

klären, daß, sobald ein neuer Großfürst oder Kronbeamter in die Luft fliegt, in Petersburg, Riga, Moskau, Warschau, Odessa die wohlhabendsten Großjuden und Rabbiner verhaftet und sofort nach Sibirien verschickt werden!

In der Tat ein verblüffend einfaches Mittel, das zum Teil ja auch schon von dem antisemitischen Mob, bezw. den antisemitischen Behörden zur Anwendung gebracht wird. Merkwürdig nur, daß die Unruhen, anstatt abzunehmen, nur noch mehr zunehmen. Doch im Ernst gesprochen: Welches Maß von Verblendung oder tückischer Bosheit gehört dazu, die Juden für eine Bewegung verantwortlich zu machen, an der die gesamte russische Intelligenz, Universitätsprofessoren und Offiziere an der Spitze, beteiligt sind.

Briefkasten.

Berichtigung. In der Lebensskizze des Prof. Dr. Georg Asher in Nr. 37 der „Mitteilungen" heißt es: „Georg Michael Asher wurde 1827 in St. Petersburg geboren. Infolge einer Judenverfolgung unter Kaiser Paul mußten seine Eltern aus Rußland flüchten." — Kaiser Paul wurde schon 1801 ermordet; es muß also natürlich heißen: unter Kaiser Nikolaus I., der 1825 bekanntlich zur Regierung gelangte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 39. Berlin, 27. September 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3578.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Fenolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Christen und Juden.

Den Antisemiten ist schweres Leid widerfahren. Das in Bingen erscheinende amtliche Kreisblatt hat es für wünschenswert erklärt, daß zur Einweihung der dortigen neuen Synagoge auch die Angehörigen der anderen Konfessionen durch eine allgemeine Beflaggung der Häuser zur Feier beitrügen.

Das nennt die „Staatsbürgerztg." „eine unerhörte Zumutung". Und sie jammert, „daß wir es tatsächlich weit geb.acht im deutschen Vaterlande."

So unerhört, wie das Antisemitenblatt meint, ist die Zumutung nicht. Eine Synagoge ist ein öffentliches Gebäude und gereicht der Stadt zur Zier, so daß die ganze Stadt ein gewisses Interesse schon für den Bau hat. Und warum sollten nicht auch Christen an der Einweihung eines Gotteshauses teilnehmen, in welchem regelmäßig für das Wohl des Staatsoberhauptes und für das Allgemeinwohl gebetet wird? Wir wissen, daß Männer, hohe Prälaten und Geistliche der verschiedensten Konfessionen an synagogalen Feiern teilgenommen und sogar in jüdischen Gotteshäusern ihren Gottesdienst verrichtet haben.

Um aber der „Staatsbürgerztg." einmal wieder eklatant zu zeigen, wie rückständig sie ist, wie sehr sie Deutschland durch ihr antisemitisches Gebelfere blamiert, möchten wir sie darauf aufmerksam machen, daß vor kurzem in Genf ein Kongreß liberaler Protestanten stattgefunden hat, zu welchem ein Rabbiner, der Rabbiner Levy von Dijon, direkt herzlichst eingeladen worden ist, um einen Vortrag über die Fundamentalgrundsätze des Judentums zu halten, daß seine Rede mit besonderem Enthusiasmus aufgenommen worden ist und daß Pastor Wagener dem Rabbiner für seinen Vortrag besonders gedankt hat.

Der Rabbiner bezeichnete als einen Fortschritt die Tatsache, daß er, ein Jude und Priester einer israelitischen Gemeinde, der Ehre teilhaftig geworden ist, in dieser Versammlung das Wort zu ergreifen, was vor 100, ja 50 Jahren nicht möglich gewesen wäre — nach der „Staatsbürgerztg." gewiß auch noch heute „unerhört" ist.

Der Rabbiner wagte sogar in der christlichen Versammlung zu sagen, daß die Reformation eine Annäherung an das Judentum gewesen sei, daß auch die Bewegung unter den liberalen Juden eine Rückkehr zu den Propheten sei, und daß beide auf zwei verschiedenen Wegen, die sich aber einander nähern, einem gemeinsamen Ziel der Gefühle und Ideen zuschreiten. „So zwar, daß wir in voller Aufrichtigkeit und Sympathie uns die Hand reichen können und uns verbinden zu dem guten Kampfe gegen den Aberglauben, die Engherzigkeit und den Fanatismus. Das Ziel, das wir, die einen wie die andern erstreben wollen, ist dasselbe, aber der Ausgangspunkt und die Mittel können und müssen verschieden sein. . . . . . Wünschen wir nicht das Verschwinden der Gruppen, der christlichen, jüdischen, mohamedanischen, buddhistischen usw. . . . ."

Indessen interessiert uns hier nicht sowohl was Rabbiner Levy gesagt, als vielmehr was Pastor Wagener erwidert hat.

„Ich habe — begann er — nur ein Wort zu sagen, das ist dieses: Es scheint mir, daß wir alle, die wir hier versammelt sind, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit Kenntnis nehmen von dem Erscheinen in unserer Mitte eines Vertreters der alten Mutter-Religion, welcher der ganze religiöse Occident das Beste verdankt, was er besitzt. (Beifall) Der Prophet hat gesagt, daß, wenn der Diener Gottes unter uns erscheinen wird, er das Herz der Väter dem Herzen der Kinder und das Herz der Kinder dem Herzen der Väter zuwenden wird.

Es gibt keinen gesunden Fortschritt ohne Zusammenhang zwischen den Vätern, die die Vergangenheit, und den Söhnen, die die Gegenwart bedeuten. Unsere Väter, das ist Israel, das sind seine alten Propheten, das ist das Volk, welches der Welt den Christus gegeben hat. Der Zweig Davids, und alle Diejenigen, die auf ihn ihr geistiges Leben gepfropft haben, erkennen dankbar und mit kindlicher Ehrerbietung die alte Stammmutter der Propheten und des Volkes Israel an; und die Zeit wird kommen, da die alte Stammmutter der Propheten und des israelitischen Volkes den Zweig Davids anerkennen wird, der bei ihr zur Blüte gelangt ist. (Beifall)

Ich bin ein ganz besonderer Freund Israels, besonders Derjenigen in Israel, die fühlen, warum der Ewige unter allen Nationen und inmitten so großer Trübsal diese alten Zeugen breitausendjähriger Geschichte erhalten hat. Sie sind nicht da für nichts, diese vielhundertjährigen Zeugen. Sie sind unter uns geblieben wie grandiose Schöpfungen der Vergangenheit, um uns an etwas zu erinnern, das wir sonst vergessen würden. Wir müssen Hand in Hand mit ihnen marschieren und die tiefe Geistesbrüderschaft fühlen, die uns beseelt.

Senden wir denn einen ermutigenden und herzlichen Gruß an Israel, welches lebt und leben will, indem es sich immer mehr seinen Propheten zuwendet, die wir uns mehr dem Evangelium zuwenden wollen. Drücken wir alle zusammen den Wunsch aus, daß diese Berührungen zwischen den Vätern und den Kindern sich vervielfältigen zum größten Nutzen der einen wie der anderen, und daß der Geist der Propheten bei ihnen wie bei uns wirke, damit wir dahin gelangen, zu verstehen das Wort Christi: „Ich bin nicht gekommen zu zerstören, sondern aufzubauen". (Beifall).

Was sagt die „Staatsbürgerztg." zu diesem protestantischen Geistlichen? Unerhört.

Warenhausbesitzer, Zuckerwucherer und Antisemit.

Die Antisemiten haben Pech. Bei den Finanzskandalen der letzten Jahre handelte es sich, mit wenigen Ausnahmen, nicht um Juden, sondern vielfach sogar um Personen, welche durch ausgesprochene Judenfeindschaft sich hervortaten. Auch bei den neuesten Skandalen auf dem Pariser Zuckermarkt handelt es sich um antisemitische Volksretter. Die reichen Zuckermagnaten in Frankreich sind überhaupt starke Stützen der Reaktion. Frau Lebaudy, die Mutter des „Kaisers der Sahara", war stets eine freigebige Anhängerin der Nationalisten. Der Direktor Crosnier, welcher durch Selbstmord, unter Hinterlassung von ca. 50 Millionen Frcs. Passiven, seinem Leben ein Ende gemacht hat, ist politisch nicht hervorgetreten, war aber Vertrauensmann klerikaler Kreise. Endlich ist Jules Jaluzot, der auch mit etwa 30 Millionen Frcs. passiv ist, hervorragend als nationalistisch-antisemitischer Politiker hervorgetreten. Er war nicht nur Abgeordneter, sondern besaß dadurch bedeutenderen politischen Einfluß, daß er Hauptaktionär und Geldgeber der beiden nationalistischen Abendblätter „La Presse" und „La Patrie" ist. Jules Jaluzot hatte als Begründer und langjähriger Besitzer eines Waarenhauses*) der Magasins du Printemps, die dann in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurden, sich ein nach vielen Millionen zählendes Vermögen geschaffen. Er hat dieses jetzt verloren, indem er, in Erwartung einer schlechten Zuckerernte, alle sichtbaren Vorräte an Zucker aufkaufte, dessen Preis er zeitweilig nahezu auf die doppelte Höhe des üblichen Preises trieb. Besonderes Raffinement bewies folgendes Stückchen des Herrn Jaluzot:

In Verbindung mit seinem Warenhaus errichtete er eine Sparkasse, und da seine Zeitungen eifrig gegen die staatlichen Sparkassen zu Felde zogen, bei denen das Geld der Einleger gegen Verlust nicht genügend versichert sei, hatte seine Sparkasse ganz ansehnliche Einlagen. Auch diese haben dazu dienen müssen, die Spekulationen des Herrn Jaluzot zu unterstützen. Uebrigens ist das nicht das erste Mal, daß Herr Jaluzot den Preis des Zuckers getrieben hat. Vor einigen Jahren tat er das gleiche, nur daß er damals aus seinen Engagements rechtzeitig mit Gewinn herausging.

So ist Herr Jaluzot Antisemit, Warenhausbesitzer und Zuckerwucherer. Es ist dies alles schon seit vielen Jahren, ohne daß diejenigen daran Anstoß genommen haben, welche angeblich den Kampf gegen „Waarenhausschwindel" und „Lebensmittelwucher" führen.

*) In Frankreich, wo Waarenhäuser schon länger bestehen als in Deutschland, ist übrigens unseres Wissens keines der größeren Waarenhäuser in jüdischem Besitz.

Das Rassenvorurteil.

(Zweiter Artikel).

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).

Jeder weiß, wie schwierig es ist, die Seele eines einfachen Menschen zu kennen, daß dazu die größte praktische Erfahrung gehört. Aber Richter, Aerzte, Schriftsteller, die sich auf ihre Menschenkenntnis und psychologische Schärfe nicht wenig zu gute tun dürfen, werden wissen, wie oft sie daneben hauen, und dabei hauen sie noch sehr viel häufiger daneben, ohne daß sie es jemals erfahren. Nun denke man sich erst die Schwierigkeit, eine Masse zu beurteilen, den Geist eines ganzen Volkes, einer ganzen sogenannten Rasse zu fixieren. Welche Myriaden ewig wechselnder Einflüsse bestimmen da nicht Fühlen und Denken eines ganzen Volkes! Und fühlt oder denkt jemals ein ganzes Volk selbst über die allerwichtigsten Lebensfragen einmütig? Und wie viel schwieriger noch ist es, sich eine Vorstellung zu machen von dem Charakter und der Denkweise eines längst ausgestorbenen oder in kaum noch erkennbaren Ueberbleibseln vorhandenen Volkes, über das Aufzeichnungen überhaupt nicht oder nur äußerst spärlich erhältlich sind.

Dennoch sind große und kleine Leuchten der anthropologischen Wissenschaft nicht müde geworden, Charakterbilder von den alten Celten, Teutonen, Phönizern usw. zu entwerfen. Finot gibt in seinem Werk „Das Rassenvorurteil" einige höchst belustigende Beispiele hierfür. Wenn man bedenkt, daß viele Jahrhunderte die Schädel, Zähne usw. von Mammuttieren, Rhinozerossen usw. als Reliquien von Heiligen, Königen gehalten und verehrt worden und wahrscheinlich die Ursache gewesen sind, daß man allgemein geglaubt hat, die Menschen seien früher viel größer gewesen, eine Länge von zwanzig Metern erreicht hätten, dann kann man sich vorstellen, was da über den Geist und Charakter der alten Herrschaften gefabelt worden ist. Die Celten werden beispielsweise von einem Gelehrten so, von dem anderen ganz anders geschildert. Wahrscheinlich haben beide recht, denn offenbar hat es sehr sanfte, liebenswürdige, weichmütige Celten gegeben und andererseits auch Celten, die eine Vorliebe für Krieg, Frauenraub, Massacres gehabt haben.

Welches Volk, fragt Finot (Seite 294), ist z. B. mehr studiert worden als die alten Griechen? Die Literatur, die diesen gewidmet ist, ist ungeheuer und gründlich. Die Zahl der Bände, die von Griechenland handeln, übertrifft bei weiten die Zahl seiner Einwohner zur Zeit des Perikles, also zur Glanzzeit des Landes. Aber obgleich alle Seiten griechischen Lebens geschildert worden sind, können wir keine Definition der griechischen Volksseele geben. Nach Renan waren die Griechen das am wenigsten religiöse Volk auf Erden, nach Foustel de Coulanges war das griechische Leben die Inkarnation des religiösen Lebens par excellence.

Finot gibt uns noch ein frappanteres Beispiel für die Unmöglichkeit solcher Generalurteile über Völker. Jeder glaubt ganz genau zu wissen, was man unter „französischem Esprit" zu verstehen hat. Dennoch ist es nicht möglich gewesen, von den eigentlichen Rittern des französischen Esprit, den hervorragendsten zeitgenössischen Schriftstellern, eine auch nur annähernd gleichlautende Definition des „französischen Esprit" zu erlangen. Finot hatte sich im Jahre 1898 an 30 berühmte Psychologen, Romanschriftsteller, Dichter,

Philosophen und Gelehrte gewandt, ihm eine solche Definition zu geben. Paul Bourget, Jules Claretie, François Coppée, Anatole France, Marcel Prévost, M. E. Rod, Francisque Sarcey, Sully Prudhomme, Vogüe, Emile Zola, und andere mehr — wie man sieht, weltbekannte französische Schriftsteller — haben den französischen Esprit, den ihnen jeder zuzuschreiben geneigt sein wird, entweder ganz geleugnet, widersprechend definiert, oder ihn gar als keineswegs eine Eigentümlichkeit der Franzosen bezeichnet. So schrieb Urbain Gohier, es sei sehr verwegen, als Charakteristika des französischen Esprit Eigenschaften in Anspruch zu nehmen, die in der französischen Literatur das Kennzeichen mehrerer Fremder ist. Es habe niemals französischere Schriftsteller gegeben als den Engländer Hamilton, den Schweizer Rousseau, den Italiener de Malstre, den Deutschen Heine und den Mulatten Dumas. Und d. s so vielgerühmte Maß und die Klarheit, die anscheinend das unbestrittenste Erbteil des französischen Esprit sind, werden auf ein Minimum reduziert, denn Remy de Gourmont sagt uns, daß weder Ronsard, noch Rabelais, noch Corneille, noch Michelet, noch auch Hugo Maß, Geschmack und Klarheit haben!

Da haben wir nun, fährt der Verfasser, nachdem er die verschiedenen Antworten auf seine Rundfrage angeführt, fort, ein nationales Kennzeichen, das am bekanntesten zu sein scheint. Wird nicht der französische Esprit als die fundamentale und unzertrennliche Eigenschaft der Geistesverfassung aller französischen Denker und Schriftsteller angesehen? Wir finden diesen Ausdruck ins Unendliche in Vorträgen und Büchern wiederholt. Gelehrte und Laien bedienen sich seiner in allen Tonarten. In seiner Anerkennung, so sagt man uns, stimmen alle Völker der Erde überein.

Macht man sich aber daran, wirklich zu erfahren, was hinter diesem magischen Ausdruck „französischer Esprit" oder „französischer Genius" steckt, dann erkennt man nicht nur, daß es unmöglich ist, ihn zu definieren, sondern auch — und das ist viel wichtiger —, daß jeder Schriftsteller ihn auf seine Art versteht. Für diese ist er wirklich die ausschließliche Eigenheit der Franzosen; nach den anderen ist er nur häufiger in Frankreich zu finden, während noch andere uns sagen, daß die Eigenschaften, die man dem französischen Geiste zuschreibt, rein menschliche Eigenschaften sind, die man auch außerhalb der geographischen und ethnischen Grenzen Frankreichs findet.

Indem sie die wesentlichsten Merkmale dieses „Esprit" oder dieses „Genius" analysieren wollen, schreibt ihm ein jeder besondere Eigenschaften zu, die nämlich dem eigenen Temperament und den Eigenschaften des eigenen Geistes entsprechen. (Es ist der Herren eigener Geist.)

Finot zieht daraus den Schluß, daß unsere Moral, unsere geistige Eigentümlichkeit, die Neigungen unserer Seele bis zu einem gewissen Grade zu unserer Zivilisation gehören, zu der Art unseres Seins und Lebens.

Nach Chamberlain ist Byron ein richtiger Germane, aber Drießmann hält ihn für einen gewöhnlichen Celten. Chamberlain behauptet emphatisch, Cervantes sei ein großer Arier gewesen. Drießmann macht ihn zum Celtiberen. In den Sozialdemokraten sieht Chamberlain jüdische Typen, Drießmann Celto-Mongolen, während Woltmann, der gleichfalls ein Anthropologe von Bedeutung ist, in seiner „Politischen Anthropologie" über sie in Ekstase gerät als über die reinsten Vertreter germanischen Blutes und Temperaments.

Die Anthropologen befinden sich fortwährend in Widerspruch unter einander und mit der Wirklichkeit. Sie lassen ihrer Phantasie die Zügel schießen und schildern alte und neue Völker ganz nach ihren vorgefaßten Meinungen oder in tendenziöser Absicht. Zu gewissen Zwecken heben sie diese in den Himmel, verherrlichen sie über alle Maßen, und zu ihren Zwecken wiederum malen sie andere so schwarz als nur irgend möglich. Finot führt hierfür zahlreiche Beispiele an, fertigt nicht schlecht Herrn Houston Stewart Chamberlain ab, den er einen sonderbaren Gelehrten (cet étrange Savant) nennt, und er wirft ihm vor, daß er, um zeitgenössischen Mächtigen zu gefallen, die Germanen besonders herausgestrichen habe.

Je nach Zeiten und Umständen ändern auch Angehörige eines Volkes ihren Volkscharakter, der sonach nicht angeboren und unveräußerlich sein kann. Die Engländer sind in Australien anders als in ihrer ursprünglichen Heimat, die Franzosen in Kanada anders als in Frankreich. Die Ungarn haben längst ihre mongolischen Charakterzüge abgelegt und sind in jeder Beziehung den sogenannten Ariern ähnlich. Einst waren die Schweizer die Allerweltssoldaten, heute sind sie, die Krieger par excellence von ehemals, Hoteliers. Die Norweger, die heute so friedliebend sind, zeichneten sich im Mittelalter durch ihren abenteuerliebenden Geist aus. Wir wissen, wie die Polen ihre berüchtigte polnische Wirtschaft aufgegeben haben und jetzt wirtschaftlich sehr tüchtig sind, und wie selbst ein Bismarck sich gründlich verrechnet hat, als er geglaubt, die polnischen Edelleute würden das von der Ansiedelungskommission für ihre Güter erhaltene Geld in Paris oder Monte Carlo verprassen und verspielen. Die Juden, die heute für ganz besonders friedliebend gehalten werden, die das Waffenhandwerk verabscheuen und fürchten sollen, besaßen einst einen sehr kriegerischen Geist. Finot illustriert dies näher aus dem Alten Testament und fährt dann fort:

„Es hat selbst eine Zeit gegeben, (gegen das zweite und erste Jahrhundert vor Christi Geburt), da die Juden eine ähnliche Rolle als Söldner spielten wie in viel späterer Zeit die Schweizer. In dieser Eigenschaft zeichneten sie sich durch ihren Mut und ihre Treue aus." (Stade: Geschichte des Volkes Israel)

Dieselben Juden, heißt es weiter bei Finot, besitzen nach den Völkerpsychologen die Eigenheit, allen Klimaten Widerstand leisten zu können. Nun, diese Eigentümlichkeit, die ihnen in allen Schilderungen zugeschrieben wird, verdanken sie lediglich ihrer besonderen hygienischen Lebensweise. Ihre Religion, ihre Sitten, ihre Isoliertheit, die Verfolgung, die Mäßigkeit und so viele andere Umstände in ihrem Leben haben sie in den Stand gesetzt, den Uebeln widerstehen zu können, die so mörderisch sind für die Unmäßigkeit und Unvorsichtigkeit bei anderen Völkern. Neufville, Legoy, Dieterici und andere mehr betonen, daß die regelmäßige Lebensweise und die in Krankheitsfällen angewendete Sorgfalt bei den Juden die Kindersterblichkeit vermindern und ihren Gesundheitszustand erhöhen.

Andererseits hat man konstatiert, daß die Juden, die dem Einfluß des Milieu nachgegeben und in moralischer und intellektueller Hinsicht die Sitten ihrer Umgebung angenommen haben, die Wohltat dieser Ausnahme-Eigenheit verlieren und wieder dem gewöhnlichen Gesetze unterliegen.

Ueberall ist ein Volk von gestern nicht das Volk von heute, und das Volk von heute ist nicht das von morgen. Man will bereits einen wesentlichen Unterschied finden zwischen den Deutschen von vor der Bismarckschen Aera und den Deutschen nach der Wiedererrichtung des Reiches.

Wie sollte es auch eine einheitliche Gesinnung, einen einheitlichen Volkscharakter geben, selbst wenn man zugestehen wollte, daß jede sogenannte Rasse einen bestimmten Charakter habe, da es doch gar keine reine Rasse gibt. Das französische Volk, das wir kennen, ist das Ergebnis einer Blutmischung von 50 Völkerschaften, die Finot namentlich aufzählt, und noch etlichen, die er nicht mit Namen anführt. Er erklärt es sogar für zweifelhaft, ob nicht im deutschen Volke mehr gallisches Blut fließt als im

französischen und im französischen mehr germanisches Blut als gallisches. Die Italiener, die Engländer und gar die Amerikaner sind Mischvölker. Die Juden, die sich selbst für eine besonders reine Rasse halten und für eine reine Rasse gehalten werden, haben, wie sie fast allen Völkern der Erde von ihrem Blute abgegeben, auch das Blut aller Völker in ihre Adern aufgenommen. Selbst in der Vergangenheit bildeten sie keine besondere „Rasse". Als sie in geringer Zahl etwa ein Jahrtausend vor Christi Geburt in Palästina ankamen, fanden sie dort alle möglichen Rassen und Völker war, und sie vermischten sich mit Arabern, Hittiten, Philistern usw. Als sie nach Alexander zerstreut wurden, machten sie eifrig Proselyten. Erinnern wir uns, daß ein ganzes türkisches Volk, die Chasaren, zum Judentum übergetreten ist. Zerstreut über die ganze Welt, machen sie alle möglichen Kreuzungen durch, ganz abgesehen davon, daß sie auch dem Einfluß der verschiedenen Milieus unterliegen.

Wenn man sehen will, zu welchen Vorurteilen man durch Haß und Ueberhebung gelangen kann, dann bieten die Neger neben den Juden das klassischste Beispiel. Wir wollen uns hier mit den Negern eingehender nach Finot beschäftigen. Vielleicht lernen unsere Kolonialbehörden manches daraus für die Behandlung ihrer afrikanischen Schutzbefohlenen, und diejenigen, die es angeht, werden vielleicht lernen, zu wie ungerechten Urteilen über die Juden sie sich verleiten lassen.

Wir erinnern uns, von Livingstone gelesen zu haben, daß er erklärte, nirgends harmlosere, idyllischere, ja paradiesische Zustände (in gutem Sinne) gesehen zu haben als während seines bekanntlich sehr vieljährigen Aufenthaltes bei den Negern in Afrika. Dr. Peters sagte dem Schreiber dieses, der Neger glaube dem Weißen unbedingt und sehe in ihm förmlich einen Gott. Die Frage liegt nahe, ob die Weißen sich immer göttergleich den Negern gegenüber verhalten haben, ob Dr. Peters selbst immer wie ein Gott in Afrika gehandelt hat. Die Beantwortung dieser Frage ersparen wir uns lieber.

Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit speziell den Negern in Amerika zu. Aber während wir im ersten Artikel uns nur mit ihrer äußeren Beschaffenheit beschäftigt haben, werden wir es in diesem ausschließlich mit ihrer geistigen zu tun haben. Wir vergleichen nicht unsere Antisemiten mit den Amerikanern, die Juden nicht mit den Negern, das tertium comparationis liegt in der unbegründeten und zweckwidrigen, in jeder Beziehung unmoralischen Behandlung, die mutatis mutandis sich hier wie dort die sich zu einer höheren Rasse Zählenden einer vermeintlich niedrigeren gegenüber herausnehmen zu dürfen, ja zu sollen vermeinen.

Die Bildung der Neger ist bekanntlich ganz neuen Datums. Vor dem Sezessionskriege war in den Südstaaten die Erteilung von Unterricht an Neger formell verboten. Man bezweifelt nun, daß die Neger einer moralischen Gesinnung fähig, daß ihre intellektuelle Ausbildung möglich sei. Man spricht von ihren angeborenen schlechten Instinkten, und daß sie nicht im Stande seien, sich die wahre Zivilisation der Weißen anzueignen. Der Haß ihrer Feinde und die Ungeduld ihrer Freunde selbst haben gleich verderbliche Folgen. Diese wie jene vergessen, daß das Unrecht von Jahrhunderten nicht in wenigen Jahren gut gemacht werden kann.

Man darf nicht vergessen, daß noch während einer langen Zeit nach dem Sezessionskriege den Schulen in den Südstaaten die Lehrer fehlten. Die aus dem Norden herbeigekommenen Lehrer und Lehrerinnen wurden von der Gesellschaft in Acht und Bann getan. Ja man wendete auch Gewalt an. Man brannte die Schulen nieder und schlug und peitschte die Lehrer und Lehrerinnen. In einer großen Anzahl von Ortschaften duldete man noch 1871 keine Negerschule.

Trotzdem haben die Farbigen außerordentliche Fortschritte gemacht. Gegen 1899 kamen auf je 1000 Neger 8 Arme; dabei kamen auf 64 reiche Weiße ein reicher Neger und unter 100 Besitzern waren 75 Weiße und 25 Neger. Von 100 Negern gehörenden Häusern waren 87 ganz hypothekenfrei, von 100 den Weißen gehörenden nur 71.

Der Wert von 130 000 Negerfarmen betrug rund 2 Milliarden Francs, der ihrer Kirchen ungefähr 100 Millionen, von 150 000 Immobilien außer Farmen ein und dreiviertel Milliarde, während ihr bewegliches Eigentum etwa 800 Millionen Francs betrug. Vier Fünftel der im Süden ausgeführten Arbeit war von Negerhänden verrichtet.

Auch in der geistigen Ausbildung haben die Farbigen in den Vereinigten Staaten, seitdem ihnen eine Ausbildung überhaupt möglich gemacht worden ist, es verhältnismäßig sehr weit gebracht. Wie John Gordon, der Präsident der Haward-Universität, im April 1904 anzeigte, hat diese Universität der Farbigen in den 37 Jahren, die sie existiert, 2000 Studierenden akademische Grade erteilt und zwar 200 Pastoren, 700 Aerzten, 200 Advokaten usw. Aehnliches wird von der Fisk-Universität und anderen Negerhochschulen berichtet. Selbst Negerinnen haben bereits vielfach Universitätsgrade erhalten. Dabei leiden die Universitäten der Farbigen sehr unter dem Mangel an Mitteln. Während man in den Staaten New York oder Massachussets 100 Francs für jedes Kind ausgibt, verwendet man im Süden nur $2\frac{1}{2}$ Francs. Im Staate Georgia war für 200 000 Negerkinder überhaupt keine Schule. Rührend ist der Eifer, mit welchem die farbige Jugend für ihre Bildung sich opfert. Die Schüler von Tuskegee haben beispielsweise für ihr Schulgebäude selbst die 800 000 Ziegel hergestellt, die Maurerarbeit geleistet, das Zimmerwerk, die Malerei, das Dachwerk, kurz alles, sogar auch die Maschinen, die elektrischen Anlagen usw. angefertigt. Es gibt bereits namhafte farbige Dichter, Romanschriftsteller, Gelehrte, Erfinder. Bis zum Jahre 1900 haben, wie das New Yorker Patentbureau konstatiert, 357 Patente an Farbige verliehen werden können.

Nun behauptet man, daß die Neger von Natur unmoralisch seien. Aber die Statistik widerspricht dem entschieden. Indessen, wenn selbst dem nicht so wäre, müßten, wie Finot mit Recht bemerkt, den Negern mildernde Umstände bewilligt werden. Sind sie ja von heute auf morgen aus Sklaven Freie geworden und ohne die geringsten moralischen und materiellen Hülfsmittel ins Leben hinausgetreten. Man hat ihnen obendrein noch den Kampf ums Dasein nach Möglichkeit erschwert. Die Richter ließen sich bei ihren Urteilen durch Haß und Voreingenommenheit beeinflussen. Die kleinen Diebstähle sind bei den Negern besonders zu entschuldigen. Da sie während ihrer Sklaverei keinerlei Eigentum besaßen und selbst das, was sie gestohlen hatten, ihrem Herrn gehörte, mußten sich bei ihnen ganz eigenartige Vorstellungen von Eigentum und Diebstahl einbürgern. Ein Sklave hatte, wie Booker-Washington erzählt, seinem Herrn ein paar Hühner gestohlen. Zur Rede gestellt, sagte er: „Es ist wahr, Massa, daß Du jetzt weniger Hühnchen hast, aber, Massa, Du wirst doch ein wenig mehr Neger haben". Man wirft ferner den Negern unmoralisches Familienleben vor. Aber man vergißt, daß sie das Familienleben seit ihrer Emanzipation erst kennen. Während der Sklaverei gab es weder Gatten noch Gattinnen, weder Eltern noch Kinder, und die mehr als zwei Millionen Mulatten sind lebende Zeugen für die Achtung, die die Weißen vor der Keuschheit der Negerinnen hatten. Den gebildeten Negerinnen kann jetzt hinsichtlich der Sittlichkeit nur das beste Zeugnis ausgestellt werden. Man weist auf die vielen Fälle der Lynchjustiz hin und wirft den Negern vor, daß sie weiße Frauen notzüchtigen.

Aber vom Jahre 1890 bis 1902 sind nur 448 Neger wegen Notzucht gelyncht worden. Nun beweist aber das Lynchen nicht schon, daß ein wirklich Schuldiger gerichtet worden ist, und Weiße lassen sich ja wohl auch manchmal Notzucht zu Schulden kommen.

Die Weißen sollten nur erst versuchen gerechter gegen die Neger zu sein; sie sollten sich bemühen die an ihnen in der Vergangenheit verübten Verbrechen wieder gut zu machen; sie sollten bedenken, daß die Schamhaftigkeit einer Farbigen ebensoviel wert ist wie die einer Weißen; sie sollten das Lynchen aufgeben, das nur ein ganz vorzüglicher Nährboden für die Vervielfältigung der Verbrechen ist. Wenn man bedenkt, was die Neger in der kurzen Zeit bereits erreicht haben, dann kann man als sicher onnehmen, daß sie nach einem längeren Zeitraume physiologisch wie intellektuell sich dem amerikanischen Milieu angepaßt haben werden.

Der Leser, der bis hierher gefolgt ist, und noch viel mehr der Finots hochinteressantes und überaus lehrreiches Werk selbst aufmerksam gelesen hat, wird nicht umhin können, alles, was über von Natur höhere und niedere Rassen gesagt wird, für baren Unsinn zu halten. Er wird auch darum nicht umhin können, zuzugeben, daß die Behandlung, die man in Amerika den Negern zuteil werden läßt, ungerecht und verkehrt ist, und nur geeignet, die Neger dazu zu treiben, einen Staat im Staat zu bilden und so die Negerfrage, zumal bei der urwüchsigen Vermehrung der Farbigen im Gegensatz zu der geringeren der Weißen und ganz besonders der Amerikaner zu einer höchst ernsten zu machen. Endlich wird dem Leser die Analogie auffallen zwischen dieser Behandlung und derjenigen, die die Antisemiten mit noch weit größerem Unrecht den Juden zuteil werden zu lassen wünschen.

Wenn man auch nach dem, was sie bereits geleistet, von einer angeborenen und nicht zu beseitigenden geistigen Minderwertigkeit der Neger nicht reden kann, so sind diese doch erst seit zu kurzer Zeit zur Kultur gelangt, als daß man schon ein Urteil über ihre ganze Leistungsfähigkeit sich zu bilden im Stande wäre, und jedenfalls kann man noch nicht behaupten, daß sie einmal besonders leistungsfähig sein und kulturell sich auszeichnen und sich besonders assimilierbar erweisen werde. Die Juden hingegen sind seit Jahrtausenden zivilisiert, sie sind als geistig begabt bekannt, sie haben sich als besonders assimilierbar seit lange erwiesen, sie sind die Urheber der Religionen und der Ethik der modernen zivilisierten Völker, sie haben auch im dunkelsten Mittelalter, ja im Altertum nicht wenig zu allen, auch den höchsten Wissenschaften der Menschheit beigetragen, sie sind überall in mehr oder weniger verschwindenden Minoritäten, sie haben naturgemäß schon weit mehr, als die Neger beim besten Willen konnten, sich der Umgebung angepaßt, sie haben mit ihren Mitbürgern, im Gegensatz zu den Negern, auf denselben Schulbänken gesessen, die gleiche militärische Schulung durchgemacht, es fallen sonach sehr viele Gründe fort, die abgesehen noch von allerlei Aeußerlichkeiten, wie beispielsweise der Farbe, die Amerikaner zwar nicht mit Recht, aber doch eher zu einer etwas anderen Behandlung der Neger veranlassen können.

Ja, wird man sagen, der „jüdische Geist“, die inferiore jüdische Moral! Aber die das sagen, sind blöde Antisemiten, die Behauptungen aufstellen ohne Grundlage und ohne Beweis. Was sie von inferiorer jüdischer Moral faseln, ist genau so berechtigt wie ihr Gefasel von jüdischen Ritualmorden, Brunnenvergiftungen, Hostienschändungen usw. Die jüdische Moral ist die der Zeit und Umgebung mit vielleicht einem aparten Zusatz, den das Alter ihrer Zivilisation, der langjährige Druck, die noch immer bestehende Zurücksetzung verursachen, ein Zusatz aber, der die übrige Welt nicht zu stören braucht, denn er macht sich nur etwa bemerkbar in einer größeren Wohltätigkeit den Glaubensgenossen gegenüber, Familienliebe u. dgl. m.

Was den „jüdischen Geist“ betrifft, so wird es den geist l o s e n Antisemiten noch schwerer fallen, ihn zu definieren als es den oben erwähnten geist v o l l e n französischen Schriftstellern gefallen ist, den „esprit français“ zu umgrenzen.

Der „j ü d i s c h e G e i s t“, so erinnern wir uns in der „Nowoje Wremja“, dem berüchtigten russischen Antisemitenblatt, und in der „Kreuzzeitung“ gelesen zu haben, glaubt an nichts und leugnet alles. Ihm soll „nichts heilig und ehrfurchtgebietend“ sein, und darum soll er auch der „Feind jeglicher Autorität und der Bahnbrecher des Anarchismus“ sein. „Der Gifthauch des jüdischen Geistes“ soll „bei allen anarchistischen, revolutionären und sogenannten Bewegungen eine Hauptrolle spielen“. Der jüdische Geist soll auch die Arbeit scheuen, namentlich das Handwerk, auf Gelderwerb nur ausgehen, betrügen und was der ihm zugeschriebenen Untugenden und Laster mehr sind.

Man müßte ein Buch so dick wie das Finotsche schreiben, um zu zeigen, mit welcher Unwissenheit, welcher Keckheit, welcher Bosheit solche Behauptungen aufgestellt werden. Oder ist es nicht alles das und noch mehr, wenn den Juden vorgeworfen wird, daß ihnen nichts heilig und ehrfurchtgebietend sei, die doch, weil ihnen ihre Religion heilig, wahrlich lange genug und mehr als alle anderen Völkern und Religionsgesellschaften zusammengenommen, gelitten haben. Die Juden sollen nichts glauben und alles leugnen. Sie, denen gelehrt wird, bei dem Anblick einer bedeutenden Autorität ein Dankgebet zu sprechen, sollen Feinde jeglicher Autorität sein. Vertreter des „jüdischen Geistes“ werden gleichzeitig verantwortlich gemacht sowohl für den Kapitalismus als für die Sozialdemokratie. Man braucht sich nur ein klein wenig umzuschauen, um zu wissen, daß es jüdische Handwerker und Arbeiter, daß es jüdische Konservative gibt, kurz daß es bei den Juden wie bei allen Anderen „Solche und Solche“, allerdings ganz wie überall auch Schlechte gibt.

Wenn man trotzdem nicht mit Unrecht etwas besonderes an den Juden in der Heimat und etwas Gemeinsames unter den Juden der verschiedenen Länder finden kann, so ist das durchaus erklärlich, aber ganz und gar harmlos und zum Teil auch mehr und mehr im Verschwinden begriffen. An den Juden hat man noch viele, viele Jahrhunderte länger gesündigt wie an den Negern, und die Untaten fast zweier Jahrtausende lassen sich nicht in der kurzen Zeit, seit welcher die Juden in Deutschland das Bürgerrecht besitzen und bis auf den heutigen Tag nicht vollständig genießen, gänzlich verwischen. Die Juden verfolgen in den meisten Ländern zum größten Teil dieselben Gewerbe. Es besteht aber, wie Finot sehr richtig bemerkt, zwischen den Kaufleuten in den verschiedenen Ländern mehr geistige Aehnlichkeit als zwischen Leuten von sehr verschiedenen Berufen in demselben Lande. Das Gleiche gilt von fast allen höheren wie niederen Berufen.

Doch wozu uns auf weitere Ausführungen einlassen. Die Hauptsache ist, daß in dem hier in Rede stehenden Werke Jean Finots der bündige Beweis geliefert wird, daß es so wenig trotz dem äußeren Anschein höhere und niedere Rassen unter den Menschen gibt, wie die Sonne trotz allem Anschein sich um die Erde dreht. Beides hat man lange genug, aber ohne Berechtigung geglaubt. Und hat man sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen, dann fallen alle die Privilegien fort, die sich die vermeintlich höheren Rassen den vermeintlich niedrigen gegenüber angemaßt haben, und werden zu noch größeren Verbrechen, als sie es ohnehin schon waren.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Essener Reichstagsersatzwahl und die Christlichsozialen. Der Stöcker-Kandidat Behrens, der von Liebermann von Sonnenberg und anderen antisemitischen Reichstagsabgeordneten persönlich auf das eifrigste unterstützt worden ist, hat bei der am 19 d. Mts. stattgehabten Ersatzwahl ein geradezu klägliches Resultat erzielt. Wochenlang hat die christlichsoziale Presse ins Land hinausposaunt, daß die Aussichten für den Kandidaten der christlichsozialen Partei die allerbesten seien, daß der Liberatismus im Wahlkreise abgewirtschaftet habe und dergleichen Mätzchen mehr.

Am Tage vor der Wahl waren 17 christlichsoziale Wahlversammlungen angekündigt, die aber entweder wegen Mangels an Beteiligung nicht stattfinden konnten oder von der Mehrheit der andern Parteien beherrscht wurden. 36 Redner aus weitester Ferne, mit den Verhältnissen durchaus nicht vertraut, waren auf die Beine gebracht, um den Wahlkreis im Sturm durch ihre Unwiderstehlichkeit zu erobern.

Und das Resultat? Wenig über 2000 Stimmen von insgesamt abgegebenen 86 000 Stimmen, d. h. noch nicht 2,5 Prozent der Gesamtstimmen, sind auf die Christlichsozialen entfallen, die damit renommiert hatten, den Liberalismus im Wahlkreise „vernichten“ und mit ihrem „christlichen“ Sozialismus die Sozialdemokraten aus dem Sattel heben zu können. Vielleicht hält Herr Stöcker sich und seinen Anhängern nach der Wahl eine kleine Bußpredigt über das sehr zeitgemäße Thema: „Hochmut kommt vor dem Fall.“

Große Hoffnungen hatte man im Lager der Christlichsozialen auf die Ausnützung der Werbekraft des christlichsozialen Parteitages für die Wahl gesetzt, der eigens zu diesem Zwecke nach Essen verlegt worden war. Der Parteitag brachte ihnen aber ebenfalls eine Enttäuschung. Die Beteiligung aus dem Reich ließ sehr viel zu wünschen übrig: bei dem an den Parteitag sich anschließenden Wahlen blieb Herr Stöcker mit seinen treuen Schildknappen in einer nichts weniger als „splendid isolation“. Man hatte fest angenommen, daß die vorbereiteten 200 Gedecke nicht ausreichen würden. Auf die Aufforderung zur Teilnahme meldeten sich aber unter ironischen Zurufen der Gegner ganze 28 Mann.

Aus den Verhandlungen des Parteitages ist nichts bemerkenswertes zu erwähnen; interessant war nur, daß Herr Stöcker, der dem Judentum früher immer seine Internationalität zum besonderen Vorwurf machte, jetzt erheblich anders hierüber denkt. Er erklärte nämlich: „Unsere Schwierigkeiten sind heute alle international. International ist das Zentrum, international die Sozialdemokratie, das Judentum, das Kapital, der Kapitalismus.“ — Man sieht, das Judentum befindet sich da unter andern auch in der Gesellschaft der Zentrumspartei, der Stöcker doch gerade in Fragen des Christentums sehr nahe steht.

Im 19. Hannoverschen Wahlkreise ist die Einigkeit zwischen Antisemiten und Bündlern wiederhergestellt. Herr Koch, der Führer der Cuxhavener Antisemiten, hat großmütig auf die ihm zugedachte Kandidatur, die Herrn Dr. Diedrich Hahn den Wahlkreis für immer verschlossen hätte, verzichtet. In einer von den Cuxhavener Antisemiten einberufenen Versammlung, zu der auch die Mitglieder des Bundes der Landwirte aus der Umgegend eingeladen worden waren, hat Herr Dr. Hahn ein antisemitisches Glaubensbekenntnis abgelegt, das das helle Entzücken der Gefolgschaft des Herrn Liebermann von Sonnenberg hervorgerufen hat. Ein Bericht des Hamburger „Deutschen Blattes“ konstatiert mit großer Befriedigung, daß sich Herr Dr. Hahn „in seinen Ausführungen als unser politischer Freund und Nachbar legitimiert“ hat. Auf eine an ihn direkt gerichtete Anfrage erklärte Herr Dr. Hahn, daß er „auf alle Fälle“ bei der nächsten Wahl im 19. Hannov. Wahlkreise wieder kandidieren werde und er hoffe, daß ihm die Deutschsozialen treue Waffenbrüder seien. Herr Koch gab hierauf namens der Ortsgruppe der Cuxhavener Antisemiten die Erklärung ab, daß man im Falle einer Wahl „gerne für einen so guten Antisemiten eintreten wolle.“

Und in den Armen lagen sich beide!

Aus Delitzsch wird uns geschrieben: Die hiesigen Antisemiten haben das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit von sich reden zu machen. Früher, zur Zeit des Glanzes — lang ist's allerdings her — veranstaltete man hin und wieder eine Versammlung. Der Spaß unterbleibt jetzt, weil das große Publikum dafür keinen Groschen Entree mehr übrig hat. Statt dessen ergeht man sich in billigeren Mätzchen. Eines Morgens prangt an einem Eckhause des Marktes und der „Halleschen Straße“ — in letzterer befinden sich einige jüdische Kaufhäuser — ein Straßenschild mit der Aufschrift „Brühl“. Sehr treffend bemerkt hierzu die hiesige „Delitzscher Zeitung“: „Welche Gründe zu dieser unbefugten Korrektur städtischer Straßenbezeichnungen Veranlassung gegeben haben, wissen wir nicht, nur das wollen wir feststellen, daß für die „Hallesche Straße“ die Bezeichnung „Brühl“ nur ehrenvoll sein kann, ist doch bekannt, daß der Leipziger „Brühl“ — auf diesen hat man gewiß Bezug nehmen wollen — eine Stätte eines vielhundertjährigen Welthandels ist, dem nicht zum geringsten Teil die Stadt Leipzig ihren Ruf als Welthandelsmetropole verdankt“. Der Versuch unserer Antisemiten, unsere „Hallesche Straße“ als „Judenstraße“ lächerlich und verächtlich zu machen — auf dem Leipziger „Brühl“ gibt es zahlreiche jüdische Geschäfte — dürfte ebenso ungeschickt als kläglich verlaufen sein. In unserem aufstrebenden Orte hat man kein Verständnis für derartige Scherze.

Zur Charakteristik des Herrn Max Bewer, des antisemitischen Parteibarden, der, wie wir in der letzten Nummer der „Mitteilungen“ erwähnten, als Radikalmittel gegen die russischen Revolutionäre die Inbrandsteckung der Synagogen und die Niedermetzelung der Rabbiner empfiehlt, wird uns von geschätzter Seite noch geschrieben:

Das ist derselbe Max Bewer, der die grundlegende Entwickelung Altmeister Goethe's zurückführt auf — Baruch Spinoza, der fein von der „Frankf. Ztg.“ gelegentlich der Goethefeier mit 400 Mk. preisgekröntes Gedicht unter der Spitzmarke „Goethe-Spinoza“ einsandte und der sich den Vers leistete: „In Spinoza's Allgedanken hat sich früh dein Sinn verträumt, bis du sah'st des Himmels Schranken wie durch Zauber weggeräumt!“ Unter dem Einfluß Spinoza's wird Goethe schließlich noch — „zum Gott belebt!!“

Kam das von Herzen oder war es blos Geschäftsphilosemitismus?! . . .

Ein Pücklerprozeß, der bereits mehrfach der Vertagung anheimgefallen war, gelangte nunmehr am 26. September vor der 1. Strafkammer des Landgerichts II Berlin unter Vorsitz des Landgerichtsrats Hellwig zur Verhandlung. Wegen Aufreizung zum Klassenhaß war Graf Pückler-Klein-Tschirne angeklagt. Graf Pückler wurde, da er wiederholt ohne jede Entschuldigung zum Termine nicht erschienen war, von dem uniformierten Gendarmerie-Oberwachtmeister König aus Klein-Tschirne vorgeführt.

Der Angeklagte wurde beschuldigt, am 13. Dezember vorig. Jahres in Bernau verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten öffentlich angereizt zu haben. Am

13. Dezember hielt Graf Pückler in dem Restaurant „Elysium“ in Bernau eine Rede über das Thema: Die Juden in Polen. Einzelne Stellen der Rede, die wohl nicht recht „bildlich“ gemeint sein konnten, veranlaßten den Bernauer Polizeiwachmeister, der die Versammlung überwachte, diese für aufgelöst zu erklären. Außer den üblichen Kosenamen wie: Elende Gauner, Parasiten, Asiatenpak, schwarze L—kerls, mit denen Graf Pückler seine Todfeinde belegte, forderte der Angeklagte die zahlreich erschienenen Bernauer Einwohner zu einem frisch-froh-fröhlichen Kampfe auf. „Faßt die schwarzen Hallunken am Kragen und macht ihnen mit Euren kräftigen Armen und Fäusten das Fell locker. Feste druff, auf die Judenbande! Wie schön wäre es, wenn sich auch hier ein paar junge Leute finden würden, die ein bißchen demolieren täten und den Juden ein bißchen die Fenster einwerfen würden. Nur Keile hilft.“ Im Anschluß hieran ging Graf Pückler in ausführlicher Weise auf das Judentum in dem alten Königreich Polen ein und stellte die große Judenverfolgung in Krakau im Jahre 1407 als leuchtendes Vorbild dar. Diese großen Judenhetzen seien zum Teil durch Kinderschlachtungen durch die Juden entstanden. Wieviel Kinderschlachtungen mögen nach der Konitzer Mordsoche, in welcher russische Juden eine scheußliche Tat verübt haben, wohl bei uns verübt worden sein? — In dieser Tonart ging es weiter, wobei die Bernauer Anhänger des Grafen sich in riesigem Beifall ergingen.

Vor Gericht bestritt Graf P. jede Schuld, und behauptete wieder, die inkriminierten Stellen seiner Rede nur bildlich oder in Form eines geistigen Kampfes gemeint zu haben. Der Staatsanwalt Brüning hielt indessen in der Rede des Angeklagten eine öffentliche Aufreizung zum Klassenhaß für festgestellt, denn, wenn junge Leute vom Lande dazu aufgefordert würden, den Juden alles zu demolieren und ihnen die Fenster einzuwerfen, so könne man unmöglich zu der Auffassung kommen, daß dies bildlich gemeint sei. Mit Rücksicht auf die Vorstrafen wegen desselben Vergehens beantragte der Staatsanwalt 3 Monate Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte nach kurzer Beratung wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung auf 600 Mark Geldstrafe ev. 60 Tage Gefängnis.

Eine neue Pückler-Affaire. Die Görlitzer Strafkammer wird sich demnächst mit einer Pückler-Affaire beschäftigen. Es ist bei ihr Strafantrag gestellt worden gegen die „Görlitzer Volkszeitung“ wegen Beleidigung des Landgerichts Glogau, begangen durch den Abdruck eines, einem süddeutschen Blatte entnommenen Artikels: „Schlesische Justiz“, der die eigenartige Behandlung des Dreschgrafen durch das Glogauer Gericht kritisiert.

Vermischtes.

Ueber die Juden in Italien schreibt Marquis B. di San Giorgio aus Rom im „Berl. Börsencourier“ (24. 2.):

Jacob Schiff, Isaac Seligman und Oscar Strauß, welche Witte, den Bevollmächtigten Rußlands, in Portsmouth einen Besuch abstatteten, dürften ihm schonungslos die Augen geöffnet haben über die Nachteile, welche seinem Vaterlande durch die Verfolgung der Juden erwüchsen, die nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen besitzen, durch eine in allen zivilisierten Ländern mit Teilnahme und Sympathie begleitete Propaganda gegen die ihren Glaubensgenossen zugefügte Schmach anzukämpfen.

Mit einigem Interesse hätte man an der Newa die Rapporte lesen sollen, welche der in Rom akkreditierte russische Gesandte über den Einfluß, den die Juden Italiens auf die geistige und ökonomische Entwickelung dieses Landes ausüben, seiner Regierung zugehen ließ. Und das nur, weil man in Italien, anstatt sie zu chikanieren und abzuschrecken, die Juden zu assimilieren trachtete und so ihren Fleiß, ihre Aktivität, ihre Intelligenz dem Lande nutzbar zu machen verstand.

Diese Rapporte, welche anläßlich der geplanten Romreise des Zaren nach St. Petersburg gesandt wurden, haben dargelegt, von welcher Bedeutung das Eingreifen der Juden insbesondere in Rom und Florenz, auf das vehemente Emporblühen Italiens gewesen; denn aus Dankbarkeit für die ihm zu teil gewordene gute Behandlung ist der dortige Jude mit Leib und Seele Italiener, der treue Landsmann der kunstliebenden, humanen, edelsinnigen Bevölkerung geworden. Der Antisemitismus ist heute in Italien etwas vollständig Unbekanntes. Geachtet, geschätzt, und daher völlig ruhig, kann der Jude sich dort seinen Studien und seinen Geschäften widmen und ist ein Element des Friedens, der Ordnung, einer der Grundpfeiler der Industrie, des Handels und der Wissenschaft geworden.

Man findet Juden ebensogut unter den Ratgebern der Krone, wie an der Spitze aller öffentlichen Aemter. Kein Mensch wird in Italien nach seiner Religion gefragt, oder ob er etwa von den Aegyptern, den Assyrern, oder den Phöniziern abstammt. Im Lande eines Giordano Bruno, eines Tomaso Campanella, eines Galilei, eines Pietro Gianone und Giovanni Bovio; im Lande der Aufklärung, der Vernunft und der Freiheit, nennt man den Juden „Italiener“ und überträgt ihm alle Rechte und alle Pflichten eines Mitbürgers. Deshalb weiß er auch nötigenfalls, sei es als gemeiner Soldat, sei es als Offizier oder General sich für sein Adoptivvaterland hinzuopfern. So sah man in dem unglücklichen italienisch-afrikanischen Kriege einen Hauptmann, namens Issel und andere jüdische Offiziere auf dem Schlachtfelde kämpfen und fallen, mit dem Löwenmut der Tapferen, die an den Thermopylen ihr Leben ließen. In den Bureaux der verschiedenen Ministerien, bei den großen industriellen Unternehmungen, in den Schulen, in den Zeitungsredaktionen, Gerichtshöfen finden wir in stattlicher Anzahl Juden als Richter, Professoren, Schriftsteller, Künstler usw. Die Leitung der „Associazione dell stampa“ (des Pressevereines) besteht größtenteils aus Juden und auch der Großmeister der italienischen und südamerikanischen Freimaurer mit ihren nahezu 250 Logen war bis vor kurzer Zeit ein Jude, der Sohn der Lebensgefährtin Mazzinis, des großen Apostels der Unabhängigkeit Italiens. In einer der größten Städte Italiens ist ein Jude, namens Aliatri, der Direktor des Leihamtes, das einst gegründet wurde "per combattere t'usina degli Ebrei" (um den jüdischen Wucher zu bekämpfen), ein Mann, dessen glänzende Administration sich großer Anerkennung erfreute. Ist es dann erstaunlich, daß die ungefähr zweihunderttausend Juden Italiens sich in der neunundbreißig Millionen Seelen betragenden Bevölkerung so sehr hervorzutun verstanden? Trotz der Kämpfe, die sie einst mit dem Klerus und mit den Vorurteilen des Volkes und selbst eines Teiles des Adels und der Bürger zu bestehen hatten? und trotz des Neides der Kaufleute, die ihre Konkurrenz mit Recht fürchteten? Aber ihre Ausdauer, ihre Zähigkeit und auch ihre Vaterlandsliebe hoben sie in die Reihen der Ersten empor, die an der Gründung des neuen, einigen Königreiches mitgearbeitet haben. Welch einen Kontrast bildet, verglichen mit der Zeit, wo man die Juden nachts hinter die Gittertore des Ghetto sperrte, ihre Stellung in der Gegenwart, wo sie ordenbedeckt bei Hofe erscheinen, und in der wir Italiener mit Stolz die Juden: Massarani, Ancona, Lombroso, Levi, Franchetti und den großen Tragöden Novelli zu den Unseren zählen, ganz besonders aber einen Luigi Luzzatti, unseren ebenso genialen, als allgemein beliebten Finanzminister.

Nein, heute brauchen sie nicht mehr ihres Glaubens wegen sich vor dem Papste alljährlich auf die Knice zu

werfen, um die Erlaubnis bettelnd, in Rom weilen zu dürfen! — Heute genießen die Juden den Schutz des edlen Königs, der sie als seine Untertanen zu schätzen weiß! — Vielleicht haben die drei eingangs erwähnten Fürsprecher der russischen Juden dem Bevollmächtigten des Zaren diese Tatsachen in Erinnerung gebracht und ihm das italienische Sprüchwort zugeflüstert: „Le mosche non si prendano con l'aceto" („Fliegen fängt man nicht mit Essig").

Das wahre Ende der Zmigroder „Ritualmord-Affaire. Das Organ der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" schreibt:

„In unserem Juni-Julihefte haben wir den Bericht über die Verurteilung der Katharina Tabak, welche die Familie Zimet in Zmigrod fälschlich eines versuchten Ritualmordes beschuldigt hatte, zu dreimonatigem, mit einem wöchigen Fasttage verschärften Einzelarreste als „das Ende der Zmigroder „Ritualmord"-Affaire bezeichnet. (Wir haben über den Fall in Nr. 18 und 25 der „Mitteilungen" berichtet. D. R. d. M.) Wir waren damit zu voreilig und haben nicht mit den unerforschlichen Wegen der galizischen Justiz gerechnet. Katharina Tabak hatte gegen das erwähnte Urteil des Zmigroder Bezirksgerichtes die Berufung an das Kreisgericht Jaslo erhoben. Vor einem Appellsenate dieses Gerichtshofes fand am 1. September die Berufungsverhandlung statt und bei derselben wurde Katharina Tabak — vollständig freigesprochen! Fiat justitia — pereat mundus! Der Gerichtshof motivierte den Freispruch mit der Erklärung, daß er entgegen dem Gutachten der Aerzte die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Katharina Tabak — schwachsinnig sei.

Man muß sich dieses Urtheil des Jasloer Appellsenates bei Lichte besehen. Als Katharina Tabak ihre verleumderische Beschuldigung gegen die Zmigroder Juden erhob, daß diese sie am hellen Sonntagsmorgen überfallen, in das Haus des Zimet geschleppt und dort Anstalten getroffen hätten, sie abzuschlachten, galt sie dem Zmigroder Bezirksrichter für so wenig schwachsinnig, für so eminent glaubwürdig, daß er auf die von Widersprüchen förmlich getränkte Aussage dieses vierzehnjährigen Mädchens die sofortige Verhaftung der Familie Zimet anordnete. Erst als einwandfreie christliche Zeugen die Tabak als unverschämte Lügnerin entlarvten und dem Untersuchungsrichter klar wurde, daß für die Verhaftung friedlicher Staatsbürger auch ein haltbarer Grund angegeben werden müsse, wurde die Enthaftung der Familie Zimet verfügt und die Tabak wegen des Verbrechens der Verleumdung in Untersuchung gezogen. Bei dieser Untersuchung haben die Gerichtsärzte die absolute Zurechnungsfähigkeit und strafrechtliche Verantwortlichkeit der Katharina Tabak konstatiert. Das Gutachten der Gerichtsärzte pflegt sonst für unsere Richter ein unantastbares Heiligtum zu sein. Das Jasloer Appellgericht setzt sich kühn nicht nur über dieses Gutachten, sondern auch über die Tatsache hinweg, daß die Zmigroder Juden durch die Aussage der Tabak in die äußerste Gefahr gebracht worden waren. Es erklärt das Mädchen für schwachsinnig und daher für strafrechtlich unverantwortlich. Gegen diese Entscheidung giebt es keinen weiteren Rechtszug. Wir müssen dieselbe ruhig hinnehmen und dürfen nicht darnach fragen, ob Katharina Tabak auch dann für schwachsinnig gegolten hätte, wenn die Unschuld der verleumdeten Juden nicht so schnell zutage getreten wäre, als dies tatsächlich geschehen ist. Aber eine andere Frage dürfen wir aufwerfen: Der „Schwachsinn" der Tabak ist, wie die Ereignisse gezeigt haben, sehr bösartiger Natur. Das arme, unzurechnungsfähige Geschöpf kann sich ein zweites Mal einen phantastischen „Ritualmord" in den Kopf setzen; es kann sich ein zweiter Bezirksrichter finden, der ihr Glauben schenkt und auf die Angaben eines geistig nicht normalen Kindes unschuldige Juden in den Kerker setzt und damit in der bäuerlichen Bevölkerung die größte Erregung gegen die Juden hervorruft. Es wäre nun Sache der zuständigen Behörden, die Katharina Tabak durch Internierung in einer Anstalt für Schwachsinnige oder Geisteskranke unschädlich zu machen. Wird dies geschehen oder wird man es weiter zulassen, daß Katharina Tabak ein willfähriges Medium für die Suggestionen gewisser Ritualmordhetzer bleibe? U. A. w. g."

Einer Charakteristik des Zaren, die der „Russischen Korr." aus Petersburg zugeht, entnehmen wir folgende interessante Bemerkungen:

Gewiß ist der Zar in allen politischen Angelegenheiten ein Ignorant; er hat weder etwas gelernt, noch reicht seine persönliche Begabung aus, um mit gesundem Menschenverstand sich in den Staatsgeschäften zurechtzufinden. Aber zwei Eigenschaften besitzt er, durch die die Entwickelung der politischen Verhältnisse bei uns auf das Stärkste beeinflußt wird. Er hat den Hochmut des Selbstherrschers, und er verfügt über einen nachtragenden Haß, der sich den Augenblick für die Revanche aussucht, wenn er sich verletzt glaubt, und sein Haß verzeiht nicht.

Unter welchem Gesichtspunkte der Zar die gewaltigen Ereignisse, die sich jetzt in Rußland abspielen, betrachtet, mag ein Ausruf bezeichnen, den er kürzlich getan hat, wie man mir von völlig zuverlässiger Seite versichert.

Man sprach über die Unruhen, da sagte der Zar seinerseits: „Ich werde diesen Advokatchen, diesen Juden und diesem Straßenpöbel schon zeigen, was Verrat zu bedeuten hat, der zur Kriegszeit begangen wurde."

Dieser Ausruf erfolgte in Gegenwart einer Reihe von Personen, die ihr Entzücken über die tiefe Regierungsweisheit zum Ausdruck brachten, die in jenem Ausspruch liegen soll. Von der Höhe dieser Anschauung betrachtet er die ungeheure Bewegung, die Rußland durchflutet, und dieses Autokratenprogramm kommt sodann in Regierungsmaßregeln zum Ausdruck. Man verhaftet die „Advokatchen" und die Intellektuellen und schickt sie in die ödesten Gegenden als Verbannte; man knallt Juden, Armenier, Finen, Esthen, Letten nieder und man hetzt die verschiedenen Bevölkerungsschichten gegeneinander, damit sie sich gegenseitig erwürgen.

Zur Charakteristik der reaktionären Stimmung in der Umgebung des Zaren mag noch folgende Einzelheit dienen: Als kurz nach Empfang der Semstwo-Deputation der alte General Roop dem Kaiser klarzumachen suchte, daß die parlamentarischen Institutionen den Kaiser selbst von Gefahren befreien würden, rief der dabeistehende Großfürst Wladimir Alexandrowitsch: „Was sagen Sie, Christophor Christophorowitsch? und Carnot? und Mac Kinley?"

Es ist auch interessant, daß sowohl Nikolaus II. als Wladimir Alexandrowitsch unaufhörlich „Beispiele anführen", und immer wieder auf Ludwig XVI. verweisen, der deswegen „zugrunde gegangen sei, weil er sich in nachgiebige Kompromisse eingelassen hätte."

Mit einem Wort, sie sind, wie sie meinen, „von der Geschichte belehrt", sie wollen sich nicht „verführen" lassen, sie werden die traurige Erfahrung anderer Dynastien sich zunutze machen, sie wollen hart bleiben — in solcher Verfassung befinden sich die Geister in Peterhof. In den letzten Wochen hat selbst Trepow sich veranlaßt gesehen, den Zaren von extremen ten Handlungen zurückzuhalten, derselbe Trepow, der gerade in der jüngsten Zeit — schon nach dem Friedensschluß — sich nicht scheute zu erklären, daß er im Falle einer Demonstration zu Petersburg ohne vorherige Warnung schießen lassen würde. Dieser Trepow ist demnach jetzt Nikolaus zuweilen zu liberal . . .

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 40. Berlin, 4. Oktober 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die „Staatsbürgerzeitung".

Der Reichstagsabgeordnete Bruhn steht nicht mehr an der Spitze der „Staatsbürgerztg.". Ein Oberleutnant a. D. Hans Freytag ist sein Nachfolger geworden. Die neue Leitung widmet dem Zurücktretenden nicht ein freundliches Wort mehr, behauptet aber, daß der Rücktritt keinen Wechsel der politischen Grundrichtung des Blattes bedeute. Sie will allezeit mit Kraft und Vernunft wirken, was ihr indessen sehr schwer fallen dürfte. Die letzten Nummern haben den Eindruck gemacht, als sei die „Staatsbürgerztg." in ihrer Haltung etwas unsicher geworden, als wollte sie den früheren Rowdyton ablegen und über ihre antisemitischen Fäuste Sammethandschuhe ziehen. So gönnte sie den russischen Juden eine Besserung ihrer Lage, allerdings in der Hoffnung, daß Deutschland dann mehr von der jüdischen Einwanderung verschont wurde. Sie brachte es sogar fertig, einen jüdischen Schlächtermeister den frommen Juden zu denunzieren, daß er ihnen Fleisch von nicht rituell geschächteten Tieren verkaufte, während sie doch eigentlich hätte froh sein müssen, daß wenigstens einige Tiere der angeblichen Tortur des Schächtens entgangen sind. Noch mehr! Sie brachte es fertig, einen Lustmord anzuzeigen, ohne auf einen Ritualmord hinzudeuten, obwohl das ermordete Kind mit durchschnittenem Halse gefunden worden ist. Sie sprach nicht einmal den Verdacht aus, daß einer der Aerzte, dessen Namen auf seine Zugehörigkeit zum Judentum schließen ließ, den Ritualmord vertuscht haben könnte.

In einem Artikel über die Berliner höheren Lehranstalten ist die „Staatsbürgerztg." wieder unverblümt antisemitisch. Da jammert sie über die jüdisch klingenden Namen unter den Lehrern, deren große Anzahl „geradezu auffällig", während die große Anzahl der jüdischen Schüler „erschreckend" sei. Würde die „Staatsbürgerztg." mit Vernunft wirken wollen und können, dann würde sie, statt über die große Anzahl der jüdischen Schüler zu erschrecken, den christlichen Eltern raten in gleicher Weise für die Ausbildung ihrer Kinder Sorge zu tragen und Opfer zu bringen. Denn das Blatt ist nicht etwa erschrocken darüber, daß vielleicht viele von den jüdischen Schülern besser getan hätten, um ihre Kräfte nicht über Gebühr anzustrengen, Volksschulen zu besuchen. Man ersieht das aus dem Schlußsatze, in welchem sie bedauert, daß die Segnungen des reichshauptstädtischen Schulwesens „so vielen für das Wohl des Vaterlandes wertlosen und ungeeigneten Elementen zu Gute kommen." Das ist eine unverschämte und unbegründete Verleumdung vieler hunderte ihr unbekannter junger Menschen.

Der erste Artikel unter dem neuen Regime liest sich allerdings so, als kritisierte das Blatt die frühere Haltung der „Staatsbürgerztg.". Sie ist „oft erschreckt über das Maß sittlicher Verwilderung, das sich hier und dort oftmals schon in der zartesten Jugend, zeigt." Die Leser werden sich erinnern, wie lange schon, wie oft und wie dringend es an dieser Stelle als notwendig bezeichnet worden ist, Maßregeln zu treffen, daß die „Staatsbürgerztg." wenigstens nicht gratis der Jugend auf der Straße eingehändigt werde. Alsdann wird die „Staatsbürgerztg." beunruhigt über den „Mangel an christlicher Gesinnung und Gesittung". Wiederum werden die Leser sich erinnern, wie oft und wie lange schon an dieser Stelle der „Staatsbürgerztg." christliche Gesinnung und moderne Gesittung abgesprochen worden ist.

Wort für Wort stimmen wir dagegen folgendem Satze der „Staatsbürgerztg." zu und wünschen, daß er in goldenen Lettern auf dem Redaktionstische der „Staatsbürgerztg." einen dauernden Platz finde:

> Eine Presse, die sich ihrer hohen sittlichen Aufgaben in unserm Volksleben nicht bewußt ist, die nur von nackter Profitsucht geleitet wird, die allen unreinen Trieben, die in der Menschenbrust schlummern, frönt, um nur recht große Verbreitung zu finden, die, statt sich ungesunden Zeitströmungen in den Weg zu stellen, pflichtvergessen diesen Rechnung trägt und sie zu geschäftlichen Zwecken ausbeutet, wirkt verwildernd und entnervend auf die Bevölkerung.

Das ist eine treffende Schilderung der „Staatsbürgerztg.", wie sie unter dem Scepter des Reichstagsabgeordneten Wilhelm Bruhn beispielsweise den Grafen Pückler Kl.-Tschirne ausbeutete.

* * *

Ueber die Gründe des Rücktritts Wilhelm Bruhns hat man bisher von beiden Seiten Stillschweigen beobachtet, wir gehen jedoch wohl schwerlich in der Annahme fehl, daß das herrschsüchtige Wesen Bruhns vielfach zu Konflikten mit der Redaktion geführt hat. Dazu kamen die Verlegenheiten, die der Redaktion des Blattes durch die langjährigen intimen Geschäftsbeziehungen seines Verlegers zu dem Grafen Pückler bereitet wurden. Bruhn hat es vortrefflich verstanden, den Antisemitengrafen sich für sein Geschäft — im weitesten Sinne des Wortes — nutzbar zu machen. Für die „Reformpartei" hat aber der Rücktritt Bruhns von der „Staatsbürgerztg." noch eine sehr unangenehme Folge. Die „Staatsbürgerztg." kündigt nämlich ganz offiziell der Reformpartei die bisherige intime Verbindung; sie will fortan als antisemitisch-mittelständisches Blatt allen antisemitischen Gruppen und ihren zünftlerischen Anhängseln

dienen, ohne eine Richtung zu bevorzugen. Dadurch ist die Reformpartei in der Presse vollständig matt gesetzt. Während sie noch bis vor kurzem über zwei täglich erscheinende Organe — die „Deutsche Wacht" in Dresden und die „Staatsbürgerztg." — verfügen konnte, entbehrt sie jetzt überhaupt eines publizistischen Sprachrohrs. Die „Deutsche Wacht", der man vor wenigen Wochen in so unvorsichtiger Weise den Charakter als Parteiorgan offiziell aberkannt hat, jubelt denn auch über den Abderitenstreich der Partei. In einem Artikel mit der Ueberschrift: „Die Reformpartei ohne Tagespresse" schreibt sie u. a.:

Auf dieses etwas sehr weit gegriffene Programm der „Staatsbürgerztg." einzugehen, haben wir heute keine Ursache, aber die Erklärung selbst bedeutet, mit einfacheren Worten gesagt, daß die Reformpartei nunmehr auch das zweite ihrer bisherigen Tagesblätter verloren hat und als „Organ" nur noch jenes, kaum mit Müh und Not geborene Wochenblättchen besitzt, dessen Probenummer soviel bitteren und nur zu berechtigten Spott hervorgerufen hat.

Die Zimmermann-Bruhn'sche Richtung ist damit in der Oeffentlichkeit tatsächlich zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Als wir seiner Zeit in bester, ehrlichster Absicht und unter Wahrung des Parteiprogramms offen und ehrlich die Reformpartei warnten und zur Abkehr von dem falschen, in die politische Versumpfung führenden Wege ermahnten, wurden wir von Herrn Zimmermann mit dem großen Banne belegt und für abtrünnig erklärt. Jetzt schüttelt auch die „Staatsbürgerztg." die Fesseln der unfruchtbaren Parteityrannis ab und rechtfertigt dadurch aufs klarste das Verhalten, welches wir vor Monaten bereits als bringende Notwendigkeit erkannten. Dadurch werden hoffentlich auch den wenigen Leuten, welche bisher unsern Standpunkt nicht verstehen konnten, die Augen geöffnet werden.

Das Blatt will in einer der nächsten Nummern auf die Angelegenheit nach ausführlich zurückkommen. Das in der „Deutschen Wacht" erwähnte, von dem Abgeordneten Zimmermann herausgegebene Wochenblatt „Die Reform", deren erste Nummer mit Anfang des neuen Quartals erschienen ist, ist in der Tat inhaltlich vollkommen bedeutungslos, jedenfalls auch für den bescheidensten Antisemiten — sit venia verbo — ein gänzlich unzulänglicher Ersatz für ein Tagesorgan.

Herr Bruhn beabsichtigt natürlich ebenfalls sich ein publizistisches Sprachrohr zu schaffen; er will schon von nächster Woche an ein „radikal-nationales" Wochenblatt „Die Wahrheit" herausgeben. Eine deplazierte Bezeichnung kann für ein antisemitisches Blatt kaum noch gefunden werden. Wahrheit und Antisemitismus können niemals in eine harmonische Verbindung gebracht werden. Die „Deutsche Wacht" bemerkt zu dieser Ankündigung spöttisch unter der Spitzmarke: „Jeder Parteiführer sein Wochenblättchen!" „Da bekommen also die Anhänger eines jeden reformerischen Führers die ihnen allein zuträgliche geistige Kost in „Reinkultur" ohne fremde Beimengung zugemessen."

Eine zeitgemäße Reminiszenz.

Der Minister Witte hat in einer Unterredung, die er am 12. September, ehe er sich zur Heimkehr einschiffte, mit den Herren Isaac Seligman, Oskar Strauß und Adolph Krause hatte, wie Herr Seligman mitteilte, die Emanzipation und vollständige Gleichstellung der Juden in Rußland in Aussicht gestellt. Er hat keine Versprechungen Namens der Regierung gemacht, jedoch dies als seine persönliche Ansicht geäußert. Gelangt er in der Tat zur Regierung, dann wird er zweifellos alles, was in seiner Macht steht, tun, um den Juden Rußlands alle konstitutionellen Rechte zu verschaffen. Er sieht die Ungerechtigkeit einer differentiellen Behandlung vollkommen ein, aber ob er das, was er für richtig hält, wird durchsetzen können, selbst wenn er die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übernimmt, ist freilich nach sehr zweifelhaft. Ist es ja sogar noch fraglich, ob der „Sieger von Portsmouth", „der Sieger über die Sieger", der jedenfalls bedeutendste zur Zeit lebende russische Staatsmann überhaupt wirklich ans Ruder kommt.

Indessen gleichviel, so oder so wird die Frage der Judenemanzipation jetzt in Rußland auf der Tagesordnung stehen, und es soll ja eine der ersten Aufgaben der zu wählenden Reichsduma die Entscheidung über die Regelung der Judenfrage sein, gleichviel wer das Staatsschiff lenken mag. Da dürfte es allgemein und namentlich in Rußland auch interessieren, wie es bei der Emanzipation der Juden in Frankreich zugegangen ist.

Schon lange vor Beginn der Revolution hatten die aufgeklärten Männer in Frankreich eine Lanze für die Juden eingelegt. Am 26. August 1789 reichten die Juden ein Gesuch ein, daß ihnen alle Bürgerrechte verliehen würden, die die anderen Mitglieder der französischen Gesellschaft genössen. Noch ehe ein Bescheid eintraf und eintreffen konnte, betätigten sich die Juden aufs eifrigste an der Ausübung bürgerlicher Pflichten; von fünfhundert damals in Paris ansässigen Juden ließ sich der vierte Teil in die Nationalgarde aufnehmen, und Juden gehörten sogar bereits zu den Bezirksausschüssen.

Am 24. Dezember 1789 vertagte die Nationalversammlung jede Entscheidung betreffs der Juden. Darauf verdoppelten diese ihre Anstrengungen und sie vermochten die Stadtbezirke und die Vertreter der Stadt sich für ihr Schicksal zu interessieren. Die Pariser Kommune behandelte die Juden von Anbeginn der Revolution wie Franzosen.*) Die Abbés Mulot und Bertolio und der Advokat Godard ergriffen wiederholt die Initiative und traten bei der Nationalversammlung dafür ein, daß die Juden das Bürgerrecht erhielten. „Ganz Paris, sagten sie, spricht in diesem Augenblick durch uns."

Am 25. Februar 1790 erschienen Delegierte der Kommune vor der Nationalversammlung und überreichten eine Adresse mit einer Resolution, in welcher es heißt:

„In Erwägung, daß in diesem Augenblick, der das Schicksal des Reiches bestimmt hat, die Juden dieser Hauptstadt sich beeilt haben, sich den guten Bürgern anzuschließen; daß der patriotische Eifer, den sie bewiesen haben, sie im Voraus eins mit der französischen Nation gemacht hat, da sie gleich allen anderen Bürgern die Lasten des Dienstes in der Nationalgarde getragen haben und noch tragen, daß sie also der Sache der Freiheit mit Eifer gedient haben, daß die Aufführung, deren sie sich stets befleißigt haben, die Tugenden, die, wie man weiß, sie im Verborgenen üben, und daß die Beweise, die sie als gute Bürger und Brüder für ihre ganze Hingebung an das öffentliche Wohl gegeben haben, im höchsten Maße zu ihren Gunsten sprechen; in Erwägung weiter, daß viele Juden, die seit einer Reihe von Jahren in Paris wohnen, sich in dieser großen Stadt ein Wohlwollen erworben haben, das seinen Grund hat in ihrem Eifer, die Bürgerpflichten zu erfüllen, ihrer Zuverlässigkeit in den geschäftlichen Verpflichtungen, ihrem exemplarischen Verhalten und ihrer Betätigung während der augenblicklichen Revolution usw."

Das Wort führte der Vorsitzende des Gemeinderats, der Abbé Mulot, dem lebhafter Beifall gespendet wurde. Aber die Versammlung war mit anderen Fragen beschäftigt, und der Antrag wurde wieder vertagt

Am 9. Mai 1791 richteten die Juden von Paris ein neues Gesuch an die Versammlung, in welchem sie baten, definitiv über ihr Schicksal zu entscheiden. Endlich nach allerlei weiteren Verschleppungen wurde in der Sitzung

*) Kurz behandelt ist die Aktion der Pariser Gemeindebehörden zu Gunsten der Juden schon in Nr. 44, Jahrgang 1903 der „Mitteilungen".

vom 27. September 1791 der Beschluß gefaßt, durch welchen alle in Frankreich geborenen und wohnenden Juden naturalisiert wurden.

Und eben emanzipiert zeichnen sie sich durch ihre Tätigkeit und ihre Begabung aus. Während der nun folgenden schrecklichen Jahre, der Schreckenszeit, nahmen sie Stellungen ein in der Miliz, in den stadtischen Körperschaften usw. Aber nicht ein Jude befand sich im Sicherheitsausschuß, nicht einer im Revolutionstribunal.

Da wir die Denkweise der Antisemiten aus Erfahrung genau kennen, wissen wir auch, daß sie sagen werden: Seht Ihr, da sind die Juden wieder im Revolutionslager, hier wie in Rußland, wie überall.

So ist es denn doch nicht. Die Juden sind hier wie in Rußland, wie zur Zeit der Revolution in Amerika, genau wie alle Anderen in beiden Lagern zu finden. Von der geringen Anzahl Juden, die es damals in Paris gab, sind sechsundvierzig als „verdächtig" in Haft genommen und neun sind zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Zwei Söhne Lifmann Calmers starben auf dem Schaffot und ihre Schwester Sarah hatte das Glück, im Gefängnis vergessen zu werden, und der 9. Thermidor rettete sie vor der Guillotine.

Den Finanzen der Republik kamen die Juden mit Geldopfern zu Hilfe, und als der Feind das Vaterland bedrohte, verdoppelten sie ihre Gaben. Im Interesse der nationalen Verteidigung plündern sie ihre Synagogen. Sie greifen zu den Waffen, organisieren Freischaren und sie eilen an die Grenze, das Vaterland zu verteidigen.

Als die Revolution vorüber war, widmeten sich die Juden, deren es damals dreitausend in Paris gab, der Wissenschaft und nützlichen Berufen und mehrere erlangten Ruf und Bedeutung.

Unter Napoleon hatten die Juden anfänglich die Aufhebung ihrer Gleichberechtigung zu befürchten. Er war ihnen, nach dem Verfasser der Artikelserie im „Univers Israélite", der wir obige Daten entnommen haben, feindlich gesinnt und aus dieser Gesinnung heraus berief er eine Versammlung der Juden, die am 26. Juli 1806 im Rathause zusammentrat. Als diese ihre Aufgabe beendet hatte, berief der Kaiser eine neue Versammlung, das große Sanhedrin.

Als die Versammlung ihre Arbeiten beendet hatte, baten die jüdischen Deputierten um eine Audienz beim Kaiser, der sie aber nicht empfangen wollte. Bald erließ er auch Dekrete, die keinen Zweifel zuließen, daß er nicht gut auf die Juden zu sprechen war. Das schlimmste dieser Dekrete war das vom 17. März 1808, welches auf die Dauer von zehn Jahren die Handelsfreiheit der Juden arg beschränkte und die Juden in der Gironde und noch in einem anderen Bezirk davon ausnahm.

Da schrieb der Minister des Innern Crétet an den Kaiser und bat ihn, auch den Pariser Juden die Vergünstigung zu Teil werden zu lassen.

Das Schreiben ist sehr bemerkenswert.

„Eure Majestät, heißt es in demselben, werden sehen, daß das Betragen der Juden zu keiner Art von Unzufriedenheit Anlaß gegeben hat. Der Herr Polizeipräfekt bemerkt, daß von 2543 Juden, die in der Hauptstadt wohnen, nur vier sich mit Wuchergeschäften abgegeben haben, indem sie gegen Wechsel und Pfand Geld liehen. Mehr als 150 Pariser Juden dienen in diesem Augenblick in Eurer Majestät Armee entweder als Freiwillige, als Konskribierte, oder als Stellvertreter. Man kennt nicht einen Deserteur unter ihnen, nicht einen Ungehorsamen, mehrere sind zu Offizieren befördert, mehrere mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert worden. Fast zweihundert jüdische Kinder sind in diesem Augenblick in der Lehre bei verschiedenen Handwerkern. Man weiß von einigen, daß sie sich dem Studium der Medizin, der Jurisprudenz, der Malerei, der Kupferstecherkunst, der Uhrmacherkunst widmen".

Auf Grund dieses Schreibens wurden denn auch die Juden von den Bestimmungen des oben erwähnten Dekrets vom 17. März ausgenommen.

So viel, was im Hinblick auf die augenblickliche Lage der Juden in Rußland in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Es scheint uns nicht zu viel verlangt, daß man in Rußland im 20. Jahrhundert endlich tue, was man im 18. Jahrhundert in Frankreich getan, und so unerträglichen und für ganz Rußland verderblichen Zuständen ein Ende mache.

Aus der österreichischen Turnerschaft.

Man schreibt uns: Als der Kreis XV (Deutsch-Oesterreich) aus der deutschen Turnerschaft ausschied, weil diese es ablehnte, sich in antisemitische Bahnen drängen zu lassen, da schickten die deutschen Turner sich ohne weiteres in das Unvermeidliche. Eine fernere Gemeinschaft mit den antisemitischen Oesterreichern hätte doch zu keinem ersprießlichen Zusammenwirken geführt. Trotzdem aber dachte niemand in der deutschen Turnerschaft daran, nun die Mitglieder des ehemaligen Kreises XV wegen ihres Ausschließens anzugreifen.

Anders die österreichisch-deutschen Turner, die in ihren Blättern die „verjudete" deutsche Turnerschaft, den „Turnpapst Götz", der mit den Juden liebäugele, und vor allem die neugebildete Turnerschaft XV b, die ein vollberechtigtes Glied der deutschen Turnerschaft ist, in wenig nobler Weise mit ihren Angriffen verfolgen.

Sie verspotten die Mitglieder des Kreises XV b und bringen einzelne kleine disziplinarische Verfehlungen — z. B. zufällige Anwesenheit bei tschechischen Turnfesten — in großen Erklärungen denunziatorisch zur öffentlichen Kenntnis.

Die „Deutsche Turnerzeitung", das Organ der großen deutschen Turnerschaft, stellt mehrere Fälle zusammen, in denen die Herren Antisemiten in kleinlichster Weise mit Spott und Hohn über die Turner des Kreises XV b herfielen.

So hielten der Erz- und Mittelgebirgsgau und der Biel-Elbe-Gau gemeinsam ein Gauturnfest in Oberlientenbork ab, weil sie sich nach vorheriger ehrlicher Erklärung als getrennte Abteilungen zu schwach fühlten, und dieser Umstand — man höre und staune — gab den Antisemiten Anlaß zu langen Spottartikeln in ihren Vereinsblättern. Weil nur 157 Freiübungsturner, nur 10 Musterriegen und nur 31 Sechskampfturner an dem Gaufeste teilnahmen, übten die österreichischen Maulhelden an diesem Turnfest ihren schalen Witz. Dasselbe kindische Vergnügen leisteten sie sich, als der Maltsch- und Moldau-Gau acht Tage später sein gleichfalls nicht stark besuchtes Jahresfest in Hohenfurt abhielt. Auch über die Königsberger Ausschußsitzung der deutschen Turnerschaft wurden fortgesetze hämische Glossen gemacht. So erklärt ein antisemitisches Turnblatt: In Königsberg sei von der Beteiligung deutscher Turner des Kreises XVb an tschechischen Spielfesten gesprochen worden, es hätte wohl richtiger von der Beteiligung „österreichischer Turnjuden" geredet werden sollen.

Die Herren Antisemiten hätten genug zu tun, wenn sie vor der eigenen Thür kehren würden, denn bei ihren „großartigen" Turnfesten in Leipa soll in sittlicher Beziehung ein sehr freier Ton geherrscht haben, der selbst ihre eigenen Turnblätter zu ernsten Rügen veranlaßte.

Geradezu komisch wirkt es aber, wenn die „Mitteilungen des Nordwestböhmischen Gaues" in der-

selben Nummer die Feste des Kreises XVb verspotten und kurz dahinter von einem eigenen Turnfest eines ganzen Gaues berichten, an dem 151 Turner sich beteiligten und 54 Turner an den Stabreigen teilnahmen, während der ganze Gau auch nur 408 ausübende Turner zählt.

Wenn also Turner des Kreises XVb ein Fest mit 157 Turngenossen feiern, so ist das ein Grund zur Heiterkeit für die Herren vom ehemaligen Kreise XVa Wenn aber ihre eigenen Bezirke mit 151 Turnern antreten, so ist das eine „stattliche Beteiligung".

Die „Deutsche Turnzeitung", die noch verschiedene „Festlichkeiten" der österreichischen antisemitischen Turner zur Kennzeichnung der doppelten Moral dieser Herren eingehend kritisiert, gibt ihnen denn auch den beherzigenswerten Rat: „Mögen die Führer des Kreises XV doch endlich einsehen lernen, daß es Zeit wird, das bisherige Treiben in ruhige Bahnen zu lenken und zwar in die der S e l b s t e r k e n n t n i s."

Lueger und die ungarische Krisis.

Die „Oesterreich. Wochenschrift" schreibt:

Der Obergespan von Wien, Dr. Lueger Károly ur, gefällt sich wieder einmal darin, den wilden Mann zu spielen. Er folgt dabei mehr oder minder errötend den Spuren der von ihm doch sonst nicht so ins Herz geschlossenen ungarischen Obergespäne, die mit ihren Sympathien auf Seite der Koalition stehen. Und er ist schon zu der staatsmännischen Weisheit letztem Schluß gelangt: Keine, auch nicht die geringste Konzession mehr an die Ungarn, sonst verweigern wir dem Staate jeden Heller und jeden Rekruten! — Also sprach der grimme Recke auf dem christlichsozialen Parteitag zu Eggenburg, umgeben von den Größen der christlichsozialen Herrschaft und moralisch gestützt von den Vizegespänen der Parteiherrlichkeit, den Geßmann, Bielohlawek und Konsorten. Es muß ein feierlicher Augenblick gewesen sein, da er die fürchterliche Drohung aussprach.

Dr. Lueger als Revolutionär. Es war kein neues Bild, das sonderlich überrascht hätte. Das Repertoir dieses großen Künstlers ist reich. In welcher Rolle wäre er schon nicht aufgetreten und mit welcher hätte er nicht schon Erfolge errungen? Ueber alle seine Partien kann er sich mit den schönsten, lobenden Ausschnitten ausweisen. Er kann überhaupt vieles, nur überraschen kann er nicht mehr. Das macht das große Repertoire. Man hat ihn schon in jeder Rolle gesehen. Ein wahrhaft vielseitiger Künstler. Der rote Revolutionär wird in ihm gemildert durch den père noble, den bon homme, den biedern Naturburschen, den jovialen Bonvivant und den vertrauenerweckenden Philister. So ward denn auch die Welt nicht vom Grauen und bleichem Schrecken erfaßt, als er seine furchtbare Lehre verkündete; man weiß ja doch, was man von ihm zu halten hat. Die Gezeiten sind nicht nur für den Ozean da, sie haben auch für ihn Geltung. Er hat seine Zeiten, und mit dieser Tatsache muß sich die Welt abfinden. Es hat Zeiten gegeben, da die ewige öde Schimpferei auf die Juden selbst ihm schon zum Ekel geworden war, wo ihm selbst schon gegraut und gegraust hat vor der tiefen Geistlosigkeit und Erbärmlichkeit der ewig wiedergekäuten Schlagworte einer obsoleten Parteitaktik und nun — es stehen wieder einmal Wahlen vor der Tür — ist er wieder der erste, der den ersten Schlachtruf hinausschmettert wider die Juden.

Man muß nämlich wissen, daß „mit besonderer Berücksichtigung der bevorstehenden Wahlen" an der ganzen Misere zwischen Oesterreich und Ungarn die Juden und nur die Juden schuld sind. Er hat es selbst gesagt — αὐτος ἔφα! Da wäre sie also wieder gefunden die alte Plattform. Der Rummel kann wieder losgehen. Die Nuance ist ja gar nicht dumm. Mit den Ungarn ist nicht so ohneweiters fertig zu werden. Er könnte sie zwar sofort zerschmettern — was könnte der Obergespan von Wien nicht! — aber wenn dann die allernächsten Ereignisse zeigen sollten, daß sie doch nicht ganz zerschmettert sind — und es wäre gar nicht unmöglich, daß sich so etwas in allernächster Zeit, am Ende gar noch vor den ausständigen Wahlen, zeigte — dann wäre das doch einigermaßen störend. Man veranstaltet also ein kleines Umgehungsmanöver. Das ist sicherer. Man läßt unsern Herrgott einen guten Mann sein, erklärt die Magyaren für „ganz liebe Kerle" und hält sich wieder einmal an die Juden. Das ist absolut sicher und da kann nichts passieren. Die Juden waren gestern die Sündenböcke, sie sind es heute und sie werden es morgen sein. Auf die kann man sich verlassen und darin hat man sich niemals getäuscht.

Das ist die Art, wie Lueger große politische Fragen löst. So schlichtet er die Kämpfe der Nationalitäten und so beseitigt er die Schwierigkeiten zwischen Oesterreich und Ungarn. Einmal läßt er „auf seine Böhm'" nichts kommen, das andere Mal erklärt er, daß die Magyaren ja eigentlich ganz liebe Kerle sind, mit denen sich ganz vortrefflich auskommen ließe, wenn sich nur nicht die Juden hineingemischt hätten. Da verstanden sie ihn gleich die Heerscharen in Eggenburg. Mit ungeheuchelter Selbstbefriedigung hebt er hervor, daß er der Erfinder des schönen Wortes „Judäomagyaren" sei, und mit Recht wundert er sich und ist stolz darauf, daß ihm so etwas Gescheites eingefallen sei. Das ist immerhin eine rühmliche Regung von Bescheidenheit bei einem großen Politiker. Und er ist ein Politiker und er handhabt die Klappe, mit der er zwei Fliegen auf einen Streich fällt, wie ein zweischneidiges Schwert. Dadurch, daß er alle Schuld den Juden in die Schuhe schiebt und sie für alle politischen Verlegenheiten und Katastrophen verantwortlich macht, ruft er die helle Begeisterung unter seinen Parteigenossen hervor, die doch nun wieder wissen — wie und wo? Sie wußten ja gar nicht mehr, in welchem Fahrwasser sie segeln sollten. Jetzt wissen sie es. Andererseits aber wirbt er auch klugerweise Bundesgenossen in Ungarn. Die Juden haben aber in der Tat eine viel zu wichtige Rolle gespielt in der Entwickelungsgeschichte des modernen ungarischen Staates, sie haben zu regen und reichen Anteil an den freiheitlichen Errungenschaften, welchen das heutige Ungarn seinen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung, seine kulturelle Blüte zu danken hat, als daß der Gesinnungspöbel von unten und von oben daran nicht schweren Anstoß nehmen sollte. Man darf sich darüber nicht hinwegtäuschen. Der Antisemitismus, den das ungarische Volk überwunden zu haben schien und von dem man wähnte, er sei von dem Organismus des Volkes ausgeschieden worden, wie ein Fremdkörper, der bösartige Wucherungen hervorgerufen hatte, er ist in Wirklichkeit nicht überwunden und der Krankheitserreger ist nicht ausgeschieden, nicht völlig abgestoßen worden. Das Gift frißt unter der Oberfläche weiter, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß in naher und absehbarer Zeit das ungarische Volk gar seltsamen Dank zollen wird dem Judentum, das redlich mitgearbeitet hat zur Erweckung und Erstarkung des nationalen Gedankens in Ungarn.

Das ist der Lauf der Dinge und man wird gut tun, sich auch dieser Tatsache mit einem Gefühl der Resignation und des nil admirari gegenüber zu stellen. Die Anerkennung der besonderen Schlauheit wird man aber Herrn Dr. Lueger nicht vorenthalten können, mit der er es unternommen hat, krebsen zu gehen. Indem er auf die Juden losschlägt, wirbt er Bundesgenossen im feindlichen Lager. Lueger kann noch ein populärer Mann in Ungarn werden. Man denke nur: Die Magyaren sind ganz liebe Kerle, an allem Unheil sind nur die Juden schuld. Das sind prachtvolle Sprüche für die Gallerie und es sollte uns nicht wundern, wenn sie selbst von ungarischer Seite her mit tosendem Beifall belohnt würden. Es muß nur die Seite

danach sein. Wenn in Wien sich so viele Bewunderer Luegers finden konnten, warum nicht auch in Ungarn? Die Stiefelhosen hat er sich ja schon angezogen. Schon zeigt auch er sich nicht abgeneigt, dem Staate jeden Heller und jeden Rekruten zu verweigern. Der renitente Obergespan! Luegers Mannesstolz vor Königsthronen. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Köstlich müßte es sein, eine Probe auf das Exempel zu erleben.

Aus dem antisemitischen Lager.

Für die Reichstagsersatzwahl in Eisenach-Dermbach, die durch den auf der parlamentarischen Afrikafahrt verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Fries nötig geworden ist, machen die Antisemiten außergewöhnliche Anstrengungen, um in die Stichwahl zu gelangen. Bei den letzten allgemeinen Wahlen wurden in der Hauptwahl 6018 sozialdemokratische, 3585 nationalliberale, 2145 antisemitische, 2049 freisinnige und 1313 Zentrumsstimmen abgegeben. Die Antisemiten haben den Vorsitzenden des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, Wilhelm Schack, als Kandidaten aufgestellt, für den sich auch die Christlichsozialen und der Bund der Landwirte erklärt haben.

Der Wahlkreis war mehrere Legislaturperioden im Besitz der Freisinnigen. Das Zentrum stellte bis zum Jahre 1903 keinen eigenen Kandidaten auf, sondern stimmte schon im ersten Wahlgange für den Freisinnigen Casselmann. Dieser fiel im Jahre 1903 zum ersten Mal aus der Stichwahl aus, da das Zentrum einen Zählkandidaten aufstellte. Die Freisinnigen haben in der Person des Chefredakteurs der „Eisenacher Tagespost", Philipp Kühner, diesmal einen populären Kandidaten gefunden. Ob er jedoch in die Stichwahl kommen wird, wird wiederum von dem Verhalten des Zentrums abhängen. Die Leitung der Zentrumspartei im Wahlkreise ist offenbar über die Taktik für die bevorstehende Ersatzwahl noch nicht einig. Hervorragende Führer des Zentrums, auch Geistliche, die mit dem freisinnigen Kandidaten zusammen im Landtage sitzen, haben die Parole ausgegeben, für Kühner im ersten Wahlgange zu stimmen. Von anderer Seite bemüht man sich aber, die Zentrumsstimmen für die Antisemiten einzufangen. Die „Köln. Volksztg.", das Hauptorgan des Zentrums im Westen, hat in dieser Frage eine bemerkenswerte Schwenkung vollzogen; während sie anfangs das Eintreten für den freisinnigen Kandidaten billigte, machte sie in einem späteren Artikel dafür Stimmung, daß die Zentrumsstimmen dem Antisemiten zufallen sollten. Von anderer Seite wurde unter Anspielung auf die Unterstützung, die die vereinigten Christlichsozialen und Antisemiten dem Zentrum bei der Stichwahl in Essen gewährt haben, deutlich zu erkennen gegeben, daß die Antisemiten berechtigten Anspruch auf eine entsprechende Gegenleistung des Zentrums in Eisenach erheben könnten. Wie die definitive Entscheidung des Zentrums, von der es ganz wesentlich abhängen wird, welche Partei mit der Sozialdemokratie in die Stichwahl gelangen wird, fallen wird, läßt sich noch nicht absehen. Neuerdings wird wieder gemeldet, daß das Zentrum beschlossen habe, auch diesmal einen Zählkandidaten aufzustellen.

Der Kandidat Schack ist sowohl für die Nationalliberalen, wie für die Freisinnigen ein nicht zu unterschätzender Gegner; an Mitteln wird es den Antisemiten nicht fehlen, da ihnen aus den Kreisen der deutschnationalen Handlungsgehilfen, an welche man schon mit einem kräftigen Appell herangetreten ist, sicherlich sehr bedeutende Beträge zu den Wahlkosten zufließen werden.

Von der Antisemitenwirtschaft in Dresden. Zu dem bevorstehenden, schon mehrfach erwähnten Prozeß Lehleitner schreibt die „Dresdner Rundschau":

„Im Fall Lehleitner handelt es sich darum, daß dieser schneidige Direktor unter dem Schutze der Reformer stand, die ihn hegten und pflegten und den Deckmantel christlicher Nächstenliebe über sein Tun breiteten. Das geschah natürlich aus Patriotismus; man wollte die „Roten" aus der Verwaltung drängeln, und das ist ja auch zum Heile des — Lehleitnerschen Geldbeutels glänzend gelungen. Als die Verwaltung aus Reformern bestand, hatte Herr Lehleitner freie Hand; er konnte tun und lassen, was er wollte, es wurde gebilligt oder gar offiziel erklärt, daß er zu seiner Handlungsweise die mündliche Genehmigung des Vorstandes besessen habe. . . . . Natürlich wurde auch die „Wacht" generös unterstützt; sie erhielt zahllose Druckaufträge, selbst wenn sie um etwa 90 Prozent teurere Preise forderte als andere Druckereien. Auch Wechsel wurden ihr diskontiert usw."

Das sind ja ganz allerliebste Dinge! Der „Deutschen Wacht" ist die Sache so unangenehm, daß sie sich folgendermaßen herauszureden sucht: „Hierzu haben wir zu erklären, daß seit dem Uebergang der „Deutschen Wacht" in Privathände irgendwelche geschäftliche oder sonstige Beziehungen zwischen uns und Herrn Lehleitner oder der Dresdner Allgemeinen Versicherungsanstalt nicht bestanden haben. Es könnte sich also nur um Vorgänge handeln, die zu einer Zeit gespielt haben, als die „Deutsche Wacht" noch Aktiengesellschaft war und die sich unserer Kenntnis entziehen."

Also bestreiten kann die „Deutsche Wacht" die Angaben der Rundschau nicht. Aber die „Privathände" der „Deutschen Wacht" sind rein; sie wissen nichts von dem, was früher in der „Aktiengesellschaft" vorgegangen ist. Das ist jedoch eine recht faule Ausrede, da die Geschäftsführung und auch zum größten Teil die Redaktion der „Deutschen Wacht" heute dieselbe ist, wie zur Zeit der „Aktiengesellschaft". Es handelt sich aber ja auch gar nicht speziell um die „Deutsche Wacht", sondern um die antisemitische Clique, für die die „Deutsche Wacht" bis vor kurzem den Handlanger machte.

Vermischtes.

Ein antisemitisches Hotel in Frankfurt am Main. In dem in London erscheinenden Wochenblatte „Referee" finden wir folgende Notiz: „Ein jüdischer Gewährsmann, ein in London wohnender Engländer, schreibt mir, daß er am 29. August in Frankfurt angekommen, sich in ein nahe dem Bahnhofe gelegenes Hotel begeben und dort Zimmer genommen habe. Die übliche Meldeliste wurde ihm vorgelegt, in die er Namen, Wohnung und Beruf eintragen sollte. Darin war nichts besonderes. Es ist dies das gewöhnliche Verfahren in Hotels auf dem Festlande. Als er aber alles das in die Meldeliste bereits eingetragen hatte, wurde mein Gewährsmann noch aufgefordert, sein religiöses Bekenntnis anzugeben. Er antwortete, daß er Jude sei. Der Direktor teilte ihm hierauf mit, daß er die ihm angewiesenen Zimmer nicht behalten könne und daß er das Hotel sofort verlassen müsse, da dieses Juden nicht aufnehme. Man kann dergleichen in Rußland begreifen, aber in dem aufgeklärten Deutschland und noch gerade in Frankfurt scheint dergleichen unglaublich".

Der Antisemitismus hat leider unser deutsches Vaterland im Auslande in schlechten Ruf gebracht.

Gemeint ist mit dem in der Notiz des Londoner Blattes nicht genannten Hotel der „Kölnische Hof" des Herrn Laaß.

Justizzustände in Galizien. Am 8. März d. J. wurde die 14jährige Jente Weitmann aus Husiatyn in ein Krakauer Kloster entführt, wo sie zum Christentum übertrat. Die Gerichte von Husiatyn und Tarnopol bestellten im Widerspruch mit dem Hofdekret vom 11. August 1789 und

mit § 168 a. b. G.-B. nach Aberkennung der väterlichen Gewalt einen christlichen Advokaten zum Vormund und verweigerten die Abnahme des Kindes und dessen Zurückstellung ins elterliche Haus.

Am 21. Mai d. J. überfiel eine Bauernrotte, angereizt durch den Gemeindevorsteher von Cetula, das Wirtshaus des Jakob Scheer in Olszanyce und raubte die 17 jährige Nichte desselben, sowie 600 Kronen bar und mehrere Einrichtungsstücke. Das Geld wurde zu stande gebracht und gegen die Rädelsführer die Untersuchung eingeleitet. Das Mädchen aber, welches die Entführer ins Krychower Kloster bei Zalkiew gebracht hatten, wurde seinen Eltern nicht wiedergegeben.

Am 8. Juli d. J. wurde eine 17 jähriges Mädchen aus Halicz in das Kloster der Felicianerinnen nach Krakau entführt. Die Behörden verweigern die Abnahme und Rückstellung des Kindes an die trostlose Mutter — eine arme Witwe.

Am 7. Juni d. J. verurteilte das Bezirksgericht Zmigrod die 14 jährige Katharina Tabak wegen fälschlicher Beschuldigung der Zmigroder Juden, daß sie an ihr einen Ritualmord begehen wollten, zu dreimonatigem verschärften Arrest. Am 1. September d. J. hat das Kriegsgericht Jaslo dieses Urteil aufgehoben und die Angeklagte freigesprochen mit der Begründung, daß es — entgegen dem Gutachten der Gerichtsärzte — die volle Ueberzeugung von dem Schwachsinn des Mädchens gewonnen habe.

Am 16. August d. J. ermordete der Bauer Wladil Pajak in Sokolow meuchlerisch den jüdischen Schaffner Aron Edelmann. Der Untersuchungsrichter weigert sich in offener Verletzung des § 175 Str.-Pr.-O., den Wladil Pajak zu verhaften, obwohl dieser als gefährliches und gewalttätiges Individuum bekannt ist und seither weitere Drohungen gegen die Juden ausgestoßen hat.

„Die hier aneinander gereihten Tatsachen", so schreibt das Organ der „Oesterreichisch-Israelitischen Union", sprechen so klar und deutlich, daß eigentlich jeder Kommentar überflüssig wäre. In allen hier aufgezählten Fällen handelt es sich um gerichtliche Prozeduren, bei denen Recht und Interesse jüdischer Staatsbürger in Betracht kommen. Der Mörder eines Juden wird auf freiem Fuß belassen, die Urheberin einer unerhörten Verleumdung, durch welche vier Juden in den Verdacht eines versuchten Mordes gebracht und die ganze jüdische Bevölkerung eines Städtchens an Leib und Leben bedroht wurde, wird von der Verantwortlichkeit losgesprochen und Eltern, deren Kinder zur Flucht ins berüchtigte Kloster der Felicanerinnen beredet worden sind, werden dieser Kinder endgültig beraubt. Aus der Fülle von Unrecht und Rechtsverweigerung, die täglich an den galizischen Juden begangen wird, haben wir nur einige krasse Fälle herausgegriffen. Fast jeder Tag, fast jede Briefpost bringt neue Klagen unserer galizischen Glaubensgenossen über Urteile durch Gerichte, die unter dem Gesichtspunkte verständlich sind, daß der Jude als Staatsbürger für rechtlos gilt und daß der Grundsatz von der Gleichheit Aller vor dem Gesetze ihm gegenüber außer Kraft gesetzt wird. Für das menschliche Gefühl wohl das Empörendste ist die Praxis, welche in den sich neuerlich häufenden Fällen von Mädchenraub um sich gegriffen hat. Das Strafgesetz bedroht die Entführer mit schwerer Strafe, das bürgerliche Gesetzbuch verpflichtet die Behörden, den Eltern bei der Rückbringung der entlaufenen aber entführten Kinder obrigkeitlichen Beistand zu leisten, oberstgerichtliche Entscheidungen erklären, daß die Religionsverschiedenheit kein Grund zur Aberkennung der väterlichen Gewalt sei, ein Erlaß des Justizministeriums bestimmt, daß minderjährige Jü innen gegen den Willen der Eltern in Nonnenklöstern nicht angehalten werden dürfen. Trotzdem judizieren die galizischen Gerichte im gegenteiligen Sinne. Aber es ist ja gar nicht notwendig, sich da auf geschriebene Gesetze und Verordnungen zu berufen. In welchem Rechtsstaate der Welt wird das natürliche Recht der Eltern auf den Besitz, die Erhaltung und Berufsbestimmung ihrer minderjährigen Kinder bestritten? Ist es nicht eine selbstverständliche Pflicht der öffentlichen Gewalt, mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln einem Vater beizustehen, der sein entführtes Kind ins Elternhaus zurückbringen will, und wie weit muß die Verwirrung aller Rechtsbegriffe, die Korrumpierung des allgemeinen Rechtsgefühles in einem Lande gediehen sei, wo die Gerichte selbst so lange an den klaren Bestimmungen des geschriebenen Rechtes herumdeuteln, bis es ihnen richtig gelingt, das Kind seinen Eltern zu entziehen. Als unter dem Justizminister Spens-Booden die Affaire Araten in die Oeffentlichkeit, ja bis an die Stufen des Thrones gebracht wurde, da ging ein Aufschrei des empörten Rechtsgefühles durch die ganze gesittete Welt. Man muß der Wahrheit die Ehre geben und anerkennen, daß infolge dieses sensationellen Falles unter den Justizministern Spens-Boaden und Koerber energische Weisungen an die Gerichte hinausgingen, daß die weltlichen Entführer rücksichtslos angeklagt und bestraft wurden und daß es in einzelnen Fällen auch gelang, die entführten Mädchen aus dem Kloster wieder herauszubekommen. Allerdings die geistlichen Mithelfer und Vorschubleister dieser Mädchenräubereien bleiben unbelästigt und konnten ihr verwerfliches Gewerbe des gewalttätigen Seelenfanges ungescheut fortsetzen, da ja ein Minister selbst die für Oesterreichs Rechtszustände höchst bezeichnenden Worte gesprochen hatte, daß vor den Mauern der Klöster die Staatsgewalt aufhöre. Eine große Bewegung gegen den schmutzigen internationalen Mädchenhandel geht heute durch die ganze Welt. Kongresse werden abgehalten, die Regierungen aller europäischen Staaten treffen Vereinbarungen zur gemeinsamen Bekämpfung dieser furchtbaren Eiterbeule unserer Gesellschaft. Die Antisemiten schreien Zeter und Mordio, daß neben den zahllosen christlichen Bordellwirten und Kupplern auch einige Juden dieses Schandgewerbe betreiben. Ja, welcher Unterschied besteht denn zwischen dem Mädchenraub, der unter der Patronanz einiger von religiösem Wahn besessenen polnischen Aristokratinnen betrieben wird, und zwischen dem Mädchenhandel, den die verworfensten Subjekte aller Länder betreiben? Hier wie dort wird die Persönlichkeit des Geraubten ausgelöscht, hier wie dort wird das Recht der Eltern mit Füßen getreten. Die Polizei hat das Recht, in die Bordelle einzudringen und dort nachzuschauen, was mit den Opfern des Mädchenhandels geschieht, sie arrogiert sich aber nicht das Recht, in die Klöster einzudringen und auch dort nach den armen Opfern des Seelenfanges zu schauen. Ja, wer weiß denn, was hinter jenen undurchdringlichen Mauern mit den entführten Mädchen geschieht? Wer bürgt denn dafür, daß nicht auch dort unschuldige Menschenkinder an Leib und Seele zugrunde gerichtet werden? Wer will den Mut haben, zu entscheiden, daß die Kultur des Klosters höher steht als die Kultur des Ghettos? Bezeichnend für die herrschenden Anschauungen ist ganz insbesondere der Fall der Rachel Scheer aus Cetula. Die 600 Kronen, welche die Entführer mitgenommen haben, sind zurückgestellt worden, das geraubte Kind nicht. Die galizischen Behörden haben also den Wert eines geraubten Kindes für die Eltern geringer eingeschätzt als eine Handvoll Baargeld".

Russisches. In Rußland dürfen Juden nicht in die städtischen Verwaltungen gewählt, sie können nur durch die Administration ernannt werden. In letzter Zeit haben nun verschiedene Juden, die in solcher Weise zu Stadträten ernannt worden sind, ihre Aemter niedergelegt, so z. B. Herr W. C. Rogen in Melitopol und Herr N. M. Friedmann in Janiewesch. In der Erklärung, die letzterer zur Begründung seines Schrittes abgegeben, heißt es u. a.:

„Nach der Städteordnung vom Jahre 1892 ist den Juden nicht nur das Recht entzogen worden, zu Mitgliedern des Stadtrates und zur Bekleidung anderer Aemter in der Stadtverwaltung gewählt zu werden, sondern auch das Recht, Wähler zu sein. Wie sehr auch die Juden an den Druck der bureaukratischen Regierungsform gewöhnt sein mögen, haben sie dennoch die Empfindlichkeit für ihnen zugefügte Verletzungen nicht eingebüßt: die Verweigerung der Teilnahme an der städtischen Selbstverwaltung war für sie eine der schwersten Beleidigungen, und diese Beschränkung ist eine unerhörte und beispiellose Ungerechtigkeit. Die Juden machen in den Städten der jüdischen Ansiedelungszone mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung aus, sie erfüllen gleich anderen Einwohnern alle Pflichten, zahlen alle Abgaben, haben jedoch kein Stimmrecht. Der letzte Einwohner der Stadt, wenn er nur kein Jude ist, kann Mitglied des Stadtrates werden; ein Jude hingegen darf, welche Stellung in der Gesellschaft er auch einnehmen mag, nicht nur nicht zu einem Mitglied des Stadtrates gewählt werden, sondern auch nicht als Wähler auftreten. Die Bureaukratie hat die Juden zu rechtlosen Parias gemacht. Es sind ihnen die elementarsten Menschenrechte entzogen. Es ist unmöglich, alle in der russischen Gesetzgebung für Juden vorhandenen Beschränkungen aufzuzählen. Es genügt, zu sagen, daß im allgemeinen einem jeden Verbrecher, dem durch gerichtlichen Urteilsspruch alle besonderen Rechte und Vorrechte entzogen sind und der die Strafe in Arrestantenkompagnien abgebüßt hat, mehr Rechte zustehen, als einem Juden. Ein Pferdedieb darf, wenn er das Gefängnis verlassen hat, sich überall, wo es ihm beliebt, ansiedeln. Dagegen darf ein Jude, der gar kein Verbrechen begangen hat, in seinem Vaterlande, in dem er seit Jahrhunderten lebt, die Dorfluft nicht einatmen. Trotzdem ist er verpflichtet, nicht nur für sein Vaterland, in das ihm der Zutritt verweigert ist, sondern auch für solche Länder, aus denen er sofort nach deren Annektierung ausgewiesen werden wird, sein Blut zu vergießen. — Dies ist der Unsinn, zu dem die Bureaukratie in ihrem blinden Haß und ihrer Feindseligkeit gegen das verfolgte Volk gelangt ist. Während der letzten 25 Jahre beschäftigte sich die Bureaukratie ausschließlich nur damit, neue und neue Beschränkungen für Juden zu erfinden, und sie hat dieses Volk derart in Verzweiflung getrieben, daß es für dasselbe nunmehr keinen anderen Ausweg gibt, als den Kampf für die unterdrückten Menschenrechte, für die beschimpfte Menschenwürde aufzunehmen."

Es wäre nun Sache der Volksvertretung, das schwere von der russischen Bureaukratie begangene Unrecht sobald als möglich wieder gutzumachen.

Man schreibt der „Russ. Korresp." aus Petersburg, 1. Oktober:

Der Arzt J. Lurje, seit 1888 in Mohilow tätig, genoß weit in der Umgegend den Ruf eines Menschenfreundes, der nur für die Armen lebte und wirkte. Bei einer kolossal ausgedehnten Praxis konnte er kaum das zum bescheidensten Leben Nötige verdienen. Zu keiner politischen Partei gehörend, wurde er von allen hochgeschätzt, da er unermüdlich und rückhaltlos seine Stimme erhob, wenn es galt gegen das Vorgehen der Administrativbehörden zu protestieren. So war er schon längst dem berüchtigten Gouverneur Klingenberg ein Dorn im Auge; besonders seit der Judenhetze in Mohilew. Lurje reichte dem nach Mohilew zur Untersuchung der Vorgänge aus Petersburg abkommandierten Beamten des Polizeidepartements Bologowsky ein Memorandum ein, in welchem er die Polizeibehörden der Stadt Mohilew beschuldigte, die Judenhetze vorbereitet und gefördert zu haben. Da er nun sah, daß man dieser Beschuldigung keine Aufmerksamkeit schenken wollte, forderte er schriftlich vom Minister des Innern, daß man ihn wegen einer nicht begründeten Anklage gegen die Polizeibehörde vor Gericht stelle. Die Ausweisung Lurjes ist offenbar eine Antwort auf diese Forderung, denn eine andere hat er nicht bekommen.

In der letzten Zeit machte sich Lurje der Polizei dadurch verhaßt, daß er ihre Behandlung der Arretierten aufzudecken suchte. Es ist jetzt bereits eine in vielen Prozessen festgestellte Tatsache, daß die Polizei die von ihr Arretierten mißhandelt und foltert. Der Gehilfe des Polizeimeisters von Mohilew Misgailo (noch vor kurzer Zeit war er Diener beim Erzbischof von Mohilew!!) drehte einem von ihm Arretierten die Finger aus, klemmte den anderen die Finger in die Tür ein. Das suchte Lurje nachzuweisen, indem er den betreffenden Personen ein Medizinalzeugnis gab. In allerletzter Zeit nahm er an den Vorverhandlungen zur Wahlagitation einen sehr regen Anteil. Nun wollten die Herren Klingenberg und Trepow der Welt zeigen, wie in Rußland die konstitutionellen Freiheiten aussehen.

Am 24. v. M. um 8 Uhr morgens erschien bei L. die Polizei und erklärte ihm, er sei auf 5 Jahre nach dem Gouvernement Archangelsk ausgewiesen. Auf die Anfrage, ob es ihm erlaubt sei, frei, nicht unter Arrest nach dem Bestimmungsort abzureisen, bekam er eine bejahende Antwort und er bat deshalb, daß es ihm erlaubt werde, seine kleine Tochter (ein achtjähriges Mädchen) mitzunehmen, was ihm auch gewährt wurde. In der Wirklichkeit entwickelte sich aber die Sache folgendermaßen. In der nächsten Stadt Smolensk, wo L. am Abend angekommen war, wurde er ins Gefängnis geworfen, wobei die kleine Tochter in der Frauenabteilung des Gefängnisses, getrennt vom Vater, die Nacht zubringen mußte. Da L. nun sah, daß er nach Archangelsk per Schub wird befördert werden, und daß es unmöglich wäre, bei diesen Verhältnissen das kleine Mädchen mitzunehmen, bat er, daß man sie nach Mohilew zurücksende. Das geschah auch — sie wurde in Begleitung eines Polizisten nach Mohilew gebracht und mußte hier noch 2 Stunden im Arresthause verbringen, bis sie nach Hause kam.

Dieser empörende Fall, der die ganze Bevölkerung und nicht nur die jüdische — denn L. ist ebenso in christlichen Kreisen bekannt — empört hat, erfordert die nötige Klarstellung in der europäischen Presse, damit die Welt nicht durch die Redensarten der russischen Regierung betrogen werde.

Ueber die neuen Greuel, deren Schauplatz Kischinew am 2. September gewesen, waren authentische Nachrichten nicht zu erlangen, weil ein Zensur-Verbot den Blättern untersagt hat, andere Berichte als den von der offiziösen „Nordischen Telegraphen-Agentur" verbreiteten zu veröffentlichen. Nunmehr liegt ein Schreiben einer angesehenen Kischinewer Persönlichkeit vor, dem wir über Entstehung und Verlauf der Katastrophe Folgendes entnehmen: Ohne jegliche Veranlassung wurde die Inhaberin einer Selterbude, Lea Perlmann, am Abend des 2. September von einem Rowdy durch einen Messerstich in den Unterleib tötlich verletzt. Man brachte die aus einer breiten, klaffenden Wunde Blutende in das städtische Spital, wo der Jüdin aber die Aufnahme, ja jede Hilfeleistung verweigert wurde. Sie mußte daher nach dem jüdischen Krankenhause weiter transportiert werden und starb unterwegs an völliger Verblutung. Die Familie Perlmann wird seit drei Jahren schwer vom Unglück verfolgt. Bis dahin sehr wohlhabend, verlor sie beim Kischinewer Krawall ihr gesamtes Vermögen. Im vorigen Jahre wurde das Oberhaupt der Familie, Idel Perlmann, von der Pferdebahn überfahren. Die Gesellschaft, gegen welche ein Zivilprozeß angestrengt wurde, entließ den schuldigen Kutscher, und dieser stellte sich als „Hooligan" in den Dienst der Polizei. Als solcher genießt er die ausgedehnten Vorrechte eines Polizisten, sodaß er mit ziemlicher Gewißheit darauf

rechnen konnte, sich an der Frau, der er die Schuld für seine Entlassung zuschrieb, ungestraft rächen zu können. Sehr bezeichnender Weise antwortete die Polizei dem dirigierenden Arzt des jüdischen Krankenhauses, welcher die Einlieferung der ermordeten Frau meldete und hinzufügte, daß ein „Haaligan" der Mörder sei: „Jawohl ein Haaligan mit Peies". Zu der Beerdigung versammelten sich mehrere Hundert Personen vor dem Schauhause, und dem Leichenzuge schlossen sich weitere Menschenmengen an, deren Zahl auf einige Tausend anwuchs. Einige Polizeispitzel drängten sich in den Kondukt, verteilten Proklamationen und entfalteten beim Eintritt desselben in die von Moldovanen und sonstigem Pöbel bewohnte Kalaraschа-Vorstadt eine rothe Fahne mit revolutionären Inschriften. Plötzlich stockte die Prozession. Mitten in der Straße standen Polizisten und Soldaten; rechts und links hinter dem Zuge tauchten Kosaken auf und hieben unter dem Rufe „Schlagt die Juden tot!" mit blanker Waffe auf die in drangvoll furchtbare Enge eingekeilte Menge ein. Entsetzt stoben die Ueberfallenen auseinander. Aber alle Häuser und Höfe gehörten den judenfeindlichen Moldovanen, welche die sich Verbergenden der Polizei auslieferten. Zwanzig Juden, die sich in einer Holzkammer versteckten, wurden von einer Rotte Christen umringt und mit dem Tode bedroht, falls sie nicht ihr Versteck verließen. Als sie ins Freie hinausliefen, rannten sie den zu ihrem Empfange bereit stehenden, eine Doppelreihe bildenden Soldaten direkt in die Bajonette. Das Ergebnis der Schlächtereien waren 46 leicht und 9 schwer Verwundete, von denen sich 24 im jüdischen Krankenhaus befinden, während der Rest auf Befehl der Polizei in das städtische Spital untergebracht wurde. Sie werden sämtlich als Verhaftete betrachtet und stehen unter Polizeiaufsicht. Außerdem sitzen 30 Juden im Gefängnis. Am Tage besuchte der Gouverneur Charuzin das jüdische Krankenhaus und erkundigte sich bei den dort untergebrachten Verletzten nach ihrem Befinden. Es ergab sich, daß Hunderte von Juden, welche sich arglos nach dem jüdischen Friedhof begaben, um dort ihre Gebete zu verrichten, überfallen und mißhandelt wurden. Der Apotheker-Gehilfe Lipawezki erzählte dem Gouverneur, daß er von zwei Polizisten bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen und seiner Baarschaft von 46 Rubel beraubt worden ist. Der Gouverneur hat eine „strenge Untersuchung" zugesichert, über deren Ergebnis man sich aber keinen Illusionen hingeben wird.

Die Juden in Finland. Mit kaum weniger Recht als die Finnen sich über die Russen beklagen, können die Juden sich über die Finnen beklagen. In Finland werden nämlich die Juden noch viel schlimmer behandelt als selbst in Rußland. Der Senat von Finland hat eben erst nach strengere Maßregeln gegen die Juden beschlossen. Diese dürfen selbst vorübergehend nicht außerhalb Helsingfors, Wiborgs und Abos wohnen. Die finischen Juden dürfen sich nicht mit Juden von außerhalb verheiraten, und sie dürfen nur mit Flitterkram, Streichhölzern und allen Sachen handeln. Der Kauf von Immobilien ist ihnen verboten. Jeder Jude, der ein Delikt begangen hat, kann binnen 24 Stunden aus dem Lande gewiesen werden. Wie kann ein Volk, während es sich selbst über Tyrannei beklagt, in so unerhörter Weise andere tyrannisieren!

Die Juden auf der skandinavischen Halbinsel. Mit Ausnahme von Spanien und Portugal hat kein Land Europas eine so geringfügige jüdische Bevölkerung, wie die Länder der skandinavischen Halbinsel, die jetzt wieder einmal im Vordergrund politischer Interessen steht. Dänemark zählt bei einer Bevölkerung von über 2 Millionen Einwohnern 3476, Schweden mit über fünf Millionen Einwohnern 2800 und Norwegen mit $2^1/_4$ Millionen kaum 600 Juden. Im ganzen leben in den drei Ländern mit einer Bevölkerung von ca. 10 Millionen Einwohnern nur 6876 Juden = 0,06 Prozent. Der Grund dafür ist in erster Reihe in der Tatsache zu suchen, daß die Judenemanzipation in Skandinavien nur ganz jungen Datums ist. So durften die Juden bis 1860 beispielsweise in Schweden nur in drei Städten wohnen und selbst da bedurfte die Niederlassung eines Juden jedesmal der ausdrücklichen Genehmigung des Königs. Im Jahre 1711 wurden in Schweden drei Juden verbrannt und im Jahre 1779 sind die wenigen daselbst wohnenden Juden verhaftet, bestraft und ausgewiesen worden. Die in Skandinavien eingewanderten Juden stammen teils aus Hamburg und Amsterdam, meist aber aus Rußland. Da jedoch die Hamburger und Amsterdamer Juden es nicht nötig haben, nach Skandinavien auszuwandern, den russischen Juden aber das Land nicht gerade auf dem Wege liegt, so wächst die jüdische Bevölkerung daselbst sehr langsam. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Skandinavien augenscheinlich trotz seines großen Umfangs und seiner dünn gesäeten Bevölkerung doch kaum seine eigenen Einwohner ernähren kann. Dieses beweist die Tatsache, daß vom Jahre 1820—1904, also in 84 Jahren, die skandinavische Halbinsel 1 763 145 Emigranten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika entsendet hat.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 41. Berlin, 11. Oktober 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Unerbittlich.

Unter der ebenso gesuchten wie pathetischen Ueberschrift „Zwischen uns sei Wahrheit" veröffentlicht die „Deutsche Hochwacht", die sich selbst das Zeugnis der „Unbestechlichkeit" ausstellt, einen Leitartikel, der überaus charakteristisch ist und uns belehrt, mit was für Leuten wir im deutschen Vaterlande zusammenwohnen.

Unerbittliche, wirkliche Antisemiten haben, wie in der Einleitung erzählt wird, es der „Hochwacht" übel genommen, daß sie „nicht alles, was irgend ein Hebräerlein tut, als offenbar gemein oder auch unzulänglich hinstellt." Diesen Unerbittlichen will die „Deutsche Hochwacht" den Beweis liefern, daß sie noch unerbittlicher ist.

Der Vorwurf, daß sie Wagner für einen Germanen halte, trotzdem ihn „jüdische Blätter" als von jüdischer Abstammung reklamierten, wird zurückgewiesen, da es unmöglich sei, daß ein Semit „so urdeutsche, germanische Werke" schreibe. In dieser Ueberzeugung stört sie auch nicht die Tatsache, daß Siegfried Wagner eine krumme Nase hat. Das ist nun unseres Erachtens eigentlich schon Häresie; denn wie in aller Welt kann das Ungeheuerliche geschehen, daß ein Germane, ein Sohn Richard Wagners, eine krumme Nase erhält? Aber die „Deutsche Hochwacht" ist noch paradoxer. Eugen Dühring, der rassenantisemitische Apostel, dem Begabung nicht abgesprochen werden kann, hält ja, wie aus dem „Hochwacht"-Artikel selbst zu ersehen ist, Wagner für einen Juden, und der unerbittliche Antisemit, der dem Blatte den Vorwurf gemacht hat, ja auch, und er erklärt sogar, Wagnersche Musik überhaupt nicht leiden zu können. Aus all dem geht doch hervor, daß es mit dem Deutschtum der Wagnerschen Musik nicht allzuweit her ist.*) Wäre der „Hochwacht"-Artikler etwas besser in der Weltliteratur bewandert, dann würde er wissen, daß schon oft Werke für unzweifelhaft römisch, griechisch, keltisch usw. usw. gehalten worden sind, die sich nachträglich als gelungene Imitationen herausgestellt haben. Und weiß der betreffende Herr garnichts von den Nationalhymnen, die so garnicht nationalen Ursprungs sind?

Daß gar wegen ihrer Stellung zu der Abstammung Wagners der unbestechlichen „Deutschen Hochwacht" wenn auch nur „durch die Blume" zu verstehen gegeben wird, sie „treibe falsches Spiel", ist bitter, sehr bitter. Nein, die olle, ehrliche „Deutsche Hochwacht" ist unbestechlich wahr. Darum korrigiert sie nicht die Statistik oder unterdrückt sie, wie ihr von unerbittlichen Antisemiten vorgeschlagen worden ist, wenn aus dieser Statistik hervorgeht, daß die Bevölkerungszunahme der in Deutschland ansässigen Judenschaft im Verhältnisse zu der deutschen Bevölkerungszunahme zurückgehe. Die „Hochwacht" geht sogar so weit in ihrer Ehrlichkeit und „Unbestechlichkeit", zuzugeben, daß Mendelssohn ein guter Komponist ist, der nur nicht an Beethoven, Bach, Brahms, Schuhmann und Schubert heranreiche, und daß Joachim ein großer Geigenkünstler sei.

Warum die halbe Million Juden durchaus einen Beethoven und Bach liefern sollen, während doch auf sehr viele Millionen Germanen, und andere Volksstämme auch nicht ein zweiter Beethoven entfällt und nicht viele Bach usw., leuchtet uns nicht recht ein. Und wenn die „Hochwacht" zu versehen gibt, daß Joachim seine große Künstlerschaft vielleicht dem Umstande verdanke, daß „an ihm seit seiner Jugendzeit germanische Kunsterziehung sehr gearbeitet, und daß das Vorbild eines Johannes Brahms sich ihm nutzbringend erwiesen haben könnte", dann sind ja die Juden sogar nach den Begriffen der unerbittlichen und unbestechlichen „Hochwacht" nicht übel verbesserungs- und assimilationsfähig.

Aber die „Deutsche Hochwacht" ist eben unerbittlich, unerbittlicher als selbst die anderen unerbittlichen Antisemiten. Sie will von den Juden absolut nichts wissen. Sie lehnt eine Mithilfe dieses Volkes am Aufbau der deutschen Kultur ab, weil sie keine Mischkultur haben will. Und, fährt sie fort, „selbst wenn Zeichen und Wunder geschehen sollten und das Judentum wirkliche Werte zu schaffen lernte (allerdings ein Ding der Unmöglichkeit), so wäre uns das alles nichts nütze, da es benutzt würde zur Knechtung und Ueberwindung unseres Volkstums. Wenn mir ein Jud in mein Haus kommt und mir nachweist, daß er viel besser sei als ich und viel daseinsberechtigter, ich solle ihm daher mein Haus überlassen — so werfe ich ihn die Treppe runter, ohne mich viel auf Erörterungen einzulassen".

Das ist die Philosophie der Herero, der Hottentotten, der Boxer, nur daß alle diese unendlich mehr Recht zu einer solchen Philosophie hätten. Sind nicht die Deutschen in das Haus der Neger gegangen und haben ihnen nachgewiesen — nein, nachzuweisen versucht, nein, auch das nicht —, haben dort schlankweg behauptet, sie seien viel besser und daseinsberechtigter.? Nun, die Herero werfen nach antisemitischem Rezept, ohne sich viel auf Erörterungen einzulassen, die Deutschen die Treppe hinab, das heißt zum Lande hinaus. Und nicht nur die Her ro, sondern alle Aethiopier, alle Asiaten hätten nach dieser antisemitischen Doktrin das Recht und sogar die Pflicht, so mit allen zu verfahren, die ihnen die Segnungen der

*) Siehe auch Seite 297, 298, Jahrgang 1904 der „Mitt."

Kultur, der Humanität bringen wollen, allerdings leider nicht immer bringen.

Wären die Sätze des „germanischen“ Blattes in Suaheli zu lesen gewesen oder in sonst einer der afrikanischen Sprachen, dann hätten wir geglaubt das Programm Hendrik Witbois oder eines andern Herero, Hottentotten oder Kaffern vor uns zu haben. In deutscher Sprache nimmt uns dieses brutale Bekennen zur Barbarenpolitik einigermaßen Wunder, wenn es auch von Antisemiten herrührt, denen wir alles mögliche zutrauen. Aber wir vergessen, daß die „Deutsche Hochwacht“ diejenigen Antisemiten repräsentieren will, die noch wirklicher und unerbittlicher sind als selbst die wirklichen und unerbittlichen Antisemiten. Unter diesen gibt es freilich nichts, sie haben die höchste Stufe der ungemischten Unkultur erklommen.

„Des Kaisers Feind.“

Max Bewer veröffentlicht ein Gedicht über „des Kaisers Feind“, das trotz seiner mitunter hübschen Verse seinem Inhalte nach heller und nicht einmal origineller Blödsinn ist. Der Kaiser habe nirgends einen Feind mit Ausnahme der Juden. Die wollen „mit der Axt des Aufruhrs den Kaiserthron zerschlagen und in das Kaiserschloß die Flammen der Empörung tragen“ und noch allerlei andere Schandtaten verüben, zuletzt ihn, wenn er zur Notwehr greift, über die Grenzen seines Landes hetzen und auf sein Haupt noch einen Preis für Mörderhände setzen, die Kaiserkinder enterben,

> „Und ihre zärtlichen Gestalten
> Ins Mordfeuer des Pöbels reihn.“

Indessen könne der Kaiser getrost sein, dieser schreckliche Feind ist ja nicht deutsch, sondern jüdisch.

Und woher weiß Bewer alles das? Nun, haben nicht Marx und Lassalle allerlei gesagt und geschrieben?

Aber nicht nur daher stammen die Tränen Max Bewers, des Unglücksraben. Er hat entdeckt daß

> Während Deine besten Bürger,
> Durch ihrer Arbeit Beispiel
> Den fürchterlichen Feind zu bändigen suchen
> Und selbst der Landeskirche priesterliche Diener
> Ihn mit dem Kreuze ernst beschwören,
> Gebot dem frevlen Treiben dieses Volks
> Noch niemals Einhalt ein Rabbiner.

Trotz allem Respekt vor der licentia poëtica und vor der Hellseherei eines blindwütigen Poeten müssen wir doch gegen die letzte Behauptung einwenden, daß Herr Bewer nicht so informiert sein dürfte über die Reden und Taten aller Rabbiner, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, es habe noch nie ein Rabbiner gegen die Sozialdemokratie gepredigt. Aber gesetzt den Fall, es könnte nachgewiesen und eidlich erhärtet werden, daß wirklich noch nie und nirgends ein Rabb ner sich zum Beschützer des deutschen Kaisers gegen den sozialdemokratischen Feind aufgeworfen hat. Könnte nicht der Grund auch sein, daß der Rabbiner sehr gut weiß, daß die Sozialdemokratie so wenig mit dem Judentum zu schaffen habe. wie der Antisemitismus mit dem Christentum? Könnten die Rabbiner nicht am Ende sich sagen, daß, sintemalen „der Landeskirche priesterlicher Diener“, die eine weit größere Autorität und Machtfülle besitzen, nicht das Anwachsen der Sozialdemokratie auf drei Millionen — ohne die Frauen und ohne die jungen Leute — haben verhindern können, sie erst garnicht eine solche Danaidenarbeit versuchen wollen, zumal ja die Juden nach antisemitischen Lehren Kapitalisten, Ausbeuter sind, es sich also bei den jüdischen Sozialdemokraten nur um Ausnahmen handeln könne.

Aber es lohnt wirklich nicht, gegen den von Antisemiten in Prosa und in Versen oft genug wiederholten Unsinn, daß die Juden für die Sozialdemokratie verantwortlich seien, zu Felde zu ziehen. Wir bedauern nur eins, daß nämlich das Gedicht in einem Buche veröffentlicht wird, welches im Goethe-Verlag in Laubegast-Dresden erscheint.

Die Juden auf den preußischen Universitäten.

Von Dr. Arthur Ruppin-Berlin.

Die letzte Publikation des kgl. preußischen Statistischen Amts über das Universitätswesen behandelte das Sommerhalbjahr 1899 und das Winterhalbjahr 1899/1900. Ueber die darauf folgenden 4 Studienhalbjahre sind Veröffentlichungen nicht erfolgt, sodaß nach dieser längeren Pause die soeben als Band 193 der preußischen Statistik erschienene ausführliche Uebersicht über das preußische Universitätswesen während des Sommerhalbjahres 1902 und des Winterhalbjahres 1902/03 besondere Beachtung verdient.

Die Zahl der sämtlichen Studierenden betrug im S.-H. 1902 17 503, darunter 1590 Juden, im W.-H. 1902/03 18 207, darunter 1761 Juden. Einen Vergleich der Zahlen im Durchschnitt des S.-H. 1902 und des W.-H. 1902/03 mit den Zahlen in verschiedenen früheren Jahren ermöglicht Tabelle I, die zugleich über die Staatsangehörigkeit der Studierenden Auskunft gibt. Es zeigt sich, daß die absolute Zahl der jüd. Studierenden im Durchschnitt des S.-H. 1902 und des W.-H. 1902/03 mit 1675 höher ist als im Durchschnitt des S.-H. 1899 und W.-H. 1899/1900 (wo sie 1464 betrug) und als in allen früheren Zeitperioden. Auch der Prozentsatz der Juden unter der Gesamtzahl aller Studierenden ist gegenüber der Periode 1899/1900 in der Periode 1902/03 von 9,22 % auf 9,38 % gestiegen, erreicht jedoch mit diesem letzteren Prozentsatze noch nicht den Prozentsatz der Jahre 1895/96, wo er 9,71 % betrug, aber gar des Jahres 1892/93, wo er mit 10,06 % den höchsten bisherigen Stand aufwies.

Die Zunahme der jüd. Studierenden in der Periode 1902/03 gegenüber der Periode 1899/1900 ist, wie sich aus Tabelle I ergibt, lediglich der erheblich gewachsen Zahl der ausländischen Juden zuzuschreiben, die 1899/1900 nur 265, 1902/03 dagegen 455 Studierende zählten und damals 24,38 %, jetzt 32,78 % aller ausländischen Studierenden überhaupt ausmachten. Sieht man von den ausländischen Studierenden ab und betrachtet allein die jüd. Studierenden preußischer aber sonstiger deutscher Staatsangehörigkeit, so ist ihre Zahl seit 1899/1900 fast genau stabil geblieben (1220 gegen früher 1199) und ihr Prozentsatz unter der Zahl aller preußischen bezw. sonstigen deutschen Studierenden ist sogar erheblich gesunken, für die preußischen jüdischen Studierenden von 8,28 % auf 7,55 %, für die sonstigen deutschen jüd. Studierenden von 6,78 % auf 6,40 %. Ueberhaupt zeigt sich — unter Berücksichtigung nur der reichsinländischen Studierenden — schon seit dem Jahre 1886/87 ein ständiger Rückgang des prozentualen Anteils der Juden. Unter den gesamten 16 466 reichsinländischen (preußischen und sonstigen deutschen) Studierenden befanden sich im Jahre 1902/03 nur noch 7,41 % Juden gegenüber 8,10 % im Jahre 1899/1900, 9,08 % im Jahre 1892/93 und 9,12 % im Jahre 1886/87. Der Rückgang entspricht dem relativen Rückgang der jüdischen Bevölkerung in Preußen, die im Jahre 1880 noch 1,33 %, 1890 nur noch 1,24 % und 1900 sogar nur 1,14 % der Gesamtbevölkerung Preußens betrug. Ein Vergleich über den verschieden starken Andrang der einzelnen Konfessionen zur Universität läßt sich durch die Feststellung gewinnen, wieviel preußische Studierende auf je 10 000 männliche Bewohner gleichen Bekenntnisses in Preußen entfallen. Es

kamen Studierende auf je 10 000 männliche Bewohner gleichen Bekenntnisses im Durchschnitt der Studienhalbjahre.

	W.-H. 1891/92 b. W.-H. 1895/96	S.-H. 1899 u. W.-H. 1899/1900	S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03
evangel.	7,02	7,90	8,37
kathol.	4,39	4,33	6,61
jüdische	50,83	55,97	54,75
sonstige	7,24	6,52	5,50
überhaupt	6,63	7,18	8,26

Der viel stärkere Andrang der Juden zur Universität, welcher den der Evangelischen um das $6\frac{1}{2}$fache und den der Katholiken um das $8\frac{1}{2}$fache übertrifft, geht aus diesen Zahlen klar hervor. In der Periode 1889/1900 war dieses Verhältnis noch höher; seitdem ist aber der Zudrang der Evangelischen und ganz besonders der Katholiken zur Universität gestiegen, während die Juden einen Rückgang aufweisen; 1899/1900 entfielen auf 10 000 jüdische Bewohner 55,97 jüdische Studierende, 1902/03 nur noch 54,75. Dieser Rückgang braucht allerdings nicht in einer Abwendung vom Universitätsstudium und Hinwendung zu anderen Berufen oder Hochschulen (technische Hochschulen, Handelshochschulen) seinen Grund zu haben; er ist vielleicht mit größerem Rechte auf eine Aenderung in der Altersgliederung der Juden in Preußen (die infolge starken Geburtsrückgangs jetzt weniger Kinder und Jünglinge unter sich haben als in früheren Jahren) zurückzuführen.

Tabelle I.

Staatsangehörigkeit	Zahl der Studierenden im Durchschnitt der Studienhalbjahre												Unter je 100 Studierenden waren Juden im Durchschnitt der Studienhalbjahre					
	W.-H. 1886/87 u. S.-H. 1887		S.-H. 1889 u. W.-H. 1889/90		S.-H. 1892 u. W.-H. 1892/93		S.-H. 1895 u. W.-H. 1895/96		S.-H. 1899 u. W.-H. 1899/00		S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03		W.-H. 86/87 u. S.-H. 87	S.-H. 89 u. W.-H. 89/90	S.-H. 92 u. W.-H. 92/93	S.-H. 95 u. W.-H. 95/96	S.-H. 99 u. W.-H. 99/00	S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03
	christl.	jüd.	christl.	jüd.	christl.	jüd.	christl.	jüd.	christl.	jüd.	christl.	jüd.						
Preußen	10426	1103	10225	1034	9172	945	9992	962	11962	1080	13104	1094	9,56	9,18	9,34	8,78	8,28	7,55
sonstige Deutsche	1378	81	1329	93	1248	96	1273	120	1636	119	1842	126	5,96	6,54	7,14	8,61	6,78	6,40
Reichsausländer	641	129	690	138	623	194	749	210	822	265	933	455	16,75	16,67	23,75	21,90	24,38	32,78
Studier. überhaupt	12345	1313	12244	1265	11043	1235	12014	1292	14420	1464	16179	1675	9,61	9,36	10,06	9,71	9,22	9,38

Tabelle II.

	Zahl der studierenden reichsinländischen Juden im Durchschnitt der Studienhalbjahre.						Unter je 100 studierenden Reichsinländern waren Juden im Durchschnitt der Studienhalbjahre					
	W.-H. 86/87 u. S.-H. 87	S.-H. 89 u. W.-H. 89/90	S.-H. 92 u. W.-H. 92/93	S.-H. 95 u. W.-H. 95/96	S.-H. 99 u. W.-H. 99/00	S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03	W.-H. 86/87 u. S.-H. 87	S.-H. 89 u. W.-H. 89/90	S.-H. 92 u. W.-H. 92/93	S.-H. 95 u. W.-H. 95/96	S.-H. 99 u. W.-H. 99/00	S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03
in der jurist. Fakultät	185	191	255	286	383	459	8,87	7,83	9,80	8,60	8,67	8,91
" " medizin. "	696	641	541	526	453	369	19,59	18,46	17,14	16,95	14,62	15,04
" " philosoph. " im ganzen	303	295	246	269	364	392	7,45	8,24	8,19	7,77	7,16	5,77
darunter im einzelnen												
in Philosophie, Philologie und Geschichte	138	119	75	81	109	127	7,45	7,63	7,01	6,95	5,75	4,45
in Mathematik und Naturwissenschaften	106	94	84	92	133	140	8,24	9,33	9,37	8,98	7,65	5,61
in Landwirtschaft, Kameralia und Nationalökonomie	nicht erhob.	7	6	13	15	23	—	1,94	1,89	2,13	2,07	2,85
in Pharmazie	nicht erhob.	75 (Pharmazie u. Zahnheilkunde)	81	83	39	37	—	11,54 (Pharmazie u. Zahnheilkunde)	11,95	12,54	8,25	9,02
in Zahnheilkunde	nicht erhob.				68	65	—				26,88	26,86
in allen drei nichttheologischen Fakultäten zusammen	1184	1127	1042	1081	1200	1220	12,20	11,87	11,89	10,93	9,53	8,46

Tabelle III

Von je 100 jüdischen reichsinländ. Studierenden entfielen	Im Durchschnitt der Studienhalbjahre					
	W.-H. 1886/87 u. S.-H. 1887	S.-H. 1889 u. W.-H. 1889/90	S.-H. 1892 u. W.-H. 1892/93	S.-H. 1895 u. W.-H. 1895/96	S.-H. 1899 u. W.-H. 1899/1900	S.-H. 1902 u. W.-H. 1902/03
auf die jurist. Fakultät	15,63	16,95	24,47	26,46	31,92	37,62
" " medizin. "	58,78	56,88	51,92	48,66	37,75	30,25
" " philos. "	25,59	26,17	23,61	24,88	30,33	32,13
davon auf die einzelnen Disziplinen der philos. Fak.:						
auf Philos., Philol. u. Gesch.	11,66	10,56	7,20	7,49	9,08	10,41
" Mathemat. u. Naturwiss.	8,95	8,34	8,06	8,51	11,08	11,47
" Landw., Kamer. u. Nationalök.	—	0,62	0,58	1,20	1,25	1,89
" Pharmazie	—	6,65 (Pharmazie u. Zahnheilkunde)	7,77	7,68	3,25	3,03
" Zahnheilkunde	—				5,67	5,33

Von großem Interesse ist die Verteilung von Christen und Juden auf die einzelnen Fakultäten und Studienfächer. Da diese Verteilung bei den ausländischen Studierenden eine ganz andere ist als bei den inländischen Studierenden (für

manche Studienfächer, z. B. die Jurisprudenz, kann ein Ausländer eine zur späteren praktischen Ausübung in seinem Heimatlande befähigende Ausbildung fast nur auf den Universitäten seines Heimatlandes erwerben), so würde eine Hereinbeziehung der an preußischen Universitäten studierenden reichsausländischen Juden, von denen im Durchschniti des S.-H. 1902 und des W.-H. 1902/03 31 Jurisprudenz, 182 Medizin, 85 Philosophie, Philologie und Geschichte, 118 Mathematik und Naturwissenschaften, 31 Landwirtschaft, Kameralia und Nationalökonomie, 8 Zahnheilkunde studierten, das Bild nur verwirren, und es sind in der Tabelle II deshalb nur reichsinländische Christen und Juden mit einander verglichen worden. Das Ergebnis ist, daß die schon seit dem Beginn der 90er Jahre zu beobachtende Abwendung der Juden vom medizinischen zu Gunsten des juristischen Studiums sich seit dem Jahre 1899/1900 in noch verstärkter Form fortgesetzt hat, sodaß im Jahre 1902/03 zum ersten Male die Zahl der jüdischen Juristen größer ist als diejenige der jüdischen Mediziner. Welch außerordentliche Verschiebung diese Tatsache in sich schließt, erhellt daraus, daß 16 Jahre früher, im Jahre 1886/87, die jüdischen Juristen nur etwa den vierten Teil so zahlreich waren als die jüdischen Mediziner. Während es damals unter den jüdischen Studierenden 185 Juristen und 696 Mediziner gab, stehen im Jahre 1902/03 den 459 jüdischen Juristen nur 369 Mediziner gegenüber. Da dieser Verschiebung des Studienfachs bei den Juden eine fast parallele Verschiebung bei den Christen entspricht, so treten die Wirkungen der Verschiebung in dem Anteil der Juden unter der Gesamtzahl der studierenden Juristen und Mediziner garnicht oder nur abgeschwächt hervor. Der Prozentsatz der Juden unter den juristischen Studierenden, der im Jahre 1902/03 8,91 % betrug, ist damit fast genau der gleiche wie im Jahre 1886/87, wo er 8,87 % betrug; bei den Medizinern zeigen sich die Folgen des außerordentlich starken Rückgangs der Juden allerdings insofern, als der Prozentsatz der Juden unter den Medizinern von 19,59 % im Jahre 1886/87 auf 15,04 im Jahre 1902/03 zurückgegangen ist. In der philosophischen Fakultät ist die absolute Zahl der Juden in den letzten 10 Jahren langsam, aber stetig gestiegen (von 246 im Jahre 1892/93 auf 392 im Jahre 1902/03) und zwar ist diese Steigerung unter den einzelnen in der philosophischen Fakultät vereinigten Disziplinen hauptsächlich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften sowie der Philologie zu gute gekommen. Da die Zahl der christlichen Studierenden in der philosophischen Fakultät aber noch stärker gestiegen ist als die Zahl der Juden, so zeigt sich prozentual ein Rückgang der Juden. Unter den einzelnen philosophischen Disziplinen wiesen im Jahre 1902/03 Philosophie*), Philologie und Geschichte 4,45 %, Mathematik und Naturwissenschaften 5,61 %, Landwirtschaft, Nationalökonomie und Kameralia 2,85 %, die Pharmazie 9,02 %, die Zahnheilkunde 26,86 % Juden auf. Die letztgenannte Disziplin ist damit die bei weitem am stärksten von Juden besetzte.

Am deutlichsten zeigt sich der Wechsel in der Wahl des Studienfachs durch die Vergleichung, wie sich 100 jüdische Studierende in den verschiedenen Jahren auf die einzelnen Fakultäten und Disziplinen verteilt haben. Diese Vergleichung ist in Tabelle III durchgeführt und zeigt insbesondere, daß in der Zeit von 1886/87 bis 1902/03 der Anteil der Juristen unter den jüdischen Studierenden von 15,63 % auf 37,62 %, der Anteil der Philosophen von 25,59 % auf 32,13 % gestiegen, der Anteil der Mediziner dagegen von 58,78 % auf 30,25 % gesunken ist. Unter den einzelnen philosophischen Disziplinen weisen in derselben Zeit Philosophie, Philologie und Geschichte einen Rückgang

*) Anm. Hierunter sind auch die jüdischen Theologen enthalten.

Tabelle IV.

In absoluten Zahlen, im Durchschnitt der Studienhalbjahre

Es studierten an der Universität.	S.-H. 1898 und W.-H. 1899/1900						S.-H. 1902 und W.-H. 1902/1903					
	Christen			Juden			Christen			Juden		
	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer
Berlin	3372	605	464	721	99	211	3670	643	535	713	92	326
Bonn	1745	90	54	50	3	2	1992	133	63	54	3	2
Breslau	1329	21	30	196	4	12	1494	31	28	184	7	19
Göttingen	908	250	80	14	2	6	960	283	83	20	2	13
Greifswald	687	70	11	12	—	—	652	62	12	12	—	7
Halle	1106	218	109	12	1	9	1137	235	139	8	3	15
Kiel	621	185	16	10	7	1	765	246	18	22	14	—
Königsberg	693	8	20	47	2	21	796	10	7	55	—	59
Marburg	890	151	38	18	2	3	969	147	44	21	5	14
Akd. Münster	565	38	—	—	—	—	925	52	9	5	—	—
Lyc. Hos. in Braunsberg	46	—	—	—	—	—	44	—	—	—	—	—
Sa.	11962	1636	822	1080	120	265	13404	1842	933	1094	126	455

Unter je 100 Studierenden aller Universitäten, im Durchschnitt der Studienhalbjahre

Es studierten an der Universität.	S.-H. 1899 und W.-H. 1899/1900						S.-H. 1902 und W.-H. 1902/1903					
	Christen			Juden			Christen			Juden		
	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer	Preußen	sonstige Deutsche	Ausländer
Berlin	28,2	37,0	56,5	66,8	82,5	79,6	27,4	34,9	57,3	65,2	73,1	71,6
Bonn	14,6	5,5	6,6	4,6	2,5	0,8	14,9	7,2	6,8	4,9	2,4	0,4
Breslau	11,1	1,3	3,7	18,2	3,3	4,5	11,1	1,7	3,0	16,8	5,5	4,2
Göttingen	7,6	15,3	9,7	1,3	1,7	2,3	7,2	15,4	8,9	1,8	1,6	2,9
Greifswald	5,7	4,3	1,3	1,1	—	—	4,9	3,3	1,3	1,1	—	1,5
Halle	9,2	13,3	13,2	1,1	0,8	3,4	8,5	12,8	14,9	0,8	2,4	3,3
Kiel	5,2	11,3	2,0	0,9	5,8	0,4	5,7	13,4	1,4	2,0	11,1	—
Königsberg	5,8	0,5	2,4	4,3	1,7	7,9	5,9	0,5	0,8	5,0	—	13,0
Marburg	7,5	9,2	4,6	1,7	1,7	1,1	7,2	8,0	4,7	1,9	3,9	3,1
Akd. Münster	4,7	2,3	—	—	—	—	6,9	2,8	0,9	0,5	—	—
Lyc. Hos. in Braunsberg	0,4	—	—	—	—	—	0,3	—	—	—	—	—
Sa.	100	100	100	100	100	100	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

von 11,66 % auf 10,41 %, Mathematik und Naturwissenschaften eine Steigerung von 8,95 % auf 11,47 %, Landwirtschaft, Kameralia und Nationalökonomie von 0,62 % (im Jahre 1889/90) auf 1,89 % auf. Pharmazie und Zahnheilkunde, auf die zusammen im Jahre 1889/90 6,65 % aller jüdischen Studierenden entfielen, zählen jetzt 8,36 %.

Was die Verteilung der Studierenden auf die einzelnen Universitäten angeht, so sind darin im Jahre 1902/03 keine wesentlichen Aenderungen gegen früher eingetreten. Nach wie vor konzentrieren sich die jüdischen Studierenden an den Universitäten Berlin und Breslau, neben denen nur noch Bonn und Königsberg eine nennenswerte Anzahl von jüdischen Studierenden aufweisen. An allen übrigen Universitäten bleibt die Zahl der jüdischen Studierenden unter 30 oder geht nur ganz wenig darüber hinaus. Detaillierte Aufschlüsse über den Besuch der einzelnen Universitäten durch Christen und Juden gibt Tabelle IV. Es zeigt sich, daß von den preußischen Juden fast $^2/_3$, nämlich 65,2 %, in Berlin und weitere 16,8 % in Breslau studieren, sodaß sich an diesen beiden Universitäten 82 % aller jüdischen Studierenden (gegenüber nur 38,5 % aller christlichen Studierenden) befinden. Die außerpreußischen deutschen Juden suchen mit Vorliebe Berlin (73,1 %) und Kiel (11,1 %) auf, während die ausländischen Juden hauptsächlich nach Berlin (71,6 %) und Königsberg (13,0 %) gehen. Die geringste Zahl von jüdischen inländischen und ausländischen Studierenden weisen (abgesehen von dem nur für christliche Theologen bestimmten Lyzeum Hosianum in Braunsberg) die Akademie Münster mit 5, Greifswald mit 19 und Halle mit 26 jüdischen Studierenden auf.

Aus dem antisemitischen Lager.

In dem mehrfach erwähnten Prozeß Lehleitner in Dresden ist das Urteil nach 8tägiger Verhandlung gesprochen worden. Lehleitner wurde zu 1 Jahr 8 Monaten Gefängnis und den üblichen Nebenstrafen verurteilt. Die Verhandlung zeitigte ein interessantes Bild von der geradezu hypnotischen Macht eines skrupellosen Menschen, der die „Sozialpolitik der Dummheit", den Antisemitismus benutzt, um im Geschäftsleben eine Rolle zu spielen und dabei auf unreellster Basis zu operieren. Nur als Antisemitenhäuptling, umgeben von einem aus Antisemiten bestehenden Aufsichtsrat, der dem Führer gegenüber auf jegliche geschäftliche Kontrolle verzichtete und sich gründlich nasführen ließ, war es Lehleitner möglich, sich eine Reihe von Jahren hindurch zu behaupten und seine zahlreichen Schwindeleien zu verschleiern. Lehleitner hat eine recht bewegte Vergangenheit hinter sich, doch gelang es ihm, als er Ende der 90er Jahre nach Dresden kam, hier bald Oberwasser zu gewinnen. Das wurde ihm umso leichter, weil er sich als strammer Antisemit dem Dresdner Reformverein anschloß und in ihm — wenn er dies jetzt auch in Abrede zu stellen suchte — bald eine führende Rolle übernahm. Eine Zeit lang wohnte der Direktor in Königsbrück, wo er eine prächtige Villa mit großem Waldpark besaß. Das Geld hierzu hat er, wie nunmehr feststeht, wenigstens zum Teil, aus der ihm anvertrauten Genossenschaftskasse entnommen und dadurch eine ganze Anzahl kleiner Leute geschädigt. Daß die Veruntreuungen des Direktors einen derartigen Umfang — ca. 170 000 Mark — annehmen konnten, dürfte zum großen Teil Schuld des damaligen Aufsichtsrates sein, dem der Stadtrat Dietz, Postsekretär Feyerherm, Stadtverordneter Handtke, Fabrikant Eichblatt, Rechtsanwalt Engert, Dr. Holst und Kaufmann Ließner, sämtlich intime Parteigenossen des Angeklagten, angehörten.

Der Angeklagte, der bis zuletzt eine zuversichtliche und überlegene Miene zur Schau trug, war um Ausreden nie verlegen. Fast stets versuchte er sich mit einem Irrtume, der der einen oder anderen Seite unterlaufen sein müsse, herauszureden. Lehleitner hat, wie ferner festgestellt wurde, an die Mitglieder des Direktoriums und des Aufsichtsrats Darlehne gegeben, und zwar nicht nur aus eigenen, sondern auch aus Mitteln der Versicherungsanstalt, wodurch sich jene Herren natürlich von L. abhängig machten und nicht wagten, dessen Maßnahmen entgegenzutreten. Andrerseits steht fest, daß die Sitzungsprotokolle des Aufsichtsrats nicht einwandfrei geführt worden sind. Geradezu unglaublich ist die Art, wie der Angeklagte die Schuld von sich auf andere abzuwälzen suchte. Wenn längere Zeit seine Entlarvung unterblieb, so lag der Grund hierin in der Furcht der Beamten vor dem Hinausfliegen und der Unmöglichkeit, seine Machenschaften zu durchschauen und somit Material für den Staatsanwalt zu gewinnen. Daß ein solcher Zustand so lange bestehen konnte, erklärt sich zum großen Teile aus dem festen Zusammengehen von Direktorium und Ausschuß. Zweifellos gab es im Direktorium und Ausschuß Mitglieder, die von den Schiebungen und Machenschaften Lehleitners Kenntnis hatten, die aber auf den Teil der Nichtwissenden, die in sträflicher Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit ihres Amtes — nicht walteten, einen beherrschenden Einfluß ausübten. Bemerkenswert ist das Zeugnis des früheren Direktors der Augusta, Mollinaar, der sich dahin aussprach, daß Lehleitner bei der Fusion gegen Treu und Glauben gehandelt hat. Hätte er (Zeuge) bei der Fusion klar gesehen, würde er anders verfahren sein, aber Lehleitner habe eben eine Geschäftsführung beliebt, daß es kein Wunder sei, wenn seine Beamten alle verrückt geworden wären. Lehleitner selbst hat auch, wie ein anderer Zeuge bekundete, selbst einmal erzählt, die Augusta derart angeschmiert zu haben, daß ihr die Augen übergehen sollten. Ein anderer Zeuge, der Kassenkontrolleur Zimmermann, hat einmal, nachdem er über das auffällige Gebaren des Direktors dem Verwaltungsausschuß Mitteilung gemacht hatte, dem Angeklagten in einem Briefe um Verzeihung gebeten, nur um seine Existenz nicht zu verlieren, obgleich er von der Richtigkeit seiner Beschuldigungen überzeugt war. Wie in der Gesellschaft gewirtschaftet worden ist, geht auch daraus hervor, daß für Verwaltungskosten 57 Prozent der Prämien aufgegangen sind.

Der Wechsel in der geschäftlichen Leitung der „Staatsbürgerztg." gibt der antisemitischen „Deutschen Hochwacht" Anlaß zu einigen pikanten Reminiscenzen, die ein grelles Licht auf den „Geschäftsantisemitismus" des Berliner antisemitischen Blattes unter der bisherigen Leitung werfen. Wie war doch, so fragt das Organ des „Deutschen Volksbundes", jahrelang der oberste Lehrsatz der Geschäftsleitung der „Staatsbürgerztg."?

„Wir nehmen nur von den Vereinen Notiz, die unser Blatt ausdrücklich empfehlen, auch in ihren Versammlungen." „Sie sind nun einmal ein Konkurrenzunternehmen", so lautete eine Zuschrift an den Deutschen Volksbund, „und daher kann ich Ihre Vereinsankündigungen nicht aufnehmen". „Das (bezahlte) Inserat von der Weihnachtsmesse christlichdeutscher Geschäftsleute können wir nicht annehmen, weil die Messe in dem Bundesheimssaale des Deutschen Volksbundes stattfindet." Wobei zu bemerken ist, daß statt dessen die Inserate der Firma Bär Sohn, der Rosa Schaffer, der Anna Czillag, des Juden Arnold Müller, der Heilinger u. Co. u. dergl. angenommen „werden konnten."

Das sind ja recht nette Indiskretionen. Der Futterneid der einzelnen antisemitischen Gruppen gegen einander

geht also so weit, daß die verhaßten Juden — nota bene, wenn sie recht fette Inseratenaufträge geben — ihren eigenen Gesinnungsgenossen vorgezogen werden. Das ist wohl der Gipfel antisemitischer — Gesinnungstüchtigkeit.

Die Chefredaktion der „Staatsbürgerztg." hat Dr. Ernst Wachler, der frühere Chefredakteur der „Weimarischen Zeitung" übernommen. Dr. Wachler wird sich, wie die „Staatsbürgerztg." mitteilt, angelegen sein lassen, die Zeitung zu einem „nationalen Tageblatt vornehmen Stils" auszubauen, in allen politischen, wirtschaftlichen und literarisch-künstlerischen Fragen die nationalen Gesichtspunkte zu den bestimmenden zu erheben und zu den modernen Zeitströmungen Stellung zu nehmen.

Die deutschsozialen Antisemiten hielten am 8. und 9. Oktober in Leipzig ihren **Parteitag** ab. Der Parteivorsitzende, Abg. Liebermann v. Sonnenberg führte in seiner Eröffnungsansprache u. a. aus: Seit dem letzten Parteitag ist es durchaus vorwärts gegangen; nicht nur alte Scharten wurden wieder ausgewetzt, sondern die Partei kann sich auch noch das erworbene Landtagsmandat Kassel-Melsungen als Gewinn buchen. Als deutschsoziale Partei gehen wir unsere eigenen Wege und erkennen keinerlei Vorrechte auf irgend einem Agitationsgebiet an. Wir werden überall mit unserer deutschsozialen Agitation vorangehen, wo wir für uns Boden zu finden hoffen. Wir werden diejenigen Wahlkreise angreifen, wo wir für uns einen Erfolg erwarten können. Ohne Not werden wir aber natürlich nicht befreundete Abgeordnete verdrängen wollen. Wir können heute sagen, ohne Widerspruch zu finden, daß die Magdeburger Trennung ein Segen war. Diese Trennung legt uns aber die Verpflichtung auf, uns jeder unnützen Einmischung in die Verhältnisse der Reformpartei zu enthalten, so lange wir nicht provoziert werden. Im Reichstage hat sich schon ein friedlich-schiedliches Verhältnis herausgebildet. Mit Dank muß auch anerkannt werden, daß die Reformpartei in dem Kreise Eisenach der deutschsozialen Partei keine Schwierigkeiten gemacht hat. Mit der Tätigkeit der Wirtschaftlichen Vereinigung ist Abg. v. Liebermann sehr zufrieden. Trotzdem in der W. V. kein Abstimmungszwang herrscht, habe sich doch in den wichtigen grundsätzlichen Fragen mindestens eine so große Einmütigkeit gezeigt, wie in den alten großen Fraktionen. Verschiedenartig wurde wohl nur die Judenfrage beurteilt, doch nicht so abweichend, wie man es zuerst hätte annehmen können. Ich glaube und hoffe, fuhr Abgeordneter v. Liebermann fort, daß die Wirtschaftliche Vereinigung einst eine solidere und zweckmäßigere Grundlage bilden wird für eine Vereinigung aller ähnlich denkenden Elemente als die mehr einer Gefühlspolitik entsprungene Eisenacher Einigung. Dann berichtete Reichstagsabgeordneter Raab über die Tätigkeit der Partei im Reichstage, die seit Gründung der Wirtschaftlichen Vereinigung viel bedeutender geworden ist, indem nun jeder Abgeordnete voll seinen Platz ausfüllen kann. Von seiner Tätigkeit im Landtage sprach Abg. Lattmann. Hieran schlossen sich Berichte aus Stadtvertretungen, zuerst vom Bürgerschaftsmitgliede Schack aus Hamburg, der jetzt als deutschsozialer Kandidat für Eisenach-Dermbach aufgestellt ist. Andere Berichte kamen aus Darmstadt, Braunschweig, Münster usw. Abg. v. Liebermann bezeichnete in seinem Gesamtüberblick die Lage der Partei auf parlamentarischem Gebiete als erfreulich.

Als amtliche Parteizeitungen wurden die „Deutschsozialen Blätter" und das Hamburger „Deutsche Blatt" bestätigt. Zum Parteivorsitzenden wurde Abg. Liebermann von Sonnenberg wieder gewählt.

Die weiteren Verhandlungen betrafen das Kartellwesen, die Frage der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und Aenderungen des Parteiprogramms.

Aufgelöst wurde eine Pücklerversammlung am 4. Oktober in Berlin. Der Dreschgraf machte zur Lösung der Judenfrage so drastische Vorschläge, daß der überwachende Polizeileutnant zur Auflösung der Versammlung schritt. Der Graf geriet hierüber in große Wut. Erregt schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief den Polizisten zu, er verbitte sich diese fortwährenden Auflösungen. Durch die Auflösung seien wieder 60 000 Sozialdemokraten mehr geschaffen worden. Des auflösenden Beamten deutschnationale Gesinnung müsse er stark bezweifeln. Die versammelte Menge blieb zunächst im Saale, brachte dem Grafen stürmische Ovationen und sang „Deutschland über alles". Etwa 20 Schutzleute, die plötzlich aus einem Nebenzimmer kamen, räumten darauf den Saal gewaltsam. Graf Pückler war über die Auflösung so aufgeregt, daß er bemerkte, er werde deswegen Berlin eventl. ganz seinem Schicksal überlassen. — Für die Einberufer hat neuerdings jede Auflösung einen unangenehmen Beigeschmack. Einem Beschluß des Saalbesitzervereins gemäß müssen nämlich immer vor Beginn der Versammlung 50 Mk. deponiert werden, die im Falle der Auflösung der Wirt für das entgangene Geschäft erhält.

Vermischtes.

Speier. Der Bischof Dr. Busch empfing am 27. v. M. die als Vertreter der pfälzischen Bezirksrabbiner zur Beglückwünschung anläßlich seines Amtsantrittes erschienenen Rabbiner Dr. Landsberg-Kaiserslautern und Dr. Meyer-Zweibrücken, wobei ersterer folgende Ansprache hielt: Hochwürdigster Herr Bischof, gnädiger Herr gestatten, daß ich Ihnen im Namen der israelitischen Gemeinden der Pfalz und im Namen der pfälzischen Rabbiner, von denen zwei zu unserem tiefen Bedauern infolge amtlicher Verhinderung nicht anwesend sein können, hiermit ein aufrichtiges und herzliches Willkommen zurufe, nachdem Sie, hochwürdigster Herr Bischof, Ihr hohes und heiliges Amt bereits seit vielen Wochen angetreten haben. Nicht blos Ihre Glaubensgenossen, sondern auch alle, denen das Wort Religion kein leerer Schall ist, bringen Ihnen das vollste Vertrauen und die tiefste Ehrerbietung entgegen. Haben Sie sich ja bereits in der kurzen Zeit Ihrer hohen Wirksamkeit als toleranter, humaner und edler Kirchenfürst gezeigt. Auch wir, die religiösen Vertreter und Leiter der israelitischen Gemeinden der Pfalz, geloben hiermit feierlichst, den Frieden und die Eintracht mit den andersgläubigen Mitbürgern zu predigen und zu lehren, und bringen damit zum Ausdruck eine der erhabensten Lehren des Judentums. Wir erkennen gern das Christentum als eine Religionsmacht an, welche in ihrer Weise, gleich den Lehren des Judentums, die Menschen zur Höhe der Moral und Gesittung zu führen vermag und wohl geeignet ist, zu veranlassen, daß nicht blos als Idee anerkannt, sondern auch praktisch bewahrheitet werde das herrliche Wort des Propheten Meleachi: „Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht alle ein Gott geschaffen? Warum wollen wir treulos handeln einer gegen den andern?" So möge denn Gottes reichster Segen Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, zuteil werden während Ihrer ganzen hohen Wirksamkeit zur Freude Ihrer Glaubensgenossen, zum Heil der Menschen, zum Wohle der Pfalz! Gott segne, schütze und erhalte Sie! Er erhalte Sie gesund an Geist und Körper, schütze Sie vor Ungemach und Gefahr und segne Sie jetzt und immerdar! Amen.

Der Bischof Dr. Busch erwiderte bewegt, daß er sich herzlich freue, durch eine solche Ansprache begrüßt worden zu sein. Er danke den anwesenden Herren sowie den israelitischen Gemeinden der Pfalz für die Begrüßung und werde nie den Moment vergessen, in welchem eine

solche Kundgebung des Wohlwollens und der Zuneigung ihm zuteil wurde. Was das angeführte Prophetenwort anlange, so sei auch er von der Wahrheit und Bedeutung desselben tief erfüllt. „Gemeinschaftlich wollen wir arbeiten," so ungefähr lauteten die eigenen Worte des Redners, „an der Bildung und Gesittung des Volkes, gemeinschaftlich wollen wir alle Menschen erziehen für die Ideale des Lebens und Gott möge uns hierbei mit seiner Kraft beistehen." Mit den besten Wünschen für die Erreichung dieses hohen Zieles schloß unter Händedruck mit nochmaligem Danke an die anwesenden Herren der Herr Bischof seine Gegenrede, deren tiefen und wohltuenden Eindruck Herr Dr. Meyer in einigen Worten der Anerkennung sodann hervorhob, worauf der Herr Bischof die Herren in ein längeres, herzliches Gespräch zog.

Das Judentum und der Weltfrieden.

Von Heinrich Schüler.

Wir entnehmen dem unter dieser Ueberschrift in der „Youngstown-Rundschau" erschienenen Artikel eines christlichen Deutsch-Amerikaners die folgenden Ausführungen:

Es sind ungefähr zwei Monate her, als ich von Brasilien kommend in Newyork eintraf. In Brasilien ist die Zahl der Juden ganz auffallend gering. Nirgends bilden sie eine geschlossene Gemeinde. Die wenigen Vertreter dieser alten und merkwürdigen Rasse gehören zumeist dem Großhandel an und unterscheiden sich in ihren Lebensgewohnheiten durch nichts von den übrigen Angehörigen ihres Standes. Die Portugiesen, welche die große Masse der brasilianischen Nation ausmachen und ihr den Stempel ihres Volkstums aufgedrückt haben, besitzen bekanntlich eine starke Mischung semitisches Blutes, viele unter ihnen sollen reinblütige Israeliten sein, aber auch letztere scheinen zum größeren Teil die katholische Religion angenommen zu haben. Jedenfalls haben die portugiesischen Israeliten, wenigstens soweit mir bekannt, keinen eigenen Tempel in Brasilien. — Ganz anders ist es z. B. in Südafrika, dort wohnen sehr viele deutsche Israeliten, so viele, daß die Boeren zur Zeit, als ich dort weilte, Deutsche und Israeliten nicht zu unterscheiden vermochten. So sagte mir 1882 ein Boer: „Ja, ja, Anno 1870 haben die Juden die Franzosen tüchtig verhauen!" In meiner deutschen Heimat, der Provinz Hessen-Nassau, gibt es Dörfer, welche ausschließlich von Israeliten bewohnt werden und die sich bezüglich Rasse, Religion, Sprache und Sitten überaus rein erhalten haben. Dort habe ich als Jüngling eifrige Studien gemacht und mich bemüht, in das Volks- und Seelenleben dieses uralten, hochinteressanten Volkes einzudringen. Schon damals drängte sich mir mit zwingender Logik die Ueberzeugung auf, daß das Judentum ein Segen für die Völker der Erde ist und eine große Kulturmission zu erfüllen hat. Jahre, viele Jahre vergingen, die Erlebnisse und Studien meiner Jugendjahre waren mir nur noch eine angenehme, ziemlich verblaßte Erinnerung.

Da führte mich der Weg nach Newyork und eines Tages geriet ich ganz zufällig in das Judenviertel. Das gab mir eine starke Anregung, die Arbeit längst vergangener Jahre wieder aufzunehmen. Ich habe das ganz objektiv getan, etwa so wie man sich jetzt mit Russen und Japanern beschäftigt. In diesem Sinne möchte ich in nachstehenden Zeilen über die gewonnenen Eindrücke plaudern. Es liegt mir dabei vollkommen fern, irgend welche Rassen- oder Religionsfragen anzuschneiden, ich will nur einfach meinen Wahrnehmungen Ausdruck verleihen. Diese allerdings haben mich von neuem darin bestärkt, daß das Judentum eine große Kulturmission zu erfüllen hat und ein mächtiger Förderer der Friedensidee ist. So oft ich über das Thema mit Fremden sprach, so oft machte ich die Erfahrung, daß wir Nichtjuden von dem alten israelitischen Kulturvolk, mit dessen Gliedern wir seit Jahrhunderten zusammenleben, fast so gut wie gar nichts wissen, sein Geistes- und Gemütsleben ist uns noch heute vollkommen fremd. Dieser geradezu unglaublichen Unkenntnis verdankt der Antisemitismus seine Existenz. Die mangelhafte Beobachtungsgabe des Menschen ist es wohl zunächst, welche uns verhindert, tiefer in das Geistesleben des israelitischen Volkes einzudringen. Wie lückenhaft die menschliche Beobachtungsgabe ist, kann man täglich erproben. Würde man z. B. zwei Personen beauftragen, die Persönlichkeit eines gemeinsamen Freundes aus dem Gedächtnis zu beschreiben, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn der eine behauptet, daß der Freund blaue Augen habe, während der andere beschwört, sie seien braun. — Dann ist es die Abneigung, welche der Mensch oder ganze Völker gegen die unverstandenen Sitten und Gebräuche empfinden. Jeder junge Deutsche, der ins Ausland geht, fühlt sich zunächst als berechtigter Kritiker und angehender Reformator. Das und jenes ist nicht so wie bei uns zu Hause, darum ist es schlecht und muß reformiert werden. Ist nun das unverstandene Volk ein geistig gleichwertiges oder vor überlegenes, so verwandelt sich die Abneigung nicht selten in Haß. Gerade in Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, mußten notwendigerweise die Gegensätze besonders stark aufeinanderplatzen. Dazu kamen alte, längst abgetane finstere Ueberlieferungen des Mittelalters, so entstand in Deutschland der Antisemitismus. Die antisemitische Bewegung, so verwerflich ihre Auswüchse sind, ist gut, denn sie regt Juden wie Nichtjuden zum Nachdenken an. Die Angegriffenen wehren sich ihrer Haut, und da auf ihrer Seite die besten ihres Volkes kämpfen, was man von den Antisemiten nicht sagen kann, so sind sie natürlich im Vorteil, die Zahl der Philosemiten wächst von Jahr zu Jahr und bald werden auch die letzten Reste mittelalterlicher Engherzigkeit gefallen sein, welche die Deutschen germanischen und israelitischen Blutes trennten.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Rußland. Dort ist ein geknechtetes, unwissendes Volk, welches an seinen Sklavenfesseln rüttelt. Die Regierung fürchtet sich vor einem Ausbruch dieser bis jetzt noch mühsam unterdrückten Volkswut, die, einmal zum Ausbruch gelangt, wie ein Orkan alles vor sich niederreißen wird. Aber der Hunger tut weh, der kaum verhaltene Ingrimm verlangt nach Taten. Die feile Beamtenschaft zeigt mit Fingern auf die Juden: „Seht die Halsabschneider, die Wucherer, die sind es, die Euch bedrücken!" Und der blöde Haufe stürzt sich johlend auf die unglücklichen Genossen des eigenen Elends, der eigenen, Menschen unwürdigen Schmach. Das System ist gerettet, über die blutigen Leichen erschlagener, wehrloser Männer, Frauen und Kinder geht man zur Tagesordnung über. Die Christenverfolgungen haben das heidnische Rom nicht vor dem Untergang bewahrt. Die russischen Judenverfolgungen werden auch den bis in die Wurzeln verfaulten Bureaukratismus Rußlands nicht vor dem Zusammenbruch schützen, auch in Rußland wird es einmal Tag werden.

Tag, heller, lichter Tag ist es in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hier kommen alle Kräfte gleichmäßig zur Verteilung, hier kennt man nur Bürger einer großen, freien Nation. Schon erzittert das alte Europa in banger Sorge vor den dröhnenden Schritten des jungen Riesen. Unnötige Sorge! Die große Republik will nicht zerstören, sondern aufbauen, ein freies Land ist keine Gefahr, sondern eine Förderung des Weltfriedens. Halten wir diese unwiderlegliche Tatsache fest und reihen wir ihr die fernere Tatsache an, daß die jüdische Einwanderung eine so starke ist, daß Amerika in absehbarer Zeit dasjenige Land sein wird, welches

von allen Nationen die größte Zahl israelitischer Bürger haben wird, so folgert daraus, daß diese Millionen freier, gleichberechtigter Bürger nicht nur Förderer des Friedens sein, sondern auch durch ihre Zahl, ihre Intelligenz und die Freiheit der Kraftentfaltung bestimmend auf ihre Rassegenossen in allen übrigen Ländern wirken wird. Die überaus große Zahl jüdischer Einwanderung ist kein Zufall, sie ist auch nicht bedingt durch die Möglichkeit leichteren und größeren Erwerbs, vielmehr ist das wichtigste und ausschlaggebendste Motiv die Sehnsucht nach Freiheit, welche ihre vollste Befriedigung findet. Die Juden der verschiedensten Länder haben sich überall als friedliebende, staatserhaltende und patriotische Bürger erwiesen. Ja, wir haben in Deutschland jüdische Sachsen, Bayern, Preußen, Hamburger usw., welche sogar stark partikularistisch gefärbt sind. Aber daneben gibt es doch ein internationales Band, welches alle umschließt und dessen Stärke und Widerstandskraft gerade in den Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen liegt, denen die Stammesgenossen in verschiedenen Ländern ausgesetzt sind. Wir verurteilen die russischen Judenverfolgungen auf das Schärfste und empfinden tiefes Mitleid mit den unschuldigen Opfern mittelalterlicher Grausamkeit.

Aber der Israelit, wo er auch immer auf der Welt wohnt, fühlt sich davon getroffen bis ins innerste Herz. Für ihn ist die Tatsache, daß in Preußen ein Jude nicht Offizier werden kann, eine Schmach. Umsomehr muß man staunen, daß jüdische Deutsche, Russen, Oesterreicher usw. trotzdem gute Patrioten sind, bereit, ihr Leben für ihr Vaterland in die Schanze zu schlagen. Dieses starke nationale Empfinden, welches auch durch Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten nicht gemindert wird, ist ein Beweis für die Intelligenz, die hohe Sittlichkeit und die bewußte Lebenskraft der israelitischen Volkes. Zu bedauern sind nur die Länder, welche so viel gesunde Volkskraft ungenützt brach liegen lassen. In der durch die Freiheit bedingten Ausnützung aller Kräfte des Volkes liegt ein gut Teil des Geheimnisses, dem Amerika seine großen kulturellen und ökonomischen Fortschritte verdankt. Religion und Geschichte des israelitischen Volkes predigt den Frieden. Die geschichtliche Entwickelung, die Entrechtung und Bedrückung der Juden, ließ ihnen nur friedliche Berufszweige offen. Sie hatten bei allen Kriegen am meisten unter Brandschatzungen zu leiden. So lernten sie schon frühzeitig die Segnungen des Friedens, die Nachteile des Krieges kennen.

Alle diese hier nur kurz angedeuteten Tatsachen beweisen, daß das Judentum für die Erreichung des Weltfriedens von allergrößter Wichtigkeit ist. Eine kleine Probe auf das Exempel könnte ich machen, als kürzlich Frau Bertha v. Suttner in Newyork vor einer deutschen Versammlung sprach, ein überraschend großer Teil der Anwesenden war jüdischen Stammes. Es ist das nach meiner Ansicht kein Zufall, geschieht auch nicht unbewußt. Sondern ich bin der Meinung, daß das gebildete Judentum seine große, ideale Friedensaufgabe klar erkannt hat und zielbewußt bemüht ist, sie zu lösen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 42. Berlin, 18. Oktober 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die Antisemiten in Hessen.

In Hessen wird es wahrscheinlich bald wieder einmal zum Krach zwischen den beiden feindlichen antisemitischen Brüdern kommen. Wie erinnerlich, haben die Antisemiten in Hessen, ihrer früheren Stammburg, bei den letzten Reichstagswahlen sehr schlecht abgeschnitten. Die Reformpartei hatte ihre sämtlichen früher dort besessenen Reichstagsmandate einbüßt. Da die eine Richtung abgewirtschaftet hat, suchen jetzt die Antisemiten der anderen Richtung sich dort einzunisten. Es sind schon seit langem Verhandlungen über die Aufstellung geeigneter Kandidaten in den bei den letzten Wahlen verlorenen Wahlkreisen im Gange, anscheinend jedoch ohne Erfolg, da die Reformpartei den anderen antisemitischen Richtungen keine Konzessionen machen will. Ein Situationsbericht aus Hessen in der „Deutschen Reform", dem neu gegründeten Wochenorgan Zimmermanns, stimmt auch eine bewegliche Klage darüber an, daß die spezifisch agrarische Bewegung den parteipolitischen Antisemitismus vollständig in den Hintergrund gedrängt habe. „Die politisch-antisemitische Bewegung ist fast erstorben. Genossenschaften, Versammlungen des Bundes der Landwirte, Vereinigungen von Landwirten zur Verbesserung des Milchpreises — gewiß, alles recht schön und erfreulich, zumal die Antisemiten dabei an sich nicht in den Hintergrund treten, sondern fest mitwirken — aber wo bleibt unsere große, heilige Sache?" — So jammert ein Parteifreund des Herrn Zimmermann, der bei dieser Gelegenheit auch einige Agitationssünden bei der letzten Wahl scharf hervorhebt. Er schreibt z. B. über die Gründe des Verlustes des Wahlkreises Gießen. „An dem Verlust des Bezirkes trug allein Schuld ein überaus scharfer Angriff des Abgeordneten Köhler gegen „Professoren, Beamte, Handwerker und Gewerbetreibende", der in Gießen selbst einen Orkan der Parteiwut erregte und dem senilen Liberalismus in genannter Stadt nochmals über 2200 Stimmen zuführte, sodaß Köhler aus der Stichwahl gedrängt wurde".

Von Gießen wird die Reformpartei freilich wohl oder übel bei der nächsten Wahl die Hände lassen müssen. Die dortigen Antisemiten, die im „Deutschen Verein" organisiert sind, wollen von der Reformpartei nichts mehr wissen und haben sich jetzt — nach dem Beispiel mehrerer sächsischer Reformvereine — den Liebermann von Sonnenbergschen Deutschsozialen angeschlossen. Maßgebend für diesen Beschluß waren — nach dem „Deutschen Blatt" — folgende Erwägungen:

„Weder von dem bekannten Berliner noch Dresdener Flügel der Reformpartei steht die notwendige tatkräftige Hilfe zur Wiedereroberung des verlorenen Stammgebietes in Hessen zu erwarten. Notwendig aber ist hier eine tiefgehende Parteiarbeit, damit nicht andere, rein wirtschaftliche Richtungen sich an dem laden, was saure antisemitische Arbeit in langen Jahren gesät oder — und das ist das Wahrscheinlichere — das Gebiet dauernd den Liberalen bezw. Sozialdemokraten in die Hände spielen, beides zum Schaden der schaffenden Stände in Stadt und Land. Die deutschsoziale Partei hat nun aber durch die geplante Errichtung einer Geschäftsstelle in Frankfurt a. M. bewiesen, daß sie gesonnen ist, den Kampf mit voller Kraft zu führen. Deshalb schließt sich der D. V. in Gießen dieser Richtung an, weil er es der Förderung der gemeinsamen Sache schuldig zu sein glaubt. Eine Spitze gegen die maßgebenden Stellen der Reformpartei enthält dieser Beschluß nicht. Der Deutsche Verein Gießen wird auch in Zukunft jede erfolgverheißende Bewegung innerhalb der antisemitischen Parteien nach Kräften unterstützen. Als Elitetruppe des Antisemitismus betrachtet er indessen die deutschsoziale Partei".

Mit andern Worten: Die Partei der Herren Bruhn und Zimmermann, der die Ahlwardt und Pückler an den Rockschößen hängen, ist den Gießener Antisemiten zu ruppig geworden.

Antisemitismus in der „Zukunft".

Wir lesen die „Zukunft" nicht regelmäßig, oder, um uns weniger euphemistisch, aber desto ehrlicher auszudrücken: wir lesen sie selten, äußerst selten. Es ist daher für uns nicht leicht, aus dem in v. Strubelwitzschen und v. Prubelwitzschen Stile geschriebenen Artikel „Moritz und Rina" uns ein klares Bild zu machen, ob das politische Potpourri, das sich durch die Nummern der „Zukunft" schlängelt, immer ernst gemeint ist und nicht etwa die Standesgenossen von „Moritz und Rina" gar verspotten soll. Um darüber klar zu sein, müßte man wohl alle oder mehrere von „Moritz und Rina" geschriebenen Briefe lesen, und dazu fehlt uns nach der Lektüre des Artikels in Nummer 53 der Anreiz.

Wir sind auf den Artikel von befreundeter Seite wegen seines antisemitischen Inhalts mit dem Bemerken aufmerksam gemacht worden, daß wohl Maximilian Harden selbst das stilistische Hackfleisch produziere, Maximilian Harden, dem die Antisemiten nicht oft genug seine semitische Abstammung unter die Nase reiben können. Wir wissen nicht, ob Maximilian Harden der Verfasser ist. Die koketten Anspielungen auf die Köchin in Varzin, auf die Zeitungslektüre Bismarcks, auf Schweninger und dergl. mehr, was die Leser vielleicht erinnern sollte, daß Herr Maximilian Harden wiederholt Gast des Altkanzlers gewesen ist, könnten diese Annahme

begründen. Da aber in dem Artikel viel kolossaler Unsinn geleistet wird, den man nicht gut dem geistreichen Pamphletisten zuschreiben möchte, bleibt für uns zweifelhaft, ob Herr Harden wirklich der Verfasser ist, oder ob er alsdann ziemlich geschickt die Briefschreiber persifliert.

Kann man von Harden annehmen, daß er im Ernst meine, Juden brauchten sich über die Schweinfleischpreise nicht aufzuregen, weil sie ja kein Schweinefleisch essen? Als in der „Staatsbürgerztg.", noch unter Bruhnschem Regime, derselbe großartige Gedanke ausgesprochen wurde, beleuchteten wir zwar seine Dummheit, fanden ihn aber dem geistigen Niveau des Antisemitenblattes durchaus angemessen. Geradezu verblödet ist der Vergleich, den Harden zwischen Kupfer- und Fleischpreisen zieht. Weil die Industriellen die Kupferpreise erhöhen, ohne daß das Publikum sich darüber aufregt, sollen sie sich auch nicht aufregen, wenn die Fleischproduzenten die Fleischpreise erhöhen; das ist so grotesk, daß uns wieder unwillkürlich der Gedanke kommt, der Verfasser erlaube sich einen Ulk. Es ist möglich, daß, was in dem Aufsatze Antisemitismus scheint, garnicht so antisemitisch gemeint ist. Wenigstens gibt der Verfasser zu, daß der Haß der für die Journale schreibenden Israeliten gegen Rußland „ehrenwert und berechtigt" ist. Aber darum können wir nicht direkte Unwahrheiten durchgehen lassen. „Neunzehntel, heißt es, aller revolutionären Umtriebe gehen von den Juden aus, und damit man es nicht merke, lassen sie die Attentate durch Andere machen."

Das sind Behauptungen, die der Verfasser nicht beweisen kann, die allgemein bekannten Tatsachen widersprechen. Daß die Juden nachgerade dem Beispiele des getretenen Wurms folgen und sich schließlich krümmen, daß sie sich nicht mehr ohne Widerstand abschlachten lassen, sondern sich tapfer zur Wehr setzen, ist wahr und gereicht ihnen nur zur Ehre. Es heißt aber, die Juden überschätzen und die von Finland bis zum Kaukasus gehende revolutionäre Bewegung in Rußland ungemein unterschätzen, wollte man neun Zehntel derselben auf die Juden zurückführen.

Eine verleumderische Insinuation aber ist es daß die Juden die Attentate durch Andere machen lassen. Sie haben bei den Straßenkämpfen in großer Zahl ihr Leben in die Schanze geschlagen und auch Attentate verübt. Es ist traurig genug, aber durchaus bezeichnend für die in Rußland herrschenden Verhältnisse, daß die Verübung von Attentaten gewissermaßen als Ehrensache oder als mehr oder minder berechtigt hingestellt wird. Wir wollen uns auf eine Untersuchung dieser Frage nicht einlassen. Aber wir müssen der blutigen Wahrheit gemäß konstatieren, daß russische Juden soweit gebracht sind daß sie, wenn das Los sie trifft, oder wenn die Empörung und die Verzweiflung sie übermannen, mit Revolver oder Bombe Attentate selbst verüben.

Herr Harden sollte der Wahrheit nicht so grob ins Gesicht schlagen.

Antisemitismus in Australien.

Eine sog. „dritte Partei" im Parlament von Neu-Seeland, die sich „neu-liberal" nennt und aus vier Mitgliedern besteht (Taylor, Laurensen, Bedford und Fisher), hat kürzlich versucht, das Ministerium Seddon unter Hinweis auf eine Zahlung, die für gewisse Verteidigungszwecke bestimmt war, in Mißkredit zu setzen. Da die Herren im Parlament aber nicht sonderliche Beachtung fanden, beschlossen sie, ihren Giftsamen im Lande zu verstreuen und auf eine Tour zu gehen.

In Dunedin geschah es nun, daß ihnen von Mark Cohen, dem Herausgeber des „Dunedin-Star" der Vorwurf gemacht wurde, sie täten besser, zu Hause zu bleiben und ihre Pflicht als Mitglieder des Parlaments dort auszuüben. Mr. Fisher beklagte sich darauf vor einer Versammlung, daß ein Jude es wage, ihm, dem Briten, sozusagen die Tür zu weisen. Er könne nicht dulden, daß ein „Abkömmling der geächteten Rasse", welcher das britische Banner seit Jahrhunderten Schutz gewähre, in einer Versammlung von Schotten ihn also maßregele.

Diese Angelegenheit kam dann im Parlament von Neu-Seeland wieder zur Sprache, indem Mr. Baume, Herausgeber des „New Zealand Illustrated Magazine" und hervorragender Journalist, seinem Zweifel an der bona fides des Mr. Fisher in betreff der Seddon-Affäre Ausdruck gab. Als dieser ihm, wiederum unter Hinweis auf seine Nationalität, Mangel an britischem, d. h. patriotischem Gefühl vorwarf, wies Baume den Gegner in einer Rede, die stürmischen Beifall fand, auf das Verächtliche seiner Rede hin, indem er u. a. sagte:

„Ich möchte wohl wissen, was der ehrenwerte Herr unter einem „Briten" versteht? Wir nehmen an, daß ein „Brite" vor allen Dingen ehrenhaft, gerecht und wahr sei, und ich frage das Haus und das Land, ob der Herr diese britischen Eigenschaften offenbart hat? Seine Zwischenrede beweist, daß er die Grundzüge des britischen Charakters, wenn er sie überhaupt je gekannt, verloren hat. Er spielt auf die Abstammung eines Parlamentsmitgliedes an. Ich frage, ist in diesem Hause nicht jedermann als Repräsentant des Volkes dem Herrn gleich, der sich soeben dazu bekannt hat, daß er einen Mann verachtet, weil dieser dem britischen Stamme nicht angehört? Der ehrenwerte Herr hat den Antisemitismus, der vor ihm schon in dieses Haus eingedrungen, als Werkzeug aufgegriffen, wahrlich ein schwaches Werkzeug! Gründe können nicht durch Schmähungen geschlagen werden, sondern nur durch Gegengründe. Meine Religion ist die jüdische, wie sie die meiner Vorfahren war, meine Nationalität aber ist die britische, wie sie die des ehrenwerten Herrn Fisher ist. In dieser Kolonie geboren, habe ich dasselbe Anrecht auf das britische Banner und dasselbe Recht auf den Schutz, den es seinem Volke gewährt, wie er. Und wenn diejenigen, deren Taten diesem Banner wie der britischen Geschichte Ehre und Ruhm brachten, sich einer ähnlichen Handlungsweise schuldig gemacht hätten, wie der ehrenwerte Herr hier, so würde das Land nicht die stolze Stellung einnehmen und das britische Banner nicht die Achtung genießen, die ihnen heute zuerkannt wird!"

Ueber die Ursache der antisemitischen Kundgebung der „dritten Partei" sei folgendes bemerkt:

Was man Seddon von dieser Seite hauptsächlich zum Vorwurf macht, ist die judenfreundliche Tendenz seiner Politik, Er hat oft Gelegenheit genommen, den Juden seine warme Sympathie zu bezeugen und bediente sich bei seiner politischen und sozialen Arbeit mit Vorliebe des Rates und Beistandes seiner jüdischen Amtsgenossen. Nach seiner Rückkehr von den Krönungsfeierlichkeiten in London rühmte er den Patriotismus der englischen Juden, indem er hinzufügte, daß die Juden Neu-Seelands, unter denen er so manchen Freund habe, den Juden in England darin nicht nachständen. „Die Juden", führte Seddon aus, „sind ein gesetzliebendes und wohl zu leidendes Volk, das seinen Teil am Aufbau der Kolonie beigetragen hat. Deshalb machen wir keinen Unterschied zwischen Jude und Christ."

Daß der Minister mit diesem Ausspruche der allgemeinen Stimmung Ausdruck gab, beweist die Achtung, die die Juden in Neu-Seeland genießen. Der oben genannte Mr. Baume ist Mitglied des Senats der Neu-Seeländer Universität und hat als Präsident des Parlament-Komitees für den Unterricht während der diesjährigen Session der Sache der nationalen Erziehung glänzende Dienste erwiesen. Er wird einst einen Platz in der Geschichte der Kolonie erhalten. Zwei andere Juden sind kürzlich zum Mayor von Auckland

und von Palmerston ernannt worden und wieder andere sind Ratsmitglieder.

Diese Ehrenbeweise an Juden sind daher wohl typischer für die Gesinnung der Neu-Seeländer, als der Antisemitismus der „dritten Partei".

Aus dem antisemitischen Lager.

Zur Reichstagsersatzwahl in Eisenach-Dermbach. Der Kandidat der Antisemiten, Wilhelm Schack wird von der gesamten antisemitischen Presse in seinem Auftreten in den Wahlversammlungen als ein Muster strenger Sachlichkeit gepriesen. In einigen Blättern hieß es auch, daß er sich jeglicher Angriffe auf die Juden enthalte. Das kann aber nicht stimmen, denn selbst das Stöckersche „Volk" gibt in einem Situationsbericht aus dem Wahlkreise zu:

„Er hat in seinen Wahlreden auf den verderblichen Einfluß hingewiesen, den das Judentum auf unser ganzes öffentliches Leben, in Politik und Literatur, im Wirtschaftsleben und auf der Börse 2c ausübt."

In der freisinnigen „Eisenacher Tagespost" wird die Kandidatur Schack folgendermaßen charakterisiert:

„Der Antisemitenkandidat Schack bereist das Land mit seinem Musterkoffer. Wir fragen die Wählerschaft, was will der Hamburger Antisemit, der sich mit den hiesigen Interessen niemals vertraut gemacht hat, in Eisenach? Es handelt sich hier um nichts anderes, als einen antisemitischen Trick, der doch mit einem plumpen Wahlschwindel verbunden ist, der lebhaft an die Machenschaften des Bündlerkandidaten Röficke, seligen Angedenkens, erinnert. Wenn der Antisemit Schack in die Fußtapfen dieses Erzreaktionärs treten will, so mußte er wissen, daß er selbst mit Säcken Geld den Wahlkreis Eisenach nicht kaufen kann. Bemerkenswert ist aber, daß der Bund der Landwirte bereits so weit herunter ist, daß er zu seinem Vertreter einen der radiatesten antisemitischen Handlungsgehilfenvertreter erkoren hat. Eisenachs Wählerschaft hat keinerlei Interesse für Vertreter eines antisemitischen Handlungsgehilfenverbandes, der es allen reaktionären Parteien, besonders der allerreaktionärsten, dem Bunde der Landwirte, recht machen will. Die Interessenvertretung des Mittelstandes durch einen Antisemiten von Bündlers Gnaden ist fadenscheinige „Hamburger Ware" die hier kein Mensch für echt hält. Schack gibt eine Reklamezeitung heraus, ganz wie zurzeit die Bündler. Das Reklameblatt der Antisemiten, das zum Teil in Hamburg fabriziert wird, versucht der hiesigen Wählerschaft etwas vorzuflunkern. Daß dieser Antisemitenschwindel in unserem Wahlkreis nicht zieht, scheint auch Herr Schack zu fühlen, und so segelt er denn unter falscher Firma. Schack bezeichnet sich als den Kandidaten der „vereinigten nationalen Parteien". Nun ist ihm aber von nationalliberaler Seite diese plumpe Unwahrheit sofort nachgewiesen worden. Denn die Nationalliberalen haben einen eigenen Kandidaten aufgestellt. Die antisemitische Ausstreuung ist also nur ein Manöver."

Das Stöckersche „Volk" kann diese Charakteristik nicht entkräften, daher greift es zu einem groben antisemitischen Schimpfwort gegen den Artikelschreiber des Eisenacher freisinnigen Blattes: „Den Schabbesdeckel ab vor diesen Antisemitentäter"!

In der deutschen Mittelstands-Vereinigung, in der trotz satzungsgemäßer Ausschaltung aller parteipolitischen und konfessionellen Streitigkeiten der Antisemitismus eine nicht unerhebliche Rolle spielt, scheint es zu kriseln. Gegen den Vorsitzenden, Architekt Küster, der zugleich Mitglied des Bürgervorsteher-Kollegiums in Hannover ist, werden von der welfischen „Deutschen Volksztg." folgende Vorwürfe erhoben: „Die Gerüchte, die schon seit einigen Tagen über nicht einwandsfreie geschäftliche Manipulationen des Bürgervorstehers und Architekten Max Küster in engeren Kreisen kolportiert wurden, beruhen, wie wir aus absolut zuverlässiger Quelle erfahren, auf Wahrheit. Herrn Küster wird zur Last gelegt, daß er bei Vergebung der Arbeiten zum Rathausneubau den Submissionspreis zu seinen Gunst n und zu ungunsten der Stadt beeinflußt hat. Dies soll er dadurch bewirkt haben, daß er andere, mit ihm konkurrierende Submittenten gegen Zahlung einer erheblichen Abstandssumme veranlaßte, ihre Preise so zu normieren, daß er (Küster) der Mindestbietende blieb. Besonders bei der letzten Submission soll die Stadt dadurch ganz erheblich geschädigt sein. Wir hoffen, daß die städtischen Kollegien diesmal im Interesse der Allgemeinheit für eine völlige Klarstellung der Angel genheit Sorge tragen und es dadurch zu verhindern wissen wird, daß Herr Küster, wie bei einem ähnlichen Vorgang vor etwa zwei Jahren, der Feststellung der materiellen Wahrheit im Prozesse durch Abschluß eines Vergleiches vor Beginn der mündlichen Verhandlung aus dem Wege geht."

Pücklers Erlebnisse im Hotel zum „Lustigen Dreschgrafen". In seinen letzten Berliner Reden gab der Dreschgraf seine Erlebnisse im Glogauer Gefängnis zum besten, das er das eine Mal mit nicht übler Selbstironie als das Hotel „zum lustigen Dreschgrafen", das andere Mal „eine ganz verfluchte Saubude" nannte. Pückler erzählt u. a.:

„Neben mir hauste in der Nachbarzelle ein armer Bettler, der wegen Bettelns und Landstreichens eingesperrt worden war. Der Kerl war ein alter Schnapsbruder; da er nun aber im Gefängnis nichts zu saufen hatte, da bekam er eines Abends das Dilirium tremens, wie es allen Säufern ergeht, die plötzlich mal keinen Schnaps mehr erhalten. Der Kerl fing noch einmal an zu fluchen, zu toben und zu wettern, daß die ganze Bude erzitterte in den Grundfesten; ich war natürlich wütend darüber, denn ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Plötzlich hörte ich, wie der Kerl sagte: „Donnerwetter, der Graf Pückler, der ist ja auch hier, warum hat man denn den guten Herrn eingesperrt, der hat doch sicher nichts verbrochen, das ist eine Gemeinheit; ich bin ein armer Mann und ein Bettler, wenn man mich einsperrt, so hat das nicht viel zu sagen, aber daß man so einen Herrn hinter Schloß und Riegel setzt, Himmelkreuzdonnerwetter, das ist eine verfluchte Gemeinheit und eine kolossale Ungerechtigkeit" und dabei schlug der Mann mit der Faust auf den Tisch, daß die Wände gewaltig krachten. Nun meine Herren, dieser einfache Mann aus dem Volke, der hatte mehr Herz für mich wie die ganzen Leu'e am grünen Tisch, er fällte mit seinen Worten ein vernichtendes und ein furchtbares Urteil über die Glogauer Richter, welche in wahnsinniger Verblendung alles kurz und klein regieren und welchem das deutsche Volk und der nationale Gedanke gänzlich gleichgiltig sind. . . .

Eines Tages fragte ich den Strafgefangenen: „Was haben Sie denn eigentlich verbrochen, lieber Freund, warum sind Sie denn eingesperrt worden?" „Ich habe einen andern mit dem Messer über den Haufen gestochen!" „Wie schabe, sagte ich, hätten Sie doch einem Juden dies angetan, dann hätten Sie dem deutschen Volk einen großen Dienst erwiesen und würden jetzt als Märtyrer gefeiert und verehrt werden, ich hätte Ihnen obendrein noch den Pückler-Hansorden verliehen mit Diamanten und Schwertern". Der Mann erwiderte hierauf: „Ja, Herr Graf, man hat leider nicht immer einen Juden zur Hand, mit dem man so verfahren könnte". Ich sagte darauf: „Dann müssen Sie später mal nach Berlin kommen, dort gibt es Himmel und Juden und nichts als Juden, dort finden Sie gewiß passende Objekte, wenn Sie wieder einmal raufen wollen". Das schien der Mann auch einzusehen und ich bin ganz überzeugt, er kommt nach Berlin, wenn er seine Strafe abgesessen und hilft uns hier in diesem gewaltigen Kampf mit der Kraft seiner Fäuste und mit der Energie seines Willens. Es ist überhaupt eine Gemeinheit, einen germanischen Christenmenschen über den Haufen zu stechen, sondern man muß seinen ganzen Zorn, seine ganze Wut, seine ganze Tatkraft nur auslassen an dem internationalen Judentum, das uns hier jahraus und jahrein schindet und quält".

Die Rede schloß mit der üblichen schwülstigen Reimerei:

Empor, auf empor eh' die letzte Not
Dich unter das Fremdjoch zwingt
Eh' der Jude schaltet mit Herrschergebot,
Wo die deutsche Zunge erklingt,
Auf, ruft Gott, schütze Berlin und das Reich,
Doch Ihr jüdischen Schlangen, hinaus mit Euch
Hinaus mit dem roten Manasse, hinaus mit dem roten Isidor, hinaus mit dem Abraham, Isaak und Jakob, hinaus mit dem kleinen Cohn, hinaus mit der Madamme Cohn.

Vielleicht meine Herren, ist hier der Arbeiter Schulze, der eine starke Faust besitzt."

Hierauf erfolgte die polizeiliche Auflösung.

„In Ahlwardtscher Manier!" Zur Erklärung der Wahl des Polen Korfanty in Kattawitz-Zabrze bemerkt die „Staatsbürgerztg." (16. 10.): „Korfanty hat

sich, wie unser Berichterstatter schreibt, in die Herzen der Wähler hineingeredet und in Ahlwardtscher Manier Versprechungen gemacht, die sich alle erfüllen sollen, wenn er in den Reichstag kommt."

„In Ahlwardtscher Manier!" So verächtlich redet jetzt der ehemalige Ahlwardt-Moniteur von sein'm Heros. Und was sagt Herr Wilhelm Bruhn dazu? Wird er nicht in seinem neuen Wochenblättchen „Die Wahrheit" seinen Freund gegen solche „Verunglimpfungen" in Schutz nehmen? --

Aus den Verhandlungen des Prozesses Lehleitner in Dresden ist noch nachzutragen, daß der Staatsanwalt die enge Verbindung des Angeklagten mit der antisemitischen Cliquenwirtschaft in dem Dresdener Stadtverordneten Kollegium scharf beleuchtete. Die Antisemiten hat diese Bloßstellung vor Gericht erklärlicher Weise sehr ergrimmt und Herr Oswald Zimmermann legte denn auch in der nächsten Versammlung des Dresdener Reformvereins Verwahrung dagegen ein, daß der Prozeß „politisch ausgeschlachtet werde".

Der Prozeß habe mit der Politik und der Partei nicht das geringste zu tun und es sei unerhört, daß eine solche Partei, wie die sächsische Reformpartei, derartig beschwert werde. Daß eine Partei von einer Gerichtsstelle aus derart angegegriffen werde und zwar von einem Staatsanwalt, einem Staatsdiener Sachsens, sei ungehörig. Der sächsische Landtag werde die geeignetste Stelle sein, ein solches Verhalten des Dresdener Staatsanwalts Romundt gebührend zu kennzeichnen. In gleichem Sinn sprach sich auch der Stadtverordneten-Vizevorsteher Rechtsanwalt Dr. Häckel aus, der noch hervorhob, daß er, wenn er Verteidiger gewesen wäre, gegen die Aeußerungen des Staatsanwalts Romundt entschieden Protest erhoben hätte.

Wenn eifrige Staatsanwälte aber das politische Moment gegen unbequeme andere Parteien ausspielen — und derartige Fälle kommen alle Tage vor —, dann findet das die antisemitische Presse natürlich ganz in der Ordnung.

Vermischtes.

Ueber die Berliner höheren Lehranstalten bringt die „Staatsbürgerztg." einen Artikel, in dem es heißt: „Recht wenig Erfreuliches entnehmen wir den Angaben über die Beteiligung des jüdischen Elementes am Lehrkörper und in der Schülerschaft. Die große Anzahl der jüdisch klingenden Namen unter den Lehrern ist geradezu auffällig. Da finden wir einen Direktor Dr. Marcuse, einen Dr. Rosenberg, Goldschneider, Kalischer, Rosenthal, Klippstein, Samuel, Engländer, Levy, verschiedene Cohns 2c. Die große Anzahl der jüdischen Schüler ist teilweise erschreckend."

Es folgt nun eine Art von statistischer Zusammenstellung, die in dem folgenden Schreiben eines königlichen Gymnasiallehrers an die „Allg. Ztg. d. J." ihre rechte Würdigung erfährt:

Ich weiß nicht, ob der ganze Artikel, den Sie ja gewiß kennen, überhaupt eine Erwiderung oder Abfertigung verdient. Selbstverständlich ist, daß er Unwahrheiten und Ungereimtheiten in Menge enthält. Zum Beispiel existiert ein Lehrer namens Goldschneider in Berlin überhaupt nicht. Gemeint ist der evangelische Professor Franz Goldschneider am Louisenstädtischen Realgymnasium. Direktor Dr. Max Marcuse von der Louisenstädtischen Oberrealschule ist evangelisch. Oberlehrer Richard Kalischer an der 12. Realschule ist evangelisch und meines Wissens nie Jude gewesen. Daß der Name Klippstein jüdisch klingen soll, ist eine Entdeckung des Blattes, denn zweifellos ist der Oberlehrer Willibald Klippstein am Kölnischen Gymnasium evangelisch. Einen Lehrer namens Levy gibt es an den höheren Lehranstalten Berlins nicht. Der unbedingt zuverlässige Kunzesche Kalender, 11. Jahrgang, der amtliches Material benutzt, kennt nur zwei Oberlehrer dieses Namens, einen in Allenstein am Königlichen Gymnasium und einen in Frankfurt a. M. am Philantropin, also an einer jüdischen höheren Lehranstalt. Wer sich über die wirklichen Zahlenverhältnisse der jüdischen Lehrer und Schüler an den höheren Unterrichtsanstalten Preußens oder Berlins unterrichten will, wird sich hüten müssen, aus dieser unlauteren Quelle zu schöpfen. Auf p. 194—199 des eben erschienenen 17. Jahrgangs des statistischen Jahrbuchs deutscher Juden, das im Auftrage des D. J. G. B. vom Bureau für Statistik der Juden herausgegeben worden ist, findet man das ganze einschlägige Material. Dort lesen wir, daß unter 6947 im Königreich Preußen an höheren Lehranstalten angestellten Lehrern sich 86 Juden = 1,24 Prozent befinden. Im Stadtkreis Berlin sind an staatlichen und städtischen höheren Lehranstalten angestellt 672 Lehrer, darunter 43 Juden, d. h. 6,4 Prozent. Da schon im Jahre 1900 der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung Berlins 4,88 Prozent betrug und im Sommerhalbjahr 1901 nach dem im 16. Jahrgang des statistischen Jahrbuches p. 163 veröffentlichten, aus amtlichen Quellen entnommenen Zahlen der Prozentsatz der die neunstufigen höheren Lehranstalten Berlins besuchenden jüdischen Schüler 22 war — die Zahl der jüdischen Realschüler Berlins ist mir augenblicklich nicht bekannt —, wird kein verständiger und vorurteilsfreier Mann den Anteil „des jüdischen Elements am Lehrkörper" als zu hoch und auffällig bezeichnen dürfen.

Aus Stettin, 16. Oktober, schreibt man der „Nationalztg.":

Vor einigen Tagen brachte die in Stettin erscheinende antisemitische „Deutsche Hochwacht" einen sensationellen Artikel, in welchem schwere Anklagen gegen den Stettiner Polizeipräsidenten erhoben wurden, und zwar wurde dem betreffenden Beamten vorgeworfen, daß er auf offener Straße einen postenstehenden Schutzmann mit seinem Spazierstocke geschlagen habe. Die erwähnte Schilderung des Vorfalles ging von dem Stettiner Blatte auch in andere Zeitungen über und erregte ziemlich viel Aufsehen. Dieser ganze Vorfall ist in der gröbsten Weise durch das betreffende Stettiner Blatt entstellt und ins Ungeheure übertrieben worden. Der Polizeipräsident hat nämlich, wie Augenzeugen des Vorfalls bestätigen, den betreffenden Schutzmann durchaus nicht geschlagen, sondern ihm lediglich mit seinem Spazierstocke leise auf die Schulter geklopft, als der betreffende Schutzmann in der Brettenstraße zu Stettin sich in einem längeren Gespräche mit einem Trödler befand und nachdem der vorherige Anruf des Präsidenten von dem Schutzmanne überhört worden war. Da es den Schutzleuten seit längerer Zeit auf das Strengste untersagt ist, während des Postendienstes sich mit Passanten zu unterhalten, war der Polizeipräsident durchaus im Rechte, wenn er den Schutzmann persönlich auf das Unzulässige seines Verhaltens aufmerksam machte. Gänzlich unwahr ist jedenfalls die Behauptung, daß der Präsident den Schutzmann geschlagen hat! Die leise Berührung des Schutzmanns mit der Krücke des Spazierstockes kann selbst beim übelsten Willen nicht als Schlag bezeichnet werden. Der überaus gehässige Angriff des Stettiner Blattes auf den Polizeipräsidenten hat übrigens einen besonderen Grund: Herr v. Wuthenau ist nämlich durchaus kein Mann nach dem Herzen der Radau-Antisemiten, wie sie in Stettin leider ihr Wesen treiben. Man sagt, daß Herr von Wuthenau keinerlei Sympathien für das demagogische Auftreten und die Hetzarbeit der Antisemiten an den Tag gelegt hat, und daß die Stettiner Polizei sich

infolgedessen den Agitatoren des antisemitischen Volksbundes gegenüber mit vollem Rechte wenig entgegenkommend gezeigt hat. Auf dieses durchaus korrekte Verhalten der Stettiner Polizeibehörde quittieren nun jene Elemente durch giftige persönliche Angriffe und Verleumdungen gegen den ihnen verhaßten Stettiner Polizeipräsidenten. Sehr bedauerlich ist es, daß auch verbreitete liberale Blätter sich dazu hergegeben haben, derartige ungeheuerliche Uebertreibungen des Stettiner Blätichens weiter zu verbreiten. Es gehört wahrlich nicht zu den Aufgaben der ernsthaften Presse, die Sensationsmeldungen eines unbedeutenden antisemitischen Hetzblattes als bare Münze weiterzugeben.

Braunschweig. In welchem Geist gegenwärtig in Braunschweig regiert wird, das zeigt folgender eklatanter Fall, von dem die „Fr. D. Pr.“ Mitteilung erhält. In der Kreisstadt Holzminden sollte am 9. d. M. ein Vieh- und Krammarkt stattfinden. Da auf diesen Tag der höchste jüdische Feiertag fiel, hatte die dortige Synagogengemeinde rechtzeitig beim Magistrat den Antrag gestellt, den Markt auf den 10. zu verlegen. Magistrat und Stadtverordnete hatten dem Ansuchen stattgegeben und die Verlegung beschlossen. Dennoch mußte der Markt bei geschlossenen Läden abgehalten werden, weil die Regierung ohne Angabe von Gründen ihre Genehmigung zu der beabsichtigten Verlegung versagt hatte. Hervorgehoben muß noch werden, daß zur Zeit der liberalen Regierung des verstorbenen Herzogs Wilhelm eine derartige Verlegung mehrmals anstandslos bewilligt worden war.

Der reiche Jude im Dienst der Armee. Unter der Ueberschrift: „Das Automobil in der Armee“ findet sich in der Zeitschrift „Der Deutsche“ ein Aufsatz, in dem folgendes zu lesen: „Die reichen Bourgeois des römischen Altertums, die Ritter wurden erheblich zu Gunsten der vaterländischen Wehrkraft geschröpft. In unserer Zeit der allgemeinen Wehrpflicht dachte man bisher weniger an die Heranziehung des Mammons. Zum ersten Mal nun während der diesjährigen Kaisermanöver sah man auch Herren aus Bankierkreisen tüchtig beisteuern; sie ließen ihre teuren Automobile für das Vaterland sausen, obwohl der Staat ihnen nicht einmal die Benzinkosten voll ersetzte . . . Diesmal wurden die Fahrzeuge des freiwilligen Automobilkorps besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. „Da kommt Ihr Herr Schwiegerpapa!“ wurde wohl scherzend manchem blutjungen Leutnant zugerufen, wenn die Töff-Töffs heranrasten“ . . . . . . „Wie der Heeresbedarf die Technik befruchtet, so bringt umgekehrt die Technik ihre kleinen politisch-gesellschaftlichen Umwandlungen hervor. Das freiwillige Automobilkorps besteht gewiß nicht aus lauter Kommerzienräten, sondern meist aus wohlhabenden jungen Offizieren des Beurlaubtenstandes. Aber die Bresche ist jedenfalls da: während bisher der Kommerzienrat „von der anderen Nation“ im Wesentlichen nur als Gastgeber mit der Armee in Berührung kam, kann er jetzt im bunten Rock des Automobilisten ihr attachiert werden . . . „Nicht irgend welcher Antisemitismus in den oberen Regionen hat es zu Wege gebracht, daß es unter den Reserveoffizieren kaum Juden gibt und der letzte aktive, den man seinen Fähigkeiten entsprechend schließlich an einem bayrischen Proviantamt untergebracht hatte, schon vor Jahren das Zeitliche gesegnet hat. Die Sache liegt nur an der Weigerung der Regimenter. An ihrem Veto prallt sogar hohe Fürsprache ab: nicht einmal v. Lindequists Verwendung für einen jungen Bankiersohn konnte diesem, trotzdem sein Vater ungemein nationalliberal war und große Summen für ein Soldatenheim stiftete, vor einigen Jahren in Frankfurt die Epauletts verschaffen. Nun gibt es aber unter diesen Leuten viele, die längst das Ghetto abgestreift haben und gern vaterländische Arbeit leisten. Das Automobil in der Armee gibt ihnen den Weg dazu frei. Sie können nicht Feldherren werden; aber sie fennen Feldherren fahren“.

Der Hohn des Artikelschreibers des krypto-antisemitischen Blattes liegt klar zu Tage. Man will dem jungen Nachwuchs der Bankiers, deren schätzenswerte Eigenschaften so manche bis über die Ohren verschuldeten Edelste der Nation aus eigener Erfahrung kennen, gnädigst gestatten, als freiwillige Automobilisten Depeschen und Leutnants zu fahren. Während des Biwaks dürfen sie aber sicherlich doch auch weiter für Sekt und Austern sorgen.

Morde durch Halsschnitt. In Hannover wurde der Lustmörder, Postschaffner Bütter wegen Ermordung der Erna Schaare und Elsa Cassel zum Tode verurteilt, gegen den Schuhmacher Paul wurde wegen Begünstigung auf $2\frac{1}{2}$ Jahre Gefängnis erkannt. Wie von uns in Nr. 23 der „Mitteilungen“ mitgeteilt, zeigten die Morde die Symptome, welche bei den angeblichen Blutmorden vorkommen sollen, nämlich Halsschnitt und Ausblutung der Leiche. Auch war anläßlich des Verschwindens der Elsa Cassel der Verdacht auf „die Juden“ gelenkt worden. Wären die Verbrechen nicht in dem nüchternen, für solche Märchen kaum zugänglichen Hannover, sondern unter einer phantasiebegabteren Bevölkerung begangen worden, so hätte die „Volksstimme“ die Untersuchung leicht auf eine falsche Fährte führen und den Mord leicht zu einem ungesühnten, rätselhaften machen können.

Wien. Am 29. September wußte das antisemitische „Deutsche Volksblatt“ wieder einmal von einem aufsehenerregenden Mädchenmorde zu berichten. In der Nähe von Krakau wurde die Leiche eines 9jährigen Mädchens, der Hausbesorgerstochter Marie Kolas, aufgefunden, das augenscheinlich das Opfer eines Lustmordes geworden war. Das „Deutsche Volksblatt“, welches ursprünglich gleichfalls dieses Motiv verzeichnet hatte, meldete nun am 29. September, daß in der nächsten Umgebung der Leiche trotz der so schrecklichen zwei Schnittwunden am Halse und anderer Verletzungen am ganzen Körper kein Tropfen Blut gefunden worden sei und erblickte darin den Beweis, daß die Leiche erst nach dem Morde an die Fundstelle gebracht worden sei. Es schloß seinen Bericht mit dem charakteristischen Satze: „In der Bevölkerung kursieren allerlei Vermutungen.“ Das Rechtsschutzbureau der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“ hat unverweilt authentische Informationen über diesen Leichenfund eingezogen und teilt nun hierüber Folgendes mit: „Das ermordete Mädchen wurde mit mehreren Wunden am Halse vorgefunden, der Kopf der Leiche lag in einer großen Blutlache und die Kleider waren mit Blut förmlich durchtränkt.“ Damit scheint die Angabe des „Deutschen Volksblattes“, daß in der Umgebung der Leiche kein Tropfen Blut vorgefunden worden sei, als eine freche Lüge.

Oesterreichische Juden als Soldaten. Die „Amtliche Beilage“ des „Militär-Verband“ Nr. 36 vom 2. September 1905 bringt unter dem Schlagwort: „Reservistenverein FZM. Baron Koder, Olmütz E. V. V. Nr. 54“ einen Bericht über die diesjährige Kaiserfeier. Und anschließend nachstehende Mitteilung: „Bei dieser Gelegenheit wollen wir anschließend eine Ehrung Erwähnung tun, die dem alten Radetzkyveteranen Kameraden Moritz Platschek, welcher dem Vereine als Mitglied angehört, widerfuhr. Gelegentlich der heurigen Sommacampagna-Feier des Hausregimentes „Alt-Starhemberg“ Nr. 54 wurde dem alten, 85jährigen Radetzkyveteranen durch die Munifizenz des Obersten Schmidt eine Auszeichnung zuteil, die einzig dastehen dürfte. Das genannte Regiment rückte vom Kirchengange in die nahegelegene Kaserne ein und defilierte im Auftrage

des genannten Obersten vor diesem Kriegshelden, der in der genannten Schlacht mit demselben Regimente im zweiten Treffen bei Sommacampagna im Jahre 1848 wacker mitkämpfte. Diese Episode würdigend, sah sich der Herr Oberst veranlaßt, unseren wackeren Kameraden Platschek als rühmliches Muster altösterreichischer Soldatentreue der Mannschaft des berühmten Regiments „Alt-Starhemberg" vorzustellen."

Auch der General-Oberststabsarzt **Bittner** hat aus diesem Anlasse den greisen Helden zu sich geladen, um ihn im Kreise seiner Familie zu begrüßen und seine Freude auszudrücken über die ihm als Juden gewordene hohe Auszeichnung, welche jedem seiner Glaubensgenossen mit Stolz und mit Genugtuung erfüllen muß.

Die russische Regierung bleibt antisemitisch. Man schreibt der „Russ. Korr." aus Petersburg, 8 Oktober: Die Lage des Handwerkerstandes in den Städten des jüdischen Ansiedelungsrayons spottet jeder Beschreibung. Es gibt dort fast ausschließlich jüdische Handwerker; durch das Vorgehen der russischen Regierung sind sie in den Städten konzentriert, dürfen nicht aufs Land gehen, und das Angebot übersteigt hier viele Mal die Nachfrage. Kaum ihren Unterhalt verdienend, quälen sie sich überdies in den Händen der Wucherer. Für den jüdischen Handwerker ist seit vielen Jahren der „billige Kredit" die Lebensfrage. So kam es auch, daß, als das Gesetz von 1896 über die Gründung der Darlehnskassen erschienen war, in den Städten des jüdischen Ansiedelungsrayons eine ganze Reihe von Handwerker-Genossenschaften entstanden, die dem jüdischen Handwerker die Möglichkeit gegeben haben, sich über Wasser zu halten. Nun besann sich aber die Regierung Plehwes eines besseren und verbot durch ein Zirkular die Gründung von Genossenschaften jüdischer Handwerker — es wurde verordnet, daß in solchen Genossenschaften der Aufsichts- und Verwaltungsrat zu zwei Dritteln aus Christen bestehen sollte. Dies hat dann faktisch dem jüdischen Handwerker die Gründung von Genossenschaften unmöglich gemacht. Nach vielen Vorstellungen und dank dem Entgegenkommen Wittes, der damals Finanzminister war, gelang es, sogar Plehwe dahin zu bringen, daß die Frage einer Revision unterworfen wurde. Entschieden ist sie nun unter der Regierung des „liberalen" Ministers Kokootzew. Wie wir aus einer unbedingt sicheren Quelle erfahren, wird eben im Finanzministerium ein Zirkular vorbereitet, das die Gründung von Genossenschaften ohne irgend welche Beschränkungen nur in den Städten zuläßt, wo der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung 80 vom Hundert übersteigt. An allen anderen Orten muß der Aufsichts- und Verwaltungsrat zu zwei Dritteln aus Christen bestehen; der Vorsitzende muß wieder ein Christ sein. Damit ist also den jüdischen Handwerkern die Möglichkeit genommen, sich zu Genossenschaften zusammen zu tun, denn diese Bedingungen machen in den meisten Fällen die Gründung einer Genossenschaft überhaupt unmöglich. Es läßt sich die Bestimmung häufig praktisch gar nicht durchführen; es fehlen die geeigneten und zu solcher Leitung bereiten christlichen Kräfte sehr oft; so schnürt also die Regierung der schon jetzt kaum ihr Leben fristenden jüdischen Bevölkerung den Hals auch ferner zu.

Ungefähr vor 20 Jahren, in der Blütezeit des Antisemitismus, hat die Regierung die jüdische Gewerbeschule in Shitomir geschlossen und das Vorgehen damit motiviert, daß die Schule zu gute Handwerker ausbilde (!). Es werde dem russischen Handwerker schwer sein mit den jüdischen zu konkurrieren. (!) Jetzt, wo die Regierung in ihren öffentlichen Erklärungen als judenfreundlich aufzutreten sucht, ist sie trotz aller Redensarten im Begriff, der armen jüdischen Handwerker-Bevölkerung einen schweren Schlag zu versetzen. Also auch in dieser Frage wie in allen anderen ist die absolutistische Regierung sich treu geblieben, treu auch in Bezug auf sinnlosen Antisemitismus, der es der jüdischen Handwerkerbevölkerung unmöglich machen soll, vorwärts zu kommen.

Das dankbare Vaterland! In **Moskau**, so erzählt die in Petersburg erscheinende russische Zeitung „Nowosti", ist kürzlich ein Held aus dem **russisch-japanischen Kriege** eingetroffen. Er heißt **Viktor Schwarz**, ist zwar „nur" ein **Jude**, hat aber im 22. Ostsibirischen Schützen-Regiment fast alle Schlachten des Krieges mitgemacht. Er ist **elfmal verwundet** worden und besitzt **drei Georgskreuze** und die **Lebensrettungsmedaille**, die ihm für die Rettung seines Offiziers, der am Jalu Gefahr lief zu ertrinken, verliehen worden ist. Das goldene Georgskreuz erhielt Schwarz für die Sprengung einer Munitionsniederlage der Japaner. Während der Schlacht bei Mukden wurde er lebensgefährlich verwundet. In Moskau ist Schwarz zum Besuch seiner Verwandten eingetroffen, doch besteht die **Polizei** darauf, daß er, der durch drei Orden ausgezeichnete Held und Vaterlandsverteidiger, **Moskau verlasse, weil er als Jude nicht das Recht hat, sich in Moskau aufzuhalten.** Eine empörende Logik: das Recht und die Pflicht für das Vaterland zu sterben besitzt ein Staatsbürger, nicht aber das Recht überall in dem Vaterland, für das er Blut und Glut hingegeben hat, zu leben!

Bildungsstreben der russischen Juden. Die Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden bringt in der Septembernummer auf Grund von Arbeiten der „Jewish Colonization Association" statistische Mitteilungen über das Schulwesen der russischen Juden. Es ergibt sich daraus, daß diese so blutarme Bevölkerung für ihre Schulen jährlich 9 Millionen Rubel aufbringt. Tatsächlich sei deshalb wohl jeder Jude im Stande hebräisch wenigstens zu lesen. Was das bedeutet, mag man daraus ermessen, daß in Rußland die Zahl der absoluten Analphabeten in wenigen Bezirken weniger als 50% ausmacht, in einigen bis 75% der Bevölkerung. Wenn man sich von Seiten der russischen Regierung einer Emanzipation der Juden wegen ihres angeblich niedrigen Bildungsstandes widersetzt — noch Witte machte anscheinend in Portsmouth ähnliche Ausführungen gegenüber den Herren Schiff und Seligmann —, so ist dem gegenüber festzustellen, daß die russischen Juden an Elementarbildung und Bildungsstreben ihre christlichen Nachbarn jedenfalls übertreffen.

Die Beschränkungen für die jüdischen Studierenden in Rußland, von denen nur drei Prozent der Gesamtzahl zum Studium zugelassen wurden, sind endlich **aufgehoben** worden, hauptsächlich wohl unter dem Druck der chaotischen Zustände, in denen sich gegenwärtig die Universitäten befinden. Fürst **Trubetzoj**, der (inzwischen verstorbene) Rektor der Moskauer Universität, wo die studentischen Unruhen geradezu revolutionären Charakter angenommen haben, hat den Mut gehabt, jene Aufhebung zu beantragen. Er hat, wie die „Russkija Wjedomosti" schreiben, folgendes Telegramm an den Minister für Volksaufklärung gesandt:

„Dringend ersuche ich Euere Durchlaucht um die Genehmigung, 62 **Juden** des Moskauer Lehrbezirks **über den Prozentsatz** hinaus aufzunehmen. Hinsichtlich der allgemeinen Sachlage im Universitätsrate der Gesellschaft und Studentenschaft würde ich die **schleunigste** Entscheidung dieser Angelegenheit für höchst wichtig erachten."

Gleichzeitig nahm der **Universitätsrat** den Vorschlag der Professorenkommission an, ein Gesuch einzureichen, um **überhaupt die Beschränkungen** bei der Aufnahme jüdischer Studenten an der Moskauer

Universität aufzuheben, indem er dieses Gesuch mit folgenden Gründen motivierte:

„Die Norm, welche die Zahl der jüdischen Studenten an der Moskauer Universität auf drei Prozent beschränkt, ist ohne Zustimmung der Universität aufgestellt und nach der Ansicht der Kommission durch keine Bedingung des Universitätslebens veranlaßt worden! Im Gegenteil stiftete die ungerechte und ganz willkürliche Beraubung der Rechte zur Bildung einer ganzen Kategorie russischer Bürger nur Verwirrung und vergrößerte nur die schwere Lage der Universität, da sie in den Augen der Gesellschaft und Studentenschaft durch den Eindruck dieser Anordnung in Mißkredit gelangte. Deshalb würde es im Namen der Gerechtigkeit und zur Wahrung der inneren Universitätsordnung schon heute für das künftige akademische Jahr notwendig erscheinen, den Prozentsatz der Juden aufzuheben. Es wäre vielleicht auch gerecht, auch diejenigen Juden aufzunehmen, welche die Gymnasien anderer Lehrbezirke absolvierten; aber das ist unmöglich, weil alle Universitätskurse überfüllt sind und die Aufnahme von Studenten anderer Lehrbezirke, auch nicht jüdischer Konfession, längst aufgehört hat. — Es folgen dann einige Ausführungen juristischen Charakters. Das Gesuch schließt mit den Worten: Aus diesen Gründen findet es die Kommission für zweckentsprechend, sich an den Minister für Volksaufführung mit dem Gesuche zu wenden, die Beschränkung bei der Aufnahme jüdischer Studenten an der Moskauer kaiserlichen Universität auf Grund der Verfügung des Ministerkomitees vom 5. Dezember 1886 und 26. Juni 1887 aufzuheben."

Philipp der Großmütige und die Juden.

Von Lehrer L. Horwitz-Kassel.*)

Unter den fürstlichen Persönlichkeiten der Reformationszeit erfährt Landgraf Philipp von Hessen eine gar verschiedene Würdigung. Als Fürst zu einer welthistorischen Mission berufen, war es ihm gelungen, über die Schranken seines Jahrhunderts hinaus in das Gesamtbewußtsein der evangelischen Christenheit einzutreten. Die Geschichtsschreibung wird daher nicht müde, den schon durch Kunst und Poesie vielfach verherrlichten Regenten immer aufs neue als eine historische Größe ersten Ranges zu feiern. Von anderer Seite sucht man nun seine Gestalt in den Schatten zu stellen und die dunklen Punkte seines Lebens besonders hervorzuheben. Auf welcher Seite die Wahrheit ist, kann selbstredend im Rahmen dieser Zeilen nicht festgestellt werden. Auch sein Leben und seine Wirksamkeit in diesen Blättern zu schildern, wäre müßig. Doch die Wahrheit verlangt es gebieterisch, weiteren Kreisen sein Verhalten gegen die Juden seines Landes zu schildern. Allerdings erwartete man von einem Fürsten, den die Geschichte den „Großmütigen" nannte, nicht eine Handlung, die mit Menschlichkeit nicht vereinbar ist, und er mußte es in späteren Jahren selbst erfahren, was es heißt, um seines Glaubens willen zu leiden und in der Verbannung zu leben — und darin gleicht sein Geschick dem des jüdischen Volkes.

Landgraf Philipp der Großmütige faßte den Entschluß, die Juden ganz zu vertreiben. Er erließ deshalb ein Ausschreiben am 18. Juli 1524 an alle Beamten, den Juden ihres Bezirks den Aufenthalt zu verbieten und den Edelleuten das Halten derselben zu untersagen. Lange kann die Verbannung nicht gedauert haben. Am Dienstag nach Trinitatis 1531 verordnet er, „daß wir allen vnd jeden Juden, so In vnserm Fürstenthumb Landen vnd Gepieten seßhafftigt vffs new Sechs Jare lang nach data dieß briefs sich ansahende viither nus zuenthalten. Irer nattursft nach, hyn und widder zwryfen, zwhandeln, zwwabern, vnd Zuwandern, genedigklich gegönth vnd zugelassen haben. Thun das hiemit In crafft dieß briefs also, daß sie fridlich vnther uns wonen, vnd sie niemandts widder recht beleidigen sollen, darauff hiemit allen vnd jeden vnseren Amptleuthen beuelhende, ob Inen zu halten, vnd vor gewalt zw schützen, mitt dem gedinge, das sie sich wuchers enthalten, vnd vnsere vnterthane Imselbigen, mit vnziemlichen Contracten vnd gebingen mit beschweren sollen. Wer es darüber einer oder mehr thetten, Sol dem oder denselbigen, weitters nichts, dan das außgeleuthen Haubtgelt widderumb zugestelt, vnd bezalt werden". (Kopp, Bruchstück I 156). Nachdem die sechsjährige Frist verstrichen war, ging nun Landgraf Philipp damit um, die Juden wiederum aufzunehmen. Um denselben eine rechtliche Stellung einzuräumen, veranlaßte er seinen Kanzler Martin Bucer, ihm eine „Judenordnung" vorzulegen. Diese enthielt 11 Punkte. Einige derselben fanden die Juden unerträglich schwer, andere wollten sie unverbrüchlich befolgen. Am 13. Dezember 1538 überwies der Landgraf seinem Statthalter, Kanzler und den Räten die Gegenvorstellung der Juden und bemerkte, daß die Juden seinen Untertanen „mehr liebes und gutes mit Leihen und Vorstrecken getan und weniger Wucher genommen, als die Christen. Er habe auch nirgends in der Schrift gefunden, daß man sie ganz vertreiben sollte".

Kanzler und Räte waren den Juden wenig günstig gesonnen und holten bei „Gelehrten" ein Gutachten ein*), welches in seinem Schluß dahin geht, daß die Juden entweder gar nicht oder nur unter sehr harten Einschränkungen zu dulden seien. Nach einigen Monaten sandten sie ihre Bedenken dem Landesherrn ein und versicherten dabei, „daß sie in Wahrheit und nach ihrem Gewissen daran nichts zu ändern wußten." Landgraf Philipp brauchte zur Beantwortung der „Bedenken" nicht so lange Zeit, als seine Räte. Sogleich und in demselben Ton suchte er aus der Bibel die Gründe der Gelehrten zu widerlegen und setzte selbst Artikel auf, „darauf wir vermeinen, die Juden noch zwei Jar Inn vnsern Landen zu duldenn zu versuchenn, wie sie sich anschicken wollenn, darnach sie sich dann schickenn, darnach haben wir vns weiter gegenn Inen zu haltenn, vunb sie lenger zu dulden oder nicht zu dulden, dieselbig articul walt ir besehenn vnnd vns ewer bedenken darruff eroffenen, damit wir dene Juden einmal einen Bescheidt geben mögen, das thun wir vns zu euch verlassen, vunb habens euch also hinwidder vunerhalten wollen sein lassen, dan aff denn ratschlag so die gelehrten gestellt, wore es den Juden vumuglich zu bleiben, dann solcher ratschlag ist also enge gemacht vnnb gespannet, das sie sich bei vnns nicht halten kunten, darumb so machte man Inen, do es bj mainung habenn soll, wol itza alsbalt offentlich sagenn, das sie hinweg zügenn." (Rotenburg, 25. Dezember 1538). Aus dem hier erwähnten Artikel entstand nun die 1539 veröffentlichte Judenordnung**).

„Ordenung vnser Philipsen von Gottes gnaden Landgraue zu Hessen, Graue zu Catzenelnpogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Wie vng was gestalt die Juden nun hinfürter in vnser Fürstenthumb, Graueschafften und gepieten gelitten oder gedulbet werden sollen.

1. Erstlichen solle die Juden vnsern Amptleuten, auch den Pfarrherrn jedes ortes da sie gesessen sein, mit dem eide versprechen, bei den iren keyn lesterunge wider Christum vnsern Herrn vnd seine heylige Religion zu treiben, noch zu gestatten, sondern sich des alleyn zu halten, dar inen Moses vnd die Propheten vorgegeben haben, vnd das sie auch die iren mit keyner satzunge irer Talmudischen lerer,

*) Aus Nr. 19 des „Jüdischen Literaturblattes".

*) Christliches Bedenken, welchergestalt christliche Obrigkeit den Juden unter den Christen zu wohnen gestatten könne. Nach einer Vorrede von den Theologen der Gießener Universität kommt ein Bedenken von Martin Luther und dann erst die Meinungsäußerung seiner Räte.

**) Hessische Landes-Ordnung. Band I, Seite 120.

welche dem gesetz vnd den Propheten nicht gemeß seien, beschweren wollen, damit durch die Talmudischen gottlosen gedichte, die armen gutherzigen Juden von vnser waren Religion, nit zum fürnemsten abgehalten werden.

2. Die Juden sollten geloben und versprechen, nirgends neue Synagogen aufzurichten, sondern die alten mit aller Stille zu gebrauchen.

3. Es ist den Juden verboten, mit niemanden über Religion zu sprechen, es sei denn mit hierzu verordneten Predigern.

4. Zu christlichen Predigten sollten sie mit Weibern und Kindern kommen.

5. Der Ein- und Verkauf ist erlaubt, wo in Städten und Orten keine Zünfte sind oder mit Erlaubnis der Zünfte. Die Waren sollen sie nicht verteuern, sondern „umbogenen zimlich billichen pfennig geben", welcher jedesmal vom Bürgermeister und Beamten festgesetzt wird. Ein Verkauf ohne obrigkeitliche Festsetzung des Preises ist verboten.

6. Handel und Finanzgeschäfte sollen aufrichtig betrieben werden. Unredlichkeit wird mit Einziehung der Güter bestraft. Der Beamte, der die Anzeige erstattet, bekam „den zehenden pfennig von solchen verfallenen und verwirkten gütern."

7. Wuchergeschäfte sind verboten. Das Ausleihen von Geld hat im Beisein von Amtsleuten oder eines fürstlichen Beamten zu geschehen. Nur ein Zins von fünf vom Hundert ist erlaubt. Wer des Wuchers überführt wurde, verlor das entliehene Kapital, die Hälfte seiner Güter und bekam vier Wochen Gefängnis. („thurn".) Lieh ein Jude einer Hausfrau Geld ohne Beisein vom Bürgermeister und Ratsherrn, so ist die Darleiherin nicht verpflichtet, dem Juden etwas wiederzugeben. Der Jude mußte die Hauptsumme und die Hälfte seiner Güter verlieren, dazu ein Kapital in der Höhe der Schuldsumme halb dem Landgrafen, halb den Beamten als Strafe zahlen und dazu „viertzehen tage in thurn gelegt werden.

8. Bei „straff ires leibs vnd lebens" mußten die Juden schwören, keinem Bürger oder Beamten oder deren Frauen etwas zu schenken, „auch nit eynen eynigen pfennig oder pfennigswerth". Die Annahme von Geschenken soll unnachlaßlich bestraft werden.

9. Die Schändung einer christlichen Frau oder Jungfrau soll mit Todesstrafe geahndet werden.

10. Jeder Jude, der gestohlenes Gut kauft oder es als Pfand nimmt, wird mit dem Tode gestraft. Sie werden ermahnt, genaue Nachforschungen nach der Herkunft der Güter anzustellen.

11. Ausländischen Juden ist der Aufenthalt nicht zu erlauben; auch das Handeltreiben ist verboten.

12. Die Beamten haben mit Fleiß auf die Erfüllung dieser Bestimmungen zu sehen.

13. Die Juden sollten unter sich für die Befolgung der Artikel sorgen und Uebertretungen auch nach ihren Satzungen bestrafen.

14 Der „Schutzpfennig" ist dem Landgrafen zu zahlen. Die Höhe desselben richtet sich nach dem Vermögen des einzelnen.

Andere Regierungshandlungen aus seiner Zeit entbehren des weiteren Interesses. Den Nachfolgern des Landgrafen Philipp blieb es übrig, die Stellung der Juden zu ordnen und zu befestigen. Wenn auch die Bekehrungssucht der Landgräfin Amalie Elisabeth 1647 keine Worte der Entschuldigung finden kann, so war doch die Stellung der Juden im ehemaligen Kurhessen eine sehr gesicherte. Die Israeliten dieses Landes haben daher gern die Werke der Menschlichkeit zu fördern gesucht und anerkannt, was ein namhafter Historiker der Gegenwart von ihm geschrieben: „Auch persönlich ist Philipp eine hervorragende, erfreuliche Erscheinung, offen und zuverlässig, warmherzig und großmütig; freilich erscheint er auch hierin als echtes Kind seiner Zeit — derb und sinnlich angelegt, aber durchweg zeigt er sich von großer Gesinnung auf das Wahre und Edle gerichtet, mit einem idealen Anflug in allem, was er unternimmt, furchtlos und durch keine niedere Rücksicht zurückgehalten in der Vertretung dessen, was er für Recht erkannt hat, dabei aber doch in seltsamer Weise duldsam gegen Andersdenkende, leutselig und zugänglich — alles in allem ein ebenso bedeutende wie anziehende Persönlichkeit".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 43. Berlin, 25. Oktober 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Zu den Berliner Stadtverordnetenwahlen.

Aus führenden liberalen Kreisen in der Stadtverordnetenversammlung wird uns geschrieben:

Von Zeit zu Zeit wird die Bevölkerung der Stadt Berlin mit der Freudenbotschaft beglückt, daß die „Bürgerpartei" noch lebe. Oder manchmal kleidet man die frohe Mär auch in die Form der Versicherung, daß diese Partei zu neuem Leben erweckt sei. Nun singet und seid froh, in dulci jubilo! Aber es freut sich niemand Man hört, man liest, man lächelt und denkt sich sein Teil. Und vor allem — man glaubt nicht. Warum soll denn gerade dann eine Neubelebung der rückschrittlichen, haßgetränkten sogenannten Berliner Bewegung eingetreten sein oder eintreten, wenn ein paar Parteigeschäftsmänner das tiefgefühlte Bedürfnis nach etlichem Gewinn besonders stark ergreift? Es liegt nahe, daß besonders vor den Stadtverordnetenwahlen diese Stimmungsmache blüht. Und es kann auch nicht verkannt werden, daß die liberale Bürgerschaft wohl einmal durch einen Teil- oder Zufallserfolg dieser vortrefflichen Zeitgenossen überrumpelt werden könnte, wenn sie nicht scharf aufpaßt. Man soll auch den geringsten Gegner nicht geringschätzen; das ist eines der obersten Gebote der politischen Taktik. Nachdem einmal der letzte Vertreter des als Bürgerpartei maskierten Antisemitismus aus der Stadtverordnetenversammlung verdrängt worden ist, muß mit aller Aufmerksamkeit und durch die Bekundung lebhaftesten tatkräftigen Interesses an den Wahlen dafür gesorgt werden, daß die Vertretung der Bürgerschaft im Rathause dauernd diesen Elementen verschlossen bleibt.

Bei dem Liebeswerben der sogenannten Bürgerpartei um die städtische Wählerschaft kommt Ben Akiba bestens zu Ehren. Es gibt nichts Neues unter der „Sonne" dieses schneidigen Mundhelbentums. Die Behauptungen und Vorwürfe, mit denen diese sogenannte Bürgerpartei bei den Wahlen herumhantiert, erinnern immer an Heines Vers von der alten Geschichte, die immer neu bleibt. Kein neuer schöpferischer Gedanke unterbricht die öde Einförmigkeit dieser gleichsam in Konservenbüchsen eingelegten Schlagworte ohne Schlagkraft. Nur Unkundige könnten mit ihnen gefangen werden. Das enthebt uns indessen nicht der Aufgabe, uns diese Treibereien näher zu besehen.

Voran steht in den Kundgebungen der Bürgerpartei oder für die Bürgerpartei die Behauptung, daß die aus ihren Reihen hervorgehenden Stadtverordneten sich nicht von parteipolitischen Gesichtspunkten leiten lassen. Spotten ihrer selber und wissen nicht wie! Eine „Partei" ohne parteipolitische Gesichtspunkte? Das wäre eine Erfindung, die verdiente, in allen Landen patentiert zu werden. Nein, die guten Leute wissen sehr wohl, daß der „Sturm auf das Rote Haus", auf den sie immer und immer wieder Bezug nehmen, dem Zwecke dienen sollte, die Herrschaft der konservativ-antisemitischen Partei in Berliner Rathause aufzurichten. Und keine Vermummung der Antisemiten als Mittelstandspartei, als Bürgerpartei oder als irgend eine andere „Partei" kann davon etwas fortnehmen. Vor vier Jahren wurde einem bekannten liberalen Stadtverordneten bei der Wahl eine erbitterte Gegenagitation geliefert unter der Firma des Zentralvereins selbständiger Gewerbtreibender. Als aber die Nebel sich zerteilten, erschien auf der Bildfläche glanzumflossen die sympathische Gestalt des Herrn Stöcker als Drahtzieher.

Man kann den alten hohlen Schwatz über die „gut nationale und monarchische" Gesinnung, die nur der „Bürgerpartei" eigen sein soll, auf sich beruhen lassen. Die Stadt Berlin und ihre Verwaltung haben es in dieser Beziehung nie und nirgends fehlen lassen. Man kann gut monarchisch empfinden und doch ein aufrechter Mann bleiben; das knechtische Rückenkrümmen ist die Eigenart des Dieners und läßt keinen Schluß zu auf die innersten Empfindungen. Es ist nicht richtig, daß Bismarck den Sturm auf das Rote Haus veranlaßt haben soll, um „die Parteiwirtschaft" zu stürzen und „die Stadtverordneten an ihre kommunalen Pflichten zu erinnern", wie dies jetzt behauptet wird. Sondern Fürst Bismarck war ergrimmt, weil er für einen Pferdestall Mietssteuern zahlen sollte. Und genau zu jener Zeit, wo angeblich Bismarck die Stadtverwaltung an ihre Pflichten erinnern wollte, bezeugte ihr der Kronprinz, „unser Fritz", daß Berlin ein musterhaft verwaltetes Gemeinwesen sei.

Es ist ein auf die niedrigsten Instinkte berechnetes, nur für ein ungewöhnlich törichtes Publikum bestimmtes Verfahren, wenn die Preßanwälte der sogenannten Bürgerpartei behaupten, die Stadtverordnetenversammlung sei „allezeit bereit, monarchische und christliche Interessen zu verdrängen, wenn nicht zu zertrümmern." Die Sozialdemokraten bilden nun etwa ein Fünftel des Kollegiums (sie haben 30 von insgesamt 144 Sitzen inne); und die Juden bilden nur eine kleine Minderheit. Wie sollte also, selbst wenn man den Juden die Absicht einer Verletzung christlicher Interessen so unterstellen könnte, wie man's nicht kann, wie also sollte eine christenfeindliche Stellung der Stadtverordneten vorhanden und erklärlich sein?

Die „Bürgerpartei" behauptet in ihren Wahlbetrachtungen, daß die Sozialdemokraten in ihren Rathausreden anzügliche Reden gegen die Regierung und das Herrscherhaus führen. Nun, es ist nicht unsere Aufgabe, die Sozialdemokraten zu verteidigen. Aber daß das Anzüglichste gegen Krone und Regierung in gewissen Auslassungen des Agrariertums und des Antisemitismus zu Tage gefördert wird und daß man in diesen Kreisen oft über das nur Anzügliche weit hinausgeht, das pfeifen die Spatzen von den Dächern. Es ist auch eine unrichtige Behauptung, daß „fast ausschließlich die jüdischen Führer der Sozialdemokratie das Wort haben." Die Borgmann, Hoffmann, Hintze, Liebknecht und andere Hauptredner der Sozialdemokratie im Rathause sind keine Juden.

Die Forderungen der „Bürgerpartei" zu den Stadtverordnetenwahlen machen zum Teil einen komischen Eindruck, weil sie die tiefe Verlegenheit widerspiegeln, welche die Herren überkommt, wenn sie aus den Phrasen heraus zu greifbaren Dingen übergehen sollten. Sie verlangen eine Steuerpolitik, die die Lasten gerecht verteilt. Sie wissen also offenbar nichts von dem steten heißen Mühen der Stadtverordneten, den Zuschlag zur Einkommensteuer als hauptsächlichste Steuer zu behalten und ihn nicht über 100 pCt. hinausgelangen zu lassen. Sie wissen wohl auch davon nichts, daß über 60 pCt. der Ausgaben der Stadt zugunsten derjenigen Bevölkerungsschichten geleistet werden, die zu den Lasten der Stadt nichts beitragen. Sie verlangen das Vorherrschen „christlich-deutschen" Geistes in der Schulverwaltung. Dabei werden die inneren Schulfragen immer nur von der Regierung erledigt und entschieden. Sie verlangen die Beseitigung der Mängel in der Stadtbauverwaltung. Ja, was haben irgend welche Parteibestrebungen mit dem langsamen Tempo der Bauarbeiten unter dem Herrn Stadtbaurat Ludwig Hoffmann zu tun? An eine Reform des städtischen Submissionswesens und an die Verbesserung der Verwaltung auf allen Gebieten geht man im Rathause heran, ohne daß es eines Anstoßes der „Bürgerpartei" bedarf . . .

Nun die, sagen wir: die weniger Hellen werden nicht alle; und da könnte es ja doch geschehen, daß da und dort die Antisemiten bei den diesmaligen Berliner Stadtverordnetenwahlen etwas erreichen, wenn die liberalen Wähler in allen drei Abteilungen nicht auf dem Posten sind. Es tut eine starke Wahlbeteiligung not; die kleine Mühe der Stimmabgabe sollte kein guter Bürger scheuen, der Berlin vor dem „Schönheitsfehler" bewahrt sehen möchte, daß wieder Antisemiten in der Stadtverordnetenversammlung Platz nehmen.

Sittliche Verfehlungen.

Der Uebergang des konservativen Reichstagsmandats von Pyritz-Saatzig in antisemitischen Besitz hat zu einem ununterbrochenen Guerillakrieg zwischen den beiden Parteien geführt und eine Reihe von Prozessen zur Folge gehabt, in deren Mittelpunkt der gegenwärtige Vertreter des Wahlkreises, der „Druckereidirektor" Kröfell steht. In den Prozessen spielen eine Hauptrolle die bekannten gerichtsnotorischen sittlichen Verfehlungen des Expastors. Daß diese Verfehlungen von den Konservativen immer wieder ausgenutzt werden, ist Herrn Kröfell und seinen Anhängern begreiflicherweise sehr fatal und so haben sie jetzt zu einem Schlage gegen die Gegner ausgeholt, von dem sie sich augenscheinlich einen großen Erfolg versprechen. Das Blättchen des Abg. Kröfell, der in Pyritz erscheinende „Mittelstand" bringt am 21. Oktober nachstehenden Artikel:

Wer im Glashaus sitzt . . .

Es war einmal ein Reichstagsabgeordneter, der war zugleich Leiter einer Zeitung und Direktor einer Druckerei, er hieß — Freiherr v. Hammerstein. Er war konservativer Abgeordneter und einer der Hauptführer seiner Partei. Boshafte Menschen brachten allerdings über ihn den Scherz auf, er sei eigentlich gar kein Freiherr, sondern sein Großvater in Krotoschin, Flatow oder Tirschtiegel habe als Handelsmann nach den hebräischen Namen Chamer Stein geführt. Aehnliches wird ja auch von der Herkunft anderer bekannter konservativer Freiherren erzählt. Jedenfalls hatte derjenige, von dem wir sprechen, eine starke Neigung für das orientalische, wenigstens wenn es weiblich war. Und eine derartige orientalische Flamme, Flora Gaß mit Namen, mit der er, trotz seiner sonstigen Familien-Verhältnisse, in zärtlichen Beziehungen stand, kostete ihm so viel, daß er außer dem sechsten dann auch das siebente Gebot vergaß. Die „Unregelmäßigkeiten" — so nennt man das ja bei großen — Herren, wurden so erheblich, daß sich die Sache nicht mehr vertuschen ließ, und das Ende vom Liede ist bekannt. Wir wollen darauf nicht näher eingehen, trotzdem sich die Fälle von Beispielen auch aus hiesiger Gegend vermehren ließen; denn heute soll uns nicht das siebente, sondern das sechste Gebot beschäftigen. Gewundert hat man sich damals nur vielfach, daß der Skandal so weit anwachsen konnte. Vermutlich hatten die Herren, die es anging, zu viel damit zu tun, über anderer Leute Tugend zu wachen, daß sie gar nicht merkten, wie sie der Teufel selbst schon am Kragen hatte. Oder es hieß auch, es seien unter ihnen mehr, die sich für die orientalische Flora oder ähnliche Pflänzchen interessierten. Und daran ist offenbar viel wahres gewesen.

Es war nämlich ferner im Pommerlande ein Dr. jur. — Du lachst, lieber Leser? Du irrst dich. Wir sprechen einstweilen von bedeutenderen Persönlichkeiten. Es waren also im Pommerlande ein Dr. jur., aber kein gewöhnlicher; er war auch Freiherr und konservativer Abgeordneter. Der hatte ähnliche Neigungen wie sein Parteifreund Hammerstein. „In den Zelten" zu Berlin, einer hochfeinen Straße am Tiergarten unterhielt er in einem prachtvoll ausgestatteten Quartier eine jüdische — „Schauspielerin". Und wenn er aus Pommerland nach Berlin fuhr — „in den Reichstag", sagte man den Wählern — dann wurden in den üppigen Boudoirs „in den Zelten" die Fenster dicht verhängt, natürlich nur, um den schlechten Mitmenschen die Untugend der Neugierde abzugewöhnen. Nun möchtest du, lieber Leser, wissen, wie dieser Dr. jur. usw. hieß? Wir werden aber den Namen für uns behalten, denn er hat sich inzwischen vermählt und lebt, wie man sagt, in glücklicher Ehe. Da wollen wir nicht stören. Bezeichnend für seine Parteigenossen aber ist folgendes: eines Tages wurde diesem edlen Herrn seine große Neigung für verhängte Boudoirfenster öffentlich vorgeworfen, und er antwortete unter dem Beifall seiner Freunde höchst kavaliermäßig von oben herab.

Auch unter den jetzigen hochkonservativen Abgeordneten ist mancher, von dem man erbauliche Dinge erzählt. In dem Gutsdorf des einen — er wohnt nicht allzuweit von hier entfernt — war früher in der Kirche eine besondere, ziemlich umfangreiche Bank für gefallene Mädchen, und sie war, wie berichtet wird, dort sehr nötig. In neuerer Zeit ist sie allerdings außer Gebrauch gekommen. Im Parlament aber, wo er im übrigen sehr wenig leistet, ist der betreffende Herr als ein zweiter Mikosch bekannt.

Boshafte Menschen wissen auch aus uns mehr benachbarter Gegend manchen Schwank von diesem oder jenem liebenswürdigen Gutsbesitzer oder sonstigen in der hochkonservativen Gevatterschaft angesehenen Herrn zu berichten. Auch das Leben verschiedener Geistlicher weist eigenartige Dinge auf, über die wir zunächst nichts berichten; wir sagen nur, bisher haben diese Herren noch nicht den ehrlichen Mut gefunden, deshalb auf die Rechte ihres Amtes zu verzichten, dazu schmeckt das Brot zu süß. Selbst wenn man annehmen will, daß mancher von ihnen „besser sein sollte als sein Ruf", so bleiben gerichtsnotorische und sonstig festgestellte Tatsachen noch genugsam übrig, um ein hübsches Licht auf die Zustände in gewissen Kreisen zu werfen. Und wenn es uns, wie ein Blatt dieser Partei meinte, an Stoff mangelte, wir könnten Spalten mit diesen Histörchen füllen. Wenn wir uns eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, so geschieht es, weil wir unsererseits nicht so niederträchtig sind, das Privatleben der Gegner fortgesetzt in die Oeffentlichkeit zu zerren.

Wir haben uns, trotzdem unter unseren gehässigsten Gegnern Leute genug sind, die keine reine Wäsche am Leibe haben, bisher auf die Defensive beschränkt. Man scheint aber sehr irrigerweise für Schwäche zu halten, was nur der Ausfluß unserer größeren Anständigkeit ist. Deshalb haben wir im vorigen einmal ein Pröbchen davon gegeben, wie wir, wenn man fortfährt, uns zu reizen, antworten können. Die Batterien sind auf unserer Seite aufgefahren, die Geschütze sind gerichtet, das größte Geschoß liegt bereit. Wenn die Herren ein Tänzchen wagen wollen, — nur heran! Aber eins sollten sie nicht vergessen: Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen schmeißen!

Ob die Konservativen sich durch diese Drohungen nach Art der Revolverpresse einschüchtern lassen werden, bleibt abzuwarten. Eins steht aber fest, daß Konservative wie

„reine" Antisemiten fortfahren werden, in ihrer pöbelhaften Weise gegen die sittlichen Verfehlungen, die „unbeutschen Moralbegriffe", wie die „Kreuzztg." noch dieser Tage sich ausdrückte, der Juden und des Judentums sich zu wenden.

Der „Pfarrer a. D." Kröſell.

„Das Verhängte muß geschehen. das Gefürchtete muß nah'n." Also möchte man, so lesen wir in der „Ostsee-Ztg." ausrufen, sieht man, wie Herrn Krösell all seine krampfhaften Bemühungen, sich der Verantwortung vor Gericht zu entziehen, nichts fruchteten. Am 3. d. sollte Herr Krösell vor dem Pyritzer Schöffengericht erscheinen, doch — er kam nicht. Allein der Gerichtshof machte ihm damals energisch klar, daß er nicht an seine Verhandlungsunfähigkeit glaube und nötigen Falls zu dem im Gesetze vorgesehenen Zwangsmittel greifen werde. So bequemte sich denn Herr Krösell, am 17. d. Mts. vor dem Schöffengericht zu erscheinen, vor dem — doppelt hält besser — gleich zwei Termine, in denen Krösell als Beklagter sich zu verantworten hatte, angesetzt waren.

Die erste Anklage hatte sich „Druckereibesitzer Wilhelm Krösell" zugezogen, weil er sich als verantwortlicher Redakteur der Nummer 180 des „Mittelstand" durch einen in derselben enthaltenen Artikel „Gutsbutter durchsetzt mit Härchen" der Beleidigung des Bürgermeisters Dr. Weiße und der Polizeibehörde in Pyritz schuldig gemacht haben soll. Noch einen letzten Versuch machte Herr Krösell, eine Vertagung des Prozesses herbeizuführen. Nach Verlesung des Beschlusses verwies er nämlich auf die von ihm eingereichten bekannten ärztlichen Atteste über seinen Gesundheitszustand und erklärte zu Protokoll, daß er heute nur erschienen sei, um seine Verhaftung zu vermeiden. Gegen den ablehnenden Bescheid des Landgerichts Stargard, wonach er trotz seiner Krankheit verhandlungs- und vernehmungsfähig sei, habe er weitere Beschwerde bei dem Oberlandesgericht Stettin eingelegt, ferner habe er sich beschwerdeführend an den Justizminister gewandt. Auch werde er das Pyritzer Amtsgericht für allen Schaden verantwortlich machen, der ihm an seiner Gesundheit aus der Verhandlung erwachse. Doch das Amtsgericht ließ sich nicht so rasch ins Bockshorn jagen und trat in die Verhandlung ein. Die Sache selbst hat geringe Bedeutung. Es handelt sich um ein Quantum Butter, die nach sachverständigem Gutachten „wohl unappetitlich, doch nicht direkt gesundheitsschädlich" gewesen ist. Weil sie nun nicht rechtzeitig beanstandet worden war, hatte Krösell in seinem Blatte den Bürgermeister derb angefaßt; dafür erhielt er nun eine Geldstrafe von 50 Mk. oder 10 Tage Gefängnis zuerkannt. „Vorläufig", wie der „Mittelstand" meint; denn Berufung ist eingelegt. Ob er sich nicht doch täuscht?

Fataler war die zweite Sache. Sie kam Herrn Krösell, „Pfarrer a. D.", auch teurer zu stehen. Er hatte sich nämlich — „in der Eile" — in einer amtlichen Eingabe als „Pfarrer a. D." bezeichnet, trotzdem er am 9. Oktober 1903 sein Pfarramt niedergelegt und auf alle Rechte des geistlichen Standes verzichtet hat. Nach einem Berichte des Konsistorialpräsidenten D. Richter ist Krösell zur Führung dieses Titels nicht berechtigt. Darüber kam es zu kleinen Meinungsverschiedenheiten. Herr Krösell will nämlich — „bles Kind, kein Engel ist so rein" — sein Amt nur niedergelegt haben, um das geistliche Amt und die Würde nicht von den Schmähungen der „Judenzeitungen" verunglimpfen zu lassen. Die Anklagebehörde ist anderer Ansicht. Sie behauptet, daß er sein Amt niedergelegt habe, um einer Disziplinaruntersuchung zu entgehen, die er infolge des Ausgangs des Prozesses Krösell-Wittenberg, der vor dem Amtsgericht I in Berlin am 8. Oktober 1903 verhandelt wurde, zu befürchten hatte — eine Behauptung, die Herr Krösell begreiflicherweise nicht wahr haben wollte. Wegen der im angezogenen Prozeß ihm nachgewiesenen sittlichen Verfehlungen, meinte er, habe er es nicht nötig gehabt, sein Amt niederzulegen. Um sich rein zu waschen, hielt er es für angezeigt, seinen Gegner, den Amtsanwalt Bürgermeister Dr. Weiße, „energisch an seine Vergangenheit in Loitz" zu erinnern. Diese Erinnerung muß nun sehr drastisch ausgefallen sein, denn der Gerichtshof verhängte wegen dieser Beleidigungen, in denen eine Ungebühr vor Gericht erblickt wurde, sofort eine Ordnungsstrafe von 100 Mark oder 3 Tage Haft über ihn und warnte ihn gleichzeitig, sich weiterer Beleidigungen zu enthalten, da er sonst ohne weiteres in Haft abgeführt werden würde. „Natürlich" hat Krösell auch hiergegen Beschwerde erhoben; selbst dem Minister des Innern will er Bericht erstatten. „Außerdem dürfte die ganze Angelegenheit den Reichstag beschäftigen."

Eine freudige Aussicht eröffnet sich unserer Geistlichkeit, wie aus den weiteren Mitteilungen des Herrn Krösell hervorgeht. Er gab bekannt, daß er bereits alle Schritte getan habe, die zur Wiedereinsetzung in die Rechte des geistlichen Standes und zur Erlangung eines Pfarramtes führen sollen, und daß er bestimmt hoffe, wieder ein Amt zu erlangen. Schließlich erkannte der Gerichtshof den Angeklagten für schuldig, unberechtigt den Titel „Pfarrer a. D." gebraucht zu haben, und verurteilte ihn zu 30 Mk. Geldstrafe oder 6 Tagen Haft. Auch dagegen legte Herr Krösell Berufung ein.

Die Pariser Juden.

Wir haben vor kurzem gezeigt, wie patriotisch sich die Pariser Juden zu Beginn und während der großen französischen Revolution benommen haben, wie dies seitens der Franzosen auch anerkannt und mit der bürgerlichen Gleichberechtigung belohnt worden ist. Um nun dem Einwande vorzubeugen, daß die Juden sich so patriotisch benommen haben in Erwartung der Belohnung — die Antisemiten haben schon unvernünftigere Argumente vorgebracht, wie sie denn in solchen überaus erfinderisch sind, sobald es sich um die Juden handelt —, wollen wir in Folgendem nach derselben Quelle zeigen, daß sie nicht minder patriotische Beweise lieferten, als sie schon längst im vollen Besitz der Bürgerrechte waren.

Als im Jahre 1870 der Krieg ausbrach, meldeten sich die Pariser Juden zur Armee, zur Mobilgarde wie zur Nationalgarde. Wir begegnen da den Obersten Salvador, Brisac, Abraham, Lévy, den Kommandanten Bernard Crémieux, Alfred Cerf, Th. Cahen; den Kapitänen Lévy, Joseph Weill, Brandon, Cahen—Merdith, Charles Abraham, Hippolyt Gall, Moyse Moyse; den Leutnants Gustave May, Albert Brunswick, Alphonse Lévy, Louis Dreyfus, Jules Bernheim, Fernand Ratisbonne, Myrtil Blum, Paul See, die alle wegen ihres brillanten Verhaltens unter den Mauern von Paris belobt worden sind.

Aber auch sonst überboten sich die Juden in Opfern für das Vaterland. Die Wohltätigso. [illegible]e beraubten sich im Interesse des Krieges. Das Rothsch[illegible]sche Hospital gab hundert Betten für die Verwundeten her. Die Rothschild, Cahen, d'Anvers, Halphen, Strauß u. a. m. wetteifern in ihrer Mildtätigkeit. Patriotische Gaben strömen herbei. Die Rabbiner und die Seminarschüler verrichten die Funktionen von Gabenverteilern in den Ambulanzen und der Seminarschüler Raphael Lévy tritt in das 111. Linienregiment ein. Ebenso lassen sich die drei Schüler der polytechnischen Schule Edmond Bechmann, Alphonse Fould und Edmond Meyer als Kombattanten einreihen. Der Kommandant Franchetti rüstet ein Bataillon aus. Das

Pariser Franktireur-Bataillon hat Jules Aronssohn zum Kommandanten. Der Kommandant Bernard, der Sergeant Bloch, der Student der Jurisprudenz Leser und viele andere fallen unter den Mauern von Paris. Und während hier die Juden als Kombattanten, in den Ambulanzen, in der Intendantur dem Vaterlande dienen, widmen andere ihre geistigen Kräfte und ihre Energie der Regierung des Vaterlandes. Crémieux ist wieder Justizminister. Narcisse Leven und später Léonce Lehmann sind seine Kabinetschefs, Hendlé ist Privatsekretär Jules Favres usw.

Während der furchtbaren Ereignisse der Kriegsjahre hat die Pariser jüdische Gemeinde natürlich sehr gelitten. Durch die Einwanderung der Juden aus Elsaß-Lothringen, die einen beträchtlichen Prozentsatz der Pariser Judenschaft ausmacht, hat sie sich wieder erholt.

Man muß sich stets vergegenwärtigen, daß die Zahl der Juden in Paris um jene Zeit zwar bedeutend größer war als zur Zeit der Revolution, daß sie aber immer noch eine verhältnismäßig geringe war; sie ist erst nach dem Kriege und in Folge der Auswanderung aus Rußland ganz erheblich gestiegen. Es haben demnach die Juden sich sehr lebhaft an dem Kriege beteiligt und zwar auch als Führer im Heere. Sie haben so bewiesen, daß das Judentum weder einer kriegerischen Betätigung abträglich ist, noch auch verhindert, gegen Glaubensgenossen auch freiwillig zu kämpfen, wenn das Wohl des Vaterlandes es erheischt. Es ist ja eine ständige antisemitische Behauptung, daß es eine Solidarität zwischen den Juden aller Länder gebe, daß die Juden Kosmopoliten seien und für ihr Vaterland nur gezwungen kämpfen. Man braucht sich nur nicht vor den Tatsachen absichtlich zu verschließen, um solche Behauptungen als das, was sie sind, nämlich gänzlich haltlose Verleumdungen, zu erkennen. Wir haben schon früher zu zeigen Gelegenheit gehabt, daß die Juden an den amerikanischen Kriegen in unverhältnismäßig großer Zahl sich beteiligt und nach von uns angeführten unanfechtbaren Beweisen sich hervorgetan haben. Auch die deutschen Juden haben in dem Kriege von 1870 — 1871 ihre Pflicht getan; daß sie es nicht als Oberste, Hauptleute u. s. w. haben tun können, ist nicht ihre Schuld. Wer Augen hat zu sehen, und wer Urteilskraft besitzt, muß aus diesen hier gemachten Mitteilungen erkennen, daß der Staat, um uns drastisch auszudrücken, kein schlechtes Geschäft macht, wenn er den Juden die volle Gleichberechtigung gewährt, aber nicht blos auf dem Papier.

Amerikanischer Brief.

Mit Ausnahme der Juden in Rußland selbst steht wohl Niemand der event. Lösung der Judenfrage in Rußland mit solcher Spannung entgegen, wie die Juden in Amerika. Einmal sind sie materiell in hohem Maße an dieser Lösung interessiert, weil ja hauptsächlich die Last der Unterhaltung, der Unterbringung und der Verteilung der noch immer in großen Scharen einwandernden russischen Juden auf ihre Schultern fällt. Sodann haben sie auch ein geschäftliches sowie ein gesellschaftliches Interesse daran, daß dieser gewaltige und vielfach als lästig empfundene Zustrom von russischen Juden aufhöre. Endlich ist auch ein, so zu sagen, persönliches Interesse vorhanden, denn amerikanische Juden waren es ja, die Witte anläßlich der Portsmouther Friedenskonferenz gewissermaßen gestellt haben. Von dem menschlichen, konfessionellen und verwandschaftlichen Interesse sei hier ganz geschwiegen, denn dieses ist schließlich in demselben Maße wohl auch in allen Ländern zu finden.

Wie schon in einem früheren Brief angedeutet, waren keineswegs alle Juden in Amerika damit einverstanden, daß die tonangebenden jüdischen Notabeln überhaupt mit Witte verhandeln. Und gerade die erst vor kurzem eingewanderten Juden waren am meisten dagegen, weil sie teils unter dem Eindruck der persönlich erlittenen Drangsale, teils auf Grund ihrer Kenntnis der Personen, Strömungen und sonstigen Verhältnisse in Rußland der Ansicht sind, daß doch nichts mehr helfen könne als die Revolution. Etliche gaben dieser ihrer Ueberzeugung sogar durch Demonstrationen und Ruhestörungen drastischen Ausdruck.

Auch solche, die nicht so weit gingen, sind doch der Ansicht, daß die jüdischen Notabeln, die mit Witte in Angelegenheit der russischen Judenfrage verhandelt haben, diesem Staatsmann gegenüber zu vertrauensselig sind. Sie trauen Herrn Witte ganz und gar nicht und begründen dies damit, daß dieser zu Beginn seiner Laufbahn mit dem stark antisemitischen „Neuen Russischen Telegraph" in Verbindung gestanden hat. Später soll er besonders von der russischen Kirchenpartei patronisiert worden sein. Als er 1894 bereits zu den hervorragenden Räten des Zaren gehörte, tat er nichts, als der Zar auf die bescheidene Bitte, daß den Juden in dem überoölkerten Rayon gestattet werde, sich in den brachliegenden, unbewohnten Gegenden im Innern des Landes niederzulassen, durchaus nicht eingehen wollte. Als Witte ferner im Jahre 1903 der leitende Mann in Rußland war, ereignete sich das Judengemetzel in Kischinew. Wenn auch für dies Plehwe als der eigentliche Arrangeur verantwortlich zu machen ist, so hat Witte es doch nicht verhindert, und jedenfalls hat er nicht für die Bestrafung der Schuldigen Sorge getragen. Er gehörte zur Regierung, als diese der bekannten durch die amerikanische Regierung übermittelten Petition der amerikanischen Juden die Beförderung an den Zaren verweigerte. Daß der Staatsmann mit solcher Vergangenheit mit ganzem Herzen für die Emanzipation der Juden eintreten werde, kann man nicht recht glauben. Höchstens dürfte er aus politischer Klugheit und weil er auf diese Weise allein die leeren russischen Staatskassen füllen zu können glaubt, sich der Juden annehmen, ob aber mit Erfolg, und namentlich mit Erfolg für die Dauer, wird stark bezweifelt.

Nach einer amtlichen Mitteilung steht es nicht nur noch nicht fest, ob die Paßfrage in dem von dem Juden gewünschten Sinne erledigt werden wird, sondern es werden jedenfalls die in Rußland geborenen aber ausgewanderten Juden, auch wenn sie naturalisiert sein sollten, nicht als ausländische Juden betrachtet, sondern als inländische und dem entsprechend behandelt werden. Mit anderen Worten, der ausländische Paß wird ihnen nicht ermöglichen nach Belieben in Rußland überall Aufenthalt zu nehmen.

Wie schlimm es den Juden in Rußland gehen mag, bezeugt indirekt ein Artikel in dem „Kriegsruf", dem bekannten Organ der Heilsarmee. Der Redakteur hatte eine Studienreise durch das düsterste Judenquartier New-Yorks gemacht und war erstaunt einerseits über die außerordentlichen Arbeitsleistungen und über die Geduld, mit welcher die ärmsten ihre Sklaverei ertrugen. Es fiel schwer für einen Amerikaner einzusehen, inwiefern die Juden, deren Arbeitskraft so entsetzlich ausgebeutet werde, es in Amerika besser haben als in der russischen Sklaverei. Daraus aber kann man eben am besten sehen, wie furchtbar der Druck in Rußland sein muß, wenn die armen Juden, um ihm zu entgehen, die weite Reise über den Ozean nicht scheuen, obgleich sie wohl wissen, daß sie in New-York für die geringste Entlohnung das Maximum an Arbeit liefern, für wenig Brot viel Blut und Schweiß werden opfern müssen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die **„Akademischen Blätter"**, das Organ des antisemitischen „Vereins deutscher Studenten" bringen in ihrer letzten Nummer einen „das kommende Semester" überschriebenen Artikel von Dr. Hötzsch. Der Artikel weist auf den Kampf um die akademische Freiheit hin und legt noch einmal den Standpunkt der im Kyffhäuserbunde vereinigten Vereine deutscher Studenten dar, wonach bekanntlich der Verein prinzipiell die katholischen Verbindungen als gleichberechtigt anerkennt.

Zur Begründung dieses Standpunktes schreibt nun Dr. Hötzsch: „Die Toleranz gegen den religiös anders Empfindenden darf nirgends auch nur auf das leiseste verletzt werden . . . Hier ist zu viel Schonung und Rücksicht stets eher geboten als zu wenig. Auch in den schärfsten Kämpfen dulde man keine Verletzung und besonders nicht als Protestant, dessen Konfession an den führenden Hochschulen die Mehrheit bildet."

Diese Sätze stehen in denselben „Akademischen Blättern", die sich sonst in der Schmähung und Beschimpfung jüdischer Studierender nicht genug tun können. Diese Toleranz ist augenscheinlich nur für die Katholiken bestimmt, da ja die Vereine deutschen Studenten bisher stets aus taktischen Gründen mit den katholischen Verbindungen gut Freund waren.

Um nicht in den Verdacht der Heuchelei zu kommen, hätte Herr Dr. Hötzsch wenigstens gleich hinzufügen oder in einer Fußnote bemerken müssen, daß diese „Toleranz" selbstverständlich jüdischen Studenten gegenüber nicht zu beachten sei und nur für katholische Studenten Geltung habe.

Vielleicht wird auch Dr. Hötzsch noch vom Berliner Verein deutscher Studenten zu einer Berichtigung in diesem Sinne aufgefordert; denn wenn seine Sätze ohne Einschränkung gelten sollten, würde ja der V. d. St. an der Universität gezwungen sein, sich mangels irgend eines Zweckes und Zieles aufzulösen, da er immer und immer betont, daß der Kampf gegen das Judentum, also bornierteste Intoleranz, sein Streben sei.

„Non olet". Nach diesem in der „Staatsbürgerztg." befolgten Grundsatz wird Herr Wilhelm Bruhn auch in seinem neuen Wochenblättchen verfahr n. Die „Wahrheit" bringt nämlich folgende Briefkastennotiz:

Auf verschiedene Anfragen erwidern wir, daß wir Inserate selbstverständlich auch von politischen Gegnern annehmen. Unser Inseratenteil hat mit der Redaktion nicht das mindeste zu tun.

Es sollte uns garnicht wundern, demnächst in dem Inseratenteil des Bruhnschen Organs Bär u. Sohn und andere jüdische Firmen ve.treten zu sehen.

Der Krach im Lager der antisemitischen „Reformpartei". Der Uebergang des Gießener Deutschen Vereins, der bisher der Deutschen Reformpartei nahe stand, in das Lager der Liedermann von Sonnenbergschen Deutschsozialen hat die Leitung der Reformpartei sehr verschnupft, obwohl sie die Berechtigung der Beschwerde, daß die hessischen Abgeordneten ihrer Partei sich um die dortigen Vereine und um die Agitation zu wenig kümmerten, anerkennen muß. Die Schuld an der bisherigen Untätigkeit wird dem Südwestdeutschen Agitationsverband d. Reformpartei zur Last gelegt, der die Sache „trotz aller Mahnungen auf die lange Bank geschoben habe". „Das wird nun, erklärt Herr Oswald Zimmermann in der „Deutschen Reform", anders werden müssen", gleichzeitig verbittet er sich aber namens der Reformpartei sehr entschieden jeden Eindruch der Deutschsozialen in die Jagdgründe der Reformpartei. An die Adresse des Herrn Liedermann v. Sonnenberg ist folgende Erklärung gerichtet:

„Der Uebertritt des stets zwischen den Richtungen schwankenden Deutschen Vereins in Gießen bedeutet keineswegs, daß nun auch der Wahlkreis Gießen den Deutschsozialen zugefallen sei. Dort wahrt die Deutsche Reformpartei ihre Rechte und wird die Bearbeitung des Kreises pflichtgemäß in die Hand nehmen. Bekanntlich ist dieser Kreis immer gegen die städtischen Stimmen in Gießen von den Antisemiten erobert worden. Mit der christlichsozialen Partei ist schon vor längerer Zeit die Vereinbarung getroffen, daß der Kreis Gießen zum reformatorischen Agitationsgebiete gehöre. Den Versuch von dritter Seite, derartig friedfertige Uebereinkommen zu stören, würde die Reformpartei im Interesse der antisemitischen Gesamtsache bedauern, aber auch mit allem Nachdruck zurückweisen. Für die Kreise Marburg, Alsfeld und Gießen ersuchen wir also ebenso höflich als bestimmt die „befreundeten" Richtungen, ihre Sondergelüste zu unterdrücken und ihre Agitationslust lieber an anderen Stellen — Raum genug bietet das Reich — zu betätigen."

Das ist ein unverhülltes Mißtrauensvotum gegen die Deutschsozialen, die die Geschäftsstelle in Frankfurt a. M. selbstverständlich nur zu dem Zwecke gegründet haben, um einen Stützpunkt für die schon längst geplante parteipolitische Betätigung in den vorstehend genannten Wahlkreisen zu haben. Liedermann v. Sonnenberg wird sich durch die Drohung Zimmermanns von seinem Vorhaben schwerlich abdrängen lassen.

Die antisemitische „Reformpartei" in Sachsen hat einen jährlichen Ausgabeetat von 15000 Mk. Nach den Vorschlägen des Ausschusses des sächsischen Landesvereins der Partei solle dieser Betrag durch Umlage auf die einzelnen Vereine aufgebracht werden, dergestalt, daß die Vereine jährlich pro Mitglied vier Mark an den Landesverein zahlen; bisher ist jedoch über das Umlageverfahren noch kein Beschluß gefaßt worden; die Frage soll endgültig auf dem nächsten sächsischen Parteitage geregelt werden.

Man sieht aber schon aus diesen Vorschlägen, die wahrscheinlich mit unwesentlichen Aenderungen Annahme finden werden, daß die Partei an die Opferwilligkeit ihrer Mitglieder nicht geringe Anforderungen stellt. Im Durchschnitt zahlten auch bisher schon die Mitglieder antisemitischer Vereine viel größere Beiträge, als andere Parteien von ihren Mitgliedern erhoben. Wollen die Anhänger der uns befreundeten Parteien sich auch in Zukunft von den Antisemiten durch größere Opferwilligkeit beschämen lassen?

☐ **Aus Baden,** 20. Oktober wird uns geschrieben: Es ist seinerzeit berichtet worden, daß die Antisemiten Nachrichten verbreiteten dahingehend, daß sie diesmal wieder energisch in die Wahlen eintreten würden und zu dem Zweck etliche Führer nach Baden entsenden werden, die teilweise ihren Wohnsitz auf einige Zeit im Lande zu nehmen gedächten. Es war alles Flunkerei. Der arme Mampel, der im vorigen Landtag als einziger Antisemit saß und sein Mandat wieder erringen wollte, stand allein, kaum daß ihm etliche Heidelberger und ein deutschnationaler Handelsgehilfen-Führer aus Mannheim bei einigen Versammlungen zur Seite standen. Die Wahl hat nun gestern stattgefunden und Herr Mampel ist hinter dem Sozialdemokraten, dem Nationalliberalen und dem Zentrumsmann in seinem Wahlbezirk zurückgeblieben. Er steht mit seiner Stimmenzahl an letzter Stelle. Aber in die Stichwahl kommt er doch nach den neuen Bestimmungen des badischen Wahlgesetzes Er hofft sicher auf die Zentrumsstimmen und glaubt mit diesen zu siegen. Das wäre aber nur möglich, wenn einer Koalition des Zentrums und der Antisemiten keine Gegenkoalition der Nationalliberalen und der Sozialisten gegenübersteht. Sie wird aber geradezu herausgefordert und dann Adieu Mampel, Adieu Antisemitismus im badischen Landtag. Wir werden nächste Woche sagen können, wie die Sache ausging

Zur Reichstagsersatzwahl in Eisenach wird der „Voss. Ztg. unter dem 23. Oktober geschrieben:

Der antisemitische Kandidat Schack, der hier mit allen erdenklichen Mitteln versucht, die Wähler des Eisenacher Landes für sich einzunehmen, tritt, seit dem Tage, da die freisinnige „Eisenacher Tagespost" den Beweis erbrachte, daß Schack ein verkappter Bündler ist und die antisemitische Kandidatur hinter den Kulissen abgekartet war, auch offen als Kandidat des Bundes der Landwirte auf. Um dem Kinde einen Namen zu geben, nennt er sich der Kandidat der „vereinigten nationalen Parteien". Hierbei kollidierte er allerdings bedenklich mit den Nationalliberalen, die, obwohl bei früheren Wahlen hier gleichfalls mit den Agrariern verbündet, diese jetzt bekämpfen. Diese Schwenkung ist aber bei den Eisenacher Nationalliberalen leider zu spät erfolgt, denn einen Tag bevor die antisemitisch-bündlerische Kandidatur veröffentlicht wurde, fragten die Nationalliberalen brieflich bei dem antisemitischen Reichstagsabgeordneten Amtsrichter Lattmann, und öffentlich beim Bund der Landwirte an, ob sie nicht von der Aufstellung eines eigenen Kandidaten absehen wollen, um mit ihnen gemeinsam für den Nationalliberalen Flex einzutreten. Diese plötzliche Wandlung hat denn auch auf die nationalliberalen Kreise Eisenachs und des Eisenacher Landes sehr verstimmend gewirkt, und die Nationalliberalen müssen jetzt allenthalben die Erfahrung machen, daß die Wähler auf dem Lande für Schack mehr Sympathien hegen als für Flex, während in der Stadt Eisenach die Kandidatur des freisinnigen Redakteurs Kühner die meisten Anhänger hat.

Vermischtes.

Die „jüdische Schweiz." Die „Deutsche Tagesztg." bringt unter obigem Titel in einer ihrer letzten Nummern ein kurzes Entrefilet, in dem sie von der „Seßhaftigkeit" der Berliner Juden in einzelnen Straßen erzählt und auch behauptet, daß die Grenadierstraße und die Dragonerstraße mit ihrer nächsten Umgebung vom Berliner Volkswitz die „jüdische Schweiz" getauft seien. Hier könne man die typischen jüdischen Gestalten mit Kaftan und schwarzen Käppchen sehen usw. usw. Dann heißt es weiter: „Auch jüdische Kneipen mit ausschließlich jüdischem Verkehr gibt es hier in mehreren Exemplaren und bezeichnenderweise eine große Anzahl von Lokalen mit weiblicher Bedienung. Die Gegend charakterisiert sich als jenes Viertel, in dem das unterste Berliner Judentum dominiert".

Ob diese Angaben auf Tatsache beruhen, wissen wir aus eigener Anschauung nicht, ist auch nebensächlich; aber vielleicht wird es die „Deutsche Tagesztg." interessieren, daß andere Bewohner dieser Gegend, also nicht jüdische, — die treuesten Anhänger des konservativen Gedankens sind. Es sind die „Zuhälter", die hier ihr lichtscheues Wesen treiben, der Abschaum der Verbrecherwelt. Sie sind aber, und das wird sie der „D. T." lieb und teuer machen, durchweg konservativ gesinnt. So behauptet wenigstens der bekannte Berliner Schriftsteller Hans Hyan, der seit Jahren Studien über diese Kategorie der Berliner Bevölkerung gemacht hat. Die „Deutsche Tagesztg." sollte daher in ihrem Urteile über die Bewohnerschaft der Grenadier- und der Dragonerstraße doch etwas vorsichtiger sein, sie könnte vielleicht gar bei diesem oder jenem ihrer Abonnenten in diesen Straßen Anstoß erregen.

Warum diese „Zuhälter" gerade konservativ sind? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Wahrscheinlich sind die Beziehungen, die ihre „Damen" zu der Lebewelt haben, nicht ohne Einfluß auf ihre Gesinnung geblieben.

Ein schönes Beispiel von Toleranz. Unter diesem Stichwort meldet die katholische „Märkische Volkszeitung": Wir sind in der erfreulichen Lage, ein schönes Beispiel von Toleranz auf jüdischer Seite aus Berlin mitteilen zu können. Bekanntlich haben am letzten Montag in fünf der größten Säle Berlins katholische Missionsversammlungen stattgefunden. Zwei von diesen Sälen waren für den Montag vom Vorstande der jüdischen Gemeinde als Betsäle zur Feier des Versöhnungsfestes gemietet und benutzt worden, aber auf Wunsch der Lokalkomitees für die Missionsfeier hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde diese Säle für den Abend nach Beendigung des jüdischen Gottesdienstes unseren Festversammlungen zur Verfügung gestellt.

Die Juden und die deutschen Schulen im Auslande. Nach der „Kreuzztg." haben an der deutschen Realschule in Konstantinopel, die den höchsten Reichszuschuß an deutschen Schulen im Auslande erhalten soll, im Juni elf Schüler die Reifeprüfung bestanden, von denen aber nur zwei deutsche gewesen seien, während die übrigen Abiturienten aus fünf Türken mosaischen Glaubens, einem Rumänier der gleichen Religion und drei Armeniern bestanden hätten. Die beiden Deutschen sollen, wohl um Universitäten zu besuchen, nach Deutschland zurückgekehrt sein, während die Abiturienten mosaischen Glaubens sich dem kaufmännischen Beruf zugewendet hätten. Das konservative Blatt besorgt, daß durch die Ueberzahl fremder Elemente die deutsche Realschule in ihrem Charakter empfindlich beeinträchtigt werden könnte und daß sie, anstatt die nationale Aufgabe, die ihr obliegt, zu erfüllen, eine Schädigung der deutschen Interessen bewirken, in dem sie fremde Elemente, vor allem türkische Juden, befähigte Konkurrenten deutscher Geschäftsleute zu werden.

Weder in den Jahresberichten der Realschule noch in den sonstigen Mitteilungen über deutsche Schulen im Auslande haben wir, bemerkt hierzu die „Weserztg.", bisher etwas finden können, was die Besorgnisse des konservativen Blattes, das sich anscheinend auch hier wieder von seinen antisemitischen Antipathien beeinflussen läßt, gerechtfertigt erscheinen ließe. Wenn türkische Kaufleute sich die deutsche Sprache aneignen, so könnte das eher dem deutschen Handel und der deutschen Industrie zu nutze kommen, da sie sicher ihre Studien nur gemacht haben, um deutsche Märkte zu besuchen und mit deutschen Fabriken Verbindungen anzuknüpfen.

Konfessionelles Rechnen. Es wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: „Bei Gelegenheit des letzten Katholikentages fand auch gleichzeitig eine Versammlung katholischer Lehrer in Straßburg statt. In dieser Versammlung hielt Rektor Görgen aus Wallersangen im Rheinland einen Vortrag über die Frage: „Simultanschule oder konfessionelle Schule". Im Verlauf seiner Ausführungen behauptete er, wie die „Preußische Lehrerzeitung" jetzt nach nachträglich berichtet, daß selbst der Rechenunterricht, auch Zeichnen und Schreiben konfessionell gefärbt seien. „Sie wollen mir", so äußerte sich der Redner wörtlich, „Beispiele erlassen. Dutzende stehen zur Verfügung. Nur eins sei kurz erwähnt. Ein Lehrer stellte folgende Aufgabe: Ein Arbeiter braucht täglich für seine Familie für 0,75 Mark Fleisch. Wie hoch belaufen sich die Ausgaben auf eine Woche? Die Kinder rechneten und zum Erstaunen des Lehrers kamen zwei verschiedene Antworten zum Vorschein. Die meisten hatten 5,25 Mark, nur einige 4,50 Mark ausgerechnet. Ein Kind, gefragt, wie es denn zu 4,50 Mark komme, antwortete ganz korrekt: „Für uns Katholiken hat die Woche nur sechs Fleischtage, der Freitag ist Abstinenztag". War das nicht katholisches, also konfessionelles Rechnen?"

— Es ist wirklich traurig, daß Leute, die zum Erzieheramte berufen sind, glauben, daß sie auf diese Weise wahre Religion fördern können. Eins aber kann man daraus lernen: der Geist der Kirche soll alles durchdringen, damit diese um so sicherer Herrschaft über die Gemüter habe. Weiter stimmte Herr Görgen über den Unterricht in der Simultanschule noch folgendes rührende Klagelied an: „Der ganze Unterricht bewegt sich auf rein natürlichem Grunde, alles positiv Christliche ist entfernt, gewiß kein Zeichen von Achtung und Liebe. Das Kruzifix als Zeichen der Erlösung wandert in die Rumpelkammer. Alle Gebiete, welche Glaubenslehren enthalten, sind ausgemerzt. Statt des Adventsliedes: „Tauet Himmel, den Gerechten" singt man „O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter" und statt: „Christus ist auferstanden" ertönt: „Alle Vögel sind schon da" und um Pfingsten singen die konfessionellen Schulen nicht: „Komm, heil'ger Geist", sondern „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n". — Wir sind überzeugt, daß Herr Görgen niemals dem Unterricht in einer Simultanschule beigewohnt hat, sonst hätte er unmöglich solch' verworrenes Zeug reden können."

Geheimer Antisemitismus der russischen Regierung. Die „Russ. Korr." schreibt: Vor uns liegt ein Dokument, das charakteristisch ist für die Mittel, mit denen die russische Regierung ihr antisemitisches Handwerk treibt. Es ist ein Zirkular an die Gouverneure bezüglich Gründung von Kreditgenossenschaften. Dieselbe Regierung, die im Zirkular von Absonderungsgelüsten der Juden spricht, scheut sich nicht, ein Spezialgesetz zu erlassen, das am besten geeignet ist, auf einem bestimmten Gebiete eine Scheidewand zwischen Juden und Nichtjuden zu errichten. Wird nämlich die Gründung einer Kreditgenossenschaft beantragt, und es ist folgende Bestimmung ausgeklügelt: Wo die jüdische Bevölkerung über 80% beträgt, da sind keine beschränkenden Vorschriften erforderlich. Wenn aber dieser Prozentsatz nicht erreicht wird, also an fast allen Punkten, in denen die Juden selbst die Majorität bilden, soll im Vorstande einer Kreditgenossenschaft die Anzahl der jüdischen Mitglieder nicht mehr als ein Drittel betragen.

Abgesehen davon, daß die Maßnahme für die unter abnormen Verhältnissen lebende jüdische Masse, namentlich für die zahllosen jüdischen Handwerker, für die der Kredit der Lebensnerv ist, einen außerordentlichen Druck bedeutet, gewährt die prinzipielle Seite einer solchen Bestimmung einen Einblick in das ganze Heucheleisystem. Jetzt, zu einer Zeit, da die russische Regierung selbst das Wort Freiheit im Munde hat, da sie öffentlich gezwungen ist, nach jeder Richtung hin Erleichterungen zu schaffen, vermag sie für die Juden nur eine beschränkende Maßregel zu ersinnen.

„Wenn — heißt es im Rundschreiben des Finanzministeriums — als grundlegender Gesichtspunkt in der Judenfrage völlige Ignorierung der Stammesunterschiede, vollständige Gleichberechtigung aller Bevölkerungselemente und gleichmäßige Freiheit der Handlungen auf allen Gebieten sich darstellte, so würde es eine Frage von irgend welchen Beschränkungen auch in der Organisationssphäre des Kleinkredits nicht geben. Aber die Zeit für die Durchführung eines solchen Gesichtspunktes im Leben ist zweifellos noch nicht gekommen".

Die Sprache ist klar. Vor der Oeffentlichkeit wird von Gewissens- und Religionsfreiheit geredet, im Geheimen aber wird der schimpfliche Kampf gegen die ohnehin ökonomisch tief gedrückten Juden in alter Weise weitergeführt.

Der Ritualmord bei den Talmud-Juden.

Unter diesem Titel veröffentlichte soeben der Pfarrer Dr. theol. Karl Mommert in Schweinitz, Ritter des hl. Grabes, eine Broschüre, welche Dr. theol. Karl Blasel aus Grünberg i. Schl. in der katholischen „Neisser Zeitung" (25. Oktober) einer sehr eingehenden Besprechung unterzieht.

Einleitend sagt der Referent: „Da gerade die Stellung des Verfassers als katholischen Priesters geeigenschaftet erscheint, jenem Aberglauben auch im katholischen Volke weiteren Boden zu schaffen und von unseren Gegnern gegen die katholische Geistlichkeit ausgenutzt zu werden, so ist eine öffentliche Stellungnahme zu dieser Broschüre nicht nur angebracht, sondern auch notwendig. Von vornherein soll bemerkt werden, daß der Referent die Frage selbst aus seiner Besprechung vollständig ausschaltet; der in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts ausgefochtene Kampf hat bereits wissenschaftlich bewiesen, was einem jeden verständigen Menschen nur begreiflich erschien, nämlich, daß die Annahme, der Ritualmord sei eine Institution des Judentums, gefordert von den Schriften und der Tradition der Rabbinen, welche bis zur Jetztzeit noch fortdauere, völlig unhaltbar ist."

Das erste Kapitel, überschrieben: „Der Kannibalismus bei den alten Hebräern" zerpflückt der Referent in allen Einzelheiten und kommt zu dem Schlusse, daß von diesem ganzen Kapitel auch nicht ein einziger Satz, auch nicht ein einziger Beweisgrund übrig bleibe, welcher nicht zu beanstanden sei.

Auch das zweite Kapitel, betitelt: „Ritueller Blutgenuß bei den Christen" nimmt der Referent unter das Sezirmesser. Gegen die dort angewendete Logik, meinte er, kämpften Götter selbst vergebens. Mit den folgenden Worten aber schieße der Verfasser selbst den Vogel ab:

„Pflegen die Christen nun aber (ich schreibe vom röm.-kath. Standpunkte aus) mit der größten Andacht und Frömmigkeit zu dem Genusse des Fleisches und Blutes Jesu in dem heil. Abendmahle hinzuzutreten, ohne etwas kannibalisches in diesem Genusse zu finden, so läßt es sich wohl begreifen, daß auch die Juden Christenblut in ihrem Oster-Mazzen, in ihrem Osterwein und bei anderen religiösen Anlässen mit derselben Andacht genießen, ohne sich des Kannibalismus, den sie damit begehen, bewußt zu werden. Im übrigen besteht bei dem rituellen Genusse von Menschenblut zwischen Christen und Juden der ganz gewaltige und nicht zu übersehende Unterschied, daß die Christen ohne Rechtsverletzung und auf vollkommen legitimem Wege zu diesem Blute gelangen, indem Christus aus eigenem freien Antriebe und vollkommen freiwillig sein Blut ihnen darreicht, — während die Juden, wie wir weiter unten eingehend darlegen werden, bei der Beschaffung des für ihre rituellen Zwecke erforderlichen Menschenblutes, wenigstens nach christlichen Rechtsbegriffen der himmelschreiendsten Rechtsverletzungen sich schuldig machen." (S. 91).

„Nein, Abscheu war es nicht, bemerkt hierzu Dr. Blasel, Entsetzen war es, was den Referenten ergriff, als er diese Worte las, in denen der Verfasser selbst vor Blasphemien nicht zurückschreckte, um in den Kot zu treten, was einem jeden katholischen Christen das Hehrste, das Heiligste ist!!! Wenn man nicht auf dem Titelblatt den Charakter des Verfassers finden würde, wenn er nicht bei Beginn dieses Satzes selbst seinen römisch-katholischen Standpunkt betonen würde, — man müßte meinen, einer jener Winkelschreiber, die von katholisch-christlichen Dingen keine Ahnung haben, wolle mit giftigem Geifer besudeln, was Andersgläubigen Herzenssache und Herzensüberzeugung ist!! — O, es würden sich viele Fragen in die Feder des Referenten drängen, die aber alle mehr oder weniger persönlicher Natur wären; um aber streng sachlich zu bleiben, bricht er ab, das Urteil getrost dem einzelnen Leser überlassend und — dem Gewissen des Autors! Nur zwei Fragen mögen hier eine Stelle finden: Wie kann der Verfasser es wagen, das — auch seiner Ueberzeugung nach — rein Göttliche überhaupt erst in Vergleich zu stellen mit dem, was, wenn es überhaupt

der Fall wäre, die größte Schandtat der Menschheit, das furchtbarste Verbrechen am Gottesbegriff und am Wesen der Religion darstellen würde? Sollte Pfarrer Mommert wirklich keinen anderen Unterschied kennen, keinen wesentlicheren, als jenen „ganz gewaltigen und nicht zu übersehenden Unterschied der Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit, und sollte er wirklich keine Ahnung haben von dem Wesen der hl. Eucharistie im allgemeinen und der Transsubstantiation im besonderen??"

Die übrigen Kapitel werden von dem Referenten summarischer behandelt, da sie vielfach eine eigene Arbeit des Verfassers nicht darstellen, sondern mehr oder weniger eine einseitige Kompilation aus andern Schriften sind.

Der Referent resumiert sich dahin:

„Fassen wir kurz unser Urteil über die neueste Broschüre des Herrn Pfarrer Dr. Mommert zusammen, so hat derselbe durch die Mangelhaftigkeit seiner Methode, mit der er Unbewiesenes neben Bewiesenes stellte und gleichartig verwertete, durch die Nichtberücksichtigung und Verwertung der gegnerischen Literatur, durch die Verleugnung einer jeden sachgemäßen Kritik, durch solch grobe Verstöße gegen die Geschichtsforschung, welche die Wahrheit nicht dort findet, wo sie sie sucht, sondern sie dort sucht, wo sie sie findet, durch die Mißachtung jeglicher exegetisch-hermeneutischer Grundsätze nach des Referenten Meinung ein für allemal sich des Anrechtes begeben, in wissenschaftlicher Hinsicht überhaupt noch ernst genommen zu werden".

Sprechsaal.

Hatte ich da neulich auf einem meiner täglichen Spaziergänge mit einem antisemitisch gesinnten Bekannten eine Judendebatte, in welcher mein Gegner schließlich meine Vorliebe für die „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus" schlechthin unbegreiflich fand. Ich entgegnete, daß ich sein Urteil über meinen literarischen Geschmack als kompetent nicht anerkennen könne, da dasselbe der Unbefangenheit entbehre und aus seiner antisemitischen Anschauungsweise hervorgegangen sei. Durch diese Abfuhr gereizt verstieg sich nun mein Gegner zu der Geschmacklosigkeit, die „Mitteilungen" mit dem „Schimpfnamen" „Der kleine Denunziant" zu belegen, einer Bezeichnung unseres Vereinsorgans, die auch sonst in antisemitischen Kreisen üblich ist.

Die alte Geschichte! Sobald den Herrschaften die Beweisgründe ausgehen, stellt stets zur rechten Zeit die Schimpferei sich ein. Durch Schimpfen beweist man indes nichts für die Güte seiner Sache, sondern nur, daß man zu einer rein sachlichen Widerlegung des Gegners nicht mehr imstande ist und daher die Schwäche der eigenen Position durch allerlei urgermanische, pathologisch angehauchte Gemütsenladungen zu bemänteln sucht. Selbstverständlich machte ich nunmehr meinen Widersacher darauf aufmerksam, daß der „kleine Denunziant" keine objektive Eigenschaft der „Mitteilungen" bezeichne, sondern lediglich ein Ausdruck des Aergers darüber sei, daß unser Vereinsorgan es sich zur Ehrenaufgabe gemacht habe, in die nicht enden wollende schmutzige Wäsche der Antisemiten stets aufs neue hineinzuleuchten. Die wirklichen Denunzianten seien nicht wir, sondern die Antisemiten, welche nie verfehlten, die unbedeutendste Verfehlung irgend eines Dorfjuden an die große Glocke zu hängen und aus jeder israelitischen Mücke einen antisemitischen Elefanten zu machen.

Gewahrend, daß sein letzter Trumpf wirkungslos verpufft war, meinte nun mein Gegner erbost, ich sei völlig unverbesserlich; er gebe es auf, mit mir über die Judenfrage zu streiten. Sprachs und schritt an meiner Seite schweigend fürbaß. . . .

Oberlehrer J. Trenkner-Otterndorf.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 44. Berlin, 1. November 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Veränderte Taktik.

Es wird schon Jeder, der sie überhaupt liest, bemerkt haben, daß mit der „Staatsbürgerztg." eine Veränderung vorgegangen ist, ganz abgesehen von dem Personenwechsel. Aber wie schon aus der Tatsache hervorgeht, daß zu den Mitarbeitern die Adolf Bartels, Ottomar Beta, Houston Stewart Chamberlain, Paul Förster, Henrici gehören, ist man im Grunde bei der alten Tendenz geblieben und hält es nur für klüger eine andere Taktik einzuschlagen.

Man hat eingesehen, daß die pöbelhaften Angriffe gegen die Juden nach Art der Ahlwardt, Pückler und ähnlicher Herren wohl zu gelegentlichen Pöbelexzessen führen, im Großen und Ganzen aber halbwegs anständige Menschen abstoßen, so daß zuletzt die antisemitische Partei eine Art politischer Kloake geworden war, in die alles Vulgäre, Rohe, Verkrachte und Katilinarische abgeführt wurde. Natürlich mußte ein solcher widerlicher Mischmasch den Ekel Aller erregen. Das haben diejenigen eingesehen, die weniger Antisemiten als Teutobolde und Arier zu sein sich einbilden, und sie versuchen nun die Juden auch weniger durch antisemitische Angriffe als durch besonders starkes Hervorheben des Ariertums, gewissermaßen indirekt als die Nichtarier zu bekämpfen.

Vom ästhetischen Standpunkte könnte man mit dieser Abwendung von der Politik des Schädel-Einschlagens ganz zufrieden sein, in Wirklichkeit, vom politischen und selbst ethischen Standpunkt ist die neue Taktik sogar gefährlicher, nicht nur für die Juden, sondern ganz besonders für das Christentum und den Frieden der deutschen Nation.

Um den neuen Geist, der jetzt durch die „Staatsbürgerztg." weht, kennen zu lernen, braucht man nur den Leitartikel „Politische Unreife und Ueberreife" in der Nummer vom 28. Oktober und unter dem Strich die Auslassung Houston Stewart Chamberlains über „Arische Weltanschauung" zu lesen und ein wenig über die Nutzanwendung der beiden Artikel nachzusinnen. Man wird vielleicht finden, daß sich innerlich, und was das eigentliche Ziel betrifft, in der „Staatsbürgerztg." nur so wenig geändert hat wie in dem Namen des Chefredakteurs, der früher einmal Bachler hieß und der jetzt Wachler heißt.

Fangen wir mit Herrn Chamberlain an. Er ist ganz der alte, unklare, fortwährend sich selbst widersprechende Philosophaster geblieben, der vielleicht nur seiner fließenden Schreibweise es verdankt, daß überhaupt von ihm Notiz genommen worden ist, und daß er so viel Beifall bei Nichtfachmännern in Deutschland findet.

Dieses Mal schreibt er: „Es ist eben so schwer, die semitische Weltauffassung aus einem frühzeitig damit inokulierten Geiste gänzlich zu entfernen, wie Metalle aus dem Blutumlauf".

Hat Herr Chamberlain schon daran gedacht, daß, wenn etwas eine so innige Verbindung eingehen kann, daß sie nicht mehr oder nur außerordentlich schwer gelöst werden kann, diese Verbindung vielleicht so natürlich und — nützlich sein möchte, wie eben die Verbindung der Metalle mit dem Blut? Herr Chamberlain soll sich doch einmal die Frage vorlegen, ob er das Eisen aus seinem Blute entfernen lassen möchte, auch wenn es leicht ginge und nicht so außerordentlich schwer wäre, und dann vergegenwärtige er sich, eine wie bleichsüchtige, saft- und kraftlose, sieche und zu nützlichem Schaffen ungeeignete Person er dann wäre. Er hätte doch, wenn er seine metallische Beimischung auf die eine oder andere Weise verloren hätte, nichts eiligeres und nichts klügeres zu tun, als sich Eisen wieder ins Blut zu schaffen.

Die mit „semitischer Weltauffassung" Geimpften sind nach Herrn Chamberlain Materialisten und bleiben es in ihrer großen Mehrzahl, „gleichviel ob sie fromm in die Messe gehen oder als Freidenker zu Hause bleiben. Zwischen Thomas von Aquin und Ludwig Büchner besteht in Bezug auf die Grundsätze fast kein Unterschied".

Man erkennt aus diesen paradox genug klingenden, aber wörtlich zitierten Sätzen, daß Herr Chamberlain radikal zu Werke geht und mit dem Christentum so wenig Federlesens macht wie mit dem Judentum und selbst dem Freidenkertum, so lange es nicht nach Chamberlainscher Auffassung arisch geeicht ist.

Unter solchen Umständen ist es unbegreiflich, warum Herr Chamberlain seine bekannten gedanklichen Akrobatenkunststücke gewagt hat, um Christus zu einem Germanen zu machen. Denn ob Germane oder nicht, nach Chamberlain war er doch mit dem semitischen Geiste, und zwar weit mehr nicht nur als Büchner, sondern selbst als der heilige Thomas geimpft, wie sowohl daraus hervorgeht, daß seine Ideen zum größten Teil bereits in den älteren jüdischen Schriften sich finden, als auch daraus, daß Christus selbst gesagt hat, er sei nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um aufzubauen. Da hätte sich Herr Chamberlain seinen Raub an dem Judentum zu Gunsten der Germanen wirklich sparen können. Oder hat er das Jongleurstück nur vollbracht, um den Germanen zu schmeicheln; das wäre doch im höchsten Grade unarisch, wenn arisch alles ist, was es nach den Behauptungen der Prediger des Ariertums sein

soll, das non plus ultra in geistiger und moralischer Vollkommenheit.

Rein, lauter, echt und eigen ist nach Herrn Chamberlain das altindische Denken. In dem ist nicht eine Spur „Berührung mit dem semitischen Geiste". Die Semiten besitzen nämlich, wie Herrn Chamberlain „bekannt" ist, „die erstaunliche Fähigkeit, sich alles zu assimilieren; sie berühren nichts, ohne es tief innerlich umzuwandeln. Ohne Schöpferkraft, ohne erfinderische Ader soll der Semit wie keiner die Eigenschaft besitzen, sich alles anzueignen".

Gesetzt, dem wäre so. Obschon jeder Satz, ja jedes Wort anfechtbar ist, wollen wir es einmal als Tatsache gelten lassen, daß die Semiten keine Schöpferkraft, keine erfinderische Ader besitzen, sondern nur die selbst nach Herrn Chamberlain als „erstaunlich" und „an und für sich vollkommen berechtigte und bewundernde Anerkennung verdienende" Fähigkeit, sich das Kulturwerk fremder Völker in der Weise zu assimilieren, daß sie es in etwas anderes umwandeln. Wer aber sagt uns, daß das nicht gerade zum Nutzen der Völker geschieht, deren Kulturwerke so umgewandelt werden? Herrn Chamberlain dürfte bekannt sein, daß viele, wenn nicht die meisten Erfindungen schöpferischer Geister der Welt verloren wären, wenn es nicht auch Leute gegeben hätte, die diese Erfindungen praktisch verwertbar gemacht hätten. Die Welt wußte nichts von dem Telephon der ersten Erfinder, die Deutsche waren, aber sie benutzt das Telephon, seitdem ein Amerikaner es ihr zugänglich gemacht hat. Zugegeben selbst, der semitische Geist wäre weniger gediegen als der arische. Wir geben das nur hier zu, denn in Wirklichkeit glauben wir weder an einen spezifisch semitischen, noch an einen extra arischen Geist als ursprünglich und ein für alle mal gegeb n, so fragen wir, ob Herrn Chamberlain unbekannt ist, daß selbst Gold erst mit einem minderwertigen Metall legiert werden muß, um wirtschaftlich brauchbar zu sein.

Herr Chamberlain sagt selbst, einer der bedauerlichsten Charakterzüge sämtlicher Indoeuropäer sei die Leichtigkeit, mit welcher sie sich selbst entfremdet werden. Diese Schwäche, lassen wir sie selbst als Goldschwäche gelten, bedarf demnach geradezu einer geistigen Legierung und da wäre es also in Wirklichkeit als ein Glück oder als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß die Semiten diese Legierung bewerkstelligen. Denn das arische Denken, das in Indien zu Hause ist und sich „von jeglicher — auch entfernter — Berührung mit semitischem Geiste frei gehalten" hat, hat es doch nur dazu gebracht, daß die indischen Volksstämme sich gegenseitig zerfleischten, die Kasten einander verachteten, der blödeste Aberglaube sich breit machte, und daß schließlich an 300 Millionen Menschen von einer Hand voll Briten unterjocht worden sind und in Knechtschaft gehalten werden, aus welcher sie seit Alexander dem Großen eigentlich nie herausgekommen sind.

Alle Achtung vor der indischen Weisheit, vor dem indischen Dichten und Denken wie in der Tat aar jeder ehrlichen Weisheit, vor jedem ehrlichen Dichten und Denken. Aber uns die Inder in jedem Betracht als Ideale vorzuhalten, denen wir unter allen Umständen nachzustreben hätten, denen das deutsche Volk seine Religion, sein tausendjähriges Denken, seine semitische Mitbürger und alles, was es etwa zu eigenem Nutz und Frommen von der semitischen Weltauffassung aufgenommen hat, opfern müßte, ist nicht nur unsinnig, sondern auch geeignet, die besten, aber nach unreifen und leicht falschen Göttern nachgehenden jungen Deutschen zu verderben, und ist sonach dem Vaterlande schädlich.

Empfiehlt ja Herr Chamberlain die Notwendigkeit „des heiligen Kampfes um das eigene Dasein" einzusehen und ihn aufzunehmen, bedauert er ja, daß wir „ein ganzes Jahrhundert der Marotte einer unbeschränkten Toleranz geopfert haben."

In einem hat Herr Chamberlain Recht. „Wir steuern auf das Chaos zu", ruft er aus. Wir ergänzen freilich: wenn wir Herrn Chamberlain und seinen Gesinnungsgenossen als Steuermännern folgen, die der deutschen Jugend den Größenwahn beibringen wollen, daß sie allein edel und gut sei und von andern nichts lernen dürfe, sondern sich selbst anzubeten und auf andere herabzusehen habe.

Ueber dem Strich in derselben Nummer der „Staatsbürgerztg." können wir gleich sehen, wohin die sich für praktisch haltenden Arier steuern. Der Herr über dem Strich, ein Herr Dr. Otto Schmidt, klagt, daß der Romanismus politisches Gift in das deutsche Volk hineingetragen habe, klagt über „den Humanitätsdusel und das Weltbeglückungsbestreben, das nicht einmal vor Hottentotten und Hereros Halt mache", klagt über politische Unreife und Ueberreife, über Ultramontane, Liberale, Sozialdemokraten, und als das beste Heilmittel gilt ihm „ein frischer, fröhlicher Krieg". Zwar ist er noch unarisch genug, vor der überlieferten Tugend eine Verbeugung zu machen und das leichtsinnige Heraufbeschwören eines Krieges als „freoelhaft" zu bezeichnen, aber er will ihn doch, wenn er mit Ehren nicht mehr zu vermeiden ist, freudig als den Heilsweg zur körperlich und geistig-sittlichen Wiedergeburt unseres Volkes begrüßen".

Andere minder tüchtige Arier, Germanen, die christlich und sittlich denken, die nach Herrn Chamberlain wohl zu sehr mit semitischem Geiste infiziert sind, wünschen niemals einen frischen, fröhlichen Krieg, begrüßen keinen Krieg freudig, sondern mit großem Ernst als eine schwere Himmelsplage.

Nach den Proben dieser einzigen Nummer der „Staatsbürgerztg." neuester Richtung wäre nur zu wünschen, daß man überall rechtzeitig erkenne, daß der alte Faden weiter gesponnen wird, nur in einer etwas feineren Nummer, in einer weniger grellen Farbe, daß man mit dem Kampfe gegen das Judentum zugleich den gegen das Christentum vereint. Eher als gegen die Japaner sollte gegen diese in altindischer Maskerade einherstolzierenden Reaktionäre die Parole ausgegeben werden: Deutsche, wahret Eure heiligsten Güter! Wir sagen „Deutsche", nicht „Völker Europas", weil man anderen Völkern mit derartigen arischen und altindischen Narreteien nicht zu kommen wagt. Das ist die Politik philosophisch „Ueberreifer", richtiger vielleicht philosophisch Verstiegener für nicht nur politische sondern in jedem Betracht Unreife, für Kinder, die dergleichen schön klingende hochtrabende Redensarten gern hören.

Das ist die Weisheit Verrannter, die ebenso wenig wie ihre unreifen Schüler begreifen, welch' ein kolossales Armutszeugnis der arischen Weltauffassung, welch' glänzendes der semitischen ausgestellt wird, wenn behauptet wird, die Weltauffassung eines winzigen Völkchens, das keine schöpferische Kraft, keine erfinderische Ader besitzen und nebenbei auch sonst nicht einen Pfifferling wert sein soll, habe die großartige Weltauffassung der genialen Arier so umstrickt, daß gar kein Loskommen mehr ist, es sei denn, daß ihr der heilige Krieg von etwa einer Milliarde Menschen erklärt wird, von tausend Millionen gegen elf Millionen, von welchen letzteren bekanntermaßen drei Viertel wenigstens in gedrücktester Lage sich befinden, während die Indoeuropäer fast durchweg zu den herrschenden Völkern gehören.

Die kulturfeindliche „Bürgerpartei" Berlins und die Schule.

In der letzten Nummer der „Mitteilungen" wurde von einer Seite Werden und Vergehen der „Bürgerpartei" gekennzeichnet, die jetzt mit mächtigen Phrasen ihr Eingreifen in die nächsten Berliner Stadtverordnetenwahlen ankündigt. Man will jedoch allerorten mit ihnen nichts zu schaffen haben, auch die Berliner Lehrerschaft nicht. Man höre auch das Schulprogramm der „Bürgerpartei", wie es die „Kreuzzeitung" zum Abdruck bringt:

„Die Bürgerpartei fordert ausreichende Schulen, damit die weiten Schulwege und vielen „fliegenden Klassen" für die Kinder vermieden werden. In den Schulen aber fordert sie christlichen, deutschen Geist, den sie überhaupt in der Berliner Stadtverwaltung schmerzlich vermißt. Sie tadelt scharf, daß gerade in der Schulverwaltung die lautesten „freisinnigen" Agitatoren am ehesten die Stelle eines Rektors oder gar einen höheren Rang erhalten, daß deren Wahl zu Reichs- und Landtagsabgeordneten mit dem Hochdruck des ganzen städtischen Verwaltungsapparates durchgesetzt wird. Demgegenüber fordert die Bürgerpartei gleiches Recht für alle Bürger Berlins; sie will, daß lediglich Tüchtigkeit entscheidet, nicht aber die Frage, ob man vor den Augen der Herren Jacoby und Cassel Gnade findet."

Das nennt sich „Programm". Nichts als Verdächtigung und persönliche Verunglimpfung, ganz in antisemitischer Parteimonier.

Dazu bemerkt die „Pädagogische Zeitung", das Hauptorgan des Deutschen und des Berliner Lehrervereins, folgendes:

„Man lese das ruhig zweimal, damit man es in seiner ganzen Schönheit würdigen kann. Ein tüchtiges Programm, nicht wahr? Wir wollen, um nicht mißverstanden zu werden, von vornherein bemerken, daß wir es für gut halten, wenn auch die Bürgerpartei in der Stadtverordnetenversammlung vertreten wäre. Nichts ist im öffentlichen Leben schädlicher als die Alleinherrschaft einer Partei; erst wenn von verschiedenen Standpunkten aus die Wahrheit gesucht, redlich gesucht wird, kann etwas Rechtes herauskommen. Aber eben dies redliche Suchen der Wahrheit vermissen wir in dem sogenannten Programm der Bürgerpartei.

Zunächst wird die Sachlage nicht richtig erkannt, wenn es gegen die weiten Schulwege und die vielen fliegenden Klassen zu Felde geht. Einen weiten Schulweg hat in Berlin kaum ein Schüler, wenigstens kaum ein Gemeindeschüler; um solche soll es sich doch nach dem Zusammenhange wohl handeln. Wenn Eltern und Kinder im Falle eines Umzuges freiwillig einen weiten Schulweg auf sich nehmen, um der alten Schule treu zu bleiben, so wird das hoffentlich auch die Bürgerpartei loben. Viele fliegende Klassen gibt es in Berlin auch nicht, sondern nur wenige. Die Mietklassen wären eher eine Sache gewesen, der das Programm der Bürgerpartei ein paar Worte hätte widmen können. Christlichen, deutschen Geist pflegt die Berliner Volksschule so gut sie kann; der versteckte Vorwurf gegen die Lehrerschaft, der hier durchklingt, fällt in nichts zusammen. Daß die Gemeindeschule christlichen, deutschen Geist nicht so pflegen kann, wie die Lehrerschaft möchte, liegt an Stellen, die der Bürgerpartei näher stehen als uns. Wir denken an den Religionsunterricht.

So schlägt also das Programm auf eingebildete feindliche Mächte los. Dagegen läßt es die Dinge, die wirklich wichtig sind, kaltlächelnd beiseite liegen. Kein Wort von der allgemeinen Volksschule, kein Wort über die Zustände, die die Berliner Schulnerbosität gezeitigt haben, und denen wir kürzlich einen besonderen Artikel widmeten. Von alledem kein Wort; die Bürgerpartei wird wissen, warum.

Was die Ausfälle gegen „freisinnige Agitatoren" und ihr Avancement anlangt, so wissen wir, daß früher von einem Stadtverordneten mit Rektoratskandidaten eine Art politisches Rigorosum abgehalten worden ist. Die Bürgerpartei könnte aber so gut wie wir wissen, daß heut davon nicht mehr die Rede sein kann, und daß die politische Betätigung oder Nichtbetätigung bei etwaigen Wahlen für höhere Stellen keine Rolle spielt. Den „Hochdruck des ganzen städtischen Verwaltungsapparats", um die Wahl „freisinniger Agitatoren" aus der Lehrerschaft zu Reichstags- oder Landtagsabgeordneten durchzusetzen, wird die Bürgerpartei schwerlich erweisen können. Die städtischen Behörden haben denjenigen Kollegen, die als Kandidaten aufgestellt worden sind, Urlaub gegeben, und das danken wir ihr. Sie wird gerechterweise ebenso verfahren, wenn von anderen Parteien Lehrer zur Wahl präsentiert werden. Bisher ist das nicht geschehen.

Wir sind nicht blind gegen liberale Sünden und haben dem Kommunalliberalismus oft genug den Spiegel gezeigt. Aber was das Programm der Bürgerpartei ausspricht, ist ungerecht und unwahr. Die freisinnigen Parteien haben von ihren wenigen Landtagsmandaten nicht weniger als drei und von ihren Reichstagsmandaten zwei mit Volksschullehrern besetzt. Die konservative Partei, der ja die Bürgerpartei recht nahe steht, möge hingehen und ein Gleiches tun. Sie hat viele, sehr viele Mandate zu vergeben. Hier sollte die Bürgerpartei ihren Einfluß einsetzen, und wir würden ihr Tun mit Freuden loben. Bis dahin vermögen wir in ihr eine besondere Freundin der Volksschule nicht zu erkennen."

Dieser glänzenden Abfuhr haben wir nichts hinzuzufügen.

Jüdische Pufferstaaten und jüdische Kolonisten.

Während die Zionisten kaum großen Hoffnungen sich hingeben dürften, aus eigner Kraft die Träumereien Herzls verwirklichen zu können, während die „Territorialisten" mit dem Ugandaprojekt fertig sind, tauchen jetzt ganz andere Pläne auf und zwar seltsamer Weise nicht von jüdischer, aber auch keineswegs antisemitischer Seite. Sir Harry Johnson, eine bekannte Autorität in kolonialen Angelegenheiten, schlägt einerseits eine jüdische Kolonie in Nordafrika vor, in einem jetzt brach liegenden und nur eine spärliche Bevölkerung erhaltenden Territorium, und er meint, die Juden noch Art der jüdischen Landwirte in Tunis könnten die Kolonisation wohl bewerkstelligen. Im großen und ganzen aber ist Sir Harry — überzeugter Zionist. Er meint, jedes Neuarrangement in der politischen Kontrolle des näheren Orients müsse in seinem Programm einschließen einen starken und unabhängigen jüdischen Staat in Syrien und Palästina, der sich bis zum Westufer des Euphrat erstreckt, und der jedenfalls sowohl Jerusalem als auch Damaskus umfassen muß. Dieser jüdische Staat, führt Sir Harry in einem Artikel der angesehenen „Fortnightly Review" aus, müßte ein orientalisches Belgien sein, neutralisiert und geschützt durch die zivilisierten Mächte, ein Pufferstaat, eine Schweiz zwischen den Bestrebungen Deutschlands und Britanniens.

Seltsamerweise ist auch gleichzeitig die Rede von einem jüdischen Pufferstaat im fernen Orient, in der Mandschurei. Ein amerikanischer Robbiner von großem Ansehen, Herr M. Levi, ist eben von einer Reise durch Japan zurückgekehrt, wohin er sich begeben hatte, um zu erforschen, unter welchen Bedingungen die Mandschurei den Israeliten Rußlands überlassen werden könnte, um dort einen unabhängigen Staat zu gründen. Herr Levi hat mit mehreren japanischen Ministern und Staatsmännern über dieses Kolonisationsprojekt verhandelt und, wie er behauptet, ein Entgegenkommen weit über sein Erwarten gefunden. Im Prinzip begünstige Japan die Schaffung eines Pufferstaates, der den günstigsten Einfluß auf die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Rußland und Japan haben würde. Herr Levi hat eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten begonnen, um für diese Pufferstaatsidee

Propaganda zu machen, und er hofft, seinen Plan verwirklichen zu können.

Wie hier gleich hinzugefügt werden mag, hat nach einem in Shangai erscheinenden jüdischen Blatte, „Israels Messenger“ der Generalkonsul von Queensland von seiner Regierung den Auftrag erhalten, Japan Anerbietungen zu machen, daß es den zur Zeit in Japan internierten jüdischen Kriegsgefangenen, die nicht in ihr Vaterland zurückkehren möchten, gestatten möge, sich in Queensland anzusiedeln!

Gleichzeitig sei als bemerkenswert erwähnt, daß der russischen Regierung die überhand nehmende Auswanderung der Juden doch anfängt unangenehm zu werden. Verlassen ja jetzt selbst die jüdischen Kolonisten, trotzdem sie ihre Schollen ungemein lieben, in großen Scharen das Land. Aus der Kolonie Ingulez im Gouvernement Charkow allein sind hundert jüdische Familien ausgewandert, das heißt, über 27 Prozent der Kolonisten. Da die Auswanderung nach immer zunimmt, hat der Minister des Inneren beschlossen, einen besonderen Delegierten nach dem südlichen Rußland zu schicken, um die Ursachen dieser Erscheinung zu studieren. — Das heißt doch wahrlich das Geld unnütz hinausgeworfen. Es bedarf wirklich keines besonderen Delegierten und keines besonderen Studiums, um zu wissen, warum Juden aus Rußland gern auswandern. Zu allen übrigen Leiden, denen die Juden in Rußland ausgesetzt sind, haben die jüdischen Kolonisten noch ihr apartes, indem ihnen verboten ist ihre kleinen Besitzungen durch Ankauf zu vergrößern.

Und während man in Rußland sich anscheinend bemüht die Auswanderung einzudämmen, scheint man in Amerika wieder die jüdische Einwanderung weniger abweisend behandeln zu wollen. Man schließt dies daraus, daß der Leiter des „American Hebrew“ Philipp Cowen, zum Einwanderungskammissar ernannt worden ist. Das ist doch wohl ein Zeichen, daß man weniger streng gegenüber den neuen jüdischen Einwanderern sein will.

Justizrat Dr. Heinrich Meyer Cohn, Mitinhaber der angesehenen Bankfirma Meyer Cohn, ist an den Folgen einer Darmoperation in eben vollendetem 50. Lebensjahre verschieden. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der auf den verschiedensten Gebieten philanthropischen Strebens erfolgreich gewirkt hat. Insbesondere war es die materielle, geistige und politische Lage seiner Glaubensgenossen, der seine Fürsorge zuteil geworden ist. In fast allen jüdischen Vereinigungen spielte er eine hervorragende Rolle. Seine hohen Geistesgaben und seine nie versiegende Arbeitskraft stellte er jederzeit in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen. Besonders nachdrücklich aber beteiligte er sich an dem Kampfe gegen die antisemitische Bewegung.

Heinrich Meyer Cohn stand mit an der Wiege unseres Vereins. Die Hinwegräumung der Schwierigkeiten, wie sie die Begründung einer so ausgedehnten Organisation im Gefolge hat, war zum großen Teil sein Werk. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hat ihm sehr viel zu verdanken. Weit über seine offizielle Stellung als Mitglied des Vorstandes hinaus leistete er tatkräftigste Mitarbeit, indem er nicht blos an der Führung der Geschäfte Anteil hatte, sondern auch in Wort und Schrift für die Zwecke und Ziele des Vereins tätig war, wozu ihn eine scharfe Feder und ein eminentes Wissen in hohem Grade befähigten. Groß ist die Zahl der in dem Antisemitenspiegel und in den „Mitteilungen“ enthaltenen Produkte seines Geistes. Noch von seinem Schmerzenslager lieferte er einen kleinen Beitrag für unser Organ, so bis zum letzten Atemzuge das warme Interesse für unsere gute Sache bekundend.

Der Name Dr. Heinrich Meyer Cohns wird in den Annalen des Vereins fortleben. Ehre seinem Andenken!

Aus dem antisemitischen Lager.

□ **Aus Baden.** Gegen den liberalen Block allein aber gegen die Sozialdemokratie allein hoffte der Antisemit Mampel mit Hilfe des Zentrums zu siegen, aber da sich die beiden Parteien vereinten, mußte er unterliegen. Der Sozialist erhielt das Mandat und mit Mampels Sturz ist der politische Antisemitismus in Baden am Ende. Eigentümliche Parteikonstellationen hatten es ja überhaupt nur ermöglicht, die nie und nirgends starke antisemitische Partei in die badische Kammer zu bringen. Die Episode ist vorüber; wir werden an dieser Stelle schwerlich wieder etwas von antisemitischen Erfolgen in Baden zu berichten haben.

Zur Reichstagsersatzwahl in Eisenach wird der „Frankf. Ztg.“ unter dem 26. Oktober geschrieben:

„Der Ausgang der Reichstagsnachwahl im Wahlkreise Eisenach-Dermbach ist heute, zwölf Tage vor der Wahl, zwar noch nicht zu übersehen, in einer Hinsicht läßt sich aber jetzt schon Bestimmtes sagen. Der nationalliberale Gymnasialprofessor Flex wird auf dem Lande noch nicht einmal von seinen eigenen Parteigenossen unterstützt, das Zentrum des Oberlandes hat ihn als Kulturkämpfer gekennzeichnet, und in Eisenach selbst ist sein Anhang sehr gering. Die Nationalliberalen, die bei dieser Wahl ein Opfer der Kandidatenkalamität geworden sind, fühlen es sehr wahl, daß ihr Kandidat für den Ausgang der Wahl ausscheidet. Umsomehr hätten die Nationalliberalen darauf bedacht sein müssen, zu verhindern, daß etwa der Antisemit und Bündler Schack mit dem sozialdemokratischen Kandidaten in die Stichwahl kommt. Die unlautere Wahlmache, die von den Bündlern und Antisemiten unter der Firma: „Vereinigte nationale Parteien“ hier betrieben wird, erinnert lebhaft an die früheren reaktionären Wahlmanöver. Die unverfrorene antisemitische Agitation, die selbst davor nicht zurückschreckt, die einzelnen Berufsschichten gegeneinander auszuspielen, hat denn auch von freisinniger Seite die gebührende Kennzeichnung erfahren. Bereits zwei antisemitische Versammlungen wurden wegen der sich in ihnen abspielenden Radauszenen polizeilich aufgelöst. Sollte es trotzdem dem antisemitischen angeblichen Mittelstandsretter gelingen, in die Stichwahl zu kommen, so würde die Freisinnige Volkspartei das tun, was sie für ihre Pflicht hält, d. h. alle Hebel in Bewegung setzen, die Wahl des Antisemiten zu verhindern. Der sozialdemokratische Sieg in der Stichwahl wäre dann gewiß. Wenn die Eisenacher Nationalliberalen das verhindern wollen, dann sollten sie, anstatt für ihre aussichtslose Sonder-Kandidatur Zählstimmen abzugeben, gleich im ersten Wahlgange für den freisinnigen Redakteur Philipp Kühner eintreten“.

Man schlägt sich — und verträgt sich. Die beiden antisemitischen Außenseiter, der ehemalige Herausgeber der „Staatsbürgerztg.“ Bruhn und Graf Pückler, die jeder eine Partei für sich repräsentieren, scheinen sich jetzt in ihrer Verlassenheit menschlich näher gekommen zu sein. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Beide sind von den „offiziellen“ Antisemiten schlecht behandelt worden, warum sollen sie sich also nicht zusammenfinden, trotz aller Vor-

kommnisse. Zur Einleitung dieses freundschaftlichen Verhältnisses kündet Pückler jetzt bereits eine seiner Versammlungen in Bruhns Wochenblättchen „Die Wahrheit“ an.

× **Akademisches.** Der akademische Bund „Ethos“, der vor wenigen Semestern mit hochtönenden Phrasen ins Leben trat, der ein sittlicher Regenerator der Studentenschaft sein wollte und dessen erste „Tat“ es war, einige jüdische Kommilitonen, die sich ihm angeschlossen hatten, zum Austritt zu zwingen, scheint im letzten Semester keine weitere Ausdehnung gewonnen zu haben. Denn trotz einer reichen Agitation gehören dem Bunde insgesamt auf allen Hochschulen nur 115 Mitglieder an. Dazu treten noch 6 Ehrenmitglieder und 26 Altfreunde. Und auch diese Zahlen würden nicht einmal erreicht sein, wenn nicht verschiedene antisemitische Gruppen in corpore dem Bunde beigetreten wären. So kommt es auch, daß der Berlin-Charlottenburger Zweigverein 53 Mitglieder zählt. Die anderen Zweigvereine weisen einen nur ganz geringen Mitgliederbestand auf, so zählt der in Dresden 5 Mitglieder, der in Stuttgart 8, der in Marburg 11 und der Münchener 6.

Vermischtes.

Jüdische Aerzte. Zu der hier wiederholt — zuletzt in Nr. 37 — besprochenen Angelegenheit der sogenannten „konfessionellen Angebote“ des Leipziger wirtschaftlichen Verbandes der Aerzte wird uns mitgeteilt, daß der Vorstand des Verbandes auf wiederholtes Drängen einer großen Anzahl seiner Mitglieder nunmehr eine Aenderung seines Stellennachweises eingeführt hat. Wenn auch der jetzige Zusatz der Angebote „Konfessionsangabe erbeten“ den durchsichtigen Zweck hat, auch ferner jüdische Bewerber auszuschließen, so ist doch die Zahl dieser Angebote in erfreulichem Rückgang.

Ueber das „Judendorf“ Rhina in Hessen hat die „Tägl. Rundschau“ im Anschluß an einen Manöverbericht Mitteilungen gebracht, welche gehässige Angriffe gegen die dortige jüdische Bevölkerung enthalten. Hierzu wird uns von gutunterrichteter Seite geschrieben:

L. Das Dorf Rhina hatte bei der jüngsten Volkszählung (1900) 575 Seelen; 306 Juden, 269 Christen; der Bürgermeister des Ortes ist ein Christ. Im Dorfe sind 3 Gastwirtschaften vorhanden, 2 jüdische und 1 christliche. Es mag sein, daß der Wirtschaftsbetrieb in diesen Wirtschaften kein derartiger ist, daß Offiziere darin verkehren können. Bei bescheidenen Ansprüchen können aber auch Offiziere gut bedient und in jeder Beziehung dort befriedigt werden, namentlich wenn solches für nur wenige Tage gewünscht und den Gastwirten vorher mitgeteilt wird. Es ist damit in Rhina nicht anders, als in jedem anderen hessischen Dorfe, in denen keine Juden wohnen.

Die Juden in Rhina sind zum Teil sehr arm; allerdings gibt es dort auch wohlhabende. Ihre Grundstücke lassen sie wohl größtenteils von den Bauern ackern und pflügen, da sie selbst kein Zugvieh besitzen, alle übrige Feldarbeit, wie Hacken oder Häufeln der Kartoffeln usw. tun sie meistens selbst. Sie ernähren sich durch Handel mit Rohprodukten, Fellen und Viehhandel. Ihren Unterhalt suchen aber die meisten Händler in der Ferne und nicht in der Nähe ihres Wohnortes. Darlehen auf Grundstücke brauchen wahrlich die Christen von den Juden in Rhina nicht aufzunehmen, noch weniger die in der Umgegend, da sie durchweg wohlhabender sind als die Juden. Daher ist es auch eine dreiste Unterstellung des Artikelschreibers in der „Täglichen Rundschau“, wenn er behauptet, daß die Juden die ganze Feldmark besitzen und die Christen ihre Pächter, Tagelöhner und Knechte sind. Von einer Ausbeutung der Christen durch die Juden kann ebensowenig die Rede sein. Das Verhältnis der Juden und Christen zu einander ist darum auch ein freundliches und keineswegs gehässiges, wie es doch sein würde, wenn eine Ausbeutung wirklich vorkommen sollte.

Antisemitische Sanatorien. Der „Generalanzeiger für die Interessen des Judentums“ hatte im Sommer dieses Jahres eine Reihe von Sanatorien als antisemitisch bezeichnet, gegen welche Charakterisierung jedoch von der Mehrzahl der Sanatorien sofort Einspruch erhoben wurde. Diesem Protest schließt sich jetzt nachträglich der Inhaber von Dr. med. F. Bartels Sanatorium in Kreischa b. Dresden in einer an uns gerichteten Zuschrift an, in der er gleichzeitig Referenzen angibt, die jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung ausschließen.

Auf dem 4. deutschnationalen Kongreß gegen den Mädchenhandel, der in Bremen am 11. und 12. Oktober getagt hat, war das jüdische Zweigkomitee des deutschen Nationalkomitees durch drei Mitglieder vertreten: Rabbiner Dr. Rosenack-Bremen, Gustav Tuch-Hamburg, Sanitätsrat Dr. Maretzki-Berlin.

Ueber die Einrichtungen zur Bekämpfung des Mädchenhandels sprach Herr Reg.-Rat Dr. Steengrafe-Bremen.

Wir entnehmen dem Vortrag dasjenige, was darin über die jüdischen Komitees gesagt wird: „Wie an anderen Orten, so entfalten auch in Bremen die drei religiösen Gemeinschaften eine große, ersprießliche Tätigkeit zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Darüber haben wir zu meiner Dankesverpflichtung die Herren Geistlichen Material zur Verfügung gestellt, das ich zum großen Teil vortragen werde. Nach Herrn Rabbiner Rosenacks Mitteilungen sind die jüdischen Komitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels 1. die Jewish Association for the Protektion of girls and women in London und 2. das jüdische Zweigkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels in Hamburg. Das Londoner Komitee besteht seit etwa 15 Jahren und ist aus ganz kleinen Anfängen hervorgegangen. Da dieses Komitee auch für die Passagiere der Bremer Dampfer tätig ist, sei noch folgendes erwähnt. Das Komitee unterhält eigene Hafenagenten, deren Aufgabe im wesentlichen darin besteht, die Mädchen von den Schiffen abzuholen, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, sie in ihre Häuser zu begleiten, wo sie dem Schutze der Verwandten, wenn deren Respektabilität außer Zweifel ist, anvertraut werden. Solche, die keine Adresse haben, werden in das Mädchenheim gebracht. Während der ersten 8 Tage werden die Mädchen bei den Verwandten vom Damen-Komitee besucht und beobachtet. Das ist ein nachahmenswertes Vorbeugungssystem! Die Zahl der vor Gefahren bewahrten Mädchen beträgt jährlich zwischen 500 bis 700, einschließlich einer Anzahl nichtjüdischer Mädchen, die, wenn erforderlich, gleichfalls in Lodging House aufgenommen werden; die Tätigkeit der Jewish Association erstreckt sich auch auf Rußland, Frankreich, Egypten, Südafrika, Südamerika und Indien. — Das Hamburger Komitee, zu dessen Vorstand auch Herr Rabbiner Dr. Rosenack und Herr Sanitätsrat Dr. Maretzki-Berlin gehören, wurde im Jahre 1897 als Spezialkomitee eingesetzt. Wegen seiner engen Beziehungen zu Bremen sei über dieses Komitee noch folgendes gesagt: Nach dem Muster des Londoner Komitees und im Zusammenhang mit ihm bildete das Komitee Zweigkomitees im In- und Auslande. Ein besonderes Verdienst des Herrn Tuch, der an der Spitze des Hamburger Komitees steht, ist die Uebersetzung des Lupanar, eines aus brasilianischen Polizeiquellen geschöpften Werkes,

durch das die Namen vieler berüchtigter Mädchenhändler bekannt wurden. Neben freundschaftlichen Warnungen an alleinreisende Frauen und Mädchen verbreitet das Komitee Rundschreiben an geeignete Persönlichkeiten in allen Plätzen Deutschlands, in denen ein Durchzug stattfindet, mit der Bitte, Vertrauenspersonen namhaft zu machen, an welche sich die Mädchen und alleinreisende Frauen um Rat und Schutz wenden können. — Hier in Bremen hat das Komitee für hilfsbedürftige durchreisende Juden diese mit übernommen. Es kommt manchmal vor, daß russische, ungarische und galizische junge Mädchen allein hier zurückbleiben, sei es, daß der Familie Geld zur Ueberfahrt nach Amerika fehlt, weil es unterwegs abhanden kam, oder weil die Mädchen Bauernfängern in die Hände fielen. Um solche Mädchen gut unterzubringen, bedarf es eines Mädchenheims und gerade in einer Hafenstadt wie Bremen ist ein solches Heim ein dringendes Bedürfnis. Wir kommen gern einer Bitte des Herrn Rabbiner Dr. Rosenack nach, auf die Gründung eines jüdischen Mädchenheims in Bremen die Aufmerksamkeit zu lenken".

Prof. Friedrich Jodl, der Ordinarius für Philosophie an der Wiener Universität, schließt eine Besprechung des Werkes von Prof. Hermann Cohen: „Die Ethik des reinen Willens" in der „Neuen Freie Presse", in welcher er dem Werke seine volle uneingeschränkte Anerkennung zuteil werden läßt, mit folgenden beherzigenswerten Bemerkungen:

„Man kann sich leicht denken, wie auf einen so hochgestimmten Geist, der zugleich überzeugter Vertreter des Judentums ist, die in der Gegenwart so beliebten gehässigen Angriffe gegen das Judentum wirken. Unter dem Begriff der Ehre spricht Cohen zuerst von diesen Dingen, und dieser mächtige Affekt zittert in seinen Worten fühlbar nach. Für ihn handelt es sich bei diesen Angriffen nicht um die Ehre einer atavistischen Gemeinschaft, sondern um eine lebendige Volksgenossenschaft, welche sich als echte Vertreterin eines sittlichen Ideals von hoher Bedeutung fühlt. Einem engeren Kreise in Wien ist der geistvolle Vortrag noch in Erinnerung, in welchem Cohen vor einigen Jahren seine Auffassung des jüdischen Prophetentums dargelegt hat. An diese Gedanken knüpft auch die vorliegende Arbeit mehrfach an. Die Propheten sind es ihm, welche den Gedanken von der einstigen Einigung der Menschenwelt zuerst aussprechen. Dies ist ihm der wahre Sinn der messianischen Idee, und darauf beruht der Fortbestand des Judentums, sagen wir genauer, das ethische Recht seines historischen Fortbestehens, daß es den Staatenbund der Menschheit vorbereitet, daß es in der messianischen Idee die Menschheit vereinigt, daß eine Art von wahrhafter Allheit durch diese geschichtliche Idee vertreten wird. Gewiß, das sind nicht allgemeine Auffassungen des Judentums von heute, sondern nur Gedanken eines auserlesenen Kreises. Aber ist denn der Abstand dessen, was als Christentum im Munde und Herzen der Massen ist, von den vornehmsten Geistern der christlichen Welt so viel geringer? Und wenn man, nach einer heute beliebten Methode, das Judentum beurteilt und richtet durch Anführung von Sätzen oder Lehren, die im Mittelalter, in einer Zeit allgemeiner Verrohung und drückendster Verfolgung niedergeschrieben wurden — was könnte nach dieser Verfahrungsweise nicht alles den christlichen Bekenntnissen imputiert werden. Es wäre wohl nicht schwer, den Beweis zu erbringen, daß ein Katholik, der sich streng an all das halten wollte, was zum Beispiel von den Kasuisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gelehrt worden ist, in einem modernen Staate geduldet, geschweige denn zu Aemtern zugelassen werden dürfte. Cohen rechnet auf den Staat, um für die gegenseitige sittliche Würdigung der Bekenner des Judentums die Einsicht, die Unparteilichkeit, die Sympathie heranzubilden, welche die Glieder des Staates in Eintracht verbinden muß. Ich glaube, er überschätzt an diesem Punkt die mögliche Wirksamkeit des Staates und unterschätzt die Wirksamkeit von Männern wie er selbst. Die Schädigung an Ehre kann der Staat abwehren, äußere Rechtsgleichheit aufrechterhalten oder schaffen. Unparteilichkeit und Sympathie kann nur kommen, wenn die besten Männer und Frauen auf beiden Seiten sich in ihren ethischen Idealen zusammenfinden, wenn diese Ideale nicht blos in Büchern stehen, sondern auch ins Bewußtsein der Massen eindringen, und wenn sich unbeschadet der Vergangenheit und ihrer Differenzen, das Gefühl gemeinsamer sittlicher Ueberzeugungen, der Gedanke einer über die konfessionellen und nationalen Unterschiede hinausreichenden Humanität auf beiden Seiten befestigt. Nur mit diesem geistigen Erbe Lessings kann der unheilvolle Spalt überbrückt werden, und als ein Hüter und Mehrer dieses Erbes sei Cohen herzlich willkommen geheißen!"

Wien. Generalmajor Eduard Ritter von Schweitzer ging in Pension. In der bezüglichen Mitteilung des Amtsblattes heißt es, daß die Pensionierung auf „eigenes Ansuchen" erfolgt sei. Generalmajor von Schweitzer hat diesen Rang aber erst vor eineinhalb Jahren erreicht und nur besondere Umstände und Verhältnisse konnten die „freiwillige" Ueberreichung des Pensionsgesuches veranlaßt haben. Eduard Schweitzer, der erste jüdische General in unserer aktiven Armee, wurde in Gyöngyös in Ungarn geboren und trat freiwillig als einfacher Soldat in die Armee. Kurz nach seinem Eintritte entbrannte der Krieg mit Preußen 1866. Auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen versetzt, kam der junge Soldat sofort ins Feuer. Zum Unteroffizier befördert, trat Schweitzer in die Wiener Kadettenschule ein und nach deren Vollendung wurde er zum Offiziersstellvertreter, sodann zum Leutnant befördert. Bald zum Adjutanten ernannt, hat er Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben. Der Ausbruch der Insurrektion in der Herzegowina führte das 32. Infanterie-Regiment, in dem Schweizer diente, dorthin. Seine Verdienste während dieses Feldzuges, seine musterhafte, völlig straflose Führung wurde durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse mit der Kriegsdekoration anerkannt. Nach Wien zurückgekehrt, bestand Schweitzer nach kurzer Vorbereitung die schwierige Aufnahmeprüfung in die Kriegsschule, die höchste militärische Bildungsanstalt, und absolvierte diese mit „sehr gutem Erfolge". Seine Erhebung in den Ritterstand erfolgte nach einiger Zeit auf Grund der Statuten des Ordens der Eisernen Krone. Unermüdlich im Dienste seines Kriegsherrn, hat er durch seine Tüchtigkeit stets die Allerhöchste Zufriedenheit und die seiner Vorgesetzten im Dienste erworben. Ein zweimaliges Avancement außerhalb der Rangstour gibt davon Zeugnis. Außerdem ist er Besitzer des Offizierkreuzes des Franz Josephs-Ordens, der Kriegsmedaille, der bronzenen Erinnerungsmedaille, des Militärdienstzeichens usw. Als Befehlshaber des 26. Infanterie-Regimentes Michael Großfürst von Rußland wurde ihm zweimal die Ehre zuteil, den Oberst-Inhaber in St. Petersburg die Glückwünsche des Regiments überbringen zu dürfen, und er wurde bei dieser Gelegenheit mit hohen russischen Auszeichnungen bedacht. Im Mai 1904 zum Kommandanten der 53. Infanterie-Brigade ernannt, wurde Ritter von Schweitzer zum Generalmajor befördert.

Paris. In der „Humanité", dem Blatt Jaurès', führt der Deputierte Rouanet eine Campagne gegen die Verwaltung der französischen Kolonien in Afrika. Tag für Tag enthüllt er die gräßlichsten Mißhandlungen der schwarzen Eingeborenen und seine Anklagen sind auf das vertrauenswürdigste Aktenmaterial gegründet, nämlich auf die Feststellungen der vom verstorbenen Forschungsreisenden Brazza geführten Untersuchung. Als ein interessantes Faktum hebt

Rouanet hervor, daß einer der grausamsten Beamten ein gewisser Bidaine war, der ehemals der Führer der Antisemiten von Oran war. Bidaine, der ganze Hekatomben von Pahum-Negern hinschlachtete und, wenn die Steuern nicht nach Wunsch einliefen, die Dörfer niederbrannte, wofür er mit einem raschen Avancement belohnt wurde, hat ehemals in den Straßen von Oran den maltesischen und spanischen Pöbel bei der Erstürmung und Plünderung der jüdischen Geschäfte angeführt. Dieser merkwürdige Beamte hat überhaupt eine bewegte Vergangenheit. Er ist ein gebürtiger Belgier, der nach seiner Desertion in der französischen Fremdenlegion Dienste nahm. Als er diese verließ, fand er eine bescheidene Schreiberstelle beim israelitischen Konsistorium. Da kam der Antisemitismus auf und Bidaine warf sich in seine schmutzigen Wellen, die ihn rasch emportrugen. Er gründete eine Zeitung, bis durch ihre Nichtswürdigkeit eine gewisse Berühmtheit erlangte. So eröffnete er eines Tages eine Sammlung, um einem Pferd ein ruhiges Alter zu sichern, das einen jüdischen Offizier namens Dreyfus abgeworfen und zu Tode geschleift hatte. Bidaine nannte dieses Roß in seinem Aufruf ein „edles Tier". Während eines Wahlkampfes zwischen den Republikanern und den Antisemiten schrieb er: „Wenn die Liste des Konsistoriums gewählt wird, so wird es am Sonntag Abend in Oran nicht einen einzigen Juden geben, oder vielmehr wird es doppelt so viel als heute geben, da man sie entzweischneiden wird." Aber nach einiger Zeit verschwand der Edle vom Schauplatz seiner rühmlichen Tätigkeit, nachdem er mit Hilfe der ihm günstigen Gerichte vergebens versucht hatte, von seinen Gläubigern einen Ausgleich auf 1,75 Prozent zu erwirken. Er sah sich sogar strafrechtlich verfolgt, doch verschaffte ihm die Protektion eines hohen Richters die Einstellung des Verfahrens wegen angeblicher Verjährung. Ja, er bekam sogar eine Beamtenstelle in der Kolonialverwaltung, die er in der bezeichneten würdigen Weise ausfüllte. Rouanet meint mit Recht, daß der Geist, der die Negermassakres hervorbringt, derjenige ist, der den Antisemitismus geschaffen hat.

Reiche Juden. Die amerikanische Presse veröffentlicht eine Liste der hundert reichsten Menschen, die zusammen über $28\frac{1}{2}$ Milliarden Mark besitzen. Unter diesen befinden sich nur wenige Juden und zwar drei Rothschilds, die an 19., an 53. und 62. Stelle mit 300, 128 und 112 Millionen Mark figurieren. Der einzige amerikanische Jude ist Jakob Schiff und er ist auch der letzte Jude. Allenfalls könnte man noch den Franzosen Heine, der aber wahrscheinlich längst getauft ist und den Bischof Kohn, der jüdischer Abstammung ist, als jüdische Multimillionäre anführen. Man sieht, es ist durchaus nicht richtig, die Juden als die Hauptkapitalisten in der Welt zu bezeichnen.

Juden als Feuerwehrleute.*)

Von A. Guran.

Gar mancher Leser wird beim Erblicken dieser Ueberschrift ein etwas erstauntes Gesicht machen. Mit vollem Recht, denn die Betätigung von Juden in diesem so gefahrvollen Berufe wird vielfach durch die bekannte Verwaltungspraxis der Behörden verhindert, obgleich man wohl schwerlich daran wird zweifeln können, daß die Juden alle Eigenschaften hierzu besitzen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, nochmals die Beweise hierfür zu tausenden anführen — ein waschechter Antisemit bleibt ruhig bei seiner sogenannten Ueberzeugung von der Feigheit und physischen Untüchtigkeit der Juden, selbst wenn er innerlich deren Unwahrheit zugeben muß.

Daß aber die Juden stets auch bereit sind, nicht nur mit Geld und Gut ihre unterdrückten und notleidenden Mitmenschen zu unterstützen, sondern auch nötigenfalls ihr eigenes Leben einzusetzen, um andere vor dem Untergange zu retten, diese Tatsache wird uns wieder einmal durch die öffentliche Belobigung von nicht weniger als 3 Juden in Berlin bewiesen, welche mit Einsetzung ihres eigenen Lebens Menschen vor dem Tode des Ertrinkens gerettet haben. So kann es uns auch nicht wundern, Juden in den Reihen jener mutigen Männer zu finden, die unverdrossen den Kampf gegen das verheerende, beständig Leben und Eigentum des Menschen bedrohende Element führen.

Ein interessantes Beispiel zu diesem Kapitel bildet die kürzlich erfolgte Ernennung des Offiziers der London Fire Brigade (Londoner Berufsfeuerwehr) W. Emanuel zum Superintendenten. Als solcher hat derselbe einen der vier großen Feuerwehrbezirke, in die London eingeteilt ist, zu leiten; sein Rang entspricht also etwa dem eines deutschen Branddirektors und Leiters der Feuerwehr einer größeren Stadt.

Interessant ist aber, neben der Ernennung eines Juden an und für sich zu diesem verantwortungsvollen Amte, auch einiges aus dem Leben dieses jüdischen Feuerwehroffiziers. Superintendent W. Emanuel wurde von armen jüdischen Eltern in der Stadt Hull geboren, wo er bis zu seinem 14. Lebensjahr eine jüdische Armenschule besuchte. Dann trieb es den jungen abenteuerlustigen Jungen in die Welt und so ging er als Schiffsjunge auf einem Handelsschiffe nach dem Kap der guten Hoffnung. Bis zu seinem 22. Lebensjahre blieb er dem Seemannsleben treu, dann ging er, des unstäten Lebens müde, nach London und trat dort 1883 in die Feuerwehr ein. Als einfacher Feuerwehrmann aufgenommen, zeichnete er sich bald durch Mut, Gewandtheit und Geistesgegenwart aus, so daß er infolgedessen schnell befördert wurde.

Oft konnte er während seiner langen Dienstzeit Menschen vor dem Tode des Verbrennens retten. Bei einem größeren Brande hatte er, mutig durch Rauch und Flammen über die Leitern vordringend, schon zwei Erwachsene und ein Kind gerettet, als er erfährt, daß noch ein Greis in den brennenden Räumen zurückgeblieben sei. Doch der Weg über die Leitern ist jetzt versperrt, schnell entschlossen sucht Emanuel sich einen andern Weg durch Rauch und Flammen hindurch und wirklich gelingt es ihm, den Greis, einen riesengroßen alten Soldaten, unter Aufbietung aller Kräfte aus den Flammen zu retten. Seine mutige Tat wurde durch die Silbermedaille für außergewöhnliche Tapferkeit belohnt, eine Auszeichnung, die nur einmal jährlich zur Verteilung gelangt. Außerdem schmückt die Brust des wackern Offiziers die Dienstauszeichnung für lange Dienstzeit und gute Führung.

Superintendent W. Emanuel ist nicht der einzige ausgezeichnete Feuerwehroffizier jüdischen Glaubens in England. So ist zum Beispiel Hauptmann Nathaniel Solomon Befehlshaber der Aldershoh Volonteer Fire Brigade, welche bei der Feuerwehrausstellung in London 1893 preisgekrönt wurde. In Frankreich sind die Feuerwehren bekanntlich Teile des aktiven Heeres und ihre Offiziere rekrutieren sich aus den abkommandierten Offizieren der Infanterie und technischen Waffen. Auch hier finden sich daun viele jüdische Offiziere und Mannschaften. Oft hört man von Auszeichnungen jüdischer Feuerwehrleute. So wurde im Jahre 1900 der jüdische Sergeant Weiller von den Sapeurs Pompiers in St. Mandé ausgezeichnet, weil er sein Leben mehrmals bei Rettungen aufs Spiel setzte. 1902 erhielt der Korporal Louis Ochs von der Kaserne Vitry-Seine die silberne Ehrenauszeichnung 1. Klasse wegen mutiger Führung bei verschiedenen Bränden, hauptsächlich bei einem Brande in Choisy-le-Roi im November 1901,

*) Aus dem „Israelitischen Familienblatt".

wo er zwei Kameraden das Leben rettete. Lange Zeit war auch F. A. Lyon Hauptmann der Sapeurs Pompiers in Paris.

Wohl der einzige jüdische Offizier einer Berufsfeuerwehr in Deutschland dürfte Brandmeister Bruno Jacoby sein, der lange Jahre mit großem Erfolge in Stuttgart wirkte, und jetzt eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens ist. Brandmeister Jacoby ist aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen; wegen seiner ausgezeichneten Wirksamkeit bei der freiwilligen Feuerwehr in Stendal wurde er unter 23 Bewerbern zum Leiter der Berufsfeuerwehr in Stuttgart erwählt.

Eine ganze Anzahl Juden dienen und dienten auch in der Berufsfeuerwehr in Berlin. Zahlreich jedoch ist die Anzahl der Juden, die sich als Mitglieder und Leiter von freiwilligen Feuerwehren auszeichneten.

So wurde der Feuerwehrkompagniechef Karl Friedmann in München mehrfach ausgezeichnet, in Beuthen O.-S. ist Leiter der freiwilligen Feuerwehr seit ihrer Begründung 1874 Brandmeister Rothmann, zugleich einer der ältesten Feuerwehroffiziere Deutschlands. Für seine Tätigkeit als Leiter der freiwilligen Feuerwehr wurde auch Branddirektor Henschel in Culmsee ausgezeichnet. In einer Ordensliste aus Baden 1891 sind nicht weniger als 8 Juden aufgezählt, die das badische Ehrenzeichen für 25 jährige treue Dienste in einer freiwilligen Feuerwehr erhielten und 1902 erhielt ein jüdischer Feuerwehrmann in Liesheim, Baden, sogar ein Ehrenzeichen für 40 jährige treue Dienste.

Es ist ja nun die Teilnahme am Dienste der freiwilligen Feuerwehr allerdings eine selbstverständliche Bürgerpflicht, die die Juden gern und freudig erfüllen. Sie setzen eben ihr Können und ihre Kräfte überall zum Wohle der Menschheit und des Vaterlandes ein, auch dann, wenn, wie es leider in Deutschland noch immer der Fall ist, ihre Leistungen nicht die verdiente Anerkennung und Belohnung finden. Und unentwegt werden sich auch weiter die deutschen Juden auf allen Gebieten in erfolgreichem Wettbewerb mit ihren christlichen Mitbürgern betätigen und dadurch Schritt für Schritt ihre so schnöde vorenthaltenen Rechte erkämpfen.

Die Juden in Rumänien.

Der letzte Monatsbericht der „Alliance Israélite Universelle" (August-September) enthält die folgende bemerkenswerte Korrespondenz aus Bukarest:

„Der Antisemitismus fährt hierzulande, seitdem die Konservativen ans Ruder gekommen sind, wieder mit vollen Segeln. Unsere Glaubensgenossen fragen sich, ob nicht das Regiment der sogenannten Liberalen dem gegenwärtigen vorzuziehen. Man hatte sich hier und da der Hoffnung hingegeben, daß das Beispiel Rußlands, das die Lösung der Judenfrage wenigstens in Angriff nimmt und die Juden zur Wahlurne zuläßt, auf die Rumänen Eindruck machen und ihr Gewissen rühren würde. Bisher ist davon nichts zu merken. Niemals hat die Presse des Landes eine so brutale Gehässigkeit gezeigt wie gerade in diesen Tagen. Einige Bezirkspräsidenten gehen in ihren Willkürmaßregeln soweit und die Regierung beweist sich ihnen gegenüber so schwach, daß man an die häßlichsten Vorgänge aus der Verwaltung des Herrn Sturdza erinnert wird.

Zur Stunde muß Herrn Vasescu, dem Präfekten des Departements Botosani, der Rekord der Verfolgungen zugesprochen werden. Er sieht seine Aufgabe darin, die Juden seines Bezirks durch unsinnige Maßnahmen aufs äußerste zu quälen, und hat sich vorgenommen, auch diejenigen Juden, die seit Jahren die kleinen Städte und Dörfer bewohnen, in der Stadt Botosani einzupferchen, um sie direkt im Griffe zu haben. In mißbräuchlicher Auslegung des Landesgemeindengesetzes fordert dieser Präfekt-Satrap, daß alle, welche die vom Gesetz geforderten Aufenthaltszeugnisse unter großen Mühen und Kosten bereits erlangt haben, sie noch einmal nachsuchen. In seiner Eigenschaft als Präfekt hat er die von den Gemeinderäten ausgestellten Zeugnisse annulliert und treibt die Unglücklichen, die sich schon seit Jahren im Besitz einer Art von Bürgerrecht dünkten, mitleidslos ohne Verzug hinaus.

Noch unbegreiflicher ist, daß Herr Vasescu seine Ausweisungsedikte nicht nur an die kleinen Händler in den Städten, sondern auch zu Dutzenden an die Großpächter auf dem Lande gerichtet hat, an Leute wie Fischer, Costiner, Juster, Bermann, Gutmann, Krasuffelsky und hundert andere, deren Kulturen in der nördlichen Moldau mehrere Millionen Francs repräsentieren. Er verweigert ferner auch den angesehensten Juden von Botosani, die sich ins Ausland begeben wollen, die Pässe. So wurde letztens dem reichen, achtzigjährigen Schneyer der Reisepaß verweigert, weil er keinen Ausweis darüber vorgelegt habe, daß er dem Militärgesetz genügt hätte! Aber es ist unmöglich, alle Aeußerungen eines überspannten Machtbewußtseins aufzuzählen, durch die sich Herr Vasescu seit dem Regierungsantritt seiner Freunde hervorgetan hat. Auf Bitten mehrerer Glaubensgenossen, die ich in Botosani sprach, teile ich nur noch folgende Tatsachen mit:

1. Herr S. Brief, aus Costesti, hatte das Recht zum Aufenthalt in dieser Gemeinde von der Zentralverwaltung selbst erlangt. Der Präfekt Vasescu annulliert diese Erlaubnis entgegen dem Geist und dem Buchstaben des Gesetzes, das allein dem Richter Vollmacht hierzu gibt.

2. Eine Witwe, seit 40 Jahren Einwohnerin des Dorfes Ostopceni-Ciura (Jijia), wurde brutal hinausgetrieben trotz guten Führungszeugnisses der Ortsbehörde.

3. Pincu Cohen, aus Cerun, erhielt einen Ausweisungsbefehl durch die Bezirksbehörde, nachdem er von Herrn Juretz, dem Gehilfen des Bürgermeisters, barbarisch mißhandelt worden war. Cohen liegt seit einigen Tagen im Hospital, für sein Aufkommen ist wenig Hoffnung.

4. Alle Juden, die auf den Gütern der Bojaren in welcher Eigenschaft immer angestellt sind, müssen ihre Wohnsitze aufgeben, sofern sie nicht einen neuen Aufenthaltsschein beibringen; dieser wird ihnen jedoch wohlgemerkt unter den nichtigsten Gründen verweigert. So ging es selbst dem bevollmächtigten Administrator des Großpächters Costiner. Der Maire, der von dem Präfekten Vasescu gewonnen war, beantragte die Ablehnung seines Gesuches. Dennoch stimmte der Gemeinderat für Genehmigung aus Achtung für Costiner, der nicht nur beträchtliche Steuern zahlt, sondern auch als Wohltäter weit bekannt ist. Vasescu annullierte nichtsdestoweniger diese Entscheidung unter dem Vorwande, daß der Petent den Besitz eines Kapitals von 1000 Frcs. nicht nachgewiesen habe.

5. Die Zahl der jüdischen Familien, die gegenwärtig Ausweisungsbefehle erhalten haben, beläuft sich auf 283.

Im Departement Dorohoi haben die Behörden besonders die armen Juden aufs Korn genommen, die auf den Gütern des ehemaligen liberalen Präfekten Pilat angestellt sind. Auch Herr Pilat ist während seiner Amtsführung mit den Juden nicht sehr zart umgesprungen. Die Zeitungen verzeichnen folgende Drohung Pilats, die er an die Adresse der Konservativen gerichtet hat: Heute verjagt Ihr meine Juden, morgen verjage ich die eurigen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 45. Berlin, 8. November 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Schriftstellerstolz.

Herr Professor Adolf Bartels wendet neuerdings seine erzieherische Tätigkeit mit besonderem Nachdruck dem Stande zu, dem er selbst angehört: Dem Stande der deutschen Schriftsteller. Es versteht sich von selbst, daß er damit nur seine Kollegen arischen Geblüts gemeint wissen will. Diesen Männern der Feder nun nimmt es der neue praeceptor Germaniae sehr übel, daß sie in der Auswahl der Blätter, für die sie arbeiten, nicht wählerischer sind, deutlicher ausgedrückt: daß sie für „Judenblätter" schreiben.

„Es gibt ja Judenblätter", meint Herr Bartels in einem „Schriftstellerstolz" betitelten Leitartikel der „Deutschen Welt" (Nr. 6 vom 5. November), „die relativ anständig sind — der Sensation dienen freilich alle —, ja, es gibt solche, die vornehm sein wollen, trotzdem soll ein deutscher Schriftsteller nicht für Judenblätter schreiben, auch nicht und erst recht nicht für verkappte. Wir wollen einmal die Bestrebungen des Judentums den unsrigen völlig gleich achten, annehmen, daß sie durchaus berechtigt seien; es sind aber doch immer die Bestrebungen einer anderen Rasse, und so kann ich als Deutscher nicht mit ihnen gehen, der Tag der Kollisionen und Konflikte ist unausbleiblich, und ich muß mich als Deutscher verleugnen, wenn ich mit Juden auskommen will. In Wirklichkeit stehen ja nun die Dinge freilich so, daß das Judentum aus Herrschsucht der natürliche Feind aller unserer nationalen Bestrebungen ist, dies aber geschickt zu verschleiern sucht, und so kann die Mitarbeiterschaft an Judenblättern geradezu etwas wie Volksverrat sein, selbst wenn der betreffende Schriftsteller scheinbar national ganz gleichgültige Themata behandelt, denn man wird ihn jederzeit als Philosemiten den sogenannten Antisemiten gegenüber ausspielen, er verstärkt das Gewicht des fremden Volkstums in dem eigenen. Diese Ansichten wird man natürlich als Beschränktheit ausschreien, sie sind aber natürlich und logisch, die deutsche Schriftstellerschaft kommt auch um die offene Stellungnahme zum Judentum nicht mehr herum, und man wird bald allgemein der Ansicht beipflichten, daß reinliche Scheidung das beste ist. Judenblätter mögen immerhin existieren, wir werden sie nicht blos zu unserm Vergnügen, sondern auch zu Zwecken der Selbsterkenntnis lesen, aber sie sollen nur von Juden geschrieben sein. Die deutschen Schriftsteller müssen lernen, daß hier Standesstolz und Nationalstolz dasselbe sind".

Wir fürchten, die deutschen Schriftsteller werden es beim besten Willen nicht ganz leicht haben, dem Aufruf des antisemitischen Cato von Weimar zu folgen. Denn leider hat es Herr Bartels mit der Klarheit, die ihn bei derartigen Auslassungen stets auszeichnet, ungesagt gelassen, *welche* Blätter man als „Judenblätter" in Verruf erklärt. Sind Judenblätter solche, deren Verleger und Besitzer Juden sind? Oder solche mit jüdischen Chefredakteuren? Oder solche, zu deren Redaktionsstab Juden gehören? Oder Blätter mit jüdischen Abonnenten? Oder alle Blätter, die nicht antisemitisch sind? — Herr Bartels hütet sich wohl, auf solche Fragen eine präzise Antwort zu geben, er findet es sicherer und bequemer, in trüben Verallgemeinerungen zu fischen, mit denen sich ebensowenig beweisen als widerlegen läßt. Ganz in diesem Stile fügt er an das widerwillige Zugeständnis, daß es auch „relativ anständige" Judenblätter gebe, gleich die Bemerkung an: „Der Sensation dienen sie freilich alle" — einer jener ganz ungreifbaren Gemeinplätze, in deren Formulierung speziell Herr Bartels von jeher Meister war. Er weiß auch wieder einmal ganz genau, daß „das Judentum aus Herrschsucht der natürliche Feind aller unserer nationalen Bestrebungen ist," ohne für diese Hunderttausende deutscher Staatsbürger in Bausch und Bogen der Vaterlandslosigkeit und hochverräterischer Gesinnung bezichtigende Behauptung auch nur den Schatten eines Beweises für nötig zu halten. Von dieser Basilio-Methode der summarischen Massenverleumdung könnte mancher polnische Hetzkaplan noch etwas lernen.

Wir haben das menschenfreundliche System, nach dem Herr Bartels die „Judenfrage" gelöst wissen möchte, schon einmal hier beleuchtet, als wir ihm die grobe Unwahrheit seiner Behauptung von den viel zu vielen jüdischen Literaturprofessoren an unwiderleglichem Zahlenmaterial nachwiesen. Wir haben ihm ein anderes Mal die ebenso skrupellos in Umlauf gesetzte Lüge angekreidet, daß fast alle größeren Zeitungen sich in jüdischen Händen befänden, und den Gegenbeweis angetreten. Herr Bartels aber — wohl um an sich selbst zu illustrieren, daß man als Schriftsteller von Beruf „bisweilen etwas schreiben muß, was unser im Grunde nicht ganz würdig ist" — fährt munter fort, die unbewiesensten Dinge als feststehende Voraussetzungen zu benutzen, ein Verfahren, auf das die urteilslose Mehrheit der Zeitungsleser natürlich blindgläubig hereinfällt. Das System Bartels, wie wir es früher schon kennzeichneten, nennt sich anscheinend harmlos „reinliche Scheidung". Das heißt: verbrannt soll der Jude nicht mehr werden, wie es der dicke, rote, freundliche Patriarch von Jerusalem in Lessings „Nathan" verlangt, nicht einmal verbannt — Gott behüte, das einmal erlassene Toleranzedikt der Judenemanzipation will man durchaus nicht anfechten. Nur

rücksichtsloser **Boykott** heißt das edle Prinzip, für das Herr Bartels immer wieder die Feder wetzt. Mit keinem Juden verkehren, bei keinem Juden kaufen, kein „Judenblatt“ halten und für keines etwas schreiben — mit einem Wort: reinliche Scheidung.

Wir halten Herrn Bartels nicht für kurzsichtig genug, um anzunehmen, er könne sich über die letzten Konsequenzen seines Systems in Unklarheit befinden: darüber nämlich, daß, wenn die Allgemeinheit seine weisen Ratschläge in die Praxis übertrüge, dies den allmählichen moralischen, geistigen und wirtschaftlichen Ruin einer halben Million deutscher Juden bedeuten würde. Er weiß sehr wohl, daß eine solche „reinliche Scheidung“ schon zwischen Polen oder Elsässern und Deutschen, wo sie erstrebt wird, zu den gehässigsten und gespanntesten Zuständen bürgerlichen Unfriedens führt. Er weiß auch vermutlich, daß seine Theorie immer nur auf einen begrenzten Anhängerkreis zu rechnen hat und niemals das von ihm erstrebte Ziel erreichen kann, weil der Gerechtigkeitssinn und die Friedensliebe der gebildeten Mehrheit für die summarische Verrufserklärung und wirtschaftliche Erdrosselung ihrer jüdischen Mitbürger nicht zu gewinnen ist. Er weiß alles, aber er kann sich das Vergnügen nicht versagen, immer von neuem seine publizistischen Scheiterhäufchen anzuzünden und im täuschenden Brustton objektivster Sachlichkeit zum Haberfeldtreiben gegen Juden und Judengenossen aufzureizen.

Wenn Herr Bartels diesmal zur Abwechslung an den „Schriftstellerstolz“ seiner arischen und literarischen Kollegen appelliert, um sie aufzufordern, nicht mehr für „Judenblätter“ zu schreiben, so wird ihm die betrübende Erfahrung nicht erspart bleiben, daß die deutschen Schriftsteller auch ohne seine Mentorschaft ziemlich genau wissen, für welche Blätter sie schreiben wollen und für welche nicht. Und er könnte sich leicht aus diesen Kreisen die wohlverdiente Belehrung zuziehen, daß **der** Stolz, den er hierbei verlangt, mit einer anderen, weniger geschätzten Eigenschaft auf ein und demselben Holz zu wachsen pflegt. . . .

Antisemitische Wahlmache in Eisenach.

Man schreibt uns aus Eisenach:

Mit einer reklamehaften Mache, die alles bisher auf diesem Gebiet Dagewesene in den Schatten stellt, traten die Antisemiten in der Wahlbewegung zur Ersatzwahl im Wahlkreise Eisenach-Dermbach auf. Wenn dieser Artikel im Druck erscheint, ist die Wahl, die am Dienstag, den 7. November, stattgefunden hat, bereits, wenigstens für den ersten Wahlgang, entschieden. Es ist das erste Mal, daß die Wartburgstadt Eisenach im Zeichen eines **rein antisemitischen Wahlkampfes** gestanden hat, den in erster Linie der Freisinn, allen voran der freisinnige Kandidat Redakteur Kühner und dessen Organ, die „Eisenacher Tagespost“ hat ausfechten müssen.

Die Antisemiten behaupten in schwindelhafter Weise, daß sie den „Mittelstand retten,“ die „schaffenden Stände heben“ wollen. Sie haben sich zu ihrer Wahlmache mit dem Bund der preußischen Junker, dem Grafen- und Baronenbund, verbrüdert und haben einen Hamburger Antisemiten, der von Anfang Mitglied dieses Bundes der Lebensmittelverteurer ist, zum Kandidaten erkoren.

Es dürfte sich lohnen, angesichts des kostspieligen Apparates, den Antisemiten und Bündler für die Erreichung ihrer im Grunde genommen volks- und mittelstandsfeindlichen Ziele in Bewegung setzen, der Eisenacher Antisemitenhetze ins Gesicht zu leuchten.

Die antisemitische **Versammlungsmache** in Eisenach hat in weitesten Kreisen Verurteilung gefunden und abstoßend gewirkt. Die ganze Unwahrhaftigkeit der Veranstaltungen und die ans Kindliche heranreichende Reklame, die zu diesem Zweck ins Publikum geworfen wurde, haben je länger je mehr die meisten Schichten der Eisenacher Bevölkerung unangenehm berührt und gar aiele, die anfangs über die unverfrorene Agitation verblüfft waren, die Augen geöffnet. Wenn da ein Häuflein Konservativer, Bündler und Antisemiten, die durch besondere Karten eingeladen waren im „Thüringer Hof“ in Eisenach in einem 90 Personen fassenden kleinen Saale versammelt waren, so verbreitete alsbald die antisemitisch-bündlerische Wahlzeitung mit großem Fettdruck das Märchen: „Einmütige, große Vertrauenskundgebung für die vereinigte nationale (!) Kandidatur“. Und wenn sich dann ein ähnliches Konventikel, wiederum durch Karten geladen, um den Hamburger Antisemiten und Bündler Schack versammelte, wurde wiederum lärmend verkündet: „Erneute große Kundgebung für unseren Kandidaten“. Diese kleinen, herzlich bedeutungslosen Zusammenkünfte haben die antisemitischen Wahlmacher schießlich zu einem ganz besonderen System ausgebeutet. Die Herren Schack, Hennigsen, Raab, Lattmann, Liebermann v. Sonnenberg und Genossen glaubten, da sie offen, d. h. in Volksversammlungen nicht zum Ziele gelangten, dadurch, daß sie **einzelne Stände auseinanderrissen** und gegen einander ausspielten, auf Umwegen das zu erreichen, was ihnen offen nicht gelingen wollte. Und so wurden von den Antisemiten die einzelnen Berufsschichten durch Einladungskarten zu Versammlungen gebeten. Einmal hatte man einer Anzahl Kaufleute, **selbst jüdischen Geschäftsleuten**, Karten zugesandt, die aber in der großen Mehrzahl mit der Antisemiterei nichts zu tun haben wollten und zu Hause blieben. Es ist leicht erklärlich, daß diese Einladungskarten, die massenhaft versandt wurden, vielfach in andere Hände übergingen, und so war oft der kleine Saal zu dreiviertel von Sozialdemokraten gefüllt, die nun von Herrn Schack das einzige Thema hörten, das der Antisemit beherrscht: Die „**Warenhausfrage**“. Was will nun der Antisemit Schack im Eisenacher Wahlkreise eigentlich? Er glaubte hier die Hamburger Verhältnisse auf Eisenach übertragen zu können. Gerade seine Stellung zu den Fragen, die den Mittelstand angehen, hat bewiesen, daß er von den Verhältnissen im weimarischen Land keine Ahnung hat, was ihm auch von allen Seiten bestätigt wurde. In der Diskussion waren die Antisemiten stets derart **ausfallend**, daß eine vernünftige Aussprache mit ihnen nicht mehr möglich war. Zwei Versammlungen wurden daher von dem überwachenden Polizeiassistenten aufgelöst. Wir meinen, die Versammlungsmache der Antisemiten richtet sich durch den Verlauf ihrer Versammlungen von selbst.

Bodenständig sind die Antisemiten weder am Fuße der Wartburg, noch an der Werra, noch auf der Rhön. Da aber ein Mangel an Führern im Lager der Heerscharen Pücklers und Ahlwardts noch nie gewesen ist, so drängen sie sich einfach der Wählerschaft eines Wahlkreises, insbesondere bei Nachwahlen auf. Es macht ihnen nichts aus, daß sie am Orte selbst noch nicht einmal die paar Eingesessenen zur Konstituierung des Wahlausschusses zusammenbringen, sie bringen sich, wie jetzt in Eisenach, den ganzen Apparat zur Wahl aus **Hamburg** mit. Im Eisenacher Wahlkampfe waren denn auch, außer dem Patriarchen der Partei, **Liebermann von Sonnenberg** und den beiden Reichstagsabgg. **Lattmann** und **Raab** die Herren **Schack**, **Hennigsen**, **Kettenbeil**, **Döring** und weitere vier Herren, **sämtlich aus Hamburg** agitatorisch tätig. Der ganze Wahlbetrieb der Hamburger Herren, die in der **Mehrzahl** dem **deutschnationalen Handlungsgehilfenverband angehören**, ist denn auch weiter nichts wie ein **Hausierhandel** und **Stimmenbettel**

von Erwerbsgruppe zu Erwerbsgruppe. Der Antisemitismus ist und bleibt der Sozialismus der Dummen. Die Antisemiten wollen die absoluten, sich aus der wirtschaftlichen Entwickelung ergebenden Gesetze umstoßen, um Personen totzuschlagen, die nicht getauft sind. Das hat ihr Kampf gegen die Warenhäuser in Eisenach gezeigt, in dem sie ihre Agitationsbroschüre „Im Paradies der Damen" verbreiteten. Der freisinnige Reichstagsabgeordnete Kopsch sagte in einer Rede, die er in einer öffentlichen Wählerversammlung in Eisenach am 4. November d. Js. gehalten: „Das Treiben der Antisemiten gegen die Warenhäuser kann man nur mit folgendem gutem Rat quittieren. Wenn diese Politik nicht mehr zieht, dann empfehle ich den Herren, sich nach einer Stellung in Warenhäusern umzutun. Denn was die Herren in ihren Flugblättern und Reden an Reklame leisten, das geht noch über die „Goldene 110" in Berlin, und wenn ihre Politik nicht mehr geht, dann finden sie vielleicht ein Unterkommen im „Paradies der Damen".

Um aber aus dem antisemitischen Hetzsumpf einige Kostproben zu geben, sei zum Schluß auszugsweise eine „Blüten"lese aus ihrer letzten Versammlung vor der Wahl in Eisenach hier wiedergegeben.

Liebermann von Sonnenberg sagte: Die Judengefahr in Thüringen schreie geradezu nach Ausnahmegesetzen. Aber die Solidarität der Sozialdemokratie mit dem Judentum verhindern diese. Jeder neue Antisemit im Reichstage sei ein Schritt vorwärts auf dem Wege, die Juden zu erdrosseln. Die Juden wollten die Christen zu Sklaven machen. Das internationale Judentum schlage alle Völker in goldene Ketten. Alle Völker zahlten der goldenen jüdischen Internationale Tribut durch die Steuergroschen ihrer Bürger. Die Kaliindustrie im Eisenacher Oberlande sei von Judengroschen künstlich erzeugt. Deshalb müsse der politische Antisemitismus Gemeingut aller Thüringer und aller Parteien werden, wie es der gesellschaftliche Antisemitismus schon jetzt sei. Das bezeichnete Liebermann von Sonnenberg als die Ziele einer „nationalen" Partei! — In noch brutalerer Weise hetzte der Kandidat der Antisemiten Schack gegen die Juden. Für die Juden dürfe es kein gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht geben. Die Juden seien, das habe man in Rußland gesehen, die wahren Revolutionäre, deshalb müßten sie von jedem Deutschen bekämpft werden.

In Hamburg, wo Herr Schack Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft ist, haben es die Antisemiten bei den Reichstagswahlen auf 3000 von insgesamt abgegebenen 193000 Stimmen gebracht. Daher hat die „Wirtschaftliche Vereinigung", zu der auch die Antisemiten im Reichstage gehören, den armen Hamburger Antisemiten den Eisenacher Wahlkreis zur Wühlarbeit übergeben. Die Empörung in ganz Thüringen ist groß und dürfte die bürgerlichen Parteien zum Kampfe gegen den Antisemitismus enger aneinanderschweißen.

Eine Wartburgstimme.

* * *

Nach den bei Schluß der Redaktion eingetroffenen Meldungen über den Ausgang der Wahl kommt der antisemitische Kandidat in die Stichwahl mit dem sozialdemokratischen. Wir nehmen als selbstverständlich an, daß unsere Freunde im Wahlkreise **alles aufbieten werden, um den Antisemiten zu Falle zu bringen.**

Die Revolution und die Judenmetzeleien in Rußland.

Nicht die Sonne, sondern das düsterrote Feuer, das sich von einem Ende des Reiches bis zum anderen, von Finland bis zum Kaukasus, über Rußland mit furchtbarer Zerstörungswut hinwälzt, hat es an den Tag gebracht, was alle, die sehen können und wollen, längst gewußt haben, was aber jetzt den Blödesten überzeugen muß, daß nämlich die Judenmetzeleien von oben, von russischen Gewalthabern, arrangiert werden. Es wäre natürlich nicht im Geringsten zu verwundern, wenn in dem allgemeinen Tohuwabohu, das zur Zeit in Rußland herrscht, auch Juden schwer zu leiden hätten, wenn auch sie beraubt würden und in mehr oder minder großer Zahl ihr Leben einbüßten. Aber in dieser hochernsten und für das ganze russische Volk hochwichtigen Zeit, in der es sich um Sein oder Nichtsein der Dynastie, um Freiheit oder Sklaverei der ganzen Bevölkerung des Riesenreiches handelt, hat man Zeit und Sinn für aparte Judenmetzeleien. Allenfalls wäre noch zu verstehen, daß in den durch frühere Ereignisse berüchtigten antisemitisch besonders stark infizierten Orten ein Teil des Pöbels sich besonders die Juden als Opfer ausersehen hätte. Aber zu ungefähr gleicher Zeit, fast an demselben Tage, begannen in mehr denn fünfzig weit auseinanderliegenden Städten, zwischen welchen infolge des Eisenbahnstreiks und der Störung des telegraphischen Betriebes entweder gar keine oder doch nur eine sehr schwache Verbindung bestand, wie auf Kommando die schrecklichsten Judenverfolgungen. Etwas so selbstverständliches sind selbst in Rußland, auch dort wo die Macht der Finsternis am größten ist, Judenverfolgungen zumal in solchem Maßstabe doch nicht. In Odessa, Kischinew, Kiew, Minsk, Wilna und zahlreichen anderen Städten waren mit einem Male Judenberaubung und Judenmassacre die Losung des Pöbels. Und aus allen Städten fast wurde berichtet, diese Greuel seien vor sich gegangen, ohne daß Polizei und Militär einschritten, ja daß diese sogar die Ausschreitungen begünstigten. Aber noch mehr; in sehr vielen Orten wurden unter den Toten und Verwundeten verkleidete Polizisten gefunden. Wie allen Verbrechern ist es auch der löblichen Polizei und der chevaleresken Soldateska ergangen. Es ist bekannt, daß die Verbrecher auch bei den mit größtem Raffinement geplanten Verbrechen stets irgend eine Kleinigkeit übersehen, was häufig zu ihrer Entdeckung führt. Die Herrschaften in Rußland hatten nicht daran gedacht, daß auch verkleidete Polizisten getötet und verwundet werden könnten und dann natürlich erkannt werden würden. In Warschau hatte die Regierung eine Judenhetze zu arrangieren gesucht und bei Trödlern Tausende von Kleidungsstücken zum Verkleiden von Polizisten und Pöbel gekauft, aber angesichts der entschlossenen Haltung aller Parteien, angesichts der Abwehrvorbereitungen der durch die Zeitungen gewarnten Juden ist sie von dem Vorhaben zurückgeschreckt. Einige agents provocateurs haben dabei trotzdem ihr Leben eingebüßt. Die Hoffnung der „Kreuzztg.", daß die Mitwirkung der Beamtenschaft schwer zu beweisen sein werde, ist demnach hinfällig.

Die meisten dieser Meldungen über das Verhalten der Regierung bezw. Polizei und Militärverwaltung sind von seltener Uebereinstimmung, obgleich sie aus den verschiedensten Orten an die verschiedensten Zeitungen in den verschiedensten Ländern gerichtet sind. Sogar die offiziöse Telegraphenagentur hat sie nicht immer übergehen können. Die „Londoner Times" sagt: Die Schlächtereien in Odessa übertreffen die vor Jahren von den Türken an den Armeniern begangenen Greuel. Im „Daily Telegraph" heißt es: Die Bluttaten in den russischen Städten stellen die Bartholomäusnacht und die Pariser Schreckensherrschaft in den Schatten. Dazu möchten wir nur bemerken, daß die Bartholomäusnacht lange

her ist, d. h. zu einer Zeit stattgefunden hat, da man von Humanität noch wenig wußte, daß die Pariser Schreckensherrschaft sich doch in der Hauptsache auf Paris beschränkte und daß die Türken Mohamedaner und nicht Christen sind. In Rußland wird diese Mordwirtschaft im zwanzigsten Jahrhundert von christlichen Hütern der Ordnung geduldet, gefördert, inszeniert und im allergrößten Maßstabe durchgeführt. Und nun kommt das Erstaunlichste, das Unheimlichste, das Unwürdigste, und das haben wir bei den deutschen Antisemiten, bei denjenigen der „Kreuzztg." und denjenigen der sich jetzt arisch geberdenden „Staatsbürgerztg." zu suchen.

Die „Staatsbürgerztg." spricht von Judenverfolgungen in Anführungszeichen. Die haarsträubenden Metzeleien, über die Kannibalen erröten würden, scheinen ihr nur Neckereien zu sein, die man sich einer „inferioren Rasse" gegenüber schon erlauben dürfe, auch wenn man zum allerniedrigsten und vertiertesten Pöbel gehört. „Diese „Judenverfolgungen", schreibt sie, sind dahin zu verstehen, daß das zur Besinnung gekommene am Zaren hängende Volk sich gegen seine Verführer auflehnt." Am folgenden Tage ist sie noch deutlicher und findet, daß die Bewegung sich naturgemäß gegen die Kreise, die den Aufruhr zum größten Teil in Scene gesetzt haben, gegen die Juden, richtet. Sie macht Witte den Vorwurf, daß er nicht früher gegen die Juden vorgegangen sei, und sie bezeichnet die jetzige Bewegung gegen die Juden als eine Revolution des zur Vernunft gekommenen national-russischen Volkes gegen seine Verführer.

Also natürlich und vernünftig ist nach dem arisch-antisemitischen Blatte das, was eine Welt verabscheut. Dabei vergißt das Blatt, daß der national-russische, am Zaren hängende Pöbel auch ebenso die Intelligenz bekämpft und bei der Blutarbeit keinen Unterschied macht zwischen Juden und Studenten.

Zur Ehre der „Staatsbürgerztg." muß bemerkt werden, daß sie zu ihrer Roheit sich erst ermutigt gefühlt hat, nachdem ihr die „Kreuzztg.", das Organ des preußischen Junkertums, mit ähnlicher Weisheit vorangegangen ist. „Wenn sich eine Gegenrevolution erhebt", schreibt die „Kreuzztg." in ihrer letzten Sonntagsnummer, „hat sie etwa keinen Anlaß, in den Juden die Führer der Revolution, also der das Land ruinierenden Streiks, Straßenkämpfe und Bombenattentate zu erblicken und sie in erster Linie zur Verantwortung zu ziehen?"

Den Beweis, daß die Juden alles das verschuldet haben, was in letzter Zeit von einem Ende bis zum andern in dem russischen Riesenreiche vorgegangen ist, bleibt sie ebenso schuldig, wie die „Staatsbürgerztg." Hätten die Juden eine so gewaltige Macht, notabene die armen, die gedrückten, die eingepferchten Juden in Rußland, so ungeheuerliches zu vollbringen, dann wäre es fast staatsmännische Weisheit, mit einer Macht, die ein so kolossales Reich in allen seinen Grundfesten erschüttern kann, sich aufs engste zu befreunden, wie die staatsmännische Weisheit Englands sich schleunigst mit der Macht befreundet hat, die das verhältnismäßig leichtere, die Niederwerfung der russischen Militär- und Seemacht, zu Wege gebracht hat. Aber die Juden besitzen diese Macht nicht. Die Bewegung, die von Finland bis zum Kaukasus sich erstreckt und die ganze russische „Intelligenz" ergriffen hat, ist erklärlich genug auch ohne die „jüdische Anführerschaft". Daß die Juden als unter den russischen Völkerschaften die gequälteste, an der Bewegung lebhaften Anteil genommen haben, ist nur natürlich. Sie verdienten kein besseres als ihr bisheriges Schicksal, wenn sie, wo alles haßte, nicht mitgehaßt hätten, wenn sie, wo Professoren, Dichter, Fürsten und Völker sich gegen den unerträglichen Druck und das empörende Willkürregiment auflehnten, sich nicht mit aufgelehnt und mit Wort und Tat für ihre Befreiung mitgewirkt hätten. Sie vor allen mußten sogar mit Partei ergreifen in dem Streit, der zwischen Volk und Willkürherrschaft sich entsponnen hat.

Die „Kreuzztg." behauptet, das Mißtrauen gegen Witte stamme zum großen Teil aus seiner engen Verbindung mit dem Judentume. Aber gerade die Juden haben bisher Witte am meisten mißtraut. In Amerika haben die Juden, wie die Leser unserer amerikanischen Briefe wissen, es den jüdischen Notabeln nicht wenig übel genommen, daß sie Witte um Vermittlung angegangen waren. Sie hatten sogar öffentlich dagegen demonstriert. Von Witte kann höchstens gesagt werden, daß er als ein kluger Mann die Dinge richtig beurteilt und vielleicht gegen seine Neigung den Juden Gerechtigkeit jetzt widerfahren lassen will, weil er es für das klügste und beste hält.

Die „Kreuzztg." vergißt auch ganz und gar, daß sie Stellung nimmt gegen die offizielle Regierung, gegen den Kaiser Rußlands, denn, die jetzt die Judenhetze in Rußland veranstalten, sind ja die eigentlichen Revolutionäre, die nicht tun, was ihnen der vom Zaren ernannte Ministerpräsident Witte befiehlt. Witte verabscheut ja, wie er an den amerikanischen Bankier Jakob Schiff telegraphiert hat, die Judenhetzen, und er klagt, daß er den Lokalbehörden gegenüber machtlos sei. Die „Kreuzztg." kann also als das Organ der jetzigen russischen Rebellen betrachtet werden; so weit hat sie ihr Antisemitismus heruntergebracht.

Der Straßenpöbel, der in Moskau, Odessa, Kiew, Riga, Minsk, Kischinew sengt, raubt und mordet, ist verständlich; that is the nature of the animal. Zudem wird er behördlich bezahlt, verkleidet, belohnt. Selbst die rebellierenden und die Schlächtereien veranstaltenden Behörden lassen sich begreifen. Sie wollen die Macht, die sie bis dahin gehabt, und die sie so vortrefflich für ihre Tasche zu benutzen verstanden haben, nicht ohne Kampf niederlegen. Sie mögen hoffen, auf diese Weise schließlich doch noch ihre Macht und ihre unlauteren Einnahmequellen zu behaupten, und im schlimmsten Falle hat die Judenschaft gezittert, als das Willkürregiment bestand, dann soll sie auch zittern, wenn es untergeht. Aehnliches läßt Körner im „Zriny" zwar einen türkischen Sultan sprechen, aber die modernen russischen Paschas stehen den grausamsten Türken der Vergangenheit in nichts nach. Daß jedoch gänzlich unbeteiligte, an politischen Blättern in der deutschen Reichshauptstadt schreibende menschliche Wesen, daß die Redaktion des für die Aristokratie Preußens bestimmten Organs Sympathien mit den entsetzlichen Judenschlächtereien in Rußland zu äußern wagen darf, ohne befürchten zu müssen, daß jeder Leser mit einem „Pfui Teufel" das Blatt zurückschickt, das ist das traurigste.

Der „Verband der deutschen Juden" und die Antisemiten.

Anläßlich der Verhandlungen in der ersten Hauptversammlung des „Verbandes der deutschen Juden" läßt die „Kreuzztg." in ihrer diesswöchigen Uebersicht über die innere Politik ihr ausnehmend trübes Licht leuchten. Sie wirft den Juden vor, was man ihnen in der Regel nicht vorzuwerfen pflegt, daß sie schwer begriffen, und daß auch die gedachte Versammlung „so wenig Verständnis" für die „Judenfrage" an den Tag gelegt habe. Aber die „Kreuzztg." ist selbst ganz unglaublich schwer von Begriffen. So spricht sie noch heute davon, daß die Juden „ein Gastvolk" seien, das dankbar „als freiwillige Vergünstigung hinzunehmen habe, was ihm das Wirtsvolk an staatsbürgerlichen Rechten zukommen lasse", und das „taktlos" handle, „wenn es auf solche Rechte und alle ihre Konsequenzen poche."

Zunächst vergißt die „Kreuzztg.", daß die Juden, nachdem ihnen die Verfassung Gleichberechtigung gewährt hat, nicht mehr Gäste, sondern deutsche Vollbürger sind, die, wie sie alle Pflichten deutscher Bürger erfüllen müssen und zu erfüllen bereit sind, auch alle Rechte als Bürger beanspruchen dürfen und überall als cives Germani dem Auslande gegenüber verteidigt werden müssen.

Zur Begründung ihres Standpunkts sagt die „Kreuzztg.": „Es gibt für die Juden nur zwei Möglichkeiten: entweder Aufgehen in dem Volke, bei dem sie Gäste sind, oder Behauptung als Volk im Volke. Nun macht sie einen kühnen Luftsprung und behauptet, der „Verband der deutschen Juden" wolle das letztere. In Wirklichkeit beweist fast jede einzige der dort gehaltenen Reden das Gegenteil dieser Behauptung der „Kreuzztg."

Im Uebrigen möchten wir die „Kreuzztg." fragen, was sie unter „Aufgehen im Volke" versteht. Die Polen sind nicht nur nicht im deutschen Volke aufgegangen, sie schwören hoch und teuer, daß sie es nicht, daß sie es nie wollen, ja sie bekämpfen das deutsche Volk und sind nach den Erklärungen der Regierung und zahlreicher Gesinnungsgenossen der „Kreuzztg." eine ernste Gefahr für das Deutschtum. Dennoch, und obwohl die Polen auch nicht zur herrschenden Richtung gehören, werden Polen Offiziere, Beamte usw. Die Juden, die nicht die Deutschen bekämpfen, die niemals eine Gefahr für das Deutschtum werden könnten, auch wenn sie es wollten, die im Gegenteil fortwährend durch alle ihre Vertreter versichern, daß sie Deutsche sind und bleiben wollen, sollen nach dem Herzenswunsch der „Kreuzztg." nicht das geringste Amt erhalten, sollen trotz der bürgerlichen Gleichstellung sich mit etwa ihnen hingeworfenen Brocken begnügen.

Wie sollen wir diesen Widerspruch erklären? Wie sollen wir ferner erklären, daß wir in Deutschland wünschen, daß die Deutschen im Auslande möglichst lange als Deutsche sprechen, fühlen und denken und doch gute Bürger des Landes sein sollen, in dem sie wohnen und nationalisiert worden sind? Die Engländer, Schotten, Irländer, Walliser sind so wenig in einander aufgegangen trotz ihrer mehrhundertjährigen Gemeinschaft, daß alle von einander in Sitten, Gewohnheiten, Sprache, Charakterzügen sich leicht unterscheiden lassen und unterschieden werden. Dennoch hat das nicht verhindert, daß selbst die Iren, die in gewisser Weise die Polen des Inselreichs genannt werden können, zu den höchsten Aemtern in England gelangen können.

Es ist eben durchaus und überall möglich, gewisse historische Ueberlieferungen zu pflegen und bewußt und unbewußt eine gewisse Geschlossenheit zu behalten und dabei dennoch dem gemeinsamen Vaterlande, dessen Bürger man ist, dessen Wohltaten man genießt, mit Leib und Seele anzugehören.

Alsdann noch eine Bemerkung zu der „Taktfrage". Wir meinen, es sei nicht minder taktlos, an ein einmal gewährtes Recht fortwährend zu erinnern, es sei sogar ehrlos, ein feierliches Versprechen nicht zu halten, wir meinen, daß dagegen die „Taktlosigkeit" dessen, der notgedrungen an sein gutes Recht erinnert, weil er sich nicht bewußt ist, es irgendwie verwirkt zu haben, und die von ihm geforderten Gegenleistungen fortwährend pflichtschuldigst leistet, gar nicht in Betracht kommen kann, wenn unter den obwaltenden Umständen überhaupt von einer Taktlosigkeit die Rede sein kann. Die „Kreuzztg." befindet sich mit ihrer Auffassung in einem Irrtum, der meist auf die Dauer verderblicher wird für diejenigen, die irren, als für die, gegen die geirrt wird. Der Takt hindert uns, uns noch näher darüber auszulassen, aber die grands seigneurs haben zu allen Zeiten diesen Irrtum sich zu Schulden kommen lassen und ihn gewöhnlich zu spät eingesehen.

Das Hamburger „Deutsche Blatt" beschäftigt sich auch mit dem „Judentag in Berlin". Dieses ist grobkörniger und — unvorsichtiger. Es erklärt es für unmöglich, daß man, wie Justizrat Dr. Fuchs in seiner Eröffnungsrede gesagt hatte, „ein guter Deutscher sein und doch Jude bleiben könne". Wir verzichten darauf nochmals und zum so und sovielten Male die Behauptungen zu widerlegen, daß die jüdische Religion Lüge und Meineid, sowie jede Gemeinheit und Schurkerei gegen Nichtjuden nicht nur erlaube, sondern geradezu zu einer religiösen Vorschrift mache. Aber das Blatt wirft dem Justizrat F. bewußte Lüge vor, ja es läßt sich herauslesen, daß sie ihm sogar Meineid vorwirft. Es heißt nämlich in der Nummer vom 4. November:

> „Und doch befiehlt diese „lautere jüdische Religion" Lüge und Meineid gegenüber den Nichtjuden, wenn damit den jüdischen Interessen genützt werden kann. Man sieht, Herr Justizrat Fuchs befolgt die Vorschriften seiner Religion (wir meinen natürlich den „Talmud" und „Schulchan Aruch") sehr genau".

Den Verhandlungen des „Verbandes der deutschen Juden" war ferner nach dem „Deutschen Blatt" der Stempel „der inneren Verlogenheit" aufgedrückt; es nennt die jüdische Religionsgesellschaft „eine internationale verschworene Betrügergesellschaft" und den neuen Verein „einen Schutzverein im alten verlogenen Geiste".

Das sind echte Naturlaute des antisemitischen Pöbels gegenüber der heuchlerischen Art der „vornehmen" „Kreuzztg.", die von zwei Möglichkeiten spricht und nur an eine glaubt, die Bürgerrechte anerkennt, aber sie nicht respektiert.

Das auserwählte Völkchen.

Es gibt wenige Deutsche, die da wissen, daß das „gelobte Land" nicht das gepriesene, sondern das versprochene Land bedeutet, daß „gelobt" das Partizipium von geloben, nicht von loben ist. Noch weniger weiß man, daß „das auserwählte Volk" nicht bedeuten sollte und am allerwenigsten nach jüdischen Vorstellungen jemals bedeutet hat, das beste Volk. Vielmehr bedeutet nach Ansicht der Juden das auserwählte Volk nichts weiter, also daß Gott das jüdische Volk zu einer gewissen Mission auserseheen hat, und zwar nicht weil es so besonders gut und tüchtig, sondern im Wege der Gnade sozusagen, oder weil, wie eine Version lautet, die Juden von den Patriarchen abstammten, die ein gottgefälliges Leben geführt hatten. Es ist also ganz verkehrt, den Juden Anmaßung vorzuwerfen, daß sie sich als das auserwählte, d. h. das beste Volk betrachten. Wer die jüdischen Legenden kennt, weiß, daß hiervon nie die Rede war. Am allerwenigsten sind die Antisemiten dazu berechtigt, die sich selbst zu den Auserwählten im Sinne von den Besten, ja der einzig Guten ernannt haben. Das ist doch immer noch etwas ganz anderes, als zu einer Mission auserwählt zu sein.

Nachdem die Antisemiten die semitische Rasse erfunden hatten, der sie ganz besondere Schlechtigkeiten und Unfähigkeiten in die Schuhe geschoben haben, ernannten sie sich, wenigstens die deutschen Antisemiten, zur Blüte der Menschheit. Und das entwickelte sich folgendermaßen:

Man behauptete flottweg, es habe einmal ein Volk der Arier gegeben, die sehr edel gewesen sein und alle anderen an Tugend und Tüchtigkeit überragt haben sollen. Den Beweis für die Existenz eines solchen Volkes ist man sich und der Welt schuldig geblieben. Aber man konnte sich rühmen, von diesem Edelvolke abzustammen und selbst edel zu sein, wie die wahnwitzigen römischen Cäsaren sich rühmten, von diesem oder jenem Gotte, der ebensowenig wie das arische Volk je existiert hat, abzustammen und sonach selbst göttlich zu sein. Die amerikanischen Parvenus fabrizieren

sich wenigstens nur königliche oder sonst vornehme Ahnen, die alten Römer und die modernen deutschen Antisemiten erdichten sich Ahnherren, die überhaupt nie existiert haben.

Da aber, wenn man schon die Arierlegende hinnimmt, eine Erklärung dafür gegeben werden muß, daß auch manche schofele Völkerschaften sich unt.r den Abkömmlingen der angeblichen Arier befinden, an denen man gelegentlich auch kein gutes Haar läßt, hat man die germanische Rasse für die nobelste Nachkommenschaft der Arier erklärt. Das waren aber auch noch der Edelvölker gar zu viele. Da sehen wir denn, daß man einen Unterschied auch macht zwischen Germanen und Germanen. Etliche germanische Völker sind nach solchen Teutobolden wie Dr. Henrici schon beinahe so schlecht wie die Juden, und das will doch viel sagen nach antisemitischen Begriffen.

Herr Dr. Ernst Henrici, der lange in Amerika gelebt hat, versichert uns in einem Leitartikel der jetzt überteutschen „Staatsbürgerztg.", daß der Amerikaner den Deutschen haßt und verachtet und zwar — pfui, wie gemein und unarisch und ungermanisch! — aus Konkurrenzneid. Der Engländer, der politisch reife Engländer, hat nach einem anderen teutschen Mentor in dem genannten Blatte zwar „vor sich selbst und seinesgleichen sehr feine Empfindungen für Recht und Unrecht, für Wahrheit und Falschheit, für Offenheit und Hinterlist, für Lüge, Verdrehung, Verleumdung, Verhetzung, Schikane usw., aber dem Auslande gegenüber ist der Engländer ohne den geringsten Skrupel". Hat man, beiläufig, nicht auch den Juden vorgeworfen, daß sie Juden gegenüber nur ehrlich und rechtschaffen sind, alle anderen betrügen? Da wären also Juden, böse Semiten und germanische Abkömmlinge der angeblich so hochedlen Arier so ziemlich auf eine Stufe gestellt.

Es bleiben also selbst von den germanischen Abkömmlingen der Arier nur die Germanen selbst übrig, als Menschen, mit denen sich verkehren läßt. Aber auch zwischen Germanen und Germanen sind Unterschiede zu machen. Der Deutsch-Amerikaner, so belehrt uns Dr. Ernst Henrici in dem oben schon erwähnten Artikel, ist der beste Amerikaner, und, sagt Herr Dr. Ernst Henrici, wenn einst Flotte gegen Flotte rücken sollte, so werden die Deutschen an Bord der amerikanischen Schiffe am besten auf das Herz ihrer Brüder zielen. Denn der Deutsche in Amerika ist dort begeisterter Amerikaner. Bekanntlich wirft man auch anderen Deutschen in anderen Ländern häufig vor, daß sie gar zu leicht und gern ihr germanisches Gewand abstreifen und zu minderwertigen Völkern schwören. So ist also mit den Deutschen im Ausland nach antisemitischen Vorstellungen auch nicht viel los, und es bleiben nur die Deutschen daheim noch übrig.

Aber auch auf diese ist das auserwählte Völklein nicht gut zu sprechen. Die Liberalen, Demokraten, die Katholiken und nun gar die Sozialdemokraten sind keine echten Deutschen und die übrigen sind meist unreif, d. h. sie haben keine rechte Neigung, über alle Welt herzufallen, und ihnen Land und Leute wegzunehmen. So bleiben von der ganzen arischen Herrlichkeit nur noch als einzige Prachtexemplare der Menschheit die Antisemiten übrig. Das sagen sie direkt und indirekt, und sie müssen es ja am besten wissen. Sie sind das Völkchen, das nicht von Gott auserwählt worden ist, sondern das sich selbst auserwählt hat, das sich die edelste Abstammung erdichtet, sich eine Mission einredet, nämlich die, alle Welt von oben herab als minderwertig anzusehen und zu behandeln, aber nicht wie anständige Menschenkinder begabte, schwache Elemente behandeln, mit Nachsicht, Schonung und Geduld, sondern als Ausbeutungsobjekte.

Da nun aber die Antisemiten mehr wie jede andere Partei in Gruppen und Grüppchen zerfallen, ist es noch sehr fraglich, oder vielmehr es ist nach dem, was man von den Vorgängen innerhalb der Partei weiß, gar nicht fraglich, ob sie sich nicht gegenseitig gründlich verachten. Und Grund dazu hätten sie ja mehr als genug. Wie oft hat nicht eine Gruppe der anderen Verrat am deutschen Volke vorgeworfen!

So schrumpft denn die fragliche germanische Nachkommenschaft der fraglichen Arier immer mehr zusammen und es bleibt am Ende von der ganzen arischen und germanischen Herrlichkeit nur ein einziger wahrer Teutobold übrig, für den sich jeder dieser Antisemiten selbst hält.

Danach scheint uns das Völkchen, das sich selbst als auserwählt ansieht und bezeichnet, in keinem Betracht auch nur zu der unbedeutendsten Mission auserwählt. Das auserwählte Völkchen von eignen Gnaden soll noch erst beweisen, daß es für die Welt den denkbar minimalsten Bruchteil von dem leisten kann, was das von Gottes Gnaden in oben auseinandergesetztem Sinne auserwählte Volk geleistet hat. Das beste, was dem auserwählten Völkchen zu teil werden kann, wäre, daß man über es zur Tagesordnung übergeht, als wäre es nie gewesen, als hätte es niemals in Deutschland eine antisemitische Perversität gegeben.

Bis dahin aber benutze man die Zeit, die psychopathische Spezies Menschen zu studieren, die seit bald drei Jahrzehnten in Deutschland nicht müde geworden sind, den Juden alle die Fehler vorzuwerfen, die sie selbst haben, die eigenartige Gattung sich zu Uebermenschen aufblähender Untermenschen, die in ihrem engen Schädel Raum haben für nur eine Idee, obendrein eine verkehrte, und die trotzdem noch die genießbarste ist unter den mit ihrer arischen Abstammung sich brüstenden Edelpflanzen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Herr Kröfell ist jetzt auch zum Stadtverordneten in Pyritz mit ziemlich großer Majorität gewählt worden; die gegnerische Liste, auf der die Kandidaten der konservativen Partei standen, erzielte nur eine schwache Minderheit. Aus dem Wahlkampfe sei folgendes lustiges Intermezzo aus einer Versammlung des Pyritzer „Bürgervereins" nach einer Schilderung der „Ostsee-Ztg." widergegeben:

„Strengste Schonung für etwa fünf Wochen" — muß sich nach seiner eigenen Feststellung Herr Kröfell auferlegen. Er, der so „nervös" ist, daß er vor Gericht nicht erscheinen kann, hatte nämlich für vorgestern Abend in Pyritz eine „Bürgervereins-Versammlung" einberufen, zu der alle Mitglieder und „alle diejenigen, die es werden wollen", geladen waren. Doch allzuviel Andrang machte sich nicht gerade bemerkbar, der sonst so ruhmredige „Mittelstand" nennt keine Zahl, das „Kreisblatt" weiß von etwa 70 Personen. Unter diesen war aber auch — Dr. Kaufhold, der Redakteur des Amtsblattes; ärgerlich schreibt dazu Kröfells Organ: „Herr Dr. Kaufhold fand sich nämlich ein und nahm ohne Weiteres, als müßte das so sein, an einem Tische Platz, der bereits von Mitgliedern des Bürgervereins voll besetzt war, die sich als gute Mittelstandsleute über diesen Zuwachs einigermaßen verwunderten. Abgeordneter Direktor Kröfell, der gerade die Versammlung eröffnet hatte, fragte Herrn Kaufhold, ob er Mitglied des Vereins sei. Als Dr. Kaufhold dies verneinte, aber bemerkte, er wünsche Mitglied zu werden .... erklärte Abg. Kröfell, wenn Dr. Kaufhold in den Verein aufgenommen werden sollte, werde er (Kröfell) sofort austreten." So wich der „Riese" Kröfell vor dem „kleinen" Dr. Kaufhold — mutig zurück. Nach diesem Intermezzo verließ der unerwünschte Besucher den Raum und nun konnte die Wahl des Vorstandes ohne Hindernisse ganz nach Wunsch des Herrn Kröfell verlaufen. Es wurden 16 Personen — die übliche Staffage: „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt" — gewählt, „Druckereibesitzer" Kröfell selbstredend zum Vorsitzenden. Von Interesse ist der Dank des Herrn Kröfell, der für die erste Zeit um Nachsicht in der Leitung des Vereins bat, da er noch vier Wochen — bis der Reichstag zusammentritt, bemerkt das „Pyr. Krbl.", — krank sein müsse, dann aber, wenn der Reichstag vom 28. November ab tage, werde er sich mit allen Kräften den Arbeiten des Bürgervereins widmen, (denn die Arbeiten des Reichstags kümmern ihn ja nicht). Auch sonst war der herz- und nervenkranke Herr Kröfell sehr aufgeregt und verstimmt und als man lange hin und her stritt, wer denn die Kosten der Agitation für die Stadtverordnetenwahlen tragen solle, rief er erregt dazwischen: „Wenn Jemand noch ein Wort spricht, so lege ich sofort mein Amt nieder und verzichte auch auf die Wahl zum Stadt-

verordneten. Es ist doch selbstverständlich, daß die Kosten aus der Kasse des Bürgervereins getragen werden", (denn dafür habe ich ihn doch blos gegründet). Nach Erledigung der Vorstandswahlen wurden dann die aus den drei Abteilungen ausscheidenden Stadtverordneten der Reihe nach verlesen und jeder Einzelne einer eingehenden Kritik unterzogen, ob er für die Neuwahlen wieder im Betracht kommen könne. Doch fanden nur wenige Gnade. Seltsam ist, daß auch Herr Krösell sich aufstellen ließ, ein Mann, der nach dem Zeugnis zweier Aerzte im höchsten Grade herz- und nervenkrank ist, und der sich sogar von einem Arzt hat bescheinigen lassen, daß er vielfach so aufgeregt sei, daß er für seine Handlungen nicht mehr verantwortlich gemacht werden könne! Im übrigen dürfte ja auch Herr Krösell nach seinem eigenen Geständnis in allerkürzester Zeit wieder ein Pfarramt erhalten, und damit würde doch seine Tätigkeit als Stadtverordneter von Pyritz ein jähes Ende finden. Warum also so heißes Bemühen?

Der „Mittelstand", das Organ des Kloriner Expastars sucht allerdings diesen Widerspruch wie folgt aufzuklären:

„Abg. Krösell wird voraussichtlich die Rechte des geistlichen Standes wieder erhalten, daraus folgt aber noch lange nicht, daß er ein Pfarramt antritt."

Dieses Geständnis wird, bemerkt das Pyritzer „Kreisblatt" hierzu, allen denjenigen wunderlich vorkommen, die an der Schöffengerichtssitzung vom 17. Oktober d. Js. teilgenommen haben, und der Saal war ja an diesem Tage gedrängt voll. In dieser Sitzung erklärte Herr Krösell nämlich — und Herr Amtsrichter Engelbrecht ließ sich diese Erklärung sogar wiederholen — wörtlich: „Ich habe bereits alle Schritte getan, die zur Wiedereinsetzung in die Rechte des geistlichen Standes und zur Erlangung eines Pfarramtes führen sollen, und ich hoffe bestimmt, wieder ein Amt zu erlangen." Ueber diesen Widerspruch wird auch ein Krösell nicht hinweg zu voltigieren vermögen.

Aus Stargard, 7. November wird uns geschrieben: In der Strafsache Krösell wegen Beleidigung des Ersten Staatsanwalts Graf Bredow in Stargard stand heute vor der Strafkammer des Landgerichts zu Stargard, Termin an. Da Kr. nicht erschienen war, beschloß das Gericht: „Haftbefehl zu erlassen und Vorführung zum nächsten Termin!"

Mit dem antisemitischen Kalbe haben die Konservativen bei der in der vorigen Woche stattgehabten Reichstagsersatzwahl in Preußisch Holland-Mohrungen zu pflügen versucht. Ein gegen die Freisinnigen gerichtetes Flugblatt der Konservativen enthält u. a. folgenden Passus, der Wort für Wort einer Ahlwardtschen Hetzschrift entlehnt sein könnte:

„Welcher Partei aber gehören die Leute an, welche bei unsern Grundstücksbesitzern Unzufriedenheit wachrufen und nähren, bis es ihnen gelingt, den Landmann zu dem Entschluß zu bestimmen, sich der väterlichen Scholle zu entäußern? Ihr kennt sie ja zur Genüge, diese Männer, die sich fleißig mit Ausschlachten und Verschachern der Grundstücke befassen und damit Geschäfte machen — auf Kosten derer, von denen man sagt, daß sie nicht alle werden!"

Es sollte uns garnicht wundern, bemerkt hierzu die „Lib. Korresp.", wenn die Kgl. Ansiedlungskommission und die Landbank, auf deren Tätigkeit in dem benachbarten Westpreußen genau das zutrifft, was hier von den antisemitischen Konservativen ihnen verhaßten Privatpersonen nachgesagt wird, gegen den Verfasser des konservativen Flugblatts Beleidigungsklage erheben würde.

Die gehässige Kampfesweise der Konservativen gegen die Liberalen findet zum Teil wohl eine Erklärung darin, daß jetzt auch die Nationalliberalen in ganz Ost- und Westpreußen sich Organisationen geschaffen haben zu dem Zweck, bei den nächsten Wahlen in den seit Jahrzehnten fast ausschließlich konservativ vertretenen Wahlkreisen Ost- und Westpreußens den reaktionären Parteien die Stirn zu bieten.

Gegen den antisemitischen hessischen Landtagsabgeordneten Köhler-Langsdorf, der wie erinnerlich, seinerzeit in Sachen der Kindesmord-affaire Görlach eine die schärfsten Angriffe gegen die Behörden und die beteiligten Persönlichkeiten enthaltende Interpellation eingebracht und das Manuskript derselben vorher der „Hungener Landpost" zur Veröffentlichung übergeben hatte, war ebenso wie gegen das genannte Blatt, Anklage erhoben worden, über die nunmehr, da der Landtag geschlossen ist, am 7. d. M. verhandelt wird. Herr Köhler, der seinerzeit behauptet hatte, das Vorgehen der Staatsbehörde müsse „das gänzliche Sterben des Restes von Glauben an öffentliches Recht und Gerechtigkeit" zur Folge haben und die von den Aerzten vorgenommenen Untersuchungen der Görlach seien in der Meinung aller Vorurteilslosen als Verbrechen gegen die persönliche Freiheit und die allgemeine Sittlichkeit anzusehen, gab nun am 16. November v. J. in einer Sitzung der Zweiten Kammer die Erklärung ab, er sei durch die Angaben des Licher Arztes und anderer Personen getäuscht worden. Die Folge habe gezeigt, daß sämtliche ihm gemachten Aussagen der Wahrheit nicht entsprechen und daß demnach seine Anklagen gegen die Beamten unbegründet waren. Er stehe nicht an, „frei und offen zu bekennen", daß er übereilt und unrichtig handelte, als er die Anfrage hinausgab und daß kein Vorwurf die genannten Herren treffe, als sie in Ausübung ihres Amtes handelten. Trotz dieser Köhlerschen Erklärung begleitet das Organ des hessischen Bauernbundes, die in Friedberg erscheinende „Deutsche Volkswacht" die Meldung von dem Gerichtstermin mit folgendem Kommentar: „Die nationalliberal-freisinnig-jüdische Clique zu Gießen freut sich dessen daß, — aber auch unsere Bauernschaft! Denn die Bauern ersehen daraus, daß es noch Leute gibt, die für sie zu kämpfen und in selbstloser Hingebung ihr Alles aufs Spiel zu setzen bereit sind!" Der letzte Satz ist bezeichnenderweise durch Fettdruck hervorgehoben. Man ist ja, bemerkt die „Frankf. Ztg." hierzu, auf dem Gebiet demagogischer Manöver von bauernbündlerischer Seite an manches gewöhnt, wenn man aber sieht, wie frivol die „Volkswacht" trotz der vom Abg. Köhler abgegebenen Erklärung die Affaire im Sinne einer systematischen Volksverhetzung auszubeuten sucht, so kann man sich eines gelinden Ekels kaum erwehren. Allerdings stehen die Wahlen vor der Tür und da wird vieles begreiflich.

Ueber die verderbliche antisemitische Cliquenwirtschaft und Korruption im Dresdner Stadtverordnetenkollegium lesen wir in der „Sächsischen Arbeiterztg.":

In einer der letzten Stadtverordnetensitzungen, in der die unsaubere Kohlenlieferungsgeschichte besprochen und in recht sonderbarer Weise erledigt wurde, kam es zu einem scharfen Zusammenstoß zwischen einem Vertreter der Hausbesitzer und den Reformern, letztere besonders engagiert durch die Stadtverordneten Dr. Häckel und Grützner. Dieser Zusammenstoß hat eine Art Vorgeschichte, die zeigt, mit welchen kleinlichen Rankünen die Dresdner Kommunalpolitik durchsetzt ist, wie sachliche Dinge, mit persönlichen verquickt, zu Personenfragen gemacht werden, wie sich die Herren untereinander heruntermachen, wie dicke persönliche Freundschaft die lichtscheuesten und bedenklichsten Dinge deckt. Solange die Clique sich gut verträgt, hält und verteidigt man sich gegenseitig gegen äußere Angriffe. Geht die Freundschaft dann in die Brüche, kramt einer gegen den andern das aus, was er auf dem Kerbholze hat. Die Freundschaft verwandelt sich in Bosheit und Rache, einer fürchtet dann den andern, weil jeder Werg am Rocken hat.

Die Kohlenlieferungsgeschichte gibt ein charakteristisches Beispiel dafür. Sie ist von Hartwig angerührt, der sich an den Antisemiten rächen wollte, weil sie ihm im Stadtparlament kaltgestellt haben. Das kann der alte Polterer nicht verwinden, obwohl diese Kaltstellung äußerlich in der denkbar mildesten Form vor sich ging, sogar eine „Rangerhöhung" vom Stadtverordneten zum Stadtrat war. Seitdem sinnt Lebrecht auf Rache. Kleine Hiebe hat er schon mehrfach ausgeteilt. Bei der Kohlenlieferungsgeschichte hatte er zu

einer größeren Aktion aus, und man muß sagen, der Coup ist ihm in der Hauptsache geglückt. Die Stadthaus-Antisemiten sind bis auf die Knochen blamiert durch diese Affaire. Ihre Interessen- und Cliquenwirtschaft ist da einmal recht offenkundig geworden. Das hat auch Dr. Häckel gefühlt, sonst wäre er wohl weniger aggressiv gegen seinen ehemaligen Busenfreund Lebrecht vorgegangen, den er einen Unwürdigen nannte. Das bezieht sich auf jene Dreiecksgeschichte, die ja allbekannt ist. Hartwig war wegen einer Grundstücksspekulation in einem Urteil gesagt worden, er habe gegen Treu und Glauben gehandelt. Dr. Häckel war es damals, der seinen Freund Lebrecht heraushieb. Jetzt bereut er das — nicht etwa der bösen Sache wegen, weil er nachträglich das Bedenkliche seines Eintretens für Hartwig erkannt hätte, sondern weil die Freundschaft zum Teufel ist. Wie lagen denn damals die Dinge? Am 29. November 1900 verlas in der Sitzung des Stadtverordnetenkollegiums der damalige Stadtverordnete Schuldirektor Müller-Gelinek eine Erklärung, die außer ihm noch von weiteren 23 Stadtverordneten unterzeichnet war. Unter Anführung der Hauptstellen der in jenem Jahre in dem Prozesse Bargon-Hartwig ergangenen Urteile des Schöffengerichts und des Landgerichts wurde Hartwig eines öffentlichen Ehrenamts für nicht mehr würdig erklärt und aufgefordert, die Folgerungen aus dieser Erklärung zu ziehen. Acht Tage später erstattete namens der berichterstattenden Ausschüsse, denen diese Angelegenheit überwiesen worden war, Stadtverordneter Dr. Häckel ein langes Referat, an dem er, wie er sagte, mehr als fünfzehn Stunden gearbeitet hätte, und in dem er unter Anführung aller möglichen Gründe und Entschuldigungen Hartwig gegen diese Urteile in Schutz nahm und zu dem Schlusse kam, die Erklärung jener 23 Stadtverordneten sei ungerechtfertigt. Landrichter Dr. Heinze trat ihm entgegen. Bei der Abstimmung wurde jedoch das Gutachten Häckels, daß man sich der Erklärung der 23 Stadtverordneten nicht anschließen und Hartwig eines Ehrenamtes nicht für unwürdig zu erklären vermöge, mit 39 gegen 21 Stimmen angenommen. Die der Reformpartei angehörenden Stadtverordneten stimmten sämtlich für dieses Gutachten. In der Debatte war mit besonderer Energie der reformerische Stadtverordnete Grützner für Hartwig eingetreten und hatte die Gegner desselben aufs schwerste angegriffen. Auch bei den nächsten Stadtverordnetenwahlen trat die Reformpartei mit größtem Eifer für Hartwig ein. Auffällig war es demgegenüber, daß bei den Vorsteherwahlen im nächsten Jahre die Reformpartei Hartwig fallen ließ. Dr. Häckel teilte mit, Hartwig habe freiwillig auf dieses Amt verzichtet, fügte aber später, nachdem er zu seinem Nachfolger gewählt, noch die hierzu wenig passende Bemerkung hinzu, er, Häckel, habe bei den Bestrebungen, eine solche Verzichtleistung herbeizuführen, mitgewirkt. Die Antisemiten retteten Hartwig noch vor der Stadtverordnetenwahl, bei der er sicher auf Nimmerwiedersehen im Stadtparlament durchgefallen wäre — er hatte schon bei seiner letzten Wahl die wenigsten Stimmen der Gewählten gehabt —, in den Stadtrat hinein. Wir haben ja damals schon die Komödie als beschämend und unwürdig bezeichnet. Wenn Dr. Häckel heute mit andern Worten dasselbe sagt, so versetzt er sich und seiner Clique schallende Ohrfeigen. Sie sind die Blamierten, während Lebrecht boshaft und schadenfroh, kaltblütig in seiner Bürgerzeitung den ehemaligen Freund als einen Mann hinstellen läßt, bei dem es nicht ganz richtig im Oberstübchen sein könne, dem es gehe wie einem Menschen, der von „hysterischen, epileptischen oder andern krankhaften Zufällen" geplagt ist. Mit „solchem Pack" (!) will Hartwig sich nicht herumschlagen. Besser aber ist es, wenn man sagt: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. In diesem Stile ist in der Hauptsache die ganze Zeit daher in Dresden Kommunalpolitik gemacht worden. Die Oeffentlichkeit hat natürlich nur Kleinigkeiten davon erfahren. Die Herren waren ja stets hübsch unter sich . . .

Vermischtes.

Ein interessanter Brief der Königin Luise. In einer Zeit der konfessionellen Gegensätze verdient ein Brief der Königin Luise bekannt zu werden, der, obgleich vor mehr als hundert Jahren geschrieben, heute von aktuellem Interesse noch nichts eingebüßt hat. Der Brief Luisens an ihren königlichen Bräutigam war in einer Zeit geschrieben, in der die edle Fürstin das niederdrückende Gefühl der „Demütigung" noch nicht empfunden hatte. Der Brief, den Eduard Rahn in seinem Buche „Die preußischen Fürsten und ihre Frauen" veröffentlicht, hat folgenden Wortlaut:

„Des Königs Minister sind hart, sobald es sich um die Juden handelt. Mein Gott, nichts als Witzeleien! O, es ist unnötig, die armen Leute noch weiter zu kränken. Es liegt sehr, sehr viel Demütigendes für den menschlichen Stolz in dem Leben eines Juden. Es schneidet ins Herz, wenn man an den Ton denkt, den sich die Christen oftmals gegen die Juden erlauben. Wir sehen in den Juden auch die Menschheit in ihrem ungeschminkten Zustande. Sie sind eben ihren Völkersitten treu geblieben — und es ist ein trauriger Gedanke um das Bewußtsein, daß wir Christen diesen Zustand verachten und sie zu uns hinüberziehen wollen. Von der grauen Morgendämmerung des Mittelalters bis jetzt war das Judentum eine Kette mit Gesetzen umsäumt. Die ganze heitere Welt, worin wir uns bewegen und vergnügen, machen wir für ihn zu einem Orte voller Fallstricke und Gefahren. Herr Minister, verhärten Sie das Herz meines künftigen Gemahls nicht!"

Dieser Brief ist ein Zeugnis für den hohen, edlen Sinn der erhabenen Fürstin, wenn es eines solchen Zeugnisses überhaupt noch bedarf.

Rasse und Patriotismus. Für Herrn Adolf Bartels ist es bekanntlich ein Axiom, daß nur rassenreine Dichter patriotisch empfinden können. In Nr. 257 des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" finden wir eine Arbeit über den literarischen Markt Rußlands, die folgende für Rassefanatiker beherzigenswerte Stelle enthält:

„Eine interessante Studie über nichtrussisches Blut in den Adern russischer Schriftsteller und Gelehrten veröffentlichte Russakow. Er sagt: Eine sehr große Anzahl russischer Schriftsteller, auf die wir stolz sein können, sind nicht russischer Abstammung. A. Puschkin hatte Negerblut in seinen Adern, Lermontows Vorfahren kamen aus Schottland, Kantemirs Vater war ein Moldauer, Cheraskow stammt aus einer walachischen Familie. Unter den russischen Schriftstellern deutscher Abstammung erwähnt er: Kaiserin Katharina II., Chemnitzer, von Wistin, Delwig, Feth, Herzen, Leo Tolstois Sohn, Huber, Mey. Daß auch viele russische Gelehrte aus Deutschland stammen, ist bekannt. Sehr viele russische Schriftsteller und Gelehrte haben jüdische oder polnische Vorfahren, andere haben tartarisches, armenisches, türkisches, kirgisisches, kaukasisches, griechisches Blut in den Adern; aber nur wenige stammen von englischen oder französischen Eltern. Dagegen gab und gibt es eine ganze Reihe von russischen Schriftstellern kleinrussischer (ruthenischer) Abstammung. In keiner Literatur ist die Zahl der Schriftsteller und Gelehrten, in deren Adern fremdes Blut fließt, so groß wie in der russischen; trotzdem haben sich alle diese „Nichtrussen" als russische Patrioten gefühlt und betätigt." —

Juden als Feuerwehrleute. Aus Krefeld wird uns geschrieben: „In Ergänzung des Artikels in Nr. 44 der „Mitteilungen" erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß der hiesige Brandmeister und jetzige stellvertretende Branddirektor der Freiwilligen Feuerwehr, Herr Kaufmann Albert Leven, vor einigen Monaten mit dem Kronenorden 4. Klasse dekoriert worden ist".

Der erste jüdische Privatdozent in Rußland. Aus Petersburg meldet man: Das Professorenkollegium der medizinischen Fakultät in Moskau hat die erledigte Stelle eines Privatdozenten für Ohrenheilkunde dem Dr. Albert Braunstein verliehen und der Unterrichtsminister hat diese Ernennung genehmigt, trotzdem der neue Privatdozent jüdischen Glaubens ist. Dr. Braunstein ist in Lodz geboren und hat seine medizinischen Studien an der Wiener Universität zurückgelegt. Seit russische Universitäten bestehen, ist er der erste jüdische Privatdozent in Rußland.

Der Antisemitismus in Algier. Die Munizipalwahlen, welche kürzlich in Oran stattfanden, haben dem Antisemitismus in Algier endgültig den Todesstoß versetzt. Im Jahre 1904 sind bei den allgemeinen Wahlen eine nationalistische und eine antisemitische Liste durchgedrungen. Allein eine große Anzahl von Wahlbeeinflussungen führten zur Annullierung der Wahlen durch den Staatsrat und die Bürger von Oran wurden am 1. Oktober zum zweitenmal zur Wahlurne gerufen. Diesmal siegte die republikanische Liste mit einer Majorität von 1000 Stimmen über die antisemitische, so daß die republikanischen Kandidaten im ersten Wahlgang gewählt worden sind. Durch die Wahlen in Oran sind die Antisemiten hoffentlich endgültig aus Algier vertrieben worden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 46. Berlin, 15. November 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Senolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die Berliner Stadtverordnetenwahlen.

Aus führenden liberalen Kreisen in der Stadtverordnetenversammlung wird uns geschrieben:

Dreimal ward es Morgen, dreimal Abend; und als die Berliner Stadtverordnetenwahlen zu Ende waren, da versammelten sich die betrübten Lohgerber und sagten und klagten: es war wiederum nichts. Diesmal endlich sollte das große Heil der antisemitischen Bürgerpartei widerfahren; diesmal endlich sollte wieder ihr Banner im Stadtverordnetensaale aufgerichtet werden. Kundige Astrologen hatten ihr gekündet: die Zeichen stehen günstig über dir. Mittelstand heiliger, siegreicher Mittelstand! Hinter diese Firma steckte man sich, und wenn das nicht half, ja, was sollte denn dann wohl helfen?! Freilich, ein Wissender, einer, der im Antisemitismus Koch und Küche, Loch und Schliche, Tür und Tor kennt, hatte schon einmal gescholten: „Mittelstand und Mittelstand, darauf sitzen wir fest." Nun, fie sitzen diesmal wieder darauf fest, und eine Festsitzung war es nicht, als sie sich gestehen mußten, daß wiederum alles vergebens war.

Die Stadtverordnetenwahlen in der ersten Abteilung sind ohne Kampf, die in der zweiten Abteilung nach mehr oder minder heißen Kämpfen zugunsten der Liberalen ausgefallen; in der dritten Abteilung haben die Sozialdemokraten in 3 Bezirken Erfolge gegen die Liberalen erzielt, so daß sie, falls nicht auch noch die Stichwahlen ihnen Siege bringen sollten, von den 48 Sitzen der dritten Abteilung, die sie als eigentlich ihnen gehörig betrachten, demnächst 36 innehaben werden. Auf bürgerlicher Seite ist bei den Wahlen der dritten Abteilung diesmal eine außerordentlich große Wahlträgheit zu bemerken gewesen. So ist der freisinnige Abgeordnete Dr. Hermes aus seinem alten Stadtverordnetensitze in der südlichen Friedrichstadt verdrängt worden, weil er bei einer Wählerzahl von 5221 nur 483 Stimmen erhielt gegen 740 sozialdemokratische. Die sozialdemokratischen Kandidaten sind oft nur mit einem Fünftel oder gar einem Siebentel der Stimmen siegreich gewesen.

Einen erheblichen Rückgang haben die Stimmen der antisemitischen Bürgerpartei aufzuweisen; von diesem Rückgang ist in erster Linie und besonders schmerzlich der bekannte „reine Antisemit" Rechtsanwalt Ulrich betroffen worden, gegen den die Liberalen am Oranienburger Tor sich tapfer gewehrt haben. Man sucht den auffälligen Stimmenrückgang der Antisemiten in dieser Gegend damit zu erklären, daß viele Hofstallknechte durch den Besuch des Königs Alfons so in Anspruch genommen sein sollten, daß sie nicht zur Wahl kommen konnten. Diese Erklärung kommt uns spanisch vor. Da übrigens hunderte von Postbeamten verpflichtet worden waren, für Herrn Ulrich zu stimmen, so kann man sich ungefähr denken, wie viele „unabhängige" Bürger noch — bei im ganzen 440 Stimmen — der Fahne der Antisemiten gefolgt sind. „Ach, ihr Brüder, es gab schön're Zeiten!" . . .

Ihre eigentliche Hoffnung haben diesmal die Antisemiten unter der Firma der Mittelstandspartei auf die zweite Abteilung gesetzt. Der Zustrom aus gewerblichen Kreisen in die Wählerschaft dieser Abteilung war ein so großer geworden, daß man mit den Mittelstandsrettungsreden hier wohl einen gewissen Erfolg hätte erzielen können, wenn das Vertrauen zu den Rezepten der Mittelstandspartei nicht gar so gering wäre. Allein aus dem alten Hermes'schen Wahlbezirk der Süd-Friedrichstadt sind 1000 Wähler aus der dritten in die zweite Abteilung aufgestiegen. Aber es ist eine denkwürdige Erscheinung, daß gerade die Gewerbetreibenden diese „Mittelstandspartei" ablehnen. In dem am heftigsten berannten Wahlbezirk, wo der Handelsrichter Bamberg zur Wahl stand (vor dem Halleschen Tor), ist die Zahl der „Mittelstandpartei"-Anhänger, Antisemiten und Konservativen von 285 auf 160 gesunken; hier sind für den Mittelstandskandidaten, den Führer dieser Vereinigung, Obermeister Rahardt in der Hauptsache Rechnungsräte und andere Räte und ein paar Leuchten der antisemitischen Partei eingetreten; die Handwerker wählten in der Hauptsache liberal.

Die Mittelstandsmänner sind zum Teil von der Gesellschaft der Antisemiten, die ihnen durchaus das Geleite geben, nicht sehr erbaut; das hat insbesondere der bekannte Herr Bruhn, Staatsbürgerzeitungsoberster a. D., deutlich zu fühlen bekommen. Trotzdem weist die Liste der Wahlausschußmitglieder der Mittelstandspartei sehr bekannte Antisemitennamen auf, neben denen sich die Unterschrift: „Cohn, Handlungsgehülfe", eigenartig ausnimmt. In einem Wahlbezirk im Osten traten die Mittelständler und Antisemiten mit ganzer Kraft für den Gegenkandidaten des liberalen jüdischen Rechtsanwalts Galland ein; jener siegte schließlich: es war der Ratszimmermeister Schlöpke. Der aber ist ein in der Wolle gefärbter Freisinniger und tritt der ehemals Ludwig Löwe'schen Fraktion der Linken bei. Also war es wieder nichts.

In den Kreisen der Mittelstandsvereinigung hat sich bei diesen Wahlen und nach diesen Wahlen eine starke Abneigung gegen eine fernere Verquickung ihrer Bestrebungen mit dem Antisemitismus herausgebildet, die dem aufdringlichen Treiben der Staatsbürgerzeitungsgruppe nichts

gutes verheißt. Jedenfalls haben die Antisemiten bei den diesmaligen Berliner Stadtverordnetenwahlen eine sehr gemäßigte Tonart angeschlagen, wie sich überhaupt mehr und mehr wahrnehmen läßt, daß die Sprechweise des Pücklerpöbels keine rechte Wirkung mehr ausübt. Mit ihren „tatsächlichen" Angriffen haben die Antisemiten schönstens daneben gehauen. So ereiferten sie sich in der bekannten Weise über die Wahl des Stadtverordneten Perls in die städtische Schulbehörde, die Schuldeputation, während doch schon Dutzende von Malen festgestellt worden ist, daß dieser Vorkämpfer des Liberalismus Christ ist. Daß die Kandidaten der Mittelstands-, Bürger- und Antisemitenpartei vielfach als die „nationalen" Kandidaten ausgerufen wurden, das hat bei einsichtigen Männern, die nur aus Gründen wirtschaftspolitischer Art diesmal mit den Mittelstandsleuten gingen, böses Blut gemacht.

Alles in Allem enthalten die Stadtverordnetenwahlen von 1905 für die Berliner Bürgerschaft zwei Lehren. Erstlich: sie braucht um die Zukunft des Liberalismus im Berliner Rathause nicht zu bangen, wobei es freilich nichts schaden kann, wenn dieser Liberalismus da und dort eine Kräftigung und Läuterung erfährt. Zweitens: es muß gearbeitet, es muß vor allem gewählt werden, auf daß der Liberalismus da ernte, wo die Väter gesät haben. Nur dem gehört die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.

Die Wahl in Eisenach.

Von einem an der Agitation hervorragend beteiligt gewesenen Vertrauensmann der Freisinnigen Volkspartei wird uns geschrieben:

Die Ersatzwahl in unserem Wahlkreise hat, wie in den „Mitteilungen" bereits berichtet wurde, das Ergebnis gezeitigt, daß beide liberale Kandidaten ausfielen und der Antisemit Schack mit dem Sozialdemokraten Leber in die Stichwahl kam. Dieses bedauernswerte Resultat eines ungemein heißen Wahlkampfes kam Kennern der tatsächlichen Verhältnisse durchaus nicht überraschend. Die Chancen waren für den Antisemiten von vornherein die denkbar günstigsten. Im Jahre 1893 erhielt die zum erstenmal im Wahlkreise auftretende antisemitische Partei 1623 Stimmen, bei der Nachwahl 1895 2645, im Jahre 1898 2698 und 1903 2145 Stimmen. Ein starker Stamm antisemitischer Wähler war demnach seit 1893 im Wahlkreise vorhanden. Bei der Wahl des Jahres 1903, bei welcher der nationalliberale Kandidat die Stimmen des Bundes der Landwirte erhielt, wurden abgegeben für den Sozialdemokraten 6018, den nationalliberalen Kandidaten 3585, den Antisemiten 2145, den Freisinnigen 2049 und einen Zentrumskandidaten 1313 Stimmen. Der Antisemit stand also damals bereits an dritter Stelle, er erhielt 100 Stimmen mehr als der freisinnige Kandidat. Die Freisinnige Volkspartei besaß das Eisenacher Mandat seit 1893. Bei dieser Wahl erhielt der Sozialdemokrat nur 2469 und ein Zentrumskandidat 809 Stimmen, die übrigen der ca. 1500 Zentrumsstimmen werden 1893 für den Freisinnigen abgegeben worden sein, der 3806 Stimmen erhielt. Das Zentrum unterließ denn auch später die Aufstellung eines eigenen Kandidaten und ermöglichte es hierdurch, daß der Freisinnige in die Stichwahl kam. Erst 1903 wich das Zentrum von seiner bisherigen Taktik ab, stellte gleichfalls einen Kandidaten auf und entzog so dem Freisinnigen 1313 Stimmen. Die Folge war, daß nicht der Freisinnige, sondern der agrarische Nationalliberale in die Stichwahl kam. Nach alledem hätte die Freisinnige Volkspartei einen überaus großen Stimmenzuwachs erhalten müssen, wenn ihr Kandidat bei der diesmaligen Ersatzwahl in die Stichwahl hätte kommen sollen. Optimisten hielten großen Zuwachs für möglich, Pessimisten zweifelten an ihm. Letztere behielten Recht. Die Freisinnige Volkspartei erzielte zwar einen Zuwachs von 600 bis 700 Stimmen, die aber nicht zureichend waren, die Partei in eine günstigere Position zu bringen. Immerhin ist der Zuwachs an Stimmen als ein Achtungserfolg für die Freisinnige Volkspartei zu bezeichnen. Die Nationalliberalen haben gleichfalls einen Achtungserfolg errungen. Erhielten sie auch ca. 800 Stimmen weniger als im Jahre 1903, so ist dieses Manko auf das Abschwenken der bündlerischen Stimmen zurückzuführen. Die nationalliberale Partei hat zwar nicht einen Stimmenzuwachs erzielt, wie die Freisinnige Volkspartei, sie hat aber doch ihren Besitzstand im großen und ganzen gewahrt.

Das Zentrum erhielt diesmal ca. 300 Stimmen weniger als 1903, sie werden trotz aller Wahlparole direkt dem Antisemiten zugefallen sein. Die Sozialdemokratie gewann 800 Stimmen; das große Wachstum der Industrie im Wahlkreise läßt diesen Gewinn der Sozialdemokratie ohne weiteres begreiflich erscheinen.

Die Antisemiten hatten zu rechnen mit ihrem alten Stamm — 1903: 2145 Stimmen —, dem Zuwachs aus dem Bunde der Landwirte und einem kleineren aus dem Zentrumslager, insgesamt mindestens 1000 Stimmen. Auf diese mehr als 3000 Stimmen konnten die Antisemiten von vornherein fest zählen, es mußte ihnen nun noch daran gelegen sein, diese Stimmenzahl zu vermehren, um desto sicherer in die Stichwahl zu gelangen. Diese ziffernmäßige Darlegung beweist, wie günstig die Position der Antisemiten zum Beginn des Wahlkampfes war und wie ungünstig die der liberalen Parteien. Die gegebenen Hinweise sind aber auch geeignet, allen ohne Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse leicht entstehenden falschen Meinungen über einen unerwartet großen Erfolg der antisemitischen Partei entgegenzutreten. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Erfolg der Antisemiten von unserem Standpunkte aus nicht als unerfreulich groß anzusehen ist.

Trotz der der antisemitischen Partei gegebenen günstigen Position wäre aber ihr jetziger Erfolg nicht möglich gewesen ohne die skrupellose Agitation der Herren um Schack. Der Abg. Liebermann v. Sonnenberg bringt zwar in Nr. 530 der agrarischen „Deutschen Tageszeitung" eine Art Rechtfertigung der antisemitischen Agitationsweise. Die Rechtfertigung ist gehalten in der mildesten, bei diesem Antisemitenführer vollständig ungewohnten Tonart, die nur erklärlich ist durch das Bemühen, die bürgerlichen Stimmen für die Stichwahl zu gewinnen. Interessantes bietet der Artikel des Herrn v. Liebermann nur insofern, als nach seiner Angabe der Bund der Landwirte bisher nichts zu den überaus hohen antisemitischen Wahlkosten beigetragen hat. Umsomehr haben dann die Mitglieder des deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes beisteuern müssen. Doch das nur nebenbei. Alle Sophistereien des Herrn Liebermann von Sonnenberg vermögen nicht die in voriger Nummer der „Mitteilungen" von anderer Seite gebrachten Angaben über die skrupellose Agitation der Antisemiten zu entkräften. Im Gegenteil: es ist meist noch weit schlimmer getrieben worden, als dort geschildert.

In der Stadt Eisenach entfalteten die Antisemiten eine geradezu fabelhafte Agitation. Auf die Gewerbetreibenden, die Handwerker und Kaufleute, sowie auf die Beamten hatte man es hier abgesehen. Die Mittelstandsretterei der Antisemiten wurde in allen Tonarten gepriesen und die angebliche Mittelstandsfeindschaft der Liberalen hervorgehoben. In kleinen Gruppenversammlungen bearbeiteten die antisemitischen Redner die erschienenen Wähler, allen wollte Herr Schack der Retter aus der „Judennot" sein, der den Kampf gegen Warenhäuser und Konsumvereine unentwegt führen würde. Es würde den Raum dieses Blattes weit überschreiten, wollte man alle von den Anti-

semiten benutzten Tricks auch nur kurz erwähnen. Zur Ehre der Eisenacher Wählerschaft muß aber gesagt werden, daß die antisemitischen Mätzchen in ihrer Mitte nur geringe Gegenliebe fanden. Trotz der tollsten Wühl- und Hetzarbeit entfielen am 7. November auf Herrn Schack in Eisenach von 5487 abgegebenen Stimmen nur 483.

Auf dem Lande schnitten die Antisemiten besser ab. Es gibt auch kein schöneres Programm als das des Herrn Schack. Er versprach den Wählern alles und jedes. Nach den antisemitischen Beteuerungen im Wahlkreise für Volksrechte und Freiheiten eintretend, versprach Herr Schack gegen neue Steuern zu stimmen und für Entlastung der unbemittelten Volkskreise vom unerträglichen Steuerdrucke einzutreten — wie mag wohl Liebermann v. Sonnenberg, der Freund der schnapsbrennenden und die Liebesgabe einsteckenden Großgrundbesitzer bei diesen Versprechungen geschmunzelt haben? Herr Schack geberdete sich, mit einem Worte gesagt, freisinniger als die Freisinnigen und andererseits agrarischer als die Agrarier, er bot jedem etwas und seine Freunde unterstützten ihn bei diesem edlen Tun. In Eisenach-Dermbach betrieben die Antisemiten den Bauernfang en gros. Die zahllosen Reden — in jedem Ort 2 bis 3 —, die Unmengen Flugblätter und Druckschriften, die persönliche Agitation von Mund zu Mund durch zahlreiche Agitatoren geringeren Kalibers — alles das wirkte auf viele Wähler, die in dem Herrn „Verbandsvorsteher" den großen Mann erblickten, der ihnen zu helfen gewillt und bereit sei. So ist der antisemitische Erfolg zustande gekommen, ein Erfolg, wie ihn andere Demagogen, auch antisemitische, bereits zu andern Zeiten erzielt haben. Solche Erfolge sind aber nie lange vorhaltend; die Ernüchterung folgt sehr bald, wenn die Wähler die demagogischen Ränke, Kniffe und Phrasen als solche erkannt haben.

Wie wird nun der Ausfall der Stichwahl in Eisenach-Dermbach sein? In liberalen Kreisen ist die Erbitterung über die wüste Agitation derart groß, daß zweifellos zahlreiche freisinnige Wähler — von den nationalliberalen ganz abgesehen — trotz aller sonstigen Bedenken und Abneigungen für den Sozialdemokraten, auf keinen Fall aber für den Antisemiten eintreten werden. Die Entscheidung liegt jedoch bei den ländlichen freisinnigen Wählern und es wird darauf ankommen, ob man auch hier die Gefährlichkeit der antisemitischen Hetzer im vollen Umfange erkannt hat. Dem Schreiber dieses ist passiert, daß ihm ein jüdischer ländlicher Wähler vor der Hauptwahl versicherte, er würde in der Stichwahl lieber einen anständigen Antisemiten als einen Sozialdemokraten wählen. Der Fall ist typisch für die in manchen Kreisen vorhandene Unkenntnis, zum andern aber auch für die viele Wähler beherrschende Abneigung gegen die Sozialdemokratie. Und hierin liegt die Gefahr eines antisemitischen Sieges. Es ist aber zu erhoffen, daß bis zum 17. November, dem Stichwahltage, die Aufklärung über die Gefährlichkeit des Antisemitismus auch in diesem Wahlkreise in immer weitere Wählermassen hinein bringt, und es ist zu wünschen daß die Entscheidung zu ungunsten des Antisemitsmus ausfällt.

Zu den Vorgängen in Rußland.

Die erste bedeutende Amtshandlung des neuen russischen Ministerpräsidenten Grafen Witte war die Entlassung des Oberprokurators des Heiligen Synod, Pobjedonoszew, des seit Torquemada fürchterlichsten Feindes der Juden. Und eine der ersten bedeutendsten Amtshandlungen des Heiligen Synod nach dem Sturz Pobjedonoszews war der Aufruf an die Rechtgläubigen, den Andersgläubigen friedlich und liebevoll zu begegnen. Da Pobjedonoszew zwar ein grausamer Feind auch anderer als jüdischer Andersgläubiger war, in letzter Zeit aber besonders die Juden unter der Verfolgung der blutgierigen Zöglinge Pobjedonoszews und seiner finsteren Gesinnungsgenossen zu leiden hatten, muß angenommen werden, daß ganz besonders der Aufruf zugunsten der Juden erlassen worden ist, um den der orthodoxen Kirche wie dem Heiligen Rußland in den Augen der ganzen zivilisierten und selbst der heidnischen Welt zur größten Schmach gereichenden Judenschlächtereien ein Ende zu machen. Witte hat auch eine ganze Anzahl Provinzgouverneure abgesetzt, anderen die Absetzung in Aussicht gestellt und eine Reihe von Beamten den Gerichten übergeben, weil sie die Judenschlächtereien unterstützt haben. Der „Kreuzztg." wird es nun nicht mehr schwer fallen dürfen, an eine solche Unterstützung zu glauben, und am Ende wird sie nach allem, was inzwischen bekannt geworden ist, über das Treiben des offiziellen Rußlands in den Städten, in welchen das Blut der Juden in Strömen vergossen und ihr Besitz geraubt und, wenn es nicht möglich war zu rauben, vernichtet worden ist, es auch nicht mehr für „noch schwerer" halten, zu beweisen, daß Beamten die Metzeleien begünstigt haben.

Aber freilich — Antisemiten lernen nichts, weil sie nichts lernen wollen. Witte hat gelernt und von seinen antisemitischen Wegen von früher gelassen; der Heilige Synod verleugnet seinen bisherigen Meister und predigt Frieden und Liebe, wo dieser Haß und Verfolgung gelehrt und geübt hat; selbst der Zar beugt sich notgedrungen den Verhältnissen und lernt aus den erschütternden Vorgängen. Die Dresdener „Deutsche Wacht" hingegen weiß nach den Judenverfolgungen in Rußland nur den Staatsleitungen zu empfehlen, „sich endlich zu einem praktischen Antisemitismus aufzuraffen".

Vielleicht hat Rußland aber seine Blut- und Schreckensszenen gerade seinem „praktischen Antisemitismus" zu verdanken. Durch diesen hat es zunächst 5—6 Millionen Notleidende, Hartbedrängte, bis aufs Aeußerste in allen ihren heiligsten Gefühlen und natürlichsten Empfindungen Gekränkte geschaffen und zur Empörung geradezu erzogen, wenn nicht gar gedrängt, ja gezwungen. Es ist zwar nicht wahr und kann nicht wahr sein, daß die Juden die ganze ungeheure Bewegung in Rußland entfacht haben — sie müssen eine solche Ueberschätzung ihrer Macht und ihres — Verdienstes um Rußland ablehnen, aber das wird wohl schon wahr sein, daß die Juden entsprechend ihren unverhältnismäßig großen Leiden ein unverhältnismäßig großes Kontingent zu den aus allen Völkern und Ständen sich rekrutierenden revolutionären Scharen gestellt haben dürften.

Alsdann hat das russische Volk durch die gelegentlichen, unter polizeilicher Aufsicht und selbst Anleitung in Szene gesetzten Judenschlächtereien und Plünderungen gründlich gelernt, wie man dergleichen anzufangen hat, und daß bei solchen Expeditionen viel Wodki in die Kehle fließt und manches abfällt, was man nach Hause tragen kann. Sie waren also für das „Straßenregiment" gut vorbereitet. Und nicht nur das Volk, auch die Polizei und Soldaten haben mit der Zeit gelernt, daß den Gesetzen auf das frechste Hohn geboten werden darf, und so haben sie von dieser Erfahrung ausgiebigen Gebrauch gemacht in Meutereien zu Wasser und zu Lande. Ebenso wie der Zivilpöbel schließlich keinen Unterschied machte zwischen Juden und Intelligenz, als es ans Totschlagen ging, machten Polizisten, Gendarmen, Soldaten und Matrosen keinen Unterschied, ob sie ihren Blutdurst und ihre Raubsucht in Kischinew oder in Kronstadt, ob sie sie gegen Juden oder Vorgesetzte befriedigen sollen.

Der in Rußland so ausgiebig betriebene „praktische Antisemitismus", den deutsche Antisemiten verherrlichen, und den die „Deutsche Wacht" in Dresden noch jetzt den Staatsleitungen zu empfehlen die Unverfrorenheit besitzt

hat doch wahrlich sich so vollständig wie nur irgend möglich als verfehlt erwiesen. Er war die Vorfrucht und die Vorbereitung der Schreckenstaten, die wir erlebt haben, und die wir vielleicht noch zu erleben haben werden. Denn noch ist der Vorhang nicht endgültig gefallen. Diejenigen, die hauptsächlich aus antisemitischen Beweggründen das russische Regiment so gelobt haben, sind in nicht geringem Maße mitschuldig, daß der Zar mit seinen Reformen so spät, vielleicht zu spät gekommen ist, also mitschuldig an dem fürchterlichen Vergießen nicht blos jüdischen Blutes.

Russisches aus Deutschland.

Man schreibt uns aus Frankfurt a. M.:

K-r. Der Frankfurter Journalist und Herausgeber der Wochenschrift „Für Wahrheit und Recht“, Herr Gustav Adolf Müller-Czerny, ist kein Jude und stammt auch nicht von Juden ab; sein Blatt, das auf dem Boden einer ausgesprochen nationalen Politik steht, ist nach allen Seiten unabhängig. Dieser Mann hat das Verbrechen begangen, sich zu einer Studienreise nach Rußland zu entschließen, um an Ort und Stelle das Unglück der geknechteten und fortgesetzt mißhandelten jüdischen Bevölkerung kennen zu lernen und gegenüber den dort herrschenden schrecklichen Zuständen auf Abhilfe zu sinnen. Von diesem Vorhaben, das von rein menschenfreundlichen Beweggründen diktiert ist, hat Herr Müller-Czerny seinem Leserkreise in seinem Blatte Mitteilung gemacht. Darob nun ein Entrüstungssturm von antisemitischer Seite. Eine Flut von ehrenkränkenden Zuschriften ist, wie er nunmehr berichtet, über ihn hereingebrochen, in denen er u. a. nach bewährtem Muster mit Prügeln bedroht und für einen ehrlosen Judensöldling erklärt wird. Erstaunt über diese Gesinnung eines — glücklicherweise sehr kleinen — Teils seiner Frankfurter Mitbürger brandmarkt er diese in seinem Blatte mit folgenden Bemerkungen:

„Interessiert sich ein Christ für eine jüdische Sache, weil er kraft seines Standes als Journalist und Schriftsteller sich dazu berechtigt und berufen fühlt, dann fällt man über den Mann her und droht ihm. Das sind doch schon „russische“ Zustände, die man bereits in Frankfurt bekämpfen muß. Unter solchen Umständen kann man eigentlich nicht viel Achtung vor den Menschen der sogenannten „gebildeten Länder“ haben. Wenn die Menschen, denen fortgesetzt Nächstenliebe gepredigt wird, noch so infam sind und gegen Mitmenschen hetzen oder sie wegen völlig christlicher Taten verdammen, nun, da hole der Teufel die ganze Heuchlerbrut.“

Uns setzt ein Vorfall wie der hier erwähnte schon längst nicht mehr in Staunen.

* * *

In fast allen größeren Städten haben sich **Hilfskomitees** zu Gunsten der Familien der ermordeten bezw. beraubten russischen Juden gebildet. In Frankfurt a. M., wo Herr Charles L. Hallgarten an die Spitze des Aktionskomitees getreten ist, haben auch hochangesehene christliche Männer dem Aufruf sich angeschlossen, der u. a. unterzeichnet ist von dem der nationalliberalen Partei angehörenden Oberbürgermeister Adickes, dem Stadtrat H. Flinsch, den beiden Frankfurter Landtagsabgeordneten Funk und Oeser, dem Sekretär des katholischen Charitas-Verbandes, Matti, den Pfarrern Battenberg und Rade und dem Oberkonsistorialrat Pfarrer D. Ehlers; auch der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete für Frankfurt a. M. Schmidt hat den Aufruf mit unterzeichnet. Dieses einmütige Zusammenwirken von Männern der verschiedenen politischen Richtungen und der verschiedensten Konfessionen im Dienste der Humanität verdient aller Orten Nachahmung.

Kundgebungen hervorragender Männer anläßlich der russischen Judenmassacres.

Der Erschütterung über die furchtbaren Metzeleien, deren Opfer viele Tausende von russischen Juden sind, geben hervorragende Männer in Oesterreich ergreifenden Ausdruck in nachstehenden, der „N. Fr. Pr.“ zugekommenen Aeußerungen:

Professor Eduard Sueß, Präsident der Akademie der Wissenschaften.

„Die Nachrichten über die furchtbaren Judenmassacres in russischen Städten müssen jeden humanen Menschen mit Grauen erfüllen.

Graf Witte selbst gesteht nunmehr zu, daß die Unruhen an manchen Orten von den lokalen Behörden verursacht wurden. Dies ist auch wahrscheinlich und ich halte es für denkbar, daß sich in Rußland Personen in öffentlichen Stellungen befinden, welche bei der Judenhetze, wenn sie dieselbe schon nicht direkt unterstützen, so nach ein oder beide Augen zudrücken.

Man sollte es nicht für glaublich halten, daß solche grauenhafte Szenen im zwanzigsten Jahrhundert, im Zeitalter der Humanität, in Europa überhaupt möglich sind. Die schlechtesten und rohesten Instinkte des Pöbels werden aufgeregt und die Habsucht des Mobs ist es, welche nach den Massacres ihre Orgien feiert.

Bei der Lektüre dieser Berichte glaubt man sich in die Zeiten des finstersten Mittelalters zurückversetzt.

Die Freiheitsbewegung in Rußland hat mit diesen Vorgängen nichts gemein. Schnaps und Rassenhaß sind die Triebfedern der Handlungen dieses Pöbels. Trauernd muß die Zivilisation ihr Haupt verhüllen, wenn sie derzeit nach dem kaum befreiten Rußland blickt. Jeder zivilisierte Mensch muß wünschen, daß die Regierung des Grafen Witte sobald als möglich in die Lage kommt, diesen schrecklichen Szenen ein Ende zu bereiten. Die allerletzten Vorgänge in Rußland gereichen diesem Staate wahrlich nicht zur Ehre. Der niedrigste Pöbel ist es, der sich mit den Judenmassacres befleckt. Im Interesse der Ehre und des Ansehens Rußlands ist es zu wünschen, daß es der Staatskunst des Grafen Witte gelingen möge, die junge Freiheit in Rußland zu festigen und menschenwürdige Zustände in diesem großen, von der Natur in so vielen Beziehungen begnadeten Reiche zu schaffen. Das russische Volk ist ein fleißiges Volk, in welchem aber wie in jedem ungebildeten Volke die rohen Instinkte schlummern. Werden diese einmal geweckt, dann ist es sehr schwer, die aufgeregten Massen wieder zur Ruhe zu bringen. Auch hier zeigt sich die Wahrheit des Satzes: „Kein Volk ist schwerer zu regieren als ein ungebildetes.“

Man bildet sich in gewissen Kreisen ein, die Unbildung des Volkes erhalten zu müssen, weil es dann leichter zu regieren. An den russischen Verhältnissen sehen wir, wie falsch diese Meinung ist. Sagte doch schon ein römischer Philosoph so richtig: „Kunst und Bildung sich redlich erworben zu haben, mildert die wilden Sitten“.

Domprälat Professor Dr. Hermann Zschokke, k. k. Sektionschef im Unterrichtsministerium.

„Ich verurteile alle Ausschreitungen, welche unter dem Vorwande der Religion begangen werden.

Ich weiß natürlich nicht, ob die Juden in der einen oder anderen russischen Stadt einen Anlaß zu den Ausschreitungen gemacht haben.

Vom katholischen Standpunkte aus sind jedoch alle Ausschreitungen, welche gegen wen immer begangen werden, auf das schärfste zu verurteilen.

Ich hoffe, daß die russische Regierung die notwendigen Maßnahmen unverzüglich ergreifen wird, um allen Untertanen ihres Reiches den notwendigen Schutz angedeihen zu lassen.

Die russische Regierung, an deren Spitze derzeit Graf Witte steht, wird hoffentlich soviel Talent haben, um ehestens die Ruhe in Rußland wieder herzustellen. Mit Feuer und Schwert vorzugehen, ist eine Barbarei, gegen die man sich nicht entschieden genug wenden kann.

Dr. Paul v. Zimmermann, evangelischer Pfarrer A. B.

„Die Judenmassacres in Rußland sind eine wahre Schande für die Menschheit, und man muß es tief bedauern, daß so etwas überhaupt möglich ist.

Zu beklagen ist es aber auch, daß man es in Rußland nicht versteht, mit allen Mitteln — sei es der Belehrung und, wenn das nicht hilft, der Gewalt — derartigen Entsetzlichkeiten Einhalt zu gebieten.

Ein Staat, der solche Vorgänge nicht hintanhalten kann, beweist, daß er noch auf einer ungeheuer tiefen Kulturstufe steht. Man glaubt sich bei der Lektüre der entsetzlichen Nachrichten aus russischen Städten in das Mittelalter rückversetzt, wo derartiges leider — und dazu noch im Namen Gottes — möglich war.

Solche Vorgänge müssen die Meinung erwecken, daß Rußland in seiner Kultur noch um 500 Jahre gegen den Staat zurücksteht, an den es grenzt. Seit Jahrhunderten haben wir in Westeuropa diesen Standpunkt glücklicherweise überwunden.

Eigentlich müßte die ganze zivilisierte Menschheit lauten und flammenden Protest gegen diese Judenmassacres einlegen.

Ich verstehe es wahrhaftig nicht, wieso andere Staaten und Regierungen so etwas geschehen lassen können, ohne im Namen der Menschen Einspruch zu erheben.

Ein Schrei der Empörung muß sich jedem fühlenden Menschenherzen entringen. Wer auch nur eine Ahnung davon hat, was Christentum und Menschlichkeit ist, muß gegen diese abscheulichen Vorgänge in Rußland seine Stimme erheben.

Ich hege die Ueberzeugung, daß bei einigem guten Willen der maßgebenden Kreise in Rnßland derartige schändliche Missetaten zu verhüten sind. Die Schuldigen müßten ohne Rücksicht auf ihre Stellung der verdienten Strafe zugeführt werden. Leider aber scheinen die herrschenden Kreise in Rußland es vielfach ganz gerne zu sehen, wenn einige tausend Juden hingeschlachtet werden.

Die Vorgänge in Rußland sind ein Anachronismus, der in unserer Zeit jedem wahrhaft Gebildeten unverständlich erscheinen muß. Möge endlich doch auch dieser Staat sich aus diesem Wust der Intoleranz, des Aberglaubens und des falschverstandenen Christentums erheben zur Zivilisation und Menschlichkeit, damit er von den anderen Staaten als ein ebenbürtiger betrachtet werden könne.

Die letzten Ereignissen in Rußland drücken dieses Reich aber herab auf das Niveau mancher Gebietsteile Afrikas, wo die Fremdlinge „geopfert" werden".

Gespräch mit dem päpstlichen Nunzius.

Ein Mitarbeiter der „N. Fr. Pr." wurde von dem päpstlichen Nunzius Fürsten Belmonte empfangen. Das Gespräch kam auf die furchtbaren Judenmassacres in Rußland, und der Nunzius äußerte sich über dieselben wie folgt:

„Es ist wohl selbstverständlich, daß ich diese entsetzlichen Greueltaten verdammen muß. Ich tue es als Mensch und als Priester und bedauere es tief, daß der Fanatismus solche unmenschliche Formen anzunehmen vermag.

In unserer so tief aufgeregten Zeit halte ich es insbesondere für die Aufgabe aller Priester, wo immer solche fanatische Regungen entstehen, sie im Keime zu ersticken.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß Judenverfolgungen dem Geiste des Christentums entgegen sind. Die Päpste haben sich im Laufe der Jahrhunderte wiederholt gegen Ausbrüche des Fanatismus, die sich etwa gegen die Juden kehrten, ausgesprochen. Ich erinnere auch daran, daß der nun verstorbene Kardinal Manning, Erzbischof von Westminster, eine Zierde unserer Kirche, vor gar nicht so langer Zeit, als es auch damals Judenverfolgungen in Rußland gab, seine Stimme gegen die Unterdrücker und zu Gunsten der Opfer dieses Fanatismus erhob. Wer nun sollte darüber anders denken, wenn er solchen Entweihungen alles menschlichen Empfindens gegenübersteht?

Zu dem Abscheu vor dieser Grausamkeit muß sich heute das tiefste Mitleid mit den Opfern gesellen, und Erbarmen muß sich regen in allen fühlenden Seelen.

Wie gesagt, die Kirche kann von dem Standpunkte der allumfassenden Liebe aus solche unheilvolle Taten nur mißbilligen.

An den Dienern der Kirche ist es allerwärts, wo immer die Wogen erregt sind, Oel auf dieselben zu schütten.

Diese Mission der Liebe muß in allen Zeiten unter allen Umständen erfüllt werden. Es ist auch zu spät, daß sie erst dann einsetze, wenn grausame Taten schon geschehen sind. Der liebevolle Priester, der seiner Mission sich bewußt ist, darf den Fanatismus gar nicht aufkommen lassen.

Auch in Oesterreich-Ungarn, wo derzeit die Wogen der nationalen und sozialen Konflikte hochgehen, ist es die Aufgabe der Diener der Kirche, mildernd und sänftigend auf die Kämpfenden einzuwirken und liebevoll zwischen den streitenden Teilen auszugleichen. Der Priester muß sich dem Heil aller Seelen mit gleicher Kraft weihen und darf nicht dem ausschließlichen Interesse einzelner Parteien dienen".

Folgende Depesche aus Teschen ist der „N. Fr. Pr". zugekommen:

Superintendent Dr. Theodor Haase, Mitgl. des Herrenhauses.

„Der Mensch ist ein Engel, der auf einer Bestie reitet. Aber wehe dem Engel, wenn das Tier mit ihm durchgeht. Unwillkürlich mußten mir diese Worte einfallen, welche ich nach Jean Paul aus dem Gedächtnis zitire, wenn ich von den sich immer wieder erneuernden Grausamkeiten gegen die Juden in Rußland lesen muß.

Mütter, die in Gegenwart ihrer Kinder, Kinder die in Gegenwart ihrer Mütter hingeschlachtet wurden, durch Flammen verwüstete Stadteile, Vermögen, welche den Gesamtertrag des arbeitsamen Lebens repräsentieren und vernichtet wurden, solche Schreckenstaten erfüllen uns mit Scham und Grauen.

Die Toten können wir nicht wieder lebendig machen, aber es wird die Ehrenpflicht aller nicht semitischen Völker sein, sich der frierenden, hungernden Obdachlosen barmherzig anzunehmen, und auf diese Art den Schaden wenigstens teilweise gut zu machen, welcher ihnen durch den Mißbrauch des christlichen Namens zugefügt worden ist. Haase".

* * *

Ueber eine Sympathiekundgebung für die russischen Juden wird aus London, 14. Rooember gemeldet: In einer gestern in der Memorial Hall abgehaltenen Versammlung oon Juden, in welcher gegen die Ausschreitungen gegen die Juden in Rußland Protest erhoben wurde, ist folgendes Telegramm Balfours verlesen worden: „Die Regierung Seiner Majestät hat mit Bedauern und Entsetzen von den Judenmassacres gehört und bereits alle Maßregeln ergriffen, welche geeignet erscheinen, das Ungemach zu mildern".

Aehnliche Telegramme sind von Lord Rosebery, Chamberlain, Asquith, Lord Rothschild, den Erzbischöfen von Canterbury und Westminster und anderen angesehenen Persönlichkeiten eingegangen.

Andrew D. White über die Juden und Judenverfolgungen in Rußland.

Zu den interessantesten Kapiteln in den Lebenserinnerungen des ehemaligen Botschafters der Vereinigten Staaten zu Berlin, Andrew D. White, gehören diejenigen, in welchen er seine Erlebnisse und Beobachtungen als Gesandter in Rußland während der Jahre 1892/94 schildert. Aus diesen vor einiger Zeit in englischer Sprache veröffentlichen zweibändigen Memoiren ist kürzlich im Verlage von R. Voigtländer zu Leipzig unter dem Titel „Aus meinem Diplomatenleben" eine auszugsweise Uebersetzung erschienen, in der sich die folgenden grade angesichts der neusten Vorkommnisse bemerkenswerten Ausführungen über die Juden und Judenverfolgungen in Rußland finden:

„Auf meinem Wege nach Petersburg blieb ich einige Tage in London und begegnete dort verschiedenen bekannten Persönlichkeiten. Vor allem entsinne ich mich eines Lunch bei Lord Rothschild, mit dem ich ein sehr interessantes Gespräch über die Behandlung führte, welche den Juden in Rußland zu Teil würde und die ihn tief niederzudrücken schien. Er sprach mit außerordentlichem Nachdruck über die Judenfrage und behauptete, die Hauptursache der Judenverfolgungen in Rußland müsse darin gesucht werden, daß die Juden mäßig, umsichtig und sparsam seien. Was den Vorwurf anbeträfe, daß sie den Bauernstand ausplünderten, so folgten sie darin nur dem Beispiel der Quäker in England, die auch landwirtschaftliche Maschinen anschafften und diese für sich arbeiten ließen. Mit Wuchergeschäften gäben sie sich viel weniger ab als viele Christen. Die öffentliche Meinung sollte es zu verhindern suchen, daß die Judengesetze von Jahr zu Jahr verschärft würden. . . .

Ich muß gestehen, daß ich bei der Revision dieses Kapitels (1905) im höchsten Grade darüber erstaunt bin, daß, wie ich aus anscheinend glaubwürdigen Quellen erfahre, das Haus Rothschild im Augenblick eine große Anleihe vermittelt, die Rußland in den Stand [illegible] in Bezug auf Japan, China, Armenien, Fi[illegible] baltischen Prooinzen und die jüdische Bevölkerung [illegible] gewohnter Weise vorzugehen. Keine Maßnahme in der ganzen Welt kann so antisemitisch wie diese sein.

Einige Tage darauf sprach Sir Julian Goldschmidt bei mir vor. Ich muß bekennen, daß dieser Mann einen

viel nachhaltigeren Eindruck auf mich gemacht hat als der Chef des berühmten Hauses Rothschild. Goldschmidt hatte nichts von einem Parvenu, einem geadelten Millionär an sich, sondern schien mir von Kopf bis zu Fuß ein Gentleman zu sein. Er drückte mir sein tiefes Mitgefühl mit den einer so schmählichen Bedrückung unterworfenen Juden in Rußland aus. Er beklagte die Vergewaltigungen, denen sie, insbesondere in Bezug auf die Wehrpflicht ausgesetzt sind; er verurteilte es scharf, daß man die russischen Juden im Laufe der Zeit immer mehr und schließlich ganz und gar von allen Berufszweigen ausgeschlossen und sie in Moskau aller ihrer Besitztümer beraubt hätte. Sie hätten dort binnen wenigen Tagen die Stadt verlassen müssen, ohne ihr Vermögen flüssig machen zu können."

Aus dem antisemitischen Lager.

×× **Akademisches.** Der Goslarer Kartell-Verband naturwissenschaftlicher und medizinischer Vereine an deutschen Hochschulen, dem zur Zeit 19 Vereine an verschiedenen Universitäten des Reiches angehören, beschäftigte sich auf seinem letzten Verbandstage auch mit der „Judenfrage". Den Anlaß dazu gab eine vom Königsberger Alt-Herrenverband des Kartells eingebrachte Resolution, die folgenden Wortlaut hatte: „Von politischen und konfessionellen Fragen hält sich der Verband grundsätzlich fern." In der Begründung zu diesem Antrage wurde ausgeführt, daß bereits in früheren Jahren und auch auf dem vorherigen Kartelltage ein Antrag angenommen worden war, der besagte: „Bei der Aufnahme neuer Vereine in den Goslarer Kartell-Verband soll von dem Prinzip ausgegangen werden, daß einzelne Alte Herren Juden sein können, daß aber Juden als aktive Mitglieder nicht aufgenommen werden dürfen." Diese Erklärung wurde auf dem vorletzten Verbandstage mit Stimmenmehrheit zum Beschluß erhoben. Gegen sie wendet sich der Antrag der Königsberger Alten Herren. Der intolerante Beschluß erregte seinerzeit besonders bei den Alten Herren des Verbandes großes Befremden und rief scharfen Widerspruch hervor. Es wurde klar und deutlich erklärt: „Keineswegs dürfe durch prinzipielle Ausschließung jüdischer Kommilitonen die Parteipolitik der Antisemiten und der Konfessionalismus begünstigt werden, gegen den ja gerade die jüngste Bewegung an den Hochschulen Deutschlands gerichtet sei." Dementsprechend wurden daher dem diesjährigen Kartelltage zwei Anträge in folgender Form vorgelegt: 1. „Von parteipolitischen Fragen hält sich der Verband grundsätzlich fern. 2. Desgleichen von religiösen; insbesondere soll niemandem wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentume die Aufnahme verweigert werden."

Es wurde zur Begründung hervorgehoben, daß es eine „Judenfrage" für Deutschland nicht gebe, denn die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens kennen keine andere Nationalität als die deutsche. Sie seien verfassungsmäßig und gesetzlich völlig gleichberechtigt. Die Religion als solche könne bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes nicht in Betracht kommen. Diejenigen, die also gegen die Aufnahme von Juden seien, könnten dies also nur aus Abneigung gegen die jüdische Rasse oder deren Charakter sein. Es sei doch aber sonderbar, wurde weiter ausgeführt, daß diese Abneigung sofort schwände, wenn der betreffende Kommilitone sich taufen ließe. Es bleibe also doch, wie widersinnig es auch sei, die Konfession das Maßgebliche. Und es wäre tief bedauerlich, wenn der trefflichste Kommilitone, dessen Vortrefflichkeit und Charakter vollkommen wären, nicht aufgenommen werden konnte, blos weil ihm der Taufschein fehlte.

Trotz dieser trefflichen Worte wurde zwar der Antrag 1 einstimmig angenommen, der Antrag 2 aber mit Stimmenmehrheit abgelehnt. Gegen die Ablehnung des Toleranzantrages ist aber inzwischen Revision eingelegt worden, so daß zu hoffen ist, daß die „Judenfrage" für den Goslarer Verband doch noch in liberalem Sinne Erledigung findet.

Die A. D. B.-Burschenschaften, denen etwa 17 Vereine an allen deutschen Hochschulen angehören, geben jetzt ein eigenes Verbandsorgan „Die A. D. B.-Zeitschrift" heraus. In einer der ersten Nummern behandelt der Schriftleiter den Kampf um die deutschen Hochschulen und führt dabei unter anderem aus: „Die große antisemitische Bewegung in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat als unerfreuliches Erinnerungszeichen an den deutschen Hochschulen die „Vereine Deutscher Studenten" zurückgelassen. Ihren Ursprung aus einer politischen Strömung haben sie nie weder in ihren Grundsätzen, noch in ihrem Auftreten verleugnet. Auch sie verlegten den Schwerpunkt der Tätigkeit der Studenten auf das politische Gebiet und hielten es für ersprießlich, ihre Mitglieder in eigenen oder öffentlichen Versammlungen durch Partei-Politiker in einseitige Ideenkreise politischen Hasses bannen zu lassen, als den Hauptwert auf eine umfassende wissenschaftliche Vorbereitung auf die Fragen des öffentlichen Lebens zu legen. Wohin derartige Grundsätze führen, hat alljährlich das Auftreten des V. D. St. in den Berliner Lesehallenkämpfen bewiesen, die an der dortigen Universität auf Monate hinaus die Zustände romanischer Hochschulen einführen."

Kröselliana. Daß ein im öffentlichen Leben stehender Mann sich durch ärztliche Atteste im Vorhinein bescheinigen läßt, daß er infolge hochgradiger Nervosität für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann, dürfte — trotz Ben Akiba — noch nicht dagewesen sein. Ein solcher — sagen wir milde — vorsichtiger und weitausschauender Politiker ist der Erkorene der Pyritzer Antisemiten, der Reichstagsabg. und Expastor Krösell. Das „Pyritzer Kreisblatt", das den Inhalt der ärztlichen Atteste genau kennt, durch deren Einreichung Herr Krösell sich hartnäckig den gerichtlichen Verhandlungen bisher entzogen hat, macht auf dieses interessante Faktum aufmerksam. Das Gericht hat es jedoch satt bekommen, sich von Herrn Krösell noch weiterhin zum Narren halten zu lassen und hat, wie mitgeteilt, in einer am 7. d. Mts. stattgefundenen Verhandlung in Stargard beschlossen, gegen Krösell einen Haftbefehl zu erlassen. Das Krösellsche Blatt, das anzunehmen scheint, daß die Immunität der Abgeordneten eine ununterbrochene und lebenslängliche ist, ist hierüber natürlich sehr empört und findet es unverantwortlich, daß das Gericht in dieser Weise „gegen einen Reichstagsabgeordneten" vorzugehen wage. Herr Krösell hat auch sofort Beschwerde beim Justizminister eingereicht und verkündete in seinem Blatt triumphierend, daß „der Justizminister telegraphisch Bericht aus Stargard eingefordert" habe. Die Richtigkeit dieser Meldung war von dem „Pyritzer Kreisblatt" angezweifelt worden. Daraufhin setzt das Krösellsche Blatt mit umständlicher Wichtigkeit auseinander, wie zuvorkommend der antisemitische Abg. Böckler, der sich persönlich beim Justizminister für Krösell verwandt hat, von dem zuständigen Ministerialdirektor — der aus dem Amt scheidende Justizminister sei „bereits mit den Uebergabearbeiten beschäftigt und daher mit der Sache nicht mehr befaßt" — empfangen worden sei, der „sehr ernst wurde, als von gewissen gerichtlichen Vorgängen die Rede war, und betont habe, wenn sich diese Dinge derartig verhielten, sei ein Einschreiten allerdings notwendig". Damit die Leser des antisemitischen Blättchens sich von der hervorragenden Bedeutung der Reichstagsabgeordneten Krösell und Böckler ein deutliches Bild machen können, wird hinzugefügt: „Wenn der Vertreter des „Pyritzer Kreisblattes" oder einer seiner Hintermänner das versuchen wollten, würden sie vermutlich gleich an der Straße vom Portier abgefertigt. Für einen Ab-

geordneten dagegen sind die Türen allenthalben geöffnet . . ." Trotz dieses Selbstbewußtseins hat Herr Kröfell, der aus früheren Verhandlungen weiß, daß es Gerichtshöfe gibt, die nicht mit sich spaßen lassen, es jedoch vorgezogen, die ihm ärztlich anempfohlene „Schonung" im Auslande zu suchen. Er läßt mitteilen, daß er bis auf Weiteres sein Domizil in Malmö aufgeschlagen hat, wo er von der preußischen Polizei freilich nicht so ohne Weiteres koramiert werden kann.

Der Prozeß gegen den antisemitischen hessischen Landtagsabgeordneten Köhler-Langsdorf wegen Beleidigung einer Reihe von behördlichen Personen in der bereits in der vorigen Nummer der „Mitteil." erwähnten Kindesmordaffaire endete mit der Verurteilung Köhlers zu drei Monaten Gefängnis. Der Angeklagte wies in seiner Verteidigungsrede darauf hin, daß er bereits in der Kammer vor dem ganzen Lande seine Interpellation als gegenstandslos zurückgezogen und gleichzeitig revoziert habe, aber ganz könne er doch seine Behauptungen nicht zurücknehmen. Es habe ihm seinerzeit eine Beleidigung der betreffenden Beamten ferngelegen. Er habe in gutem Glauben gehandelt und sich verpflichtet gefühlt, sich der Sache anzunehmen, was auch der Umstand beweise, daß er sich seinerzeit an den Darmstädter Vertreter der seiner Parteirichtung so fernstehenden „Frankfurter Zeitung" um Mithilfe wandte. Die Beweisaufnahme ergab, daß die beleidigten Beamten lediglich ihre Pflicht getan und gegen die betreffenden der Tat verdächtigten Personen mit sehr viel Takt und Schonung vorgegangen sind. Die Entlastungszeugen Köhlers ließen diesen vollständig im Stich, es wurde vielmehr dargetan, daß der Angeklagte lediglich auf Leutegeschwätz hin seiner Phantasie freien Spielraum gewährte, und, wie er selber zugab, ohne Grundlage seine Anschuldigungen formuliert und veröffentlicht hat. Die Urteilsbegründung hebt hervor, der Angeklagte habe in leichtfertiger und frivoler Weise schwere Beschuldigungen gegen Beamte in betreff ihrer Berufstätigkeit geschleudert und nichts weniger und nichts mehr verlangt, als im Falle Goerlach eine Kabinetts-Justiz einzuführen, trotzdem er als Landtagsabgeordneter wissen mußte, daß dies gegen Gesetz und Recht verstößt. Köhler habe versucht, der Justiz in den Arm zu fallen; sein Vorgehen sei geeignet gewesen, die Rechtssicherheit weiter Kreise zu erschüttern. Aus diesen Gründen konnte auf eine Geldstrafe nicht erkannt werden.

Vermischtes.

Juden als Feuerwehrleute. Zur Ergänzung des Artikels in Nr. 44 der „Mitteilungen" wird uns aus Militsch (Schlesien) geschrieben:

„Seit 1878 bis anfangs dieses Jahres hat Herr Georg Oelsner hier das Amt als Brandmeister beider Wehren, sowohl der Pflicht- als auch der Freiwilligen Feuerwehr verwaltet. Letztere ist 1896 von ihm organisiert worden. Es sollen beide Wehren nach wiederholt stattgefundenen Prüfungen seitens der Kreis-Verbandmeister, der Königlichen Regierung zu Breslau und der hiesigen städtischen Behörden gut funktionieren. Leider mußte Herr Oelsner krankheitshalber das ihm sehr lieb gewordene Brandmeisteramt dieses Jahr niederlegen. Man ernannte ihn zum Ehrenbrandmeister.

Beiläufig sei noch erwähnt, daß Herr Oelsner auch langjähriger Vorsitzender des Militscher Bienenzüchtervereins, des hiesigen Bürgervereins seit mehr als 25 Jahren ist, und nach ebenfalls 25 jähriger Mitgliedschaft im Vorstand des Kriegervereins, für dieselbe ein schmeichelhaftes Anerkennungsdiplom vom Deutschen Kriegerbund erhalten hat. Er war ferner lange Jahre Stadtverordneter und ist seit 1878 Mitglied des Magistrats".

Die Beseitigung eines antisemitischen Schildes. Das Badische Ministerium hat dem Wirt Jacob Albietz in Oberlauchringen das Schild mit der Aufschrift „Jüdischer Besuch höflichst verbeten" verboten.

Ein jüdischer Ministerialrat in Ungarn. Das Budapester Amtsblatt meldet die Ernennung des Redakteurs und Schriftstellers Josef Veczi zum Honorar-Ministerialrat im ungarischen Ministerium. Josef Veczi war bisher Abgeordneter und legte sein Mandat nieder. Der neue Ministerialrat hatte wiederholt Gelegenheit, öffentlich für das Judentum einzutreten. Er bekämpfte die antisemitischen Lügen mutig im Parlament und in der Presse und mußte wiederholt wegen der Schärfe seiner Polemik Prozesse führen. Als ein klerikaler Gegner ihn höhnisch an sein Judentum erinnerte, reagierte er darauf mit folgenden Worten: „Daß ich als Jude geboren wurde, ist nicht mein Verdienst; daß ich aber Jude bin, das erfüllt mich mit unendlichem Stolze und ich werde mich immer bestreben, dieses Namens würdig zu bleiben." Josef Veczi ist seinem Worte nicht untreu geworden, dessenungeachtet ist er heute königl. ungarischer Ministerialrat. Josef Veczi ist am 6. November 1859 in Arad geboren, erwarb sich in jungen Jahren einen guten Namen als ungarischer Dichter und ist seit 1877 berufsmäßiger Journalist und Redakteur bei den hervorragendsten Budapester Tagesblättern. Er war auch bis vor einigen Tagen Präsident des Budapester Journalistenverbandes.

London, 7. November. Mit dem Bischof Ellicot, dessen Tod in den Blättern kürzlich gemeldet wurde, ist ein Edler hingegangen, dessen Menschenliebe und Rechtsgefühl ihn stets auf die Seite der unterdrückten Juden getrieben haben. Der Name des Bischofs von Gloucester war mit allen seit 1872 in London stattgehabten großen Kundgebungen zugunsten der Juden eng verknüpft. Schon im Jahre 1872, als zum erstenmale die rumänische Regierung eine allgemeine und heftige Judenverfolgung veranstaltete, fand auf Veranlassung eines unter Sir Francis Goldschmidt bestehenden Komitees im Mansion House ein Riesenmeeting statt, in welcher der Bischof von Gloucester folgende Resolution beantragte: „Die Gerechtigkeit fordert es, daß alle in ihrer Person oder in ihrem Eigentum geschädigten Juden von der rumänischen Regierung Schadenersatz erhalten. Ferner soll, um die Juden gegen zukünftige Mißhandlungen zu schützen, die rumänische Regierung auf Grund der bestehenden Verträge gehalten werden, diesen die gleichen Rechte mit den anderen Bürgern zu gewähren." Zur Begründung dieses Antrags wies der Bischof darauf hin, daß seine Resolution zweierlei fordert, Schadenersatz für die Vergangenheit und Garantie für die Zukunft. Die englische Regierung müsse mit dem moldauischen Fürstentum ein deutliches und energisches Wörtchen sprechen. Die geschädigten Juden müßten, soweit ein Mensch für erlittene Unbill entschädigt werden kann, schadlos gehalten werden. Ferner müsse die englische Regierung darauf bestehen, daß die Juden in Rumänien von den dortigen Behörden in Zukunft wirksam geschützt werden. Die Regierung von Rumänien müsse belehrt werden, daß sie für alle Verfolgungen, die in ihrem Lande gegen die Juden stattfinden, vor Gott und den Kulturvölkern verantwortlich ist. Helfen Mahnungen nicht, so müsse man sich an die Oberherrin Rumäniens, an die Türkei wenden, und von dieser Garantie für den für die Juden nötigen Schutz erhalten. Mögen die Männer an der Spitze der Regierung fest und entschieden auftreten. Mögen sie alles tun, was in ihrer Macht liegt, ernste und

sympathische Engländer, noch mehr aber ehrliche Christen zu sein. Zehn Jahre später brach die erste Judenverfolgung in Rußland aus. Damals war Bischof Ellicot auf Seite der Verfolgten. In dem großen Meeting im Mansion House drückte er seinen Abscheu gegen die Grausamkeit aus, mit welcher man in Rußland die Juden mißhandelt. Auch in der Versammlung in Guild Hall im Jahre 1890 fehlte Bischof Ellicot nicht.

Das Deutschtum im Auslande.

Die Rechnungslegung über die Zahl der Deutschen im Auslande schließt ab mit einer Bilanz großer Verluste. Hält man sich gegenüber, wie viele im Laufe der Jahrhunderte aus Deutschland hinausgezogen sind in alle Teile der Erde, und was man heute an wirklichem Deutschtum in fremden Ländern vorfindet, so muß das Ergebnis dieser Vergleichung, so schreibt die „Köln. Ztg.", mit tiefer Wehmut erfüllen über die gewaltigen Massen der Ausgewanderten, die im Auslande verkommen sind, die den Zusammenhang mit dem Vaterlande nach wenigen Menschenaltern schon verloren haben oder ganz in andere Völker und Rassen aufgegangen sind. So sind im 19. Jahrhundert allein über 5 Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten von Amerika gegangen, nur $1^3/_4$ Millionen weniger als Engländer und Irländer, und im Jahre 1900 lebten dort sogar 7 832 681 Personen, deren Eltern in Deutschland geboren waren, während zu gleicher Zeit die Zahl der direkten Abkömmlinge von englischen und irischen Eltern infolge ihres viel geringeren Kinderreichtums nur noch 7047318 ausmachte. Diesen Zahlen nach müßte heute das Deutschtum in den Vereinigten Staaten hinter dem Angelsachsentum nur wenig zurückstehen; aber trotzdem ist Amerika im Grundcharakter durchaus angelsächsisch; trotzdem haben die Deutschen dort keine eigenen Kolonien, keine politische Selbständigkeit, und selbst von ihrem Volkstum haben sich Millionen nichts mehr bewahrt. Nicht viel besser ist es mit zahlreichen deutschen Auswanderern gewesen, die nach anderen Ländern gezogen sind.

Man wird sich des Gedankens an diese Verluste nicht entschlagen können, wenn man die Statistik der Deutschen im Auslande betrachtet, die auf Grund der neuesten amtlichen Zählungen vor kurzem in den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches mit einem eingehenden Bericht des kaiserlichen Regierungsrats Professor Dr. Zahn veröffentlicht worden ist. Ihre Ermittelungen beschränken sich allerdings auf die Auslandsdeutschen, die im Deutschen Reiche geboren sind, sowie auf die, welche die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen; sie umfassen also, indem sie lediglich Personen nachweisen, die in einem bestimmt umgrenzten und ziemlich engen Verhältnisse zum Deutschen Reiche stehen, nur einen Teil, gleichsam den Kern unseres Volkstums im Auslande und müssen deshalb naturgemäß kleinere Zahlen liefern als weitergehende Erhebungen über das Deutschtum im Auslande erbringen würden. Aber die $3^1/_2$ Million im Auslande lebenden deutschen Reichsangehörigen und Reichsgebürtigen, welche das Ergebnis dieser Statistik bilden, bleiben doch sehr weit zurück hinter den Schätzungen des deutschen Volkstums in fremden Staaten, die man nach den Kennzeichen der gemeinsamen Sprache und Abstammung angestellt hat, und die auf mehr als 29 Millionen Deutsche außerhalb des Deutschen Reichs, darunter 16 Millionen in Oesterreich-Ungarn, Rußland und der Schweiz, rund 1 Million im übrigen Europa und 12 Millionen in außereuropäischen Ländern führen. In der großen Abweichung der Zahlen liegen die Fehlbeträge unseres Reiches an deutschem Volkstum. Kein anderes Volk hat annähernd so viele seiner Stammesangehörigen außerhalb seines Herrschergebietes in allen Ländern der Erde verstreut wohnen wie das deutsche.

Freilich ist es bei dem gegenwärtigen Stande der meisten ausländischen Statistiken heute noch nicht möglich, dazu ein lückenloses und durchweg gleichartiges Material beizubringen; aber trotz dieser Schwierigkeiten bieten die erwähnten Ermittlungen des kaiserlichen statistischen Amtes eine Fülle wertvollster Daten mit eingehenden Nachweisungen über die geographische Verteilung der Auslandsdeutschen auf der Erde, über die jüngsten Veränderungen ihrer Zahl, über ihre Herkunftsgebiete, über Geschlecht, Alter, Familienstand, Religionsbekenntnis und ihre beruflichen Verhältnisse. Insgesamt wurde nach ihnen für 3 029 514 Personen im Auslande die deutsche Reichsgebürtigkeit und 700 710 die deutsche Staatsangehörigkeit nachgewiesen. Gleichzeitig dürften als Reichsgebürtige und als Reichsangehörige dabei ungefähr 200 000 Personen gezählt sein, so daß man annehmen kann, daß heute der Geburt und der Staatsangehörigkeit nach rund $3^1/_2$ Millionen Reichsdeutsche im Auslande leben.

Abgesehen von den Nachbarländern des Reiches, wo naturgemäß die Zahl der Deutschen groß ist, hat also das Deutschtum die stärkste Verbreitung in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Großbritannien, Australien, Kanada, Argentinien, Brasilien und andern südamerikanischen Staaten. Namentlich treten die Vereinigten Staaten von Amerika sehr hervor. Aber es darf bei ihnen nicht vergessen werden, daß nur sehr wenige der dort nachgewiesenen Deutschen tatsächlich noch als Reichsangehörige gelten können. Zur großen Mehrzahl betrachten sie sich selbst nicht mehr als solche, sondern suchen sobald als möglich das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben. So hatten nach dem Zensus von 1900 nur 8 Prozent der dortigen Deutschen diese Absicht weder verwirklicht noch erklärt. Wenn man also überschläglich berechnen will, was von dem Deutschtum im Auslande durch eine praktisch mögliche Staatsangehörigkeitspolitik dem Reichsverbande heute noch erhalten werden könnte, so wird man die erwähnte Zahl der $3^1/_2$ Millionen noch ganz erheblich — vielleicht auf kaum ein Drittel — vermindern müssen. Alles andere ist für ernsthafte politische Erwägungen unwiederbringlich verloren, soweit es nicht durch die Verbreitung deutscher Sprache und Sitte, deutschen Geistes und deutscher Waren dem Mutterlande noch Nutzen bringt, im Sinne jener träumerischen Worte Geibels, daß „am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen" solle.

Wie es gekommen ist, daß so viel vom Deutschtum im Auslande verloren gegangen ist, das sind altbekannte Gründe. Die politische Zerrissenheit unseres Vaterlandes bis in das letzte Viertel des verflossenen Jahrhunderts und der Hader der politischen Parteien im neuen Deutschen Reiche haben ebenso dazu beigetragen wie die geringe Entwicklung des Nationalgefühls im Deutschen, seine Vorliebe für das Fremde und seine politische Gleichgültigkeit.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 47. Berlin, 22. November 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbureau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3878.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat D. Ernst, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Antisemitische Renaissance?

Die deutschsoziale Spielart des Antisemitismus hat in Mitteldeutschland, wo einst der politische Antisemitismus seine ersten Wahltriumphe feierte, bei zwei Nachwahlen zum Reichstage Erfolge zu verzeichnen gehabt. Auf Schmalkalden-Eschwege ist Eisenach-Dermbach gefolgt. Es hieße Vogelstraußpolitik schlimmster Art treiben, wollte man über diese beiden Erfolge sich mit dem schwachen Trost hinwegsetzen, daß diese Siege nur die wüste Agitation der Antisemiten ermöglicht habe. Eine Untersuchung der tieferen Gründe für diese bedauernswerte Erscheinung ist um so notwendiger, als es gilt beizeiten auf gewisse Vorgänge hinzuweisen, die die Gegner des Antisemitismus bei den nächsten Wahlen gerade in Mitteldeutschland leicht zu neuen Enttäuschungen und Niederlagen führen könnten.

Bei den allgemeinen Wahlen 1903 erlitt in Mitteldeutschland die antisemitische Reformpartei eine kräftige Niederlage. Sie mußte die 3 Kreise Alsfeld-Lauterbach, Gießen und Marburg auf ihr Verlustkonto buchen und hatte diesen Verlusten keinerlei Gewinn gegenüberzustellen. Die Deutschsozialen, die Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg, verloren Waldeck, gewannen aber dafür Kassel. Die Stöckerschen Christlichsozialen behaupteten nicht nur trotz scharfer Bekämpfung durch die Nationalliberalen im ersten Wahlgange Siegen-Wittgenstein-Biedenkopf, sondern gewannen auch noch den Kreis Dillenburg-Herborn hinzu. Im Reichstag schlossen sich die Deutschsozialen und Christlichsozialen zu der Fraktion der „Wirtschaftlichen Vereinigung" zusammen, der auch die Abgeordneten des Bundes der Landwirte sowie die verschiedenen Bauernbündler beitraten. Die „Reformer" bildeten eine Gruppe für sich. Anfangs nahm man an, die Wirtschaftliche Vereinigung sei aus dem Bestreben verschiedener kleiner reaktionärer Gruppen, Fraktionsrechte zu erlangen, entstanden. Die Folgezeit hat jedoch dem aufmerksamen Beobachter des politischen Parteigetriebes klar gezeigt, daß der Daseinszweck dieser reaktionären Vereinigung noch ein anderer ist. Sie ist eine Filiale des Bundes der Landwirte. Und in Wahlkreisen, wo der Bund nicht selbständig auftreten möchte oder ein selbständiges Auftreten für aussichtslos hält, schiebt er einen Kandidaten der Wirtschaftlichen Vereinigung vor, der je nach der wirtschaftlichen Struktur des Wahlkreises sich der christlichsozialen, deutschsozialen, Mittelstands- oder keiner Partei zurechnet. Der letztere Fall traf auf die Nachwahl in Frankfurt a. Oder zu, wo der Bund den Friedensstörer gegen Bassermann zu spielen sich genierte und den General v. Jagwitz als Kandidaten der Wirtschaftlichen Vereinigung vorschob. Herr Rahardt, der Gründer der famosen Mittelstandsvereinigung, trat bei der Nachwahl in Aschersleben-Kalbe als vom Bunde der Landwirte unterstützter Mittelstandsmann mit dem Versprechen auf, sich im Fall seiner Wahl der Wirtschaftlichen Vereinigung anzuschließen. Am meisten profitieren aber von diesem raffiniertem System die Antisemiten und zwar vorwiegend in Mitteldeutschland.

In den vorwiegend ländlichen Kreisen kandidieren Leute der Liebermannschen Richtung, die ja offiziell auf dem Programm des Bundes der Landwirte steht. In industriellen Kreisen treten dagegen die Kandidaten der Wirtschaftlichen Vereinigung als Christlichsoziale auf und verweisen als solche auf ihr Arbeiterprogramm, wie das beispielsweise bei der Essener Nachwahl durch Herrn Behrens geschah. Braucht man in ländlichen Kreisen mit starkem industriellen Einschlag Arbeiter- und Bundesprogramm, so scheut die antisemitische Demagogie auch nicht vor einem traulichen Gemisch zurück. So kandidierte z. B. Herr Raab in Eschwege-Schmalkalden bei der Nachwahl als „christlich deutschsozialer" Kandidat. Aehnlich verfuhr Herr Schack jetzt in Eisenach-Dermbach. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß man bei der Reichstagswahl für zahlreiche Kreise, namentlich in Mitteldeutschland, auf antisemitischer Seite durch dieses raffinierte Vorgehen auf eine Renaissance des Antisemitismus hofft. In dem industriellen Kreise Wetzlar-Altenkirchen ist vor 14 Tagen der „Christlichsoziale" Franz Behrens als Kandidat für die nächste Reichstagswahl proklamiert worden. In Marburg tauchte im Frühjahr d. Js. der Beamte des Bundes der Landwirte, Dr. Böhme, als deutschsozialer Kandidat auf. In Nr. 273 des vorjährigen Stöckerschen „Volk" stand ein Bericht über eine Versammlung des christlichsozialen Abgeordneten Dr. Burckhardt in Mündersbach (Westerwald), in dem es hieß: „Auch ein Vertreter des Bundes der Landwirte sprach anerkennende Worte und versicherte, daß bei der nächsten Wahl der Bund den christlichsozialen Kandidaten unterstützen und nicht wieder einen eigenen aufstellen würde." Auf der hessischen Provinzialversammlung des Bundes der Landwirte in Wabern (Herbst 1904) erklärte der Bundes-Geschäftsführer Buhl, der Bund würde bei den nächsten Wahlen in Hessen keinen Konservativen, sondern nur Antisemiten unterstützen. Hierzu kommt noch, daß die Antisemiten überall auf die

Unterstützung der Mittelstandsvereinigung rechnen können. Die jüngst bekannt gewordene Wahlkreisverteilung zwischen Bund und Mittelstandsvereinigung scheint mit all dem Geschilderten zusammenzuhängen. Auch sonst wird diese ganze reaktionäre Sippschaft sich auf wirtschaftliche Organisationen stützen. Die Ortsgruppen des **deutschnationalen** Handlungsgehilfenverbandes werden überall freiwillige Wahlhelfer abgeben. Die „christlichnationale" Arbeiterbewegung, für die Herr Stöcker so eifrig wirbt, gründet Ortsgruppen fast nur in den in Betracht kommenden Wahlkreisen. All diesen Tatsachen können und dürfen sich die Gegner des Antisemitismus nicht verschließen. Sie müssen für die nächste Wahl mit einem geschlossenen Vorgehen der Reaktionäre von Diedrich Hahn bis Stöcker, von Liebermann von Sonnenberg bis Rahardt rechnen, und welche Perspektiven sich da eröffnen, das zeigen die beiden Nachwahlen von Eschwege-Schmalkalden und Eisenach.

Kurz muß in diesem Zusammenhange noch der antisemitischen „Reformpartei" gedacht werden. Diese scheint in Mitteldeutschland in Verfall zu geraten, was sich die deutschsoziale „Bruderpartei" zu nutze macht. Die reformerischen „deutschen Vereine" in Gießen und Frankfurt sind zu den Deutschsozialen übergegangen. In Eisenach sowohl wie auch anscheinend in Marburg haben die Deutschsozialen die Reformer zu verdrängen versucht. Im Großherzogtum Hessen hat der früher reformerische hessische Bauernbund im Bunde der Landwirte Unterschlupf gesucht. Sein Blatt, die „Volkswacht" wird jetzt vom Bunde ausgehalten. Da die Führer zu gleicher Zeit in dem Deutschen Verband ländlicher Genossenschaften, der unter der Leitung des nationalliberalen Reichstags- und Landtagsabgeordneten Geheimrat Haas steht, fette Posten erhalten haben, so ist die politische Aktionskraft des Bauernbundes sehr beschränkt. Er darf seine Front nur gegen Nationalliberale, die nicht vom Bunde der Landwirte unterstützt werden (deren gibt es in Hessen nicht viel), und gegen Freisinn und Sozialdemokratie richten. Diese Abhängigkeit hat bei den in voriger Woche erfolgten Landtagswahlen besondere Erfolge verhindert. Hat er doch sogar seinem „Brotherrn" Geheimrat Haas, dessen alter Wahlkreis Pfungstadt von den Sozialdemokraten erobert worden ist, einen sicheren bauernbündlerischen Kreis, Reichelsheim-Fürth, abgetreten.

Die Reformpartei dürfte kaum aus der jetzigen Krise bis zu den nächsten Reichstagswahlen neu gestärkt hervorgehen. Für die Gegner des Antisemitismus ist aber kein Grund zur Freude darüber vorhanden. An Stelle der Reformer werden Kandidaten der „Wirtschaftlichen Vereinigung" treten, die mit all dem Raffinement, der Doppelzüngigkeit und Demogogie, die sie bisher auszeichnete, und last not least mit dem Gelde des Bundes der Landwirte ihr Hetzhandwerk ausüben werden. Gegenwärtig bestreiten ja die Deutschsozialen, vom Bunde auch finanziell unterstützt zu werden. In Volksversammlungen ist es natürlich kompromittierlich, wenn auf die Bundesgelder hingewiesen wird. Man hat aber einen Modus gefunden, der einem weiten Gewissen gestattet, während der Wahlbewegung die finanzielle Hilfe des Bundes zu leugnen. In einem köstlichen Eiertanz, den wegen dieses Umstandes aus Anlaß der Wahl in Eisenach der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg in der „Deutschen Tageszeitung" aufführt, findet sich folgender belustigender Satz:

„Der Bund hat **bisher** zu unserer Agitation keinen Pfennig beigesteuert."

Das mag stimmen. Die Wahlunkosten kann man aber auch beim Bunde liquidieren.

Für die entschieden liberalen Parteien, wie für alle Gegner des Antisemitismus heißt es bei den nächsten Wahlen wachsamer denn je auf dem Posten zu sein. Und zwar jetzt schon. In allen in Betracht kommenden Kreisen muß bis ins kleinste Dorf hinein der in der verschiedentlichsten Maskierung auftretende große Volksbetrug gebrandmarkt werden. Was hilft es, über die wüste Agitation der Antisemiten zu klagen? Es muß gearbeitet werden. Daß auf diesem Wege Erfolge noch erzielt werden können auch gegen den Antisemitismus, haben bei den letzten Reichstagswahlen die Wahlkreise Marburg und Waldeck gezeigt.

Aber ebenso wichtig wie Arbeit ist eine loyale Verständigung zwischen den als grundsätzliche Gegner des Antisemitismus in Betracht kommenden Parteien. Wenn diese nach Eisenach in den verschiedenen bedrohten Kreisen ausbleibt, könnte man allerdings nur sehr trübe in die Zukunft blicken.

Wie die Antisemiten Reichstagsmandate erlangen!

Die Reichstagsstichwahl in Eisenach hat ein überraschendes und tief bedauerliches Resultat ergeben. Der Wahlkreis ist zum erstenmale seit Bestehen des Deutschen Reiches an die Reaktion übergegangen und das nicht etwa, weil die Majorität der Wählerschaft irgendwelche reaktionäre Neigungen hat, sondern nur, weil es den Machenschaften der vereinigten Bündler und Antisemiten gelungen ist, weite Kreise der Wählerschaft in den Wahn zu versetzen, als ob die Antisemiten das „Vaterland, das in Gefahr" sei, retten müßten. So erklärt sich auch die überaus große Wahlbeteiligung in den ländlichen Ortschaften, die in der Stichwahl plötzlich ganz verblüffende Majoritäten für den Antisemiten Wilhelm Schack brachte. Es ist zweifellos, daß die von verschiedenen Seiten stark aufgebauschten Demonstrationen, zu denen sich bedauerlicherweise einzelne jugendliche Arbeiter nach einer antisemitischen Wählerversammlung, am Mittwoch vor der Wahl hinreißen ließen, von den Antisemiten geradezu intrigant ausgebeutet wurden. Sie fabrizierten noch in der Nacht zum Donnerstag über die „Revolution in Eisenach" — wir kommen noch auf die fraglichen Vorgänge ausführlich zurück — ein blutrünstiges Extrablatt und versandten es per Eilboten bis in die entlegensten Dörfer des Wahlkreises. Mit welchem Erfolge die Antisemiten hierbei operiert haben, geht auch aus dem Umstande hervor, daß man bei den Behörden, bis zu den maßgebendsten Stellen im weimarischen Ministerium die ziemlich unbegründete Meinung zu haben schien, daß in Eisenach ernstere Unruhen geplant seien. Ja man hielt es, in Anbetracht der überall verbreiteten antisemitischen Extrablätter, die geradezu haarsträubende Dinge über die geplante Revolution nach der Stichwahl orakelten, sogar für nötig, Gendarmerie von Weimar und Eisenach zusammenzuziehen und die Garnison bis 2 Uhr nachts auf dem Kasernenhofe unter Gewehr zum Eingreifen bereit zu halten. Der weimarische Staatsminister v. Wurmb harrte sogar in einem Hotel, in der Nähe des antisemitischen Wahlbureaus, des Verlaufs der Dinge. So nimmt es denn kein Wunder, wenn viele Wähler, die durch die Aufregungen der letzten Tage und die antisemitischen Schreckschüsse, die von den Antisemiten mit Vorliebe in letzter Stunde inszeniert werden, sich hatten düpieren lassen, im guten Glauben dem Sozialdemokraten ihre Stimmen versagten. Schon nach sehr kurzer Ueberlegung dürften sie es wieder bereuen.

Der Ausgang der Reichstagsstichwahl in Eisenach ist nach außen hin ein sehr beschämender, da der unlauteren, hetzerischen Agitation und Wahlmache der Antisemiten der Erfolg blieb. Nach den letzten Zählungen erhielt der Anti-

somit Schack ca. 1400 Stimmen mehr als sein Gegenkandidat Leber. (Schack 10 048, bei der Hauptwahl 4049, Leber 8636, bei der Hauptwahl 6799).

Wie ist es nun den Antisemiten gelungen, in der Stichwahl einen solchen Umschwung zu bewirken? — Trotzdem die Nationalliberalen, genau so wie die Freisinnigen, in der niederträchtigsten Weise von den Antisemiten während des Wahlkampfes beschimpft worden waren, forderten sie in der Stichwahl ihre Wähler durch den Eisenacher Wahlausschuß auf, Mann für Mann für den Antisemiten einzutreten und warnten vor Stimmenenthaltung. Der bei der Hauptwahl ausgeschiedene nationalliberale Kandidat, Professor Flex, der gleichzeitig Vorsitzender des nationalliberalen Wahlausschusses war, ist von dieser Parole, wie er sich verschiedentlich geäußert hat, nicht sehr entzückt gewesen und hat sich nur der Parteidisziplin gefügt. Der Antisemitenfreund der Nationalliberalen sitzt in der Redaktion der nationalliberalen „Eisenacher Zeitung“. Dieser Herr, der öffentlich erklärt hat: er sei nicht nationalliberal, hat bei der diesjährigen Reichstagsnachwahl bewiesen, welcher Gesinnung er ist. Trotzdem das genannte Blatt die Inserate jüdischer Geschäftsleute genau so hoch schätzt, wie die der christlichen, kann es der antisemitisch veranlagte Redakteur nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit den hiesigen jüdischen Geschäftsleuten Bosheiten zu sagen. So bringt er mit wahrem Behagen das Märchen, ein hiesiger jüdischer Geschäftsmann hätte nach einer Versammlung mit Herrn Bernstein, dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, an einem Tische zusammengesessen. Diese „wichtige“ Tatsache registriert die „Eisenacher Zeitung“ ihren Lesern in antisemitischer Ausschmückung. Die jüdischen Geschäftsleute mögen sich dies antisemitische Gebahren des Blattes zur Notiz nehmen.

Hat also der Antisemit bei den Nationalliberalen viele Freunde gefunden, die dem warmen Eintreten einer temporär antisemitisch veranlagten Zeitung gefolgt sind, so hat der Hamburger Schack von den maßgebenden freisinnigen Stellen entschiedene Absagen erhalten. Der Kreiswahlausschuß der Freisinnigen Volkspartei hatte es zwar den Gesinnungsgenossen überlassen, nach eigenem Ermessen die Stimme abzugeben, hatte aber gleichzeitig die Direktive gegeben, daß kein freisinniger Mann einem Antisemiten die Stimme geben kann. Noch weit entschiedener hatte jedoch der freisinnige Kandidat Chefredakteur Kühner gegen den Antisemiten Stellung genommen. Er forderte alle freiheitlich gesinnten Wähler auf, in der Stichwahl im Interesse der Kultur und des Fortschritts ihre Stimme nur dem Sozialdemokraten zu geben.

Wenn angesichts des Resultates von antisemitischer Seite behauptet wird, die Freisinnigen wären größtenteils der Parole ihrer Führer nicht gefolgt, so ist das eine doppelte Infamie. Gerade die antisemitische Taktik war es ja, unter den freisinnigen Wählern im ländlichen Wahlkreis Verwirrung anzurichten. Nach der Hauptwahl erhielten alle jüdischen Geschäftsleute im ländlichen Wahlkreise Einladungen zu den antisemitischen Versammlungen. Die zahlreich, von Ort zu Ort reisenden, in gewissenloser Weise operierenden Agitatoren besuchten sogar persönlich die ihnen so verhaßten Juden, um bei ihnen unter den unsinnigsten Versprechungen um die Stimme zu betteln. Es ist allerdings sehr charakteristisch, wenn der sozialdemokratische Kandidat Leber in einer öffentlichen Versammlung erklären konnte: ein **Jude** in einem Dorf habe ihm erklärt, er sei für die Sozialdemokraten, die nur die Revolution wollen, nicht zu haben, und **wähle antisemitisch!** — Das ist eines der durch die schamlosen Lügen der Antisemiten gezüchteten Resultate. So hat man bei Juden und Christen im Wahlkreise Eisenach um ein Mandat geschachert. Das beweist aber, daß der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ speziell in Thüringen ein reichliches Arbeitsfeld findet, wenn er hilft, den wirtschaftlichen Nimbus, den sich hier die Antisemiten unter Verhüllung ihrer wahren Tendenzen geben, zu zerstreuen.

Ein Bild der antisemitischen Wühlarbeit, das das Treiben der hetzerischen Volksaufwiegler in ein grelles Licht setzt, hat am vergangenen Mittwoch die Eisenacher Bürgerschaft beobachten können. Skandalöse Vorgänge, die bereits in der Einleitung flüchtig gestreift wurden, sind von antisemitischen Wahlmachern und Agitatoren geradezu provoziert worden. Der gerade, ehrliche Charakter des Thüringers empört sich gegen das Tagen hinter verschlossenen Türen und gegen die Sonderversprechungen, die man in Eisenach jedem Stand und jedem Gewerbe gegeben hat. Gerade diese widerlichen Machenschaften haben es mit sich gebracht, daß die einzelnen Berufskreise allmählich wider ihren Willen in den Strudel des Wahlkampfes hineingezerrt wurden, und sich die Gegensätze unerfreulich zuspitzten. Besonders die Arbeiter wurden von den Antisemiten in geradezu herausfordernden, gehässigen Flugblättern und Haß säenden Wahlreden scharf gemacht. Es hatte den Anschein, als ob man mit Gewalt die Sozialdemokraten zu Unklugheiten provozieren wollte.

Am fraglichen Mittwoch hatten nun die Antisemiten durch auf den Namen lautende Eintrittskarten, die einen für die Sozialdemokraten beleidigenden Vermerk trugen, zu einer öffentlichen Wählerversammlung eingeladen. Dabei hatten die politisch Neunmalweisen die Unklugheit begangen, auch an ca. 200 Anhänger der sozialdemokratischen Partei, über deren Gesinnung man bei den Antisemiten nicht recht im klaren war, Einladungskarten zu senden. Den Karteninhabern wurde am Abend der Eintritt zum Saal brüsk verweigert. Daraufhin wurden die antisemitischen Jünglinge, die am Saaleingang des Versammlungslokals die politische Gesinnung kontrollierten, zurückgedrängt, wobei einige Fensterscheiben zersplitterten, und der Saal wurde von den Sozialdemokraten besetzt. Die antisemitischen Redner Schack und Lattmann waren bis $^3/_4$ 9 Uhr ($8^1/_2$ Uhr war der Versammlungsbeginn angesetzt), überhaupt nicht anwesend. Erst später verfügten sich die tapferen Herren durch einen hinteren Eingang auf die Bühne, wo sie hinter den Kulissen verblieben. Die berechtigte Unruhe der Versammelten äußerte sich bereits durch Lärmen und Zurufe. Die antisemitischen Einberufer fanden aber nicht den Mut, die Versammlung zu eröffnen, und ließen gegen 9 Uhr während des ohrenbetäubendsten Lärms durch den überwachenden Polizeioffizier kleinlaut erklären: die Versammlung findet nicht statt. Dieses die antisemitischen Pharisäer kennzeichnende Verhalten einer einberufenen Versammlung gegenüber wurde von den Sozialdemokraten mit Demonstrationen beantwortet. Alle Demonstranten begaben sich nach dem Karlsplatz vor das antisemitische Lokal, den „Thüringer Hof“, wo man eine rote Fahne mit der Inschrift: „Nieder mit der Reaktion“ entfaltete. Diese die Nachtruhe störenden Demonstrationen, die natürlich nicht scharf genug verurteilt werden können, sind aber nur die logischen Folgen der antisemitischen Hetzarbeit. Die Unruhen am Stichwahltage basieren auf der gleichen Ursache.

Die Antisemiten hatten in der Nacht zum Donnerstag ein Extrablatt verfertigt, das klipp und klar ausführte: in Eisenach sei die Revolution ausgebrochen. Das phantasievolle, alle sozialistischen Schrecken ausmalende Pamphlet hat denn auch seine scharfmacherische Schuldigkeit getan.

Die „Eisenacher Tagespost“ berichtete über die Vorgänge des Stichwahltages wie folgt:

Der Stichwahltag hat sich unter Zeichen ungewöhnlicher Erregung auf allen Seiten abgespielt. Wie das wohl bei Nachwahlen immer der Fall ist, steigert sich das Interesse bei der Wählerschaft, und ist dementsprechend auch die Wahlbeteiligung eine sehr starke. Die Antisemiten waren in begreiflicher Aufregung wohl etwas kopfscheu geworden und hegten starke Befürchtungen, daß vor dem antisemitischen Wahlbureau, dem „Thüringer Hof", Tumulte stattfinden würden. Das böse Gewissen, das wohl eine Folge des schaurigen Extrablattes war, welches die „Schreckenstaten" des Mittwochabend in aufgebauschter Manier enthielt, und mit ersichtlicher Befriedigung von den Antisemiten in letzter Stunde als Hauptschreckmittel für die Wähler gegen die Sozialdemokratie verwandt wurde, zeitigte sonderbare Erscheinungen. Zunächst scheinen Unkenrufe der antisemitischen Stimmungsmacher, deren Wahlschlepper während des Tages die Wähler, die sie in ihren Wohnungen aufgesucht hatten, schon gruslich machten, auch an maßgebenden behördlichen Stellen Glauben gefunden zu haben. Nachmittags kurz vor Eintritt der Dunkelheit konnte der erstaunte Eisenacher Bürger auf roten Plakaten, die überall angeklebt worden waren, die Aufruhrparagraphen lesen. Hatte man sich also an den Plakattafeln genügend den Kopf zerbrochen, weshalb wohl der schwerste Teil des Strafgesetzbuches dort publiziert wurde, so gab der Karlsplatz ein noch größeres Nußknacken auf. Der harmlose Passant und die vom Bahnhof kommenden Reisenden werden höchst erstaunt gewesen sein, so zeitig des Abends ein für Eisenach verhältnismäßig großes Aufgebot von Gendarmerie und Schutzmannschaft zum Schutze eines Hotels vorzufinden, vor dem einige Neugierige sich versammelten. Jedenfalls veranlaßte die am Karlsplatz postierte starke Schutzmannschaft Viele zum Stehenbleiben, um zu sehen, was denn da eigentlich los sei. So sah man denn unter den dort Herumstehenden jugendliche Burschen, Dienstmädchen, Arbeiter, Reisende, kurz alle Volksschichten betrachteten erstaunt den Karlsplatz, der sonst ein so friedliches, ruhiges Bild Thüringer Lebens bietet. Gegen 1/2 11 Uhr ging die Gendarmerie gegen die Menge, aus der Rufe: Nieder mit der Reaktion ertönten, vor. Einige Verhaftungen wurden vorgenommen und auch diese steigerten die Neugier der harmlos Herumstehenden. Als auch die weiteren Absperrungsmaßregeln nichts fruchteten erblickte man auf einmal Feuerwehrleute, die einen Schlauch aufschraubten. Während man nun so ruhig nach Feuer Ausschau hielt, spürte man plötzlich einen kalten Strahl und merkte, daß feurige Rosse, unterstützt von dem kalten Strahl der Feuerwehr zur Säuberung des Karlsplatzes verwendet wurden. Es war eine Tragikomödie, die sich besser in einem Roman aus Kröhwinkel gemacht hätte, denn als Nachspiel der Reichstagsstichwahl in Eisenach am Ende des Jahres 1905, die doch wahrhaftig ernst genug war. In Eisenach hat man mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Denn im Grunde genommen ist der ganze Zug des Volkes nach dem Karlsplatz auf die Vorgänge am Mittwoch Abend zurückzuführen, die vielfach in übertriebener Auffassung als „revolutionäre" Kundgebung hingestellt worden sind. Was Wunder, daß viele, die noch nie eine Revolution gesehen haben, nun allen Ernstes glaubten, eine solche in aller Gemütlichkeit auf dem Karlsplatz gestern Abend erleben zu können. Das Einrücken zahlreicher Gendarmerie in unsere Stadt am gestrigen Tage und das Gerücht von der Konsignierung der gesamten Garnison hat diesen naiven Glauben sicherlich reichlich genährt. So hat Eisenach dieses merkwürdige Karikatur-Schauspiel bestaunen können. Sicherlich ein prächtiger Stoff für unsere Witzblätter.

Soweit die Darstellung der freisinnigen „Eisenacher Tagespost". Liebermann von Sonnenberg erklärte in Eisenach: „Wenn wir erst die Wartburg besitzen, haben wir den Schlüssel für ganz Thüringen." Der vorübergehende Scheinerfolg in Eisenach wird nicht von langem Bestand sein. Schon die nächste Reichstagswahl dürfte den dann hoffentlich vereinigten liberalen Parteien die Macht verleihen, die antisemitischen Mandatsräuber mit eisernem Besen wieder aus Eisenach herauszukehren.

Eisenach, 19. November 1905.

Die Stimme von der Wartburg.

Der Fall Küster.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Mittelstandspolitiker.

Großbauunternehmer Max Küster in Hannover, der dort über 1600 Arbeiter beschäftigt und nach seiner eigenen Angabe das größte Baugeschäft in Hannover besitzt, der erste Vorsitzende der „Deutschen Mittelstandsvereinigung," die die Heilung der Schäden im Submissionswesen als eine ihrer wenigen positiven Aufgaben betreibt, ist bekanntlich selbst in eine dunkle Submissionsangelegenheit verwickelt. Ihm wird zur Last gelegt, bei Vergebung der Arbeiten zum Rathausneubau den Submissionspreis zu seinen Gunsten und zu Ungunsten der Stadt beeinflußt zu haben. Auf Wunsch Küsters haben die städtischen Kollegien in gesonderten Sitzungen sich mit dieser Angelegenheit befaßt. Der Magistrat zwar hat sich durch Küsters Darlegungen für befriedigt erklärt, das Bürgervorsteh-kollegium jedoch nahm einen andern Standpunkt ein. Es hielt die Sache für durchaus noch nicht geklärt und verlangte, daß Bürgervorsteher Küster seine Ankläger vor den Strafrichter fordere, um eine befriedigende Klarstellung herbeizuführen. Küster versprach dann auch, die Beleidigungsklage anzustrengen. Man darf auf den Ausgang dieses Prozesses gespannt sein, vorausgesetzt, daß die volle Wahrheit festgestellt wird und die Angelegenheit nicht im Sande verläuft und unaufgeklärt bleibt, wie das vor etwa 2 Jahren bei einem ähnlichen Vorgang durch Abschluß eines Vergleichs der Fall war. Die Vorwürfe, die hier dem eifrigen Bekämpfer alles unlauteren Geschäftsgebahrens gemacht werden, erfahren durch ein anderes Vorkommnis, das uns von unterrichteter Seite aus Hannover mitgeteilt wird, eine eigenartige Beleuchtung.

Herr Küster, der „Todfeind" der Warenhäuser hat sich öffentlich gerühmt, der Vater der neuen Bauordnung in Hannover zu sein, die sich ausgesprochen gegen die Warenhäuser richtet und ihnen ihre Existenz dadurch nach Möglichkeit erschweren sollte, daß sie die Geschäftsräume auf das Parterre und 1. Stockwerk beschränkte. Gleichwohl hat Herr Küster drei Monate vor Erlaß dieser merkwürdigen „Mittelstands"-Bauordnung, als man noch nicht die geringste Ahnung von diesem geplanten Vorgehen gegen geschäftliche Neubauten in Hannover hatte, in einem Privatbrief an einen Geschäftsmann, in dem er sich für die Ausführung eines Neubaues als Architekt anbot, folgenden Passus geschrieben: „Auch dürfte es in vorliegendem Falle für Sie von Interesse sein, möglichst schnell die Genehmigung zu erwirken bezw. etwaige harte Bestimmungen der Bauordnung über Warenhäuser gemildert zu finden."

Herr Küster also agitiert für Erlaß harter Bauordnungen für Geschäftshäuser und bietet sich zu gleicher Zeit einem Geschäftsmann als Mittelmann an, um ihm einen Dispens davon unter der Hand zu erwirken.

Zwei Seelen also wohnen in der Brust des Herrn Küster. Uebrigens ist es auffallend, daß der Magistrat in Hannover zu dem Fall Küster eine völlig andere Stellung eingenommen hat als das Stadtverordnetenkollegium. Herr Küster erfreut sich eines sehr freundschaftlichen Verhältnisses zu dem Magistrat von Hannover, wie aus dem folgenden Passus des bereits erwähnten Briefes hervorzugehen scheint:

„Ich gestatte mir noch ergebenst zu bemerken, daß ich in meiner Eigenschaft als Bürgervorsteher sehr gute Beziehungen zu Herrn Stadtdirektor Tramm habe, der infolgedessen gern bereit sein wird, sowohl über meine Person wie über meinen Betrieb ausführliche Auskunft zu geben."

Lernen wir! wir sind gewarnt.

Ihrer moralischen oder vielmehr unmoralischen Mitschuld sich wohl bewußt, haben unsere Antisemiten die jüngsten Judenschlächtereien in Rußland als durch die Beteiligung der Juden an der revolutionären Bewegung verdient darzustellen versucht. Sie haben sodann die Teilnahme für die Opfer der ungeheuerlichen Judenexzesse als jüdisch-freisinnige Mache auszugeben sich bemüht und gehöhnt, daß man doch keine Teilnahme gezeigt für die Opfer der Revolutionäre, für die Sergius und Plehwe, für die ermordeten Beamten und beraubten Gutsbesitzer usw. Schließlich haben sie gar die Berichte als ungeheuer übertrieben bezeichnet.

Es verlohnt kaum auf das Unsinnige und Verlogene solcher Darstellungen näher einzugehen. Wenn die Behauptungen und Schlüsse der Antisemiten, der deutschen Antisemiten, richtig wären, warum sind die ja oder ja an den Judenschlächtereien beteiligten Gouverneure und Beamten abgesetzt worden? Warum entschuldigt sich Witte und erzreift in erster Reihe Maßregeln, um neue Greuel zu verhüten und um die Haupt-Pogromhelden zur Rechenschaft zu ziehen? Sind die Erzbischöfe, Bischöfe und christlichen Geistlichen, die ihre Sympathie für die verfolgte und dezimierte russische Judenschaft öffentlich kundgegeben haben, Juden? Achten auch sie die revolutionären Handlungen, denen die Repräsentanten des russischen Willkürregiments, wie Großfürst Sergius, Plehwe und viele Andere zum Opfer gefallen sind, gleich den viehischen Ausschreitungen und empörenden Schandtaten, denen man von Amts wegen Tausende und Zehntausende unbeteiligter Juden preisgegeben hat? Und wenn wirklich die im ersten Schrecken und Wirrwarr gemeldeten Zahlen der Ausgeraubten, Verstümmelten, Geschändeten und Ermordeten hier und da etwas zu hoch gegriffen worden sein sollten, sie sind in Wahrheit immer noch entsetzlich hoch. Um ein paar Hundert, selbst ein paar Tausend hätte die russische Regierung zumal in einer Zeit, wo im ganzen Reiche das Totschlagen die alltägliche Beschäftigung war, sich nicht zu Verhütungsmaßregeln und gewissermaßen auch zu einer Abbitte der Juden vor aller Welt bequemt.

Danach wären die deutschen Antisemiten bis zur Kreuzzeitungsforte russischer als die russische Regierung. Wir würden uns freuen, wenn wir annehmen könnten, es sei ein gewisses Schamgefühl, das die deutschen Antisemiten veranlaßt, solche Drehungen und Windungen zu machen, aber daß sie sie machen, weil sie fürchten, daß ihre Leser sich voll Ekel von ihnen und ihrer Verherrlichung der russischen Judenverfolgung abwenden möchten. Leider können wir solchem Optimismus uns nicht hingeben. Im Gegenteil müssen wir uns allen Ernstes die Frage vorlegen, ob wir, was bis vor kurzem zeitlich ganz unmöglich schien, nämlich die Wiederholung der allerschlimmsten mittelalterlichen Greuel, nach der von aller Welt erlittenen Enttäuschung nicht auch, was man räumlich für unmöglich zu halten geneigt sein möchte, schließlich doch für möglich halten müssen. Mit anderen Worten, ob was trotz der Entfernung von finsteren Mittelalter im zwanzigsten Jahrhundert sich wiederholt hat, nicht trotz der Entfernung von Kiew, Odessa usw. in — Deutschland auch möglich wäre?

Wer, der sich der Sprache der antisemitischen Presse, der Vorgänge in Konitz und Umgegend, der Reden eines Grafen Pückler erinnert, möchte den Mut haben, unsere Frage mit voller Ueberzeugung zu verneinen? Gewiß, so leicht wie in Rußland dürften in dem geordneten Deutschland Pogroms, wie sie Graf Pückler mit so wahnwitziger Beredtsamkeit zur Freude selbst des wohlgekleideten Metropole-Pöbels empfohlen hat, nach russischem Beispiel und in russischem Maßstabe sich nicht bewerkstelligen lassen. Wie aber, wenn unsere Truppen anderweitig engagiert sind? Können wir unbedingt sicher sein, daß wir unter allen Umständen uns nicht vor aller Welt so infam blamieren wie Rußland, das durch alle Niederlagen zu Wasser und zu Lande, durch alle nihilistischen und anarchistischen Schreckenstaten, weder durch sein Sibirien noch durch sein Knutenregiment, nicht so bloßgestellt worden ist, wie durch eben diese Judenschlächtereien, die den deutschen Antisemiten noch nicht zu genügen scheinen, noch nicht imponieren.

Vergessen wir namentlich nicht, daß, während nicht ein einziges russisches Blatt die letzten Judenmetzeleien zu billigen gewagt hat, antisemitische Zeitungen in Deutschland, sogar die für die vornehmen Kreise existierende „Kreuzztg.“, wie wir unseren Lesern seinerzeit unterbreitet haben, so darüber sich ausließ, daß, wie uns ein Professor an einer Schweizer Universität schreibt, ihm, der sein deutsches Vaterland über alles liebt, die Schamröte ins Gesicht getrieben wurde. Unser damals mit Bezug auch auf die „Kreuzztg.“ gebrauchtes „Pfui Teufel!“ war demnach nicht zu stark. — Freilich ganz verschweigen aber unterdrücken läßt sich die Wahrheit nun nicht. Selbst antisemitische deutsche Blätter veröffentlichen Originalbriefe aus Rußland, die die Dinge denn doch erheblich objektiver wie die „Kreuzztg.“ darstellen. Das Stöckersche „Volk“ z. B. erhält über die Petersburger Schreckenstage eine sehr anschauliche Schilderung, in der es u. a. heißt: „Von anderer Seite wiederum bekommt man Zettel ins Haus, daß es jetzt gegen „Juden und Jüdlinge“ — unter letzteren versteht die Masse beinahe jeden Gutgekleideten — losgehen werde.“ Die antisemitisch-alldeutsche „Deutsche Zeitung“ wiederum bestätigt in einem Kiewer Briefe einer deutschen Russin, die den Juden alle nur erdenklichen Schandtaten nachsagt, von denen sie aber nach ihrem eigenen Eingeständnis keine einzige durch eigene Wahrnehmung bezeugen kann, daß die Abschlachtung der Juden in Kiew eine ganz planmäßige gewesen ist: „Die russischen und deutschen Läden werden, so heißt es in dem Briefe, alle verschont, nur alles Jüdische ist zertrümmert worden . . . Die Judenhetze ist in vollem Gange, alle prachtvollen Buden auf dem Kreschtschatik sind zerschlagen . . . Die jüdischen Magazine alle zertrümmert und mit Brettern verschlagen, die russischen auch geschlossen, aber über diesen allen Heiligenbilder und große weiße Kreuze.“

Fragen wir nun: was ist die Grundursache, daß Ausschreitungen, wie sie in den letzten Wochen zum Entsetzen der ganzen Welt mit Ausnahme der deutschen Antisemiten gegen die Juden in Rußland verübt worden sind, möglich waren, daß man sie erdenken und mit solcher Brutalität ausführen konnte? So weit wir auch spähen und blicken, wir können als Hauptursache nur erkennen, daß man in Rußland sich im Laufe der Zeit gewöhnt hat, die Juden als untergeordnete Wesen zu betrachten und zu behandeln, sodaß die Russen vom Gouverneur bis zum Muschik garnichts außerordentliches darin fanden, Juden zu plündern und zu morden. Weder ist es den Gouverneuren besonders schwer gefallen, wenn es ihnen aus irgend einem Grunde in den Kram paßte, das Signal zu Judenhetzen zu geben, noch machten sich die russischen Massen ein Gewissen daraus, dem Signal zu folgen. Man ist in Rußland zwar auch gegen Nichtjuden oft sehr wenig liebenswürdig gewesen. Man hat Sektierer, Polen, Finländer und Andere mehr recht oft geradezu grausam behandelt. Aber immer waren bestimmte Gründe für solches Tun vorhanden, Gründe, die man nicht zu billigen brauchte, aber allenfalls begreiflich finden konnte. Für die Behandlung der Polen und Finländer beispielsweise waren international-politische und sonstige Gründe der hohen Staatspolitik maßgebend. Sektierer wollte man der Staatskirche zuführen. Ohne diese Gründe hätte man sie alle für gleichberechtigt angesehen, ja der Zweck der Maßnahmen war, sie alle möglichst mit dem russischen Volke zu verschmelzen. Außerhalb Finlands, außerhalb Polens hatte man gegen Polen und Finländer nichts feindliches. Die russische Judenpolitik hingegen bezweckte im Gegenteil, die Juden vom russischen Volke möglichst gesondert zu halten. Die Juden hatten keine separatistischen Gelüste, konnten keine Gefahr bilden für die Integrität des russischen Reiches, wie Finen, Polen, Armenier, Tartaren u. A. m. Man betrachtete und behandelte die Juden so, wie etwa Kolonialübermenschen die Neger oder sonstige wilde Völkerschaften, wo es weiter nicht darauf ankommt, ob man Einige, Dutzende, Hunderte spaßeshalber oder aus sonstigen frivolen oder verbrecherischen Gründen mit mehr oder weniger Un-

menschlichkeit umbringt. Und nicht nur die russischen Machthaber handelten so, sondern sie erzogen durch die differenzielle Behandlung der Juden das ganze russische Volk systematisch dazu, sie als gelegentliche Brandschatzungsobjekte, als eventuell vogelfreie Geschöpfe anzusehen.

Es liegt uns natürlich sehr fern, die Lage der Juden in Rußland mit derjenigen der Juden in Deutschland in Parallele zu stellen. Es wäre dies eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit gegen Deutschland und die deutschen Juden sind ganz gewiß die allerletzten, sich des großen Unterschiedes nicht sehr wohl bewußt zu sein. Aber die höhere Bildung der deutschen Juden und ihre durch die Verfassung verbürgte bürgerliche Gleichstellung macht sie ganz naturgemäß und mit Recht empfindlicher gegen eine verfassungswidrige differenzielle Behandlung.

Was die Juden veranlaßt, mit solcher Hartnäckigkeit auf ihrem legalen Scheine zu bestehen, zu verlangen, daß auch sie, sofern sie sich persönlich dazu qualifizieren, Reserveoffiziere, Leutnants, Richter und dgl. m. werden, das ist die Erwägung, daß, solange sie es nicht werden, sie als Bürger zweiter Klasse behandelt und vom Volke denn auch nicht für voll angesehen werden. Das aber wiederum hat zur weiteren Folge, daß gewissenlose Menschen es gelegentlich für angebracht halten, auf die jüdische Gesamtheit zu hetzen und damit bei den Massen, die ja stets vor Augen haben, daß von Staatswegen die Juden in der Tat zurückgesetzt werden, Anklang finden können. In welchem Maße das der Fall ist, haben wir ja seit mehr als einem Vierteljahrhundert zu sehen satisam Gelegenheit gehabt, und würden wir, falls der Nährboden durch irgend welche widrigen Verhältnisse günstiger gestaltet werden sollte, vielleicht schaudernd zu erleben Gelegenheit erhalten.

Aber die Wirkung der differenziellen Behandlung äußert sich nicht nur nachteilig auf die Juden, sondern in viel schlimmerer und geradezu demoralisierender Weise auf die differenziell Behandelnden. Unrecht leiden mag schmerzlicher sein, aber es demoralisiert nicht so wie Unrecht tun. Minister oder Offizierkorps oder Justizbehörden, die Juden verfassungswidrig nicht anstellen, hinausballotieren, boykottieren, verletzen bewußt nicht nur das Recht, das das Fundament des Staates ist, sondern des Fundamentes Fundament, den Eck- und Grundstein des Staatsgebäudes. Wir alle wissen, mit welcher Empörung es jedermann erfüllt, wenn irgend ein Individuum mit Unrecht verurteilt oder zu hart verurteilt wird. Das Volk hat dafür das schärfste Wort in seiner Sprache; es spricht von Mord, es nennt es einen Justizmord. Dennoch handelt es sich da gewöhnlich nur um eine einzelne Person, kann man annehmen, daß der Richter aus dem Gang der Verhandlungen, die Anderen nur nicht gleich einleuchtende Ueberzeugung von der Schuld, der schweren Schuld des Angeklagten gewonnen hat. Der Richter, der ja auch nur Mensch ist, kann sich geirrt haben. Ganz anders aber verhält es sich, wenn trotz der gesetzlichen Gleichstellung, trotz des ganz klaren Verfassungsartikels Juden jahraus, jahrein ungeachtet unbestreitbarer Qualifikation nicht angestellt werden. Da kann von einem Irrtum, von einer Ueberzeugung wohl noch manchmal, unmöglich aber immer die Rede sein. Da haben wir es, man mag es drehen und wenden wie man will, mit einer offenbaren Verletzung des Grundrechts oder, wie man es auch bereits genannt hat, mit einer Prellerei zu tun. Wenn aber das am grünen Holze geschieht, d. h. seitens der höchsten Beamten, seitens derer, deren Ehrenwort bindend ist, was soll dann erst in niedrigeren Kreisen geschehen? Wenn ein Minister Juden grundsätzlich um ihr Recht prellt, was bürgt dafür, daß Richter nicht Juden, wenn es irgend geht, das Recht versagten? Wir sehen das von oben her gegebene Beispiel schon von jungen Studierenden befolgt. Was sie sehen, muß sie fast auf den Gedanken bringen, es sei nur in Ordnung, ja es sei Pflicht, gewissermaßen Staatsraison und Ehrensache, die jüdischen Kommilitonen von sich fern zu halten. So wirkt das Beispiel zersetzend auf die Moral und auf die so wünschenswerte Zusammengehörigkeit der Jugend, und es pflanzt sich Beides fort durch die ganze Beamtenschaft. In Rußland hat die Behandlung der Juden durch den Gouverneur schließlich den kleinsten Beamten dazu verleitet, sich für berechtigt zu halten, von jedem Juden Geld zu erpressen, und gelegentlich Razzias gegen sie zu veranstalten.

Wir haben schon gesagt, daß wir in Deutschland so leicht nicht Gefahr laufen, es in dieser Beziehung so weit zu bringen, so abgrundtief zu sinken wie in Rußland. Aber der kluge Mann beugt vor, und der Staatsmann ist verpflichtet vorzubeugen. Man bekommt nicht immer gleich die galoppierende Schwindsucht, aber man weiß, daß die Tuberkelbacillen langsam, tückisch und sicher die Lunge vernichten und damit Siechtum und schließlich den Tod herbeiführen. Der Staatskörper verfällt erst recht nicht mit einem Male einem rapiden Untergang. Auch er wird langsam, tückisch, aber sicher unterminiert. Und durch nichts geschieht es so sicher, wie durch offenbare Ungerechtigkeit. Wenn hier, warum nicht da? Warum der, warum nicht und Jener und der Dritte und Vierte und Alle? Und wenn der, Jener und Alle, warum nicht ich? Warum soll auch ich nicht das geringere Recht verletzen, das vielleicht keiner bemerkt, wenn es doch alltäglich in flagrantester Weise seitens derer geschieht, die mehr sind als ich?

So wird gefragt. So ist in Rußland im Laufe der Jahre von Jedem gefragt worden, bis schließlich in Rußland selbst wie in der ganzen Welt keiner noch glaubte, daß es noch einen ehrlichen russischen Beamten gab, bis es kaum wirklich einen gab, und bis das Reich dahin kam, wo es jetzt angelangt ist.

Lernen wir! wir sind gewarnt. Lernen wir bei Zeiten, und halten wir hoch und heilig die Verfassung, des Reiches Grund- und Eckstein.

Zur Beteiligung christlicher Kreise an der Hilfsaktion für die russischen Juden.

Die „Köln. Volkszeitung", das angesehene Zentrumsorgan, schreibt (16. 11.):

Im Anzeigenteile der vorliegenden Nummer wird der Aufruf eines hiesigen provisorischen Hilfskomitees für die in Rußland schwer heimgesuchten Juden veröffentlicht. Der Aufruf ist von angesehenen Mitgliedern der hiesigen jüdischen Gemeinde unterzeichnet. Auch die Geschäftsstelle der Köln. Volksztg. ist bereit, Gaben in Empfang zu nehmen und weiter zu befördern. Die von brutalen Volkshaufen an zahlreichen Orten in Rußland gegen die Juden verübten Greueltaten spotten jeder Beschreibung; sie sind geeignet, überall das menschliche Mitgefühl mit den Verfolgten zu wecken. Möge dieses Gefühl auch durch Zuwendung milder Gaben aus allen Kreisen der geordneter Verhältnisse sich erfreuenden Bevölkerung sich betätigen.

Aus Nürnberg berichtet der „Fränk. Kurier" unter dem 17. November:

Behufs Einleitung einer Sammlung für die durch die Greuelszenen in Rußland Heimgesuchten hat gestern abend stattgefunden, zu der sich etwa 200 Personen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und des Standes eingefunden hatten. U. a. waren auch die HH. Kirchenrat Nagel, Stadtpfarrer Höhner, Stadtpfarrer Schiller, der erste Stadtkaplan Panzer und Herr Pfarrer Brendel erschienen. Von Damen bemerkten wir Frau Hofrat Dr. v. Forster, Frau Hofrat Stich und Frl. Dr. Berta Kipfmüller.

Herr Hübsch, der mit Herrn RA. Dr. Stauder die Versammlung einberufen hatte, begrüßte dieselbe und teilte die Gründe mit, die gerade ihn als Protestanten und Herrn Dr. Stauder als Katholiken veranlaßt hätten, den Aufruf im „Fränk. Kur." zu erlassen. Sie hätten das Gefühl gehabt, daß gerade die israelitischen Mitbürger in Nürnberg stets zu finden waren, wenn es sich darum

handelte, Wohltätigkeitsakte auszuüben und für Unglückliche zu sammeln. Darum hätten er und Dr. Stauber gemeint, es müsse einmal aus der Bürgerschaft gezeigt werden, daß kein Unterschied der Konfession besteht, wenn es sich um humanitäre Bestrebungen handele. (Beifall.) Wenn unter den Israeliten selbst sich schon ein Komitee gebildet habe, so werde es ja ein leichtes sein, sich mit diesem zu vereinigen und an das Publikum heranzutreten mit der Bitte, die Sache, die gut und gerecht sei, zu unterstützen.

Es erfolgte nun zunächst eine Bureauwahl für die Versammlung. Es wurden gewählt die HH. Hübsch als Vorsitzender, Dr. Stauber als Stellvertreter, Chefredakteur Versen und Komm.-Rat Gallinger als Beisitzer.

Herr russ. Vizekonsul Dr. v. Praun dankte den Einberufern und gab seiner Freude in seiner amtlichen Eigenschaft Ausdruck, da er sehe, daß man bereit sei, russische Untertanen zu unterstützen. Er wünsche den Bestrebungen besten Erfolg, von denen er glaube, annehmen zu dürfen, daß sie ohne konfessionelle Erörterungen in rein menschlichem Sinne stattfinden würden.

Herr Justizrat Heid machte darauf Mitteilung über die Bildung des Hilfskomitees in der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde.

Herr Dr. Stauber führte aus: Er sei zehn Jahre lang Vorstand des katholischen Kirchenbauvereins gewesen und habe dabei die Unterstützung jüdischer Mitbürger in so reichem Maße gefunden, daß er gern die Gelegenheit ergriffen habe, um den Dank abzustatten, den er jenen schulde. Der größte Teil der für den Kirchenbau gesammelten Summe von 40 000 M. stamme aus israelitischen Kreisen. Aus zahlreichen Zuschriften sei zu ersehen, daß der Aufruf an die Bevölkerung auch in christlichen Kreisen Anklang gefunden hat. Diese Zuschriften ermunterten dazu, den begangenen Weg weiterzuschreiten. Es sei freudig zu begrüßen, daß auch die Geistlichkeit beider christlichen Konfessionen vertreten sei. Das sei das beste Zeichen, daß es einen Konfessionsstreit bei uns nicht gebe.

Herr Hübsch teilte sodann einige Entschuldigungsschreiben von Herren mit, die verhindert waren, in die Versammlung zu kommen, so vom 1. Bürgermeister Geh. Hofrat Dr. v. Schuh, der in Ansbach an den Landratsverhandlungen teilnehme.

Herr Stadtpfarrer Schiller bemerkte, der bisherige Verlauf sei ein so vielversprechender, daß man unbesorgt um den Erfolg sein könne. Er möchte aber darauf aufmerksam machen, daß sich die Verfolgungen in Rußland nicht allein gegen die Israeliten gerichtet hätten, sondern vielfach gegen die Intelligenz. Vielleicht empfehle es sich, auch diese Kreise mit einzubeziehen. Dieser Gedanke werde gewiß auch von allen Israeliten geteilt werden. (Lebh. Zustimmung.)

Herr Justizrat Held erwiderte: Der Hilfsverein der deutschen Juden in Berlin sei von Anfang an zu der Anschauung gelangt, daß nicht allein den Juden geholfen werden müsse, sondern auch denen, die Gut und Blut geopfert haben, um für die Unterdrückten in die Schranken zu treten, also auch den christlichen russischen Märtyrern und ihren Familien.

Herr Stadtpfarrer Höfner ist sehr sympathisch berührt über den Verlauf der Aktion. Es entspreche nur dem großen allgemeinen Gebot der Menschenliebe, wie es durch den Schöpfer in die Menschenbrust gelegt wurde. Redner verwies auf die Parabel von dem barmherzigen Samariter und darauf, daß Papst Innozenz III. einer Verfolgung einer Konfession ein mächtiges Halt geboten habe. Die katholische Kirche habe niemals Rassenhaß gebilligt oder gelehrt. Hinter ihm (Redner) ständen Tausende der hiesigen beiden Pfarrgemeinden, die dem vorbezeichneten Zwecke die wärmste Sympathie entgegenbrächten und sich bemühen würden, andere für das große Werk der Liebesthätigkeit zu begeistern. (Lebh. Beifall.)

Nach dieser allgemeinen Besprechung leitete der Vorsitzende die Besprechung des Planes ein. Beide Komitees zu verschmelzen werde keine Schwierigkeiten haben. Es sei ein großes Komitee zu gründen, in dem alle Konfessionen, Stände und Richtungen vertreten seien und diesem Komitee ein geschäftsführender Ausschuß als Spitze zu geben. Der Vorsitzende verlas hierauf eine große Anzahl Herren, die bereit sind, dem Komitee anzugehören. Diese umfangreiche Liste soll in den nächsten Tagen weiter vervollständigt werden.

In den geschäftsführenden Ausschuß wurden auf Vorschlag des Herrn Konsuls Lehmann gewählt die Herren: Kaufmann Hubsch und Rechtsanwalt Dr. Stauber als 1. und 2. Vorsitzender, Chefredakteur Versen als 1. und Komm.-Rat Gallinger als 2. Schriftführer, Martin Lebrecht als Kassierer und als Beisitzer die HH. Prof. Dr. Küffner, Mag.-Rat Forster, Vizekonsul Dr. v. Praun, Mag.-Rat Eugen Meyer und auf weiteren Vorschlag des Herrn Versen die geistlichen Herren Nagel, Höfner, Schiller und Dr. Zimlich.

Aus dem antisemitischen Lager.

Gegen den antisemitischen Reichstagsabgeordneten Krösell, der sich bekanntlich den Belästigungen durch das Gericht während der parlamentslosen Zeit durch einen „Ausflug" nach Malmö entzogen hat, hat der Erste Staatsanwalt in Stargard folgenden Steckbrief erlassen:

Gegen den Druckerei-Direktor Karl Friedrich Wilhelm Krösell aus Pyritz, geb. am 3. Mai 1875 in Pyritz, welcher sich verborgen hält, ist die Untersuchungshaft

wegen öffentlicher Beleidigung auf Grund des Haftbeschlusses der Strafkammer II. des Königlichen Landgerichts in Stargard i. Pom. vom 15. November 1905

verhängt.

Es wird ersucht, denselben zu verhaften und in das nächste Gerichtsgefängnis abzuliefern, sowie zu den hiesigen Akten 2 M[4] 41/05 sofort Mitteilung zu machen.

Stargard i. Pomm., den 16. November 1905.

Der Erste Staatsanwalt.

Von dem Krösellschen Blatt, dem „Mittelstand", wird eine Interpellation angekündigt, die dem Reichstag sofort nach Eröffnung zugehen soll. Wahrscheinlich wird der antisemitische Abgeordnete Böckler, der Chefredakteur des Pyritzer antisemitischen Blattes, die Interpellation einbringen und begründen. Der neue Justizminister, Herr Beseler, soll bei dieser Gelegenheit Spießruten laufen, indem man das Verhalten des Stargarder Staatsanwalts in Parallele stellen will mit dem Verhalten der Justizbehörden in dem an dem Ort der bisherigen langjährigen Tätigkeit des neuen Justizministers vorgekommenen Fall des Breslauer Landgerichtsdirektors Hasse, der sich bekanntlich eines Sittlichkeitsverbrechens schuldig gemacht hatte. Das Krösellsche Blatt schreibt nämlich: „Es liegt nahe, Vergleiche anzustellen und ähnliche Vorkommnisse im Anschluß daran im Reichstag zur Sprache zu bringen. Beispiele von anderen in ihren Kreisen hoch angesehenen Herren, die gleichfalls Neigungen bekunden, die mit ihrer Stellung schwer in Einklang zu bringen sind. Wenn die Debatte über ein derartiges Gebiet im Reichstag erst eröffnet ist, kann man bekanntlich recht viel in dieselbe einflechten.

Das Verhalten der Justizbehörden ist im Falle Krösell wie im Falle Hasse ein vollkommen korrektes gewesen. Antisemiten vom Schlage des Herrn Krösell und seiner Kumpane kommt es freilich nur darauf an, Schmutz aufzuwühlen in der Hoffnung, durch solche versteckte Drohungen nach Art der Revolverpresse die Justizbehörden gegen antisemitische Sünder milder zu stimmen.

Ein köstlicher Reinfall ist dem Hamburger „Deutschen Blatt", dem Organ der Herren Liebermann von Sonnenberg, Raab und ihres neugebackenen Reichstagskollegen Schack passiert. Auf Grund eines in einem Zeitungsbericht enthaltenen Druckfehlers, den selbst der ewige Quartaner Karlchen Mießnick auf den ersten Blick erkannt haben würde, eröffnet das Blatt eine heftige Schimpfkanonade gegen den freisinnigen hessischen Landtagsabgeordneten Justizrat Gutfleisch. Und warum der Lärm? Nach einem dem antisemitischen Blatt vorliegenden Bericht, der den ominösen Druckfehler enthielt, sollte der Redner in einer gegen das Paschatum des nationalliberalen Abgeordneten Heyl von Herrnsheim veranstalteten Protestversammlung in Worms mit Bezug auf den nationalliberalen Parteiführer dem Wunsch Ausdruck gegeben haben:

„Im alten Griechenland gab es ein Gesetz, wonach ein Mann wenn er zu mächtig geworden war, **verbrannt** wurde. Man möchte fast wünschen, daß ein solches Gesetz in der Gegenwart auch für Worms bestände."

Natürlich sollte es heißen „**verbannt**". Jeder Elementarschüler in Deutschland weiß heute, daß im alten Griechenland ein Gesetz, Ostracismus genannt, existierte, das den angegebenen Zweck verfolgte, nur der Gelehrte des Hamburger antisemitischen Blattes — Woiffart heißt der Brave — weiß das nicht nicht und schreibt eine flammende Entrüstungsepistel über „einen freisinnigen Pücklerschüler". Justizrat Gutfleisch habe dadurch, daß er Herrn Heyl von Herrnsheim dem „Feuertode" überliefern will, sich als ein gelehriger „Pücklerschüler" erweisen, der ja die Juden ebenfalls auf diese menschenfreundliche Weise aus der Welt schaffen wolle. Die Borniertheit des antisemitischen Artikelschreibers, der geglaubt hat, gegen Justizrat Gutfleisch noch einen ganz besonders wirksamen Schlag in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" zu führen, geht in der Tat über die Grenzen des polizeilich Erlaubten hinaus.

Rotkäppchen, der Wolf und das Kammergericht.

Ein modernes Märchen.

König: „Ihr seid ein Protestant?"
Marquis: „Ihr Glaube, Sire, ist auch der meinige."

Es war einmal, so lesen wir in der „Frankf. Ztg.", ein braves und frommes, evangelisch-lutherisches Mädchen namens X. und das bekam, wie das so manchmal vorkommt, ohne verheiratet zu sein, ein Kind, und das Kind wurde nach dem Gesetze ohne Rücksicht auf die Religion des Vaters auch evangelisch-lutherisch getauft. Welcher der sehr zahlreichen Abarten des Luthertums die Mutter und gar das kleine Kind angehören, ob der Immanuel-Synode oder nicht, ob sie der Hengstenbergischen oder Hoffmannschen oder Thomasius'schen oder Kanis'schen Ansicht zugetan sind, ist nicht überliefert.

Nun kam der gute Waisenrat und schlug einen Vormund Y. vor, und der gute Amtsrichter bestellte am 2. Mai 1904 diesen Y., dessen Religion er nicht kannte, in Gegenwart der Mutter zum Vormund; denn das im Märchenlande übliche Schema kennt bei der Verpflichtung des Vormundes keinen Vermerk über die Religion, und dem Vormund war auch nach der amtlichen Erklärung des Richters „seine Abstammung (man denke!) nicht anzusehen". Solche Merkmale an Haar, Nase usw. fehlen manchmal im Märchenlande den Juden, ja es ereignet sich dort sogar, daß ein Arier und Christ reinsten Blutes jüdisch aussieht oder Jude wird, wenn er eine fromme und recht reiche Jüdin heiraten kann. Aber die brave, lutherisch-evangelische Mutter kam doch hinter diese Fallstricke des Bösen. Nach 4 Monaten, am 16. September 1904, ging sie zum Vormundschaftsgericht und bat um die Entlassung des jüdischen Vormundes. Sie erklärte, „sie habe nichts gegen ihn einzuwenden, er kümmere sich um das Kind, aber sie fürchte, ohne Gründe hierfür angeben zu können, daß der Vormund das Kind der jüdischen Religion zuführen werde." Im Rotkäppchenlande sind nämlich die Juden von ganz besonderer Art; obwohl es ihnen sonst überall durch die Vorschriften ihrer Religion strengstens verboten ist, einen Andersgläubigen zum Uebertritt ins Judentum zu veranlassen, und obwohl ihnen, wenn sie sich darum nicht kümmern, doch garnichts daran liegen kann, Proselyten zu machen, haben die Juden, weil sie offenbar im Märchenlande vor den Christen in jeder Hinsicht von Staat und Gesellschaft besonders bevorzugt werden, kein eifrigeres Bestreben, als ihre christlichen Mündel, besonders aber evangelisch-lutherische Kinder, von dieser zwar in viele feindselige Sekten gespaltenen, aber betreffs jeder Sekte einzig wahren Gotteslehre abwendig zu machen und dem Judentum zuzuführen.

Das Amtsgericht und auch das Landgericht im Märchenlande fanden jedoch kein Fehl an dem jüdischen Vormund und lehnten den Antrag der frommen ledigen evangelisch-lutherischen Mutter ab. Die gute, brave und fromme lutherisch-evangelische Mutter aber ließ nicht nach. Und es gibt Gottseidank im Märchenlande auch ein Kammergericht, gleich dem, vor welchem schon der gewiß tapfere Friedrich der Große Respekt hatte. Zwar bestimmt nun im Märchenlande das bürgerliche Gesetzbuch im § 1785, daß jeder Deutsche (evangelisch-lutherische oder Juden oder andere Konfessionen werden dort nicht erwähnt) die Vormundschaft übernehmen muß, wenn nicht einer der Gründe der §§ 1780—1784 vorliegt oder falls er sie nicht nach § 1786 ablehnen kann, — zwar steht in diesen §§ 1780—1784 und 1786 kein Wort von der Konfession, weder von evangelisch-lutherischer, noch von jüdischer, und es findet sich nur im § 1779 die Vorschrift, daß bei der Auswahl (nicht bei der Absetzung) auf das religiöse Bekenntnis des Mündels Rücksicht zu nehmen ist, — und zwar bestimmt endlich im Märchenlande § 1801, daß die „Sorge für die religiöse Erziehung dem Vormunde entzogen werden kann, wenn der Vormund nicht dem Bekenntnis angehört, in dem das Mündel zu erziehen ist," — aber das Kammergericht erwähnte gerade alle diese Gesetzesbestimmungen nicht; es machte ganze Arbeit und ordnete an, „daß, wenn besondere Gründe für Bestellung eines Vormundes mit abweichendem Bekenntnisse nicht vorlägen, dieser Vormund (dem man seine Abstammung nicht ansehen konnte) zu entlassen sei."

So wurde das evangelisch-lutherische Rotkäppchen aus dem Rachen des bösen Wolfes gerettet, noch ehe es vom Judentum verschlungen war. Das geschah zugleich auch zum Nutzen des bösen jüdischen Wolfes, dem daher der Bauch nicht aufgeschnitten zu werden brauchte, der auch keine Wackersteine eingefüllt bekam und der also auch nicht im Brunnen elendiglich ersaufen mußte. Hoffentlich hat das evangelisch-lutherische Kind nun auch einen evangelisch-lutherischen Vormund, und zwar genau derselben Richtung, beileibe keinen auch nur evangelisch-reformierten erhalten, sodaß es auch betreffs Lesen, Schreiben und Rechnen auf evangelisch-lutherischem Standpunkt bleibt. Es sind nun in Eintracht, Glück und im evangelisch-lutherischen Bekenntnisse vereint: Mutter, Kind und Vormund — und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

So geschehen im Jahre des Heils 1904 im Deutschen Reiche und gar rührend und erbaulich zu lesen in einer mit großer Gelehrsamkeit verfaßten und mit unzähligen Zitaten geschmückten im Jahrbuch der Entscheidungen des Kammergerichts Band 29, Seite 13—18 im Sommer 1905 hundert Jahre nach Schillers Tode veröffentlichten Entscheidung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 48. | Berlin, 29. November 1905. | 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, and alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Herr Schönstedt.

Der Minister des praktischen Antisemitismus.

Nun ist auch Herr *Karl Heinrich Schönstedt* den Weg aller preußischen Exzellenzen gegangen. Zwar ist er noch nicht hinabgewandert zu den stygischen Schatten, sondern er vertauscht die Amtswohnung des Justizministers mit einer behaglichen Unterkunftstätte in dem mit Recht beliebten Berliner Thiergartenviertel. Aber im Ministertum hat er fortan „nix to seggen“, nachdem er elf Jahre lang die Würde und Bürde des obersten Hüters königlich preußischer Rechtspflege getragen. So oft in den letzten Jahren von seinem demnächstigen Scheiden die Rede war, erhob sich heftiger Zorn in den heiligen Hallen der „*Staatsbürgerztg.*“. Segnend breiteten erfreuliche Zeitgenossen, die sich sonst trefflich aufs Fluchen verstehen, über Herrn Schönstedt die Hände. Sie schätzten ihn als einen der ihren und hatten so unrecht nicht. Freilich, es hat ihn wohl niemand in einer Pücklerversammlung oder in der Sommerschen Kneipe gesehen; seine Erziehung und seine Stellung geboten ihm, sich die Bruhngesellen drei Schritt vom Leibe zu halten. *Aber was gemacht werden konnte, das hat er gemacht, um dem „praktischen Antisemitismus“ Vorschritte und Erfolge zu schaffen.*

Es mag in gewissem Sinne tröstlich erscheinen, daß just *dieser* Minister derart für die Bestrebungen eingetreten ist, die ein preußischer König als eine *Schmach* erkannt und also benannt. Tröstlich darum, weil die gesamte Herrschaftszeit dieses Ministers von *Mißerfolgen und Niederlagen* erfüllt war, denen gegenüber seine spottbilligen Siege über den Geist der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung an sich nicht schwer wiegen, so schmerzlich sie auch den Betroffenen, den Staatsbürgern jüdischen Glaubens, auf der Seele brennen.

Wir ziehen von der Wirksamkeit des Herrn Schönstedt von vornherein ab, was ihm zum Verdienste angerechnet wird, auch von seinen Gegnern. Das ist die Einführung des im neuen Bürgerlichen Gesetzbuche geschaffenen neuen Rechts in die praktische preußische Rechtspflege. Sie ging glatt von statten; die Schönstedt'schen Ausführungsgesetze haben sich im allgemeinen gut bewährt. Das ist das Feststehende und Einwandfreie. Dann kommt das Zweifelhafte: das neue Gerichtskostengesetz, die Anerbenrechtsgesetze, die Gerichtsvollzieherordnung, das Fürsorgeerziehungsgesetz, die neue Gerichtseinteilung für Berlin. Und schließlich das Ueble: *Fehlschlag auf Fehlschlag.* Der Königsberger Hochverratsprozeß hat dem Ansehen der preußischen Justizverwaltung tiefe, schwere Wunden geschlagen. Der Plötzenseeprozeß war ebensowenig ein Ruhmestitel für diesen Zweig des Staatswesens. Die Vorschläge des Ministers über die Amtsgerichtsdirektoren und über das Studium der Rechtswissenschaft haben ihm schwere Niederlagen eingetragen. Sein Gesetzentwurf über den Arbeitsvertragsbruch ländlicher Arbeiter ließ den obersten Mann der preußischen Justizverwaltung im scharfen Widerspruch erscheinen zum giltigen Recht des Reiches. Die glorreiche Tat der Erfindung der „Staatsanwaltschaftsräte“ wird Klio kaum auf ihren Blättern verzeichnen.

Mit den *Staatsanwälten* hatte Herr Schönstedt immer Gutes im Sinne; schade nur, daß seine Vorliebe für diese Verwaltungsbeamten dazu geführt hat, *in unserer Rechtspflege dem staatsanwaltlichen Geist einen übergroßen Spielraum zu schaffen!* Es ist nur wenige Jahre her, daß ein unter dem Namen Justus Clemens schriftstellerisch auftretender alter Richter, der übrigens keineswegs in majorem gloriam der jüdischen Justizbeteiligten schreiben wollte, dem Herrn Schönstedt ein Schuldkonto vorhielt, auf welchem die *Verderbung der Rechtspflege durch den Staatsanwaltsgeist* einen Vorderplatz hatte; der alte Richter hat geradezu die Aufhebung der Staatsanwaltschaft gefordert. Die Durchsetzung des Richtertums mit Staatsanwälten hat unter Herrn Schönstedt ständig Fortschritte gemacht. Das Richtertum muß sich so immer mehr von einem gewissen Verständnis der Volksseele entfernen. Es bürgert sich mehr und mehr der Brauch ein, daß vor Gericht der Beamte an sich für glaubwürdiger gehalten wird als der Bürger, und die Ansicht, daß dem Beamten ein ganz anderer Rechtsschutz zuzubilligen sei, als dem Steuerzahler, der den Beamten besoldet.

Die Gedankenwelt des Militarismus und des Bureaukratentums beherrscht den preußischen Richtertisch. In Süddeutschland sprach man mit Bitterkeit von „*preußischen Reserveoffizieren in Richtertalaren*“. Die eine Zeit hindurch nahezu regelmäßigen Begnadigungen von Beamten, die wegen schwerer Amtsübergriffe verurteilt worden — wobei man bedenken mag, wie schwer es überhaupt schon ist, ein Gerichtsverfahren gegen einen Beamten und seine angemessene Bestrafung herbeizuführen —, diese Begnadigungen, für die Herr Schönstedt verantwortlich war, haben viel des Vertrauens zur preußischen Rechtspflege fortgenommen. Die Behandlung politischer Gefangener ist auch ein trübes Kapitel aus dem Buche Schönstedt. Sozialdemokratische Redakteure, die wegen eines unbedachten Wortes verfolgt wurden, sind wie Zuchthäusler behandelt, sind zur Zeugenvernehmung vor Gericht in Sträflingskleidern und

gefesselt vorgeführt worden; — und als der Zuchthäusler Freiherr von Hammerstein, der bekannte Antisemit und Kreuzzeitungsmann, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen hatte, da durfte er, von Wärtern in Zivilkleidern geleitet, in tadellosem Salonanzuge mit der Droschke vorfahren, und der Gerichtsvorsitzende redete ihn „Herr Baron" an.

Der Rechtsminister soll in besonderem Maße Hüter der Verfassung, des verfassungsmäßigen Rechtsstaates sein. Herr Schönstedt aber war bemüht, die verfassungsmäßige Rechtsgleichheit zu verleugnen und da, wo sie erst noch eine Wahrheit werden soll, sie an der Entwickelung zu dieser Wahrheit zu hindern. Wohl nicht aus Abneigung gegen die Rechtsgleichheit an sich, sondern als Minister des praktischen Antisemitismus. Herr Schönstedt war bestrebt, den Juden, denen die Verwaltungslaufbahn verschlossen ist, auch die juristische Laufbahn zu verschlechtern. Den Juden in erster Linie, in zweiter Linie allen minder begüterten, aus bescheidenen Bürgerkreisen stammenden Rechtsbeflissenen. Das war die Zweckbestimmung des berühmten Assessorenparagraphen, der die Richterlaufbahn für gewisse „vornehme", gutgesinnte, christlich-germanische Kreise monopolisieren wollte. Es sollte durch das Gesetz eine gewisse Auslese aus den geprüften Assessoren angeordnet werden, bei der natürlich in erster Linie die Juden die Leidtragenden sein sollten. Wenn auch das Gesetz als solches nicht zustande kam, so hat sich Herr Schönstedt doch reichlich gemüht, seinen Zweck in anderer Weise zu erreichen. Die jüdischen Juristen, soweit sie innerhalb des Gebietes des Herrn Schönstedt wirken, werden immer mehr vom Richtertum ab- und der Rechtsanwaltschaft zugedrängt. Und hier, in der Rechtsanwaltschaft, hat Herr Schönstedt auch wiederum dem Antisemitismus in seiner Weise zu dienen gesucht in der Art, wie er bei der Vergebung des Notariats zwischen Christen und Juden unterschied. Die bekannte Doppelliste für christliche und für jüdische Anwälte und Notariatskandidaten bleibt ein häßliches, kulturgeschichtliches Wahrzeichen der inneren Entwicklung des Staates weiland Friedrichs des Großen und Friedrichs III.

Der große König wollte jeglichen nach seiner Façon selig werden lassen. Der kleine Minister unterschied peinlich zwischen Getauften und Ungetauften. Er tat das Mögliche, den jüdischen Juristen ihren verfassungsmäßigen Anspruch auf die Aemter, zu denen sie befähigt und ausreichend vorgebildet waren, in ein Nichts zerfließen zu lassen. Verfassung hin, Verfassung her — hilft nichts, der Jude bleibt draußen. Der Jude wurde Richter nur in den äußersten Fällen. Der jüdische Rechtsanwalt wurde bei Vergebung des Notariats zurückgesetzt, nicht minder bei der Verleihung des Justizratstitels. Herr Schönstedt sonderte seine Leute nach konfessionellen Listen: die Christen drüben hatten es gut; die Juden drüben, — ja nun, die waren ja nur eben Juden und mußten froh sein, wenn sie dies und das eben noch mühsälig erlangten, was ihren christlichen Amtsgenossen leicht zufiel. Die Abgeordneten Peltasohn und Cassel haben im Landtage mit dem Herrn Rechtsminister ernste Töne geredet. Sie haben die Unvereinbarkeit einer Verwaltungspraxis mit Verfassung, Recht und Nächstenliebe gebührend nachgewiesen. Und Herr Schönstedt verschanzte sich hinter wohlfeile, tapfer klingende Redensarten von seiner Verantwortlichkeit und wußte sich damit herauszuhauen, daß es ja in anderen Verwaltungsgebieten nicht anders sei. Der Herr Rechtsminister ist doch aber ein Unrechtsminister, wenn er Unrecht duldet und gutheißt, wenn er die Verletzung der Verfassung durch andere duldet und sie selber mitmacht. Also aber ist's seitens des Herrn Schönstedt geschehen.

Das Urteil über diesen starren Vertreter der Unduldsamkeit, der sozialen Zurücksetzung, der Kastenhochnäsigkeit wird in der Geschichte nicht schwanken; es steht in aller Klarheit fest. Einen Ruhm bedeutet Herrn Karl Heinrich Schönstedts Ministerwirksamkeit für Preußen nicht; und der allgemeinen Kultur- und Rechtsentwickelung zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ist sie kein gutes Zeugnis.

Wiener Brief.

I.

(Zum V. österreichischen Katholikentag).

Wien, den 15. November 1905.

Der V. österreichische Katholikentag, der vom 18. bis zum 22. d. M. in Wien stattfand, erhielt durch die große Rolle, die Dr. Karl Lueger in der Versammlung hoher Kirchenfürsten und Aristokraten spielte, sein eigenartiges Gepräge. Stolzerfüllt, mit dem breiten Behagen des Emporkömmlings begrüßte Wiens Bürgermeister die Beratungsteilnehmer in der Stadt, die zum erstenmal seit der Eroberung durch die Christlichsozialen einen Katholikentag in ihrer Mitte sah. Aber war Dr. Lueger nur als das politisch-administrative Oberhaupt der österreichischen Residenzstadt der Mittelpunkt der gutbesuchten Tagung, war es nicht auch der sieggekrönte, einflußreiche Führer der Antisemiten, dem der Ehrenplatz eingeräumt? Haben die Christlichsozialen nicht schon zu einer Zeit einen breiten Raum auf dem Katholikentag ausgefüllt, zu der sie nichts als die Hoffnung auf die Machtgewinnung hatten? Stand nicht schon der III. Katholikentag im Jahre 1892 im Banne der antisemitischen Bewegung, der es gelungen war, den Prinzen Alois Liechtenstein aus dem Lager des Klerikalismus herauszureißen und ihren Zwecken dienstbar zu machen? Seither sehen wir auch im politischen Leben die Klerikalen und Christlichsozialen anfangs verschämt, später bei hellem Tageslicht Hand in Hand miteinander gehen und die großen Schlachten gemeinsam schlagen, obgleich in Einzelfragen Meinungsdifferenzen fortbestehen und hier und dort gegenseitige Rivalitäten vorkommen.

Da ist es doch von Interesse, einmal zu untersuchen, wie es sich bei der Annäherung der Klerikalen und Christlichsozialen mit dem Antisemitismus verhält. Wenn man das wesentlichste Merkmal finden will, das die beiden katholischen Gruppen unterscheidet, so wird man sich vor allem mit der Taktik dieser Parteien beschäftigen müssen. Als es noch hieß: hie Christlichsoziale, hie Klerikale, als die ersteren von den letzteren nichts wissen wollten, da war für die einen das starke Temperament, die Drauflosgängerei charakteristisch, während die anderen bedächtig und konservativ in der Wahl ihrer Mittel schienen. Mit dem raschen Aufstieg der Lueger-Gruppe änderte sich selbstverständlich die Kampfesweise in ihrer Grundlage. Nach der Eroberung Wiens, nach der Besetzung Niederösterreichs, nach der Erwerbung des höfischen Einflusses begannen auch die Christlichsozialen, den Blick, der früher an den breiten Volksmassen heftete, nach oben zu richten; die Volkspartei wurde zur Hofpartei, die Stürmer wurden zu Diplomaten. Nach zehnjährigem Entwickelungsgang standen die Christlichsozialen da, wo die Klerikalen von allem Anbeginn gestanden haben.

Doch in einem waren sich die Herren von Wien treu geblieben, in ihrem Antisemitismus. Noch hat der „kleine Mann" nicht die öde Phrase überwunden und erkennen gelernt, daß nicht der Jude, sondern seine eigene Rückständigkeit sein Schädling sei, noch ist der Kampf

gegen die „Semiten“ ein Lockmittel, auf das die politischen Gimpel fliegen. Darin, daß die Christlichsozialen den niederen Instinkten der außerhalb des Kulturkreises gebliebenen Volksmassen bedenkenlos fröhnen, liegt ihre Ueberlegenheit gegenüber den Klerikalen, dadurch, daß die Lueger-Partei Fanatiker des Judenhasses wie Schneider und Geßmann in ihrer Mitte hat, übt sie auch die stärkere Anziehungskraft auf gewisse Schichten aus. Sind nun die österreichischen Klerikalen dem Antisemitismus abgeneigt? Bedienten nicht auch sie sich des leider so erfolgreichen Schlagwortes?

Gewiß, sie haben publizistisch und parlamentarisch den Kampf gegen das Judentum geführt, nicht aber gegen den Juden. Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, daß es auch in Oesterreich unter den verschiedenen Funktionären und Angehörigen der klerikalen Partei oder richtiger jener politischen Gruppen, die man so kurzweg nennen kann, Männer gibt, die sich dem Antisemitismus in jeder Form ferne hatten. Der Gegensatz in der Strategie der Klerikalen und Christlichsozialen besteht aber darin, daß die ersteren mehr den Einfluß der Israeliten, die letzteren mehr die Personen ins Auge fassen, daß die einen den Antisemitismus nicht so stark und nicht so unermüdlich betonen, wie die anderen, daß auf der einen Seite mit Zurückhaltung in der Form der Anschuldigungen, auf der anderen Seite mit einer Skrupellosigkeit, die selbst vor der Auffrischung des Blutmärchens nicht zurückschreckt, operiert wird. Hat nicht der klerikale Tiroler Abgeordnete Greuter das später so geläufige Wort „jüdische Wucherer“ nur umschrieben, wenn er drohend auf die „Paläste der Finanzbarone“ hinwies, hat nicht Pater Wiesinger, der als offener Antisemit endete, in den Tagen, da seine „Wiener Kirchenzeitung“ noch ein klerikales Organ war, gegen „eine gewisse arbeitsscheue Majorität im modernen Judentum“ gedonnert, hat das Wiener klerikalkonservative „Vaterland“ nicht schon in den sechziger Jahren die Judenfrage in voreingenommener Weise diskutiert? Die ganze Verschiedenartigkeit des christlichsozial-antisemitischen und des klerikal-antisemitischen Angriffskrieges wird jedoch erkannt, wenn man sich daran erinnert, daß Freiherr von Vogelsang, der Redakteur des „Vaterland“ beispielsweise einmal schrieb, es hätte keinen Wert, wenn durch ein Wunder alle Juden beseitigt würden, weil der „Judengeist“, der sich bereits im Christentume festgesetzt hat, das eigentliche Uebel sei, und wenn man daran denkt, daß sich dagegen die Jünger Luegers großes von dem Anknüpfen der Israeliten an die Laternenpfähle versprachen.

Aber immerhin: Antisemitismus hier und Antisemitismus dort. Hält man daran fest, dann wird sich die Ueberraschung über einzelne Reden und Redewendungen legen, die in dem Protokolle des V. österreichischen Katholikentages zu finden sind. Ist es nicht eigentümlich, daß in einer Versammlung, der des Papstes Segen gleichsam vorauseilte, Dr. Karl Lueger sein altes, abgedroschenes Hetzlied anstimmen und Beifall ernten konnte. „Wir werden frei sein von der Furcht vor den Menschen, wir werden frei sein von der Furcht gegenüber den Elementen, die uns in unerhörter Weise behandelt haben“ rief Wiens Bürgermeister in der konstituierenden Versammlung aus. Mit diesem Ausfall hatte er die richtige Note angeschlagen. Der Kampf gegen die „schlechte Presse“, wie sich Pater Kolb viel vorsichtiger ausdrückte, war nämlich das Leitmotiv der ganzen Tagung. Den klerikalen Blättern, vor allem dem Wiener „Vaterland“ und der „Reichspost“ geht es materiell sehr schlecht. Die Mittel zu ihrer finanziellen Stärkung wollte nun der Katholikentag ausfindig machen. Daß die Klerikalen die Verbreitung der „Judenpresse“ mit scheelen Blicken verfolgen, ist begreiflich. Aber das Manko an Abonnenten der klerikalen Blätter haben nicht die „jüdischen“ Zeitungen auf dem Gewissen, sondern das antisemitische „Deutsche Volksblatt“, das „Weltblatt“, und ähnliche Erzeugnisse christlichsozialer Geschäftsleute. Dr. Lueger zeigte also wieder einmal seine Geriebenheit, indem er die gegen seine engere Parteipresse gerichtete Spitze abbog und auf die Juden loshieb. Was ist einfacher als das, und was wirkt selbst auf einem Katholikentage mehr, der mit feierlichen Gebeten eröffnet und mit Gebeten geschlossen ward. Ueber die „Unsittlichkeit“ referierte Msgr. Dr. Klimsch. Für die Ausdehnung der „Entsittlichung“ tragen seiner Meinung nach auch die „liberalen jüdischen Organe“ bei. Ueber den Begriff der „Unsittlichkeit“ läßt sich streiten und Msgr. Dr. Klimsch wird schon gestatten müssen, daß man in dem Verrohungs- und Verhetzungsbemühen der Antisemitenpresse ein viel größeres Unglück erblickt, als in einem laszioen Inserat, das sich in den Inseratenteil liberaler Zeitungen einschleicht. Ist nun die Erweckung des Hasses nicht auch unsittlich und warum hat der österreichische Lex-Heinze-Mann über diese Art der Unsittlichkeitsliteratur kein Wort verloren? Mit dem Katholikentag war eine Frauenversammlung verknüpft, die in der Volkshalle des Rathhauses stattfand. Prinz Alois Liechtenstein paradierte als erster Festredner. Frau Brslowsky wünschte dann von den christlichen Frauen, daß sie sich sagen mögen: „In mein Haus darf kein Jude, auch nicht der aus Papier und Druckerschwärze.“ Oder ein anderes Bild. Die Katholikentagsteilnehmer nehmen an einer Protestversammlung gegen die Los-von-Rom-Bewegung teil, die judenfeindliche Ausrufe beschlossen. So unwürdig wäre der Katholikentag gewiß nicht verlaufen, wenn die Klerikalen unter sich geblieben wären. Aber die schlechte Gesellschaft verdarb die guten Sitten und die Wiener Atmosphäre tat das Uebrige. Dr. Lueger und seine Getreuen waren eben nicht nur der Mittelpunkt des Katholikentages, der Herr von Wien gab auch den Ausschlag. Und das sagt genug.

rm.

Ein antisemitisches Blatt über Dr. Lueger.

In einem Artikel mit der Ueberschrift „Luegersche Unverschämtheiten“ übt die antisemitische „Deutsche Wacht“ (24. 11.) in Dresden an dem Verhalten des Wiener Bürgermeisters und Antisemitenführers auf dem fünften österreichischen Katholikentage eine Kritik, der wir folgende Kraftstellen entnehmen:

Wir haben die Vielseitigkeit des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Karl Lueger schon oft anerkannt und sein „segensreiches“ Wirken mehrfach zum Gegenstand ausführlicher Betrachtungen gemacht. Wir wissen, daß es ihm trotz seiner antisemitischen Neigungen nichts verschlägt, Juden für den Vizebürgermeisterposten zu wählen, wir kennen seine sonstigen vielfachen Verbindungen mit Israel, wir wissen aber auch, daß ihm das Heil Roms am Herzen liegt und Betbruderschaften und Betschwestern stets auf seine Unterstützung rechnen können, kirchliche Bittgänge und Prozessionen niemals ohne seine höchsteigene Mitwirkung stattfinden. Jetzt aber, auf dem Ultramontanentag, hat sich der Wiener Oberbonze selbst übertroffen. Er sprach über die „Los von Rom“-Bewegung, und behauptete dabei, „im Deutschen Reiche würden Riesenopfer gebracht, um das österreichische Volk dem katholischen Glauben abwendig zu machen und dem protestantischen Bekenntnis zuzuführen.“ Aber diese Tendenz sei durchsichtig. Katholiken könnten die Preußen nicht brauchen. Schließlich denke doch jeder draußen: Na, vielleicht kriegen wir doch einmal die österreichisch-ungarischen Provinzen. Der Katholizismus sei die beste Versicherung dagegen, „daß wir nicht eines schönen Tages als unfreiwillige Preußen erwachen.“

Weiter nagelt das antisemitische Blatt den Ausfall Luegers gegen die deutschprotestantischen Pastoren in Oesterreich als „niederträchtige Denunziation“ fest und bezeichnet es als eine „Gemeinheit“, daß Lueger diejenigen Leute, die infolge der „Los von Rom“-Bewegung vom Katholizismus abgefallen sind, „Bovelwaare“ genannt habe. Zum Schluß bemerkt die „Deutsche Wacht“, sie sei geneigt, die schaumwütigen Reden des Wiener Charlatans mit pathologischem Interesse zu betrachten.

Die interkonfessionelle Hilfsaktion zu Gunsten der Opfer der Judenverfolgungen in Rußland.

Dem Schillerschen Wort von dem Fluch der bösen Tat hat Hebbel, um auch der guten Tat zu ihrem Recht zu verhelfen, das Wort entgegengestellt: „Die gute Tat, die ungepriesen stirbt, würgt tausend andere, die sie zeugen könnte". Nicht aus diesem Grunde allein, sondern auch um den Antisemiten die Niedrigkeit ihrer Gesinnung ad oculos zu demonstrieren, erscheint es angezeigt, wiederholt darauf hinzuweisen, daß sich an den Sammlungen für die Opfer der russischen Judenmetzeleien in vielen deutschen Städten und in anderen Ländern auch Christen in hervorragendem Maße beteiligt haben.

In der Reichshauptstadt hat sich Dank der Initiative des Oberbürgermeisters Kirschner ein Komitee gebildet, dem auch angesehene christliche Männer angehören, wie der Rektor der Universität, Prof. Diels, die Professoren v. Bergmann, v. Leyden, Renvers, der Admiral a. D. v. Hollmann, der Bürgermeister Reicke, Dr. Theodor Barth, Wildenbruch, die Parlamentarier Prinz Caralath, Hobrecht, Krause (Vizepräsident des Abgeordnetenhauses), Eugen Richter, Schrader, der Generalsuperintendent Faber, Pfarrer Naumann, der fürstbischöfliche Delegat, Propst Kleineidam, die Chefredakteure der meisten Berliner Blätter, auch der katholischen „Germania". Die „Kreuzztg." und die „Staatsbürgerztg." fehlen natürlich.

Den in Kolberg erlassenen Aufruf haben unterzeichnet neben dem Rabbiner Dr. Goldschmidt der Bürgermeister Kummert, Pastor Uebe, Rektor Juds und andere Männer evangelischer Konfession. Auch der Königsberger Aufruf trägt die Unterschriften christlicher Geistlicher, des Generalsuperintendanten D Braun, des Konsistorialpräsidenten Kähler und des Propstes Szadowski. In Bremen wird der Aufruf von sieben protestantischen Geistlichen „auf das herzlichste befürwortet".

Dem Kölner Hilfskomitee zur Unterstützung der Familien der ermordeten und beraubten russischen Juden hat auch der Kardinal Fischer einen Beitrag von 100 Mk. überwiesen. Das an den Rabbiner Dr. Frank gerichtete Begleitschreiben lautet: „Eingeschlossen erlaube ich mir, Ihnen meinen Beitrag, 100 Mk., zur Linderung der Not Ihrer Glaubensgenossen in Rußland zu übermitteln. Es ist tief zu beklagen, daß in einem Lande, das sich christlich nennt, solche Greuel vorkommen können. Hoffentlich wird die jüngst dort auch für das religiöse Gebiet in Aussicht gestellte Freiheit solche traurige Vorkommnisse in Zukunft verhindern und die von der offiziellen Kirche abweichenden Staatsangehörigen sämtlich vor Vergewaltigungen schützen, wie sie bisher leider mehrfach dort zu beklagen waren. A. Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln."

In Straßburg haben den Aufruf aus christlichen Kreisen u. A. unterzeichnet der Rektor der Universität, der Vizepräsident des Landesausschusses, der Präsident des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, der Präsident des Konsistoriums der reformierten Kirche, der Vorsitzende des katholischen Charitas-Verbandes, der Bürgermeister Back, der Reichstagsabg. Riff. — Der Gemeinderat von Straßburg hat 5000 M., der von Mühlhausen 1000 M. gespendet.

Der Erzbischof von Bamberg, Dr. F. P. Abert, hat an den Vorsitzenden des Nürnberger Hilfskomitees folgendes Schreiben gerichtet: „Wenn es mir auch bei dem späten Eintreffen des Briefes nicht möglich war, an der auf vergangenen Donnerstag, den 16. Novbr., angesetzten Vorbesprechung in Nürnberg teilzunehmen, so bin ich ganz mit der Aufstellung des zu bildenden resp. gebildeten Komitees einverstanden und stelle gern meinen Namen zu dem zu erlassenden Aufruf zur Verfügung. Zu einer solchen Stellungnahme für die Familien der ermordeten und beraubten russischen Juden veranlaßt mich nicht blos das Gefühl allgemein menschlicher und christlicher Nächstenliebe, sondern hauptsächlich auch die Pflicht der Dankbarkeit für die tatkräftige Unterstützung, welche russische Juden den um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts um ihres Glaubens willen verfolgten katholischen Christen bei ihrem Transporte nach Sibirien angedeihen ließen."

Der in Kopenhagen erlassene Aufruf ist unterschrieben von 5 Juden und von 5 Christen, nämlich dem ersten Bischof von Dänemark, dem Präsidenten des Reichstags, dem Rektor der Universität, dem Oberbürgermeister und einem Professor an der Universität. Alle Zeitungen begleiten den Aufruf mit den wärmsten Empfehlungen.

* * *

Während die ganze Kulturmenschheit mit Schrecken und Entsetzen vor den greuelvollen Bildern menschlicher Vertiertheit steht, die in den russischen Judenmetzeleien zu Tage getreten sind, geben unsere Antisemiten ihre Seelenverwandschaft mit jenen Mordbrennern deutlich zu erkennen, indem sie zugleich diejenigen mit Schmähungen überhäufen, die durch mildherzige Gaben das durch jene Greueltaten verursachte furchtbare Elend zu lindern trachten. Die antisemitische „Deutsche Hochwacht" stößt in dasselbe Horn. Indem sie feststellt, daß sich unter den Sammel-Aufrufen „nicht nur Judennamen, sondern z. B. Regierungsräthe, Landräte, Bürgermeister, Prälaten, Schulräthe, Lehrer, Postdirektoren, deutsche Redakteure (die doch ganz gewiß wissen, wie der Hase läuft) und dergleichen mehr" finden, knüpft es daran die folgende freundliche Aufforderung:

„Ihr deutschen Michel, schlagt doch diesen Volksverrätern den Schädel ein! Bildlich natürlich!"

Es wäre schade um den Eindruck, wollte man diesem Ausdruck echt antisemitischer Rohheit noch irgend ein Wort der Kritik hinzufügen. Aus dem Zusatz: „Bildlich natürlich!" mag der Leser indessen ersehen, daß dieser Rohheit sich die Feigheit schwesterlich gesellt; er soll den ersten Satz natürlich nicht abschwächen, wohl aber seinen Verfasser vor dem Staatsanwalt sicher stellen. Das nennt man Seelengröße. —

* * *

Nach einer Meldung des Pariser „Eclair" soll Zar Nikolaus erklärt haben, er habe sich noch nie glücklicher gefühlt als gerade jetzt. Ist diese Aeußerung richtig wiedergegeben, so würde sie eine Frivolität der Gesinnung bekunden, die den Zaren Nikolaus würdig an die Seite eines Nero, Caligula und Caracalla stellt.

Ueber die Rolle, die „das gute Väterchen", der Selbherrscher aller Reußen, bei den Schreckensszenen in Rußland gespielt hat, macht die „Nation" Dr. Th. Barths folgende zutreffende Glossen:

„In zahlreichen Städten Rußlands wütet ein verkommener Pöbel gegen die Juden. Viehische Ausschreitungen finden statt. Nach tausenden zählen die unglücklichen Opfer. Man vergreift sich nicht nur an wehrhaften Männern — was den Mordbrennern unter die Hände kommt, wird abgeschlachtet, Weiber werden geschändet, Kinderleichen zerrissen, den Juden wird ihre Habe geraubt, das Haus über dem Kopfe angezündet. Das losgelassene Gesindel verrichtet diese Heldentaten unter Beihilfe der Behörden. Polizei und Militär säubern die Straßen, damit die Mörderbande nicht von wehrhaften bürgerlichen Verteidigern aufgehalten wird. Arbeiter, die zum Schutz der Juden herbeieilen, werden vom Militär, das die Unordnung aufrecht erhält, niedergeknallt, die plündernden Horden halten Heiligenbilder und Bilder des Zaren in den Händen und erfüllen die Luft mit Hurrarufen auf Nikolaus II.

Dies ist die Schilderung nüchterner Augenzeugen. Entsetzen ergreift ob solcher Greuel die ganze zivilisierte

Welt. Der Abscheu macht sich allenthalben Luft und setzt sich auch in opferwilliges Handeln um. Millionen werden in kürzester Zeit zusammengebracht, um jene Opfer, die diese Massacres überlebt haben, und die Hinterbliebenen der Hingemordeten vor der allerbittersten Not zu bewahren. Während so die Empfindungen der ganzen zivilisierten Welt von Empörung zur Mildtätigkeit übergeleitet werden, erscheint nur ein Mensch, der Meistbeteiligte, völlig passiv. Das „gute Väterchen" sitzt in Peterhof, und kein Wort des Abscheus, kein Wort der Warnung, kein Wort des Protestes dagegen, daß die Mordbrenner durch ihr Hurrageschrei den Namen des Zaren zu schänden gewagt haben, wird von dem „guten Väterchen" gehört. Kein Manifest erscheint, das der Welt verkündete, wie der Zar über die unter dem Schutz der hohen Obrigkeit erfolgte Verwüstung von Heimstätten russischer Juden denkt. In allen Kulturländern der Erde werden Sammlungen veranstaltet; aber der Zar und die ganze zarische Familie halten sich von diesen Sammlungen fern. Es mag sein, daß die russischen Großfürsten, die sich in Paris amüsieren, ihr Geld nötiger brauchen; aber daß auch der Zar nicht begriffen hat, daß jedes natürliche Empfinden von ihm eine Beteiligung an diesen Spenden erwartet, ist ein charakteristischer Zug in dem Bilde des zarischen Despotismus.

Wenn sich die Scheußlichkeiten demnächst wiederholen sollten, so mag sich der Zar die Frage vorlegen, ob er durch seine Passivität den jetzigen Greueln gegenüber nicht das seinige zu deren Wiederholung beigetragen hat."

Die „Kreuzztg." und die Judenmetzeleien in Rußland.

In Nr. 45 der „Mitteil." wird die „Kreuzztg." mit Recht getadelt, daß sie es fertig bringe, die furchtbaren Metzeleien der russischen Juden zu rechtfertigen. Das ist gewiß mit dem Christentum, das in so großen Lettern auf ihrem Banner prangt, schwer zu vereinen, aber doch erklärlich. Die „Kreuzztg." schwärmte von jeher für Rußland und russisches Regieren, und, wer die Großgrundbesitzer Ostelbiens aus häufigerem Verkehr kennt, weiß, daß sie damit in ihrem Leserkreise viel Verständnis fand. Absolutismus, Leibeigenschaft, Knute! wie sollte sich ein Junker dafür nicht begeistern!

So sehen wir, daß das Junkertum in Zeiten, wo es im Staate die erste Rolle spielte und sich mit intimeren Gedanken nicht zu genieren brauchte, z. B. in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, einen wahren Kultus mit dem Kaiser Nicolaus I. und seinem Reiche trieb, obschon ihre Sympathieen nichts weniger als erwidert wurden.

Theodor v. Bernhardi berichtet in seinen Tageblättern aus den Zeiten der Reaktion, daß die Kreuzzeitungspartei einen förmlichen Ueberwachungsdienst bei jedem Regimente organisiert hatte, um jedem Offizier zu schaden, der nicht kreuzritterlich und russisch gesinnt war. Beim Tode des Zaren finden allenthalben Trauerfeierlichkeiten statt, die Gardeoffiziere tragen Denkmünzen und sonstige Trauerabzeichen. Unterm 15. Mai 1854 heißt es:

„Feier in Brandenburg; die Uniform des Kaisers Nikolaus ist in Prozession in die Kirche zu Brandenburg getragen worden, zur höchsten Entrüstung aller Verständigen. Manteuffel, der dabei sein mußte, gesteht, daß er innerlich empört war. Einer der Führer der katholischen Partei in der Kammer äußerte laut: Da hätten die Protestanten einen großen Lärm gemacht über den heiligen Rock, und nun trieben sie selber Abgötterei mit den Kleidern des Kaisers Nicolaus."

Ferner heißt es vom 13. März 1854:

„Der Mobilmachungsplan der preußischen Armee ist Rußland verraten, dem Kaiser Nicolaus mitgeteilt worden — und die „Kreuzztg." hat die Taktlosigkeit begangen, diesen Verrat in Schutz zu nehmen und zu erklären, dergleichen sei gar nicht von Uebel!"

Wenn die Liebe der „Kreuzztg." für Rußland soweit geht, den Verrat am eigenen Vaterlande zu beschönigen, dann können wir es dem frommen aristokratischen Blatte es nicht so schwer ankreiden, daß es sich mit dem Mördergesindel identifiziert. Es hat sozusagen ein historisches Recht darauf. Dr. B—r.

Amerikanischer Brief.

Vielleicht nirgends in der ganzen Welt haben die russischen Judenschlächtereien einen solchen Eindruck auf die jüdischen Glaubensgenossen gemacht wie in Amerika. Es ist dies auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß wohl die Hälfte der amerikanischen Juden vor kurzem aus Rußland eingewandert ist und zu einem großen Teile zahlreiche Verwandte zurückgelassen hat. Aber auch die übrigen Juden waren tief erschüttert, und die größte Aufregung hat sich bei dem Eintreffen der Schreckensnachrichten Aller bemächtigt. Sofort hieß es überall: Helfen. Und im ganzen Lande, vorzugsweise in Newyork, fanden Massenversammlungen statt, um zu beraten, wie am schnellsten und praktischsten zu helfen, und was sonst zu tun sei. Kabeldepeschen wurden zwischen den führenden Juden in Newyork, London, Berlin, Paris und St. Petersburg gewechselt. Diesen Eindruck machte namentlich die kurze Kabeldepesche des Baron Günzburg aus Petersburg, welche lautete: „Die meisten jüdischen Gemeinden haben schwer gelitten, bitte helft." Baron Günzburg, erklärte Jakob Schiff in der Versammlung, in welcher er diese Depesche wie die des Lord Rothschild, Paul Nathans und anderer vorlas, hat, so viel ich weiß, in den letzten zwanzig Jahren niemals um Hilfe gebeten; jetzt zum ersten Male bittet der große edle alte Mann, der sein ganzes Leben Opfer gebracht hat, kurz um Hilfe.

In allen Versammlungen zeigte sich die größte Bereitwilligkeit, Geld für die Opfer der russischen Judenschlächtereien zu geben, und es wurden auch Tausende, Zehntausende, Hunderttausende sofort gezeichnet. Es wurde ferner vorgeschlagen, daß alle Juden eine Steuer entrichten sollten, daß Jeder einen bestimmten Prozentsatz seiner Miete hergeben solle, daß man auf die Festlichkeiten, die zur Feier des 250jährigen Jubiläums der jüdischen Ansiedlungen in Amerika geplant waren, verzichten, sich nur mit den Gottesdiensten begnügen und das ersparte Geld zur Linderung der Not nach Rußland schicken solle.

Sehr erregt wurde in einer der wichtigsten Versammlungen über die heikle Frage gestritten, ob die Geldsammlungen nur den Juden zu Gute kommen sollen. Jakob Schiff war der erste, der vorschlug, daß das Geld „dem leidenden russischen Volke" gewidmet werden solle. Es hätten außer den Juden noch Andere in Rußland gelitten. Wir sollten, sagte er, liberal sein; der Liberalismus kenne keine Religionsunterschiede. Damit war aber Professor Richard Gottheil durchaus nicht einverstanden. Man solle doch, sagte er, die Versammelten befragen, ob sie gekommen seien als Juden, um Juden zu helfen oder ob sie gekommen seien, um das russische Volk zu unterstützen. Er für seine Person wisse nur von Juden, die durch die Massacres gelitten hätten. Unsere erste Pflicht, fuhr er fort, ist, unseren Brüdern zu helfen, die das Unglück haben, in Rußland zu wohnen. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auch Mitgefühl mit dem russischen Volk habe, aber wir sollten wissen, was wir tun. Marcus Marks sagte, er könne mit Professor Gottheil nicht übereinstimmen. Man habe es nicht mit einer Frage des Judentums, sondern mit einer

Frage der Humanität zu tun. Dr. Bernard Drachmann betonte, es wäre ein überaus unglücklicher Mißgriff, wenn man nicht auch den nichtjüdischen Unglücklichen helfen wollte. Nicht alle Christen in Rußland trachteten nach dem Leben der Juden. Man solle an die Studenten und Beamten denken, die bei der Verteidigung der Juden ihr Leben verloren. Ein anderer Redner fragte: Ist diese Versammlung einberufen zur Unterstützung der Juden oder zur Förderung der liberalen Bewegung in Rußland? Ich habe von keinen Christenmassacres in Rußland gehört. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß auch denen geholfen werden solle, die die Juden verteidigt haben. Dr. S. Schulmann betonte, daß die Versammlung beschließen müsse: Die Juden in Amerika, die das Leid der Juden in Rußland empfinden, kommen auch ihren Verteidigern zu Hilfe. Weiter wurde bemerkt, daß die Nichtjuden in Rußland nur unter den Folgen der Revolution leiden, nicht aber beraubt, geschändet, gemordet werden. Die Juden hingegen litten nicht nur, was die Anderen auch leiden, sondern sie würden noch extra verfolgt. Bei solcher Lage der Dinge, wo das Leben von fünf Millionen Juden in Gefahr ist, sei es nicht angebracht, von Weitherzigkeit und Humanität zu sprechen. Darüber aber herrschte Uebereinstimmung, daß auch den Hinterbliebenen der bei der Verteidigung der Juden Gefallenen oder Verwundeten geholfen werden müsse.

Protestantische und katholische Geistliche haben aus freien Stücken in herzlichster Weise ihre Sympathieen mit den Juden sowie ihre Entrüstung darüber ausgedrückt, daß Menschen, die sich Christen nennen, wie Wilde handeln konnten u. s. w. Viele Geistliche hielten in den Kirchen Ansprachen, und sie ersuchten in einer Kabeldepesche den Bischof Potter in London, mit der russischen orthodoxen Kirche sich in Verbindung zu setzen, daß diese den Verfolgungen Einhalt tun solle.

Die amerikanische Regierung hat erklärt, daß eine Intervention unzweckmäßig und unangebracht wäre. Diese Erklärung wurde übrigens nur erwartet. Staatssekretär Root jedoch schrieb an Simon Wolf, daß, wenn erst eine liberalere Regierung in Rußland errichtet sein würde, die amerikanische Regierung in der Lage sein könnte, auf eine liberalere Behandlung aller Juden in Rußland hinzuwirken. Das Problem sei eines, das in hohem Maße die sympathische Aufmerksamkeit der amerikanischen Regierung beschäftige.

Interessant ist, daß Lord Rothschild in einem Telegramm an Jakob Schiff mitteilte, er habe bei der englischen Regierung erwirkt, daß das Geld für die notleidenden russischen Juden durch die diplomatischen Vertreter Englands übermittelt werde, damit die russische reaktionäre Partei nicht sagen könne, ausländische Juden unterstützten die Revolution, und damit das Geld nicht unterschlagen oder den russischen Juden abgenommen werden könne.

Von einer russischen Anleihe in Amerika wird wohl jetzt schwerlich die Rede sein. Russische Renten sind höchstens im Betrage von 20 Millionen Dollars in amerikanischem Besitz. Seit längerer Zeit strengte man sich jedoch an, so viel als möglich davon abzuschieben. Charakteristisch ist, daß amerikanische Banken und sonstige Institute sich bemühen, ihren Besitz an russischen Fonds zu verheimlichen aber durch Buchungsmanipulationen nach Möglichkeit zu verschleiern. Der Londoner Korrespondent der „Newyork Evening Post“ sagt in einem Berichte, die Finanzmacht der großen jüdischen Häuser in London läßt sich selten durch sentimentale Gefühle beeinflussen, augenblicklich aber spielt die Rücksicht auf Profit eine sekundäre Rolle.

Die russischen Judenverfolgungen haben zur Folge, daß zum ersten Male alle Juden in den Vereinigten Staaten, alle jüdischen Vereine und Organisationen ihre Rivalitäten unterdrückt haben und gemeinsam agieren. Was so lange vergebens in Amerika angestrebt worden ist, die jüngsten Judenschlächtereien in Rußland haben es zustande gebracht. Nachdem aber einmal der erste Schritt getan ist, wird die Einigkeit wohl nicht mehr gestört werden.

Aus dem antisemitischen Lager.

×× **Akademisches.** Die freistudentische Bewegung an den deutschen Hochschulen behandelt Dr. Paul Szymank in einer kürzlich erschienenen Broschüre. Es stellt darin die Toleranz als das oberste Gesetz einer jeden freien Studentenschaft hin und prägt dabei das Wort: Die Finkenschaft ist neutral — oder sie wird nicht mehr sein. In einer Besprechung dieses Werkchens hebt ein anderer Finkenschafter, Dr. Ohr, hervor:

„Die Mehrheit der freien Studenten ist vaterländisch gesinnt und hat ein Interesse daran, gemeinsam ihrer Freude über die Einigung und Entwickelung des Deutschen Reiches Ausdruck zu geben und sich das Gelöbnis zu erneuern, daß jeder das seine dazu beitragen wolle, damit das Deutsche Reich unter den Kulturnationen auch fernerhin eine hervorragende Stellung einnimmt. Die freistudentischen Ausschüsse sind Majoritäts-Mandatare und müssen daher „national“ regieren.

Nun hat leider das Wort „national“ dank der agitatorischen Tätigkeit des Vereins Deutscher Studenten auf akademischem Boden vielfach den Beigeschmack des Antisemitismus erhalten. Daher ist es nötig zu betonen, daß für uns das Wort „national“ seinen alten liberalen Sinn beibehalten hat, den es seit den Tagen der Freiheitskriege bis zu dem Augenblick gehabt hat, da der Rassenbegriff der Jugend die Augen zu blenden begann. „National“ sein heißt: auf dem Boden des anno 1871 gegründeten Reiches stehen; denn dieses Reich ist die Grundlage unseres Hochschulwesens. „National“ wirken heißt: dafür sorgen, daß dieses Reich in Konkurrenzkämpfen der Weltmächte siegreich seinen Platz behauptet, daß es fortschreitet auf der Grundlage freiheitlicher Kultur und im Innern möglichst einig sei. Antinational wirkt also der, der im Innern die Fackel der Zwietracht ansteckt, der die Volksgenossen gegeneinander hetzt und aus der unserer grünen Erde entsprossenen Vaterlandsliebe einen innerlich hohlen dynastischen Hurrapatriotismus macht.

Das gilt auch auf akademischem Boden. Wer die protestantischen Kommilitonen gegen die katholischen, die arischen gegen die jüdischen hetzt, der handelt gegen das nationale Interesse. Denn nichts ist nötiger für unser deutsches Volk als Konzentration aller Kräfte auf die großen allgemeinen Ziele, die uns das Zeitalter des Industrialismus steckt, und nichts ist uns verderblicher als die innere Zerrissenheit, der Parteien Zank und die ohnmächtige Konfessionsnörgelei.“

Die deutsche öffentliche Meinung stand der freistudentischen Bewegung bisher ziemlich verständnislos gegenüber, vielleicht deshalb, weil gerade die freien Studenten im Gegensatz zu den Korporationsstudenten die „Judenfrage“ im liberalsten Sinne behandelten. In der französischen „Renaissance latine“, einer Revue größten Stils, weiß A. Mollet über die nouvelle jeunesse universitaire allemande, wie er die freien Studenten nennt, viel Lobenswertes zu sagen. Besonders freudig begrüßt er bei Erörterung des Begriffs „Finke“ die Stellung der finkenschaftlichen Organisationen zum Ausländer- und Judentum, indem er erklärt: „ces décisions successives font honneur à la majorité qui les vota. Elles attestent chez les non-incorporés une mentalité supérieure à celle des Korpsstudenten.“ Er sieht also völlig ein, daß die liberale Stellung, die die Finkenschaft der Judenfrage gegenüber einnimmt, sie nur vorteilhaft von den meisten Korporationen unterscheidet, und daß gerade diese Stellung ein nicht unwesentlicher Punkt ihres Programms ist.

○ **Aus dem Wahlkreise Marburg.** In Marburg raffen sich die „Reformer", die Antisemiten Zimmermann'scher Richtung auf, um den „ersten" antisemitischen Wahlkreis für ihre Richtung wiederzuerobern. Herr Bruhn ist plötzlich im Kreise erschienen und agitiert eifrig. Bekanntlich ist aber bereits im Frühjahr d. J. vom Bund der Landwirte der „deutschsoziale" Antisemit Dr. Böhme als Kandidat vorgeschoben worden. Gegen diesen Gesinnungsgenossen von der „Bruderpartei" wendet sich Herr Bruhn in seinen Versammlungen sehr scharf. So erklärte er in einer Versammlung zu Fronhausen, Herr Dr. Böhme sei Beamter des Bundes der Landwirte und mache im Wahlkreise Marburg nur den Platzhalter für den Direktor des Bundes der Landwirte, Herrn Dr. Diedrich Hahn. Man darf gespannt sein, was Herr Dr Böhme auf diese niedliche Charakterisierung seiner Kandidatur zu antworten haben wird. Weiter erklärte Herr Bruhn „auf das allerbestimmteste", die Reformpartei habe mit der Kandidatur Dr. Böhme nicht das geringste zu tun, von reformerischer Seite werde die Proklamierung eines eigenen Kandidaten in nächster Zeit erfolgen. Im übrigen suchen Reformer, Deutschsoziale und Landbündler sich gegenseitig bei der Agitation an Demagogie zu überbieten, wie sie auch alle drei im edlen Wettbewerb auf die hier und da noch vorhandenen antisemitischen Neigungen bei der Bevölkerung spekulieren. Herr Buhl-Unna, ein Geschäftsführer des Bundes der Landwirte, steht darin Herrn Bruhn nicht das Geringste nach. Die Versammlungstätigkeit im Kreise ist so rege, daß man wähnen möchte, in wenigen Wochen sei Wahl. Zum Glück halten auch die Liberalen, die hier durch die Nationalsozialen vertreten sind, eifrig Versammlungen ab. Im Gegensatze zu den liberalen werden die bündlerischen und antisemitischen Versammlungen nicht vorher in den Tageszeitungen bekannt gemacht. Um besser im Trüben fischen zu können, verweigerte Herr Dr. Böhme sogar gleich zu Beginn seiner Agitation dem liberalen Redakteur Nuschke-Marburg das Wort in den Versammlungen unter der denk- und merkwürdigen Begründung, er wolle sich die „physische Strapaze" einer Antwort sparen. Herrn Bruhn stellte Redakteur Nuschke in der oben erwähnten Versammlung in Fronhausen und machte ihm einen dicken Strich durch seine Rechnung. Herrn Bruhn war die Gegenrede so unangenehm, daß er entgegen allem parlamentarischen Gebrauch wiederholt den Gegenredner unterbrach.

Vermischtes.

Der Verein der christlichen Referendare zu Breslau, der in den Tagen des wüsten Radau-antisemitismus geboren wurde, feierte kürzlich sein 25jährig s Bestehen durch ein Fest, auf welchem ein Lied gesungen wurd, das folgende zwei Strophen enthielt:

„Wie zum Segen keines Landes
Wird der Fremden Aberwitz,
So zum Nachteil uns'res Stat des
Eine koschere Justiz.
Hält die Augen fest verbunden
Themis gegen die Gefahr,
Hat die Abwehr nun gefunden
Doch der deutsche Ref'rendar."

„Daß nicht vor der fremden Rasse
Weich' der rechtsbeflißt'ne Christ,
Daß nicht deutsche Treu' erblasse
Vor der orientalschen List,
Daß nicht mit der Nasenlänge
Glänze unsere Justiz,
Brachte vor aus ihrer Enge
Die um Stillfried-Rattonitz."

Und Leute von solcher Qualität sollen künftig in Preußen „ohne Ansehen der Person" Recht sprechen!

Die „Nationalzeitung" veröffentlicht hierzu nachstehende Zuschrift des Rechtsanwalts und Notars a. D. A. Salomonsohn:

Daß unreife Burschen oder roher Pöbel an Aeußerungen solchen Geistes gefallen finden, kann nach der Leidensgeschichte der deutschen Juden unserer Zeit nicht allzu sehr auffallen. Befremdlich ist es aber, daß preußische Referendare, die man doch in den höchstgebildeten Kreisen zu suchen berechtigt ist, an so häßlichen Schimpfereien niedrigsten Inhalts sich beteiligen, selbst wenn sie glauben, ganz unter sich zu sein. Haben diese Herren so wenig Verständnis für ihren Beruf, daß sie sich nicht fürchten, einer ganzen Volksklasse, für welche sie doch auch den unantastbaren Anspruch auf Parteilosigkeit sorgsam zu hüten haben, offen gehässiger Feindschaft in rohen Kundgebungen anzuzeigen? Man ist empört über die an russischen Juden begangenen Mordtaten. Hat man gar keine Empfindung dafür, daß an den deutschen Juden, wenn auch nicht an Leib und Leben, doch an Geist und Gemüt durch Brutalitäten oben angezeigter Art gleichwertige Mißhandlungen verübt werden? Die deutschen Juden sind nicht in der Lage der russischen Juden, welche wenigstens versuchen konnten, mit der Waffe in der Hand sich zu verteidigen, ihnen bleibt gegen solche Schmähungen nur die Flucht in die Oeffentlichkeit, nicht als Denunziation, sondern als Zuflucht zu dem öffentlichen Urteil wirklich gebildeter Menschen.

„Wer ein Kind liebhat". Ein Leser schreibt der „Frankf. Ztg.": „In Erlangen sah ich dieser Tage am Schaufenster eines Buchladens ein Plakat mit der Aufschrift: „Wer ein Kind liebhat". Darin wird ein Kinderliederbuch empfohlen, das von Maria Kühn herausgegeben und von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig verlegt wird. Ich kaufte das Buch. Als ich jedoch meinem Kinde, das ich liebhabe, daraus vorlas, stieß ich Seite 161 auf folgenden Vers:

„Der Jude schindet arme Leut',
Das Jägerhorn bringt große Beut!"

Der Inhalt des ganzen Buches hat mich sehr enttäuscht, aber diesen Vers finde ich in einem für Kinder bestimmten Liederbuch geradezu widerwärtig. Gestatten Sie mir, dies öffentlich auszusprechen."

Der jüdische Arzt in der Geschichte. Ein Mitarbeiter des „Medical Rekord" stellt die Behauptung auf, daß wahrscheinlich keine andere Rasse in ihrer Entwicklung und in ihrem allgemeinen Fortschritt in so hohem Grade vom Studium der Heilkunde beeinflußt worden ist, wie die Juden. Schon in den frühesten Zeiten war die Ausübung der Heilkunst bei ihnen mit einem besonderen Nimbus umgeben, indem sie vorzugsweise in den Händen der Leviten lag und somit an der Ehre der priesterlichen Stellung dieses Stammes teilnahm. Die berufsmäßige Betätigung der Priester bei den Opfern gab ihnen eine besondere und regelmäßige Gelegenheit einen Einblick in die tierischen Organe und in deren Zweck und Tätigkeit zu tun. Dadurch eigneten sie sich Kenntnisse an, die auch für die Behandlung menschlicher Krankheiten von Nutzen sein mußten. All die vielen im mosaischen Gesetz niedergelegten Vorschriften für öffentliche und persönliche Gesundheitspflege veranschaulichen den engen Zusammenhang, der damals zwischen der Sorge für das leibliche Wohl und den Regeln für den religiösen Dienst bestand, und man darf sagen, daß viele dieser Vorschriften noch bis heute ihre Berechtigung behalten haben. Erst später sonderte sich der ärztliche Beruf aus dem priesterlichen schärfer aus. In der Zeit des Elends und der Gefangenschaft sowie der Zerstreuung des jüdischen Volkes behielt der jüdische Arzt seine geachtete Stellung, indem er nicht nur für seine Volksgenossen innerhalb seines eigentlichen Berufes sorgte, sondern auch für die Volksrechte im allgemeinen mit besonderer Kraft eintrat. Viele von ihnen wurden Hofärzte und besondere Günstlinge mächtiger Monarchen, einige genossen sogar das Vertrauen von Päpsten und hervorragenden Geistlichen anderer Bekenntnisse. Einer der bedeutendsten unter den älteren jüdischen Aerzten ist Chasdai, der unter dem Chalifen Abdulraman III. Minister wurde und viel dazu beitrug, die Stellung der Juden unter der Herrschaft der Mauren in Spanien während

des zehnten Jahrhunderts zu festigen. Jehuda Halevi, der hundert Jahre später lebte und ausgezeichnete Werke über medizinische Praxis und Philosophie verfaßte, gelangte gleichfalls zu hohem Ruhm. Von dem großen Maimonides aus Cordova wird gerühmt, daß er fast einen neuen Talmud schuf. Uebrigens wollte ihn Richard Löwenherz zu seinem Hofarzt machen, trotzdem gerade damals von drei Päpsten nacheinander Edikte erlassen wurden, wonach Christen keine jüdischen Aerzte beschäftigen sollten. In Spanien blieben sie noch lange die einzigen Vertreter des Aerzteberufs. Später nahm der Papst Alexander VI. selbst einen Juden zum Leibarzt, der auch noch am Hof Leos des X. blieb, und vom Papst Sixtus V. wurde das Edikt gegen die jüdischen Aerzte überhaupt zurückgenommen. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Anstrengungen von Moses Mendelssohn für die jüdischen Aerzte von hohem Wert, wobei er von seinem Freunde, dem Arzt Marcus Herz, kräftig unterstützt wurde.

Der Ritualmord bei den Talmudjuden.

Gegen die unter diesem Titel erschienene Schrift des katholischen Pfarrers Dr. theol. Karl Mommert in Schweinitz, die, wie in Nr. 43 der „Mitth." erwähnt, von dem gleichfalls katholischen Dr. theol. Karl Blasel-Grünberg i. Schl. bereits eine geharnischte Entgegnung erfahren hat, wendet sich in der „Neisser Zeitung" auch der Domprobst an der Breslauer Kathedrale, Universitätsprofessor Dr. König. Wir entnehmen seiner Kritik folgenden Abschnitt:

„Wenn er die vorhandenen Tausende von Schriften über den jüdischen Ritualmord um einige Nummern zu vermehren zu müssen glaubte, dann hat er allerdings sein Ziel erreicht — irgend eine wissenschaftliche Förderung des Problems aber bringt die angezeigte Arbeit nach keiner Richtung; denn was etwa in ihr wahr ist, das ist nicht neu — und das Neue in ihr ist nicht wahr. Mit unglaublicher Naivität und Kritiklosigkeit rafft Herr Pfarrer Dr. Karl Mommert alles ihm über den angeblichen Ritualmord Erreichbare zusammen, fragt nirgends nach der Glaubwürdigkeit und geistigen Potenz seiner Zeugen, reißt Stellen aus dem Zusammenhange, zitiert nicht selten ungenau und löst für seine Auffassung Unvorteilhaftes weg, beruft sich auf Literatur, deren Fragwürdigkeit kein Geheimnis ist, und konstruiert leichtfertig einen „Beweis", dem man nur etwa den bekannten „Beweis" für die Schlechtigkeit der Jesuiten bei gewissen Gegnern derselben an die Seite stellen kann, was Tendenzmache und generalisierende Schnellfertigkeit des Urteils über eine sehr ernste, die Ehre von Tausenden bedrohende Sache angeht. Die bona fides soll dem Verfasser gewiß nicht angezweifelt werden; aber wenn er gelegentlich seine römisch-katholische Ueberzeugung betont, so müssen wir, um etwa daraus herzuleitenden Rekriminationen vorzubeugen, sehr energisch feststellen, daß eine solche Ueberzeugung keineswegs schon den talmudjüdischen Ritualmord einbezieht. Ueber letzteren ist nun schon so vieles pro et contra geschrieben worden, daß eine wirkliche Bestätigung der Anklage nur dann geliefert wäre, wenn aus dem Urtexte der Talmud-Schriften selbst, und nicht etwa aus Eisenmenger und Rohling, bündig-klare Aussprüche beigebracht würden, welche unzweideutig den Ritualmord empfehlen oder gebieten. In dieser Richtung hätte Herr Dr. Mommert, dem ja die Erlernung und Beherrschung fremder Sprachen stets so leicht war, seine Forschungen anstellen müssen, wollte er auf die Beachtung und Anerkennung ernster Wissenschaft rechnen. Die kirchliche Druckgenehmigung hat der Verfasser für sein Werk nicht nachgesucht — vermutlich um die geistliche Behörde nicht in Verlegenheit zu bringen, da er ohnehin schwerlich bei seiner Eigenart bereit gewesen wäre, etwa beanstandete Stellen zu streichen oder zu ändern. Und nie und nimmer würde ja z. B. die geradezu entsetzliche Stelle S. 6 ff. die Zensur passiert haben, wo Herr Dr. Mommert die heil. Eucharistie in Parallele stellt mit dem angeblichen Kannibalismus des jüdischen Ritualmordes! Man höre! S. 9 heißt es wörtlich: „Wurde nun die rituelle Verwendung des Fleisches und Blutes Jesu im christlichen Kulte von der Kirche so lange als Arkandisziplin (Geheimlehre) behandelt, als dieselben (sic!) noch nicht zahlreich und mächtig genug waren, um diesen Kult öffentlich und ungestört ausüben zu können, so werden wir es begreiflich finden, daß auch die Juden die Verwendung von Menschenblut bezw. Christenblut bei ihrem Kulte als Arkandisziplin behandeln, bis auch sie einmal wieder, wie früher, z. B. in des Samuel und Elias Tagen, die Macht haben werden, Menschen zu rituellen Zwecken öffentlich abschlachten zu können." (!!) So schreibt nicht etwa Voltaire, sondern ein katholischer Priester! Unterzeichneter hat einmal bei Gelegenheit einer seiner zahlreichen, natürlich vergeblichen Bitten und Warnungen während der Drucklegung der famosen Autobiographie Herrn Mommerts diesem die bange Frage vorgelegt, wohin es noch mit ihm auf dem eingeschlagenen Wege kommen solle. Obige Stelle gibt hierauf die tiefbetrübende Antwort, an der nur Feinde der Kirche Freude haben können. Dazu ist eine unwissenschaftlichere und unlogischere Beweisführung als in eben diesem Ausspruch M.'s schwerlich denkbar. Jene wenigen Gegner der Kirche aber, welche unlängst noch ihre Freude über Herrn Mommerts Buch „Aus dem Leben eines Dorfspfarrers" mit seinen boshaften und hämischen Beleidigungen gegen Oberhirt, geistliches Amt und Mitbrüder kundgaben, werden jetzt wohl etwas anders über seine Eigenart und „wissenschaftliche" Bedeutung denken. Die dort maßlos und zur Entrüstung und Trauer der geistlichen Mitbrüder Dr. Mommerts Angegriffenen haben damals die ungerechte und unverdiente Kränkung mit ernstem, beschämendem Schweigen über sich ergehen lassen. Ohnehin mußte ja sofort jeder Urteilsfähige und gerecht Denkende sich sagen, daß ein Mann, der seit Jahrzehnten über alles und jedes ihm Unangenehme Buch geführt, jedes Gespräch mit Datum und Umständen registriert, jeden läppischen Klatsch sich genau notiert hat, um dann nach vielen Jahren mit kalter Berechnung ohne entschuldigende Veranlassung die meist noch lebenden Ahnungslosen an die Oeffentlichkeit zu zerren, die je einmal irgendwie mit ihm zusammengestoßen waren und natürlich nicht auch sofort die nötigen Notizen zur etwaigen Abwehr sich aufbewahrt hatten, — daß ein solcher Mann dem Ideale des Priestertums nicht eben allzu nahe stehe. Hat Herrn Mommerts Selbstbiographie einen Augenblick lang von sich reden gemacht, so hat sie dies nicht etwa einer liebenswürdigen und geistvollen Darstellung wichtiger Vorkommnisse und der inneren Geistesentwickelung, einer feinpsychologischen und der eigenen Fehler nicht schonenden Selbstschilderung, wissenschaftlichen Exkursen und einer gerechten Würdigung interessanter Menschen und Zeiten — all dies fehlt ihr ganz! —, sondern nur jenen Stellen zu danken, an denen in epischer Breite, aber ohne epische Objektivität und Harmlosigkeit mit allen abgerechnet wird, die seit fast 40 Jahren je einmal des Verfassers Mißfallen erregt hatten. — Daß diese letzten Bücher Herrn Dr. Mommert selbst Freude und Befriedigung gewähren sollten, nehmen wir zu seiner Ehre nicht an; irgend welche Förderung der Wissenschaft haben sie jedenfalls nicht zu bedeuten."

Herr Mommert wird wohl selbst auch schwerlich darauf Anspruch erheben, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, nachdem er in der weiteren Folge seiner Traktätchen-Literatur eine Broschüre herausgegeben hat: „Zeugnisse edeldenkender Juden und Christen gegen den Ritualmord." Demnach scheint der Geschäftssinn bei Herrn Mommert stärker ausgebildet zu sein als die „Wissenschaft".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 49. Berlin, 6. Dezember 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3878.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der Zusammenbruch der Antisemitenherrschaft in Dresden.

Das war immer so und wird immer so sein: der Krug geht so lange zu Wasser, bis der Henkel bricht. Jeglich Ding hat sein Ende, sogar die Schreckensherrschaft und Mißwirtschaft der Dresdner Reformpartei, die auf granitenen Quadern errichtet schien für unabsehbare Zeiten und nun nach zwanzigjährigem Wirken in Unsegen zusammengestürzt ist gleich einem Kartenhause. Jedem kommt sein Tag, auch Herrn Oswald Zimmermann; es gibt unerfaßbare Mächte, denen das Schmähwort „Verjudung" aus dem Waffenschatze der Gasse und der Gosse so wenig tut wie dem Monde die Mißfallenskundgebung einer gekränkten Hundeseele.

Die Dresdner Reformer haben zwei Jahrzehnte lang die schöne Hauptstadt an der Elbe beherrscht. Daß die rückschrittlichsten und rückständigsten Antisemiten sich mit Vorliebe in die Toga des fortschrittlich gerichteten Reformmenschen hüllen, das kann nicht auffallen; die Maskerade hilft eben auch mit wirtschaften, und in Sachsen sagt man im Volke: „Alle Vorteile gelten." Die Dresdner Antisemiten aber „Reformer" haben sich die Herrschaft im Rathause, den großen Einfluß in der Bevölkerung zum Teil durch die Vorspiegelung zu erringen gewußt, daß sie die rechten Besitzer und Verfechter deutscher Treue und Redlichkeit seien. Ihr volltönendes Daraufloswettern wider alles, was sie zu durchsichtigem Zwecke als „undeutschen" oder „jüdischen" Schwindel bezeichneten, hat große Schichten der Bevölkerung von Dresden verwirrt; wie die Kindlein dem Rattenfänger in den Koppelberg gefolgt, so folgte die Dresdner Bürgerschaft den Judenhetzern, die einen finsteren Geist heimisch werden ließen im herrlichen Elbflorenz. Und nun nach zwanzig Jahren ist der Zusammenbruch gekommen, der Zusammenbruch in der Sünden voller Blüte.

Es hat sich wieder einmal erwiesen, daß Tugendbolde, die öffentlich Wasser predigen, heimlich Sekt trinken. Wenn man die Dresdner Antisemiten so hörte, so mußte man zu dem Glauben kommen, daß sie, „urteutsche" Idealisten vom reinsten Wasser, die verteufelte Korruption auf allen Wegen und Stegen bekämpfen, und das, was sie tun, um des Vaterlandes, der Vaterstadt und des Volkes willen tun mit reinem Herzen und mit reiner Hand. Nach Tische liest man's anders. Jetzt, da bei den Stadtverordnetenwahlen mittels des von den Antisemiten selber geschaffenen neuen Wahlrechts sämtliche Antisemiten, die zur Wahl standen, an die frische Luft befördert worden sind und die Beseitigung des Restes der Partei im Rathause bei den nächsten Wahlen außer allem Zweifel steht, — jetzt stellt sich dieses Volksgericht, das einem Gottesgericht gleicht, als eine Quittung dar für die maßlose Cliquenwirtschaft, die von diesen abgetakelten Gentlemen getrieben worden.

Ein durchaus christliches Blatt in Dresden, das keine Parteibeziehungen unterhält, bestätigt, daß dieser Cliquenwirtschaft, die auch vor persönlicher Bereicherung der Mitglieder der Gilde durch städtische Lieferungen, über die sie selbst zu befinden haben, nicht zurückschreckt, daß dieser Cliquenwirtschaft „ein vernichtendes Urteil gesprochen" worden ist. Die parteilosen „Dresdner Neueste Nachrichten" schreiben: „Fast zwanzig Jahre hat der reformerische Klüngel Dresden beherrscht. Wie ein riesiger Polyp hat er mit seinen Fangarmen unser öffentliches Leben umklammert, hat jede freie Regung, jeden Aufschwung im Handel und Gewerbe erstickt und mit seiner verhetzenden Agitation das Volk vergiftet." Das Blatt fügt hinzu: „Die Reformerclique hat abgewirtschaftet in unserer Stadt für alle Zeit." Selbst die alten „Dresdner Nachrichten", die der Aufrichtung der Herrschaft der Antisemiten in Dresden durch ihre Art der Behandlung der Juden so „wacker" vorgearbeitet, scheinen jetzt mit dem Gewitter einverstanden, das die Luft in Dresden gereinigt hat.

Von ganz besonderem Interesse ist die Tatsache, daß die Handwerker, die Kleingewerbetreibenden, große Beamtengruppen, die man bisher als die festesten Stützen der Antisemitenpartei kannte, sich in hellen Haufen von den „Reformern" abgewandt haben. Ein solcher krasser Umschwung ist noch selten dagewesen; ein solches Jena hat noch selten eine Partei erlebt, die ihres Machtdünkels, ihres Siegerhochmutes, ihrer brutalen Unduldsamkeit keine Grenzen kannte. Alles, was in diesen Dresdner Stadtverordnetenwahlen als Mitglied der bisherigen Vormachtpartei in den Wettbewerb eingetreten ist, wurde von den Wählern rücksichtslos fortgesäbelt; das schärfste und nachdrücklichste Gericht hat die schärfsten und nachdrücklichsten Vorkämpfer des Antisemitenklüngels ereilt. Es ist, um mit dem verbreitetsten Blatte in Dresden zu sprechen, eine völlige Umwälzung in dem politischen Leben der Hauptstadt eingetreten.

Die Tatsache des Zusammenbruches der Dresdner Antisemitenherrschaft in Verbindung mit manchen anderen Zeichen der Zeit gibt ein Recht zu hoffnungsvollem Aufblick und Ausblick, zu festem Vertrauen in die Macht der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe, der Aufklärung.

Die Hilfsaktion für die russischen Juden.

Es ist erfreulich, konstatieren zu können, daß die Hilfeleistung für die russischen Juden sowohl international als konfessionell ist. Spricht das ja am deutlichsten dafür, daß alle Welt die Blutschuld Rußlands und die Unschuld der russischen Juden anerkennt. Wir wissen, wie in Deutschland den Sympathien für die Opfer russischer Niedertracht durch Wort und Tat Ausdruck gegeben wird. Es sei noch erwähnt, daß auch der Großherzog und die Großherzogin von Baden sich mit einer Spende beteiligt haben. Weniger weiß man, daß in gleicher Weise in anderen Ländern ohne Unterschied der Konfession und der Nationalität mit Erfolg für die russischen Juden gesammelt wird. Dem Hilfskomitee in Brüssel beispielsweise gehören an der streng katholische Staatsminister Beernaert, der Oberlandesrabbiner Bloch, der Bürgermeister von Brüssel de Mot, der Staatsminister Le Jeune. In Antwerpen haben die Stadtverordneten unaufgefordert 2500 Frcs. für den Hilfsfonds bewilligt. In den meisten Städten der Schweiz haben gerade christliche Notabilitäten Wert darauf gelegt, zu den Komitees zu gehören. In Sidney, Australien, sind in einer Versammlung 7000 Dollars gezeichnet worden usw.

Noch bemerkenswerter ist, daß in der russischen Kirche zu Wien eine Kollekte zu Gunsten der russischen Juden veranstaltet worden ist, daß der russische Botschafter, Fürst Urussoff, sich mit 1000 Kronen an der Sammlung beteiligt hat, daß in Budapest die Häupter der griechisch-katholischen Kirche an alle russischen Gemeinden des Landes Aufrufe zu Gunsten der russischen Juden erlassen haben und daß endlich auch der russische Konsul in Chicago, Baron Schlippenbach 10 Dollars gespendet hat.

Dem gegenüber hat die „Staatsbürgerztg." den wenig beneidenswerten Mut, sich „von geschätzter Seite" die Sammlungen als „verkehrte Wohltätigkeit" bezeichnen zu lassen, und dazu selbst ein langes Gesalbadere hinzuzufügen, in welchem ausgeführt wird, daß die Juden in Rußland ihr Schicksal verdient haben, weil sie sich auch an der Revolution beteiligten. In dem letzten amerikanischen Brief der „Mitteilungen" kann die „Staatsbürgerztg." bereits die Antwort auf ihren Unsinn finden, die ja so sehr nahe liegt. Niemand hätte für die russischen Juden gesammelt, am allerwenigsten hätten sich alle Länder und Konfessionen in so seltener Eintracht und in so hohem Maße an den Sammlungen beteiligt, handelte es sich nur um die in den revolutionären Kämpfen gefallenen oder verwundeten Juden. Aber in Rußland sind Juden nicht nur im Bürgerkriege gefallen, sondern man hat auch friedliche, unschuldige Juden en masse überfallen, sie beraubt, ermordet und Frauen und Kinder in viehischer Weise behandelt. Darum die große und allgemeine Hilfsaktion.

Es ist die alte Geschichte: der Jude mag machen, was er will, er soll immer verbrannt werden. Hätten sie, die am meisten unterdrückten, sich nicht auch an der Erhebung beteiligt, man hätte sie mit Recht für charakterlose Feiglinge erklärt. Alle Klassen, alle Rassen in Rußland befinden sich in Aufruhr, und nur die Juden, die am meisten Grund zum Aufruhr hatten, sollten nicht von der Bewegung sich mit fortreißen lassen. Wenn die Mörder, Räuber, Frauenschänder in Odessa, Kischinew und mehr als einem halben Hundert anderen Städten „die loyalen Verteidiger" des Zaren und der Ordnung in Rußland sein sollen, dann können einem Zar und Ordnung in Rußland noch weit mehr leid tun, als ohnehin schon der Fall ist. Nach der „Staatsbürgerztg." ist die „gutgesinnte russische Bevölkerung" der russischen Regierung im Kampfe mit der Revolution zu Hilfe gekommen. Wie alle Welt weiß, hat die korrupte russische Bureaukratie das gemeinste Gesindel im Lande auf die Wehrlosen losgelassen. Die russischen Revolutionäre mögen allerlei sich haben zu Schulden kommen lassen, mögen manchen politischen Fehler gemacht haben und noch machen, aber wenn das Gesindel, welches vielleicht an die hunderttausend Menschen niedergemacht oder verstümmelt und die allerniederträchtigsten Schandtaten begangen hat, „die gutgesinnte russische Bevölkerung" sein soll, dann sind die Revolutionäre die reinen Engel. Wenn der mörderische Pöbel die „gutgesinnten" Stützen des russischen Staates sein soll, dann sollte je früher desto besser dieser Staat von der ganzen zivilisierten Welt in seine Atome aufgelöst werden. Wir aber denken besser von dem russischen Volke. Wir sind überzeugt, daß nur der gemeinste Abhub der Bevölkerung von den verworfensten, wenn auch unbestraften beamteten Verbrechern zu Raub und Mord aufgestachelt worden ist. Aber wir begreifen vollständig die Sympathie der „Staatsbürgerztg." für dieses teuflische Pack, ebenso wie wir begreifen, daß ihr absolut jedes Verständnis abgeht für die Empfindungen und Handlungen der besten Männer und Frauen in allen Kulturländern des Erdballs.

Amerikanischer Brief.

Dem letzten amerikanischen Brief muß schneller als sonst ein neuer folgen, so viel ist zu berichten. Die jüdischen Amerikaner sind eifriger mit der Hilfsmobilmachung für die russischen Juden als vielleicht die Juden aller anderen Länder. Bei ihnen kommen nämlich außer dem Umstand, daß Blut dicker als Wasser, und außer den engeren Beziehungen zu den Juden Rußlands, hinzu der praktische amerikanische Geist, der alles gleich energisch angreift und mit allen Mitteln durchführt, und der Freiheitssinn, der mit von einer Regierung inszenierten blutigen Verfolgungen ganz besonders streng ins Gericht geht. Denn daß die herrschenden Kreise in Rußland in der Hauptsache mit verantwortlich sind für die an den Juden verübten Schreckenstaten, gilt in Amerika für zweifellos. In seiner Ansprache an das Hauptkomitee zur Unterstützung der Juden sprach Strauß seine feste Ueberzeugung aus, daß die Massarres in Rußland das Ergebnis einer sorgfältig geplanten und wohl organisierten Verschwörung unter den herrschenden Klassen gewesen seien. „Niemals, sagte er, seit den Zeiten Torquemadas ist eine Metzelei mit solcher Sorgfalt geplant und mit solcher Macht ausgeführt worden. Niemals während des ganzen Feldzuges gegen Japan hat die russische Militärmacht ein solches Organisationstalent entfaltet wie in der Organisation und Durchführung dieser Metzeleien, denn vom Schwarzen Meer bis nach Sibirien scheint die Ermordung von Zehntausenden von Männern, Frauen und Kindern ungefähr gleichzeitig stattgefunden zu haben. Es ist daher unmöglich, die Schlußfolgerung zurückzuweisen, daß dies vorbedacht und ausgeführt worden ist mit diabolischer Geschicklichkeit". (Anmerkung d. Red.: Unabhängig von Strauß ist dieser Gedanke bereits vor mehreren Wochen in einem dieses Thema behandelnden Aufsatze der „Mitteilungen" ausgesprochen worden.)

Große Summen sind in Newyork, Philadelphia, San Francisko und fast allen großen amerikanischen Städten

sofort gezeichnet und telegraphisch übermittelt worden. Es wurde eine eigenartige Organisation beschlossen, die es ermöglicht, an alle Berufe durch besondere Berufsangehörige zu appellieren und selbst vereinzelt wohnende Juden in den entlegensten Teilen der Republik zu Beiträgen heranzuziehen. Es wurden u. a. 491 Telegramme, die beiläufig von der Western Union Telegraph Company gratis befördert wurden, nach allen Teilen des Landes versandt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, näher auszuführen, wie in den zahlreichen durchweg überfüllten Versammlungen in den verschiedenen Städten der Union die Begeisterung Ausdruck gefunden hat und die Hilfsbereitschaft praktisch bewiesen worden ist. Nur so viel sei gesagt, daß fast überall auch Christen z. T. recht erhebliche Summen gezeichnet haben. Andrew Carnegie allein hat einen Check über 10 000 Dollars, also mehr als 42 000 Mark eingesandt mit einem Begleitschreiben, in welchem es u. a. heißt: „Ich bin nur zu erfreut, Ihnen inliegenden Check als einen Beitrag zu dem Fonds für die Unterstützung Ihrer Glaubensgenossen in Rußland zu übersenden. Die schrecklichen Verbrechen, die dort begangen worden sind, sind von der Art, daß man verleitet werden könnte, den Glauben an die Menschlichkeit zu verlieren, wenn nicht die Geschichte der Vergangenheit uns über ebenso teuflische Scenen berichtete. Seien Sie aber nicht entmutigt. Nach dem Gesetze der Entwickelung müssen wir stetig, wenn auch langsam aufwärts marschieren und endlich die wahre Auffassung von der Brüderlichkeit der Menschen erlangen".

Daß die Jubiläumsfestlichkeiten der amerikanischen Judenschaft eingestellt oder doch wesentlich eingeschränkt werden sollen, ist bereits im vorigen Briefe berichtet worden. Es wird nun auch vorgeschlagen, von der beabsichtigten Errichtung eines Denkmals aus Anlaß des Jubiläums Abstand zu nehmen und das ersparte Geld dem Hilfsfonds für die russischen Juden zuzuwenden. Die Idee einer öffentlichen Demonstration durch Umzüge ist aufgegeben worden. Dagegen wurde beschlossen, den 4. Dezember als Trauertag zu begehen und Traueremblеme anzulegen. Ferner sollte am 4. Dezember ein öffentlicher Gottesdienst veranstaltet werden.

In zahlreichen Versammlungen ist der Wunsch ausgedrückt worden, die traurige Gelegenheit zu benutzen, um einmal etwas mehr zu tun als einem augenblicklichem Notstande nur durch Almosen notdürftig abzuhelfen. Es sind dahin gehende Vorschläge mannigfacher Art gemacht, wenn auch noch nicht angenommen worden. Da soll ein Kongreß jüdischer Amerikaner zusammentreten, ja ein internationales Band der Juden aller Länder geschaffen werden. Der bekannte jüdisch-amerikanische Staatsmann Simon Wolf befürwortet die Schöpfung eines jüdischen Verbandes, dessen Mitglieder, wie die Mitglieder des Roten Kreuzes unter internationalem Schutz hilfreich tätig sind, des gleichen Schutzes sich erfreuen sollen bei ihrer Tätigkeit zu Gunsten verfolgter Juden. Unmittelbare praktische Folge hatte vorläufig nur der Vorschlag, daß ein Teil der gesammelten Gelder nach Rußland geschickt werden solle, um die Selbstverteidigung der Juden zu fördern.

„Gott sei Dank", sagte in einer Versammlung Dr. Madison Peters in der Baptistenkirche, „das Christentum Rußlands ist nicht das Christentum Amerikas. Das russische Christentum steht im Widerspruch zu der Religion dessen, der gelehrt hat, alle zu lieben. Von allen Kanzeln herab sollten Proteste fortgedonnert werden gegen diese unbeschreiblichen und unbegreiflichen Grausamkeiten. Die Verüber dieser satanischen Grausamkeiten sind Barbaren, ganz und gar unwert des christlichen Namens. Im Namen des Gottes der Liebe erkläre ich die Russen für Leute, die den Atheismus sehr empfehlenswert machen. Wenn solches Verhalten im Einklange stände mit dem Christentum, dann würden viele von uns auf den Namen Christen verzichten. Gott würde mehr Gefallen an uns finden, wenn wir seine Existenz bezweifelten oder sie gar leugneten, als wenn wir seinen Namen anriefen und dann seine Kinder ermordeten...... Mit unseren jüdischen Brüdern in Trauer sympathisiere ich als Mensch, als Amerikaner und als ein Baptist mehr als Worte ausdrücken können. Und ich flehe zu dem allmächtigen Gott, seinen Arm auszustrecken und Rußland mit selbst noch schrecklicheren Plagen zu treffen als über das alte Egypten gekommen sind, bis Rußland Gottes altem Volke Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Wir schließen mit einem für den in Amerka herrschenden Eifer im Interesse der russischen Juden bezeichnenden Faktum. Die etwa 100 Arbeiter, die in der Fabrik von A. & H. Wildberg in Cincinnati beschäftigt sind, haben beschlossen, alles, was sie durch Ueberstunden verdienen, zu der Sammlung in Cincinnati beizusteuern, bis dort 25 000 Doll. zusammengekommen sind. Die Fabrik schließt jeden Sonnabend um Mittag, aber fast alle Arbeiter haben erklärt, daß sie weiter arbeiten wollen, um ihr Scherflein zu dem würdigen Zwecke beitragen zu können.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler setzt seine Judenhetze in Berliner, von der sogenannten Pückler-Vereinigung veranstalteten Versammlungen unermüdlich fort, da er noch immer ziemlich großen Zulauf findet. Die Versammlungseinladungen tragen in der Regel folgenden Vermerk: „Deutsche Männer und Frauen, erscheint in Massen. Zur Deckung der Unkosten werden 20 Pfg. erhoben." Viele Fremde versäumen nicht, die tollen Reden des Grafen wenigstens einmal anzuhören. Von den Berlinern selbst wird er kaum noch ernst genommen. Im Laufe der Jahrzehnte hat man hier in antisemitischen Versammlungen zwar schon manches erlebt, aber was in der letzten Zeit den Besuchern dieser Versammlungen geboten wird, dürfte anderswo doch kaum möglich sein. Hören wir z. B., wie Graf Pückler die Sozialdemokraten für den Kampf gegen die Juden zu gewinnen sucht. In einer Versammlung vom 27. v. M. im Böhmischen Brauhaus, in welcher er die ganze Stadt Berlin zu den Waffen rief — die Rede ist hier gedruckt verteilt worden und von Grafen Pückler verantwortlich gezeichnet — sagte er u. a.:

> Zu den Waffen, ihr Sozialisten, ihr Männer von der roten Fahne, ihr lieben roten Kerle, laßt jetzt endlich einmal das öde und langweilige Geschwätz von Revolution und Umsturz, von Anarchie und Bürgerkrieg, wendet euch ab von den Werken der Finsternis, wendet euch ab von euren jüdischen Führern, und werbet endlich forsche, famose und nationale Männer usw.

Neuerdings hat Graf Pückler seiner Betrübnis darüber Ausdruck gegeben, daß die „rote" Arbeiterschaft nichts von ihm wissen wolle. Und er sei doch sicher, der antisemitische Karren werde erst dann in Schwung kommen, wenn die „rote Karline mit der Revolverschnauze" und der „rote Schulze" mitmachten. Bei der Vertreibung der schwarzen Halunken sei doch so viel Beute zu machen. „Rote Karline, bedenke doch, da gibt es dann goldene Broschen, die neuesten Hüte mit grünen und gelben Federn, Kostbarkeiten und Schmuck." Alles das würden dir dein roter Schulze mitbringen." Auch an die Frauen wendet sich Graf Pückler:

Auch die Damen von Berlin müssen uns helfen, das deutsche Haus zu verteidigen gegen den Ansturm des Judentums, und müssen jeden Verkehr meiden mit dieser Satansbande. Die Damen, die sind am schwersten zu überzeugen von dem gewaltigen Ernst der Judenfrage und feiern und schwatzen zu gern mit dem fremden Gesindel; das muß auch endlich anders werden, meine Damen, Sie müssen es endlich fertig bekommen, bei Wertheim und Jandorf vorüberzugehen, ohne etwas zu kaufen.

In dieser Tonart geht es weiter. Es ist gewiß ein Zeichen der Zeit, bemerkt hierzu mit Recht die „Köln. Volksztg.", daß sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, die man wohl auch die „Metropole der Intelligenz" genannt hat, Tausende von Menschen gegen 20 Pfg. Entree in Versammlungen drängen, um derartige Dinge anzuhören, zu beklatschen und zu bejubeln.

Im Anschluß an den Prozeß Lehleitner, über den die „Mitteilungen" mehrfach berichtet haben, sind die Vorgänge über die Vergebung städtischer Lieferungen und Arbeiten auch am 15 v. M. im Dresdener Stadtverordneten-Kollegium zur Sprache gebracht worden. Vorausgegangen war die Veröffentlichung eines von dem Oberbürgermeister Beutler an den Dresdener Rat gerichteten Geheimschreibens in den „Dresdener Neuesten Nachrichten". Daraufhin hatten 19 Stadtverordnete aller Parteirichtungen folgende Interpellation eingebracht: „Ist der Rat bezw. der Oberbürgermeister bereit, diese Angaben des Herrn Oberbürgermeisters an der Hand der zur gedachten Klage führenden Vorgänge dem Kollegium und damit der Oeffentlichkeit das Nähere bekannt zu geben?" — Oberbürgermeister Beutler erklärte sofort, daß es sich um ganz harmlose Vorgänge handele, daß die den Stadtverordneten gemachten Vorwürfe, sie hätten ihr Mandat dazu benützt, um sich städtische Lieferungen und Arbeiten zu verschaffen, vollständig aus der Luft gegriffen seien und daß keinem Mitgliede des Kollegiums irgend ein Vorwurf gemacht werden könne. Dessen ungeachtet könne er sich aber nicht dazu bereit finden, diese harmlosen Vorgänge zu erörtern und ebenso müsse er von einer Namhaftmachung jener Stadtverordneten, die zu jenen harmlosen Vorgängen in Beziehung ständen, Abstand nehmen.

Diese Erklärung des Oberbürgermeisters überraschte allgemein und nur wenige Stadtverordnete erklärten sich mit derselben einverstanden. Vielmehr verlangte das Kollegium in seiner großen Mehrzahl, der Oberbürgermeister möge doch mit der Sprache herausrücken, und da in seinem Geheimschreiben doch einmal ein Vorwurf gegen die Stadtverordneten enthalten sei, möchte er die Namen jener Stadtverordneten nennen, die sich angeblich fortdauernd um Lieferungen und Arbeiten bemühen und diese Bemühungen auch bei Unterbeamten betreiben sollten. Eine solche Verdächtigung könne das Kollegium nicht auf sich sitzen lassen. Der Oberbürgermeister beharrte aber bei seinem Schweigen. Selbst die Aufforderung des Stadtverordneten-Vizevorstehers Dr. Häckel an seine Kollegen im Stadtverordneten-Kollegium, hervorzutreten und frei vor der Oeffentlichkeit die Angelegenheiten klarzustellen, blieb ohne Erfolg. Es meldete sich Niemand. Als alles nicht half und Oberbürgermeister Beutler sich nach wie vor in Schweigen hüllte, stellte Stadtverordneter Rechtsanwalt Kohlmann den Antrag, den Rath zu Dresden zu ersuchen, den Oberbürgermeister Beutler zur Namhaftmachung jener Stadtverordneten zu ermächtigen. Dieser Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. — Auf den weiteren Ausgang dieses Konfliktes darf man mit Recht gespannt sein.

Dresden. Der stellvertretende Vorsteher des Dresdner Stadtverordnetenkollegiums, Rechtsanwalt Dr. Haeckel, Mitglied der Reformpartei, hat gegen seinen politischen Gesinnungsgenossen, den Stadtrat, Baumeister Hartwig, Reichstagsabgeordneter a. D., vor dem Dresdner Schöffengericht einen Beleidigungsprozeß anhängig gemacht. Hartwig strengte Widerklage an. Den Anlaß zu dem Prozeß zwischen den ehemals sehr befreundeten Reformern gaben Preßartikel, in denen Hartwig behauptete, Haeckel sei ein taktloser, schimpfender, nur durch Protektion seiner Gesinnungsgenossen zum Vorsteherstellvertreter gewählter Herr usw. Dr. Haeckel gab in einer Erwiderung seiner Ansicht Ausdruck, Hartwig fehle die Würdigkeit zur Bekleidung seines Stadtratsamts. Das Schöffengericht verurteilte Hartwig zu 300 Mark Geldstrafe und wies seine Widerklage ab.

Eine besondere sächsische Mittelstandsvereinigung ist Ende vergangener Woche unter Assistenz führender Parlamentarier des Bundes der Landwirte und der Konservativen und in Gegenwart der Minister v. Metzsch und Rüger in Dresden gegründet worden. Auch antisemitische Parteigrößen hatten an dem Taufakt teilgenommen, aber nur die Führer der deutschsozialen Gruppe des Herrn Liebermann von Sonnenberg, die in Sachsen garnicht vertreten ist. Dagegen scheint die antisemitische Reformpartei, die schon auf ihrem vor vier Wochen stattgehabten sächsischen Parteitage der beabsichtigten Gründung einer sächsischen Mittelstandsvereinigung unverhohlenes Mißtrauen entgegengebracht hat, der konstituierenden Sitzung fern geblieben zu sein; ihr Organ, die Zimmermannsche „Deutsche Reform", erwähnt wenigstens in ihrem kurzem und sehr kühl gehaltenen Referat über diese Sitzung nichts davon, daß auch Mitglieder der Reformpartei sich an der Gründung beteiligt haben. Wahrscheinlich wollen die Liebermannschen Deutschsozialen die neue sächsische Mittelstandsvereinigung dazu benutzen, in einigen Wahlkreisen die antisemitische „Bruderpartei" herauszudrängen und durch zuverlässige Parteigenossen der eigenen Richtung zu ersetzen.

Die Gemeindewahlen in München. Am 4. d. M. haben in München die Gemeindewahlen stattgefunden. Zu wählen waren 20 Gemeindebevollmächtigte (Stadtverordnete), das ist ein Drittel des Gemeindekollegiums. Die Liberalen hatten dabei 9, das Zentrum 11 Mandate zu verteidigen; von den 4 Sozialdemokraten ist keiner ausgeschieden. Gewählt wurden 5 Sozialdemokraten, 11 Liberale, 3 Zentrum und 1 Antisemit. Das Gemeindekollegium wird von nun an bestehen aus: 9 Sozialdemokraten, 35 Liberalen, 15 Zentrum und einem Antisemiten.

Der Wahlkampf wurde namentlich in den letzten Tagen mit großer Erbitterung geführt. Das Zentrum hatte sich mit den Antisemiten, den protestantischen Konservativen und den Hausbesitzern verbunden und ließ kurz vor der Wahl den berüchtigten antisemitischen Verleumder Vielolawek aus Wien kommen, der in einer Riesenversammlung die Gegner in beispiellos gemeiner Weise beschimpfte. Damit hat man aber, wie das Wahlergebnis gezeigt hat, nur das Gegenteil von dem erreicht, was man beabsichtigte.

Bei den am folgenden Tage stattgehabten Wahlen der Ersatzmänner holte sich das Zentrum und die Antisemiten eine noch vernichtendere Niederlage. Es wurden 14 Liberale, 8 Sozialdemokraten und ein Zentrumsmann gewählt.

Die Sozialdemokraten und Liberalen machten in 4 Bezirken gemeinsame Sache. In einem halfen die Sozialdemokraten den Liberalen den Bezirk gegen den Führer der Antisemiten Wenng, behaupten. In einem Bezirk, der bisher klerikal und in dem ein Hauptmatador des Zentrums für die mittleren und unteren Volksschichten und für die Antisemiten bisher gewählt war, verhalfen die Liberalen

den Sozialdemokraten zum Siege, wofür die Sozialdemokraten den Liberalen den Ersatzmann zugestanden. Von der Gesamtzahl aller abgegebenen Stimmen entfallen 7712 auf Liberale und Demokraten, 9365 auf Klerikale, Antisemiten und Konservative, 6419 auf die Sozialdemokraten und 333 auf die Mittelstandsparteiler. Das Zentrum ist wütend auf die Sozialdemokraten. Die klerikale Presse tut, als wäre es ein Verbrechen der Liberalen, mit den Sozialdemokraten paktiert zu haben. Am Vorabend der Wahl haben die vereinigten Klerikalen und Antisemiten eine Mittelstandsversammlung gesprengt und der Kandidat der Mittelstandspartei machte sich am nächsten Tage das Vergnügen, in einem Plakat zu behaupten, daß bei der Sprengung der Versammlung viele Leute den Kellnerinnen mit der Zeche durchgegangen seien.

Der „Köln. Volksztg.", das Hauptorgan des westlichen Zentrums bemerkt zu diesem Wahlergebnis elegisch: „Das Bündnis des Zentrums mit den schwachen Christlichsozialen (antisemitischen) Parteien hat also den Verlust von mehr als der Hälfte der Zentrumsmandate an Liberale und Sozialdemokraten nicht verhindert. Ob eine wirkliche Niederlage vorliegt, kann erst entschieden werden, wenn die Wahlziffern aus den einzelnen Bezirken vorliegen. Ein Hauptgrund, daß die zuversichtlichen Erwartungen getäuscht wurden, liegt jedenfalls in dem Umstand, daß Liberale und Sozialdemokraten gemeinsam vorgingen."

Nachklänge zur Wahl in Eisenach. Das Hamburger antisemitische „Deutsche Blatt" macht den spezifisch jüdischen Organen seltsamer Weise zum Vorwurf, daß sie die Wahl des Sozialdemokraten lieber gesehen hätten, als die des Antisemiten Schack und knüpft daran eine nichtsnutze Verdächtigung der Vaterlandsliebe der Juden. Ganz abgesehen davon, daß es doch ein starkes Stück ist, den Juden zuzumuten, daß sie die Wahl ihres Todfeindes begünstigen sollten und daß jede anständige Partei auf eine solche demagogische Unterstellung verzichtet, nachdem der frühere Reichskanzler Graf Caprivi im Reichstage einmal mit Recht erklärt hat, daß eine Klassifikation der Parteien in reichstreue und reichsfeindliche höchst unstatthaft sei, da alle Parteien — auch die Sozialdemokratie — ihr Vaterland liebten, haben die Antisemiten in Eisenach am allerwenigsten ein Recht sich in diesem Sinne als Patrioten und grundsätzliche Gegner der „Umsturz"-Partei aufzuspielen. Als das letzte Mal der Freisinnige Casselmann, der langjährige Vertreter des Wahlkreises, mit dem Sozialdemokraten in Stichwahl stand, hat die antisemitische Parteileitung nicht einen Finger krumm gemacht, um die Wahl des „Umsturzmannes" zu verhüten; sie höhnte im Gegenteil: „Laßt die roten Brüder unter sich". Im Wahlkreise selbst wird die Wahl des Antisemiten, wie uns geschrieben wird, vorwiegend darauf zurückgeführt, daß die Antisemiten sich die Auslassungen freisinniger Blätter, wie der „Voss. Ztg.", die geschrieben hatte: „Es wird schon richtig sein, daß viele Freisinnige für Schack stimmen werden. Es gibt eben weite Kreise des liberalen Bürgertums, die unter keinen Umständen für den Sozialdemokraten ins Feuer zu bringen sind" — in raffinierter Weise zu nutze machten und eigens durch Flugblätter weiter verbreiteten. Durch eine derartige indirekte Aufforderung an die Freisinnigen zur Wahl des Antisemiten wurde, wie hinzugefügt wird, die vollkommen korrekte Parole der freisinnigen Parteileitung, daß kein freisinniger Mann einem Antisemiten die Stimme geben könne, in ihrer Wirkung ganz wesentlich beeinträchtigt.

Mit der dem Offiziösentum von jeher eigentümlichen Ungeschicklichkeit empfiehlt die „Nordd. Allg. Ztg." in einem Rückblick auf das Wahlergebnis in Eisenach die Agitation der Antisemiten geradezu als mustergiltig. Der Erfolg des antisemitischen Bewerbers sei ohne Zweifel der regen und aufopferungsvollen Werbetätigkeit des Schackschen Wahlkomitees zu danken, das bewiesen habe, „wie leicht es auch heutigen Tages in vielen von der Sozialdemokratie bedrohten Wahlkreisen noch ist, die bürgerlichen Parteien zum Siege zu führen, wenn der Wahlkampf mit derartigem Ernst und Eifer nicht blos obenhin in allgemeinen Wahlversammlungen, sondern auch durch eine rege Propaganda von Mann zu Mann geführt wird."

Diese „rege Propaganda" des antisemitischen Wahlkomitees ist aber mit so vergifteten Waffen gegen die anderen bürgerlichen Parteien betrieben worden, daß es der nationalliberalen Parteileitung die größte Ueberwindung gekostet hat, in der Stichwahl die Parole für den Antisemiten auszugeben; der nationalliberale Kandidat selber, Mitglied des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, hat lange geschwankt, ob er es nach den unerhörten antisemitischen Beschimpfungen mit seiner Ehre vereinbaren könne, diese Parole zu unterstützen. Also nicht wegen, sondern trotz der durch das Blatt der Regierung euphemistisch als „rege Agitation" bezeichneten aufreizenden Kampfesweise der Antisemiten ist ihr Kandidat gewählt worden. Nicht als mustergiltig, sondern als abschreckendes Beispiel hätte die „Nordd. Allg. Ztg." diese Agitation anführen sollen.

× × **Akademisches.** Man schreibt uns: Die Wahlen zum Direktorium der Akademischen Lesehalle, die stets in den ersten Dezembertagen stattfinden, wurden wie immer vom „Verein Deutscher Studenten" mit dem üblichen Tam-Tam eingeleitet. Eine große Studentenversammlung wurde wieder einberufen, in der dem Judentum der Garaus gemacht werden sollte. Die Versammlung nahm den gewöhnlichen „würdigen" Verlauf, den antisemitische Versammlungen zu nehmen pflegen, so daß sich schließlich diejenigen anwesenden Studenten, die nicht zum Klüngel des V. D. St. gehörten, gezwungen sahen, den Saal zu verlassen. Das einzige erfreuliche Ergebnis dieser Versammlung war dies, daß bekannt wurde, daß die „Freie Wissenschaftliche Vereinigung" auf die Aufstellung von Kandidaten für die Lesehallenwahlen verzichtet hat. Damit hat die Fr. W. V. in anerkennenswertester Weise die letzten Konsequenzen ihrer Anschauung, daß nun und nimmer eine harmlose Lesehalle zum Tummelplatz politischer Streitigkeiten gemacht werden dürfe, gezogen. Vielleicht wird durch diesen Verzicht der Fr. W. V. den Universitätsbehörden endlich einmal klar, daß unter der Leitung des V. D. St. Verhältnisse an der Lesehalle eingerissen sind, die bringend einer Abhilfe bedürfen.

Die Mitgliederversammlungen bringen alljährlich Anregungen und Vorschläge in Menge. Aber selbst von Majoritäten gefaßte Beschlüsse werden stets vom hohen Direktorium nur „tunlichst" berücksichtigt, wie die Jahresberichte so schön sagen — d. h. nur dann, wenn es den Herren von der „nationalen Partei" in den Kram paßt. Es handelt sich dabei oft nur um Kleinigkeiten, aber sie kennzeichnen das System. So sprach sich z. B. die Majorität einer der letzten Mitgliederversammlungen gegen das Anchargieren der Direktoriumsmitglieder aus. Das Direktorium kümmerte sich aber nicht im geringsten um diesen Beschluß, und die farbenfrohen Herren „schmissen" sich nach wie vor in den von den Mitgliederbeiträgen (!) der Lesehalle erstandenen Wichs, um z. B. die Feste des Vereins Deutscher Studenten verherrlichen zu helfen. Man kann also die Fr. W. V. nur dazu beglückwünschen, daß sie nicht mehr „mitmachen" will. Leider hält der „Verein jüdischer Studenten" es noch für angebracht, um seine zwei Mandate — unter 13 — mit der „nationalen" Partei zu kämpfen. In letzter Stunde hat sich noch eine neue „Freie Ver-

waltungspartei" gebildet, die das Richtige zu wollen scheint, die es aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht erreichen wird. Die einzige Antwort auf die Wahlaufrufe des Vereins Deutscher Studenten, die in unstudentischer Weise Kommilitonen gegen Kommilitonen aufhetzen wollen, ist die Stimmenthaltung. Vielleicht merken dann die akademischen Behörden, wenn nur die paar hundert antisemitischen Stimmen abgegeben werden, daß etwas faul ist im Staate Dänemark.

Die Antisemiten unter sich. In dem Organ des Herrn Krösell „Der Mittelstand" finden wir folgende Briefkastennotiz:

A. Br. Ob der Zeitung „Das Reich" in Berlin der Ton des „Mittelstandes" gefällt oder ob sich die Herren vom „Reich" mehr zu der Partei des Herrn Kaufhold (des Redakteurs des Pyritzer Kreisblattes) und seiner bekannten Hintermänner mit ihren Heldentaten im Eisenbahnabteil hingezogen fühlen, ist uns sehr gleichgültig. Den Grund, weshalb das Blatt so schlecht auf uns zu sprechen ist, können wir Ihnen aber verraten. „Das Reich", dessen Abonnentenstand das wohl nötig macht, hatte uns gebeten, unentgeltlich für es Reklame zu machen. Da wir darauf nicht eingegangen sind, räsonniert „Das Reich" nun plötzlich über unseren ihm nicht zusagenden Ton. Mit solchen Leuten muß man sich nicht streiten.

Die „Deutsche Volkswacht", das offizielle Organ des Bundes der Landwirte in Hessen, veröffentlichte zu den kürzlich stattgehabten Landtagswahlen einen Aufruf, in dem es zur Empfehlung der antisemitisch-bauernbündlerischen Kandidaten u. a. hieß:

„Unbefangen stehen sie den verschiedenen Berufszweigen des Erwerbslebens gegenüber, sie werden im Falle ihrer Wahl die Interessen von Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe, Handel und Arbeiter gleichmäßig zu wahren suchen. Für die Rechte und Freiheit aller Konfessionen und für die Achtung und Duldung jedes religiösen Bekenntnisses werden unsere Kandidaten jederzeit eintreten."

Eine widerlichere Heuchelei ist uns seit langem nicht begegnet. Gerade das Organ der hessischen Bauernbündler hat von jeher in groben Beschimpfungen der städtischen Bevölkerung und in konfessioneller Hetze das denkbar Möglichste geleistet. Noch in der letzten Nummer war folgende duftige Stilblüte zu lesen:

„Aber es ist doch possierlich mit anzusehen, wie die baitschfreisinnige Bestie im Todeskampf pustet und stöhnt und wie üblich ihren Stonk fahren läßt."

So sieht die „Unbefangenheit" der hessischen Antisemiten in ihrer Presse aus, man kann sich danach ein ungefähres Bild machen, wie es in ihren Versammlungen, wo sie meist unter sich sind, hergehen mag.

Vermischtes.

Der „Verband von Korporationen der deutschen Studenten jüdischen Glaubens" ersucht uns um die Aufnahme folgender Erklärung:

„Im Kampfe der Studentenschaft gegen die konfessionellen Verbindungen sieht sich der unterfertigte Verband gezwungen folgendes zu erklären:

Der K. C. ist ein Verband von Korporationen der deutschen Studenten jüdischen Glaubens, die den Kampf um die Gleichberechtigung der jüdischen Studenten auf den deutschen Hochschulen führen. Der K. C. steht auf dem Boden der akademischen Freiheit. Er versteht darunter neben der Freiheit der Forschung, des Lehrens und des Lernens die Freiheit von allen unser deutsches Volk entzweienden und vergiftenden konfessionellen Vorurteilen und Gehässigkeiten. Er versteht darunter ferner die Anerkennung der unbedingten Gleichheit aller akademischen Bürger ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung. So entschieden der K. C. auch im vaterländischen Interesse jede konfessionelle Absonderung beklagt, ebenso entschieden muß er andererseits das Recht der Akademiker, auf Grund irgend einer gemeinschaftlichen Weltanschauung sich in Korporationen zusammenzuschließen, betonen. Dieses Recht findet seine Grenze lediglich in der Vereinsgesetzgebung, welche in dieser Beziehung allein maßgebend ist für die Auslegung des Begriffs der akademischen Freiheit. Den jüdischen Studenten ist der Zusammenschluß zu besonderen Verbindungen aufgedrungen worden durch das jeder Freiheit und Gleichheit Hohn sprechende antisemitische Verhalten eines großen Teils der Studentenschaft, das für unser deutsches Volk um so verderblicher ist, weil es in das praktische Leben mitgenommen wird, vor allem aber durch die prinzipielle Ausschließung von Juden aus den meisten studentischen Verbindungen und Vereinen, die sich damit selbst als konfessionell charakterisieren. Der K. C. bezweckt nicht die konfessionelle Absonderung seiner Mitglieder, sondern verfolgt das Ziel, diese Schranken, die dem jüdischen Studenten den Eintritt in die meisten Korporationen versagen, zu beseitigen. Die Verbindungen im K. C. werden in der Pflege der wahren studentischen Ideale auch ferner beharren und in der Behauptung ihrer Sonderexistenz solange fortfahren, bis die ohne ihre Schuld entstandenen Ursachen geschwunden sein werden".

München, 24. November. In der heutigen Sitzung der Abgeordnetenkammer bemerkte Abg. Gerber (kath. Geistlicher)-Würzburg: Selbst von richterlicher Seite sei Redner wiederholt angegangen worden, die Frage der Anstellung von Israeliten in der Rechtsprechung zur Sprache zu bringen. Er tue das mit aller Zurückhaltung und betone ausdrücklich, daß er für seine Person weit entfernt sei, den vulgären Antisemitismus mitzumachen. Er stehe auf dem Standpunkt, wer die rechtlichen Vorbedingungen erfüllt habe, könne als Staatsbürger das gleiche Recht beanspruchen; er müsse aber auch betonen, daß in unserem Volk ein gewisses Mißtrauen hier sich bis jetzt noch nicht hat beschwichtigen lassen. Es seien ihm denn auch selbst aus richterlichen Kreisen Anregungen zugekommen, welche dem Wunsch Ausdruck verleihen, es möchte die Justizverwaltung wenigstens in Bezug auf die Anstellung von Israeliten als Untersuchungsrichter und an kleineren Gerichten sich zurückhalten.

Aus „richterlichen" Kreisen! Das ist bemerkenswert, nicht aus Volkskreisen! Wollen diese „richterlichen Kreise" die Konkurrenz beseitigen. Solche Aeußerungen machen erst das „Mißtrauen". Wenn nur nach Städten Juden berufen werden, wird der Vorwurf laut, die Justizverwaltung bevorzuge die Juden. Alles ist schon dagewesen.

Robert Hamerling über die antisemitische Preßmente. In seiner Monatsschrift „Heimgarten" veröffentlicht Peter Rosegger in seiner lieben und schlichten Art eine Erinnerung an seinen Freund Robert Hamerling unter dem Titel: „Als ich noch so kindlich war." Die Kinderei Roseggers bestand darin, daß er vor etwa 20 Jahren noch nicht eingesehen hatte, daß die bornierte nationalistische Preßmeute eines anständigen Mannes Zorn nicht verdient. Es hatte sich damals gegen Rosegger eine Koalition gebildet, welche mit einem großen Aufwand an Druckerschwärze nachwies, daß der Dichter ein Judenknecht und Volksverräter sei. Durch unzählige dumme und boshafte Angriffe aufs höchste gereizt, schrieb Rosegger einen geharnischten Abwehrartikel nieder und eilte damit an das Krankenbett Hamerlings. Der fand das richtige Wort: „Ist es soweit mit Ihrem Gemütszustand? Damit tun Sie Ihren Gegnern zu viel Ehre an. Das haben diese Herren wohl selbst nicht erwartet, daß ihr politischer Firlefanz Sie so niederschmettern würde. Ueber einen solchen Erfolg würden sie nur triumphieren. Sehen Sie denn nicht, daß

das Ganze nur auf eine Reklame für den tölpisch verfahrenen Antisemitismus hinausläuft? Sie sollen Ihre Landsleute verraten haben, sollen von Juden bestochen sein, sollen Ihre Ueberzeugung um 30 Silberlinge verkauft haben? Und das habe ich Ihnen mitgeteilt und sage es allen, die in dieser Zeit zu mir kommen. Ich war selbst auf das tiefste empört über diese Niedertracht, mit der diese tollen Streithähne gerade an Ihnen, dem Leidenden, Sensitiven, ihr Mütchen kühlen. *Wenn das deutsche Kampfesweise sein soll, dann kaufe ich morgen eine tschechische Grammatik, will kein Deutscher mehr sein.* Aber im Grunde — geht's nicht hundert andern, hochehrenwerten Männern ähnlich wie Ihnen? Lesen Sie doch einmal diese Fachblätter der politischen Verleumdung! Der Künstler wie der Gelehrte, der Minister wie der Richter — jeder, der nicht ins Bockshorn dieser Leute bläst, wird umgebracht." Das sagte Hamerling vor 20 Jahren zu Peter Rosegger, als dieser noch so kindisch war. Hat sich seitdem etwas geändert? Immerhin etwas. Hamerling ist das posthume Malheur passiert, das literarische Idol der Leute zu werden, derentwegen er sich beinahe entschlossen hätte, eine tschechische Grammatik zu kaufen. Und Meister Rosegger, dem Judenknecht und Volksverräter, geht es trotz seines Sträubens und Protestierens ebenso. Vielleicht, weil er heute nicht mehr so kindisch ist und diejenigen ignoriert, die er verachtet.

Polizei und Pogrom. Im „Tag" schreibt *Freiherr Alexis v. Engelhardt*:

Hier und da, insbesondere in der antisemitischen Presse, wird bei Besprechung der russischen Unruhen noch immer mit apodiktischer Schärfe unter dem Schein tiefer Sachkenntnis behauptet, es sei eine *Unmöglichkeit*, daß die *russische Polizei* sich an *Judenhetzen* beteilige oder sie hervorrufe. So unmöglich eine solche Beschuldigung der löblichen Hermandad dem Westeuropäer vorkommen mag, so *berechtigt* ist sie *dennoch*. Die provokatorische Arbeit der Polizei bei der Organisierung von Judenhetzen ist selbstverständlich nicht Regel. Nicht jeder „Progrom" ist von der Polizei organisiert, aber bei einigen von ihnen ist sie *notorisch organisierend*, ja sogar *ausübend* beteiligt gewesen. Das ist eine unumstößliche Tatsache, die schon beim ersten Pogrom von Kischinew unzweifelhaft festgestellt werden konnte und der öffentlichen Meinung Rußlands längst vertraut ist. Durch eine der letzten Resolutionen des Moskauer Landeskongresses, der weit davon entfernt ist, auf Kosten der Wahrheit tendenziös judophil zu sentieren, wird diese Tatsache vor der ganzen Welt von patriotischen russischen Männern feierlich bestätigt. Der bezeichnende Passus lautet: „Die nach dem 17. Oktober ausgebrochenen Hetzen haben besonders grausam die jüdische Bevölkerung getroffen. Die Zahl der Opfer erreicht an einigen Orten Hunderte, ja sogar tausend. Unter den Pogroms (Hetzen) litten etwa sechzig von Juden bewohnte Städte und Flecken. Diese Bewegung und ihre Maßlosigkeit ist zu erklären durch die langgewohnte Zulassung seitens der Behörden, ja sogar durch deren Anteilnahme an der Organisierung der Pogroms." Weiter fordert dann der Kongreß die Anerkennung sämtlicher bürgerlichen Rechte aller Juden und die Aufhebung der sämtlichen, überaus zahlreichen einschränkenden Gesetze, Zirkulare und Bestimmungen, die den Juden gegenüber gehandhabt werden.

Man wird das Faktum der vorzugsweise passiven — durch Unterlassung —, aber an einigen Orten direkt aktiven Beteiligung der Polizeigewalt an den Pogroms noch weniger aus der Geschichte dieser grausigen Tage streichen können, wenn die aus freier Initiative einiger humaner und energischer Persönlichkeiten begonnene Untersuchung der einzelnen Fälle alles Material beisammen haben wird. Aber auch sonst liegt kein Grund vor, die Augen zu schließen vor der beispiellosen Korruption der russischen Polizei. Im Innern Rußlands will kein Mensch, der noch etwas auf seine Reputation gibt, bei der Polizei als Offizier oder Beamter eintreten. Jeder Polizist — vom Polizeimeister bis hinab zum Schutzmann — wird vom Publikum eo ipso als Bestechlicher, als ein Blutsauger angesehen.

Diese verachtete Stellung hat wiederum im Polizeikorps ein Zusammenhalten, einen Kastengeist gezeugt, wie er mächtiger schwer zu denken ist. Alles, was Polizei ist, steht in Gutem und Bösem — auch vor allem im Hehlen und Stehlen — in musterhafter Kameradschaft zueinander. So ist die Polizei zu einer geschlossenen Kaste geworden, die eine Macht repräsentiert, an deren kautschukmäßiger Resistenz schon viele Reformversuche der Regierung gescheitert sind. Nur ein von Grund aus reorganisiertes Staatswesen wird diesen Augiasstall zu säubern vermögen. Wie alt das Uebel ist, wie festgegründet im russischen Leben, beweist schon die lapidare Gesetzverfügung Peters des Großen, die lautet: „Wer zehn Jahre und mehr bei der Polizei gedient hat, soll keine andere Anstellung im Staatsdienst erhalten, denn sein Gewissen ist getrübt."

Dem Briefe eines jüdischen Arztes aus Odessa entnimmt die „Russische Korresp." das Folgende: Ich danke Ihnen für die mir zugesandten Nummern der „Russischen Korrespondenz", des „Berliner Tageblatts" und der „Vossischen Zeitung". Sie haben vollkommen recht: jetzt sind die russischen Zeitungen inhaltsreicher und interessanter als die dortigen. Eins ist außer Zweifel, — daß in den Berichten, die diese Blätter enthalten, manches übertrieben, manches entstellt wurde. Doch sicher ist auch, daß die nackte Wirklichkeit an und für sich genügen würde, um diejenigen, die sie miterlebt haben, zu Russophoben zu machen. Nach alledem, was erlebt wurde, konnten wir bis jetzt unser seelisches Gleichgewicht nicht herstellen, und, wenn wir es auch wieder erlangen, so kann allein der Gedanke an den Vulkan, auf den wir leben, dieses wieder zerstören. Ueberall herrscht vollständige Anarchie; die Persönlichkeit, die Unantastbarkeit des Vermögens unter der uns oktroyierten Konstitution werden täglich und stündlich viel gewaltiger mit Füßen getreten, als in den Jahren des entfesseltsten Absolutismus. Die Aussichten in die Zukunft sind bei mir persönlich so unerfreulich, wie sie nur sein können. Unsere radikalen Parteien zerfleischen einander durch Fraktionszwiste und Streitigkeiten; die Mäßigen aber, dank ihrer üblichen Habsucht, kleinbürgerlichen, bourgeoisen Engherzigkeit, Mangel an Verständnis des historischen Momentes und totalem Vergessen der Lehren der Geschichte, bleiben auf derselben Stelle stehen, ohne den Mut zu finden, offen in ein Bündnis mit der äußersten Linken und den Proletariern zu treten, und sind schon bereit in dem vor sich gehenden Wirrwarr mit der Regierung um die Linsensuppe zu handeln, die sie nicht gekocht haben, und die sie zu seiner Zeit teuer bezahlen werden müssen. Das schreckliche Gespenst des Bauernaufruhrs inkarnierte sich bereits in einer blutigen Wirklichkeit, die Nemesis der Geschichte richtet ab ihr Gericht, es drohen schon jetzt unserem unglücklichen Lande alle Greuel einer „Pugatschowstschina", alle Schreckbilder des weißen, roten und, vielleicht, auch schwarzen Terrors. Und, was das Allerhimmelschreiendste ist, für alle zerbrochenen Krüge werden die unglücklichen Juden bezahlen müssen, diejenigen Juden, die in den Ereignissen der letzten Zeiten die edelste, uneigennützigste, heroischste Rolle spielten. Wer nur, wie wir, die Oktobertage in Odessa erlebt und bestanden hat, der konnte nicht umhin zu gestehen, daß dieses Volk in historischem und bürgerlichem Sinne bis zur Unerkennbarkeit emporwuchs, um viele Köpfe höher als die russische Nation. Die Juden kämpften, die jüdische Jugend — die sozialistische, die

zionistische und die zu keiner Partei gehörende — sie alle kämpften wie die würdigen Nachkommen jener Helden, welche ihre Freiheit gegen die Römer mit ihrem Blute verteidigte. Man kann wirklich auf dieses Volk stolz sein, ein Volk, das noch vor kurzem so elend, geknebelt und gedemütigt, so verachtet und erniedrigt in dem kleinlichen, aufreibenden Kampf ums elende Dasein erschien, jetzt aber stolz sein Haupt emporhebt, seiner Menschenwürde bewußt und durchweg vom letzten Proletarier und Krämer bis zum Intelligenten herauf entschlossen ist, seine heiligen Rechte des Menschen und Bürgers bis zum letzten Tropfen Blut zu verteidigen. Ach! wie fruchtlos war leider in unseren schwarzen Tagen dieser ungleiche Kampf gegen den vereinten Ansturm brutaler Truppen, Polizei und der schwarzen Hunderipest, ein Kampf, kann man sagen, ohne Waffen, ohne Unterstützung seitens des russischen Poletariats. Die Zukunft sehe ich sehr pessimistisch an und fürchte, daß sich mit dem Judentum jetzt dasselbe wiederhalen wird, was in der großen französischen Revolution geschah, nämlich, daß ihm die erwünschte Rechtsgleichheit nicht so bald gewährt wird. Daher wird es jetzt so schwer, hier zu leben und alles, was ringsum vorgeht, anzusehen, wo man doch weiß, daß uns wenigstens in absehbarer Zeit kein einziger Sonnenstrahl in der uns umfassenden Kerkermacht erwartet. Das ist auch die Ursache, warum das ohnebem scharfe Bedürfnis aus dieser Hölle raubtierischer und viehähnlicher Menschen zu flüchten manchmal die Vehemenz einer akuten Psychose erreicht. Es fehlen aber die Mittel dazu, bis diese gespart, ist man gezwungen, zu warten, und inzwischen gestalten sich die Verhältnisse derart, daß nicht einmal das zur Existenz nötige Stück trockenes Brot verdient wird.

Ein Jubiläum. An diesem Montag haben die israelitischen Gemeinden Englands den 250. Gedenktag feierlich begangen, an dem Oliver Cromwell das gegen die Juden gerichtete Verbannungsedikt aufhob und damit den ersten Schritt zu ihrer Rückkehr nach England machte. Der „Jewish Chronicle" sind aus diesem Anlasse zahlreiche sympathische Zuschriften hervorragender Persönlichkeiten zugegangen, u. a. auch von Lord Rosebery, der schreibt: „Es freut mich zu hören, daß Sie den 250. Jahrestag der Rückkehr der Juden nach England und damit den wohltätigen Akt Oliver Cromwells feiern werden. Es ist gerade jetzt besonders zeitgemäß, es zu tun, wo die Menschheit schreckensstarr der jüngsten und schwärzesten Phase der langen furchtbaren Geschichte der Judenverfolgungen gegenübersteht, denn wahrscheinlich in Großbritannien allein und von allen anderen Ländern Europas finden die Juden eine ehrliche und gleiche Behandlung. Anderwärts sind sie nur geduldet, oder verspottet, oder erniedrigt, oder sie werden niedergemetzelt. Hier sind sie Mitbürger und dabei die besten Bürger; sie sind unseres Gleichen; sie sind geachtet und geehrt. Erinnern wir uns darum dankbar der Tat des großen Protektors, nicht die Juden allein, sondern alle, die mit ihnen verbunden sind, alle in diesem Weltreiche, die sich stolz darob fühlen, daß es das offene Heim und die Schutzstätte der Freiheit ist."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und 12 Pf. Bestellgeld vierteljährlich bei der Post.

Nr. 50. Berlin, 13. Dezember 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Gensel, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Stöckerfeier.

Schreibt man eine Geschichte des Antisemitismus im neuen deutschen Reich, so stellt man billigerweise Stöcker an die erste Stelle, Herrn Adolf Stöcker, Hofprediger weiland Wilhelms I., „Hofprediger aller Deutschen" seit 1890. Nur muß von vornherein gesagt werden, daß „alle Deutschen" von den Stöckerschen Predigten im allgemeinen keinen Gebrauch gemacht haben und diejenigen Deutschen, die einer Unterweisung in christlicher Nächstenliebe in Stöckerscher Auffassung zugänglich waren und sind, zumeist Wege gegangen sind und gehen, auf denen nicht nur das blüht, was einst die Berliner Zeitung „Die Post" als Stöckerei und Muckerei bezeichnet hat. Herr Stöcker ist der Vater des politischen Antisemitismus in Deutschland; aber weder die glatten Salonantisemiten, noch die rauhbeinigen Fanatiker, noch die Geschäftsleute des Antisemitismus greifen bei ihrem Betriebe noch wesentlich auf Stöcker zurück, der sich geruhig auf das Altenteil seiner christlichsozialen Sektenmission zurückgezogen hat.

Am 11. Dezember hat er sein siebzigstes Lebensjahr vollendet und die sogenannte „Berliner Bewegung" hat das Menschenmöglichste versucht, ihrem Vater zu Huldigungen zu verhelfen, die in früherer Zeit überreichlich für ihn zu haben waren. Nun, man hat ihn gefeiert, wie man fast Jemanden feiert, den man umständehalber feiern muß. Es haben sich zahlreiche „Getreue" um ihn geschaart; man hat geredet, geblasen, gesungen; es ist ihm auch mancher Glückwunsch zugeflattert, darunter auch einer vom Reichskanzler und als man's den Anderen erzählte, da fragte wohl manch einer: Sprecht ihr von einem, der da lebet? . . .

Herr Adolf Stöcker hat seinen Ruhm überlebt; und das ist immer mißlich. In seinem kalten Herzen war einst ein heißes Streben; hoch und immer höher richtete sich der Flug seiner Wünsche; und als der glatte Hofgeistliche es so weit gebracht hatte, daß in der Oeffentlichkeit der demnächstige Thronfolger, damals noch der Prinz Wilhelm, als Gefolgsmann des Stöckerschen Geistes und Willens zu gelten schien, — da konnte er wohl glauben, daß die Zeichen günstig über ihm ständen und er zu Großem auserfehen sei. Aber es kommt manchmal anders; und statt ins Kultusministerium einzuziehen, zog Herr Stöcker vom Hofe fort und in die Stille des Austragstübchens. Persönlich nicht nur, auch in Hinsicht dessen, was er in sachlicher Beziehung zu wirken gesucht, kann er seines Lebens Ernte wahrlich nicht köstlich nennen. „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling; still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Allerdings, als Herr Adolf Stöcker sein unheilvolles öffentliches Wirken begann, da war er ja kein Jüngling mehr; aber der Körpervollkraft des Mannes gesellte sich ein gewisses starkes Geisteskönnen hinzu; seine große, irrende und wirrende, aber doch gewaltig dringende und zwingende Beredsamkeit riß die Massen mit sich fort, und die Unermüdlichkeit seiner Arbeit trug seinem Wollen reichlich Früchte. Vorbei! Das, was am Antisemitismus den Kern und das Kennzeichnende bildet, das ist in deutschen Landen leider annoch ungemindert da; der gesellschaftliche Antisemitismus hat eine gewisse Vertiefung erfahren; und in der Verwaltung konnte der Geist Schönstedts und ähnlicher Rückwärtser sich mehr tummeln, als es irgend dem Sinne der Verfassung entspricht. Aber darüber hinaus konnte die Hetzergenossenschaft mit beschränkter Hirnleistung doch aber mancherlei nicht erreichen, wird's nicht erreichen können, — und zur Fristung ihrer politischen und geschäftlichen Existenz suchen ihre Glieder Unterschlupf teils bei der sogenannten Mittelstandsbewegung, teils bei dem Bunde der Landwirte und ähnlichen Vereinigungen und teils bei dem unverhüllten Skandalgeschäftsbetriebe.

Die Wogen der Empörung über die Mordanschläge gegen den greisen Kaiser Wilhelm hoben den Hof- und Domprediger Stöcker empor. Er zog aus, um den Sozialdemokraten entgegenzuwirken mittels eines von ihm begründeten christlichsozialen Vereins; das pikante Schauspiel öffentlicher Kopuzinaden eines Mitgliedes der Hofgeistlichkeit zog die Menge an, und Herr Stöcker, in dem starke Demagogenkräfte sich mit einem gewissen Mimenselbstgefühl einten, fand Gefallen an dem Aufsehen, das er erregte, stellte sich größere Zwecke und wuchs mit ihnen. Er goß in die Glut patriotischen Zornes gegen die Sozialdemokraten das Oel des Judenhasses, und bald sprühten Flammen empor, die dem neuen Reich nichts gutes verkündeten. Der Wunsch Victors Josefs von Scheffel für das neugeeinte Vaterland: „ . . . Gott bewahr's vor Klassenhaß und Rassenhaß und Massenhaß!" hat sich nicht erfüllt. Mit bodenloser Dreistigkeit betrieb man im Namen des Antisemitismus eine Falschmünzerei, die edlere Geister empörte. Bald griff der von Herrn Stöcker entfachte Brand auf größere Schichten der Gebildeten über. Hier war ihm Heinrich von Treitschke ein allzu wirksamer Helfer. Seine Aufsätze trugen im wesentlichen dazu bei, daß der Antisemitismus sich zu einer Art vaterländischen Sports entwickelte. Es setzte ein Petitionssturm scharf antisemitischer Richtung ein; es wurde durch den Verein Deutscher Studenten und durch die Uebertragung seiner Gesinnungen auf Corps und Burschenschaften die akademische Jugend

planvoll mit dem Gift des Antisemitismus durchsetzt und durchseucht; es ging „vorwärts“ mit der von Herrn Stöcker angezettelten Bewegung.

Der aber wurde der Dinge nicht recht froh. Zwar hatte Bismarck keinen Erfolg mit seiner Anregung, den Hofprediger auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin ausweisen zu lassen; und als die Antisemiten mancherlei Erfolge aufzuweisen hatten, hat der damalige Kanzler sie eine Zeit lang deutlich begünstigt; besonders waren sie ihm willkommen als Sturmkolonne gegen die Herrschaft der Liberalen im Berliner Gemeinwesen. Dann aber änderte sich doch manches. Die Persönlichkeit des Herrn Stöcker wurde in dem Prozesse, den der Hofprediger, dem es auf die bittersten Kränkungen seiner jüdischen Mitbürger nicht ankam, wegen Kränkung seiner eigenen allerwertesten Persönlichkeit gegen die „Freie Zeitung“ angestrengt hatte, — seine Persönlichkeit wurde in diesem Prozesse von einem ihm grundsätzlich keineswegs unfreundlichen Gerichtshof derart gekennzeichnet, daß eigentlich kein Hund ein Stück Brot von ihm nehmen durfte; insbesondere war der „Wahrheitsliebe“ des Herrn Hof- und Dompredigers ein Zeugnis ausgestellt worden, das geradezu sprichwörtlich geworden ist. Kaiser Friedrich konnte die Absetzung des ihm in tiefster Seele widerwärtigen Mannes nicht erreichen —, natürlich, es war ein Herzenswunsch von ihm, und dem mußte Bismarck entgegenwirken. Im Jahre 1889 wurde Stöcker aufgegeben, entweder auf sein Hofamt oder auf seine Agitation zu verzichten. Er behielt charaktervoll das Hofamt. Die Zumutung des Verzichts war für ihn, der geglaubt hatte, den Kaiser Wilhelm II. stark beeinflussen zu können, ein schwerer Schlag gewesen. Allein es kam noch besser. Die Aufdringlichkeit des Herrn Stöcker der Kaiserin gegenüber, die er öffentlich als seine liebe Freundin hinstellte, verdarb ihm vollends seine Stellung bei Hofe; Ende 1890 wurde er so deutlich bei der Beförderung übergangen, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als den Wink mit dem Zaunpfahl zu beherzigen und den Abschied zu nehmen. Durch seine Entlassung kam ein Brief Stöckers aus dem Jahr 1888 ans Tageslicht an seinen Busenfreund, den Kreuzzeitungs-Hammerstein, der bekanntlich zu Zuchthausstrafe verurteilt werden mußte, — ein Brief, in welchem der schlangenkluge Geistliche Ratschläge darüber erteilt, wie man den Kaiser, ohne daß dieser es merke, gegen den Fürsten Bismarck aufbringen könne. . . .

Nun, zum Ränkeschmieden in der höheren Politik hat Herr Stöcker längst keine Gelegenheit mehr. Im Reichstage ist er trotz vereinzelter rednerischer Erfolge ein einsamer Mann geworden, ein armer Teufel, der nichts zu bieten hat. Aus dem Abgeordnetenhause ist er durch die Konservativen beseitigt worden; er wurde ihnen mit der Zeit unbequem, obwohl er der beste Redner der Rechten gewesen ist. Im Volksleben spielt er keine Rolle mehr. Seine „Berliner Bewegung“ ist tot und nicht zu galvanisieren. Die Geister, die er gerufen, sind über ihn hinweggeschritten. Es ist nicht angängig, erst eine solche Armee des rasenden Hasses auf die Beine zu bringen und dann ihr vorschreiben zu wollen, wie sie ihr Temperament einrichten soll. Vernunft und Menschlichkeit einerseits, die innere Natur, die Fehler vieler Vorkämpfer des Antisemitismus andererseits tragen gemeinsam dazu bei, die antisemitische Bewegung und die anständige Gesellschaft in immer stärkeren Widerspruch zu einander zu setzen. Allein es ist vieles, allzu vieles zu tun, das Unheil, das der Antisemitismus hervorgerufen und das sich in Rußland in entsetzlichen Greueltaten auslädt, wieder zurückzudämmen und die Bahn wieder zu ebnen, auf der Fortschritte zu Kultur, Licht, Gerechtigkeit möglich sind.

Imparität in der neuen preußischen Schulvorlage.

Unsere Stellung zur Frage, ob Simultan-, ob Konfessionsschule haben wir mehrfach in den „Mitteilungen“ dargelegt. Wenn wir aus Gründen des konfessionellen und sozialen Friedens, in Rücksicht auf die deutsche Einheitskultur und endlich unter Betonung der schultechnischen Vorteile auch für die Simultanschule eintreten, so müssen wir aus staatsrechtlichen Gründen doch erwarten, daß die Staatsregierung, die in dem neuen „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen“, ausgesprochen konfessionelle Bahnen betreten hat, auch bei diesem Prinzip vollste Parität walten läßt. Das tut sie gegenüber der jüdischen Bevölkerung nicht. Bezüglich des Rechtes der konfessionellen Minderheit, eine eigene Schule zu erlangen, heißt es in der Begründung: „Dieses Recht ist ein unbedingtes und kann daher nicht der Entscheidung der Beschlußbehörden nach Maßgabe des Gesetzes vom 26. Mai 1887 (Gesetzsamml. S. 175) unterworfen werden.“ Von diesem „unbedingten“ Recht wird den Juden nichts zugestanden. Für sie gilt plötzlich die Verfassung, wonach „die bürgerlichen Gemeinden nicht gezwungen werden können, besondere jüdische Schulen einzurichten.“ Und doch leitet die Staatsregierung den ganzen Mut für die konfessionelle Grundlage der Volksschule aus eben derselben Verfassungsurkunde ab. Wahrlich eine starke Ungereimtheit! Jede andere konfessionelle Minderheit hat bei einem bestimmten Zahlenverhältnis ein „unbedingtes“ Recht, die jüdische Minderheit ist dem Wohlwollen bezw. der Willkür der Schulverbände ausgeliefert, trotzdem sie zu den Schullasten genau so beigetragen hat wie Protestanten und Katholiken.

§ 24 lautet: „Den Schulverbänden ist überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten oder bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen. Ueber das Vermögen der hiernach aufgelösten Schulen wird von der Schulaufsichtsbehörde Bestimmung getroffen.

Den Schulverbänden bleibt ferner überlassen, unter Zustimmung der Schulaufsichtsbehörde ausschließlich für die jüdischen Kinder lediglich mit jüdischen Lehrkräften zu besetzende öffentliche Volksschulen neu zu errichten.

An einer Volksschule, an welcher nach ihrer besonderen Verfassung bisher gleichzeitig christliche und jüdische Lehrkräfte angestellt werden konnten, hat es daher auch in Zukunft kein Bewenden, sofern nicht die Schulverbände eine Einrichtung nach Maßgabe des Abs. 2 bezw. der §§ 19, 20 und 22 beschließen.

Den Schulverbänden bleibt überlassen, da, wo es bisher geschehen ist, für den Religionsunterricht der jüdischen Kinder nach Maßgabe des § 21 zu sorgen.

Für die Provinz Hannover bewendet es bei dem Gesetz vom 7. März 1868 (Gesetzsamml. S. 223) § 1 Nr. 3, betreffend die Unterstützung des jüdischen Schulwesens der Provinz durch den Provinzialverband“.

Also hinsichtlich der jüdischen Minderheit bleibt es den Schulverbänden „überlassen“ und nochmals „überlassen“. Was die jüdische Bevölkerung wünscht, was andern Minderheiten rechtens ist, kommt hier nicht in Betracht. Ob man die jüdischen Kinder in Konfessions- oder Simultanschulen schickt, ist hier mit einemmal keine Frage des neuen Schulrechts in voller Rechtsharmonie zu den übrigen Konfessionen, ist keine Prinzipienfrage, keine Forderung, herzuleiten aus den Wesensfragen des jüdischen Glaubens, sondern wird plötzlich zu einer ganz nebensächlich behandelten Frage des guten Willens, des freien Ermessens, d. h. auf gut deutsch, unter Umständen der Laune ohne gesetzliche Bindung.

Selbst der Religionsunterricht der jüdischen Minderheit wird ganz anders behandelt als bei

den anderen Konfessionen. § 21 sagt im Absatz 1 hinsichtlich der Protestanten und Katholiken: „Beträgt in einer öffentlichen Volksschule, die nur mit katholischen oder nur mit evangelischen Lehrkräften besetzt ist, die Zahl der einheimischen evangelischen oder katholischen Schulkinder, mit Ausschluß der Gastschulkinder, dauernd mindestens zwölf, so ist tunlichst für diese ein besonderer Religionsunterricht einzurichten." Damit vergleiche man den Absatz 4 in § 24, der sich auf die jüdische Minderheit bezieht. Evangelischen und katholischen Minderheiten ist hinsichtlich des Religionsunterrichts der Weg für die Zukunft in keiner Weise verbaut, den Juden dagegen vollständig. Es ist eine besondere Gnade der Schulverbände, wenn sie gestatten, daß es so bleibt, wie es bisher war. Auch nicht die mindeste rechtliche Nötigung liegt vor, dort, wo sich in Zukunft dauernd 12 jüdische Schüler zusammenfinden sollten, diese hinsichtlich ihres Religionsunterrichts genau so zu behandeln wie 12 evangelische oder katholische Kinder. Und dabei sollen vor dem Gesetz alle Preußen gleich sein!

Zu ähnlichen Rechtsvergleichen fordert die Behandlung der evangelischen und katholischen Geistlichen einerseits und der Rabbiner andererseits heraus. Beide Gruppen sollen Sitz und Stimme in den städtischen Schuldeputationen bezw. in den ländlichen Schulvorständen haben. Jene gehören eo ipso in diese Körperschaften. „Eine Zurückweisung eines Geistlichen durch Beschluß der Schulaufsichtsbehörde ist zulässig, wenn dieser die Ordnung der Schule gestört hat." Der evangelische bezw. katholische Geistliche bedarf nicht der Bestätigung, wie das im Entwurf (§§ 28 und 31) ausdrücklich betont ist. Anders werden die Rabbiner behandelt. Von ihnen heißt es § 31 Absatz 8: „Die Vorschriften des Abs. 1—7 finden auf jüdische und jüdisch-christliche Schulen (§ 24) mit der Maßgabe sinngemäße Anwendung, daß der Rabbiner in den Schulvorstand eintritt, sofern er am Schulorte wohnt. Der Eintritt des Rabbiners bedarf der widerruflichen Bestätigung der Schulaufsichtsbehörde." Ebenso sind auch die Bestimmungen in § 29, die sich auf die Bildung städtischer Schuldeputationen beziehen.

Wir wollen heute an dieser Stelle nicht über das Konfessions- oder Simultanprinzip streiten; aber wir müssen als Bürger eines Rechtsstaates erwarten, daß man in keinem Falle den Grundsatz ignoriert: „Gleiches Recht für alle." O. P.

Eine Reminiszenz.*)

Vor einigen Tagen ging durch die Zeitungen die Mitteilung, daß bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfestes des „Vereins christlicher Referendare" zu Breslau ein Lied gefunden sei, das die Verse enthielt:

„Wie zum Segen keines Landes
wird der Fremden Aberwitz,
so zum Nachteil uns'res Standes
eine koschere Justiz . . . . .
daß nicht vor der fremden Rasse
weich' der rechtsbefliss'ne Christ,
daß nicht deutsche Treu' erblasse,
vor der oriental'schen List,
daß nicht mit der Nasenlänge,
glänze unsere Justiz usw. . . ."

Besonders interessant an dieser Nachricht erscheint, daß dieses herrliche Lied gerade am bisherigen Domizil unseres neuen Justizministers gedichtet und gesungen werden konnte. Sicherlich hat auch der hohe Chef der Justiz jener Provinz und jetzt des ganzen Staates erst aus den Zeitungen von jenem Machwerk Kenntnis erlangt, und es dürfte ihn ebenso empört haben, wie jeden anständigen Menschen, der von dem Wunsche beseelt ist, daß die künftigen Hüter der Justiz nicht jeder Objektivität bar und nicht von stupidem Rassenhaß geblendet sind. Daß es aber gerade die Hauptstadt Schlesiens ist, in der solch Geist heute einen Teil der jungen Juristen erfüllt, ruft in mir die Erinnerung an ein Erlebnis wach, das fast zu derselben Zeit, als jener Verein gegründet wurde, mir, dem jungen Assessor, begegnete.

Unmittelbar nach dem Examen auf ein Kommissorium nach einer kleinen hinterpommerschen Stadt geschickt, hatte ich dort etwa sechs Wochen im angenehmsten Verkehr verbracht. Die Offiziere der Blücher-Husaren, die protestantischen Geistlichen und die sonstigen Honoratioren des kleinen Städtchens nahmen keinen Anstand, mit dem Assessor, über dessen Konfession füglich kein Zweifel obwalten konnte, ihren Skat zu spielen, Kegel zu schieben, und sowohl beim Mittagessen wie bei sonstigen Gelegenheiten auf das freundlichste und unbefangenste zu verkehren.

An das pommersche Kommissorium schloß sich unmittelbar die Vertretung eines erkrankten Amtsrichters in der schlesischen Landgerichtsstadt H. — Auf der Fahrt im Coupé traf ich mit einem jüngeren Herrn zusammen, der, wie ich einer Bemerkung des Schaffners entnahm, dasselbe Reiseziel hatte. Meine höfliche Frage, ob der Herr etwa in H. wohne — um mich über die dortigen Verhältnisse eventuell unterrichten zu können — wurde ebenso höflich beantwortet: „Ja, seit dem 1. Oktober."

Dies legte die weitere Frage nahe, ob der dortige Aufenthalt mit der am 1. Oktober erfolgten Justizorganisation zusammenhänge, und hierauf erging die Antwort, daß der junge Herr als Referendar am Amtsgericht tätig sei. Aus der weiteren Unterhaltung ergab sich, daß er gegenwärtig gerade demjenigen Rate überwiesen sei, zu dessen Vertreter ich bestimmt war, und so konnte ich ohne Mühe ermitteln, welches Dezernat meiner wartete. Im Laufe der weiteren Unterhaltung stellte ich auch die Frage, wo die unverheirateten Juristen zu speisen pflegten, und erhielt hierauf den Bescheid: „Ich täusche mich wohl nicht, Herr Assessor, wenn ich annehme, daß Sie Jude sind, und da möchte ich Ihnen lieber doch gleich sagen, daß wir mit jüdischen Herren außerdienstlich nicht verkehren." Obwohl es nicht zu meinen Eigenheiten gehört, mich verblüffen zu lassen, muß ich doch bekennen, daß ich auf einen Moment sprachlos war. Wohl gemerkt, wir befanden uns im Frühjahr 1880, und ich kam eben aus den oben geschilderten pommerschen Verhältnissen, hatte auch vorher bei meinem ständigen Aufenthalt in Berlin nie eine Spur konfessioneller Verhetztheit bei den Berufsgenossen gefunden. Selbstverständlich erteilte ich dem jüngeren Herrn die verdiente Lektion. Damit glaubte ich die Angelegenheit erledigt.

Als ich mich am nächsten Tage dem aufsichtsführenden Amtsgerichtsrat vorstellte, wurde ich mit denkbar größter Freundlichkeit empfangen und auch eingeladen, der Frau Amtsgerichtsrat bald meine Aufwartung zu machen. Demgegenüber hielt ich mich mit Rücksicht auf das Eisenbahnerlebnis für verpflichtet zu bemerken, daß ich Jude sei. Mit großer Lebhaftigkeit wurde mir entgegnet: „Was geht mich Ihre Konfession an; halten Sie mich für so beschränkt, daß ich daraus einen Unterschied herleiten würde?" Und noch ehe ich zu einer Erwiderung kam, fuhr der Rat in noch gesteigerter Lebhaftigkeit fort: „Aber nein! Das ist ja unmöglich, Sie kommen aus Berlin und sagen mir so etwas, das muß einen ganz besonderen Grund haben." Ich versuchte abzulenken, der Herr Rat wurde jedoch immer dringender und verlangte schließlich dienstlich von mir eine Erklärung. Noch immer sträubte ich mich, und bat den Herrn Rat, mir jede weitere Aufklärung zu erlassen, da ich auch den Anschein der Angeberei zu vermeiden wünschte. Er bestand jedoch auf seinem Verlangen, und es blieb mir

*) Aus der „Nation".

nichts anderes übrig, als ihm die Begegnung im Coupé wahrheitsgetreu zu schildern. Der Herr Rat war außer sich und erklärte, auf meine Bitte, den ganzen Vorfall zu ignorieren, unter keinen Umständen eingehen zu können.

Als ich mich mittags dem Landgerichtspräsidenten vorstellte, wurde ich gleich mit Ausdrücken des Bedauerns empfangen, daß mir ein so unangenehmes Abenteuer begegnet sei; ich könnte aber sicher sein, daß mir eine ausreichende Genugtuung zuteil werden würde. Ich bat den Herrn Präsidenten, von jeder Genugtuung abzusehen, und mir den Gefallen zu erweisen, daß ein Referendar, der gesellschaftlich nicht mit mir verkehren wolle, auch nicht dienstlich mit mir zu tun haben möge. Darauf entgegnete der Herr Präsident: „Nein, Herr Assessor, den Gefallen tue ich Ihnen nicht, der Herr Referendar bleibt in Ihrer Abteilung, und Sie werden ihm in meinem Auftrage dienstlich eröffnen, daß Sie von mir angewiesen sind, jeden kleinsten Verstoß, jede Unpünktlichkeit, jede Unachtsamkeit mir sofort zu berichten, da ich nicht wünsche, daß der Herr Referendar auch nur den Verdacht aufkommen läßt, aus nicht genügendem Respekt vor Ihnen zu handeln." Mir blieb nichts anderes übrig, als diesen Auftrag des Präsidenten auszuführen. Doch damit ließ es der Präsident nicht bewenden. Er ließ sämtlichen Referendaren zu Protokoll eröffnen, daß er das zu seiner Kenntnis gelangte Verhalten bezüglich ihrer Stellung gegenüber jüdischen Gerichtspersonen auf das entschiedenste mißbillige und daß er im Wiederholungsfalle sofort die Entlassung des betreffenden Referendars beim Ministerium beantragen werde. Und auch damit schien es dem Herrn Präsidenten noch nicht genug. An jedem Sonnabend war es üblich, daß die Mitglieder des Gerichts und der Staatsanwaltschaft einen gemeinschaftlichen Ausflug in die nahen Berge machten. Der Präsident bestimmte, daß die Liste stets zuerst mir vorgelegt würde, damit die Herren — wie er mir selbst sagte — zu Hause bleiben könnten, die mit mir nicht zusammen sein wollten.

Heute nach 25 Jahren liest es sich fast wie ein Märchen, daß einst ein preußischer Landgerichtspräsident in so ostentativer Weise für den jüdischen Kollegen eintrat. Es handelte sich, nebenbei bemerkt, um einen Landgerichtspräsidenten, dessen Bruder freisinniger Abgeordneter war.

Hoffen wir, daß die Zeiten wiederkehren, da in den Kreisen der zur Pflege der Gerechtigkeit Berufenen die konfessionellen Auswüchse zur Seltenheit und die freidenkenden Gerichtspräsidenten zur Regel werden; der Rechtspflege selbst könnte dies nur zum Heile gereichen.

Paul Jonas.

* * *

In Sachen des antisemitischen Liedes, das im Verein der christlichen Referendare zu Breslau gesungen worden ist, haben die jüdischen Richter, Rechtsanwälte und Referendare Breslaus Protest und Beschwerde beim Breslauer Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Vierhaus erhoben, und der Oberlandesgerichtspräsident hat die Beschwerde an den Justizminister Dr. Beseler abgegeben. Der Minister hatte aber bereits vor Eingang jener Beschwerde von Amts wegen Bericht in jener Sache erfordert.

Wiener Brief.

II.

(Antisemitische Vorstöße)

Wien, den 9. Dezember 1905.

Die christlichsoziale Partei Oesterreichs ist aus der Ruhe des behaglichen Besitzes aufgescheucht worden. Große Dinge bereiten sich in Zisleithanien vor; der Staat, der solange ein Hort der Reaktion war, wird jetzt von Volkskundgebungen für die Freiheit durchbraust und Herr von Gautsch, dieser sonst so gelassene Ministerpräsident, mußte sich der Not gehorchend zum modernen Menschen umwandeln, der mit der Wahlreform, also mit der Umgestaltung des Privilegienparlaments in eine veritable Volksvertretung stehen oder fallen will. Das sind für die Wiener Rathausherren schlimme Zeiten. Dr. Lueger ist durch seine Vergangenheit gebunden, dem allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht das Wort zu reden, denn so wandlungsreich auch seine politische Entwickelung war: das allgemeine Stimmrecht wurde sowohl von dem Demokraten wie von dem Antisemitenführer verfochten. Allerdings geschah dies mit dem Unterschiede, daß Dr. Lueger früher an die Verwirklichung des Volkswahlrechtes dachte, im letzten Jahrzehnt aber nur mehr in der „Theorie" davon hören wollte. Im Jahre 1893 rief er in einer großen Versammlung mit allem Nachdrucke aus: „Selbst wenn Lueger sein Mandat verlieren würde, wird Lueger doch der Lueger bleiben und für das allgemeine Wahlrecht eintreten". Der tosende Beifall des antisemitischen Auditoriums ließ damals den aufstrebenden Demagogen im Vollglanze seiner Volkstümlichkeit erscheinen.

Unterdessen haben sich jedoch auf der politischen Bühne bedeutungsvolle Verschiebungen vollzogen. Die Sozialdemokraten, anfangs der Neunziger Jahre noch eine kleine, von Dr. Lueger sogar zur Waffenbrüderschaft aufgeforderte Partei, ist heute ein mächtiger Faktor im öffentlichen Leben Oesterreichs geworden. In Wien stellt sie den gefährlichsten, mutigsten und kampfbereitesten Gegner der Rathauspartei dar. Es kann nun nicht bezweifelt werden, daß ein wirklich „allgemeines, gleiches" Wahlrecht in Wien und in den Fabrikorten Niederösterreichs der Sozialdemokratie zu gute käme und die politische Stellung der Antisemiten wesentlich erschüttern müßte. Würde also Dr. Lueger sein Versprechen ernst nehmen und Dr. Lueger bleiben wollen, dann könnte es wohl geschehen, daß wenn schon nicht er so doch sein Anhang in der nächsten Wahlschlacht unterliegt. Deshalb haben sich die Antisemiten von dem Prinz Alois Liechtenstein eine neue Formel zurecht modeln lassen, die den Schein der Volksfreundlichkeit zu wahren, gleichzeitig aber auch den antisemitischen Mandatsbesitz zu schützen sucht. Die christlichsoziale Partei tritt nach dem Liechtensteinschen Rezept allerdings für das allgemeine gleiche Wahlrecht ein, doch verlangt sie, daß jeder Wahlberechtigte fünf Jahre in dem Orte, in dem er zur Zeit der Wahl weilt und sein Stimmrecht ausüben will „seßhaft" sein muß. Ist er das nicht, dann soll er nur in seiner „Heimatsgemeinde" wählen dürfen. Wer mit den Folgeerscheinungen des modernen Industrialismus nur einigermaßen vertraut ist und wer insbesondere die Verhältnisse in Oesterreich kennt, der wird sofort einsehen, daß die Arbeiter durch ein Wahlrecht mit der christlichsozialen Seßhaftigkeitsbestimmung von vornherein entrechtet wären. Dagegen würde das Kleinbürgertum, die reaktionäre antisemitische Garde, zur breiten Grundlage der Wählerpyramide.

Die schlau erdachten Pläne der christlichsozialen Volksbeglücker leiden an einem Hauptfehler: sie sind in ihren Absichten zu durchsichtig. Und noch eines: sie liefern den Sozialdemokraten ein glänzendes Agitationsmittel, denn seit der berüchtigten Wiener Gemeinderatswahlreform war keine Schandtat der Antisemiten so gravierend, wie das nun geplante Verbrechen an den Massen der arbeitenden Bevölkerung. Die Christlichsozialen scheinen nun vorher gesehen zu haben, welch' heftigen, allzuberechtigten Angriffen sie sich aussetzen, allein sie glauben ein Gegenmittel zu besitzen. Sie mobilisieren jetzt ihre Scharen zum Kampf gegen die Sozialdemokratie unter der Devise des Antisemitismus. Die Arbeiterpartei wird als „Judenschutztruppe" hingestellt, ihre Führer werden als „Juden" beschimpft, die organisierten Arbeiter als „Judenjünglinge" lächerlich gemacht. Am 26. November fand vor dem Wiener Rathause eine anti-

semitische Heerschau statt —; „eine überwältigend großartige Massenkundgebung“ nannte das „Deutsche Volksblatt“ das Erscheinen von etwa 20 000 Menschen — und da wurde die Losung ausgegeben: „Es ist den jüdischen Arbeiterführern gar nicht um das Wahlrecht zu tun, es handelt sich ihnen nur um einen Vorstoß gegen die Antisemiten, meinte der Clown von Wien, Landesausschuß Bielohlawek. Rufe wie „Nieder mit den Juden, nieder mit dem Gesindel“, bewiesen das Verständnis der Hörer. Als zwei Tage nach diesem antisemitischen Radaumeeting 250 000 Arbeiter in strammster Disziplin vor dem Parlamente aufmarschierten, um das Wahlrecht zu reklamieren, wurde es offenbar, daß Wien doch nicht mehr so ganz im Zeichen der weißen Nelke stehe, wie die Antisemitenführer am Sonntag vorher glauben zu machen bemüht waren. Diese für die Rathauspartei recht betrübende Tatsache, die offiziell natürlich geleugnet, aber von den einzelnen Führern innerlich erkannt wird, versetzte die Häupter der christlichsozialen P rtei in blinde Wut. Fast täglich fanden seither antisemitische Bezirksversammlungen statt, in denen gegen die „jüdische Sozialdemokratie“ scharf gemacht wurde. Den Vogel schoß dabei Dr. Carl Lueger ab. Wohlgemerkt, das Oberhaupt der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, der Bürgermeister, der geschworen hat, in seiner Amtsführung die Gesetze zu wahren, der Repräsentant einer Millionenstadt mit starker jüdischer Bevölkerung erniedrigte sich soweit, am 5. Dezember in einer Versammlung im II. Bezirk folgende Hetzrede von Stapel zu lassen:

„. . . . Ich warne speziell die Juden in Wien nicht auch so weit zu gehen, wie ihre Glaubensgenossen in Rußland und sich nicht allzusehr mit den sozialdemokratischen Revolutionären einzulassen. „Ich warne die Juden nachdrücklichst; es könnte vielleicht das eintreten, was in Rußland eingetreten ist. Wir in Wien sind Antisemiten, aber zu Mord und Totschlag sind wir gewiß nicht geschaffen. Wenn aber die Juden unser Vaterland bedrohen sollten, dann werden auch wir keine Gnade kennen. Vor diesen traurigen Folgen will ich die Juden gewarnt haben (Minutenlanger, demonstrativer Beifall! verzeichnet hier das „Deutsche Volksblatt“). Wenn man uns Ruhe und Geduld predigt, so wollen wir diese Lehren gerne befolgen, aber nur dann und unter der Bedingung, wenn diese Lehren auch von anderen befolgt werden . . .“

Das sind die Worte Dr. Luegers, so spricht ein Mann, der in den höchsten und allerhöchsten Kreisen seine Gönner und Förderer findet! Das sagt ein Politiker, der in den sechzig Jahren seines Lebens erfahren hat, welche Folgen aufreizende Reden haben können. Ja noch mehr: das sprach ein Mann, der vor zehn Jahren ganz Wien durch solche Hetzreden in Aufruhr brachte. Dr. Lueger hat sich unterdessen erinnert, daß er als Bürgermeister von Wien denn doch „auch“ gewisse Rücksichten nehmen müsse und er suchte sich am folgenden Samstag im Gemeinderat damit zu rechtfertigen, daß er nicht aufgereizt, sondern nur gewarnt habe. Wie naiv! Muß man denn der fanatisierten Menge sagen, gehet hin und plündert oder genügt es, wenn man es ihnen verblümt nahe legt, dies zu tun? Es ist kein Wunder, wenn sich in den Reihen der Wiener Juden eine tiefgehende Beunruhigung bemerkbar macht, denn, wie gesagt, die Christlichsozialen stehen am Anfange eines Verzweiflungskampfes mit der Sozialdemokratie und man kann nicht wissen, welche Formen er unter der Devise des Antisemitismus annimmt.

Herrn Dr. Lueger die Ursachen der russischen Revolution klar zu machen, wäre ein eitles Beginnen; für diesen traurigen Ritter von Geist existiert augenscheinlich nur die vom „Deutschen Volksblatt“, von der „Deutschen Zeitung“ und von der „Reichspost“ umredigierte Welt- und Zeitgeschichte. Aber der österreichischen Regierung möchte ich die Frage nahe legen, die ein bekannter tschechischer Schriftsteller an den Schreiber dieser Zeilen gerichtet hat: Was wäre dem Bürgermeister von Prag geschehen, hätte er in solch frevelhafter Weise gegen die Deutschen gehetzt? — Daß es sich nicht um eine zufällige Bemerkung, sondern um eine wohl überlegte, taktische Weisung dreht, geht schon daraus hervor, daß der Abgeordnete Msgr. Scheicher — ein Priester der Nächstenliebe — einen Tag nach der Luegerschen Meisterleitung, in ähnlicher Weise sprach! Was wird also geschehen, um dem Paragraphen des Strafgesetzes Achtung zu verschaffen, der von der Aufreizung zu Haß und Verachtung handelt? rm.

* * *

„Bei dem berechtigten und peinlichen Aufsehen, welches die jüngste Lehrmeinung des Bürgermeisters von Wien über die „Judenfrage“ in der ganzen gebildeten Welt hervorgerufen hat, wird es, so schreibt man der Wiener „Neuen Freien Presse“, gewiß allseitig interessieren, in welcher Weise sich ein berühmter Kollege des Dr. Lueger, der Lord Mayor von London, in derselben Angelegenheit ausgesprochen hat. Ich verdanke die Anregung zu nachfolgender Mitteilung einem alten verehrten Freunde, welcher, Engländer und guter anglikanischer Christ, meine Aufmerksamkeit auf die von mir hier wiedergegebene Publikation gelenkt hat. Am 4. Dezember 1905 waren es 250 Jahre, seitdem unter Oliver Cromwell und auf Ansuchen des Menasse ben Israel die Rückkehr der Juden nach England bewilligt worden ist. Aus diesem Anlaß bringt nun die letzte Nummer der „Jewish Chronicle“ eine historische Darstellung dieses Ergebnisses, die Porträts Cromwells und vieler in der Sache beteiligter Zeitgenossen, Faksimiles darauf bezüglicher Urkunden usw. Außerdem veröffentlicht die genannte Zeitschrift eine Reihe von Kundgebungen, welche ihr bei diesem Anlaß von hervorragenden Persönlichkeiten, Politikern, geistlichen Würdenträgern und Gelehrten zugekommen sind. So werden längere Zuschriften veröffentlicht von Lord Rosebery, Viscount Peel, Lord Avebury und Lord Stanley, von den Parlamentsmitgliedern Sir Charles Dilke, James Bryce, R. B. Haldane, dem Lord-Bischof von London, Dechant von Durham, Kanonikus Barnett u. a. m. An der Spitze dieser Enunziationen steht aber die des Lord Mayor von London, die wir hier in der Uebersetzung folgen lassen: „Die 250. Wiederkehr der Ansiedelung der Juden in England bietet der Londoner Bürgerschaft einen willkommenen Anlaß, die englischen Juden ihrer vollen Sympathie und ihrer stets wohlwollenden, freundschaftlichen Gefühle zu versichern. Die Gemeinschaft der Juden hat sich zu allen Zeiten durch ihre treue Gesinnung, durch ihre Wohltätigkeit sowie durch ihre Achtung vor der Meinung anderer hervorgetan. Wohl infolgedessen konnte sie eine so machtvolle und einflußreiche Stellung erlangen, welche sie im Interesse des Gesetzes, der Ordnung und des allgemeinen Wohles behauptet. Bekümmert und entmutigt durch die Behandlung, welche ihre mit Füßen getretenen Glaubensgenossen in anderen Ländern zu erdulden hatten, vermochten sie dennoch ihre gerechte Empörung zu unterdrücken, damit einerseits das freundliche Einvernehmen mit ihren Mitbürgern in diesem Lande keine Störung erleide und andererseits durch feindselige Demonstrationen ihre freundschaftlichen Beziehungen zu anderen, weniger gesitteten Ländern keine Aenderung erführen. Ich beglückwünsche die jüdische Gemeinde aufrichtig zu ihrer interessanten Gedenkfeier und gebe mich der Hoffnung hin, daß es ihr auch ferner vergönnt sein möge, in blühendem Gedeihen, wachsendem Ansehen und engem Zusammenhange mit ihren Stammesgenossen Feste zu begehen, welche dem heutigen an geschichtlicher und allgemeiner Bedeutung gleichen“.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der stille Futterneid zwischen den Antisemiten der Liebermannschen und der Zimmermannschen Richtung ist jetzt im Reichstagswahlkreise Marburg-Frankenhain durch die Schilderhebung eines deutschsozialen Kandidaten Dr. Böhme, der vom Bund der Landwirte patronisiert wird, wieder einmal zum offenen Ausbruch gekommen. Wie wir bereits mitgeteilt haben, wird im Wahlkreise selbst die Kandidatur Dr. Böhme als keine ernsthafte angenommen; Dr. Böhme, der Beamter des Bundes der Landwirte ist, gilt nur als Platzhalter für den Bundesdirektor Dr. Hahn. Bekanntlich reklamiert aber die Reformpartei diesen Wahlkreis, der augenblicklich durch Herrn v. Gerlach vertreten wird, als zu ihrem „Besitzstande" gehörig. Es wird also demnächst, nachdem der Reichstagsabgeordnete Bruhn als Mitglied der Zentralleitung der Reformpartei schon vor einigen Wochen im Wahlkreise die Aufstellung eines Kandidaten der Reformpartei vorbereitet hat, zu einer amüsanten Rauferei zwischen den beiden antisemitischen „Bruderparteien" kommen.

Zu dem Ausfall der Münchener Gemeindewahlen macht die klerikale „Augsburger Postzeitung" einige sehr bemerkenswerte Randglossen:

„Die Zentrumspartei, im besten Vormarsch begriffen nach Art der Organisation und Zahl der Wähler, durfte nicht den Kompromiß mit den Antisemiten machen. Sie hat den Vorzug langer, erfolgreicher Arbeit im Dienste des Volkes. Die antisemitische Partei in München bedeutet nichts und kann nicht als wahlkriegführende Macht anerkannt werden. Man konnte sich gegenseitig Konzessionen machen; aber der Kampf in den Versammlungen mußte getrennt geführt werden. Statt dessen war eine Verschmelzung eingetreten; die Agitation war eine antisemitische mit all dem zwecklosen Umherschweifen geworden; die antisemitischen Agitatoren hätten sogar vollständig in den Versammlungen dominiert, wenn der Chefredakteur des „Bayer. Kurier", Siebertz, nicht sich geradezu aufgeopfert hätte. Der Kompromiß ist mit großem Mißmut in Zentrumskreisen aufgenommen worden. Die katholischen Arbeiter mit 1500 Gemeindebürgern waren aus diesen und anderen Gründen sogar nahezu daran, Wahlenthaltung zu proklamieren".

Und ein anderer Zentrumsorgan, die „Münchener Ztg." bemerkt:

„Es wäre die Wahlschlacht für das mit den Christlichsozialen vereinigte Zentrum vielleicht nicht verloren gewesen, wenn für die Münchener Kindl-Versammlung nicht der Wiener Stadtrat Biehlolawek als Hauptredner bestellt worden wäre. Es waren in der Wahlcampagne wahrlich schon aus dem Munde Münchener Redner genug Kraftworte gefallen, als daß es nötig gewesen wäre, einen Wiener zu bestellen, der in schrankenlosem Draufgängertum das Unmögliche möglich machte. Die Berufung eines Ausländers in eine nur München berührende Debatte war ein schwerer taktischer Fehler des Zentrums, ein Fehler, der sich bei dem Ausgang der Wahl deutlich erkennbar machte."

Auch die „Germania" konstatiert, daß das Bündnis mit den Antisemiten unter einem großen Teil der Zentrumswahl böses Blut gemacht habe, und meint, daß das Bündnis sich wohl nicht wiederholen dürfte.

In der Versammlung im Hauptquartier des Zentrums bei Verkündung der Wahlresultate präsidierte ein katholischer Geistlicher, der Katechet ist, also die Jugend zu edlen Menschen erziehen helfen soll. Der nannte in seiner Ansprache die „Münchener Neuesten Nachr." das Evangelium des Teufels; bekam er ein Wahlergebnis zu verlesen mit dem Namen eines Israeliten, so sagte er: der Jude bekam (so und so viel) Stimmen. Fühlt die Kirche nicht, welchen Schaden ihr solche Geistliche zufügen?

Vermischtes.

Die Wahlen zum Direktorium der „Akademischen Lesehalle in Berlin endeten, wie nicht anders zu erwarten war, mit einem Siege der „nationalen Partei". Das Direktorium wird sich im folgenden Jahre aus acht Vertretern der „nationalen Partei" und je zwei des „Vereins Jüdischer Studenten" und der „Freien Verwaltungspartei" und zwei „katholischen Kandidaten" zusammensetzen. Den Vorsitz führt ein Vertreter des „Vereins Deutscher Studenten."

Die Ausländerfrage in Jena hat der Senat der Universität Jena bekanntlich erledigt. In seiner Entscheidung sagt er unter anderem: „Eine besondere Vermahnung der Ausländer zu sittlichem Lebenswandel eintreten zu lassen . . . (dem) steht der Senat ablehnend gegenüber. Zu einer besonderen Ermahnung bei der Immatrikulation sieht der Senat keinen Grund, da jeder, der immatrikuliert wird, die Beobachtung der akademischen Gesetze in die Hand des Prorektors anzugeloben habe, und das akademische Bürgerrecht, wie es in den Statuten ausdrücklich heißt, zu Fleiß, Ordnung, ehrenhaftem Verhalten, sittlichem und gesetzlichem Betragen verpflichte."

Hieran knüpft die „Tägl. Rundschau" eine Bemerkung, die eben so gehässig wie albern ist. Sie sagt: „Eine schärfere Vermahnung der polnischen, russischen und jüdischen Elemente zu sittlicherer Aufführung ist unter allen Umständen geboten und hätte auch innerhalb der Befugnisse des Senats gelegen".

Was würde man dazu sagen, wenn einer schriebe: polnische, russische und katholische Elemente? Man würde das eine Narrheit nennen, denn katholisch gibt die Religion, aber nicht das Vaterland an. Ebenso albern ist es von polnischen, russischen und jüdischen Studenten zu reden; denn „jüdisch" gilt eben auch nur die Konfession an. Aber der antisemitische Schreiber, der vermutlich den „Deutschen Studenten" angehört oder angehört hat, wollte ja nur wieder den Juden eins auswischen und rechnet dabei auf die Gedankenlosigkeit seiner Leser in punkto Juden. Aber er mag nicht vergessen, daß hinsichtlich der „sittlichen Aufführung" die jüdischen Studenten es zu jeder Zeit mit den „arischen" aufnehmen können. Jeder Unbefangene weiß das ohnehin. Es ist schade, daß die „T. R." solchem seichten Geschwätz ihre Spalten öffnet. Dr. B. K.

Die jüdische Kolonisationsfrage hat jetzt, nachdem sich sowohl das Palästina- wie das Afrikaprojekt als undurchführbar erwiesen haben, durch eine Erklärung englischer Notablen einen vorläufigen Abschluß gefunden. Ein Komitee, an dessen Spitze Lord Rothschild steht und dem auch die Herren Samuel Montagu, David L. Alexander, R. S. Joseph, Claude G. Montefiore, Leonhard L. Cohen, Benjamin L. Cohen und Stuart M. Samuel angehören, erläßt einen Aufruf in den englischen Blättern, in dem nicht nur gegen die Ansiedelung in Palästina, sondern überhaupt auch gegen eine solche Kolonisation, wie sie in Aussicht genommen wurde, und die auf Gründung eines jüdischen Staates hinausläuft, Stellung genommen wird. Mit Bezug auf Palästina wird gesagt, daß, abgesehen von der Weigerung des Sultans, diesen Teil seines Reiches abzutreten, dort auch nur für eine ganz beschränkte Zahl Raum zur Niederlassung geboten wäre. Was nun die Nichtzionisten betrifft, die die andere Art von Kolonisation in Aussicht genommen haben, so müsse ein Gebiet gefunden werden, um Raum für Millionen von Juden zur Ansiedlung zu finden. Wenn dies auch gelänge, so wäre doch an die Kolonisation nicht zu denken. Die Kolonisation eines solchen Landes sei eine schwierige Aufgabe, die nur junge, tatkräftige Leute unternehmen können und es würden Jahrzehnte vergehen, ehe das erworbene Land eine Zufluchtsstätte für eine große Zahl

von Menschen bieten würde. Der Gedanke, einen eigenen Staat zu bilden, bedeute außerdem nichts anderes, als ein großes Ghetto zu schaffen, mit seinen besonderen Gesetzen und Verordnungen. Als ob die Gesetze des freien England und seiner freien Kolonien nicht genügten, den unglücklichen russischen Juden, die jetzt tatsächlich vogelfrei erklärt sind, eine Zufluchtsstätte zu bieten. Der ganze Plan laufe außerdem daraus hinaus, daß die Juden sich abscheiden und sich nicht mit der übrigen Welt vermischen wollten, was den wirklichen Tatsachen widerspreche. Außerdem zögen diese Kolonialenthusiasten nicht die Kosten in Berechnung, die eine solche Ansiedlung mit sich bringen würde und die für den Kopf jedes einzelnen Ansiedlers mit nicht weniger als 50 £ (1000 Mk.) angeschlagen werden kann, was, wenn man auch nur eine Million der russischen Juden ihrem Schicksal entreißen wollte, 50 Millionen Pfd. Sterling, 1000 Millionen Mark erfordern würde, ein Betrag, der nicht aufzubringen sei. Worum es sich handle, sei, in erster Reihe Hilfe zu schaffen, um die Not zu lindern, die unter den russischen Juden infolge der letzten Ausschreitungen ausgebrochen, und für die Witwen und Waisen und für die vielen Männer, Frauen und Kinder zu sorgen, die für ihr ganzes Leben verstümmelt und erwerbsunfähig geworden seien. Demnach müsse die Auswanderung in großem Maßstabe organisiert werden, die, entgegen der befürworteten Koloniegründung, weit weniger Kosten verursacht und nicht mehr als 6 £ pro Kopf betragen würde, um die Verfolgten nach Kanada oder Argentinien zu schaffen, wo sie gerne willkommen geheißen würden. Für diese Hilfeleistung wendet sich nun der Ausschuß an die mitleidige Welt und bemerkt, daß der richtige Weg zur Lösung der Judenfrage darin liege, jeden möglichen Einfluß zur Geltung zu bringen, der endlich in Rußland dazu führt, den Juden die bürgerliche Gleichstellung und damit auch den Schutz der Person und des Eigentums zu sichern, so daß für die Juden die Notwendigkeit entfiele, ein anderes Heim außerhalb der Grenzen Rußlands zu suchen.

Die Judenmetzeleien in Rußland.

Nemirowitsch-Dantschenko über die Judenmetzeleien in Rußland.

Der bekannte russische Schriftsteller und berühmte Kriegsberichterstatter Nemirowitsch-Dantschenko läßt sich dem „Fränk. Kur." zufolge über die russischen Judenmetzeleien in einem offenen Schreiben wie folgt vernehmen:

Die Greueltaten der Baschi-Bozuks, die ganz Europa erzittern machten, gaben im Jahre 1877/1878 den Anlaß zum Türkischen Kriege. Aber was für Stümper waren schließlich die muselmanischen Fanatiker gegen unsere „Schwarze Bande"! Diese hat sich sogar den Ruhm erobert, kleinen Kindern den Kopf abzuschlagen, Frauen den Leib aufzuschlitzen und ihn mit Federn vollzupacken! Und wir erkühnten uns noch vor kurzem, einen Vergleich zu ziehen zwischen der russischen und japanischen Ethik und — die christliche Toleranz hervorzuheben! Unermeßlich weit sind wir in den letzten 25 Jahren zurückgegangen, und jetzt schwingt allein die niedrigste Gemeinheit das Zepter in Rußland, und — gegen wen richtet sich die Blutwelle? Gegen die Armen, die Handwerker und Taglöhner, die sich Juden nennen. Die schwarze Masse der Raubmörder wird von reichen, hochgestellten Kreisen bezahlt, die nach einem fest umrissenen Plan die „Pogromy" vorbereitet haben. Sie entbrannten daher wie auf ein Signal gleichzeitig an verschiedenen Orten. Wäre der Generalstreik nicht ausgebrochen, der den Verkehr der „Schwarzen" gehemmt hat, so hätten sich die Greueltaten, gegen die die Fackeln des Nero verblassen, noch verzehnfacht. Die Geschichte wird bald die schmachbedeckten Namen enthüllen, die Rußland in den Kot geworfen und über den anbrechenden Festtag der Freiheit einen Trauerflor gebreitet haben. Es kann heute kein Zweifel mehr walten, wer die Missetäter waren, nachdem unter den Mänteln der Mörder die Polizeiuniform entdeckt wurde. Der Gradonatschalnik von Odessa glaubte in seiner Einfalt die vertierte Masse zu beruhigen, wenn er die Soldaten zwang, auf ihre jüdischen Leidensbrüder zu schießen. In dieser Walpurgisnacht, wo alle Schrecken Orgien feierten, richtete sich wie ein Fels im Meer die russische Arbeiterschaft auf. Sie befleckte sich weder durch Raub noch durch Mord, in majestätischer Ruhe und Ordnung leitete sie ihre Bewegung ein und griff zielbewußt den brudermörderischen Kosaken und Gendarmen in den Arm, wo sie es vermochte. Die schnell organisierte Arbeitermiliz trat wie eine Macht in die historische Arena mit dem Bewußtsein ihres Rechts, für die Ideale der Freiheit kämpfen zu dürfen. „Fürchtet uns nicht!" sagte sie zu der Gesellschaft, „vergleicht uns mit den Hütern des Gesetzes, die das Leben eurer Familien schützen sollen!"

Ich war Zeuge der Volksbewegung in Italien und in Spanien. In Barcelona spielten sich Szenen ab, die als wild bezeichnet wurden. Aber was war denn das, was waren selbst die Torturen der Inquisition gegen die kannibalischen Ungeheuerlichkeiten der „Schwarzen". In der Mandschurei sprach man von den Grausamkeiten des chinesischen Aufstandes, aber — keinem Boxer ist es je eingefallen, sich mit solch teuflischen Schändlichkeiten zu besudeln, die in Odessa an der Tagesordnung waren. Das Tier zerreißt sein Opfer, ohne es zu martern und zu höhnen. In dem ganzen höllischen Drama war kein Aufschwung edler Hilfsbereitschaft, kein Wagemut der empörten Menschenwürde zutage getreten. Die feigen Wölfe verkrochen sich in ihren Höhlen aus Furcht vor dem Vernichtungswerk der Kosaken und unserer hochlöblichen Polizei.

Wenige Monde sind es, seit ich von dem mandschurischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt bin. Ich muß an die jüdischen Soldaten denken, die neben ihren russischen Brüdern auf dem Feld der Ehre hingestreckt wurden und über die in offiziellen und nichtoffiziellen Berichten viel Heldenmütiges gesagt wurde. Diese selben Juden, die jetzt geschlagen werden müssen nach dem Losungswort der „Huligany", lagen in den Lazareten mit tötlichen Wunden neben den russischen Kampfgenossen. Ich entsinne mich, wie nach einer verzweifelten Schlacht eine Rotte in Nacht und Nebel auszog, um einen jüdischen Helden zu suchen, der im schwersten Artilleriefeuer die russische Fahne verteidigt hatte. Unvergeßlich wird mir auch ein anderer Jude bleiben, der unter dem feindlichen Geschoß den Schaho durchschwamm, um verwundete Soldaten zu retten, die im Gefecht vergessen wurden. Auf keinem Gebiete stand das jüdische Militär hinter dem russischen zurück, aber unter den bettelnden und besoffenen Soldaten in Charbin sind mir keine Juden begegnet. Sie haben hingegen alle Unbill des Krieges, wie tropische Hitze, die sintflutlichen Regengüsse, Hunger, Kälte und Anstrengung mit der größten Selbstbeherrschung tapfer ertragen, ebenso wie die Polen, Russen und Tataren. Nach einer Nacht der schrecklichsten Qualen sagte mir ein russischer Jäger lächelnd: „Jetzt wird man uns daheim nicht mehr „Jid" schimpfen."

Auch unter den Schwestern, die heilige Samariterdienste leisteten, befanden sich Jüdinnen, Deutsche, Polinnen, ebenso wie Russinnen. Mit gleicher Selbstvergessenheit und Energie erfüllten alle ihre Pflicht. Eine jüdische Schwester, Studentin und Tochter wohlhabender Eltern, wurde von den Verwundeten die „Liebe" genannt, weil sie mit besonderer Hingebung und Herzlichkeit die Kranken pflegte und zu beruhigen suchte. Sind in Odessa nicht etwa auch solche Schwestern der blutrünstigen Bande zum Opfer gefallen? Es ist bekannt, daß im Kriege 60 Prozent aller Aerzte Juden waren. Wie sie arbeiteten und keine Ge-

fahren scheuen, wie sie die Verwundeten unter dem Kugelregen und in der heftigsten Attacke des Feindes aufnahmen und verbanden, das weiß alle Welt. Sie haben sich als die treuesten und opferfreudigsten Söhne des Vaterlandes erwiesen. Dabei drängte sich keiner von ihnen beim Kommandierenden vor, und keiner war bemüht, seinen Namen in die offiziellen Berichte zu bringen. In einer Nacht nach einem heißen, unendlich schweren Kampftag trat ich mit einem jüdischen Arzt aus dem Zelt hinaus, um Luft zu schöpfen. Wir setzten uns auf einen Baumstumpf, und ermattet von des Tages Arbeit schloß mein Gefährte die Augen. Plötzlich faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf und sagte: „Ich muß, ich muß noch zu einem Patienten, der schlecht versorgt wird!" — „Aber Sie sind ja selbst schon fast krank und müssen sich schonen, lassen Sie doch auch andere arbeiten!" bemerkte ich. — „Jo, in den Schläfen hämmert es tötlich, aber — ich muß, ich — bin ein Jude, und das ist meine Rache für Kischinew. Wir, fuhr er mit heiserer Stimme fort, kämpfen hier nicht nur für die Ehre des Vaterlandes, sondern auch für die unseres Stammes. Der „Jude", der verfolgt und geschmäht wird, soll in die Nacht der Vergessenheit gelangen. Wie Brüder bluten und kämpfen wir hier Schulter an Schulter, und so wollen wir gemeinsam heimkehren, um Glück und Freiheit zu teilen".

Aber die „Huligony", die Geheimpolizisten, die besoldeten Bluthunde sind unbesiegbar! Sie kennen keine Dankbarkeit, keine Menschenwürde, sie begreifen weder die Regungen der menschlichen Seele noch den erhabenen Gedanken der Vergebung. Darin liegt die Tragik der russischen Schande, die ein Meer von Tränen heraufbeschworen und den Fluch der gebildeten Menschheit auf sich geladen hat.

* * *

„Verkehrte Wohltätigkeit."

Die Antisemiten sind noch immer außer sich, über die „verkehrte Wohltätigkeit", wie sie die Geldsammlungen für die russischen Juden bezeichnen. Ganz aus dem Häuschen gerät die „Staatsbürgerztg.", daß in Posen die Stadtverordnetenversammlung einen Antrag angenommen hat, für die schwer heimgesuchten russischen Juden 2000 M. zu bewilligen und einen zweiten Antrag, den gleichen Betrag für die geschädigte christliche Bevölkerung in Rußland herzugeben. Die „Staatsbürgerztg." meint, wenn der Magistrat dem Beschlusse der Stadtverordnetenversammlung beitreten sollte, wäre es unabweisbare Pflicht der Aufsichtsbehörde, die Ausführung des Beschlusses zu untersagen. In ihrem Pflichtgefühl geht die „Staatsbürgerztg." also so weit, im Voraus zu denunzieren. Wird sie nicht auch die Generalintendanz der königlichen Schauspiele in Berlin denunzieren, daß sie das Neue königliche Operntheater zu einer Wohltätigkeitsmatinee zum Besten der russischen Juden hergegeben und Mitgliedern des Hoftheaterpersonals mitzuwirken gestattet hat? Gott sei Dank geht noch nicht alles nach den Herzenswünschen der Antisemiten, und nicht nur bei uns, sondern in der ganzen zivilisierten Welt denkt man anders über Wohltätigkeit.

* * *

Der Kanadische Premierminister über die russischen Massacres.

In Ottawa fand am 27. November eine sehr stark besuchte Versammlung statt, in der gegen die grausamen Verfolgungen der russischen Juden auf das energischste protestiert und zu werktätiger Unterstützung der Opfer dieser Hetze aufgefordert wurde. Die Affaire hatte durch die Anwesenheit des Premierministers Sir Wilfrid Laurier, sowie einer Anzahl von Parlamentsmitgliedern, Richtern, Geistlichen aller Konfessionen usw. gewissermaßen einen offiziellen Anstrich bekommen. Nachdem Rabbiner de Sola aus Montreal einen ausführlichen Bericht über die überaus traurigen Zustände, in denen sich die Juden in Rußland befinden, erstattet hatte, ergriff der Premier das Wort:

Er erklärte, daß er gern die Einladung, zu dieser Versammlung zu kommen, angenommen habe, er sei auf das tiefste entrüstet, nun schon seit Wochen über diese furchtbaren Metzeleien, die einem das Blut in den Adern erstarren machen, zu lesen und mit aller Macht müsse gegen eine Fortsetzung der Greuel protestiert werden. Freilich glaube er persönlich nicht, daß von den Ottawaer Reden je ein Wort an die geeigneten Stellen in St. Petersburg gelangen würde, aber trotzdem müsse sich ganz Kanada mit der gesamten zivilisierten Welt zu einem gewaltigen Proteste vereinen. Sir Wilfried Laurier bezweifelte indessen, ob die russische Regierung noch kräftig genug und in der Lage sei, diese Judenverfolgungen mit Erfolg zu hindern; er bedauerte den in Rußland jetzt herrschenden Geist, der nur eine natürliche Folge der seit Jahren getriebenen Politik sei, die Revolution sei nun da und mit ihr alle die Schrecken und Grausamkeiten, welche solche Volksaufstände mit sich zu bringen pflegen. „Wir können natürlich nicht alle russischen Juden in Kanada aufnehmen, der Auswanderungsstrom wird sich viel verteilen, aber diejenigen, welche nach Kanada kommen sollten, dürfen einer herzlichen sympathischen Aufnahme in unserem Lande sicher sein!"

Der Premierminister gedachte dann der Hilfe, die vor über fünf Jahren gelegentlich der großen Feuersbrunst in Ottawa und der diesem gegenüber liegenden Schwesterstadt Hull von allen Seiten gebracht wurde und ermahnte die Versammelten, ihre Sympathien mit den russischen Juden auch praktisch zu betätigen, ein Appell, welcher jedenfalls auf einen fruchtbaren Boden fallen wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 51/52. Berlin, 20. Dezember 1905. 15. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bau-rat a. D. Genoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wegen der Feiertage fällt die nächstwöchige Nummer der „Mitteilungen" aus; es erscheint deshalb heute eine Doppelnummer.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Am Jahresende.

Eine Rückschau.

Noch ein weniges und die Weihnachts- und Neujahrsglocken läuten wieder über die Lande, das alte Jahr versinkt als Tropfen im Meer der Ewigkeit. Freilich, was diese Glocken verkünden sollten: den Frieden auf Erden, ihn finden sie auch diesmal so wenig, wie von je. Das größte Reich der Kulturwelt liegt in blutigen Zuckungen und furchtbaren Krämpfen — „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört" — und wenn man Thron- und Parlamentsreden wörtlich glauben darf, stand der europäische Friede seit langem nicht so auf des Messers Schneide, wie in der jüngsten und gegenwärtigen Epoche. Aber auch das Friedensbedürfnis war kaum je so groß, wie zur Zeit, und in ihm findet die versöhnliche Weihnachtsstimmung der Völker in diesen Tagen einen starken, vielfältigen Widerhall.

Auch auf der oft so lärmerfüllten Wahlstatt unserer politischen Kämpfe, im Reichstagshause am Königsplatz, ist kurzer Weihnachtsfriede eingekehrt. Am 15. Dezember fand die übliche Vertagung vor dem Feste statt, und es ist ungemein bezeichnend, daß es kein anderer, als Herr Stöcker war, der diese Weihnachts-Schlußsitzung zu einer frisch-fromm-fröhlichen Judenhetzrede für ganz besonders geeignet hielt. Es war dem Vater der „Berliner Bewegung", der jüngst seinen 70. Geburtstag begehen konnte, offenbar darum zu tun, zu zeigen, daß er auch jetzt nicht auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens sitzen, sondern auch nach erreichtem Patriarchenalter der alte Unfriedensprediger zu bleiben gedenke. Seine Philippika gegen die Sozialdemokratie (— diese selbe Rede hielt Herr Stöcker zum ungefähr 144. Male —) gipfelte wieder einmal in dem Satze, daß die Juden das „Element der Dekomposition" im Staate seien, einem Satze, dem der Redner gleich darauf selbst eine ganz annehmbare Interpretation gab, als er das jüdische Element mit einem „Sauerteig" verglich. Wie nützlich und notwendig der Sauerteig dafür ist, daß das Brot gerät, müßte doch auch Herr Stöcker wissen.

So war dafür gesorgt, daß auch der letzte parlamentarische Tag des Jahres nicht ohne den schrillen Mißklang des Rassenhasses und Konfessionshaders verlief — wenige Tage bevor die Christenheit, zu deren legitimen Vertretern der ehemalige Hofprediger sich in erster Linie rechnet, das Gedächtnis der heiligen Nacht begeht, in der nach der Ueberlieferung im Stalle des jüdischen Zimmermanns zu Bethlehem der Stifter der christlichen Religion geboren wurde.

Auch was sonst das abgelaufene Jahr uns und der von uns vertretenen Sache gebracht hat, war nichts, was uns sein Scheiden sonderlich schwerer fallen ließe. Sehen wir vom Ausland ab, wo in dem unglücklichen Rußland vom Homeler Prozeß im Januar an bis auf den Augenblick kaum ein Tag verging, an dem nicht jüdisches Blut in Strömen vergossen wurde, so hat das Jahr eigentlich nur die Ueberzeugung verstärken können, wie nötig und unerläßlich die systematischen Abwehrbestrebungen gegen den Antisemitismus auch heute noch immer sind und wie viel noch daran fehlt, daß den deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens die ihnen von der Verfassung seit mehr als einem Menschenalter verbriefte völlige Gleichberechtigung auch tatsächlich gewährt wird.

Auf parlamentarischem Gebiet trat dies im Laufe des Jahres mehrfach recht ohr- und augenfällig in die Erscheinung. Zuerst bei der Beratung des Justizetats im preußischen Abgeordnetenhause, wo der Abgeordnete Eyßling in maßvoller, aber entschiedener Rede darüber Klage führte, daß den jüdischen Juristen die höhere Richterlaufbahn nach wie vor prinzipiell verschlossen werde; dann später im Reichstag, wo der Kriegsminister auf eine analoge Beschwerde über die Zurücksetzung jüdischer Soldaten resp. Offiziersaspiranten zu antworten genötigt war. Herr Schönstedt, dessen elfjähriger Ministerlaufbahn das

scheidende Jahr ein vielen erwünschtes Ziel gesetzt hat, wählte damals den ebenso vorsichtigen als bequemen Ausweg, die Beantwortung der Interpellation mit dem Hinweise darauf abzulehnen, daß die Besetzung der Richterstellen eine ausschließliche Prärogative der Krone sei: eine Antwort, die in allen beteiligten Kreisen das stärkste Befremden erregte und insbesondere auf der Generalversammlung unseres Vereins von den Herren Justizrat Reinbacher und Rechtsanwalt Auerbach einer scharfen Kritik unterzogen wurde. Im Abgeordnetenhause selbst kam am 18. März der Abgeordnete Cassel auf die windschiefe Haltung des Ministers in dieser Angelegenheit zurück und hatte die Genugtuung, daß der anwesende Herr Schönstedt auf die treffsicheren Argumente auch nicht eine Silbe zu erwidern wußte.

Beredter zeigte sich sein Kollege vom Kriegsministerium, Herr von Einem, ein paar Tage später (22./23. März) im Reichstag, wo der Abgeordnete Eickhoff die systematische Zurücksetzung der Juden im Heere zur Sprache brachte. Herr von Einem war wenigstens so offenherzig, die Existenz dieser Ungerechtigkeit zuzugeben und bemühte sich, zu zeigen, daß er sie für seine Person mißbillige. Dafür entwickelte er aber einen Respekt vor der souveränen Unabhängigkeit des Offizierkorps (dem seiner Ansicht nach die Entscheidung in solchen Fragen allein überlassen werden soll), den man in anderen Fragen der Disziplin sonst an den höchsten militärischen Stellen nicht zu beobachten pflegt. So gut es Kabinetsordres gegen den Luxus im Offizierkorps, gegen das Glücksspiel u. dgl. gegeben hat, ebensogut könnte auf diesem Wege die schroffe Intoleranz gerügt werden, die auch den Tüchtigsten von der Aufnahme in das Offizierkorps lediglich aus Konfessionsgründen a priori ausschließt. Daß solche Zustände sich nur deshalb unverändert bei uns erhalten, weil sie fortgesetzt die schweigende Billigung der obersten Instanzen finden, hat auch Herr von Einem nicht bestritten resp. nicht bestreiten können.

Wenn deshalb ein dritter preußischer Minister, Freiherr von Rheinbaben, bei der Schillerfeier in Posen eine von Toleranz rosig gefärbte Festrede hielt, in der er eine nationale Ostmarkenpolitik als die Pflicht jedes Deutschen „ob Protestant oder Katholik oder Jude" erkannt wissen wollte, so entbehrt dieser Appell im Munde eines preußischen Ministers nicht einer gewissen Ironie. Mit anderen Worten: wenn es sich um Bürgerpflichten handelt, dann pflegt gewöhnlich „der echte Ring verloren" und jeder der drei Ringe dem andern gleichwertig zu sein. Wo aber Bürgerrechte in Frage stehen, gibt es nach wie vor Bürger erster und zweiter Ordnung. Daran werden auch die zahllosen rednerischen Bekenntnisse zu deutschem Idealismus nichts ändern, die der große Schillertag dieses Jahres von so vielen Rednertribünen aus emporsteigen sah.

Daß man sich der jüdischen Mitbürger mit besonderer Vorliebe erst dann als solcher erinnert, wenn man sie irgendwie benötigt, lehrte die Geschichte jener inzwischen wieder klanglos zum Orkus hinabgesunkenen „Zehnmillionenspende" zugunsten minderbemittelter Offiziere: ein Fonds, zu dessen Begründung man allen Ernstes teilweise dieselben Leute heranziehen wollte, deren Söhne man nicht wert hält, den Offiziersrang zu erhalten. Noch weit krasser trat ein ähnlicher Widerspruch der Tatsachen diesen Sommer bei den Friedensverhandlungen in Portsmouth zutage, wo Herr Witte sein gequältes Herz für die grauenvoll mißhandelten russischen Juden ziemlich genau in dem Augenblick entdeckte, als er mit den Großbankiers Schiff, Strauß usw. finanzielle Unterhandlungen zu führen hatte.

Aus der sonstigen Chronik des Jahres wäre noch der große Pückler-Prozeß im Januar zu erwähnen, der mit der Verurteilung des gräflichen Geistespatienten zu 6 Monaten Gefängnis endete, sowie jener Besuch des Kronprinzen auf dem Kommers des „Vereins deutscher Studenten", bei dem man den Thronfolger in so taktloser Weise zum Zeugen einer antisemitischen Programmrede machte. — Unser Verein und die von ihm vertretene Sache hatte außerdem im Laufe des Jahres einige schmerzliche Verluste verdienter Männer zu beklagen, so den Tod des Berliner Rechtsanwalts Cohn, des Justizrats Dr. Heinrich Meyer Cohn, des Philanthropen Konsuls A. M. Simon in Hannover und des berühmten Wiener Klinikers Hermann Nothnagel.

Auf rein politischem Gebiet bleibt als unerfreulichstes Ereignis des Jahres die Reichstagsersatzwahl in Eisenach-Dermbach in unseren Blättern verzeichnet, die dank den ungeheuerlichsten Anstrengungen der Deutschsozialen in der Stichwahl mit dem Siege des Antisemiten Schack endigte. Die einzige günstige Folge dieser beklagenswerten Niederlage wird unseres Hoffens die sein, daß sie unseren Freunden die Augen über die Gefahr geöffnet hat, die jedes Nachlassen im Kampfe und in der Abwehr kulturfeindlicher Bestrebungen heraufschwört. Diesen Kampf, diesen Deichbau gegen zerstörende Mächte mit allen Mitteln der Wahrheit und Unerschrockenheit fortzusetzen, muß auch im beginnenden neuen Jahr unsere Losung sein, denn es ist ein Kampf der Notwehr, ein aufgedrungener Kampf, den wir führen, und einer, dessen letztes Ziel kein geringeres und kein anderes ist, als was die Glocken dieser Tage der Christenheit verkünden sollen:

Friede auf Erden!

Stöckerklänge im Reichstage.

Es ist ein interessantes, wenn auch nicht eben sehr reizvolles Schauspiel, das die Rechte des Reichstages darbietet, wenn die üblichen Judenschmähreden bei der Etatsberatung einsetzen. Es zieht wie Sonnenschein über manches „Edelsten" mehr oder minder — meist minder — geistvolles Antlitz, wenn in der unvermeidlichen Rassenrede des Herrn Liebermann von Sonnenberg die ebenso unvermeidliche Hetzerei gegen die Juden zum Durchbruch kommt und die Brutalität, die einen wesentlichen Bestandteil des Inventars des Antisemitismus bildet, sich in Gassen- und Gossenspäßen letzter Ordnung entlädt. Mancher der vermeintlichen Aristokraten der Rechten mag ja den niedrigsten und widrigsten Erscheinungen der antisemitischen Kampfart gegenüber es halten wie Jener, der von seinem Mädchen nicht öffentlich gegrüßt sein mag und in heimlicher Liebe sie für die öffentliche Achtung zu entschädigen sucht. Aber bei den meisten dieser gemütvollen Zeitgenossen tritt die innerste Herzensstimmung in all' ihrer Vornehmheit zu Tage, wenn der rechte Witz und der rechte Ton zu ihren Ohren dringt. Das konnte man jüngstens wieder wahrnehmen, als Herr v. Liebermann seine Raubrittertheorie über das Totschlagen und „Beerben" der Juden erfolgreich an den Mann zu bringen suchte. Wer zu der mittelbaren Verteidigung der ärgsten Greuel beifällig lacht, wem der mit „Rassenhaß und Massenhaß" geförderte Raubmord ein gewisses Wohlwollen für die Raubmörder auslöst, der stellt in seinem Empfinden und Tun der Erziehung, die er genossen, die er in und an sich im reiferen Leben vervollständigt hat, ein Zeugnis aus, das ihm Niemand zu neiden braucht. Im Uebrigen haben wir uns mit Herrn v. Liebermann noch in einem besonderen Artikel beschäftigt.

Dem „teuren Gottesmann" Stöcker gegenüber befinden sich die Herren auf der Rechten in der Lage des Goethe'schen Deutschen, der den Franzmann nicht leiden mag, doch seine Weine gern trinkt. Sie mögen Herrn Stöcker nicht in ihren Reihen, aber sie erfreuen sich an

seinen Kapuzinaden. Er weiß ja an den Kampf gegen die Sozialdemokraten mehr Hirnschmalz zu wenden, als allerlei Bullerjahne und Säbelwetzer; und da er mit den Persönlichkeiten höchst persönlich umspringt, so besitzen seine Reden insofern einen eigenartigen Einschlag. Es ist sein Steckenpferd, den Unmut, der gegenüber den Sozialdemokraten besteht, mit allerlei Vorurteilen und Unfreundlichkeiten gegen die Juden zu einem Brei zusammenzurühren und dann den Feldzug gegen die sogenannte goldene und die rote Internationale zu predigen, als ob Judentum und revolutionäre Sozialdemokratie im Grunde eines und dasselbe wären. Er läßt die Namen Marx, Lassalle, Singer, Stadthagen, Luxemburg durcheinander wirbeln —, zum besten des Eindruckes, daß eben Juden und immer Juden die unliebsamsten Persönlichkeiten vom Standpunkte des monarchischen Gedankens darstellen. Von anderen Juden, sei es von solchen, deren praktischer Wert für den Staat außer aller Frage steht, sei es von solchen, die sich im Kulturleben der Nation, auf wesentlichen Gebieten intellektuellen wie gemütlichen Wirkens verdient gemacht haben, nimmt ein Antisemit keine Kenntnis —; es sei denn, um darzutun, daß die Juden sich halt überall dazwischen drängen und überall sich mausig machen. In der Reichstagsrede, die Herr Stöcker zum Etat hielt, am 15. Dezember, kam wieder sein goldiges Gemüt plastisch-drastisch zur Erscheinung. Ein Prediger der von Christus gelehrten Nächstenliebe, der in wallenden Zorn darüber gerät, daß das Mitgefühl mit den Opfern der Greuel in Rußland nicht sofort versiegt und versandet, wenn es sich um Juden handelt! Rabulistisch, wie er von je gewesen, stellt er es so dar, als ob man, besonders auf sozialdemokratischer Seite, sich im allgemeinen über die Zustände in Rußland wenig erregte; „nur wenn es gegen die Juden geht", so ruft der in den Ruhestand versenkte Hofprediger, „dann fangen Sie an, zu zetern." Ein Mann von dieser niedrigen Denkweise spielt sich als Arbeiter und Bildner an der Seele des deutschen Volkes auf! Er verweist stolz darauf, daß diese seine Arbeit ihm eine Dankesernte eingetragen habe! Hier liegt wohl eine „Verwechselung der Kubikwurzeln" vor. Der Dank, den eine Sekte ihm zollt, der Dank, den weiter ihm diejenigen entgegenbringen, die in ihm mit Recht den Vater des Antisemitismus in Deutschland verehren, dieser Dank entquillt anderen Triebgründen als der Freudigkeit einer Nation gegenüber einem Richter und Retter ihrer Seele.

Wenn es überhaupt verlohnte, sich mit Betrachtungen über die „Ethik" des Antisemitismus abzugeben, dann müßte man die Art näher beleuchten, wie seine Vorkämpfer für die russischen Greuel eine schlecht verhehlte Zustimmung aufweisen und wie sie sich mühen, unsere christlichen Mitbürger von der Betätigung des Wohltätigkeitssinnes in diesem Falle abzuhalten, einen schlüssigeren Beweis für die innige Uebereinstimmung zwischen der äußersten Herzensroheit und der Stöckerei und Pücklerei kann man nicht fordern.

Zum wievielt hundertsten Male Herr Stöcker in seiner jüngsten Reichstagsrede den Ausspruch über das Judentum als Element der Dekomposition vorgetragen hat, das mögen die Götter wissen; ein Mann seiner Art kehrt sich nicht an die Mahnung: „Getretener Quark wird breit, nicht stark." Stärker sind auch diesmal die Ausführungen Stöckers zu diesem Punkt nicht geworden. Er ging davon aus, daß Marx, Lassalle, Singer, Stadthagen zu den Führern der Revolution, der Dekomposition gehören; der Abgeordnete Gothein erwiderte ihm schlagfertig, daß die führenden Männer der französischen Revolution — Mirabeau, der Adlige, voran — keine Juden gewesen. Und was das Judentum als „Element der Dekomposition" anlangt, dessen Einfluß überall auf die Revolution hinwirkte, so erinnerte Herr Gothein den lästerlustigen Volksseelenbildner an den jüdischen Herrn Schlesinger, der unter dem Namen Stahl in der politischen Bewegung der Fünfziger Jahre und in der Geschichte der konservativen Partei eine große Rolle gespielt, dieser Partei erst ihren geistigen Inhalt gegeben habe.

Das Häcksel des Stöckerschen Geistes hat auch sonst nichts Neues enthalten. Sein Schelten über die „verwünschte Tätigkeit des Judentums in unserem Leben" ist eine inhaltslose Redensart. Die Behauptung, daß „wir" uns haben „die Judenmacht über den Kopf wachsen lassen", ist ein Stück Posse in einem Staatswesen, in welchem den Juden gegenüber noch nicht einmal die verfassungsmäßige Rechtsgleichheit besteht. Die Behauptung über den angeblich überragenden Einfluß des Judentums in der Litteratur ist nur ein übertriebener Ausdruck übertriebenen Aergers darüber, daß die Juden wenigstens in rein geistiger Beziehung nicht mehr ins Ghetto zu sperren sind.

Wir lassen die Angriffe des Herrn Stöcker auf die Entwickelung der Presse, der er „Verdummung" vorwirft, unerwidert, und wollen aus dem Blütenstrauß der Reichstagsverhandlung, die in diesen Teilen im Zeichen Stöckers stand, nur noch eine Kleinigkeit herausgreifen. Herr Abg. Gothein setzte sich in puncto Wohltätigkeit und jüdische Wohltätigkeit in sehr wirkungsvoller Weise mit dem Herrn Stöcker und dem Dresdner Heerrufer der Antisemiten Zimmermann auseinander. Er sagte: „Wenn Herr Stöcker einmal die Geberlisten vergleichen wollte, so würde er die Beobachtung machen können, daß es gerade unsere jüdischen Mitbürger sind, die im weitesten Maße ihre Pflicht gegenüber der Armut tun. Ein christlicher Bekannter von uns sagte einmal: er rechne den Juden die Wohltätigkeit überhaupt nicht zum Verdienst an, die seien es so gewöhnt, die könnten es gar nicht anders. Es gibt auch heute noch jüdische Geschäfte, z. B. eine unserer größten Weltfirmen in der Provinz Sachsen, die buchmäßig den Zehnten von allem, was sie verdient, den Armen geben . . ." Mit diesem schönen Akkord wollen wir schließen. Nur das eine, kleine sei hinzugefügt, das Rückertwort: „Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen; die im Irrtum verharren, das sind die Narren." Aber manche verharren zwar nicht im Irrtum, sondern halten ihn nur gegen das bessere Wissen fest, weil sie nicht Narren sind, sondern . . etwas anderes.

„Ein ungeschriebenes Gesetz."

Der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg hat in der Reichstagssitzung vom 12. d. Mts. behauptet, die russischen Juden seien selbst schuld an den jüngsten Judenverfolgungen, weil sie die revolutionäre Bewegung im Zarenreiche angefacht haben und an allen Attentaten in erster Reihe beteiligt sein sollen. Es gehört wirklich eine Riesenportion Unverfrorenheit dazu, nicht etwa bloß vor einem antisemitischen Publikum, sondern vor den Erwählten der deutschen Nation das Märchen vorzutragen, die Juden hätten die gigantische Bewegung in dem gewaltigen Zarenreiche ins Leben gerufen. Haben sie etwa auch den protestantischen Pastor zum Rebellen gemacht, der die Seele des lettischen Aufstandes ist? Brauchten die hervorragenden Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, kurz die ganze Intelligenz Rußlands erst Juden dazu, um sich der ganzen

Misere der russischen Zustände bewußt zu werden und das Joch, das sie so lange getragen, endlich empört abzuschütteln? Würde die Welt mit einziger Ausnahme der Schwarzen Hundert und ihrer bürokratischen Patrone in Rußland und der Antisemiten in Deutschland — par nobile fratrum — mit den Juden in Rußland sympathisieren und sie mit Geld unterstützen, wenn sie diese für schuldiger hielten, als alle die anderen russischen Aufrührer? Würde Witte, der Vertrauensmann des Zaren, der einzige Mann, der vielleicht das zusammenstürzende Russenreich zu erhalten im Stande wäre, sich bereit gezeigt haben, den Juden die weitgehendsten Konzessionen zu machen, wenn er sie für die eigentlichen Urheber des wohl größten Unglücks, das Rußland je betroffen hat, halten müßte? Die Juden haben sich allerdings an der revolutionären Bewegung in Rußland auch beteiligt gleich den anderen Unterdrückten und Intellektuellen von Finnland bis zum Kaukasus, von Polen bis Sibirien, von den Ostseeprovinzen bis zur Mandschurei, und das verarge ihnen, wer es mit seinem Gewissen vereinbaren kann.

Der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg hat nun im deutschen Reichstage gedroht, daß für den Fall einer revolutionären Bewegung in Deutschland das deutsche Volk mit den Juden nach „dem ungeschriebenen Gesetze" verfahren werde, daß, wer einen Juden totschlägt, ihn beerbt. Mit andern Worten, man würde mit den Juden verfahren, wie zur Entrüstung der ganzen Welt der elendeste und roheste russische Pöbel jetzt mit den Juden so verfahren ist. Das mag „das ungeschriebene Gesetz" der Raubmörder sein, die indessen den Vorzug haben, ohne Unterschied der Konfession, also wenigstens unparteiisch totzuschlagen und zu beerben. Im Mittelalter galt als ungeschriebenes Gesetz für gewisse Leute, die sich Edelleute nannten, von der Mit- und Nachwelt aber Raubritter genannt werden, daß, wer „einen Pfeffersack" erschlug, ihn beerbte. Aber wir haben nichts im Sinn mit ungeschriebenen Gesetzen. Schon zu Beginn der historischen Zeit im alten Griechenland suchte man zunächst die ungeschriebenen Gesetze loszuwerden und sich geschriebene anzuschaffen. Das Grundübel Rußlands, das Uebel, das allein, und nicht Juden, Sozialdemokraten und sonstige Unzufriedene, die Revolution in Rußland herbeigeführt hat, ist, daß nicht nach geschriebenen, sondern nach ungeschriebenen Gesetzen regiert wurde, die Großfürsten, Minister, Generale, Admirale und die lumpigsten Tschinowniks sich nach Laune, Gelüst und Geldbedarf selber machten.

Wir wissen wohl, daß es auch jetzt noch ungeschriebene Gesetze gibt, Gesetze, die sich die sogenannten besseren Stände selbst geben und strikt befolgen. Aber diese ungeschriebenen Gesetze legen den „besseren Ständen" gewöhnlich höhere Pflichten auf. Das ungeschriebene Gesetz, das am 12. Dezember 1905 der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg im deutschen Reichstage als ein ungeschriebenes Gesetz des deutschen Volkes proklamierte, ist ein empörend unsittliches, barbarisches, gemeines. Der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg hat vor der ganzen zivilisierten Welt damit das deutsche Volk herabgesetzt und es vor aller Welt mit Ausnahme des antisemitischen Bruchteils der Bevölkerung verleumdet.

Leider hat ein Teil der Abgeordneten die Proklamierung dieses ungeschriebenen Gesetzes mit großer Heiterkeit aufgenommen. Einige Berichterstatter waren feinfühlig genug, in ihren Berichten die „große Heiterkeit" in „Heiterkeit" abzuschwächen. Andere wälzten sie auf die Parteien rechts ab. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die Heiterkeit groß oder nicht groß war, ob die Herren vielleicht nur Herrn Liebermann von Sonnenberg — ausgelacht haben. So viel aber möchten wir annehmen, daß der deutsche Reichstag nicht wie vor 2000 Jahren der römische Senat auf einen Fremden in der Sitzung vom 12. Dezember den Eindruck einer Versammlung von Königen gemacht hätte. Wer über solche „ungeschriebenen Gesetze", Gesetze à la Russe und Gesetze à la Herero noch lachen kann, der ist von der Königshöhe römischer Senatoren noch weit entfernt. Und der deutsche Reichstag ist eine Versammlung nicht von Heiden, sondern fast ausschließlich Christen!

Die imparitätische Behandlung der Juden und die Schuldebatten des preußischen Abgeordnetenhauses.

Die Richtlinien, die wir in der vorigen Nummer der „Mitteil." unter „Imparität in der neuen preußischen Schulvorlage" aufstellten, sind, das können wir zu unserer Freude und im Interesse der gerechten Sache mitteilen, auch maßgebend gewesen für einen Teil der Debattenredner, die sich am 11. und 12. Dezember mit der neuen Schulvorlage beschäftigten. Es waren das die freisinnigen Abgeordneten Funck (freis. Volkspartei) und Ernst (freis. Vereinigung), der Abgeordnete Schiffer (nationalliberal) und der Abgeordnete Dr. Porsch (Zentrum). Der Abgeordnete Peltasohn (freis. Vereinigung) sprach in einer Bemerkung zur Geschäftsordnung folgendes Bedauern aus: „Durch Schluß der Debatte ist es auch mir unmöglich gemacht, die Bestimmungen über die jüdischen Schulen hier näher zu beleuchten. Ich muß mir vorbehalten, in der zweiten Lesung darauf zurückzukommen." Weder die Redner der Konservativen, noch der freikonservative Abgeordnete Freiherr von Zedlitz, der Vater des „Schulkompromisses" gingen auf das Kapitel der jüdischen Schulen ein. Auch der Kultusminister, der außer der Einführungsrede noch zweimal das Wort ergriff, nahm keine Veranlassung, seinen Standpunkt bezw. den des Entwurfes hinsichtlich der jüdischen Schulen näher zu begründen. Immerhin stehen heute, wenn wir Freisinnige, Nationalliberale und Zentrum zusammenfassen, von 433 Abgeordneten 209 unbedingt auf der Seite unserer Forderungen, die sicher auch bei diesem oder jenem Abgeordneten der Rechten vollste Billigung finden werden. Daraus schließen wir, daß die Stellung der jüdischen Schulen in den Verhandlungen der Kommission und der nachfolgenden Lesungen eine gerechtere gesetzliche Fixierung finden wird, als das im Entwurf geschieht.

* * *

Den Reigen der Redner, die sich der jüdischen Schulen annahmen, eröffnete der freisinnige Abgeordnete Funck. Er sagte:

„Meine Herren, gestatten Sie, daß ich jetzt zu einem anderen Punkt übergehe, zu dem § 24. Dieser Paragraph ist bestimmt, die jüdischen Volksschulverhältnisse zu regeln, und während im übrigen der ganze Entwurf aufs ängstlichste bestrebt ist, die Rechte der christlichen Konfessionen bis ins kleinste festzusetzen, sehen wir hier im § 24 einen Geist, der vollständig im Widerspruch steht mit dem, der dieses Gesetz sonst beseelt. Wir sehen hier eine Willkür Platz greifen, die einen Charakter an sich trägt, den ich nicht näher bezeichnen will, der aber jedenfalls nicht schön ist. Es bleibt den Schulverbänden „überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten aber bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen." Hier steht nicht ein einziges Wort von dem Rechte der Beteiligten; es ist nirgends gesagt, daß die Beteiligten erst gehört werden sollen. Es liegt darin eine gewisse Vergewaltigung. Noch schlimmer tritt das bei dem letzten Absatz des § 24 zu Tage. Es heißt da:

Den Schulverbänden bleibt es überlassen, da, wo es bisher geschehen ist, für den Religionsunterricht der jüdischen Kinder nach Maßgabe des § 21 zu sorgen.

Es bleibt ihnen überlassen, da, wo es bisher geschehen ist! Es ist also der Gemeinde überlassen, ob sie die Mittel für einen jüdischen Religionslehrer weiter bewilligen will oder nicht. Will sie es nicht, so fällt der Unterricht; es ist ihr aber implicite sogar verboten, da, wo eine solche Stelle noch nicht vorhanden ist, einen Lehrer neu anzustellen. Meine Herren, wenn diese Dinge nicht von einem Mangel — ich muß es sagen, — an Toleranz und Gerechtigkeit Zeugnis ablegen, dann weiß ich überhaupt keine gesetzlichen Bestimmungen mehr zu deuten.

(Sehr richtig! bei den Freisinnigen.)

Während der Abgeordnete Funck die Seite der Beschulung jüdischer Kinder beleuchtete, kritisierte der Abgeordnete Ernst die Vertreter der Juden in der Schulverwaltung gegenüber denen der evangelischen und katholischen Konfession mit folgenden Worten:

„Sehr merkwürdig berührt es, daß der jüdische Geistliche, der Rabbiner, der Bestätigung bedarf, seine christliche Kollegen nicht. Woher dieser Unterschied in der Behandlung? Hier gilt das Wort, das Herr Abgeordneter Freiherr von Zedlitz gestern mit voller Wucht betont hat: „Gleiches Recht für alle! Eine ungleiche Behandlung erscheint mir ungerecht und deshalb unzulässig".

Den Ausführungen des Abgeordneten Funck folgte im wesentlichen der Abgeordnete Schiffer (nationallib.) Er legte den Nachdruck am meisten auf die Frage des religiösen Unterrichts der jüdischen Minderheit und sagte:

„Was den zweiten Punkt, die Beschäftigung des Religionslehrers betrifft, so legt die Lehrerschaft mit Recht Wert darauf, daß ausdrücklich, sei es im Gesetz oder sonst in authentischer Weise, ausgesprochen wird, daß dieser Lehrer als Klassenlehrer, als Ordinarius beschäftigt werden kann (sehr richtig! bei den Nationalliberalen) und wir werden diesen Punkt bei den weiteren Erörterungen noch näher erörtern müssen. Weiter vermisse ich, daß dieser Paragraph nicht auch auf jüdische Schulen schlechtweg übertragen ist. Ich weiß sehr wohl, daß über diesen Punkt in Berlin bereits Streitigkeiten stattgefunden haben, aber eben deswegen müssen wir prüfen, warum es nicht geschehen soll. Den gleichen Mangel, die Nichtübertragung der Bestimmung des Gesetzes auf die jüdisch-christlichen Schulen, finden wir in § 20; die Neugründung von Simultanschulen jüdisch-christlichen Charakters ist überhaupt nicht vorgesehen. Wir werden auch hier fragen müssen, warum nicht nicht die Toleranz auch auf die Mitbürger jüdischen Glaubens erstreckt worden ist".

Abg. Dr. Porsch (Zentrum) führte aus:

„Nun sind wir ja von dem Herrn Kollegen Funk hingewiesen worden auf mißliche Verhältnisse, welche die Bestimmungen des Gesetzentwurfs für jüdische Volksschulen herbeiführen sollen. Er hat uns auch hingewiesen auf die mißliche Lage der Dissidenten, der in dem Schulunterhaltungsgesetzentwurf Rechnung nicht getragen wird. Meine Herren, was die jüdischen Schulwünsche anlangt, so werden meine politischen Freunde schon nach der ganzen Vergangenheit, die wir in diesem Parlament aufzuweisen haben, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit diese Wünsche prüfen. Ich darf wohl die Erwartung aussprechen, daß uns diese Wünsche auch von jüdischer Seite noch näher dargelegt werden mögen".

In seinen weiteren Darlegungen machte Dr. Porsch einen staatsrechtlichen Einwand, von dem wir nicht annehmen, daß er eine Einschränkung der vorhin dargelegten Stellungnahme ist. Der Redner führte nämlich folgendes aus:

„Aber ich möchte allerdings gegenüber den Wünschen des Herrn Abgeordneten Funck bezüglich der jüdischen und dissidentischen Kinder doch darauf hinweisen, daß nach den Grundsätzen unserer Verfassungsurkunde die christlichen Schüler eine etwas andere Stellung einnehmen müssen. Denn der Artikel 14 bestimmt:

Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Artikel 12 gewährleisteten Religionsfreiheit, zum Grunde gelegt. Darum ist es an sich ganz richtig und korrekt, wenn dieser Gesetzentwurf von evangelischen und katholischen Lehren ausgeht, was aber allerdings — und ich möchte da nicht mißverstanden werden — nicht ausschließt, daß wir in voller Weise die Religionsfreiheit der Juden nnd Dissidenten gewährleisten wollen, soweit das nur immer im Rahmen des Gesetzes angängig ist."

Der von dem Abgeordneten Dr. Porsch herangezogene Artikel 14 der Verfassung ist rein formelles Recht, dessen Grenzen von den Tatsachen längst durchbrochen worden sind. Im andern Falle hätte weder der Religionsunterricht der jüdischen Schule noch der jüdische Volksschullehrer aus Gründen der Religion der jüdischen Minderheit in der preußischen Volksschule Heimatsrecht erwerben können. Das ist bei den Dissidenten beispielsweise nicht der Fall. Beide Tatsachen liegen vor, damit ein historisches Faktum. In seiner Begründung betont der Gesetzentwurf immer wieder, daß dem Gesetzgeber in erster Linie das geschichtlich gewordene vorschwebe. Das schwache formale Fundament des Artikels 14 gibt Dr. Porsch ja auch mit seinen Schlußworten in der Frage zu.

Alles in allem! Wir dürfen hoffen, daß unseren jüdischen Mitbürgern in dem zu erwartenden Schulunterhaltungsgesetz keine rechtliche Sonderstellung zugewiesen wird.

Zentrum und Antisemitismus.

Der Gleiwitzer Magistrat hatte als Beihilfe für die Unterstützung der Hinterbliebenen der ermordeten bezw. beraubten russischen Juden 300 Mark aus Mitteln der Stadt gespendet. Dieser Beschluß hat in der in Beuthen O/S. erscheinenden „Oberschl. Ztg.", die bei ihrer Gründung sich zur Zentrumspartei bekannte, später sogenannte „nationale" Tendenzen vertrat und in letzter Zeit sich ganz offen dem Antisemitismus in die Arme geworfen hat, einen förmlichen Wutanfall ausgelöst. Zur Charakterisierung des Tones dieses Hetzblattes sei hier folgende duftige Stilblüte wiedergegeben:

„Ganz Israel wird ein Loblied singen. Gleiwitz ist zwar eine Stadt, deren Bevölkerung überwiegend katholisch ist und die das Glück genießt, 250 pCt. Kommunalsteuern erheben zu müssen — aber wie heißt, auf dem Rathause sieht man sich veranlaßt, gewisse einflußreiche Leutchen bei guter Laune zu erhalten . . . Wir leben ja im Zeitalter der aufgeklärtesten Humanität . . . Gott seis geklagt, auch in Gleiwitz ist der Einfluß der eingewanderten Kinder Israels so stark, daß jeder Protest gegen diese Vergeudung städtischer Gelder für den Betreffenden die empfindlichsten Folgen haben würde; er würde geschäftlich und gesellschaftlich unmöglich gemacht werden . . . Gerade wie bei uns haben sich die Juden drüben in Väterchens Reich mausig gemacht, da reißt dem apathischen Russen endlich die Geduld . . . „Einer von unsere Leit" . . . Ich lasse dahingestellt, was von den Jeremiaden in den vom Judentum verseuchten Blättern Wahrheit und Dichtung ist. Die orientalische Phantasie ist namentlich auf diesem Gebiete von berüchtigter Produktivität . . . Durch die Hilferufe Israels städtische Mittel zu opfern, das bringt nur Jemand fertig, der einerseits dem bezwingenden Einfluß der jüdischen Herrschaften sich nicht gewachsen fühlt, und andererseits jede Verbindung mit den weitesten Schichten der Bürgerschaft dermaßen verloren hat, daß er sie durch einen derartigen Mißgriff aufs gröbste zu beleidigen wagt . . . Hier in Gleiwitz war mir das zu meinem Bedauern nicht möglich, deshalb flüchte ich in die Spalten der „O. Z.", die dem Wurm, der am Mark unseres braven oberschlesischen Volkes frißt, so kräftig und brav den Fuß auf den Nacken zu setzen begonnen hat. Gott sei Dank, daß wir endlich ein Organ besitzen, das der Frechheit ein Halt gebietet usw."

Hierzu bemerkt das „Neue Gleiwitzer Intelligenzblatt":

„Ein Gefühl des Ekels ergreift jeden anständigen Menschen bei diesen Tiraden des extremsten Antisemitismus, die an die Reden des Dreschgrafen Pückler erinnern. Die oberschlesischen Katholiken verurteilen fast ausnahmslos die neueste Richtung des Antisemitenblattes. Nicht die Religion kommt bei diesem Akt der Humanität in Betracht, sondern das Empfinden als Mensch, und es sind meist die schlechtesten Mitglieder einer Religionsgemeinschaft, die Gott wohl nicht im Herzen, aber fortgesetzt auf den Lippen tragen. Neugierig kann man sein, was die Gründer dieser Zeitung, die Pfarrer Schirmeisen und Buchwald, und die übrigen verständigen Beuthener Katholiken zu diesen Schändlichkeiten des mit ihrem Gelde begründeten Organs sagen werden und wie sich die Zentrumspresse zu einer solchen Mitschwester stellen wird. Stillschweigen heißt hier

mit in dasselbe Horn stoßen und die antisemitischen Hetzer zu neuen Schandtaten anfeuern."

Diese Klarstellung hat erfreulicher Weise nicht lange auf sich warten lassen. Die „*Oberschl. Volksstimme*" in Gleiwitz, das bedeutendste deutsche Zentrumsblatt im oberschlesischen Industriebezirk nimmt, diesen Hetzartikel zum Anlaß, zwischen den Auslassungen dieses angeblich katholischen Beuthener Blattes und der Auffassung der maßgebenden Zentrumskreise eine scharfe Scheidelinie zu ziehen. Einleitend wird bemerkt:

„Wir haben zu allen Angriffen bisher geschwiegen, obwohl wir genau darüber unterrichtet waren, daß nicht etwa den Beuthener Katholiken, nicht der Gesamtheit der *Aktionäre* jener Zeitung, die sich zum Teil mit *Entrüstung* über die Artikel in dem Blatte ausgesprochen haben, die Schuld an denselben zuzuschreiben ist, sondern daß dieselbe einzig und allein die derzeitige Leitung trifft, und vielleicht noch eine sehr kleine Anzahl von radikal gesinnten Männern, die *irrtümlich Liberalismus* mit *Judentum, Antiliberalismus* mit *Antisemitismus identifizieren*. Wir haben geschwiegen, weil die Sprünge, die dieses Blatt bald nach der hakatistischen, bald nach der polenfreundlichen, dann wieder nach der philosemitischen und endlich nach der antisemitischen Seite machte, in uns die Ueberzeugung hervorriefen, daß es anscheinend selbst nicht wisse, was es denn eigentlich wolle, und man die Angriffe eines solchen Gegners weniger als Angriffe, denn vielmehr als *Verirrungen* zu betrachten habe, die er in seiner Ratlosigkeit sich zu schulden kommen läßt. Die letzte Zeit hat uns gezeigt, daß auch im Unsinn unter Umständen System liegen kann, und daß man bei jenem Blatte nach einem System gegen uns arbeitet. Wenn wir daher nun, dem Zwange gehorchend, aus unserer Reserve hervortreten, so geschieht das in erster Linie, um die Interessen des Zentrums zu wahren. Der Begriff dessen, was das *Zentrum* will, welche Stellung es verschiedenen Fragen gegenüber einnimmt, auch bezüglich des *Antisemitismus*, beginnt sich durch die Arbeit dieses Blattes bei manchen Katholiken zu *trüben* und zum Schaden des Zentrums zu verschieben; die Fehler dieses Blattes versucht man der Partei aufzuhalsen, und die vom Zentrumsstandpunkt in gewissen Fragen so sehr verschiedene Auffassung dieser Zeitung als „Zentrumsstandpunkt" zu verdächtigen."

Die „Oberschlesische Volksstimme" präzisiert zum Schluß die *Stellung des Zentrums zum Antisemitismus* in folgender dankenswerter Weise:

Der Zentrumsstandpunkt verwirft den Antisemitismus! Unzählige Male schon haben wir mit den Liberalen in schärfster Weise die Klinge gekreuzt, und gerade die Beuthener Katholiken wissen es ja genau, daß wir auch da stets und ganz eingetreten sind, wenn die liberale Partei den Interessen der Katholiken zu nahe trat. Wir haben uns aber nie ins antisemitische Fahrwasser drängen lassen, weil unsere katholische Religion, weil der Zentrumsstandpunkt uns das verboten. Die jüdischen Bewohner Beuthens, und auch die anderer Städte, sind in ihrer Gesamtheit durchaus nicht für all das verantwortlich zu machen, was das einem Christen gehörende und von einem Christen geleitete liberale Organ in Beuthen gegen die Katholiken gesündigt hat. Von einer Reihe in hervorragender Stellung befindlicher Juden ist uns gar oft die Entrüstung darüber ausgesprochen worden, daß die liberale Zeitung in Beuthen in einer oft unqualifizierbaren Weise gegen den Katholizismus vorgeht, und deshalb war es für uns eine *Pflicht der Gerechtigkeit*, Antiliberalismus niemals mit Antisemitismus zu identifizieren. Die katholische Religion verwirft den Antisemitismus als eine unkatholische Sonderströmung, die den Geboten der christlichen Liebe und Gerechtigkeit widerstrebt, und das *Zentrumsprogramm* steht, als Programm der vollsten Gerechtigkeit, in *schärfstem Gegensatz zu allen antisemitischen Bestrebungen*. Wenn wir uns darum, auch durch die ungerechtfertigten Angriffe der neuen Zeitung in Beuthen, nicht ins antisemitische Fahrwasser leiten ließen, so war das nicht „Mangel an Zielbewußtsein und Unerschrockenheit", wie ihn uns das neue Beuthener Blatt vorzuwerfen beliebt, sondern eben zielbewußtes und unerschrockenes Festhalten an den katholischen und Zentrumsprinzipien. Und da wissen wir uns wieder in bester Gesellschaft. Herr *Geistlicher Rat Schirmeisen*, dessen Stimme bei allen Katholiken, namentlich bei den ihn hochverehrenden Beuthener Katholiken, wohl volles Gewicht haben wird, sagte in der vorletzten Kasinositzung in öffentlicher Versammlung mit Bezug auf die für Beuthen so schädlichen und verhetzenden Treibereien der neuen Zeitung unter anderem folgendes: „Ich hoffe nun auch, daß die häßliche Judenhetze in der Ob. Ztg. aufhört, denn es ist doch zu viel, was da alles geschrieben wird". Herr *Pfarrer Buchwald* gab ebenfalls seine Empörung über die antisemitischen Treibereien derselben Zeitung zu erkennen".

Wiener Brief.

III.

(Die Historiker des „Deutschen Volksblattes". — Luegers Hetzereien. — Die Judenkurie.)

Wien, den 17. Dezember 1905.

Das Wiener „*Deutsche Volksblatt*" ist in der letzten Zeit ganz aus dem Häuschen geraten. Seitdem es gesehen hat, welche glänzende erzieherische Wirkung die antisemitische Geschichtsdarstellung der russischen Revolution auf die naiven Gemüter der christlichsozialen Führer und Verführer ausübt, gibt es sich ganz und gar der Geschichtsschreibung hin. Die Ereignisse des Tages haben für die Leitartikler jeden Reiz verloren, die Sorgen des Staates, die Hoffnungen der Massen berühren die Patrioten und Volksmänner in der Redaktion des antisemitischen Hetzblattes nicht mehr. Für sie gibt es jetzt nur eine lohnende, Abonnenten anlockende Arbeit: Die Vernichtung des Judentumes mit den Argumenten der Geschichte. Die Parteigänger Bielohlaweks, die bisher gleich ihrem lustigen Vorbilde die Bücher „satt" hatten und den Kampf gegen die „Semiten" lediglich mit rohen Phrasen und Beschimpfungen führten, stürzt sich nun auf die früher so verachteten Erzeugnisse der Druckerpresse. Die Ergebnisse dieses Fleißes werden im „Deutschen Volksblatte" tagtäglich in sensationellen Artikeln aufgetischt und von den bedauernswerten Lesern des Volksverdummungsorganes mit Gier verschlungen. Heute veröffentlicht das Blatt Verganis an erster Stelle einen Artikel, der sich über fünf Spalten ergießt und den anziehenden Titel: „Die Juden als Führer des Umsturzes" trägt. Diese Arbeit verfolgt zwei Ziele. Sie will den Beweis erbringen, daß die 1848er Revolution eine Art jüdischer Geschäftsspekulation war und daß die Sozialdemokratie bereits so verjudet sei, daß sie — dies kann zwischen den Zeilen gelesen werden — die Eignungen besitze, um wieder ein Revolutiönchen aufzuführen. Aber man verliert sich nicht ungestraft in den Wald der Geschichtslitteratur. Die Herren vom „Deutschen Volksblatte" stützen sich auf ein selbst in den Kreisen der „Wissenden" unbekanntes Pamphlet, das ein „k. k. österreichischer Beamter namens Paul Schulz im Jahre 1854" herausgegeben hat. Aus dieser jedenfalls sehr trüben Quelle schöpft das christlichsoziale Hauptorgan das Material für die gemeinsten Verdächtigungen und Entehrungen verdienstvoller Männer. Wer in Anton Springers anerkannt vortrefflicher „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden", deren 2. Band das Jahr 1848 behandelt, liest oder wer in Reschauer-Smets großer Geschichte der Wiener Revolution blättert, der wird freilich ein ganz anderes Bild von der Rolle bekommen, die Männer, wie Frankl, Goldmark, Fischhof, Becher, Jellinek u. v. a. in der Sturmzeit spielten. Das „Deutsche Volksblatt" allerdings ignoriert diese ernsten Arbeiten und stützt sich auf dunkle Gewährsmänner, die schon vor einem halben Jahrhundert — aus niederen Instinkten oder aus schnöder Gewinnsucht — übten was die antisemitische Presse heute tut: Das Fälschen, Besudeln, Verdrehen. Daß das „Deutsche Volksblatt" in seinem Wahne Goethe für den Antisemitismus reklamiert, sei bloß als heiteres Detail erwähnt.

Weshalb die christlichsoziale Presse gerade jetzt die schwersten Kanonen auffährt, ist leicht zu erraten. Weihnachten, die Hauptgeschäftszeit des Jahres, steht vor der Tür und das Goldbächlein, das sich in diesen Tagen ergießt, muß in die Kassen der christlichsozialen Inserenten geleitet werden. Da man nun nicht immer und immer auf die „jüdischen Warenhäuser" oder die „jüdischen Schwindler" losschlagen kann, versucht man es der Abwechslung zu liebe mit anderen Mitteln. Dr. *Carl Lueger*, der unter Umständen ein und dieselbe Sache hundertmal wiederkäut, hat es unlängst in einer christlichsozialen Frauenversammlung rückhaltslos und rücksichtslos herausgesagt: Kauft nicht

beim Juden! Zu dieser Aufforderung kam der Bürgermeister von Wien, der die Israeliten bei der Steuereintreibung nicht übersieht, auf originelle Weise. Zuerst machte er sich über die Erregung lustig, die seine bekannte im II. Bezirk gehaltene Mord- und Brandrede hervorgerufen hat. Dann beklagte er sich bitter über „die Hetze“, die wegen der harmlosen Mahnung gegen ihn inszeniert werde und versicherte, daß er die Juden wirklich nicht berauben oder totschlagen wolle. Aber da die „Herren Juden“ ihm trotz dieser Menschenfreundlichkeit nicht grün sind, empfahl er den geschäftlichen Boykott. Schließlich: der Bürgermeister von Wien kann sich's erlauben, liegen doch selbst die Minister vor ihm auf dem Bauche. Das sah man wieder einmal an der Antwort, die der Ministerpräsident, Herr von Gautsch, am 11. ds. Mts. auf zwei Interpellationen wegen der aufreizenden Rede des Bürgermeisters erteilte. Der Regierungschef gab, rein akademisch betrachtet, eine korrekte, ja für österreichische Verhältnisse sogar staatsmännische Erklärung ab. Er beteuerte, auf dem Boden des Staatsgrundgesetzes zu stehen, das jedem Staatsbürger ohne Ansehen der Nationalität oder des Bekenntnisses gestattet, sich einer beliebigen Partei anzuschließen. Infolgedessen gerät jeder, „wenn auch nur in hypothetischer Form, unternommene Versuch, auf die politischen Anschauungen irgend einer Klasse einen unzulässigen Zwang auszuüben, in Widerspruch mit dem Staatsgrundgesetze.“ Die bürgerlichen Freiheiten müssen für alle gleich gelten und „deshalb kann jeder in der Betätigung der politischen Meinungsfreiheit innerhalb der gesetzlichen Schranken des nachdrücklichen Schutzes der Staatsgewalt gewiß sein.“ Sehr richtig! Doch wo blieb die ausdrückliche Verurteilung, die scharfe Zurechtweisung Luegers? Hatte Wiens freisinnige Bevölkerung nicht ein Recht, zu fordern, daß die rüde Hetze des Bürgermeisters von dem Chef der Regierung klipp und klar zurückgewiesen werde? Wäre dies nicht die geringste Satisfaktion gewesen, die ihr geboten werden konnte? Herr v. Gautsch entschuldigte sich förmlich bei Dr. Lueger wegen der paar allgemeinen Leitsätze, denn er bemerkte in der Einleitung seiner Darlegung, daß ihm der authentische Text der Luegerschen Rede nicht vorliege, daß er diese also gleichsam nicht recht beurteilen könne. Zaghaftigkeit und Schonung sind nun die am wenigsten geeigneten Mittel, um mit den antisemitischen Wüterichen fertig zu werden. Besonders dem Abgeordneten Mechaniker Ernst Schneider scheinen des Ministerpräsidenten Worte nicht sehr nahe gegangen zu sein, denn er ließ sich in seinem Gewerbe der Beschimpfung nicht im geringsten stören. So führt er jetzt wuchtige Hiebe gegen die Richter, denen er vor allem vorwirft, sie seien Juden und mithin Sozialdemokraten. Es ist wirklich bedauerlich, daß der berüchtigte Zünftler Schneider neben der Gewerberetterei und der Ausübung seiner vielen Würden noch die Zeit aufbringt, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Dabei kommt nie etwas gutes heraus.

Jüngst konstatierte das Wiener „Alldeutsche Tageblatt“, die „unbestechliche Zeitung“ der Schönerianer, jubelnd das Wiedererwachen des Antisemitismus im Parlamente. Gefährlicher als die Ausfälle antisemitischer Nationalisten sind aber die Einfälle jener, die es sich plötzlich in den Kopf setzen, die Juden partout zu beglücken. Das Zaubermittel, das den Israeliten empfohlen ward, heißt: „Jüdische Kurie.“ Mit dieser hat es folgendes Bewenden: Die Juden Oesterreichs sollen für die Reichsratswahlen eine eigene Kurie (Volksgenossenschaft) bilden. Zu diesem Zwecke wäre für sie ein eigener Kataster anzulegen, in den alle Wahlberechtigten Aufnahme finden würden, die sich als Juden bekennen. Diese Kurie sollte nun im Verhältnisse ihrer Kopfzahl — von der Berücksichtigung der Steuerleistung sprechen die klugen Befürworter nicht — zu den anderen Nationen eine Anzahl von Mandaten zur Verfügung gestellt erhalten. Die Juden würden sonst im allgemeinen nicht mehr als einfache Staatsbürger wie bisher, auch nicht als Deutsche, Tschechen, Polen 2c. ihr Wahlrecht ausüben, sondern als Juden einen „Judenabgeordneten“ wählen. Um die Autorschaft dieses politischen Gedankens führt das „Deutsche Volksblatt“ mit dem „Alldeutschen Tagblatt“ einen erbitterten Kampf. Das eine wie das andere Blatt behauptet den Einfall zuerst gehabt zu haben. Diesmal scheint Herr Vergani zu spät aufgestanden zu sein und den alldeutschen Antisemiten gebührt die Palme. Doch zu rasch übermütig geworden, spottet das Organ der Schönerianer schon jetzt über das „parlamentarische Ghetto“, das es entstehen sieht. Die Antisemiten könnten sich wirklich gratulieren, wenn es ihnen gelänge, die Juden zu isolieren und innerlich zu spalten. Die Zersplitterung würde sicherlich nicht ausbleiben, denn es kann angenommen werden, daß sich nur ein Teil der Israeliten in den geplanten Judenkataster aufnehmen lassen würde, während die Anhänger des Assimilationsprinzips auch weiterhin mit den Deutschen, Tschechen, Polen 2c. gingen. Leider findet die Judenkurie auch bei einigen Gruppen der Judenschaft Anhänger. Da ist es ein Glück, daß sie vorläufig nur einen frommen Wunsch, eine Utopie bildet. rm.

Wir Christen und die Judenmetzeleien in Rußland.

Unter diesem Titel veröffentlicht Pastor Dr. Rade-Marburg i. H. in Nr. 50 der von ihm herausgegebenen „Christlichen Welt“ folgenden Artikel:

In Nr. 46 schrieb der Herausgeber des Blattes:

Die Nachrichten aus Rußland werden die mannigfachsten Empfindungen in unsern Lesern auslösen. Uns beschäftigt immer wieder eine Tatsache, auf die von der Tagespresse weniger geachtet wird: der moralische Bankerott der russischen Kirche. Es ist doch nicht nur das System Pobedonoszeff, sondern es ist die Kirche selbst, die zusammenbricht. Sie hatte in ihrem ehrwürdigen Alter, in ihrem ruhigen Konservatismus, in ihrer Volkstümlichkeit immer noch etwas Imponierendes. Fragte man die Landeskundigen nach dem sittlichen Halt, den sie habe und biete, so bekam man sehr widersprechende Auskunft. Ihre innere Verwachsenheit mit dem Staat, d. h. mit dieser faulen Beamtenhierarchie, ließ doch immer vermuten, daß die Pessimisten Recht hätten. Nun liegt die Kirche mit dem Beamtenstaat zu Boden. Für sittlich starke Menschen, die der Revolution Festigkeit und Ziel geben könnten, hat sie nicht gesorgt. Dumpf und stumpf wogt eine unerzogene Menge herüber und hinüber: gestern schlug sie für die Freiheit die Polizei, heute für die Polizei die Juden tot. Diese Auskunft der Judenverfolgung als letzter Schluß der Ereignisse ist das Entsetzlichste. Man ist ja geneigt, die Exzesse gegenüber den Juden in Rußland nicht anders zu beurteilen als sonstige Exzesse der russischen Völkerschaften wider einander. Aber zu gräßlich ist, was gemeldet wird, als daß die Menschlichkeit auch des abgebrühtesten Lesers sich nicht regen sollte. Und zu schamvoll ist es für den Christen, daß es noch immer in der Welt Schaaren gibt, die den Christennamen tragen und im grausamen Hinschlachten von Juden, Greise, Frauen und Kinder nicht schonend, ein gutes Werk zu tun meinen. Aus Scham darüber ist der Herausgeber der Christlichen Welt dem Hilfskomitee beigetreten, das sich in Frankfurt a. M. gebildet hat, um den Familien der ermordeten und beraubten russischen Juden beizustehen.

Wie schon vorher in Folge des Umstandes, daß mein Beitritt zu diesem Hilfskomitee durch unsere Lokalblätter bekannt geworden war, so gingen mir auch nachher aus Marburg Gaben für die von dem russischen Judenmord Betroffenen zu. Alles in Allem 546 Mark, darunter 403 von Christen. Ein jüdisches Hilfskomitee am Orte tat sich ebenfalls auf, doch mehr an die Glaubensgenossen sich wendend und wohl auch nur von diesen bedacht.

Mir fiel auf, daß auf die vorhin wiederabgedruckten Zeilen aus der ganzen christlichen Welt draußen auch nicht 1 Pfennig mir zuging. Dafür bekam ich nach einiger Zeit von einem Leser einen Brief, dem die Frage, ob er hier geben solle oder nicht, wenigstens zu schaffen gemacht hatte: er teilte mir mit, daß er sich für das Letztere entschieden habe.

Nun habe ich ja unsere Leser gar nicht gebeten! Weshalb nicht? Aus dem einen Grunde, daß ich mir

sagte: für diesen Zweck werden Hunderttausende, ja Millionen zusammenkommen, und wie groß die Not auch sein mag (eine genaue Vorstellung davon hatte ich damals nicht, und wer von uns hat sie denn heute?), so wird, was Geldhilfe vermag, geschehen. Dafür werden die Nächstbeteiligten, die Juden, selber sorgen. Dagegen bin ich so oft in der Lage, für Zwecke bitten zu müssen, die auf unseren kleinen Kreis angewiesen sind; und weil wir allermeist nicht mit Ueberfluß gesegnet sind, so müssen wir unser bißchen Opferfähigkeit und Opferwilligkeit zusammenhalten. Aus diesem Grunde bat ich nicht für die Opfer der Judenmetzeleien in Rußland. Daneben mich dessen getröstend, daß überall im Lande die Hilfskomitees sich bilden würden, und nicht ohne Beisassen aus dem Christenvolk.

So ist es denn auch gegangen. Die Hunderttausende fließen zusammen, von Juden gespendet. Es sind große Summen darunter von reichen Häusern. Es sind große Summen darunter von armen Leuten. Und diese Juden sammeln nicht zum ersten Mal für ihre Blutsbrüder in Rußland! Das russische Elend ist für sie eine Schraube ohne Ende seit langer Zeit. Fast könnten sie müde werden, aber Vorgänge wie die letzten peitschen das Empfinden mächtig auf. Man soll nicht nur sagen beim Anblick dieser Summen: Seht, wie sie es haben! sondern: Seht, wie sie es geben! Und man kann sicher sein: mancher gab so, daß es ihm wehtat. — Es waren auch Christen unter den Gebern und in den Komitees. Aber ich habe den Eindruck: wenige nur. Gerade die Art, wie die Fälle, in denen Christen bei der Aktion hervortraten, evangelische und katholische Geistliche zumal, durch die Presse gingen, läßt mich schließen, daß es wenige waren. Und dazu die Tatsache, daß mir aus dem weiteren Leserkreise Nichts zuging, auch nicht ein Pfennig, sondern nur jener diese Zurückhaltung rechtfertigende Brief — das gab doch zu denken.

Sehe ich mich um nach Erklärungsgründen, so bietet mir der eingegangene Brief zuerst diesen: Weshalb für die Juden nur? Weshalb nicht für die Christen? Weshalb nicht für die Deutschen? Weshalb nicht für die Balten?

Ja weshalb nicht? Es gibt Deutsche, es gibt Balten genug im Reich, die Bescheid wissen um die Verluste und die allgemeine Not, die unsere Blutsgenossen drüben betroffen hat. Ich kenne sehr wohl die Vorgänge in den Ostseeprovinzen; in den Kirchen, in den Pfarr- und Gutshöfen — hätte ich irgend Nachrichten darüber bekommen, die zu dem von den Tagesblättern Gemeldeten etwas Neues hinzubrächten, wie ich mich denn darum bemüht habe, wie schnell würde ich es unseren Lesern mitgeteilt haben! Ich stehe doch unter dem Eindruck, daß da von Massenraub oder gar Massenmord nicht die Rede sein kann, sondern daß es sich da um einzelne, wenn auch noch so traurige Schicksale verhältnismäßig Weniger handelt. Ich glaube zu beobachten, daß der Selbstschutz in jeder Form es dort ist, was allein helfen kann und, nachdem er organisiert ist, auch wirklich hilft. Aber wer es anders weiß, der trete auf und rufe unsere Hilfe an: da wird sich ja zeigen, ob wir Deutschen im Reich versagen.

Mutatis mutandis gilt das von allen den Deutschen, die bei den russischen Wirren in Not geraten sind und noch geraten werden. Ich habe schlechterdings keine Schätzung, wie viele das an Zahl sein mögen und wie groß der erlittene Schaden. Kundige sollen doch reden! Sofern es sich um Reichsangehörige handelt, muß die Reichsregierung ihre Schuldigkeit tun.

Nun aber die ganze Masse, die von der russischen Revolution betroffen ist! Wer soll an die Russen helfend heran? Wer kennt sich da aus? Wer zeigt da ein Mittel und einen Weg für die redlichste Nächstenliebe? Es übersteigt doch wohl alle Kräfte unsrer Barmherzigkeit, wenn drüben in Mord und Totschlag eine Welt zusammenbricht, da irgend spürbar einzugreifen. Für die Kriege haben wir das rote Kreuz, wer organisiert Aehnliches auf Revolution hin!

Man verbaue sich aber doch nicht durch Ueberspannung des Pflichtgefühls den Sinn für das Nächstgebotene. Und das Nächstgebotene ist für uns Christen angesichts der Greuel in Rußland die Unterstützung der Opfer des Judenmordens in Rußland.

Denn hier ist Entsetzliches geschehen, das greifbar und klar vor uns steht. Gewiß sind es Juden, die dank ihrem internationalen Zusammenhang uns gerade darüber am schnellsten unterrichteten. Und gewiß sind es Juden, die als die Nächsten dazu ihren Blutsverwandten alsbald beisprangen. Mit Summen, wie wir sie sicher für unsre Volks- oder Glaubensgenossen niemals aufbringen würden. Aber darum ists ja gar nicht des Geldes wegen, daß wir auch helfen sollen. Sondern der Schuld wegen, die wir mit tragen an jenen Greueln.

Ich kann und mag eigentlich darüber nicht mehr sagen, als ich in den oben aus Nr. 46 wiederholten Worten gesagt habe. Ich bin auch sicher, daß ich damit bei unsern Lesern weithin Verständnis gefunden habe, wenn schon vielleicht nur für einen allzuflüchtigen Augenblick. Es gibt doch nicht nur ein Solidaritätsgefühl der Juden unter einander, sondern auch der Christen unter einander. Wir zählen in unsern Statistiken 600 Millionen Christen, indem wir auch die Russen mitrechnen — doch nicht etwa nur um mit der größtmöglichen Ziffer zu prahlen. Wir haben doch ein Bewußtsein, gemeinsame geistige Güter zu besitzen mit Allen, die das Vaterunser beten. Und es sollte uns nicht durchzucken als ein heißer chronischer Schmerz, daß diese Christen in Rußland zuletzt immer nichts Andres wissen, als die Juden totschlagen? Das ist doch viel schlimmer, viel ekelhafter als die entfesselten Leidenschaften einer Revolution — die haben trotz Allem eine gewisse Größe, heute in Rußland so gut wie einst in Frankreich und England, ähnlich dem ethischen Schauspiel, das trotz Allem die Kriege gewähren. Aber dies von der Gesellschaft, von der Obrigkeit und von der Kirche gepflegte Ventil der Judenmetzeleien? Ja von der Kirche gepflegt. Denn der Termin der herkömmlichen Judenhetzen ist die Osterfeier, und was den russischen Bauer dazu erregt, ist letztlich ganz unmittelbar der christliche Kultus. Sein Zorn über den Tod Christi tobt sich aus wider die, die ihn gekreuzigt haben. Es handelt sich hier nicht um die plötzlich für Alles verantwortlichen Hooligans, sondern um eine kirchliche Volkssitte, um den Glauben einer christlichen Masse, mit solchem Greuel vor Gott und dem Zaren ein gutes Werk zu tun.

Man schwäche diesen Gedankengang nicht dadurch ab, daß man auf die Sünden auf der Judenschaft reflektiert. Wollen wir das, so müssen wir noch tiefer graben und noch ältere Versündigung der Christenheit an den Juden hervorholen. Es ist eine Kette von Schuld herüber und hinüber von damals bis heute. Und es gibt keine unfruchtbarere, einseitigere Geschichtsbetrachtung als den Antisemitismus. Mit dem kleinsten Ausschnitt von Beobachtung werden die dürftigsten Reformen begründet — Reformen auf Kosten des unbequemen Nachbarn.*) Und der Pastor

*) Wie gründlich die Diagnose auf Judensünden oft fehlgeht, dafür las ich vor kurzem ein lustiges Beispiel. Björnson, sonst ein großer Philosemit, entwickelte einmal seine Einwendungen gegen die Betätigung der Juden in Litteratur und Publizistik: „sie machen aus allem eine Sensation", sagte er, „sie wollen um jeden Preis modern sein, hypermodern, nicht von heute, sondern von morgen, und verhindern dadurch jede gesunde Entwicklung". Gefragt, an welchem „Litteraturjuden" er denn diese Eigenschaft konstatiert habe, antwortete er: „An Hermann Bahr zum Beispiel". Dieser Hermann Bahr aber ist urarischer Herkunft, aus einer oberösterreichischen Familie, und hat eine Zeit lang sogar als deutsch-nationaler Antisemit gewirkt.

Ich bezweifle nicht, daß es Judensünden gibt, gegen die sollen wir uns wehren. Aber, aber — wir haben sie im eignen Blute, und wenn wir nicht da mit dem Reinigungsprozeß anfangen, hat die ganze Anklage keinen Wert.

Wangemann hatte doch neulich ganz Recht, wenn er sagte: „Wäre ich als Jude und nicht als Christ geboren, die Christenheit hätte mich nimmer zum Christen gemacht.“ Jetzt wieder diese umgekehrte Bluttaufe: einst bekehrte das Blut der Märtyrer Viele zum Christentum, heute gibt es christliche Volksmassen, die meinen zu bekehren, indem sie Andere zu Märtyrern machen!

Ich finde überhaupt, daß das Gefühl für Humanität in der heutigen Christenheit lange nicht lebendig genug ist. Man spricht gelegentlich von Humanitätsduselei, aber was man damit trifft, sind doch nur kleine Schwächen. Aber der Sinn für das Ganze der Menschheit, der Sinn für den Fortschritt und die gegenseitige Annäherung der Völker, der Sinn für das, was wir dem Nachbar schuldig sind, gerade weil er ein Andrer ist als wir — dieser Gemein- und Brudersinn ist doch etwas schlechthin Urchristliches. Wir habens im Nationalismus glücklich so weit gebracht, daß auch Völker, die durch ihre innere Geschichte auf einander angewiesen sind, sich kaum noch verstehen. Gewiß dürfen wir nicht zurück zu einem schwächlichen Weltbürgertum, das uns hindert, als Nation zu leisten, was wir sollen. Aber das Christentum muß in einer Zeit, wo der Nationalsinn erstarkt ist, den Dienst leisten, daß er das Gegengewicht der Humanität stärkt. Denn es will zwar den Nationalismus ertragen und tragen, aber seinem Wesen nach ist es international, ist es Humanität.

Wahrhaftig, es steht doch unter dem Zeichen des Nationalismus mit unserer christlichen Völkerfamilie nicht, wie es sollte. Zwar wenn es das Finanzwesen betrifft, dann reicht die Eintracht der Mächte zu einer Flottendemonstration. Aber sonst verdecken die Staaten mit dem Prinzip der Nichteinmischung nur ihre Ohnmacht, einander zu helfen, einander in den inneren Nöten beizuspringen. Der Staatsmann von heute kann nicht anders, als sich und sein Volk aufs äußerste zurückhalten, gewiß. Aber wer über die Grenzpfähle seines Vaterlandes hinaus empfindet, muß erkennen und wissen, daß dieser Zustand von heute dem Ideal der Humanität nicht entspricht, dem nachzutrachten unsere heilige Christenpflicht ist. So gewiß es heute im Innern eines gesunden Volks eine öffentliche Meinung gibt, die gewisse Ungehörigkeiten im Lande nicht duldet, so gewiß muß in der christlichen Völkerfamilie ein Gewissen lebendig sein, das über die Grenzen hinüber und herüber empfindlich und wirksam ist.

Eine Studienreise nach Rußland.

In der „Nation“ veröffentlicht das Vorstandsmitglied des Hilfsvereins der deutschen Juden, Herr Dr. Paul Nathan das Ergebnis seiner russischen Studienreise; wir greifen aus der Fülle von interessanten Beobachtungen folgende persönliche Erlebnisse des Verfassers heraus:

Ich sah in Kiew ein wundervolles Schulgebäude, das von einem reichen Juden erbaut und gestiftet, zum Nutzen für das Erziehungswesen dem Staate übergeben worden war. Nie in meinem Leben erblickte ich ein Gebäude im Zustande gleicher Verwüstung. Und diese Verwüstung war unter einem gewissen Gesichtspunkt eine bewundernswerte zu nennen; sie war mit einer Konsequenz, mit einer Aufwendung von Arbeitskraft, von beharrlicher Anstrengung durchgeführt, die neben Grausen mein höchstes Erstaunen erregte. Man hatte nicht die Fensterscheiben, wie es wütende Horden tun, leichthin eingeschlagen; man hatte nicht einen Splitter von Glas in den Rahmen gelassen; man hatte nicht eine Marmortreppe demoliert, hier und dort eine der weißen schimmernden Platten zertrümmert; man hatte den Marmor in Würfel zerschlagen, von denen keiner größer war als ein Zweimarkstück. Man hatte mit höchster Mühe die elektrischen Leitungen aus den Wänden herausgerissen; man hatte schwere metallene Heizvorrichtungen unter Anwendung größter Kraft verbogen, und auseinander gesprengt; man hatte zentnerwiegende Apparate, die an der Decke hingen, mit waghalsiger Geschicklichkeit losgehackt und herabgestürzt. Es war keine lustige Orgie eines Vandalismus gewesen, der seiner Wut, seiner Empörung heftig wilden Ausdruck gibt. Hier hatte ein Vandalismus gewütet, dem die Zerstörung berauschender Genuß, der den Genuß des Zerstörens sich schwere Arbeit, tagelange Anstrengung, Mühe und Schweiß kosten läßt. Ich sagte mir, das also ist russischer Judenhaß; denn die offizielle Darstellung der Kiewer Vorgänge geht dahin, daß das zarisch gesinnte patriotische Volk der Stadt an den Juden Rache genommen habe, weil diese bei der Verkündung des Zarenmanifestes allzulaut ihrer freiheitlichen Gesinnung Ausdruck verliehen hätten.

Meine Anschauungen vertieften sich dann, als ich zerstörte jüdische Privathäuser sah und in ihnen Geldspinde, die erst nach einer Arbeit von vielen Stunden und eines sogar unter Benutzung eines Bohrers, der an die elektrische Leitung des Gebäudes kunstvoll angeschlossen worden war, nach bewährter technischer Einbrechermethode geöffnet und ihres Inhalts beraubt worden waren.

Das waren bemerkenswerte Taten des zarisch gesinnten patriotischen Volkes, um so bemerkenswerter, da die unglücklichen Besitzer dieser Häuser tagelang die Behörden ohne Erfolg um Schutz gegen die patriotischen Diebesbanden ersucht hatten.

Im Podol unten am Dnjepr waren die Diebesbanden Mörderbanden geworden; die armseligen Juden wurden nicht nur beraubt, sondern verwundet, erschlagen, ihre Frauen und Töchter geschändet. Und diese selben patriotischen Banden ließen unmittelbar von dem Sturm auf ein jüdisches Haus ab, wenn ein einzelner gekaufter oder ein einzelner human gesinnter Polizeibeamter mit der Hand winkte.

Ich sah noch deutlicher nach folgendem Erlebnis:

Wir saßen am Tage des Ausbruches der Militärrevolte in Kiew am Frühstückstisch. Mit uns zwei Beamte im Dienste auswärtiger Mächte. Der jüngere wird zum Telephon gerufen; er kommt zurück und entschuldigt sich; er müsse fort, da in der Nähe seiner Wohnung wieder Mord und Totschlag herrsche; nach einiger Zeit ist er wieder da und sagt: „Es war nichts Besonderes, man hat nur einen einzigen Juden totgeschlagen. Er kam mit zwei Polizisten, um von den Kellnern eines Cafés, wo er sein geraubtes Gut aufgestöbert hatte, den eigenen Besitz zurückzuholen. Die Kellner schlugen ihn tot, und die Polizisten sahen zu und gingen dann nach Hause.“ — „Ja,“ sagte der andere, „vom hinteren Fenster meiner Wohnung sah ich gestern Nachmittag genau denselben Vorgang. Man hat die Juden nämlich aufgefordert, daß sie die Polizei darauf aufmerksam machen möchten, wo ihr gestohlener Besitz sich befindet; gelingt das so einem unglücklichen Hebräer, und erscheint er mit der Polizei, was soll diese dann machen? Sie hat mit dem Gesindel fraternisiert, mit ihm geteilt. Packt sie nun ihre eigenen guten Freunde, so sagen diese vor Gericht aus: „Aber wir haben ja auf Befehl gehandelt.“ So hilft man sich eben; man läßt die Juden, die so unvorsichtig sind, ihr Gut zurückzuverlangen, totschlagen. Vom hinteren Fenster meines Hauses beobachtete ich gerade diesen Vorgang; wiederum ein Jude und zwei Polizisten. Der Jude tritt ins Haus, die Polizisten warteten; Geschrei im Hause; die Polizisten laufen davon, und nach einiger Zeit warf man den toten Juden über eine Gartenmauer jenseits der Straße.“ Es war kein Jude; es war ein ausgezeichneter, aufopfernder Beamter, der mir diesen Bericht gab.

Und noch zwei Erlebnisse aus Odessa.

Ein jüdischer Militärarzt wird in den Schreckenstagen in Odessa vom Pöbel umringt. Man verkennt seine Uniform und hält ihn für einen Polizeioffizier. „Herr Offizier, was sollen wir nun tun? Wo ist noch erlaubt zu plündern?“ — „Marsch nach Hause, Gesindel!“ — und der Schwarm zieht ab.

Und zum Schluß.

In Odessa ist eine größere Fabrik geplündert und demoliert; die Tochter eines oberen Beamten wird vor den Augen des Vaters geschändet; der Vater schwer verwundet, als er seine Tochter verteidigen will; alles in Gegenwart eines Polizeioffiziers. Die Bande legt darauf Feuer an das Fabrikgebäude, jetzt schreitet der Offizier ein: „Hunde, Brandstiften ist verboten; augenblicklich löscht ihr!“ und die wohlerzogene loyale Räuberbande löscht das Feuer gehorsam, das sie selbst angefacht hatte; so wurde diese Fabrik vor dem völligen Ruin, der freilich auch einem ganzen Stadtteil hätte gefährlich werden können, gerettet.

Erzählungen solcher Art hätte ich als gut erfundene Anekdoten betrachtet, die nur ein Körnchen von Wahrheit enthielten, bis sie mir in unumstößlicher Weise beglaubigt wurden.

Die wenigen angeführten Fälle sollen dem Leser deutlich vor Augen stellen, was nunmehr durch Hunderte von Zeugenaussagen, durch Schriftstücke und Dokumente festgelegt ist; sie liegen gesammelt in Aktenstücken vor und harren ihrer Verwertung im gegebenen Augenblick und an geeigneter Stelle.

Was man voraussetzen mußte, ist erwiesen. Die Hetzen, Plünderungen, der Mord, die Brandstiftungen, durch die ganze kleinere jüdische Städte in Asche gelegt wurden, diese barbarischen Exzesse, die alle unmittelbar nach Verkündung des Zarenmanifestes ausbrachen, waren ein einheitliches und vorbedachtes politisches Werk, das Werk der von einer Zentrale in Bewegung gesetzten Administration, die sich zur Ausführung des Verbrechertums und des Lumpenproletariats bediente, dieses anstachelte und gewähren ließ oder unmittelbar anführte. Solche verkleideten Polizisten als Anführer sind gefangen genommen worden, und man hat sie auch unter den Toten gefunden. Und nur dieses behördliche Arrangement erklärt es auch, daß die großen Massacres so plötzlich, wie sie losbrachen, wieder aufhörten. Das Verbrechertum

wurde auf einen Wink in seine Höhlen zurückgeschreckt; und dieses behördliche Arrangement erklärt es gleichfalls, daß die Polizei in zahlreichen Orten, überall wo sie wollte, die Macht behielt, einzelne Häuser und ganze Viertel zu schützen.

Wer erwiesenermaßen die am höchsten stehenden Leiter des patriotischen Mordens, Plünderns und Sengens gewesen sind, das muß späterer Enthüllung vorbehalten bleiben.

Die Vertreter des Christentums in den Vereinigten Staaten und die russischen Judenmetzeleien.

Die gemeinsame Konferenz der verschiedenen protestantischen Richtungen, die vor kurzem in Newyork stattfand, hat mit großem Beifall einen Vortrag des Reverend Dr. Washington Gladden aufgenommen und dem Ausschuß überwiesen. Es heißt in dem Vortrage:

„Die kirchliche Föderation der Vereinigten Staaten von Amerika, die 18 Millionen das Abendmahl nehmender Mitglieder der freien protestantischen Kirche in Amerika repräsentiert, entsendet ihre Grüße an die christlichen Herrscher und die christlichen Geistlichen und an das christliche Volk von Rußland und beschwört sie im Namen unseres Herrn Jesus Christus ohne Verzug alles Mögliche zu tun, um den schrecklichen Grausamkeiten ein Ende zu machen, die in vielen Teilen des russischen Reiches an dem jüdischen Volke verübt werden.

Daß Menschen, die sich Christen nennen, solche Grausamkeiten verüben oder dulden sollten, erfüllt mit Schmerz das Herz und treibt die Schamröte in das Gesicht jedes wahren Christen in der ganzen Welt. Und welchen Kummer muß es bereiten Christus selbst, der seinen Segen ausgesprochen hat über die Barmherzigen, der uns befahl, unsere Feinde zu lieben und zu segnen, die uns fluchen, und der uns die Parabel gab von dem guten Samariter, der hilfreich einem leidenden Juden beistand. Unsere Herzen schlagen entgegen dem russischen Volke in diesen Tagen ihrer Trauer und des Unglücks. Wir beten, daß Euch Frieden und Wohlfahrt bald wieder zu Teil werden möge, aber unsere Sympathie wird abgeschwächt, wir können nur stammelnd unsere Gebete über die Lippen bringen, wenn wir die Berichte über dieses schreckliche Blutvergießen lesen. Das russische Volk darf in seiner Not es nicht den christlichen Brüdern in der ganzen Welt schwer machen in Liebe feiner zu denken.

Wir sprechen nicht als Vertreter irgend einer militärischen oder politischen Macht. Unsere Kirchen haben keine Verbindung mit unserer Regierung. Wir sprechen nur als die Anhänger und Schüler des Friedensfürsten. Es ist die Liebe und die Ehrerbietung, die wir unserem gemeinsamen Gott entgegenbringen, was uns sprechen macht. Es ist die Wahrheit, die wir von Ihm gelernt haben, die wir auszudrücken versuchen. Wir sprechen nicht als Amerikaner zu Russen, sondern als Christen zu Christen; und wir flehen Euch an, Brüder, um christliche Barmherzigkeit, daß Ihr sogleich und einmütig handelt, Euch erhebt und ausspricht das Wort, welches diesen Greueln Einhalt tun soll, und abwenden die Schmach, die dem christlichen Namen zugefügt wird."

Cleveland und Roosevelt über die amerikanischen Juden.

Am 30. November beging das amerikanische Judentum das Andenken an jenen Tag vor 250 Jahren, als die ersten von den Portugiesen vertriebenen israelitischen Pilger an den gastlichen Küsten Amerikas landeten. Bei der Jubiläumsfeier in Newyork hielt der Expräsident Grover Cleveland folgende Rede:

„Die erste Ansiedelung der Juden in den Vereinigten Staaten war eine so wichtige in der Entwickelung unseres Landes und so deutlich ist sie verknüpft mit dem Weiterbestehen unserer Nation, daß jeder nachdenkende Amerikaner, im Lichte der heutigen Zustände, die Schicklichkeit und Nützlichkeit der Gedächtnisfeier zugestehen wird. Den jüdischen Mitbürger mahnt sie daran, daß fester Fuß gefaßt wurde für ein Heim und friedliches Obdach nach Jahrhunderte langer Heimatlosigkeit und entsetzlicher Verfolgung. Uns aber, die wir anderen Glaubens sind, erinnert die Feier an die Landung auf unserem Boden eines Bevölkerungselements, dessen wunderbares Anwachsen und hervorragende Charaktereigenschaften zu unseren nationalen Fortschritten und Errungenschaften ungeheuer beigetragen haben. Alle Nationalitäten haben ihren Beitrag zum Volkscharakter der Vereinigten Staaten geliefert, viele davon in größeren Scharen als die Juden. Und dennoch glaube ich, daß man behaupten kann, daß wenige, wenn überhaupt irgend welche dieser Nationalitäten direkt oder indirekt einflußreicher in der Gestaltung und im Vorzeichnen der Richtschnur des heutigen Amerikanertums waren.

Was unsere jüdischen Mitbürger zur materiellen Förderung der Vereinigten Staaten beigetragen haben, liegt offen auf der Hand und muß als unwiderlegbar betrachtet werden. Aber das beste und höchste Amerikanertum bedingt etwas anderes als Materialismus. Sein Geist, durch welchen es unvergänglich und sterblich werden sollte, existiert in den patriotischen Bestrebungen und in den erhabenen Ueberlieferungen. Auf diesem höheren Niveau unserer Nationalität und in der Atmosphäre veredelnder Gedanken fühlen wir die Berührung mit unserer jüdischen Verwandtschaft. Wenn die Entdeckung Amerikas das Entstehen unserer Nation und unsere Geburtsstätte prophezeite, so sollte man nicht vergessen, daß Columbus auf seiner Suche nach einer neuen Welt in hervorragender Weise durch jüdischen Beistand und jüdische Kameradschaft unterstützt wurde.

Das Volk der Vereinigten Staaten, das sich mit seinen freien Institutionen — die Krone jedes Mannes Streben nach Selbstregierung — brüstet, sollte eingedenk sein der Tatsache, daß die unter uns lebenden Juden die Geschichte und Ueberlieferungen der alten jüdischen Gemeinschaft, die unserer Republik in ihrer Demokratie und grundlegenden Zielen wunderbar ähnelt, hegen und pflegen".

Der Redner erwähnte sodann die Beteiligung der Juden an den Kämpfen zur Befreiung der Vereinigten Staaten von dem englischen Joch und den sich bei jeder Gelegenheit kundgebenden Patriotismus der jüdischen Mitbürger. Bei der Wahl des Präsidenten Washington habe die jüdische Gemeinde in Newport, Rhode Island, folgendes Schreiben an den General gerichtet:

„Wir, die wir bisher der Bürgerrechte beraubt waren, blicken mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit gegen den Allmächtigen auf eine Regierung, welche von der Majestät des Volkes errichtet worden ist, auf eine Regierung, welche Unduldsamkeit nicht sanktioniert, welche Verfolgung nicht unterstützt, sondern Jedermann Gewissensfreiheit und Bürgerrechte gewährt, welche Jedermann, welcher Nationalität, Zunge und Sprache er auch angehören möge, als einen gleichberechtigten Teil unserer Regierung betrachtet. Diese unbegrenzte Föderation, die auf Menschlichkeit, gegenseitiges Vertrauen und Bürgertugenden basiert ist, können wir nur als ein Werk des großen Gottes betrachten, der unter den Heerscharen des Himmels und unter den Bewohnern der Erde regiert und der Alles tut, was ihm weise bedünket".

Unter dem segnenden Einfluß der Duldsamkeit und der Gleichberechtigung, fuhr der Redner fort, hätten die Juden ihren Teil zum Aufbau der Nation beigetragen. In jedem Stadium der amerikanischen Unternehmungslust seien die Juden vertreten. „Sie erwerben Reichtümer, ohne sich zur Extravaganz oder Mißachtung verleiten zu lassen," sagte der Redner, „Sie nehmen sich ihrer Armen an, aber in solcher Weise, daß sie die Verarmung nicht erleichtern. Ueberall kann man die Monumente ihrer Wohltätigkeit sehen und überall kann man die Beweise ihrer Entschlossenheit, ihre Kinder zu nützlichen und sich selbst erhaltenden Menschen zu erziehen, erblicken. Nicht von ihnen wird die gefährliche Unzufriedenheit und die heftigen Ausschreitungen gegen Frieden und Ordnung gefördert. Im sozialen Leben mögen sie sich etwas Zurückhaltung auferlegen, aber man kann nichts anderes erwarten von einem Volke, das durch endlose Verfolgungen und den Verlust der Nationalität sich noch nicht vollständig von dem Gefühl befreit hat, in gemeinsamer religiöser Andacht das stärkste Band der sozialen Kameradschaft zu erblicken. Und dennoch stehen sie nicht hintenan in der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten und bei der Arbeit zum gemeinsamen Wohl des Staates.

„Es ist an der Zeit, daß wir ohne Einschränkung das reichliche Entgelt anerkennen, das wir für die den Juden in den Vereinigten Staaten gewährte Duldsamkeit und Gleichberechtigung erhalten haben. Und gleichzeitig, bei der Rechnungsablage, sollten wir nicht vergessen, ihnen für die von uns gewährte Duldsamkeit die Weitherzigkeit, die Gerechtigkeit und die Umsichtigkeit auf's Konto zu stellen, welche wir, so lange wir uns selbst treu bleiben, als den hervorstechenden und rettenden Zug unserer Nationalität betrachten.

„Ich weiß, daß menschliches Vorurteil, insbesondere solches, welches aus Rassen- oder Religionsbedenken entsteht, grausam, hartnäckig und dauernd ist. Aber in welchem Teile der Welt das Vorurteil gegen die Juden auch bestehen möge, unter der Bevölkerung in

den Vereinigten Staaten hat es keinen Platz, ausgenommen, daß wir gegen Treu' und Glauben handeln, die Prinzipien der freien Regierungsform verwerfen und jedes Versprechen unserer gerühmten bürgerlichen Gleichheit vergessen.

„Roger Williams, der amerikanische Pionier für Religionsfreiheit, sprach schon lange vor dem Bestand der Vereinigten Staaten die Befürchtung aus, daß England und die anderen Nationen den Juden zu Dank verpflichtet seien, und er fügte hinzu: „Ich fordere nicht für mich allein die Freiheit, welche ich nicht freiwillig und unparteiisch jedem Gewissen in der Welt zugestehen würde." Unsere Nation wird den Juden keine alte Schuld abzutragen haben. Wir werden niemals die Erniedrigung über uns ergehen lassen müssen, mit der Schamröte der noch nicht vergessenen und auch nicht vergebenen Unduldsamkeit im Gesicht um ihre Gnade zu flehen. Die Juden der Vereinigten Staaten sind unsere Mitbürger, ihnen liegt gerade so sehr wie uns die Wohlfahrt und die Sicherheit des Landes am Herzen.

„Mit echt amerikanischem Geiste freuen wir uns des Guten, welches durch die erste Ansiedlung der Juden in den Vereinigten Staaten dieser Nation zuteil geworden ist, in welcher uns Allen Sicherheit und Schutz beschieden ist. Ungestört durch Religionsverschiedenheiten, wollen wir uns an dieser Stätte unter dem Genius der Duldsamkeit und der Gleichberechtigung mehr denn je zuvor zur gemeinsamen und ergebenen Arbeit auf dem Felde der Wohlfahrt und Erhebung der gemeinsamen Nation weihen."

Der Vorsitzende, Herr Jacob H. Schiff ließ hierauf den folgenden Brief des Präsidenten Roosevelt vorlesen, dessen Hauptidee in den folgenden Titelworten ausgesprochen ist:

„Die Israeliten sind mit der großen Masse amerikanischer Bürger unlösbar vereint".

„Ich habe es mir zur Regel gemacht, keine Briefe für festliche Gelegenheiten, und mögen dieselben noch so wichtig sein, zu schreiben, aus dem einfachen Grunde, daß ich, falls ich einen Brief schreiben würde, hundert andere schreiben oder riskieren müßte, geachtete Leute zu verletzen. Bei der heutigen Gelegenheit kann ich jedoch von dieser Regel abweichen, weil die bedauerlichen und schrecklichen Leiden der jüdischen Rasse in andereren Ländern mir als Haupt des amerikanischen Volkes nicht nur die Pflicht auferlegen, meine tiefgefühlte Sympathie auszudrücken, wie ich dies hiermit tue, sondern gleichfalls die glänzenden Bürgertugenden hervorheben, welche von jüdischen Männern, die hierher kamen und die Wohltaten der freien Einrichtungen und der Gleichberechtigung vor dem Gesetz genossen, offenbart wurden. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Bedrückung eines Volkes sich schließlich stets an den Bedrückern rächt; es ist ein ungeschriebenes Gesetz in der geistigen Welt, daß niemand ein Unrecht begehen kann, ohne schließlich selbst zu leiden.

Die Feier des 250. Jahrestages der ersten Ansiedelung der Juden in den Vereinigten Staaten rückt eine Reihe historischer Begebenheiten von größerer als nationaler Bedeutung in den Vordergrund. Schon in unserer Kolonialzeit nahmen die Juden Anteil an dem Aufbau des Landes, erwarben Bürgerrechte und beteiligten sich an der Entwickelung des überseeischen und einheimischen Handels. Während der Revolutionszeit unterstützten sie die Freiheitskämpfer durch Heerdienst und durch substantielle Beiträge zum leeren Schatzamt der Republik. Während des Bürgerkrieges kämpften Tausende in der Armee und ihr Blut mischte sich mit der Erde, für welche sie fochten. Ich freue mich, imstande zu sein, sagen zu können, daß die Juden in den Vereinigten Staaten, deren Zahl über eine Million beträgt, trotzdem sie ihrem Glauben und ihren Ueberlieferungen treu geblieben sind, der großen Masse amerikanischer Bürger unlösbar einverleibt worden sind, stets bereit, jedes Opfer für das Land zu bringen, im Kriege sowohl wie im Frieden, und daß sie für die Fortdauer guter Regierung und der in der Verfassung niedergelegten Prinzipien streben.

Sie haben sich ehrenhaft ausgezeichnet durch ihren Fleiß, durch ihre Gesetzesliebe und ihre Hingabe für des Landes Wohlergehen. Mit den Mitbürgern anderer Religionsgenossenschaften wetteifern sie, die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes zu fördern. Dies gilt nicht nur von den Abkömmlingen der ersten Einwanderer und den auf amerikanischem Boden geborenen Juden, sondern von einer großen und beständig größer werdenden Zahl jener Einwanderer, die in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren als Flüchtlinge, aufs tiefste verarmt und verelendet, unser Land betraten. Dieses außergewöhnliche Beispiel der Weisheit und der Stärke unserer Regierungsform sollte jeden Amerikaner mit Stolz erfüllen. In wenigen Jahren haben Männer und Frauen, bisher ungewohnt der bürgerlichen Privilegien, sich zu loyalen, sich selbstachtenden amerikanischen Bürgern entwickelt, die sind Bürger geworden, die nicht nur ihre Rechte beanspruchen, sondern auch ängstlich darauf bedacht sind, ihren vollen Pflichtanteil zur materiellen, sozialen und moralischen Entwickelung der Nation beizutragen".

Aus dem antisemitischen Lager.

„Denken Sie an Konitz!" In unserem von der ganzen zivilisierten Welt geteilten Entsetzen über die ungeheuerlichen Judenverfolgungen in Rußland, die noch immer fortdauern, haben wir vor einigen Wochen in dem Artikel „Lernen wir! Wir sind gewarnt!" auf die Möglichkeit hingewiesen, daß auch Deutschland infolge der antisemitischen Hetzereien, wie die Vorgänge in Konitz z. B. bewiesen, sich mit der gleichen Schmach wie Rußland bedecke. Der Abg. v. Kardorff hat jüngst im Reichstage gleichfalls die Mahnung ausgesprochen, man solle für gewisse Fälle an Konitz denken! Diese ebenso richtige wie wichtige Warnung hat auf die antisemitische Presse leider in ganz entgegengesetztem Sinne gewirkt. Blätter, wie die „Deutsche Hochwacht", der Kröselsche „Mittelstand" benutzen die Warnungen von neuem, in hetzerischster Sprache den Konitzer Mord vorzutragen und so zu tun, als wenn vollständig klargestellt wäre, daß die Juden in ihrer Eigenschaft als Juden diesen Mord und ähnliche unaufgeklärte Mordtaten verübt hätten. Herrn v. Kardorff wird sogar gedroht, daß man ihm wegen dieser patriotischen Warnung sein Reichstagsmandat zu entwinden hoffe.

×× **Akademisches.** Dem „Verein christlicher Referendare" in Breslau, der bei seiner jüngsten Stiftungsfeier ein rüdes antisemitisches Pamphlet als Festlied benutzte, scheint der Breslauer „Verein christlicher Studenten" nicht unebenbürtig zu sein. Denn zum Motto hat er sich den Spruch erkoren:

„Ich bin nicht Jude, ich bin Christ, Und weiß, was recht und billig ist."

Die Herren haben sich mit dem Sprüchlein trefflich charakterisiert. Die vierzehn kurzen Worte ersetzen eine seitenlange Charakterstudie.

×× **Von der österreichischen Turnerschaft.** Der Turnkreis „Deutsch-Oesterreich", der ehemalige Kreis XV der deutschen Turnerschaft, hat eine Denkschrift über die Ursachen seines Austrittes aus dem Verbande der deutschen Turnerschaft herausgegeben und an alle deutschen Turnvereine versandt, um sein Verhalten zu rechtfertigen. Wie diese ultraantisemitischen Herren, die sich von der großen deutschen Turnsache trennten, weil man in deutschen Turnerkreisen sich jede antisemitische Hetzerei verbat, bei der Abfassung dieser Denkschrift verfahren sind, zeigt eine Kritik in der „Deutschen Turnzeitung".

In dieser Besprechung der Denkschrift heißt es: „Charakteristisch ist die Denkschrift dadurch, daß sie die entscheidenden Tatsachen teils unwahr darstellt, teils verschweigt." — Dr. Goetz, der Vorsitzende der deutschen Turnerschaft, der Verfasser der Besprechung, stellt die verschiedenen unwahren und sophistisch verdrehten Behauptungen richtig und erklärt dann: „Ausgeschieden ist Kreis XV nur, weil er seinen Kopf nicht durchsetzen konnte. Hinausgedrängt hat ihn niemand. — Der Ausschuß der deutschen Turnerschaft hat in dem ganzen leidigen Streit nicht als Hans der Träumer gehandelt. Sein Tun ist weder von Träumen, noch von Kosmopolitismus oder Humanitätsduselei geleitet worden, sondern er hat, um gerecht gegen alle zu sein und den Frieden in der deutschen Turnerschaft zu wahren, in unerschrockener und mannhafter Weise das, was recht und nötig war, getan; und die erdrückende Mehrheit des Berliner Turntages hat die Richtigkeit seines Handelns besiegelt. Soviel zur Abwehr der gröbsten Unrichtigkeiten." — Dann appelliert Dr. Goetz an die deutschen Turngenossen: „Mögen sie nun selbst urteilen. Hoffentlich freuen sie sich im Interesse unserer deutschen Volkssache, daß die reichsdeutschen Turnvereine von jedem häßlichen Bruderkampfe verschont geblieben sind."

Vermischtes.

Die Juden der Ostmark im Urteil des preußischen Kultusministers. Es ist ein beliebter antisemitischer Tric, die jüdische Bevölkerung der Ostmark als ein nichtdeutsches Element hinzustellen. Dieser Verdächtigung gegenüber ist die Meinung interessant, welcher der preußische Kultusminister am 12. Dezember im preußischen Abgeordnetenhause Ausdruck gab. Dr. Studt sagte in einer Erwiderung auf die Ausführungen des Abgeordneten Stychel:

„Um auch noch einen komischen Vorgang zu erwähnen, wollte ich mir gestatten, auf den Boykott zu kommen, den die polnische Bevölkerung durch ihre Zeitungsorgane als Parole für die Bekämpfung des deutschen Elementes, namentlich in der Provinz Posen, als eine unbedingte patriotisch-polnische Pflicht hingestellt hat. Wenn von irgend einem dieser Boykott gebrochen wird, so wird in einem bekannten Posener Blatte jedesmal der Name des betreffenden Verbrechers sofort verkündet. Hier heißt es z. B.: Herr Friseur Lehmann — Lehmann heißt der Pole! — (Heiterkeit) kaufte einen Paletot, eine Weste und einen Hut in einem jüdischen Magazin. (Heiterkeit). Kohlen vom Juden kauft Herr Parczewski. Nun kommt aber das Komischste:

Eine jüdische Fensterscheibe ließ sich Herr Wali in der Ritterstraße einsetzen. (Heiterkeit). — Meine Herren, Sie lachen darüber; aber es ist ein sehr ernstes Zeichen, ein Beweis für die tägliche Verhetzung der Bevölkerungsteile gegeneinander, die sich in dieser Weise geltend macht."

Der Herr Kultusminister Dr. Studt nennt die Juden der Ostmark in obigem Zusammenhang ein „deutsches Element", die Großpolen bekämpfen sie als ein solches. In den Augen der Antisemiten aber sind die Juden Feinde des Deutschtums.

„Kauft nur bei Christen!" Unter dieser Spitzmarke schreibt die antisemitische „Neue Bayerische Landeszeitung" in Würzburg:

„Wir werden ersucht, einen mit diesem Titel versehenen, gegen alle israelitischen Kaufleute gerichteten Aufruf aufzunehmen mit der Begründung, daß das hiesige Zentrumsblatt mit dem „guten Beispiel" vorangegangen sei. Was das Zentrumsblatt tut, das ist für uns nicht maßgebend. Das Zentrumsblatt läßt seinen Inseratensammler die jüdischen Warenhäuser Löser, Steinberg usw. um Aufträge anbetteln und nimmt deren Inserate anstandlos auf, das Geld stinkt nicht. Wie es trotzdem den Aufruf „Kauft nicht bei Juden" aufnehmen kann, das ist nur aus dem eigentümlichen geistlichen Christentum zu erklären, dessen Geist über den Tintenfässern des Zentrumsblattes schwebt. Wir haben die Inserate der Ramschbazare niemals aufgenommen, bringen es jedoch nicht über uns, jene israelitischen Geschäftsleute, welche auf gleich reeller Basis wie solide christliche Firmen stehen, zu boykottieren."

Paris. An der Trauerfeier für den Großrabbiner von Frankreich, Zadoc Kahn, die im Tempel der Rue de la Victoire stattfand, nahm der Marineminister Thomson teil; Ministerpräsident Rouvier ließ sich vertreten. Ferner waren anwesend der Direktor der Kultusangelegenheiten Dumay und Polizeipräfekt Lepine.

Sprechsaal.

Sturm im Wasserglase?

Die jährlich wiederkehrenden Wahlen zum Direktorium der akademischen Lesehalle haben in der letzten Woche stattgefunden. In dem Barackenbau im Kastanienwäldchen hinter der Universität, den sonst nur friedliches Zeitungsblätterrauschen durchweht, ging es während der paar Tage lebhaft zu. Die Lesehalle hat gewiß mit Politik nichts zu tun, und nie wurde versucht, sie nach politischen Gesichtspunkten zu leiten. Aber in diese Wahl sind politische Gesichtspunkte längst hineingetragen. Jedes Jahr gibt es Versammlungen und Flugblätter, Schlagworte sausen hin und her, Leidenschaft spritzt hochauf. Der kühle Beobachter zuckt die Achseln und lächelt ironisch: Sturm im Wasserglase.

Aber diesen jungen Leuten ist es heißer, heiliger Ernst. Und sie sind in den Jahren, wo die Herzen, weich wie Wachs, von der Masse der Eindrücke ihre Form fürs Leben empfangen. Und sie sollen einst geistige Führer des Volkes sein. Die Zeiten, wo der Student, sei es hinter Büchern, sei es hinter Krügen, fernab von den Strömungen der Zeit blieb, sind vorüber. Zu laut ist der Streitlärm des Tages, als daß er ihn noch überhören könnte. Und die Frage, ob der Student Politik treiben soll, scheint kaum mehr berechtigt; die Zeit stellt ihr eine Tatsache entgegen. Welche Politik wird nun hier getrieben, hier, wo es sich nicht um den Kampf für die geheiligte Tradition der akademischen Freiheit handelt, wo Student gegen Student ficht? Nichts von den Parteigegensätzen der politischen Arena, nichts von konservativ und liberal. Houston Stewart Chamberloin, so hast Du gehaust in den armen, unreifen Köpfen! Die reine Germanenrasse steht gegen das Ausländertum. Die alte deutsche Gastlichkeit proklamiert den Satz vom „Herr sein im eigenen Hause." Und nicht das beste haben diese Kämpfe mit den großen politischen gemein. Die Interessengegensätze machen sich breit auch auf den akademischen Bänken. Gegen den im Weib erwachsenden Konkurrenten kämpft man mit dem Schlagwort „Weiblichkeit", gegen den jüdischen Konkurrenten mit dem Schlagwort „national".

Noch in keinem Jahr hatten sich die Gegensätze so zugespitzt, wie in diesem. Der „nationalen Partei", dem Verein deutscher Studenten und denen um ihn, (ihr Schlachtruf: Hie deutsch-national, hie jüdisch-international!) stand als nur zu verständliche Reaktion, mehr noch, als erwünschte Wirkung der Verein jüdischer Studenten gegenüber. Daneben nur noch die katholischen Kandidaten. Der deutsch gesinnte Jude, der liberale Christ, sie wußten nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. In letzter Stunde ward die Stimme der Vernunft laut in einer „freien Verwaltungspartei", die das Direktorium als das angesehen wissen wollte, was es sein soll, eine reine Verwaltungsbehörde, und zu Frieden und Toleranz rief. Aber die Politik der Verhetzung hatte zu lange gewirkt, als daß eine solche Partei größere Erfolge hätte erzielen können.

Freilich, so beunruhigend, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, sind die Siege der „nationalen Partei" nicht. Denn gerade unter den Hunderten, die für sie stimmen, sind die harmlosesten Gemüter zu finden, die von keiner Sachkenntnis angekränkelten Neulinge, die das Wort „national" ohne weiteres ködert. Hier, wie anderwärts. Aber mancher junge Student, der noch auf dem Gymnasium freundschaftlich mit dem jüdischen Mitschüler verkehrte, lernt hier zum ersten Mal den Reichsfeind in ihm sehen. Mancher junge Jude erfährt hier zum ersten Mal, daß ihn ein Teil seiner Volksgenossen als Ausländer ansieht.

Und das Gift sitzt in ihren Seelen. Gesunde Naturen mögen es überwinden. Viele werden es nicht. Und diese jungen Leute sollen einst geistige Führer des Volkes sein. Der kühle Beobachter zuckt die Achseln und lächelt ironisch: Sturm im Wasserglase. Soll das Volk aus diesem Glase Gift trinken? Dr. R — r.

Briefkasten.

Dr. B. Die Aeußerung des Antisemiten Theodor Fritsch lautet: „Heute hält sich jeder unreife Bursche berufen, den antisemitischen Redakteur und Schriftsteller zu spielen, denn nach seiner Meinung gehört ja weiter nichts dazu, als daß man tüchtig auf die Juden schimpft. Dadurch ist der antijüdischen Sache der allergrößte Schaden zugefügt worden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.